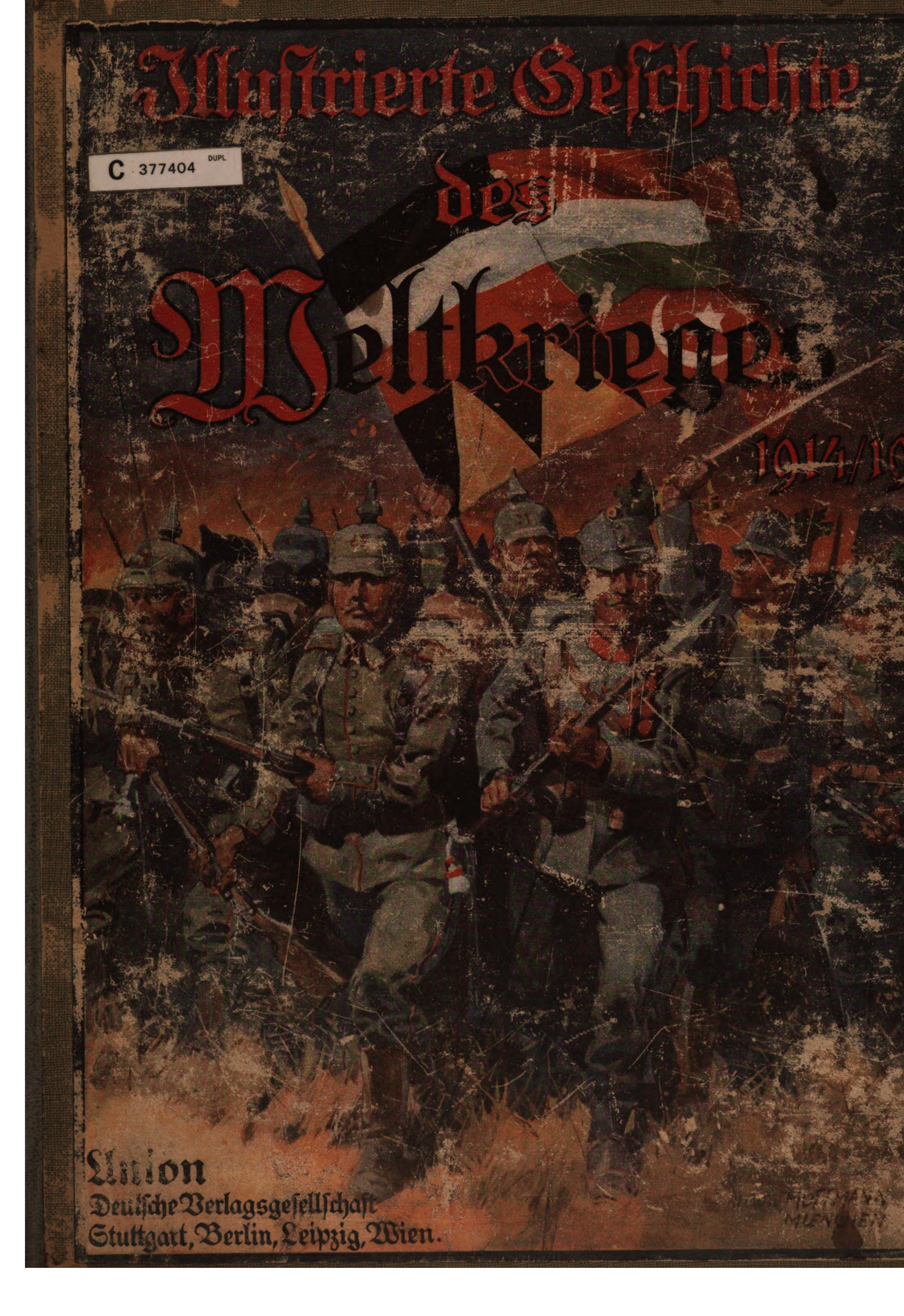
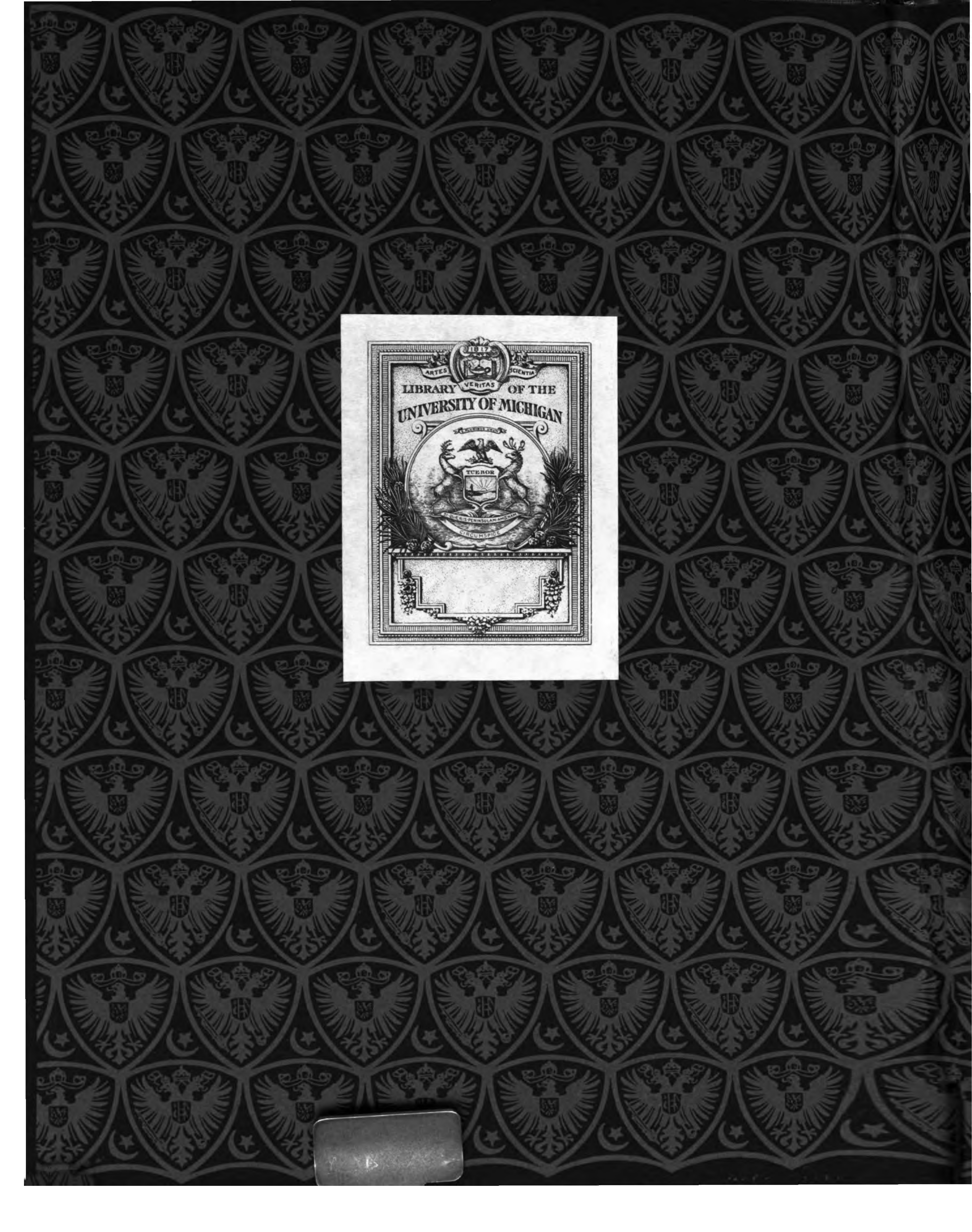
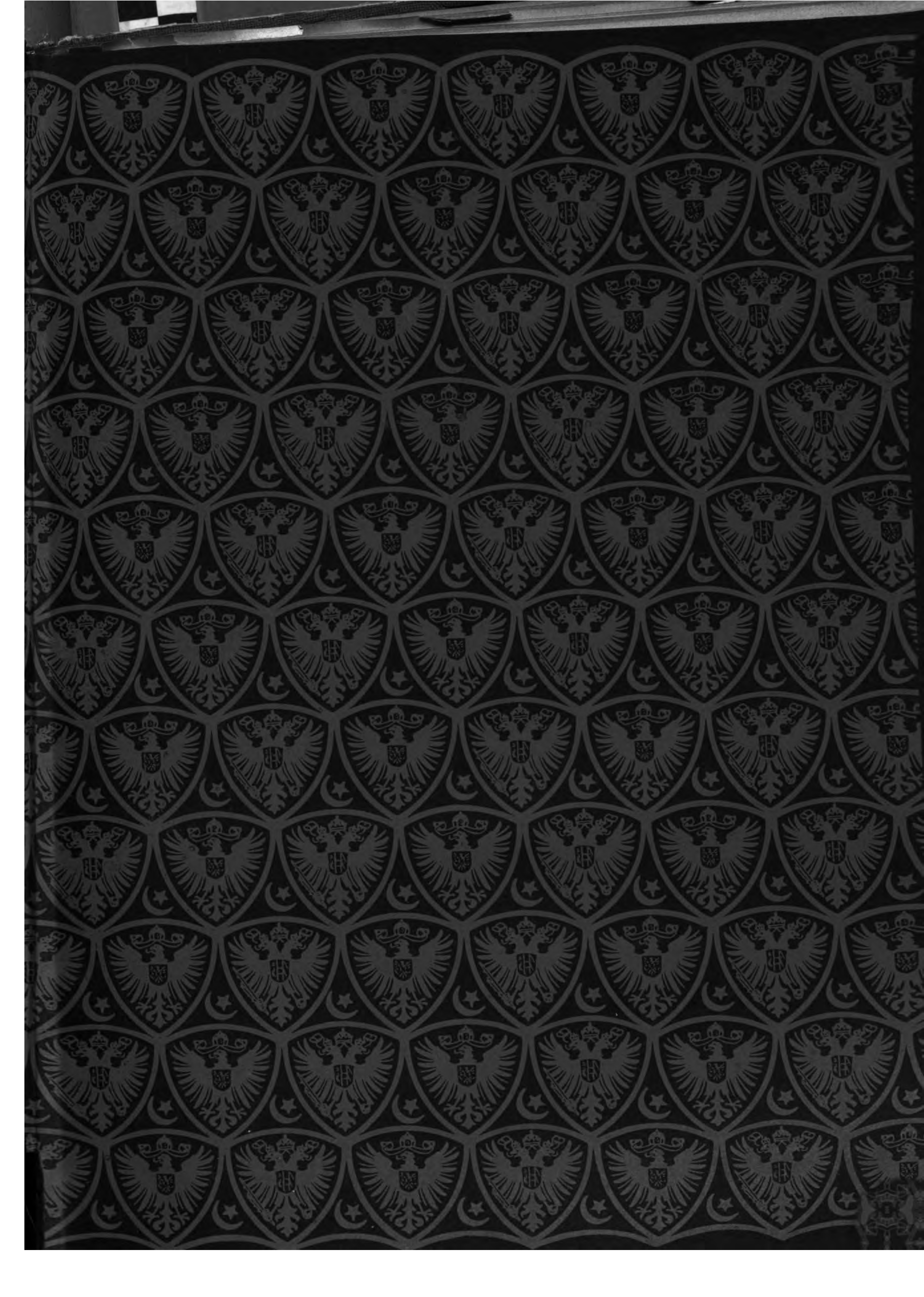
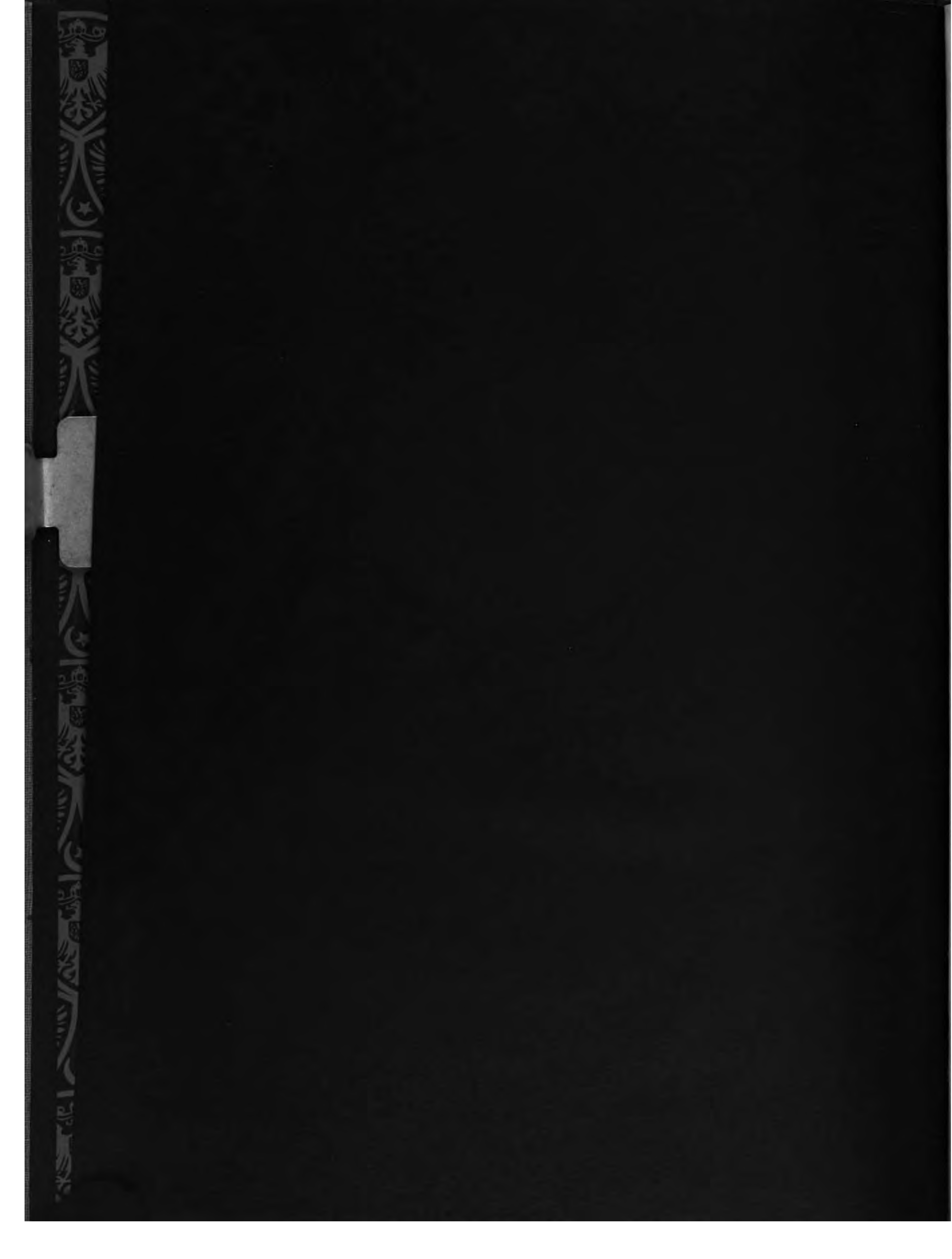

Illustrierte Geschichte
des
Weltkrieges
1914/1
C 377404 DUPL
Union
Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE







Rumänische Heeresteile verwüsten auf ihrer regellosen Flucht

Nach einem Originalgemä[illegible]

t vor der Armee Mackensen die Ortschaften der Walachei.
mälde von Max Tilke.



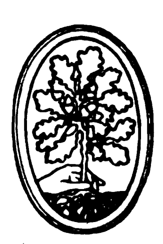
Illustrierte Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

Mit Beiträgen von

Generalleutnant z. D. **Baron v. Ardenne**, Oberarzt der Landwehr Dr. **P. Bernoulli**, Hauptmann Dr. **Walter Bloem**, Marineschriftsteller **Hans Bruhnsen**, Professor Dr. **Karl Dove**, **Richard Graf Du Moulin Eckart**, **Paul Otto Ebe**, Oberstudienrat Dr. **G. Egelhaaf**, Oberst **Egli**, Major **F. C. Endres**, Konteradmiral a. D. **M. Foß**, Dr. **H. Friedemann**, Oberstleutnant a. D. **Frobenius**, **Ludwig Ganghofer**, **O. v. Gottberg**, **Rifat Gozdović Pascha**, Dr. **P. Grabein**, Universitätsprofessor Dr. **Haller**, Hofrat **Hoppe**, **Eugen Kalkschmidt**, Vizeadmiral z. D. **Kirchhoff**, Kriegsberichterstatter Dr. **Adolf Köster**, Kapitän zur See z. D. **v. Kühlwetter**, Dr. **B. L. Freiherr v. Mackay**, Major a. D. **Moraht**, Kapitänleutnant a. D. **v. Niessen**, **Walter Oertel**, Dr. **Paul Rohrbach**, **Karl Rosner**, Dr. **Colin Roß**, Kriegsberichterstatter **Carl Graf Scapinelli**, Major a. D. **Schmahl**, Geh. Regierungerat Dr. jur. **Seidel**, Dr. **Alfred Semerau**, Generalmajor **v. Sprösser**, Chefarzt Sanitätsrat Dr. **Vulpius**, Privatdozent Dr. **Weiß**, Dr. **Fritz Wertheimer**, Privatdozent Dr. **Wigand**, Professor Dr. **Theobald Ziegler**, Professor Dr. **Waldemar Zimmermann**, Maler **R. Aßmann**, **M. Barascudts**, Marinemaler **Claus Bergen**, **Fritz Bergen**, Professor **Hans Bohrdt**, **W. Brandes**, Kriegsmaler **Hugo L. Braune**, **G. Adolf Closz**, Kriegsmaler **Josef Correggio**, **M. Zeno Diemer**, **Martin Frost**, **Johs. Gehrts**, Schlachtenmaler **Fritz Grotemeyer**, **Georg Hänel**, **Harry Heußer**, **Paul Hey**, Professor **Artur Heyer**, Professor **Anton Hoffmann**, **Fr. Kienmayer**, Marinemaler **Alex. Kircher**, **E. Klein**, **Lüdwig Koch**, Professor **Ernst Liebermann**, **Curt Liebich**, **O. Merté**, Professor **Messerschmitt**, **W. Moralt**, **Fritz Neumann**, **M. Plinzner**, **Albert Reich**, Orientmaler **Bruno Richter**, **Th. Rocholl**, **A. Roloff**, **G. Romin**, Professor **Hans W. Schmidt**, Professor **Georg Schöbel**, **Viktor Schramm**, **Wilhelm Schreuer**, **Curt Schulz**, Professor **Hans Rud. Schulze**, Professor **Chr. Speyer**, Professor **Karl Storch**, Professor **Willy Stöwer**, **Paul Teschinsky**, **Ewald Thiel**, **Max Tilke**, **L. Tuszynski**, Kriegsmaler **Ernst Vollbehr**, **Ernst Zimmer** u. a. m.

553 Abbildungen im Text, 25 zum Teil doppelseitige, mehrfarbige Kunstbeilagen, 28 Karten und Pläne im Text sowie ein Kriegskalender, die Ereignisse im ersten Halbjahr 1917 enthaltend.

Sechster Band.



Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien / Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.

Kunstbeilagen.

Karten.

Kriegskalender zur Original-Einbanddecke der Illustrierten Geschichte des Weltkrieges 1914/17. Sechster Band

enthaltend die Ereignisse vom 1. Januar bis 30. Juni 1917.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.

Januar.

1. Deutsche Erfolge in der Champagne, im Argonnerwald, an der Maas und am Mt. Faltucanu; Fortschritte an der siebenbürgisch-rumänischen Front bis Macin; russische Vorstöße bei Riga, Dünaburg und Stanislau abgewiesen. — 2. Neue Fortschritte zwischen Susita- und Putnatal, gegen Focsani und in der Dobrudscha; russisch-rumänische Vorstöße auf dem Mt. Faltucanu abgewehrt; deutscher Erfolg im Priesterwald, deutsch-ö.-u. bei Majanow. — 3. Deutscher Erfolg bei Dünaburg, russischer bei Mestecanesci; bei Soweja und an der Oitosstraße mehrere Höhen gestürmt; Macin und Jijila genommen. — 4. Deutscher Erfolg bei Loos; Kämpfe bei Friedrichstadt und Dorna Watra; neue Fortschritte gegen die Serethmündung, bei Odobesci, gegen Braila und Galatz; Slobozia, Potesti, Gurgueti und Romanul gestürmt. — 5. Russischer Erfolg an der Aa, bayrisch-ö.-u. am Mt. Faltucanu; neue große Fortschritte von Tartaru bis Rimnicani, am Sereth und in der Dobrudscha; Braila genommen. — 6. Englischer Angriff bei Arras, russische bei Mitau, Stanislau, zwischen Focsani und Fundeni abgewiesen; Sturmerfolge zwischen Oitos- und Putnatal und am Mgr. Odobesci. — 7. Russische Angriffe bei Riga abgewehrt; die Russen und Rumänen zwischen Putna- und Oitostal, am Odobesci und bei Focsani geworfen; die Milcovustellung gestürmt. — 8. Russische Vorstöße an der Aa und bei Friedrichstadt abgewehrt; neue Fortschritte beiderseits des Casinu- und Susitatales, am Putnaabschnitt und bei Fundeni; Focsani genommen. — 9. Russische Angriffe bei Riga, im Susitatal und an der Rimnicu-Sarat-Mündung abgewiesen; neue Erfolge zwischen Focsani und Fundeni; das englische Schlachtschiff „Cornwallis" durch deutsches U-Boot versenkt. — 10. Englischer Angriff bei Ypern, russische zwischen Riga und Smorgon abgewehrt; deutsch-ö.-u. Sturmerfolge zwischen Uz- und Susitatal und nördlich von der Oitosstraße. — 11. Englische Angriffe bei Serre und Beaucourt, russische an der Bahn Wilna-Dünaburg abgewiesen; weitere Fortschritte an der Oitosstraße, zwischen Galatz und Braila; La Burtea genommen; französische Angriffe am Ochridasee abgewehrt. — 12. Englische Angriffe gegen Serre abgewiesen, ebenso feindliche Vorstöße im Oitostal und gegen Stravina abgewehrt; Fortschritte im Slanictal; Mihalea durch türkische Truppen gestürmt. — 13. Deutsche Erfolge an der Goldenen Bistritz und der Oitosstraße; russischer Angriff bei Braila, russ.-rum. bei Stojokovo abgewiesen. — 14. Russisch-rumänische Angriffe im Susitatal abgewehrt; Vadeni gestürmt. — 15. Französischer Vorstoß bei Roye, russisch-rumänische Angriffe zwischen Casinu- und Susitatal, starke russische bei Fundeni abgewiesen. — 16. Russische Angriffe bei Smorgon, zwischen Casinu- und Susitatal und bei La Burtea abgewehrt; deutsche Erfolge auf den Combres-höhen und am Coman. — 17. Erfolgreiche Kämpfe bei Loos, Serre, Kraschin und zwischen Susita- und Putnatal; russische Angriffe an der Oitosstraße abgewiesen. — 18. Feindliche Vorstöße bei Marasti und Seres abgewehrt; ö.-u. Erfolg an der Karstfront. — 19. Russische Angriffe bei Belbor, rumänische im Susitatal abgewiesen; Nanesti gestürmt. — 20. Feindliche Vorstöße an der Valeputnastraße abgewehrt; deutsche Erfolge bei Baranowitschi und bei Paralovo; schwere russische Verluste an der Serethbrücke. — 21. Feindliche Vorstöße bei Lens, Friedrichstadt, Odobesci und beim Ochridasee abgewiesen; ö.-u. Erfolg bei Mielnica. — 22. Donauübergang bulgarischer Truppen bei Tulcea; erfolgreiche Gefechte bei Armentières, Fromelles, Dünaburg, im Putna- und Casinutal; ö.-u. Erfolg bei Görz; Seegefecht in den Hoofden. — 23. Deutscher Erfolg an der Aa; das Norduser bei Tulcea wieder geräumt. — 24. Deutsche Erfolge bei Berry au Bac, an den Combreshöhen, an der Aa, bei Luck und im Casinutal. — 25. Deutscher Sturmerfolg vor Verdun; weitere Fortschritte an der Aa; rumänische Vorstöße im Casinutal, serbische am Moglenagebirge abgewiesen; deutscher Flottenvorstoß gegen Lowestoft und Southwold. — 26. Englische Angriffe bei La Bassée, französische bei Chilly und vor Verdun, russische an der Aa abgewehrt; Kaiser Karl im Deutschen Hauptquartier. — 27. Englischer Erfolg bei Le Transloy, russischer bei Mestecanesci, bulgarischer an der Struma; französische Angriffe vor Verdun, russische an der Aa und Zlota Lipa abgewiesen. — 28. Englische Angriffe bei Armentières, französische vor Verdun, russische an der Zlota Lipa und bei Mestecanesci abgewehrt; Sturmerfolg württembergischer Truppen am Hartmannsweiler Kopf, ö.-u. am Doberdosee. — 29. Französische Angriffe vor Verdun, russische an der Aa abgewiesen; ö.-u. Erfolge bei Kostanjevica und Vertojba. — 30. Französischer Angriff bei Leintrey, russische an der Serethmündung abgewehrt; deutscher Sturmerfolg an der Aa, russischer bei Mestecanesci. — 31. Erklärung Deutschlands über den verschärften U-Boot-Krieg; Sturmerfolg sächsischer Truppen an der Narajowka. — U-Boot-Erfolge im Januar: 336 000 Tonnen feindlicher, 103 500 Tonnen neutraler Herkunft versenkt. — Verluste im Luftkriege im Januar: auf unserer Seite 34, auf feindlicher 55 Flugzeuge (seit Kriegsausbruch 1002), ferner 3 feindliche Fesselballone.

Februar.

1. Englische Vorstöße zwischen Armentières und Arras sowie bei Gueudecourt abgewiesen; deutsche Erfolge an der Combreshöhe und im Aillywald; englische Niederlage am Tigris. — 2. Russischer Vorstoß bei Bekas abgewiesen. — 3. Englischer Angriff bei Beaucourt, russischer an der Aa abgewehrt. — 4. Abbruch der diplomatischen Beziehungen durch die Vereinigten Staaten; erfolgreiche Kämpfe zwischen Ancre und Somme; ö.-u. Erfolg am Plöckenpaß. — 5. Deutscher Erfolg an der Beresina, ö.-u. bei Kirlibaba; französischer Vorstoß bei Mülhausen abgewiesen. — 6. Französischer Vorstoß bei Sennheim, russischer bei Kirlibaba abgewehrt; deutsch-ö.-u. Erfolge an der Beresina und an der Bahn Kowel—Luck. — 7. Erfolgreiche Sprengungen im Wytschaetebogen; englischer Angriff bei Bouchavesnes und an der Ancre, russischer beim Casinutal abgewiesen; deutscher Erfolg bei Kisielin. — 8. Englische Angriffe bei Serre, an der Ancre und am Vaastwald größtenteils abgewehrt. — 9. Englischer Vorstoß bei Sailly, französischer vor Verdun abgewiesen; deutscher Erfolg bei Vaux, ö.-u. bei Stanislau und im Görzischen. — 10. Englische Angriffe auf dem Nordufer der Ancre größtenteils abgewehrt, französische bei Ailly und beiderseits der Mosel, russische bei Postawy und Zloczow, französisch-englische bei Monastir und am Doiransee abgewiesen; ö.-u. Erfolg im Görzischen. — 11. Heftige englische Angriffe bei Armentières und an der Ancre abgewehrt, ebenso russischer im Putnatal; deutscher Erfolg an der Düna und bei Kiesilin, ö.-u. im Suganer- und Valarsatal. — 12. Feindliche Vorstöße zwischen Ypern und Arras, russische bei Zwyzyn, italienischer bei St. Peter abgewiesen; Sturmerfolge am Dryswjatysee, an der Valeputnastraße, im Cernabogen und im Tonalepaß. — 13. Starke feindliche Angriffe an der Ancre, russische bei Bekas, italienische im Cernabogen abgewehrt; neue Erfolge an der Valeputnastraße; Kämpfe am Tigris. — 14. Russischer Angriff am Sereth abgewiesen; erfolgreiche Sturmangriffe bei Kisielin und Zloczow. — 15. Deutsche Erfolge bei Ripont und an der Mosel; russischer Vorstoß bei Bohorodczany abgewehrt. — 16. Englischer Angriff bei Miraumont, französische Vorstöße bei Ripont, russische bei Illuxt, Luck, Zborow, Brzezany und Stanislau abgewiesen. — 17. Englische Angriffe bei Armentières, Lille, Pys und am Tigris, russische im Oitostal abgewehrt; wechselnde Kämpfe beiderseits der Ancre. — 18. Russische Vorstöße bei Lipnica Dolna und Brzezany abgewiesen; ö.-u. Erfolg am Monte Zebio; Luftschiffangriff auf Arensburg. — 19. Englischer Vorstoß bei Messines abgewehrt; Erfolge bei Le Transloy, vor Verdun, am Smotrec, im Slanictal und bei Focsani. — 20. Englische Vorstöße bei Fliren und am Doiransee, französische zwischen

Maas und Mosel abgewiesen. — 21. Englische Angriffe bei Armentières und am Wardar, russische bei Riga und am Naroczsee abgewehrt. — 22. Erfolge bei Zloczow und Brzezany; russische Angriffe bei Cortul abgewiesen. — 23. Französische Angriffe bei Ripont und Avocourt abgewehrt; französisches Lenkluftschiff bei Saaralben abgeschossen. — 24. Englische Vorstöße bei Ypern und Arras, französischer bei St. Mihiel, russischer am Tartarenpaß, italienischer bei Vertojba abgewiesen. — 25. Englische Vorstöße bei Armentières, französischer bei Cernay, russische bei Brzezany und am Tartarenpaß abgewehrt; ö.-u. Erfolg bei Vertojba; Torpedobootsvorstoß in den Kanal und die Downs. — 26. Englische Vorstöße zwischen Ypern und Arras abgewiesen; Kut-el-Amara in englischen Händen. — 27. Englische Vorstöße im Artois, französische bei Bailly, auf dem linken Maasufer und bei Markirch, italienischer im Cernabogen abgewehrt; Sturmerfolg an der Valeputnastraße. — 28. Englische Angriffe bei Le Transloy und Sailly abgewiesen; Bekanntgabe der Räumung der deutschen Stellungen beiderseits der Ancre; russische Vorstöße an der Valeputnastraße, rumänischer bei Susita abgewehrt. — U-Boot-Erfolge im Februar: 644 000 Tonnen feindlicher, 137 000 Tonnen neutraler Herkunft versenkt. — Verluste im Luftkrieg: 24 Flugzeuge auf unserer, 91 auf feindlicher Seite.

März.

1. Englische Angriffe zwischen Ypern und Arras, bei Souchez und an der Ancre, russische an der Valeputnastraße abgewiesen; deutscher Erfolg an der Narajowka; Fliegerangriff auf die Downs. — 2. Englische Vorstöße bei Hulluch, Liévin und an der Ancre, französische hier und in der Champagne, italienische bei Scurelle abgewehrt; Sturmerfolg bei Woronczyn; Generalfeldmarschall Conrad v. Hötzendorf durch General der Infanterie Arz v. Straußenberg ersetzt. — 3. Deutsche Erfolge bei Chilly, Etain und an der Doller, ö.-u. bei Vertojba. — 4. Englischer Erfolg bei Bouchavesnes, deutscher im Courrières- und im Fosseswalde, ö.-u. bei Tolmein, ital. gegen die Cima di Costabella. — 5. Englische Angriffe bei Bouchavesnes und in Mesopotamien, russische bei Brzezany und im Kelemengebirge, italienische an der Tiroler Ostfront abgewiesen. — 6. Französische Angriffe im Courrièreswald, englische am Wardar, italienische an der Tiroler Ostfront abgewehrt. — 7. Ö.-u. Erfolg am Tartarenpaß. — 8. Deutscher Erfolg bei Wytschaete; französische Angriffe bei Ripont und auf dem linken Maasufer abgewiesen; Erstürmung der Magyaroshöhe; Graf Zeppelin †. — 9. Französische Angriffe bei Laucourt, Prosnes, Ripont und Cheppy abgewiesen; deutscher Erfolg im Courrièreswald, ö.-u. auf der Cima di Boche. — 10. Französische Vorstöße zwischen Avre und Oise sowie in der Champagne abgewiesen; heftige Kämpfe in Mesopotamien. — 11. Französische Angriffe bei Ripont, italienischer bei Kostanjevica abgewiesen; die Engländer in Bagdad; Revolution in St. Petersburg. — 12. Englischer Vorstoß bei Arras, französische an der Avre und bei Ripont, italienischer auf der Cima di Costabella abgewehrt; Erfolge bei Zloczow und Brzezany; Flugzeugangriff auf Valona. — 13. Englischer Angriff im Ancregebiet, französische bei Ripont, St. Mihiel und am Ochridasee abgewiesen; deutscher Erfolg an der Narajowka. — 14. Französische Angriffe bei Ripont und Monastir abgewehrt; ö.-u. Erfolge bei Witoniez, Jamnica und Asiago; China bricht die Beziehungen zu Deutschland ab. — 15. Französische Angriffe bei Monastir und am Ochridasee, italienische bei Kostanjevica abgewiesen; Abdankung des Zaren. — 16. Russische Vorstöße bei Stanislau und Solotwina, französische bei Monastir abgewehrt; ö.-u. Erfolg auf der Costabella; Luftschiffangriff auf London; L 39 bei Compiègne abgeschossen. — 17. Französischer Vorstoß bei der Chambrettesferme, italienischer auf der Costabella abgewiesen; Bapaume und Peronne aufgegeben; heftige Kämpfe in Mazedonien; deutscher Flottenvorstoß gegen die Themsemündung und im Kanal; Rücktritt des Ministeriums Briand. — 18. Weitere Gebietsräumung zwischen Arras und Aisne; Sturmerfolg bei Malancourt; französische Angriffe an der Chambrettesferme, am Ochridasee und bei Monastir abgewehrt. — 19. Französische Angriffe vor Verdun und in Mazedonien abgewiesen; das französische Linienschiff „Danton“ durch deutsches U-Boot versenkt. — 20. Französische Vorstöße im Fosseswald und in Mazedonien abgewiesen; Sturmerfolge bei Trnova und Snegovo. — 21. Französische Angriffe bei Chivres und Missy, vor Verdun, bei St. Mihiel und in Mazedonien abgewehrt; Sturmerfolg bei Saberesina; Rückkehr der „Möwe“ von der zweiten Kreuzerfahrt; Prinz Friedrich Karl von Preußen im Flugzeug abgeschossen. — 22. Französische Angriffe bei St. Simon, Margival, La Ville aux Bois und am Ochridasee abgewiesen. — 23. Französische Angriffe an der Ailette, bei Feuville und Margival, russische bei Smorgon, Baranowitschi und am Stochod abgewiesen; Sturmerfolg im Csobanyostal. — 24. Französischer Vorstoß bei Vragny, italienischer am Monte Scorluzzo abgewehrt; Erfolge bei Soupir, Cerny, Samman, Monastir und Kostanjevica; deutsche Seesperre im Eismeer. — 25. Heftige Kämpfe bei St. Quentin und Crozat-Neuville; französische Vorstöße bei Craonelle, russische im Csobanyostal abgewiesen; Torpedobootsangriff auf Dünkirchen. — 26. Kämpfe östlich von Bapaume und Peronne und bei Coucy le Chateau; Roysel vom Feind besetzt; Sturmerfolge bei Baranowitschi und Biglia; russische Angriffe bei Luck, Zloczow, Brzezany und beim Csobanyostal abgewehrt. — 27. Französischer Vorstoß bei La Fère, russischer an der Magyaroshöhe abgewiesen; Sturmerfolge bei Ripont, Stanislau und im Uztal; türkischer Sieg bei Gaza. — 28. Englischer Angriff bei Croisilles, französische in der Champagne und vor Verdun abgewehrt; ö.-u. Erfolg bei Jamiano. — 29. Englische Angriffe bei St. Vaast, französische bei Margival, russischer bei Dünaburg abgewiesen. — 30. Englische Angriffe bei Lens und Metz en Couture, französische bei Soissons und Ripont, italienische bei Jamiano und Biglia abgewehrt; Heudicourt und St. Emilie von Engländern besetzt; Erfolge bei Widsy, Nowogrodek und Kirlibaba. — 31. Englische Angriffe bei Lens und Arras, französische bei Soissons, Combres und St. Mihiel, italienischer am Stilfser Joch abgeschlagen; englische Fortschritte vor Peronne. — U-Boot-Erfolge im März: 689 000 Tonnen feindlicher, 196 000 Tonnen neutraler Herkunft versenkt. — Verluste im Luftkrieg im März: auf unserer Seite 45, auf feindlicher 161 Flugzeuge, ferner 19 Fesselballone.

April.

1. Schwere englisch-französische Verluste zwischen Arras und der Aisne, französische am Aisnekanal, bei Vregny und Ripont, russische beiderseits des Uztales. — 2. Neue schwere Verluste der Engländer und Franzosen vor Bapaume und St. Quentin, sowie vor Soissons und in der Champagne; russischer Vorstoß bei Baranowitschi abgewehrt; Erfolge bei Dünaburg, Bogdanow und am Ochridasee. — 3. Französische Fortschritte bei St. Quentin, zwischen Somme und Oise; französische Vorstöße bei Laffaux abgewiesen; der Brückenkopf Toboly am Stochod gestürmt. — 4. Erhebliche Verluste der Engländer vor Peronne; französischer Vorstoß bei Laffaux abgewehrt; Erfolge bei Reims, Riga, Brody und Monastir. — 5. Englische Vorstöße zwischen Angres und der Scarpe, französischer bei Sapigneul, russischer bei Brzezany abgewiesen; Flugzeugangriffe auf Doucy, Grado und Gorgo; Wilsons Ankündigung des Kriegszustandes mit Deutschland. — 6. Französische Vorstöße bei Laffaux, Sapigneul und Malancourt, russische bei Baranowitschi und Stanislau abgewehrt; Österreich-Ungarn bricht die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten ab. — 7. Englische Vorstöße nahe der Küste und bei Wytschaete, französischer bei Laffaux abgewiesen; Erfolge in den Waldkarpathen; das deutsche Torpedoboot G 88 vor der flandrischen Küste versenkt; Erlaß Kaiser Wilhelms II. über das preußische Wahlrecht; Ergebnis der 5. österreichischen Kriegsanleihe: 6¼ Milliarden Kronen. — 8. Beginn der Riesenschlacht bei Arras; Erfolg bei Focsani; Flugzeugangriffe auf Barcola, Sistiana und Vermigliano. — 9. Englische Erfolge bei Arras, deutscher bei Ypern; französischer Angriff bei Laffaux abgewehrt. — 10. Schwere englische Verluste vor Arras; französischer Vorstoß bei Berry au Bac abgewiesen. — 11. Neue schwere Verluste der Engländer bei Vimy, Famroux, Bullecourt und Hargicourt; Monchy verloren; ö.-u. Erfolg bei Vertojba. — 12. Englische Angriffe bei Angres, Givenchy en Gohelle, Arras und vor Peronne, französischer auf beiden Sommeufern abgewehrt. — 13. Schwere englische Verluste bei Croisilles und Bullecourt, französische auf beiden Sommeufern. — 14. Neue schwere Verluste der Engländer von der Scarpe bis zur Bahn Arras—Cambrai; ö.-u. Erfolg bei Tolmein. — 15. Schwerste englische Verluste an der Scarpe, bei Croisilles, Lagnicourt und Boursies; französische Angriffe bei Vauxaillon und Chivres abgewiesen; ö.-u. Erfolg bei der Cima di Boche. — 16. Beginn der Riesenschlacht an der Aisne; überall schwerste Verluste der Franzosen ohne jeden Erfolg. — 17. Gefechte an der Somme; französische Teilangriffe an der Aisne abgewehrt; schwerste Verluste der Franzosen in der Champagne bei geringen Erfolgen; Sturmerfolg bei Monastir. — 18. Französischer Erfolg bei Braye, englischer bei Samarra; französische Angriffe am Chemin des Dames und bei Aubérive, russische am Brimont abgewiesen. — 19. Abschluß des Rückzugs auf die Siegfriedstellung; schwerste französische Verluste am Chemin des Dames, Brimont und in der Champagne; französische Angriffe bei Monastir abgewehrt; zweiter türkischer Sieg bei Gaza. — 20. Neue schwerste Verluste der Franzosen an der Aisne und in der Champagne; ö.-u. Erfolg bei Arsiero; Rücktritt des Ministeriums Romanones; englischer kleiner Kreuzer durch türkisches U-Boot versenkt; Beschießung von Dover und Calais und scharfes Seegefecht im Kanal. — 21. Englischer Vorstoß an der Scarpe, französischer

bei Ripont abgewiesen; französische Verluste bei Braye, Hurtebiseferme, Reims, Prosnes und an der Suippe; ö.-u. Erfolg bei den Drei Zinnen; die Türkei bricht die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten ab. — 22. Englischer Vorstoß bei Loos und am Doiransee, französische bei La Ville aux Bois und bei Prosnes abgewehrt. — 23. Zweite Schlacht bei Arras; schwerste englische Verluste bei geringsten Erfolgen; Guémappe verloren; Sturmerfolg nahe der Küste. — 24. Neue schwerste Verluste der Engländer bei Arras; französische Vorstöße bei Hurtebiseferme, am Brimont und an der Suippe, englischer am Doiransee abgewehrt; Flottenvorstoß gegen Dünkirchen. — 25. Englische Angriffe bei Arras und an der Scarpe, französische bei Braye abgewiesen. — 26. Englische Angriffe bei Arras und an der Scarpe abgewehrt; erfolgreiche Kämpfe am Chemin des Dames; Vorstoß deutscher Seestreitkräfte gegen Margate und die Themsemündung. — 27. Englische Angriffe bei Monchy, französische bei Braye, Hurtebiseferme und Reims abgewiesen; Ergebnis der sechsten deutschen Kriegsanleihe: über 13,1 Milliarden Mark. — 28. Dritte Schlacht bei Arras; schwerste englische Verluste ohne Ergebnis; ö.-u. Erfolg am Tonalepaß. — 29. Englische Angriffe auf Oppy, französische von Berry au Bac bis Reims abgewehrt; Annahme der Wehrpflicht in den Vereinigten Staaten. — 30. Französische Vorstöße bei Berry au Bac, am Brimont und bei Courcy abgewiesen; schwere französische Verluste bei Prosnes-Aubérive; Flugzeugangriff auf Valona; General Nivelle durch Pétain ersetzt. — U-Boot-Erfolge im April: 822 000 Tonnen feindlicher, 269 000 Tonnen neutraler Herkunft versenkt. — Verluste im Luftkrieg im April: auf unserer Seite 74 Flugzeuge und 10 Ballone, auf feindlicher 362 Flugzeuge und 29 Ballone.

Mai.

1. Englische Angriffe bei Lens, Monchy und Fontaine, französische bei Cerny und am Chemin des Dames, russischer beim Oitostal abgewiesen; Flugzeugerfolge auf der Themse. — 2. Russischer Angriff im Putnatal abgewehrt; an der flandrischen Küste feindliches Torpedoboot versenkt; Flugzeugangriffe auf Codigoro, Villa Vincentina und Valona. — 3. Vierte Durchbruchschlacht bei Arras gescheitert; französische Angriffe bei Braye und Craonne, russischer im Susitatal, italienischer bei Görz abgewiesen; Flugzeugangriff auf Sagrado. — 4. Englische Angriffe bei Bullecourt, Lens und Fresnoy abgewehrt; schwerste französische Verluste zwischen Aisne und Brimont, sowie bei Prosnes. — 5. Englische Angriffe bei Lens, Quéant und Cambrai abgewiesen; neue Durchbruchschlacht zwischen der Ailette und Craonne mit schwersten französischen Verlusten gescheitert; ö.-u. Erfolg bei Görz. — 6. Neue schwerste Verluste der Franzosen in der Aisneschlacht; feindliche Vorstöße im Cernabogen abgewiesen. — 7. Englische Angriffe bei Roeux, Fontaines und Bullecourt, französische bei Craonelle, Vauxaillon-Corbény, La Neuville und Prosnes abgewehrt, ebenso feindliche Angriffe am Ochridasee und im Cernabogen. — 8. Fresnoy zurückerobert; englische Angriffe bei Roeux und Bullecourt, französische am Winterberg und bei Berry au Bac gescheitert; schwerste feindliche Verluste in Mazedonien. — 9. Englische Angriffe bei Fresnoy, französische am Winterberg, bei Cormicy und Prosnes abgewiesen; neue schwerste Verluste der Feinde in Mazedonien. — 10. Englische Vorstöße bei Fresnoy, Roeux, Monchy und Bullecourt abgewehrt, ebenso französische Angriffe am Winterberg, bei Corbény und Prosnes, französisch-serbische zwischen Cerna und Wardar; Seegefecht in den Hoofden. — 11. Starke englische Angriffe bei Arras, französische bei Berry au Bac abgewiesen, ebenso im Cernabogen; deutscher Erfolg bei Cerny. — 12. Schwerste englische Verluste bei Arras mit alleinigem Erfolg bei Roeux; französische Vorstöße bei Corbény und an der Cerna abgewehrt. — 13. Englische Angriffe bei Oppy, Fampoux und Bullecourt, italienischer bei Plava abgewiesen. — 14. Englische Angriffe an der Scarpe, bei Monchy und Bullecourt, französische bei Ailles, Corbény und Blancée abgewehrt; deutscher Erfolg bei Fort de Malmaison; Beginn der 10. Isonzoschlacht mit schwersten italienischen Verlusten; L 22 über der Nordsee abgeschossen; erfolgreicher ö.-u. Flottenvorstoß in die Otrantostraße und Versenkung des englischen Kreuzers „Dartmouth" durch deutsches U-Boot. — 15. Deutscher Erfolg bei La Neuville; neue schwerste Verluste der Italiener an der Isonzofront mit geringem Erfolg bei Auzza. — 16. Englischer Erfolg bei Roeux, deutsche bei Vauxaillon, Laffaux und Braye; englische Angriffe an der Scarpe und bei Riencourt, französischer bei Monastir abgewiesen; Fortdauer der Isonzoschlacht unter schwersten italienischen Verlusten. — 17. Englischer Angriff bei Gavrelle, französische bei Braye, Craonelle, Craonne, Sapigneul und im Cernabogen abgewehrt; Bullecourt geräumt; deutscher Erfolg bei der La Royère-Ferme; neue schwerste italienische Verluste am Isonzo; der Kuk aufgegeben; Rücktritt Miljukows. — 18. Englische Angriffe bei Arras und Monchy, französischer am Winterberg abgewiesen; Fortgang der blutigen Kämpfe an der Isonzofront. — 19. Englische Angriffe bei Monchy, französische bei Braye und an der Cerna abgewehrt; die Italiener bei Auzza wieder geworfen; schwere italienische Verluste bei Vodice und Görz. — 20. Starke englische Angriffe bei Arras, französische bei Laffaux und in der Champagne abgewiesen; deutsche Erfolge bei Braye und Cerny, französische am Cornillet- und Keilberg; schwerste italienische Verluste zwischen Vodice und Salcano. — 21. Englische Angriffe bei Bullecourt und Croisilles, französische bei Nauroy und Moronviller, italienischer bei Görz abgewehrt. — 22. Englische Vorstöße bei Hulluch und Bullecourt, starke französische Angriffe von Paissy bis La Ville au Bois, italienischer bei Görz abgewiesen. — 23. Französische Angriffe bei Froidmont und Vauclerc abgewehrt; deutscher Erfolg bei Apremont; italienische Massenanstürme von Plava bis zum Meere gescheitert bis auf einen Raumgewinn bei Jamiano; Luftschiffangriff auf London, Sheerneß, Harwich und Norwich; Rücktritt des Ministeriums Tisza. — 24. Englische Angriffe bei Wytschaete, Armentières, Lens, Bullecourt und Loos, französische bei Craonelle und Corbény abgewiesen; neue schwerste Verluste der Italiener bei Vodice, am Monte Santo und auf der Karsthochfläche; Flugzeugangriff auf Lebara. — 25. Deutscher Erfolg bei Pargny; französische Angriffe bei Nauroy abgewehrt; neue schwerste Verluste der Italiener an der Isonzofront; Flugzeugangriff auf Dover und Folkestone. — 26. Französische Angriffe bei Pargny und Vauxaillon abgewiesen; alle italienischen Angriffe bei Vodice und auf der Karsthochfläche gescheitert. — 27. Englische Angriffe bei Wytschaete und am Senséebach, italienische an der Isonzofront abgewehrt; deutscher Erfolg bei Moronviller. — 28. Französischer Angriff am Pöhlberg, englische am Wardar abgewehrt; neue schwerste Verluste der Italiener bei Vodice, am Monte Santo und bei Jamiano. — 29. Englische Vorstöße im Artois, französische am Chemin des Dames, italienische bei Vodice, Jamiano und Berat abgewehrt. — 30. Englische Angriffe an der Scarpe, bei Monchy und Guémappe, italienischer bei San Giovanni abgewiesen; deutsche Erfolge an der Aisne und bei Aubérive. — 31. Englische Vorstöße bei Ypern, Wytschaete, Hulluch, Chérisy und Fontaines, französischer in Mazedonien, italienischer bei Vodice abgewehrt. — U-Boot-Erfolge im Mai: 869 000 Tonnen feindlicher und neutraler Herkunft versenkt. — Verluste im Luftkrieg im Mai: auf unserer Seite 79 Flugzeuge, 9 Ballone, auf feindlicher 262 Flugzeuge, 26 Ballone.

Juni.

1. Deutscher Erfolg bei Soissons, bulgarischer am Wardar; italienischer Angriff bei Görz abgewehrt. — 2. Englische Angriffe bei Loos, Souchez und Monchy, französische am rechten Maasufer, rumänische in der Moldau abgewiesen; ö.-u. Erfolg bei San Marco. — 3. Englische Vorstöße bei Hulluch, Lens, Monchy und Chérisy, französischer am Pöhlberg, italienische bei Görz abgewehrt; deutsche Erfolge am Winterberg und bei Braye, ö.-u. auf dem Fasti Hrb. — 4. Englische Vorstöße bei Wytschaete, französische bei Braye abgewiesen; italienische Niederlage bei Jamiano; ein ö.-u. Torpedoboot gesunken. — 5. Englische Vorstöße bei Wytschaete und an der Scarpe, französische bei Braye und am Winterberg, russischer an der Oitosstraße, italienischer im Görzischen abgewiesen; weitere Fortschritte bei Jamiano; feindlicher Angriff zur See auf Ostende; Torpedoboot S 20 gesunken. — 6. Englische Angriffe bei Hulluch, Loos, Liévin und Roeux, italienischer bei Jamiano abgewehrt; deutsche Erfolge bei Pargny, ö.-u. bei den Drei Zinnen. — 7. Schwere Schlacht in Flandern; englische Erfolge bei St. Eloi, Wytschaete und Messines, sonst alle Angriffe abgewiesen, ebenso französische Vorstöße in den Vogesen und im Sundgau. — 8. Englische Angriffe bei Messines und an der Douve, bei Vermelles, Loos, Croisilles und Lens, französische bei Braye und Cerny abgewiesen; Flugzeugangriff auf Folkestone. — 9. Englische Vorstöße bei Ypern abgewiesen; deutsche Erfolge bei Maincourt, Beine, Verdun und Apremont. — 10. Englische Angriffe bei Hollebeke, Wambeke, an der Douve und bei La Bassée abgewehrt; deutscher Erfolg bei Cerny; schwere italienische Verluste im Suganertal und den Sieben Gemeinden; Flugzeugangriff auf Lebara und Arensburg. — 11. Englische Kavallerie bei Messines vernichtet; englische Angriffe bei Kruis, Fromelles und Arleux, französische bei Cerny, Tahure und Vauquois abgewehrt; neue schwere italienische Verluste an der Tiroler Front. — 12. Englische Angriffe bei Warneton und am Souchezbach, italienische am Monte Zebio und Monte Forno abgewiesen. — 13. Französische Angriffe bei Vauxaillon abgewehrt; großer Flugzeugangriff auf London; Abdankung König Konstantins von Griechenland. — 14. Englische Fortschritte zwischen Ypern

und Armentières; englische Angriffe bei Monchy und Loos, italienischer am Rombon abgewiesen; L 43 über der Nordsee abgeschossen. — **15.** Englische Angriffe bei Warneton, Loos und Bullecourt, italienische im Suganertal und Zebiogebiet abgewehrt; englischer Zerstörer der L-Klasse durch ö.-u. U-Boot versenkt. — **16.** Englische Angriffe bei Warneton, Monchy, Croisilles und Bullecourt, russische bei Brzezany abgewiesen; deutscher Erfolg beim Gehöft Hurtebise; Luftschiffangriff auf südenglische Festungen; L 48 abgeschossen. — **17.** Englische Vorstöße bei Warneton, Vermelles, Loos und Croisilles sowie am Doiransee abgewehrt; ö.-u. Erfolg am Rombon. — **18.** Französische Angriffe beim Gehöft Hurtebise, russische bei Valeputna abgewiesen; deutscher Erfolg bei Monchy, französische am Hochberg. — **19.** Englischer Erfolg bei Lens, deutscher am Hochberg; schwere Kämpfe auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden mit geringen italienischen Erfolgen; Rücktritt des schweizerischen Bundesrates Hoffmann. — **20.** Englische Angriffe bei Hooge abgewehrt; deutscher Erfolg bei Vauxaillon; Benghasi von deutschem U-Boot beschossen. — **21.** Englische Angriffe bei Warneton, Houplines und Lens abgewiesen; französische Erfolge bei Vauxaillon und am Cornillet, deutsche am Pöhlberg, bei Prunay und Nauroy. — **22.** Deutscher Sturmerfolg bei Filain; Rücktritt des Ministeriums Clam-Martinitz. — **23.** Englische Vorstöße bei Warneton und an der Scarpe abgewehrt; die Franzosen am Cornillet wieder zurückgetrieben. — **24.** Englische Angriffe am Souchezbach, an der Straße Lens—Arras und bei Hulluch, französische bei Vauxaillon abgewiesen. — **25.** Ö.-u. Erfolg auf dem Suganer Grenzrücken, kleiner französischer beim Gehöft Hurtebise; Venizelos wieder am Ruder. — **26.** Englische Angriffe bei Lens und Fontaine größtenteils abgewehrt. — **27.** Deutsche Erfolge an der Straße Cambrai—Arras, bei Nieuport und am Hartmannsweiler Kopf; Dünkirchen beschossen. — **28.** Heftige Kämpfe zwischen La Bassée-Kanal und Scarpe; englischer Erfolg bei Oppy, deutsche bei Courtecon, Ailles, Cerny, Malancourt und Avocourt. — **29.** Englischer Vorstoß bei Armentières, französische bei Cerny, russischer bei Koniuchy abgewehrt; deutsche Erfolge bei Corbény, Cerny und Bethincourt. — **30.** Französische Angriffe am Chemin des Dames und auf dem westlichen Maasufer abgewiesen, ebenso russische Massenangriffe von der oberen Strypa bis an die Narajowka; deutscher Erfolg bei Cerny, ö.-u. bei Vertojba; Griechenland bricht die Beziehungen zu den Mittelmächten ab.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

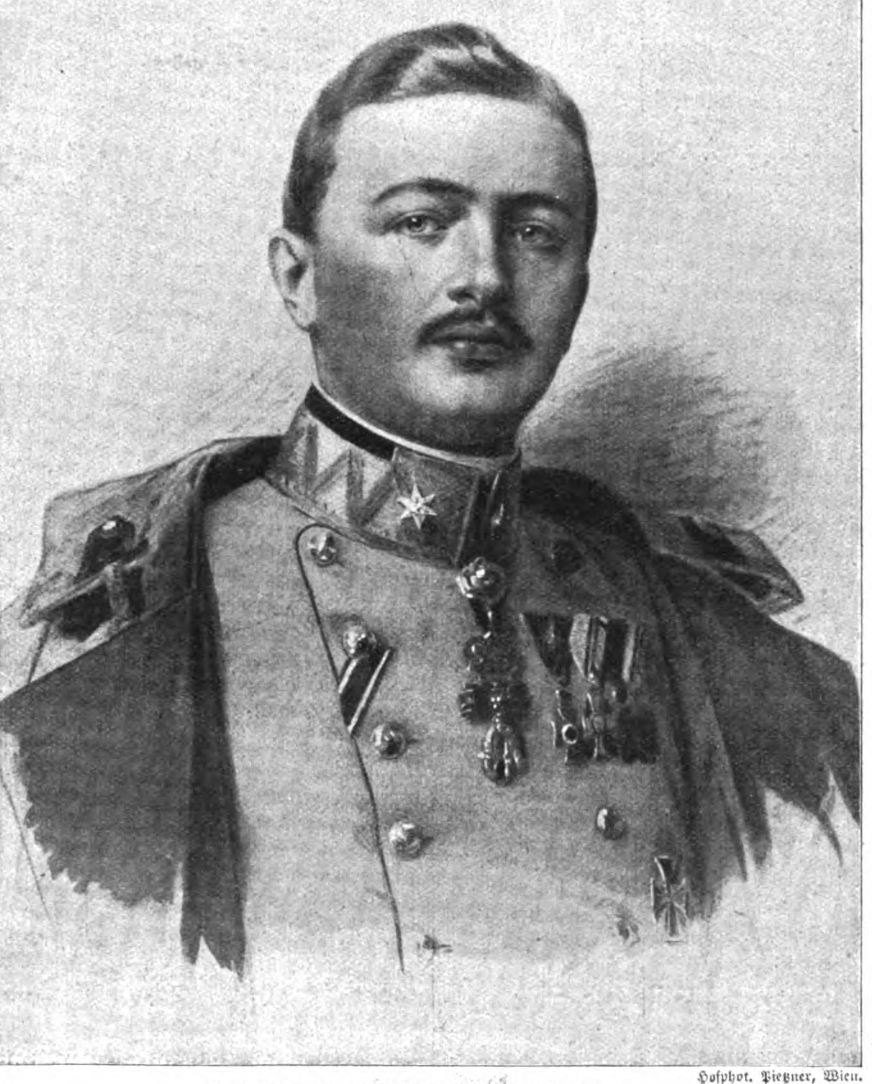
Da der bisherige Verlauf des großen Ringens die erhoffte Entscheidung noch nicht gebracht hatte, traf man in allen am Kriege beteiligten Ländern großzügige Vorbereitungen zu einem neuen Frühjahrsfeldzug. England bemühte sich eifrig, seine Verbündeten von der Notwendigkeit der Fortführung des Kampfes zu überzeugen und die Aussichten des Vierverbandes als glänzend hinzustellen. Seinem Petersburger Botschafter Buchanan gelang es sogar, durch seine Machenschaften ganz erheblich zum Sturze des russischen Ministerpräsidenten Stürmer beizutragen. Dieser stand bei England in dem Verdacht, deutschfreundliche Gesinnungen zu hegen und dem Frieden geneigt zu sein, was ihn bei den Verbandsdiplomaten von vornherein unmöglich machte. Er mußte also weichen, und an seine Stelle trat Trepow, ein ausgesprochener Deutschenhasser. Dieser Mann schien England die Gewähr zu bieten, daß Rußland weiterhin zur treuen Gefolgschaft Englands gehören und bereit sein würde, für dieses zu verbluten. Die Gefahr, daß Rußland etwa einen Sonderfrieden schließen würde, wie immer häufiger auftauchende Gerüchte behaupteten, war vorerst beseitigt; seine Regierung bekundete auch den Willen zur Weiterführung des Krieges durch die Einberufung der Rekruten des Jahrgangs 1918, was eine Vermehrung des Heeres um 500 000 Mann bedeutete.

Auch in Frankreich, wo man infolge des gelungenen Vormarsches auf Monastir neuen Mut gefaßt hatte, setzte man die Rüstungen energisch fort. Gleichzeitig forderten das Kabinett und die Presse wieder einmal eine stärkere Beteiligung englischer Truppen, weil die eigenen Streitkräfte bei den fortgesetzten Angriffen an der Somme riesig gelitten hatten. Diesem immer wiederholten Drängen hatte ja England bis zu einem gewissen Grade bereits nachgegeben, das französische Volk wünschte aber die Ausdehnung der englischen Front für die Wintermonate in einem solchen Umfange, daß die französische Armee, im ganzen genommen, sozusagen einmal zu fast völliger Ausspannung kommen könne. Dank der einschneidenden Gesetze, die England während des Krieges zu erlassen gezwungen war, konnte es auch seine Wehrmacht gewaltig verstärken; eine erhöhte Leistungsfähigkeit seiner Truppen war somit für das kommende Frühjahr in sichere Aussicht zu nehmen.

Wesentlich unterstützt wurden die Anstrengungen der Gegner Deutschlands und seiner Verbündeten durch die japanische und amerikanische Kriegsindustrie, die beide unter Anspannung aller Kräfte arbeiteten, um die Armeen der Vierverbandsländer mit ungeheuren Mengen Kanonen und Munition zu versehen.

Diesen Tatsachen gegenüber konnte Deutschland nicht mehr mit den gewöhnlichen Mitteln zur Führung des Krieges auskommen. Es hatte sich gezeigt, daß für den Erfolg der Besitz an ausreichendem Artilleriematerial von ausschlaggebender Bedeutung ist. Dieser Erkenntnis galt es Rechnung zu tragen. Der neue Kriegsminister v. Stein, der an die Stelle des Generals Wild v. Hohenborn trat, erblickte deshalb seine Hauptaufgabe in der Verstärkung und Verbesserung der Ausrüstung des deutschen Heeres und der Streitkräfte seiner Verbündeten. Kanonen und Granaten mußten fortan in bisher nicht gekannten Mengen erzeugt werden. Auch auf allen anderen Gebieten mußte der Kräfteentwicklung der Feinde die Fruchtbarmachung aller eigenen Mittel für die Abwehr der gegnerischen, auf völlige Vernichtung abzielenden Pläne entgegengestellt werden. Dem Kriegsministerium wurde aus diesen Gründen ein Kriegsamt angegliedert, dem in erster Linie die Lösung der Aufgabe anvertraut wurde, die gesamten Heimatkräfte, die an der Front nicht verwendungsfähig waren, mehr als je zuvor dem Heere nutzbar zu machen.

Ganz Deutschland sollte ein großes Heer- und Kriegslager werden; alle überhaupt nur verwertbaren wirtschaftlichen, industriellen und Menschenkräfte sollten in den Dienst der Vaterlandsverteidigung gestellt werden. Bewährte und erfahrene Männer berief man in die Leitung des Kriegsamtes, an dessen Spitze Generalleutnant Gröner trat, der in ganz Deutschland wohlbekannte Württemberger, dessen ausgezeichnete Fähigkeiten besonders in die Erscheinung getreten waren, als er noch als Chef des Feldeisenbahnwesens wirkte (siehe Bild in Band II Seite 386 und den Artikel ebenda Seite 396). Ihm zur Seite wurden Oberst Marquard als Leiter des Kriegsarbeits- und -ersatzamts und der Direktor der Grusonwerke in Magdeburg, Dr. Kurt Sorge, gestellt (siehe die Bilder Seite 2), welch letzterer mit den der deutschen Industrie und Wirtschaft innewohnenden Kräften aus eigenem Schaffen aufs innigste vertraut war. Diese Männer und ihre Mitarbeiter sollten auch die letzten Felddienstfähigen Deutschlands an die Front bringen, sie vorzüglich ausrüsten und die Erzeugung von Kriegsmitteln aller Art im höchsten Maße fördern. Es war ein hochbedeutsamer Plan, mit dem das


Hofphot. Pietzner, Wien.

Kaiser Karl von Österreich, König von Ungarn.

Kriegsamt um die Mitte des Novembers hervortrat; er bedeutete die größte Umwälzung, die das deutsche Wirtschaftsleben seit Kriegsbeginn betroffen hatte, er bot aber zugleich auch die einzige Möglichkeit, dem Vaterlande wirklich alle Mittel für den Krieg zu erschließen. Zweifellos wurde durch die Annahme und Durchführung des vaterländischen Hilfsdienstgesetzes, das alle Parteien des Reichstages in seinen Grundzügen gutheißen, weil es durch die Lage der Verhältnisse hinreichend als notwendig für einen baldigen, den Deutschen günstigen Frieden gekennzeichnet war, die Schlagfertigkeit des deutschen Heeres für das Frühjahr 1917 aufs höchste gesteigert. Hieraus war zu schließen, daß die hervorragenden Leistungen der deutschen Truppen und ihrer Verbündeten an der Somme, in Rumänien und in Siebenbürgen nur das Vorspiel zu entscheidenden Schlägen sein konnten. —

* * *

Unterdes nahmen die Kriegsereignisse auf allen Fronten ihren Lauf. Siebenbürgen, das die **Rumänen** schon für alle Zeiten sicher zu haben glaubten, war vom Feinde um Mitte November fast ganz befreit worden. Auf einer Fläche von 80 Quadratkilometern hatten sich die Rumänen, denen starke russische Abteilungen beigegeben waren, im äußersten Nordosten des Landes, in der Nähe der sogenannten Dreiländerecke, noch gehalten; sie traten hier sogar angriffsweise auf.

Infolge der weit ausladenden Grenzen Rumäniens hatten sich vier deutlich abgeteilte selbständige Kriegschauplätze ergeben, nämlich die Front an der Grenze der Walachei, die Dobrudscha, die sehr lange Donaufront, an der bis über die Mitte des Novembers hinaus nur vorbereitende Handlungen unternommen wurden, und der schon angeführte nordsiebenbürgische oder die Moldaufront. Hier bot sich den Feinden eine der äußeren Lage nach gegebene Möglichkeit, durch kräftige Vorstöße die Armee Falkenhayn, die sich in fortschreitendem Angriff auf die Walachei befand, in der Flanke zu gefährden. Deshalb setzten hier auch die Russen mit ihrer Hilfe ein. Gelang es ihnen, die österreichisch-ungarisch-deutsche Front an dieser Stelle zum Schwanken zu bringen oder gar zu durchbrechen, dann mußte Falkenhayn in eine schwierige Lage geraten; er würde gezwungen sein, seine mühevollen Angriffsunternehmungen, all das Schritt für Schritt gewonnene Gelände in Feindesland aufzugeben oder erhebliche Verstärkungen von anderen Fronten heranzuführen, wodurch diese gefahrdrohend geschwächt werden mußten.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Oberst Marquard,
der Leiter der Ersatzabteilung und des Arbeitsamts im neugeschaffenen Kriegsamt, bisher Generalstabschef einer Armee.



Dr. Kurt Sorge,
Direktor des Magdeburger Grusonwerkes, der Chef des technischen Stabes des neuen Kriegsamts.

In der Zeit vom 13. bis 19. November entwickelten sich an dieser Front entscheidende Kämpfe. Zunächst hatte es General Arz an und vor den Hauptpässen hauptsächlich mit Rumänen zu tun, die sich in ihren Stellungen verzweifelt wehrten, schließlich aber doch zurückgedrängt wurden. Auf dem linken Flügel begannen die Rumänen den Russen Platz zu machen. Es handelte sich um livländische Regimenter, die schon eine recht lange Reise hinter sich hatten. Sie waren um Mitte September, nachdem sie vorher bei Baranowitschi und am Naroczsee gekämpft hatten, in Moldecna eingeladen worden und dann auf dem weiten Wege über Minsk und Bessarabien nach Czernowitz gekommen. Die zerstörten Brücken und Bahnen in der Bukowina hatten sie dann zu langen Fußmärschen durch die Bukowina gezwungen. Ein Teil der Truppen mußte bis in die rumänischen Stellungen marschieren, ein anderer erreichte den rumänischen Bahnanschluß und ging bis nach Piatra weiter. Dieser Bahnknotenpunkt war die wichtigste Stelle für den russisch-rumänischen Nachschub in die Räume des Tölgyes-, Bekas- und Gyimespasses.

Die Russen machten sich sofort durch erhöhte Fliegertätigkeit bemerkbar und hatten auch sehr reichliche Artillerie mitgebracht, die sich mit großem Eifer einzuschießen begann. Lebhafte Angriffsunternehmungen ließen nicht lange auf sich warten; starke Streiftruppe wurden von den Russen angesetzt, um für gründliche Aufklärung in dem bergigen Gelände zu sorgen, das beiden Gegnern Gelegenheit zu häufigen Überfällen bot.

Bei diesen Streifzügen sollten die Russen bald durch schmerzliche Überraschungen getroffen werden. Zunächst vermochten sie zwar vor dem wichtigen Tölgyespaß die Österreicher und Ungarn, die ihnen an Zahl stark nachstanden, stellenweise bis zu zwei Kilometer Tiefe zurückzudrücken; dann aber wendete sich das Blatt. Die Aufklärungsabteilungen, die mit großer Frische und Zuversicht weiter vorzudringen suchten, wurden in Massen abgefangen, wodurch die russische Führung im unklaren über die Vorgänge in und hinter den österreichisch-ungarischen Stellungen blieb. Dort bereiteten sich aber große Dinge vor.

Unbemerkt vom Gegner wurden deutsche Verstärkungen, aus erprobten bayerischen Gebirgstruppen bestehend, zwischen zwei Kampfesgruppen der k. und k. Streitkräfte eingeschoben. Letztere deckten die Aufmarschbewegung der Deutschen so glänzend, daß diese sich für die wichtige Festlegung der Artilleriestellungen und die Heranschaffung der Geschütze Zeit lassen konnten. In langen Autokolonnen wurden Tragtiere nach vorn geschafft, um mit deren Hilfe den Munitionsnachschub bis in die vordersten Schützenlinien zu sichern. Über Nacht entstanden ausgezeichnete Fernsprechverbindungen, Sanitätskolonnen richteten sich ein und Reserven bezogen günstige Lagerplätze. Nachdem so alles bis ins kleinste wohl vorbereitet war, brachen die Verbündeten ungestüm gegen die Russen vor.

Ihr Angriff zielte über eine ganze Anzahl schwer zu nehmender hoher Gipfel in der Richtung nach Nordost unmittelbar auf Gyergyó-Tölgyes und auf das hinter ihm ost-westlich verlaufende Bistricioaratal. In unwiderstehlichem Vordringen warfen sie die ganze russische Linie im ersten Ansturm über den Haufen. Von allen Höhen wurde der Gegner trotz mannhaften Widerstandes vertrieben; die wichtigen Berge Batca Rohusda, Nagy Obcina und Nis Obcina, die jeder über tausend Meter hoch sind, fielen in die Hände der Sieger. Schon am ersten Kampftage sahen sich die Russen auf einer Breite von 10 Kilometern 5 Kilometer tief zurückgedrängt. Ein nicht geringer Anteil am Gelingen des Vorstoßes gebührte der Artillerie. Die Geschütze der Deutschen feuerten in gerader Richtung auf die russischen Linien, während die Österreicher und Ungarn ihre Haubitzen so aufgestellt hatten, daß ihr Feuer die Russen hauptsächlich in der Flanke traf. Gerade die zahlreiche Artillerie (siehe

Bild Seite 6 unten) kam für die Russen unerwartet; waren doch zum Instellungbringen eines einzigen größeren Geschützes in dem dortigen ungemein schwierigen Gelände bis zu sechzehn Pferdegespanne nötig. Nichtsdestoweniger hatten aber die Verbündeten diese mühevolle Arbeit in zäher Ausdauer und in verhältnismäßig kurzer Zeit geleistet.



Typen rumänischer Gefangener aus der Walachei.

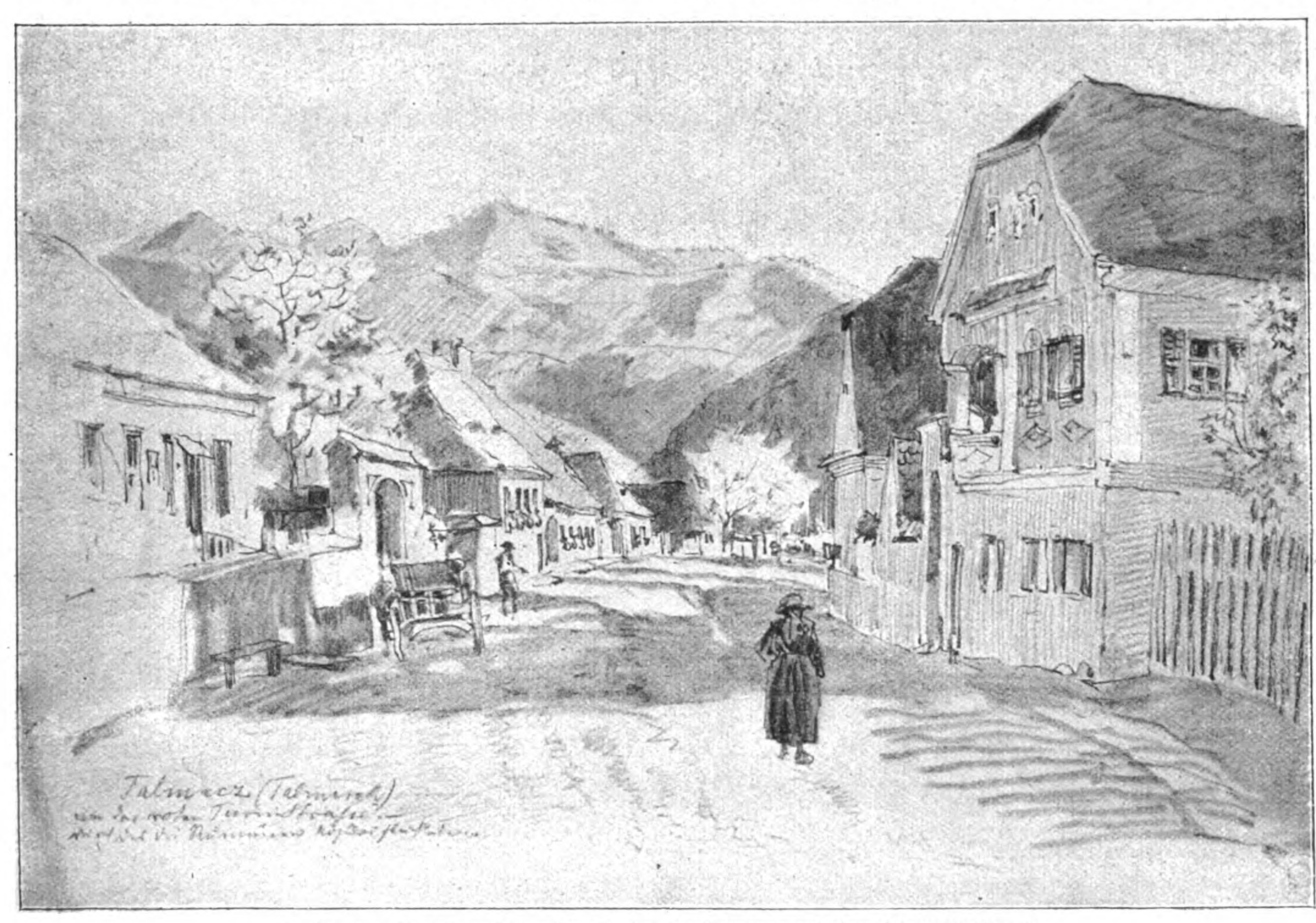
Die Deutschen waren bis an die Bistricioara gelangt und machten nun eine Schwenkung, so daß sie nicht mehr in west-östlicher, sondern in nord-südlicher Richtung gegen den Feind standen und geradeswegs auf das Putnatal vorstoßen konnten. Sie überquerten dieses Tal und marschierten durch den von ihnen gewonnenen und besetzten Ort Gyergyó-Tölgyes weiter vorwärts.

Die Österreicher und Ungarn nahmen den Paltinisberg, der über 1330 Meter hoch aufragt, und schlugen an anderen Stellen wuchtige russische Gegenstöße ab.

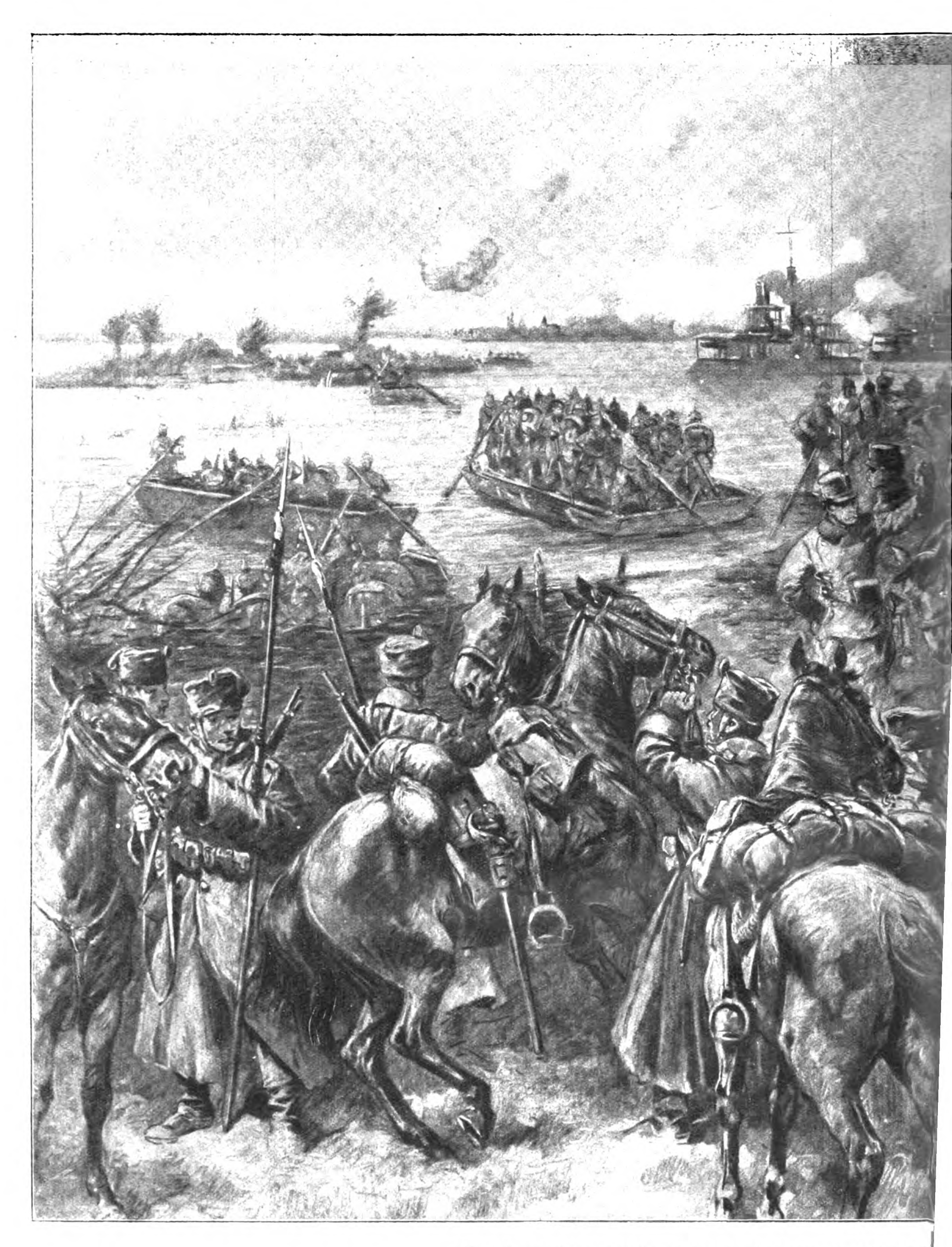
Die ganze russische Linie zwischen den Hauptpässen geriet ins Wanken. Um alle Bergspitzen, so in der Richtung des Bekaspasses, auch um den über 1440 Meter hohen Kerekhavas, entwickelten sich schwere Kämpfe. Die Russen mußten weichen, nachdem sie die für Truppenverschiebungen günstige Linie des Bistricioaratales verloren hatten und ihnen von den k. und k. Truppen auch der Bergrücken Balasz Nyaka genommen war. Damit war ihnen eine zweite sehr wichtige Verbindungslinie durchschnitten worden, auf der sie bisher ihre Streitkräfte vom Bekas- bis zum Tölgyespaß nach Belieben verschieben konnten. Überdies verloren die Russen in den wälder- und schluchtenreichen Gebieten nicht nur viele Mannschaften durch Eisen und Blei, sondern auch durch den Abgang zahlreicher Versprengter und Verirrter, die in großer Zahl gefangen oder aufgerieben wurden.

Als schweres Hindernis tat sich den Verbündeten jetzt das über 1500 Meter hohe Hegyesmassiv auf. Auch nördlich und südlich von ihm ergaben sich große Schwierigkeiten, die aber, wenn auch stellenweise langsam, überwunden wurden.

Da versteifte sich plötzlich der Widerstand der Russen durch das Eintreffen schnell herangeführter großer Verstärkungen. Ihr Druck wurde so stark, daß die Verbündeten nach ihrem frischen und siegreichen Vorstoß ihre Stellungen zunächst zur Verteidigung festlegten. Sie erblickten einstweilen ihre Hauptaufgabe darin, das Erreichte festzuhalten, möglichst viel russische Streitkräfte zu binden und sie durch

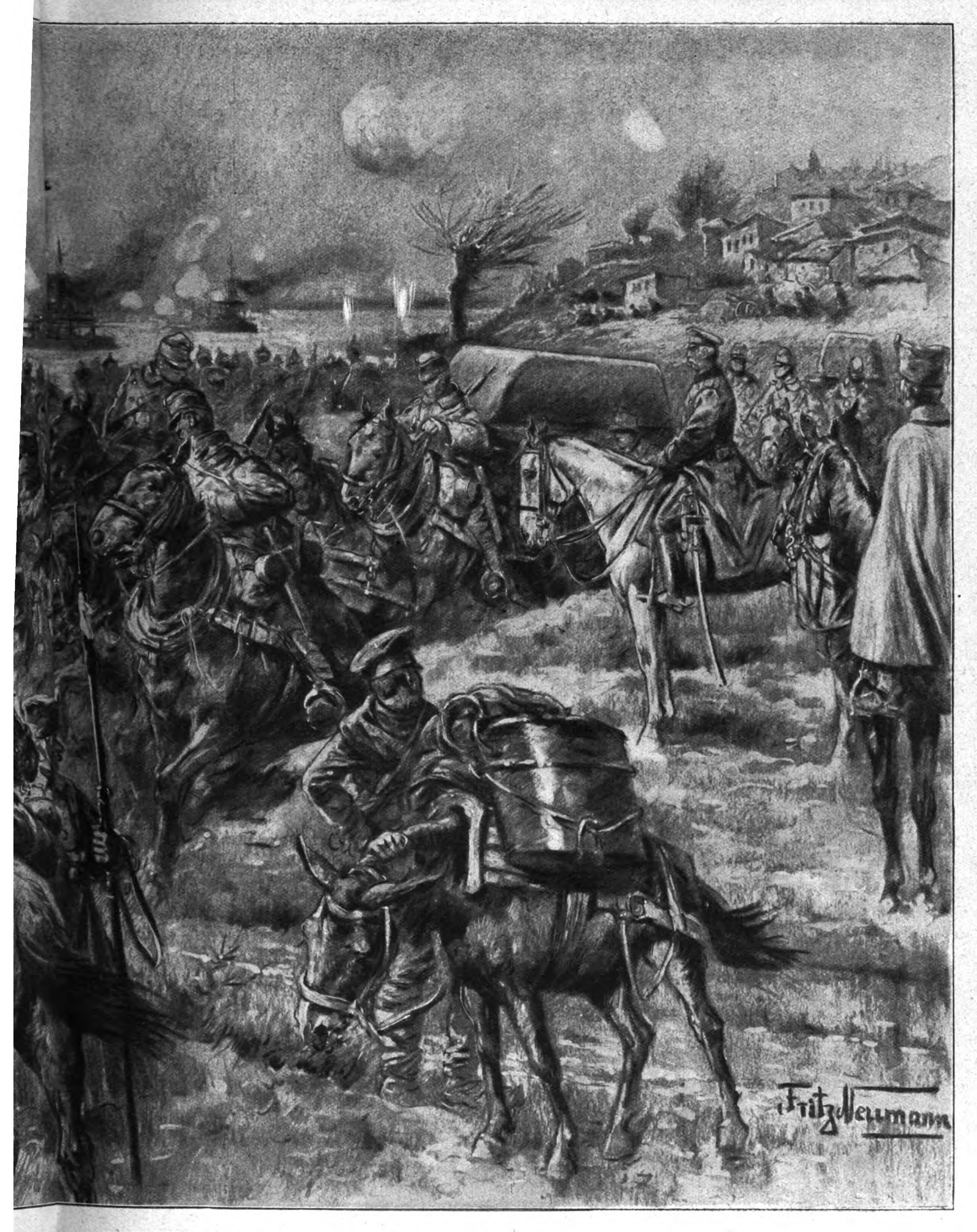


Talmacz an der Roten Turm-Straße, das die Rumänen auf ihrer Flucht durchzogen.
Nach einer Originalskizze des auf dem rumänischen Kriegsschauplatz weilenden Kriegsmalers A. Reich-München.



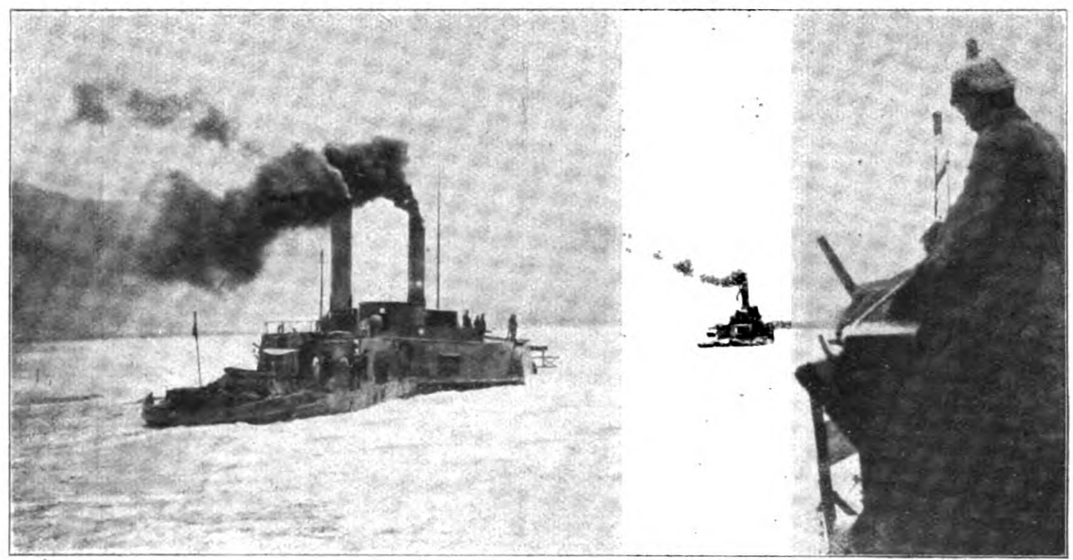
Der Donauübergang der Truppen des Generalfeldmarscha

Nach einer Originalzeichnung



dmarschalls v. Mackensen am 24. November 1916 bei Svistow.

nalzeichnung von Fritz Neumann.



Photothek, Berlin.

Minenräumer der österreichisch-ungarischen Donauflottille auf der Streife gegen Rumänien.

kräftige Abwehr ihrer Angriffe zu schwächen. Diese Absicht gelang vollkommen. —

In der Walachei rangen die Deutschen gegen Mitte November immer noch um den Ausgang aus den Tälern; sie hatten die rumänische Front aber schon stark erschüttert und immer mehr Anzeichen sprachen dafür, daß der Widerstand des Gegners trotz der Zusammenziehung aller seiner verfügbaren Streiter und trotz des zur Verteidigung vorzüglich geeigneten Geländes allmählich nachließ. Teils litt der Feind schwer unter den äußerst hohen Blutopfern, die er hatte bringen müssen, teils sank ihm aber auch bei dem unablässigen harten Druck der Angreifer der Mut. Dies kam besonders in den regelmäßig hohen Gefangenenziffern zum Ausdruck. Am Roten Turm-Paß (siehe Bild Seite 3 unten) verloren die Rumänen am 13. November allein 6 Offiziere und 650 Mann an Gefangenen. Die Kämpfe des nächsten Tages an den in die Walachei hineinführenden Straßen waren für sie noch erheblich verlustreicher; sie büßten dabei 23 Offiziere und über 1800 Mann sowie 4 Geschütze und mehrere Maschinengewehre ein. Am 15. November gerieten wieder über 1200 Mann in Gefangenschaft (siehe Bild Seite 3 oben). Tags darauf erzielten die Truppen des Generalleutnants Krafft v. Delmensingen einen schönen Erfolg, der zur Gefangennahme von 10 Offizieren und 1500 Mann führte, zu denen in benachbarten Abschnitten weitere 650 Gefangene traten. Außerdem wurden noch 12 Maschinengewehre erbeutet.

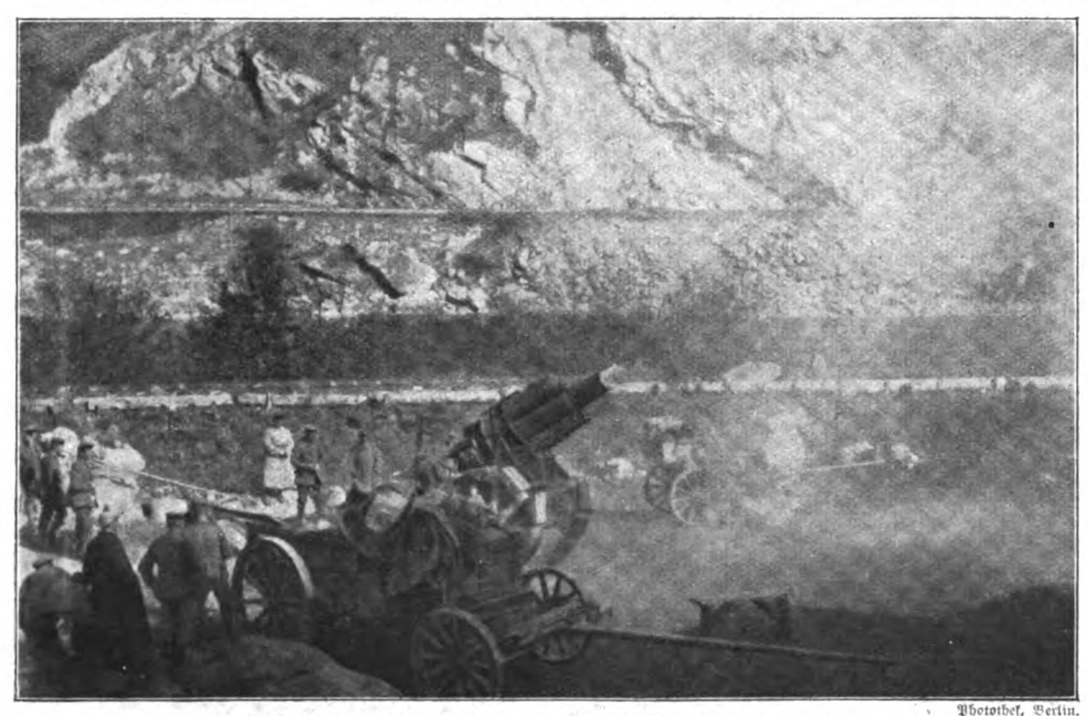
Der deutsche Heeresbericht über den 16. November enthielt auch die Mitteilung, daß sich die Bevölkerung in Rumänien am Kampfe beteiligte. Es ist unbegreiflich, daß die Behörden diese völkerrechtswidrige Betätigung nicht verhinderten, obwohl sie sich doch sagen mußten, daß sie dafür bei der ersten sich bietenden Gelegenheit mit zur Verantwortung gezogen werden würden.

Die Reihe schwerer Kampftage setzte sich fort. Die Rumänen mußten weiter zurückweichen und waren schließlich gezwungen, in dem harten Verteidigungskampf, der das Vorrücken Falkenhayns an der wichtigen Walacheifront doch nicht aufzuhalten vermochte, nach und nach ihre gesamten Streitkräfte einzusetzen und so die übrigen Fronten zu entblößen.

Nun holte Falkenhayn zum vernichtenden Schlage aus. Am 18. November lieferte er den Feinden bei Targu Jiu eine entscheidende Schlacht und durchbrach, indem er den Feinden die schwersten blutigen Verluste zufügte, die russische Front, warf auch die von Osten in den Kampf eingreifenden Reserven der Rumänen nieder und drängte mit seinen siegreichen Truppen dem fliehenden Feinde, dessen Rückzug durch Brandstiftungen und Verwüstungen gekennzeichnet war (siehe die Kunstbeilage), sofort machtvoll nach. Die ausgezeichneten vorbereiteten Stellungen mit Panzertürmen, die die Rumänen am Ausgang des Gebirges eingerichtet hatten (siehe Bild Seite 7 unten), konnten den Siegeszug nicht aufhalten; Volltreffer aus schweren Geschützen schleuderten die Panzertürme die Berge hinab. Auch die verschlammten und verschneiten Wege boten kein unüberwindbares Hindernis für den Vormarsch. Es gelang, die wichtige Bahnlinie Orsova—Craiova zu erreichen und südlich des Roten Turm-Passes auch den Weg Calimanesci-Suici zu überschreiten.

Nach den Schlachten in Siebenbürgen, dem Ringen um die Pässe, war nun der Feldzug in Rumänien, zum mindesten in der Walachei, in einen neuen Abschnitt eingetreten: den Einmarsch der verbündeten Angreifer in die walachische Ebene. Das bedeutete den Vormarsch auf Bukarest, die Hauptstadt und Hauptfestung des Landes.

Ohne Rücksicht auf die seitlich zurückbleibenden Rumänen gingen die verbündeten Truppen nach Süden vor und breiteten sich auch nach Westen und Osten aus. Die Orsovagruppe der Rumänen geriet dadurch in große Gefahr, abgeschnitten zu werden. Andere abgeschnittene und im Vormarsch überholte rumänische Truppenteile, die anfangs die kühne Absicht hatten, den Siegern in den Rücken zu fallen, ohne zu bedenken, daß sie dabei zwischen zwei Feuer geraten mußten, wurden durch kleinere Abteilungen der Verbündeten gefangen oder aufgerieben. Das



Photothek, Berlin.

Deutscher 21-cm-Mörser kurz nach dem Abschuß im Roten Turm-Paß.

Gros der deutschen 9. Armee rückte mit erstaunlicher Schnelligkeit weiter vor und suchte immer wieder aufs neue Fühlung mit dem Feind. Am 20. November stand die deutsche Infanterie in weniger als sieben Kilometer Entfernung vor Craiova, der alten Hauptstadt der kleinen Walachei. Schon am Vormittag des nächsten Tages zogen die deutschen Soldaten in Craiova ein, wo 300 beladene Eisenbahnwaggons erbeutet wurden. Die Sieger standen nun, von der Nordgrenze, von der sie eingedrungen waren, aus gerechnet, bereits über 110 Kilometer tief in Feindesland und waren von der Donau nur noch 60 Kilometer entfernt.

Gefangene wurden in Massen eingebracht, wo Widerstand an Stelle der wilden Flucht trat, wurde er blutig gebrochen. Das rasche Vorgehen der siegreichen Infanterie, die der vorrückenden Kavallerie (siehe nebenstehendes Bild) schnell folgte, trug guten Lohn; die Rumänen verloren immer mehr Boden und fanden nicht den Mut, ernstliche Versuche zum Aufhalten des deutsch-österreichisch-ungarischen Vormarsches zu machen.

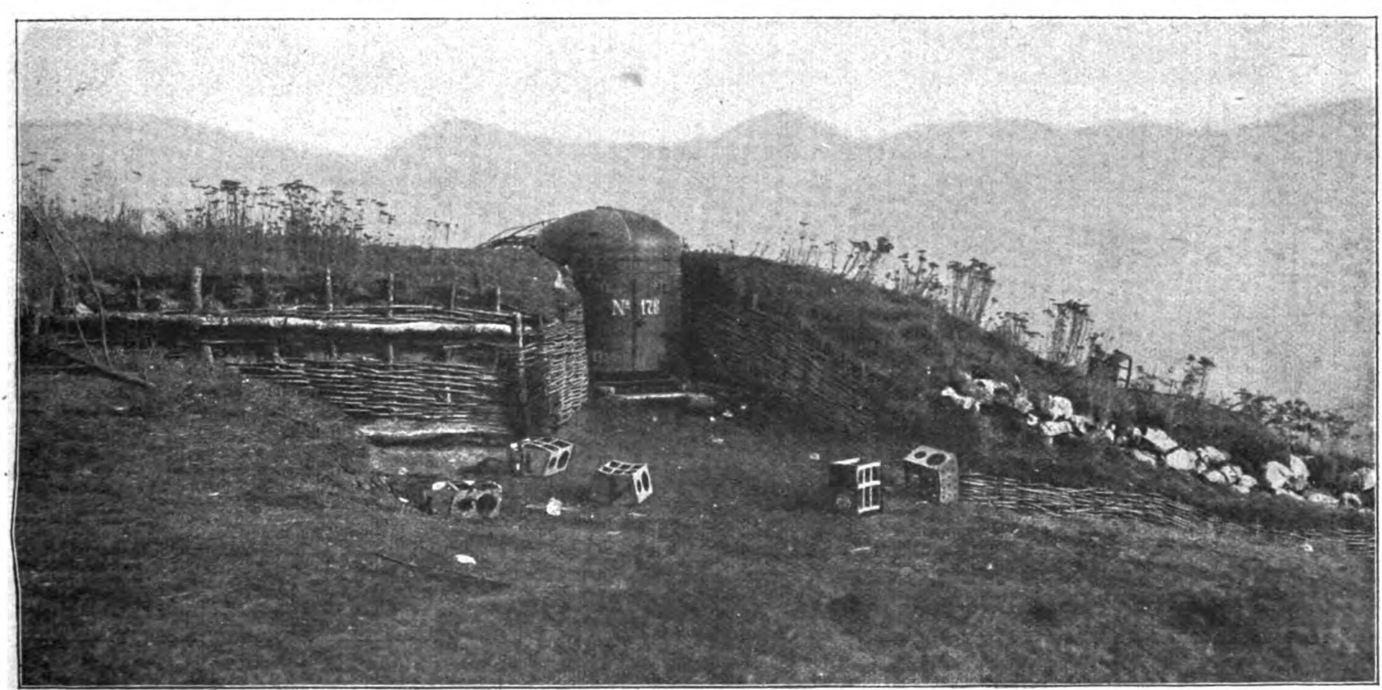


Photothek, Berlin.

Auf Patrouille im Roten Turm-Paß. Sichtung des Feindes.

Auch die vom Roten Turm-Paß kommenden Verbände konnten sich rasch auf beiden Ufern des Altflusses vorarbeiten und den zähen Widerstand der Rumänen auf diesem schwierigen Abschnitt überwinden. Erleichtert wurde das Vordringen dieser Gruppe durch das ununterbrochene Vorwärtsschreiten der nach Craiova gezogenen Streitkräfte in der Richtung auf den Unterlauf des Altflusses. — Den feindlichen Widerstand in dem abgeschnittenen Ostzipfel Rumäniens endgültig zu brechen, glückte bis zum 23. November. Orsova und Turnu Severin (siehe die Karte Band V Seite 444) fielen in die Hände der verbündeten Sieger. —

Während dieser Vorgänge kam auf einmal auch jene rumänische Kampffront in kraftvolle Bewegung, an der es bisher nur zu gelegentlichem Geplänkel gekommen war: die Donaufront. Am 24. November morgens überschritten Truppen Mackensens die infolge des Tauwetters hochangeschwollene Donau bei Sviftow, wo vor einigen Wochen die Bulgaren den Rumänen schon die Donauinsel entrissen hatten. Die ersten Abteilungen setzten auf Flößen über den mächtigen Strom, dann erfolgte der Brückenbau. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit konnten die Verbündeten über vier Brücken das jenseitige Ufer gewinnen. Am Morgen des 25. November war der Übergang der zahlreichen Streitkräfte so gut wie beendet. Die mächtige Sperre war genommen, der kilometerbreite Strom, der das Land im Süden mit einem Gürtel von Sümpfen und Seen sichert, hatte die vorgehenden Truppen sowenig aufhalten können wie die hier stehenden schwachen Kräfte der Rumänen. An derselben Stelle, wo einst die Russen 1877 im Krieg gegen die Türken und 1913 die Rumänen im verräterischen Überfall auf Bulgarien den Uferwechsel vollzogen hatten, überquerten nun in der entgegengesetzten Richtung Deutsche, Bulgaren und Türken den Fluß (siehe Bild Seite 4/5). — Stromaufwärts von dieser Stelle gingen bulgarische Streitkräfte an verschiedenen Punkten auf das jenseitige Ufer über.



Phot. Az Est, Budapest.

Durch Panzertürme befestigter rumänischer Schützengraben auf rumänischem Gebiet, den österreichisch-ungarische Truppen im ersten Sturm eroberten.

Von dem rumänischen Orte Zimnicea aus begannen die Truppen Mackensens den Vormarsch in drei Richtungen, und zwar auf Caracal, Alexandria und Giurgiu.

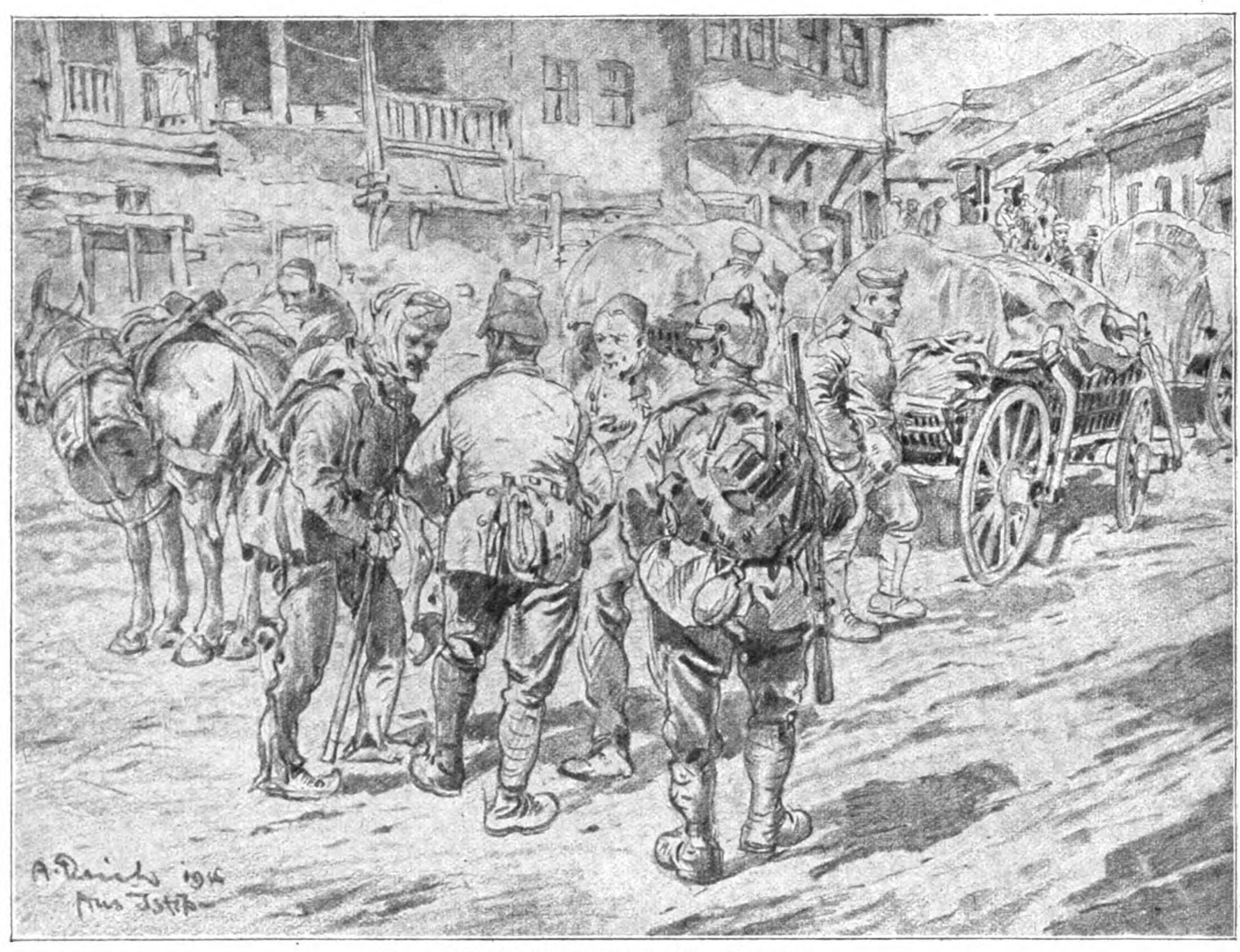
Schon am 25. November standen sie vor Alexandria. In siegreichem Vorgehen begriffene deutsche Reiterei unter Generalleutnant Graf v. Schmettow warf im Gelände östlich des unteren Alt eine sich ihr entgegenstellende rumänische Kavalleriedivision und stellte die Verbindung mit den aus den Bergen kommenden Truppen her. Die Vereinigung der Armeen Mackensens und Falkenhayns erfolgte bei Slatina und die verbündeten Truppen bildeten jetzt auf rumänischem Gebiet eine einheitliche Front.

Den nun noch im Raume von Orsova kämpfenden rumänischen Truppen bot sich infolgedessen überhaupt keine Aussicht mehr, den Anschluß an die Hauptmacht ihres Heeres wiederzufinden. Ihre Bekämpfung, die durch die das Freiwerden des Stromes als Verkehrsweg für die Verbündeten (siehe Bild Seite 6 oben). Auch auf ihm fiel den Siegern große Beute zu; bis zum 27. November wurden aus den Donauhäfen zwischen Orsova und Rustschuk 6 Dampfer und 80 Schleppkähne eingebracht, die meist sehr wertvolle Ladungen führten. —

An der **Dobrutschafront** verhielt sich Mackensen abwartend. Er hatte nördlich der Linie Cernavoda—Constanza eine Feldstellung bezogen und wehrte in ihr alle Angriffe des mit immer stärkeren Kräften vorfühlenden Generals Sacharow überlegen ab. —

* * *

In **Mazedonien** hatte der Widerstand der Deutschen, Bulgaren und Türken kräftigere Formen angenommen. Am Ochridasee (siehe die Bilder Seite 11) mußten sich



Straßenleben in der mazedonischen Stadt Istip.
Nach einer Originalskizze des Kriegsmalers A. Reich-München.

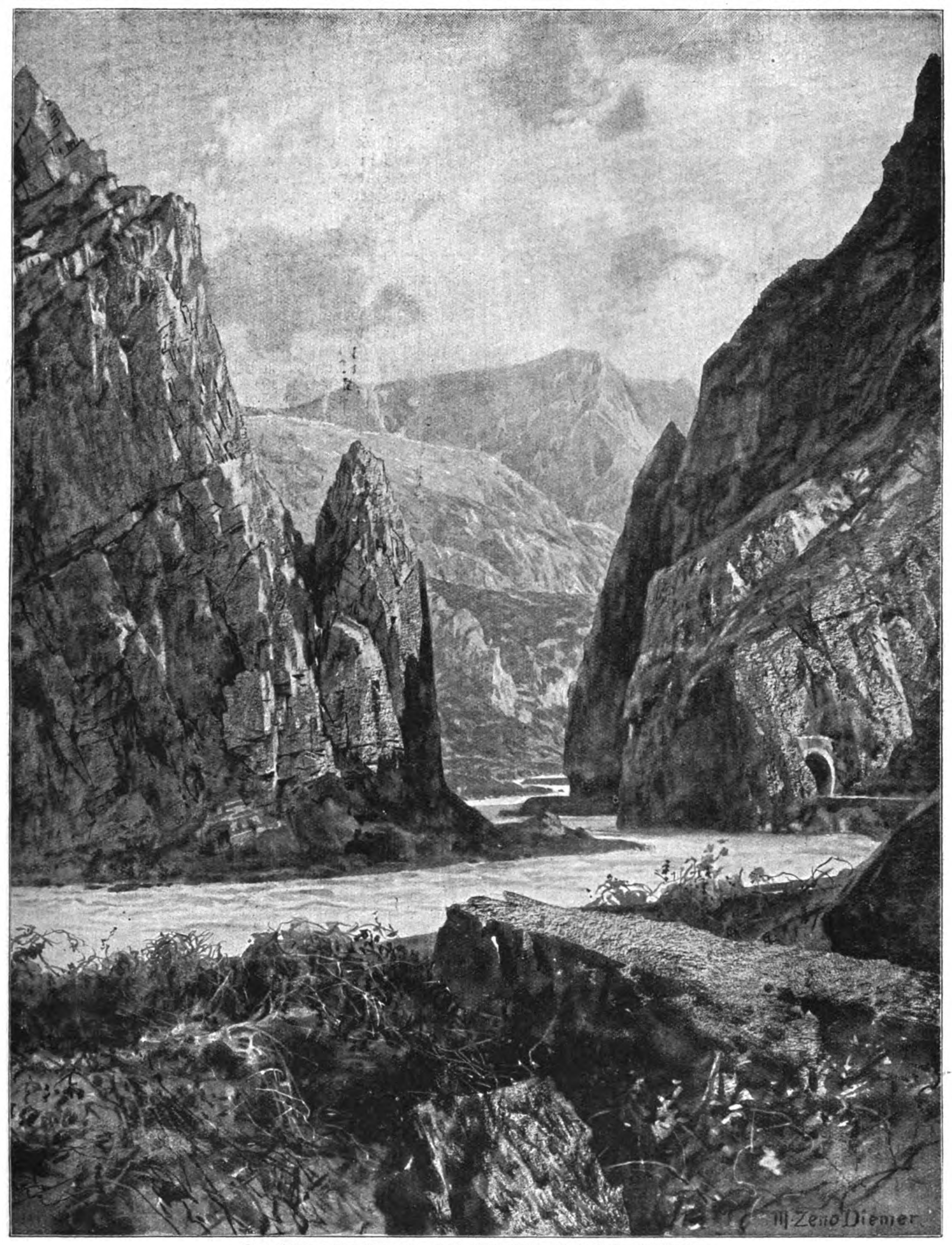
Schwierigkeiten des zur Verteidigung ausgezeichnet geeigneten Geländes sehr erschwert war, machte rasche Fortschritte. Von Turnu Severin her drängten deutsche Truppen den Rest der Orsovadivision nach Südosten ab, wo andere Abteilungen zu ihrem Empfang bereit standen. Die Rumänen wurden geschlagen; sie büßten hier 28 Offiziere und 1200 Mann Gefangene ein und mußten 3 Geschütze, 27 gefüllte Munitionswagen und 800 beladene Fahrzeuge aller Art preisgeben.

Die Truppen Falkenhayns errangen an diesem Tage ebenfalls einen großen Sieg. Sie warfen den Feind hinter den Topologuabschnitt zurück; östlich von Tigveni durchbrach das sächsische Infanterieregiment 183 die feindliche Front, wobei es von dem neumärkischen Artillerieregiment 54, das zu schneller Wirkung gegen den Feind sehr nahe vor seinen Linien aufgefahren war, vortrefflich unterstützt wurde. An dieser Stelle verlor der Feind allein 10 Offiziere und 400 Mann an Gefangenen und 7 Maschinengewehre.

Eine wichtige Folge der Überschreitung der Donau war die Feinde am 23. November nach vergeblichen Vorstößen wieder zurückziehen; auch an der deutsch-bulgarischen Front zwischen dem Prespasee und dem östlichen Cernalauf scheiterten ihre Teilangriffe, und ebensowenig glücklich waren sie an der Höhenstellung von Paralovo, wo sie ebenfalls zurückgeschlagen wurden. Italiener holten sich nordwestlich von Monastir blutige Köpfe, und serbischen Truppen wurde nördlich von Gruniste eine Schlappe zugefügt. So erwiesen sich alle Versuche Sarrails, seinen Erfolg von Monastir weiter auszubauen, als vergeblich; seine Gegner wußten neue Fortschritte immer zu vereiteln. —

* * *

Gegenüber den Ereignissen an den rumänischen Fronten trat der **russische Kriegschauplatz**, der noch vor kurzem so furchtbare Zusammenstöße gesehen hatte, ziemlich zurück. Vollständige Ruhe herrschte hier freilich nicht. Die deutschen Vorposten zeigten sich wiederholt recht unternehmungslustig,



Das „Eiserne Tor Bulgariens", die Schlucht des Iskerflusses im Balkan.
Nach einer Originalzeichnung von Professor M. Zeno Diemer.

und gelegentlich kam es auch zu größeren Teilangriffen, durch die Frontverbesserungen beabsichtigt wurden. An der Stochodfront gelang am 23. November morgens eine Unternehmung gegen eine russische Feldstellung nordöstlich von Powursk an der Kowel-Sarny-Bahn. Dort befanden sich auf Hügeln einige russische Batterien, die durch einen Feuerüberfall der Deutschen vernichtet wurden. Die Feldstellung selbst erhielt ebenfalls so schweres Feuer, daß die später vorgehenden österreichisch-ungarischen und deutschen Abteilungen dort nicht mehr viel zu tun fanden. Sie brachten einige Gefangene mit zurück, nachdem sie die Stellung völlig unbrauchbar gemacht hatten. —

Die Wiederaufrichtung des Königreiches Polen beantwortete die russische Regierung mit einer Kundgebung, in

der den Polen das Versprechen der Wiedererrichtung ihres Reiches über die von den Mittelmächten in Aussicht genommenen Grenzen hinaus zugesagt wurde, allerdings mit der Einschränkung: „unter dem Zepter der russischen Herrscher". Die Kundgebung enthielt auch eine Verwahrung gegen die Aufstellung eines polnischen Heeres, weil die von den Mittelmächten besetzt gehaltenen polnischen Gebiete immer noch ein „integrierender Bestandteil des russischen Reiches" seien. Dessenungeachtet ging das polnische Heer Schritt für Schritt seiner Vollendung entgegen. Um jedoch den polnischen Heeresteilen nach den bestehenden völkerrechtlichen Bestimmungen die Eigenschaft von Truppen eines kriegführenden Staates zu sichern, wurden sie dem deutschen Heere angegliedert. —

* * *

Einen sehr schmerzlichen Verlust hatten die Österreicher und Ungarn am 21. November zu beklagen. Ihr allverehrter Kaiser und König Franz Joseph, der treue Waffengefährte Kaiser Wilhelms, schloß die Augen für immer. Sein Nachfolger wurde der junge Kaiser Karl (siehe die Bilder Seite 1 und 16 unten), der bisher im Osten eine Heeresgruppe geführt hatte. — (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Wofür kämpfen wir?

Von Dr. Paul Rohrbach.

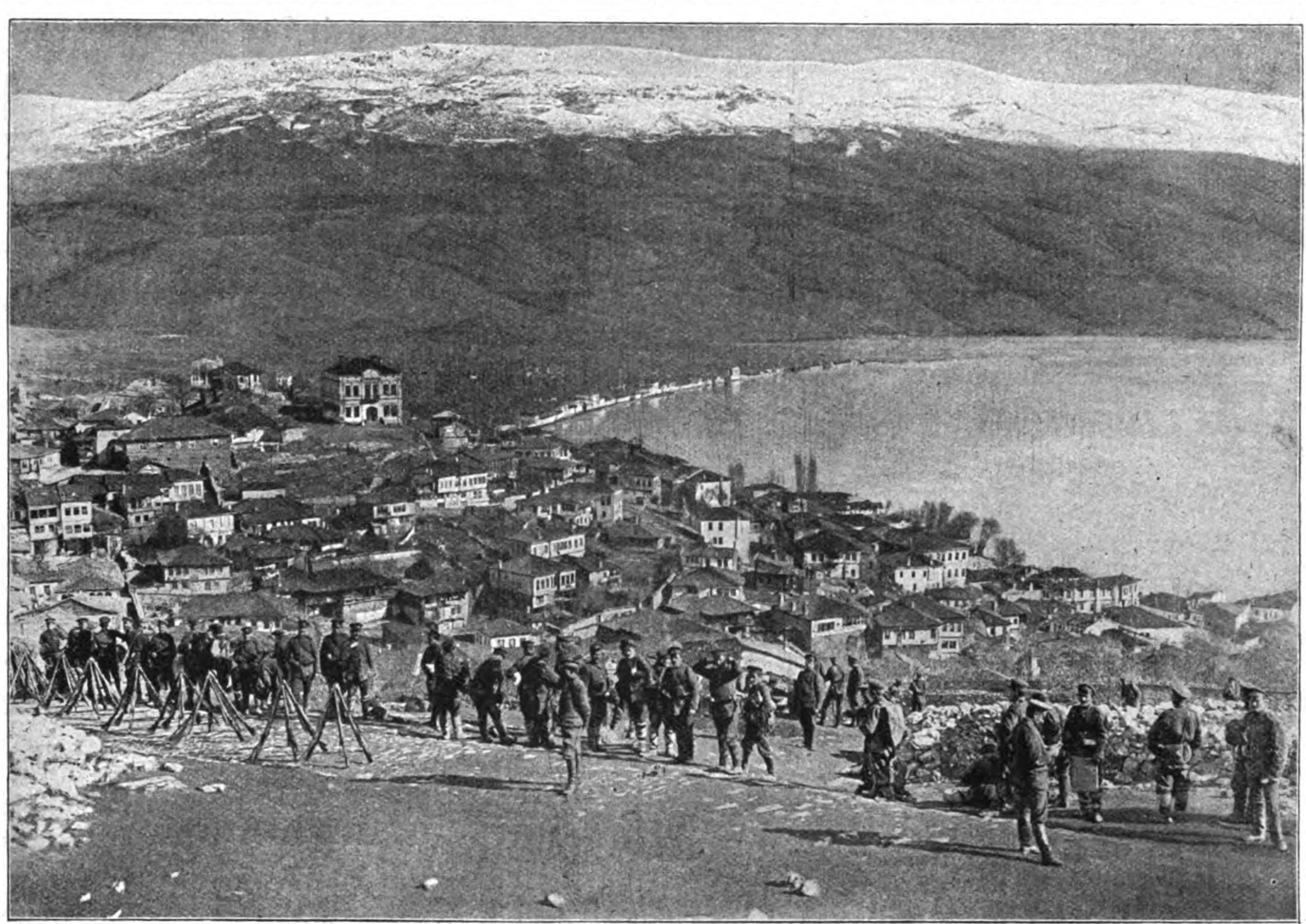
Vielleicht können wir uns die Frage, wofür wir kämpfen, ihrem Inhalte nach einmal dadurch klar machen, daß wir umgekehrt fragen: wofür kämpfen denn unsere Feinde, zumal der Hauptfeind England? Da sind jene sofort mit der Antwort zur Hand: Wir kämpfen für Menschlichkeit und Recht und für die Freiheit der Welt vom deutschen Militarismus. Diese Melodie kennen wir ja alle seit Ausbruch des Krieges. Wir wissen auch, daß die große Mehrheit der öffentlichen Meinung in England und Frankreich, ja zum Teil sogar in Rußland, halb oder ganz davon überzeugt ist, daß Deutschland Weltherrschaftsgedanken hegte, als es in den Krieg ging, und es ist ohne Zweifel ein großer Erfolg der Politik unserer Gegner, daß sie durch die Presse, durch Ministerreden, durch Versammlungen und sonstige Umtriebe die Fabel vom herrschsüchtigen und gewalttätigen Deutschland verbreitet haben. Fragen wir aber einen einsichtigen Politiker oder einen wirklichen Staatsmann des Vierverbands aufs Gewissen, wofür sein Land, sein Volk kämpfen, so wird er, wenn er ehrlich antworten will, etwas ganz anderes eingestehen.


Österreichisch-ungarische Gebirgshaubitze an der griechisch-mazedonischen Front.

Denken wir uns einmal einen Engländer die Lage überblickend, in die sein Vaterland durch den Entschluß zur Teilnahme am Kriege nach mehr als zwei Jahren geraten ist. Englands Sicherheit vor feindlichen Angriffen und seine Überlegenheit in der Weltpolitik gegenüber allen anderen Mächten bestanden darin, daß es durch seine Insellage und die vollkommene Überlegenheit seiner Flotte nicht angreifbar war. „Dies Land ist eine Insel." Dieser in englischen Parlaments- und Volksreden unendlich oft gehörte Satz war wirklich die Grundlage der englischen Politik. Sie schien zuerst erschüttert zu werden, als Rußland sich seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit seinem Vordringen in Mittelasien den Grenzen Indiens näherte, denn in Indien wäre England beinahe ebenso angreifbar, wie auf der Insel Großbritannien selbst. Dann aber zeigte sich, daß England imstande war, so große Massen von Truppen mit Leichtigkeit über See zu befördern, und daß die wegelosen Gebirgslandschaften Afganistans und Persiens ein so starkes Hindernis für die rasche Heranführung genügend großer russischer Armeen waren, daß diese Sorge bei den militärischen Sachverständigen entschwand. Als viel gefährlicher dagegen erwies sich die Notwendigkeit, zur Beherrschung des wider Englands Willen erbauten Suezkanals nach Ägypten zu gehen und das Land in Besitz zu nehmen. Der Suezkanal bildet heute den Haupteingang in den Indischen Ozean, und rund um dieses Weltmeer liegen, mit der einzigen Ausnahme Kanadas, die wichtigsten und besten Teile des englischen Weltreichs: Indien, Australien, Südafrika und die zahlreichen Zwischengebiete.

England selbst ist unangreifbar, solange es die See beherrscht. Nach Ägypten aber kann ein Feind zu Lande hinkommen, sobald er die Möglichkeit besitzt, mit der Türkei zusammen zu wirken. Eine große Armee braucht dazu ausgiebige Eisenbahnverbindungen, aber solche lassen sich schaffen, und wenn sie bedauerlicherweise vor dem Kriege auf den schwierigen Gebirgstrecken in Kleinasien und Syrien noch nicht ganz durchgeführt waren, so ist man jetzt im Begriffe, diesen Mangel zu beseitigen. Früher oder später wird er es in solchem Maße sein, daß sich von selber nicht nur Palästina als wirksamer Stützpunkt gegen Ägypten, sondern auch das untere Mesopotamien als solcher auf dem Wege über Persien gegen Indien ausgestalten werden. Das ist heute schon eine schwere Sorge der englischen Politik, und wir brauchen, um das zu belegen, nur auf den Vortrag eines der bedeutendsten englischen Publizisten, Garvin, hinzuweisen, der im Sommer 1916 in der Kolonialgesellschaft in London sagte: Solange die Verbindung zwischen Deutschland und Mitteleuropa auf der einen, dem türkischen Orient auf der anderen Seite durch Serbien und Bulgarien hindurch besteht, ist der Krieg für uns verloren und für Deutschland gewonnen; wir haben nicht eher gesiegt, als bis Serbien als Glied der Entente wiederhergestellt und Bulgarien aus dem mitteleuropäischen Bündnis entfernt ist. Solange das nicht der Fall ist, bleibt die lebensgefährliche Bedrohung für den Zusammenhalt unseres Reichs durch das politische Bündnis zwischen Mitteleuropa und dem Orient bestehen.

Nun, die Ereignisse in Rumänien und der Mißerfolg der großen Salonikiarmee bei ihrem Plane, Bulgarien im Rücken zu fassen, werden diese Seite der englischen Erwägungen sich nicht gerade befriedigender haben gestalten lassen. Geradezu verzweifelt aber muß man an allen Stellen in England sein, wo klares Denken besteht, sobald man sich die zukünftige Lage Englands gegenüber der deutschen See- und Unterseemacht vorstellt. Daß die Schlacht vor dem Skagerrak kein Sieg war, sondern das Gegenteil, hat England selber durch die Enthebung des Admirals Jellicoe vom Oberkommando der Flotte eingestanden. Daß er Chef des Admiralstabs geworden ist, ändert nicht viel daran. Die englischen Fachleute sind sich wohl darüber klar, worin die eigentliche Katastrophe in der Jütlandschlacht bestand: darin, daß sich das deutsche Material an Schiffen, Geschützen und Geschossen dem englischen als überlegen erwies. Auch die deutschen Schiffe wurden getroffen, manche sogar von zahlreichen Einschlägen, aber sie blieben schwimmen und feuerten weiter, während einige Treffer aus den deutschen, im Kaliber sogar schwächeren schweren Kanonen hinreichten, um die englischen Schlachtkreuzer in die Luft zu sprengen. Das war eine furchtbare Einsicht für die englische Marineleitung. Noch schlimmer aber steht es für England mit den Unterseebooten. England sieht, wie es uns gelungen ist, unter den erschwerenden Verhältnissen des Weltkrieges in zwei Jahren die Unterseebootswaffe so zu entwickeln, daß wir trotz der Behinderung durch die feindliche Politik der tatsächlich mit England verbündeten Vereinigten Staaten von Amerika der englischen Handelschiffahrt furchtbar werden. Was ein rücksichtsloser Unterseebootkrieg noch einige Jahre später bedeuten würde,



Phot. A. Grohs, Berlin.

Blick von der Festung auf den Ort Ochrida am Ochridasee in Mazedonien. Im Vordergrunde bulgarische Infanterie.

wenn diese Waffe entsprechend vervollkommnet ist und sich zu unsern heutigen Tauchkreuzern so verhält, wie diese zu den Booten, mit denen Weddigen seine ersten Taten vollführte, das vermag kein Engländer ohne Grauen auszudenken. England ist eine Insel, aber auf dieser Insel leben dreimal soviel Menschen, als von dem Ertrage ihres Grund und Bodens sich nähren können. Das sagt genug. Mit halb gebundenen Händen und mit einer Waffe, die noch in voller Entwicklung begriffen ist, haben wir 400 000 Schiffstonnen in einem Monat versenkt. Was wird sein, sobald wir spielend leicht eine Million im Monat versenken? Das Blut in englischen Adern muß erstarren, wenn England versucht, diese Zukunftsaussicht auszudenken, und wenn es sich klar macht, daß menschlicher Voraussicht nach hier einer der Hauptschlüssel des zukünftigen Verhältnisses von Stärke und gegenseitiger Rücksichtnahme zwischen Deutschland und England liegt. Kein Wunder, wenn die Engländer entschlossen sind, bis zum Äußersten zu kämpfen, ihre und ihrer Bundesgenossen Kräfte anzustrengen, solange sich noch etwas herausholen läßt, bevor sie eine so grundstürzende Veränderung der Weltlage zu ihren Ungunsten als unabänderlich hinnehmen müssen. Dafür kämpft England; wir aber können ruhig sein, und von Tag zu Tage sehen wir deutlicher: am Schluß wird England doch nichts anderes übrig bleiben, als Frieden auf eben dieser von ihm über alles verabscheuten neuen Grundlage zu machen.

Hier sehen wir auch die Hauptsache von dem, wofür wir kämpfen. Die Hauptsache ist, England zu zwingen. England zwingen, das heißt nicht, das englische Weltreich, den englischen Welthandel, den englischen Reichtum und die englische Kultur vernichten, sondern durch die Benutzung des mitteleuropäischen Gedankens, der Verbindung mit dem Orient, der Gunst der dor-



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Stand eines Töpfers im Basar der mazedonischen Stadt Ochrida am Ochridasee.

tigen geographischen Zwangslage Englands und durch die Unterseebootwaffe als Druckmittel in den Meeren, die die übervölkerte Insel England umgeben, in eine solche Lage England gegenüber zu kommen, daß wir unsere weltwirtschaftlichen und weltpolitischen, das heißt unsere Lebensinteressen auch dort durchsetzen können, wo England sich ihnen bis jetzt in den Weg gestellt hat.

Die Gefahr unserer bisherigen Lage bestand darin, daß wir sowohl starke und uns feindliche Nachbarn zu Lande, als auch den Feind jenseits der Nordsee hatten, der imstande war, uns das Meer, über das allein wir mit allen überseeischen Ländern verkehren können, zu „versiegeln". Sobald diese Vereinigung sich gegen uns zusammenfand, ging es für uns vom ersten Tage an auf Tod und Leben. Dem einen Feinde, England gegenüber, bedarf es jetzt nichts weiter, als der kräftigen Fortsetzung der Politik, die Verbindung mit dem Orient aufrechtzuerhalten und die Unterseebootwaffe weiterzubilden. Die Kampfmittel, die England dagegen anwenden kann, Durchbruch und Sieg in Frankreich und Belgien und Zerdrückung Bulgariens durch die vereinigte Macht der rumänischen und der Salonikiarmee, sind wirkungslos oder zerbrochen.

Das zweite große Ziel, für das wir kämpfen, liegt im Osten. Es läßt sich kurz dahin erklären: Rußland darf nach dem Kriege nicht wieder stark genug werden, um eines Tages durch die Eroberung Konstantinopels und der Dardanellen unsere Verbindung mit dem Orient zu zerschneiden oder uns mit überwältigenden Kräften direkt anzugreifen. Beides könnte geschehen, wenn die russische Masse sich wie bisher auf ungeschmälertem Raum alljährlich um 3 Millionen Menschen und mehr vergrößert. Deutschland wächst im Jahre um 0,8 Millionen, mit fallender Vermehrungstendenz; Deutschland und Österreich-Ungarn zusammen wachsen um 1,3 Millionen. Mit anderen Worten: Mitteleuropa, das 120 Millionen Bewohner hat, wächst um mehr als die Hälfte langsamer als Rußland, das 175 Millionen zählt. Im Jahre 1950 kann Deutschland vielleicht 90 Millionen Einwohner haben, Österreich-Ungarn gegen 70 Millionen, Rußland aber gegen 300 Millionen. Rußland hat sechsmal soviel Ackerland als Deutschland überhaupt Bodenfläche besitzt, und schon eine Verbesserung der russischen Landwirtschaft soweit, daß sie auf der Flächeneinheit den halben Ertrag gibt wie die unserige, würde vollkommen hinreichen, um das 300-Millionen-Rußland in Europa, Sibirien und Mittelasien zu ernähren.

Türkisches Ballonabwehrgeschütz an der Südspitze von Gallipoli, wo sich die Dardanellen mit dem Ägäischen Meer vereinigen.

Der Kampfplatz der Franzosen und Engländer, den sie am 9. Januar 1916 fluchtartig verließen. Auf der Höhe Sedd ul Bahr. Drüben, auf asiatischer Seite, Kum Kaleh und das Tal von Troja.

Nach einem Originalaquarell von Georg Wagenführ.

Dieser russischen Gefahr kann nur begegnet werden, indem man diejenigen Teile des russischen Reichs, die nicht innerlich durch Nationalität, Kultur, Religionsbekenntnis und Geschichte mit Rußland vereinigt, sondern von diesem im Laufe der letzten Jahrhunderte mit Gewalt erobert sind, von Rußland wieder abtrennt und sie in die Lebensgemeinschaft Mitteleuropas, wohin sie ihrem Wesen nach gehören, einfügt. Ein glücklicher Anfang hiermit ist durch Polen gemacht worden. Um Polen aber unwiderruflich von Rußland zu scheiden, wird es nötig sein, ihm möglichst viel Land gegen Osten hinzuzufügen, das jetzt russisch ist, früher aber polnisch war und von selber wieder polnisch und katholisch, also mitteleuropäisch, werden würde, wenn man es den Polen gibt. Außer Polen aber liegen, um die Reichskanzlererklärung dessen, wofür wir im Osten kämpfen, hier anzuwenden, auch noch verschiedene andere Gebiete „zwischen den wolhynischen Sümpfen und dem baltischen Meer": Litauen, Kurland und die übrigen Ostseeprovinzen, endlich Finnland. Werden alle diese Länder, die Rußland durch ein hartes Gewaltregiment bei sich hält, von der Knute Rußlands befreit, so kommen hierdurch statt 10 bis 12 Millionen, wie es bei Polen allein der Fall wäre, 20 bis 25 Millionen nichtrussische Menschen von der russischen auf die europäische Seite herüber. Damit könnte auch die russische Gefahr als beseitigt gelten.

Alles, was sonst noch an Teilantworten auf die Frage, wofür wir kämpfen, zu geben wäre, tritt an Wichtigkeit weit hinter der Zerstörung der englischen und der russischen Gefahr zurück. Sind die beiden großen Ziele für die Ausgestaltung unseres zukünftigen Lebens als Weltvolk erreicht, so werden wir vermutlich eher Grund haben, uns auf der Suche nach anderen Kriegszielen, Erwerbungen und Garantien weise so weit zu beschränken, daß wir nicht den Neid des Schicksals und die Furcht der Völker hervorrufen, als Umschau auf der Erde zu halten, was wir sonst noch an Kriegszielen nennen könnten.

Die starkbefestigte Sighine-Schlucht auf Gallipoli.

(Hierzu die Bilder Seite 12 und 13.)

Die stärkste und mit allen Mitteln moderner Verteidigungskunst am großartigsten ausgebaute Stellung der Engländer auf der Südspitze von Gallipoli befand sich in der von steilen Felsen romantisch umrahmten Sighine-Schlucht, wo es dem Feinde nach Niederkämpfung der alten äußeren Dar-



Die Sighine-Schlucht auf Gallipoli.

Diese Schlucht, die vom Golf von Saros bis zum Dorfe Krythia unterhalb des heißumstrittenen Berges Altchi-Tepe sich hinzieht, war von den Engländern auf das großartigste befestigt worden. Die fast senkrechten Abhänge waren oft bis acht Stockwerke übereinander mit Unterständen versehen und auf alle Art uneinnehmbar gemacht. Aber die Einsicht, daß ein weiteres Vordringen unmöglich war und das englische Riesengrab auf Gallipoli täglich mehr Menschen verschlang, veranlaßte sie, sich aus dieser einzigartigen Befestigung zurückzuziehen.

Nach einer an Ort und Stelle nach der Natur gefertigten Originalskizze des Kriegsmalers Hugo L. Braune.

danellenforts unter schweren Verlusten gelungen war, sich festzusetzen. Hierher waren nach Beseitigung unzähliger Hindernisse die großen, weittragenden Schiffsgeschütze geschleppt worden: um sie gedeckt vor der türkischen Artillerie aufzustellen, mußten oft ganze Felswände gesprengt werden. Geschütz reihte sich hier an Geschütz; die meisten waren auf betonierten Fundamenten eingebaut und durch Palisaden und Drahtverhaue gegen Sturmangriffe der Türken geschützt worden, kurz, die Engländer hatten hier eine Felsenfestung geschaffen, die sie in ihrer Art für geradezu uneinnehmbar halten mußten. Trotzdem gelang es ihnen nicht, von hier aus den Angriff gegen die türkischen Stellungen erfolgreich vorzutragen, und ihre Artillerie vermochte dem gegenüberliegenden Feind nicht viel anzuhaben. Als im Dezember 1915 die Türken zur Gegenoffensive übergingen, waren die Engländer nicht imstande, diese Stellung zu halten. Sie mußten sie ebenso rasch und fluchtartig wie ihre weniger stark ausgebauten Schützengräben räumen und sich auf ihre Schiffe zurückziehen. Es war ihnen dabei nicht mehr möglich, die großen Geschütze rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, die samt ungeheuren Vorräten an Kriegsmaterial und Lebensmitteln aller Art in die Hände der siegreichen Türken fielen.

Seitdem bietet die ehedem so stolze englische Stellung ein Bild trauriger Verwüstung dar. Drahtverhaue und Palisaden sind den Axten türkischer Pioniere zum Opfer gefallen; hinter zerschossenen Wällen ragen halbumgestürzt die längst verstummten Rohre der riesigen Geschütze hervor. Vernichtetes Kriegsmaterial, das der fliehende Feind noch rasch unbrauchbar zu machen suchte, bedeckt allenthalben den von Granattrichtern aufgerissenen Felsboden.

Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

Der Beobachter eines österreichisch-ungarischen Wasserflugzeuges beim Anlassen des Motors.

Wasserflugzeuge.

Von Konteradmiral a. D. v. Foß.

(Hierzu die Bilder Seite 14 und 15.)

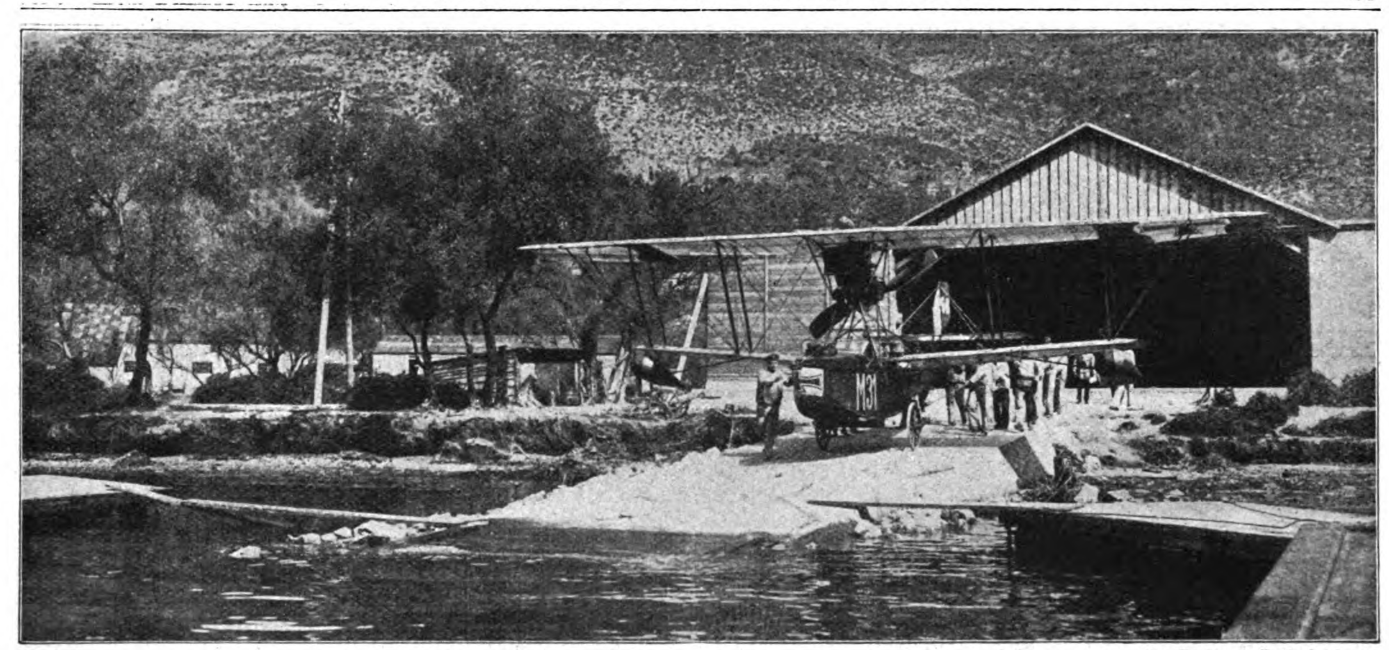
Wie von allen Staaten ist auch von Österreich-Ungarn seit einer Reihe von Jahren fleißig an der Entwicklung der Luftschiffahrt gearbeitet worden. Zunächst ist es gelungen, für die Verwendung im Landkriege brauchbare Flugzeuge zu bauen, deren Leistungen immer mehr befriedigten. Erstaunlich groß sind die Fortschritte, die im Laufe des Weltkriegs gemacht worden sind. Die Anforderungen, die an diese Fahrzeuge gestellt wurden, waren außerordentlich vielseitig. Das hat zur Folge gehabt, daß für bestimmte Zwecke besondere Arten geschaffen wurden. Auch hier, wie fast überall, tritt die Spezialisierung bestimmend auf. Die Flugzeuge, die für den Beobachtungs- und Erkundungsdienst bestimmt sind und von denen aus das Artilleriefeuer geleitet wird, werden mehr leisten, wenn sie nur für diesen Zweck gebaut sind. Andere werden dazu eingerichtet, größere Mengen von Bomben an Bord zu nehmen, die sie dann auf bestimmte Orte abwerfen. Und schließlich werden wieder andere als Kampfflugzeuge geschaffen, deren Hauptaufgabe die Vernichtung der feindlichen Flieger ist. Nach den Zeitungsmitteilungen sind unter diesen letzteren drei Arten zu unterscheiden: eine kleine, nur mit dem Führer besetzte, der auch das festeingebaute Maschinengewehr bedient; eine größere Art, die mit drei bis fünf Mann besetzt ist und mehrere Maschinengewehre oder Revolverkanonen als Bewaffnung erhält. Hierher gehören die italienischen Caproni-Flugzeuge, die fünf Mann Besatzung haben. Und schließlich haben die Russen ein Riesenflugzeug entwickelt, das als Luftdreadnought bezeichnet werden kann und noch stärker bewaffnet und bemannt wird.

Diese Fahrzeuge waren über See unverwendbar. Es wird nie an Fällen fehlen, die den Führer zwingen, niederzugehen. Das tritt ein zum Beispiel, wenn das Heizmaterial ausgeht, wenn der Motor versagt, wenn feindliche Geschosse den Apparat beschädigen, so daß er nicht weiterfliegen kann. Es werden aber auch Aufgaben an den Führer herantreten, die nur zu lösen sind, wenn das Flugzeug dazu niedergeht. Landflugzeuge über dem Meere würden in solchen Fällen einfach versinken; um als Wasserflugzeuge dienen zu können, mußten sie durch Schwimmer befähigt werden, daß sie auf der Wasseroberfläche sich treiben lassen konnten. Die Lösung der Aufgabe war nun nicht so einfach, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Recht lange Zeit hindurch haben die Leistungen der Wasserflugzeuge durchaus nicht befriedigt, und auch die Tatsache, daß sich keine der verschiedenen Lösungen durchgesetzt hatte, läßt erkennen, daß das allgemein und unbestritten als das Beste Erkannte noch nicht gefunden war.

Bei einer Art sind zwei Schwimmer angewandt worden, die wie Schlittenkufen unter dem Apparat liegen. Das hatte den Vorteil, daß Seitenwind ihn nicht so leicht umwirft. Diese Rücksicht spielt bei der Größe der Tragflächen eine große Rolle. Der Führersitz befindet sich bei dieser Art über den Schwimmern. Es ist auch ein Schwimmer angewendet worden, der die nötige Stabilität durch seine große Breite sicherte. Auch hier ist der Führersitz über dem Schwimmer angeordnet. Eine dritte Lösung sieht ein gedecktes Boot vor, das gleichzeitig den Führer aufnimmt. Ein Umwerfen des Flugzeugs wird dadurch verhindert, daß an den äußeren Enden der unteren Tragflächen kleine, schlank gehaltene Schwimmer eingebaut werden.

Das Wasserflugzeug muß aber auch vom Wasser auffliegen können. Deshalb müssen die Schwimmer derart geformt werden, daß sie leicht durchs Wasser gleiten. Liegt das Gebiet, in dem das Flugzeug tätig sein soll, seinem Stützpunkt nahe, so kann es unmittelbar von seinem Hafen auffliegen. Aus dem Schuppen oder Zelt, in dem es gegen die Unbilden der Witterung geschützt gelegen hat, wird es über eine schiefe Ebene ins Wasser geschoben, die Besatzung nimmt ihre Plätze ein, der Motor wird angeworfen, die Luftschraube beginnt ihren sausenden Dreh. Unter ihrem Druck läuft das Flugzeug zunächst wie ein Boot auf der Wasserfläche hin, bis es sich, gehoben von den schrägen Tragflächen, vom Wasserspiegel löst und in die Luft schwingt.

Befindet sich das Arbeitsgebiet in weiterer Entfernung, so müssen die Flugzeuge durch Schiffe möglichst nahe an dasselbe herangebracht werden. Das ist geschehen bei dem Luftangriff der Engländer gegen die deutschen Flußmündungen; es muß selbstverständlich erst recht geschehen, wenn englische oder französische Flugzeuge zum Beispiel in Syrien Verwendung finden sollen. In der britischen und französischen Marine sind zu diesem Zweck Flugzeugmutterschiffe eingerichtet worden, Dampfer, die eine größere Anzahl von Flugzeugen an Bord nehmen können. An dem Punkte angekommen, von dem diese ent-



Österreichisch-ungarisches Wasserflugzeug wird zu einem Aufstieg aus dem Schuppen geholt. Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

lassen werden sollen, stoppt der Dampfer und setzt die Flugzeuge entweder mit Kränen aus, so daß sie von der Wasserfläche aus auffliegen, oder er ist mit einer brückenartigen Laufbahn versehen, die lang genug ist, um dem Flugzeug den notwendigen Anlauf zu gestatten. Für die Rückkehr kommt diese Brücke allerdings nicht in Frage. Ein Landen auf ihr ist völlig ausgeschlossen. Jedes Flugzeug muß in der Nähe des Mutterschiffs niedergehen und wird dann auf dieselbe Weise wieder an Bord genommen, in der es vorher zu Wasser gebracht wurde. —

Die Vorbereitung der Friedenswirtschaft.

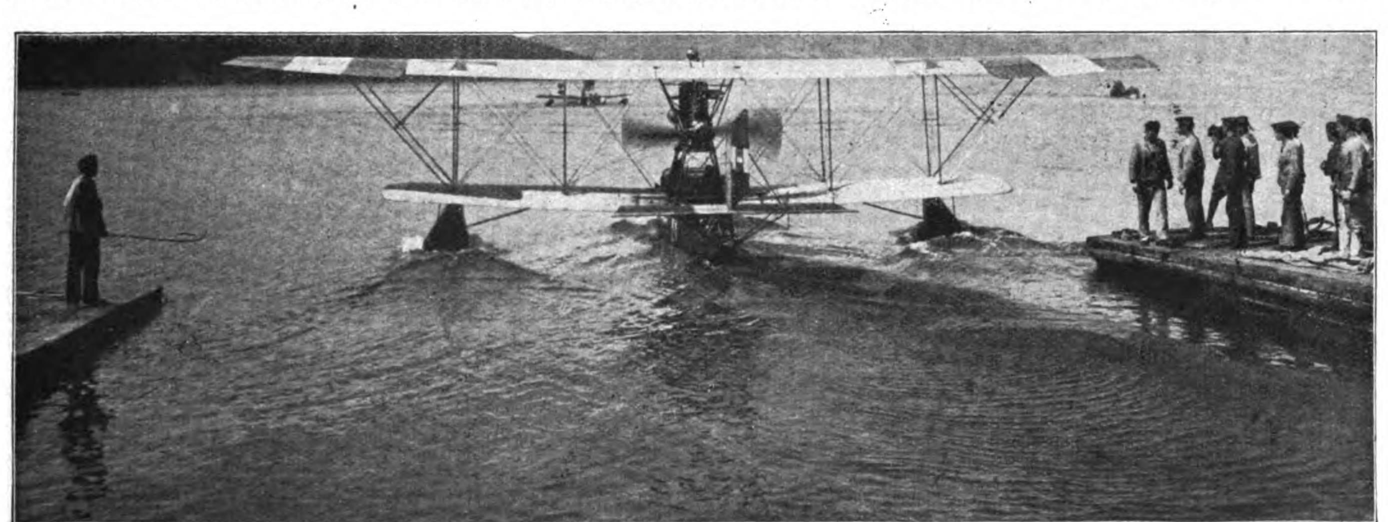
Von Polizeirat H. Wendel.

4. Hebung der wirtschaftlichen Tätigkeit.

II.

Hand in Hand mit der Erleichterung der Einfuhr von Rohstoffen wird die planmäßige Förderung des weiteren Ersatzes von früher aus dem Auslande bezogenen Rohstoffen durch im Inlande gewonnene Ersatzstoffe gehen müssen. Was in dieser Beziehung während des Krieges durch die angespannte Tätigkeit von Wissenschaft und Technik in erfolggekröntem Zusammenarbeiten errungen worden ist, muß weiter ausgebaut und nach Möglichkeit ausgedehnt werden. Wohl noch nie zu irgend einer anderen Zeit hat ja die Not so erfinderisch gemacht wie gerade während des Krieges unter dem Drucke der englischen Einkreisung und Abschließung Deutschlands vom Weltverkehre. Die Deutschen haben nicht nur gelernt, die vorhandenen Lebensmittel durch Mitverwendung von sonst kaum dazu benutzten Stoffen zu „strecken" und die Futtermittel zum Beispiel durch Heranziehung von Hefe als Futtermitteleiweiß und von gemahlenem Stroh als Mastpulver zu verstärken: vor allem hat der Ersatz von Rohstoffen für die Industrie wahre Triumphe gefeiert. Eine der wichtigsten Errungenschaften ist die Entdeckung und Ausbeutung des aus der Luft gewonnenen Stickstoffes, der den Salpeter ersetzt; hierdurch ist nicht nur die unbeschränkte Erzeugung von Explosivstoffen gewährleistet worden, für die bisher der Salpeter unentbehrlich erschien, sondern auch für die Landwirtschaft ein sehr wertvolles Düngemittel geschaffen worden. Als Ersatzmittel für Jute und auch für Schießbaumwolle hat man mit Erfolg zur Zellulose gegriffen, Baumwolle ist zum Teil durch Brennesselfasern, Gummiisolierung durch Papierisolierung ersetzt worden; an die Stelle von Kupfer und Messing sind zum Teil neue Legierungen von Eisen mit Kupfer- und Zinkgehalt getreten. Die wichtige Frage der Ersetzung des natürlichen Kautschuks (von dem noch im Jahre 1913 für mehr als 137 Millionen Mark nach Deutschland eingeführt worden ist) durch künstlichen (sogenannten synthetischen) Gummi ist ihrer Lösung näher gebracht worden.

Der Ausbau dieser Ersetzungstechnik würde nicht nur den großen Vorteil mit sich bringen, Deutschland in der Rohstoffversorgung auf manchen Gebieten unabhängig von Erschwerungen durch feindliche Absperrung oder Mangel an Beförderungsmöglichkeit zu machen, er hätte auch besonders noch den Vorzug, es finanziell dadurch zu stärken, daß die für diese Stoffe bisher in das Ausland geflossenen riesigen Summen dem deutschen Volksvermögen erhalten blieben; er böte endlich auch durch das Aufkommen neuer



Start eines Wasserflugzeuges der österreichisch-ungarischen Marine. Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

blühender Industrien reiche und lohnende Beschäftigung für Unternehmer und Arbeiter.

Nicht übersehen werden darf in der Übergangszeit, wie mit Recht auch schon im Reichstage gewünscht wurde, daß der Preisbildung bei der Rohstoffversorgung gebührende Aufmerksamkeit durch die Behörden geschenkt wird, um bei der sehr starken Nachfrage wucherische Ausbeutung zu verhindern. Daher werden auch in der Übergangszeit die Bundesratsverordnungen zur Verhütung von Preistreibereien noch längere Zeit in Kraft bleiben müssen. —

Aus den Erörterungen über die Arbeitsbeschaffung wie über die Rohstoffversorgung ist ersichtlich, wie eng beide miteinander in Zusammenhang stehen: bei genügender Rohstoffversorgung wird an Arbeitsgelegenheit kein Mangel sein, aber auch schon die zur Vorbereitung und Sicherung dieser Versorgung notwendigen Maßnahmen werden voraussichtlich Arbeitsmöglichkeit zur Genüge schaffen. Unter der Voraussetzung rechtzeitiger Einleitung dieser Maßnahmen ist daher Grund genug zu der erfreulichen Annahme vorhanden, daß Arbeitslosigkeit in größerem Umfange kaum zu befürchten sein wird.

Da sie sowohl mit der Frage der Arbeitsbeschaffung wie überhaupt mit der Übergangswirtschaft eng zusammenhängt, sei hier zum Schluß noch kurz hingewiesen auf die Frage der Wohnungsfürsorge. Seit Kriegsbeginn hat bekanntlich die Bautätigkeit schon infolge des Arbeitermangels und wegen der Schwierigkeit der Kreditbeschaffung außerordentlich nachgelassen; in allerneuester Zeit hat sie vielfach auf Anordnung der militärischen Kommandobehörden ganz eingestellt werden müssen, vermutlich um die dabei beschäftigten Personen für andere wichtigere Arbeiten frei zu machen.

Als Folge dieser Einschränkung der Tätigkeit ist schon jetzt ein Mangel insbesondere an Kleinwohnungen eingetreten, der sich nach dem Kriege, wenn viele Kriegsvermählte zur Gründung eines eigenen Hausstandes schreiten wollen, noch erheblich steigern wird.

Auch viele Familien, die durch den Tod ihres Ernährers oder aus anderen mit dem Kriege zusammenhängenden Gründen in ihrer wirtschaftlichen Lage zurückgekommen sind, sehen sich ebenfalls veranlaßt, kleinere Wohnungen zu mieten, wodurch der Mangel an diesen noch empfindlicher wird.



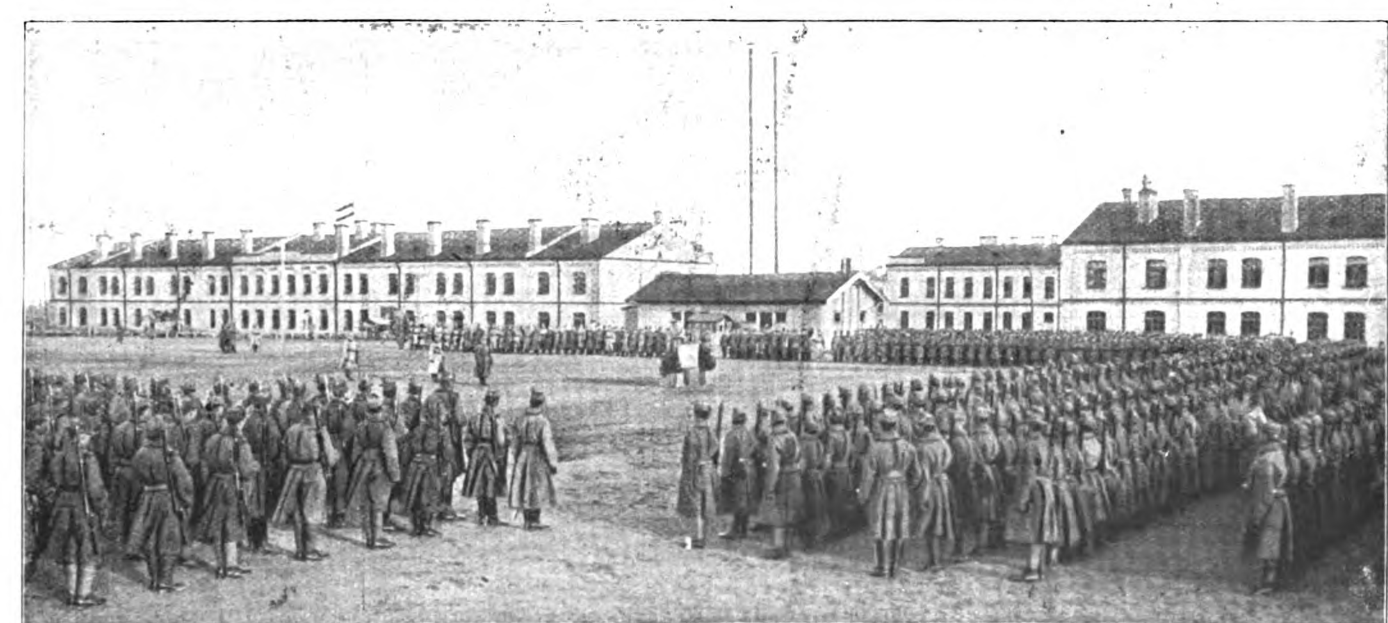
Phot. R. Auf, Zürich.

Vom Erholungsurlaub der kriegsgefangenen Internierten der kriegführenden Staaten in der Schweiz.

In Luzern ist ein Hospital errichtet, in dem sich eine Anzahl Kriegsinternierter befindet. Die bereits wiederhergestellten Soldaten besorgen täglich die Post für ihre Kameraden, wobei jedesmal ein Deutscher, ein Franzose und ein Engländer unter Aufsicht eines Schweizer Soldaten zu gleicher Zeit den Dienst versehen.

Die Lage der Hausbesitzer, die schon vor dem Kriege, zumal in Großstädten, nicht immer auf Rosen gebettet waren, ist besonders infolge starker Mietausfälle während des Krieges teilweise recht schlecht geworden, so daß der Anreiz zu Neubauten sehr gering sein wird. Sache des Reiches oder der Bundesstaaten ist es daher, hier helfend und regelnd einzugreifen, damit nicht Wohnungsnot und übermäßige Mietesteigerung Platz greifen, gegen die besonders die aus dem Feldzuge heimkehrenden Krieger ein Anrecht auf Schutz haben.

Es ist daher dringend zu wünschen, daß recht bald staatliche Maßnahmen getroffen werden, die am besten wohl auf der Grundlage der wohnungsreformerischen Bestrebungen aufgebaut werden. In Frage kommen hier besonders der Erwerb eigenen Grundes und Bodens durch die Gemeinden, die Förderung und geldliche Unterstützung gemeinnütziger Baugenossenschaften, die Hergabe billiger Tilgungshypotheken, die Errichtung von Wohnungsämtern, endlich auch die Gewährung von Beihilfen an solche Hausbesitzer, welche größere Wohnungen oder Läden zu Mittel- oder Kleinwohnungen umbauen wollen. Auch diese Förderung der Bautätigkeit kommt wiederum der Arbeitsbeschaffung für einen großen Teil der Bevölkerung zugute: was der Staat hier leistet, wird er infolgedessen auf der anderen Seite an Arbeitslosenunterstützungen sparen können.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Vereidigung österreichisch-ungarischer Truppen in Lida in Rußland anläßlich der Krönung des Kaisers Karl.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Gegen Ende November kamen aus **England** Gerüchte, nach denen das englische Ministerium einer Umbildung unterzogen werden sollte. Der Krieg, der im wesentlichen auf einen Entscheidungskampf mit England hinauslief, war nach der Meinung der Engländer trotz der gewaltigen, gegen die Mittelmächte gerichteten Anstrengungen im Verlaufe des Jahres 1916 für England weniger aussichtsreich geworden, als er es jemals war. Deutschland teilte mit seinen Verbündeten Ende November und Anfang Dezember gegen Rumänien vernichtende Schläge aus; es bewies dadurch seine ungebrochene Kraft und war im Begriff, Rumänien, mit dessen Hilfe der Vierverband die Mittelmächte zu einem schimpflichen Frieden zwingen wollte, vollkommen zu Böden zu werfen. Hieran änderten auch die heftigen Vorstöße nichts, die die Engländer und Franzosen an der Somme und vor Verdun, die Russen an der Narajowka, in den Karpathen und in den Transsylvanischen Alpen, sowie die Italiener im Karst unternahmen, um die Schlagkraft ihrer Gegner zu lähmen und deren Streitkräfte zu binden.

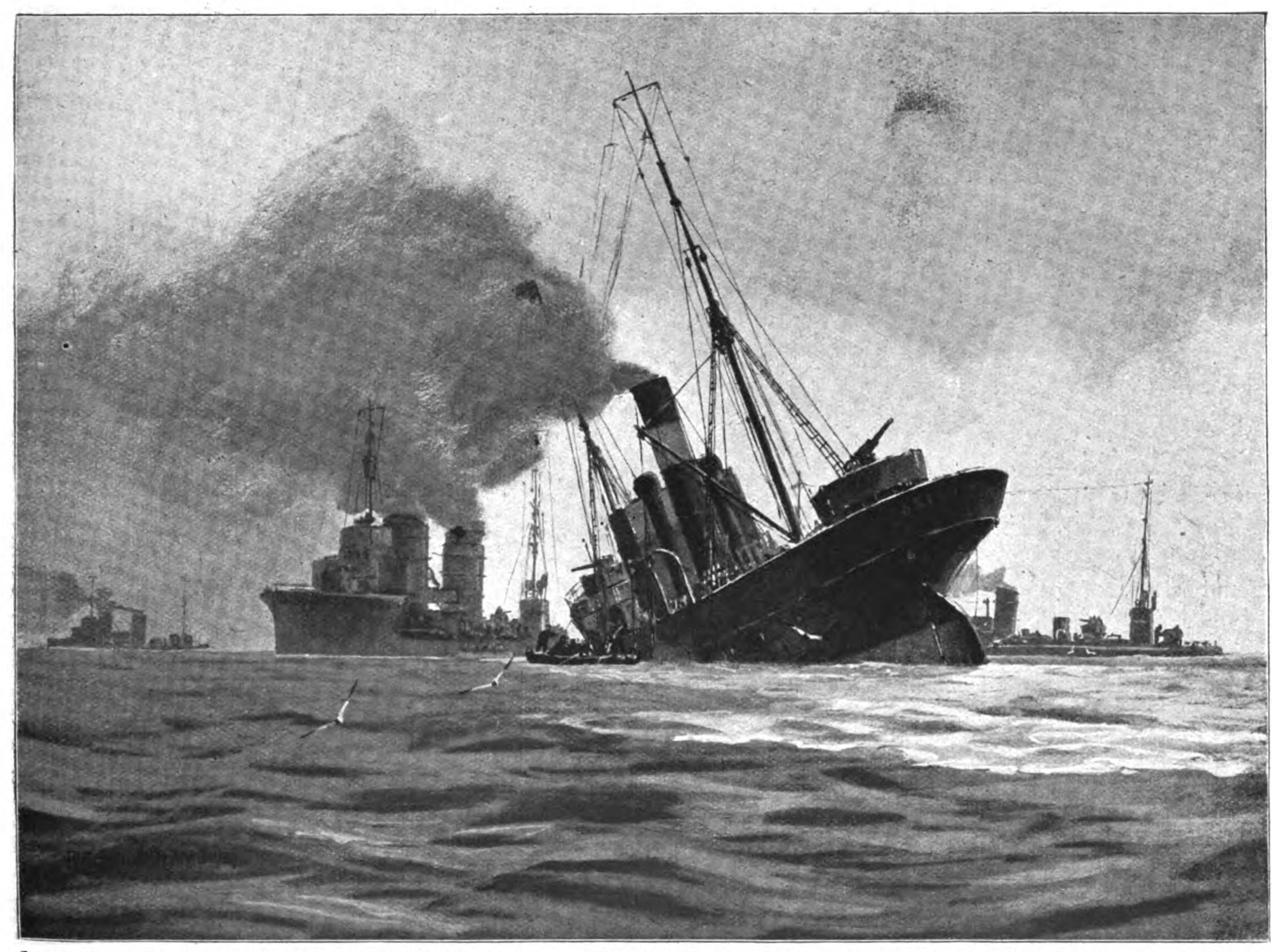




Oberleutnant zur See **Kurt Frankenberg.** Kapitänleutnant der Reserve **Max Dietrich.**

die Führer der in der Nacht zum 28. November 1916 beim Luftschiffangriff auf England verunglückten Fahrzeuge.

Die großzügigen Vorbereitungen, die Deutschland für den kommenden Frühjahrsfeldzug traf (siehe Seite 1 u. ff.), trugen ebenfalls nicht wenig dazu bei, englische Gemüter mit banger Sorge für die Zukunft zu erfüllen und ihre Eitelkeit schwer zu verletzen. Dazu traten noch die Schwierigkeiten, die sich der Versorgung mit Lebensmitteln entgegenstellten und schon zur Einführung des „Nationalbrotes" gezwungen hatten, eines Seitenstückes zu dem so viel geschmähten deutschen Kriegsbrot, das zudem noch billiger war. Die Nahrungsmittelnot hatte ihren Grund hauptsächlich in dem sich fortgesetzt fühlbar machenden Frachtraummangel, an dem England infolge der Tätigkeit der immer häufiger auftretenden deutschen U-Boote litt. Die Regierung sah sich daher gezwungen, mehr Schiffe als bisher zum Herbeischaffen von Getreide, Fleisch und anderen Nahrungs-



Zu dem abermaligen Vorstoß deutscher Seestreitkräfte gegen die englische Küste in der Nacht vom 26./27. November 1916: Versenken eines englischen Vorpostenschiffes und Gefangennahme der Mannschaft.

Nach einem Originalaquarell von Marinemaler R. Schmidt-Hamburg.

mitteln zur Verfügung zu stellen. Das ließ sich aber nicht lange durchführen, weil dadurch die Versorgung des Heeres mit Kriegsmaterial und Rohstoffen zu seiner Herstellung ins Stocken geriet und somit gleichzeitig die militärische Bereitschaft gefährdet wurde. Hier die richtige Entscheidung zu treffen, fiel der Regierung recht schwer.

Die Einbuße an Schiffsraum berechnete man auf wöchentlich durchschnittlich 70 000 Tonnen, für die durch Neubauten natür.ich kein Ersatz geschaffen werden konnte, denn die englischen Werften mußten in erster Linie die Aufträge der Heeresverwaltung befriedigen.

Die sich häufenden Schwierigkeiten und die steigende Unruhe im Lande ließen es dem Ministerpräsidenten Asquith geraten erscheinen, dem König „zum Zwecke der wirksamen Fortführung des Krieges" zu empfehlen, einer Neugestaltung der englischen Regierung zuzustimmen. In dieser etwas gewundenen Erklärung liegt das Eingeständnis, daß die leitenden Männer in England die Unmöglichkeit erkannt hatten, auf dem eingeschlagenen Wege die Geschäfte zur Zufriedenheit des Landes fortzuführen. Asquith mußte dem auf ihn ausgeübten Druck weichen, an seine Stelle trat Lloyd George (siehe Bild in Band IV Seite 418), der damit sein Amt als Kriegsminister aufgab.

Lloyd George hatte schon die Einführung der Wehrpflicht für England eben noch im rechten Augenblicke dem Minister Asquith aufgezwungen, und jetzt sollte seinem Einfluß die Fortführung des Kampfes gegen Deutschland bis zu einem glücklichen Ende anvertraut werden. Dieses Ziel in gemeinsamer Arbeit mit ihm zu erreichen, wurden unter anderem noch folgende Männer in das neue Kabinett berufen: Bonar Law als Finanzminister und Mitglied des Kriegsrats, Balfour als Staatssekretär des Äußern, der an Stelle des ebenfalls zurückgetretenen Grey trat, Lord Derby als Staatssekretär des Krieges. Carson wurde erster Lord der Admiralität. Wie kurz zuvor in Rußland, hatte sich damit auch in England eine Regierung gebildet, die von einem ausgesprochenen Kriegs- und Vernichtungswillen gegen Deutschland beseelt war.

Der Unwille einer großen Gruppe englischer Politiker über die bisherige vorsichtige und zurückhaltende Art der englischen Kriegführung hatte vorher schon in der Besetzung der wichtigsten leitenden Stellen in der englischen Flotte eine bedeutungsvolle Änderung erzwungen. Der kommandierende Admiral Jellicoe erhielt den Posten des ersten Seelords; an seine Stelle trat der bisherige Führer der Panzerkreuzerflotte, Admiral Beatty, von dem man als sicher annahm, daß er auf allen Gebieten des Seekampfes zu gewaltsameren Mitteln gegen die Deutschen greifen würde als sein Vorgänger. —

Während diese Vorgänge in England sich abspielten, wurde das Land auch wieder von dem Besuch deutscher Marineluftschiffe heimgesucht. Ihr sehr erfolgreicher Angriff galt diesmal den Industrieanlagen Mittelenglands. In der Nacht zum 28. November bewarfen mehrere Luftschiffe Hochöfen und Fabriken mit Bomben, wobei an verschiedenen Stellen große Brände und Explosionen beobachtet werden konnten. Leider gingen auch zwei Luftschiffe verloren. Die Engländer hatten ihre Abwehrmittel ganz erheblich verstärkt und vervollkommnet und machten sich auch die bei früheren Angriffen aus der Luft gesammelten Erfahrungen zunutze. Die Gegenwirkung der englischen Ballonabwehreinrichtungen war diesmal stärker als je; sie wurde durch englische Flieger, die in großer Zahl aufgestiegen waren, wesentlich unterstützt. Einem der Flieger gelang es, einen Zeppelin in der Nähe der Küste von Durham anzugreifen und in Brand zu setzen, so daß der Ballon ins Meer stürzte. Ein anderes Luftschiff wurde von Fliegern und Abwehrgeschützen stark beschädigt; es verlor seine Bewegungsfähigkeit fast völlig und konnte auf seinem Rückfluge nur langsam vorankommen. Erst bei Tagesanbruch erreichte es die Nähe der Küste. Wie der englische Bericht meldete, fuhr es von dort mit großer Geschwindigkeit weiter, als hätte es die Beschädigung ausgebessert. Dann aber konnte es doch noch von englischen Fliegern erreicht und von diesen unter Beihilfe der Besatzung eines Fischdampfers morgens 6 Uhr 45 Minuten in Flammen ge-



Artilleriestellung australischer Truppen nördlich der Somme.
Nach einer englischen Darstellung.

gehüllt zum Absturz gebracht werden. — Diesem Vorstoß deutscher Luftstreitkräfte fielen bedauerlicherweise auch zwei besonders ausgezeichnete Zeppelinführer, der Oberleutnant zur See Frankenberg und der Kapitänleutnant Dietrich, zum Opfer (siehe die Bilder Seite 17). Letzterer hatte sich schon zu Beginn des Krieges einen Namen gemacht. Er war jener Offizier, der damals als Kapitän des Lloyddampfers „Brandenburg" sein Schiff von Baltimore trotz aller ihm auflauernden englischen Kreuzer nicht nur durch die Blockade von Baltimore, sondern auch durch die englische Schiffssperre nördlich von Schottland sicher bis nach Bremerhaven zu bringen wußte.

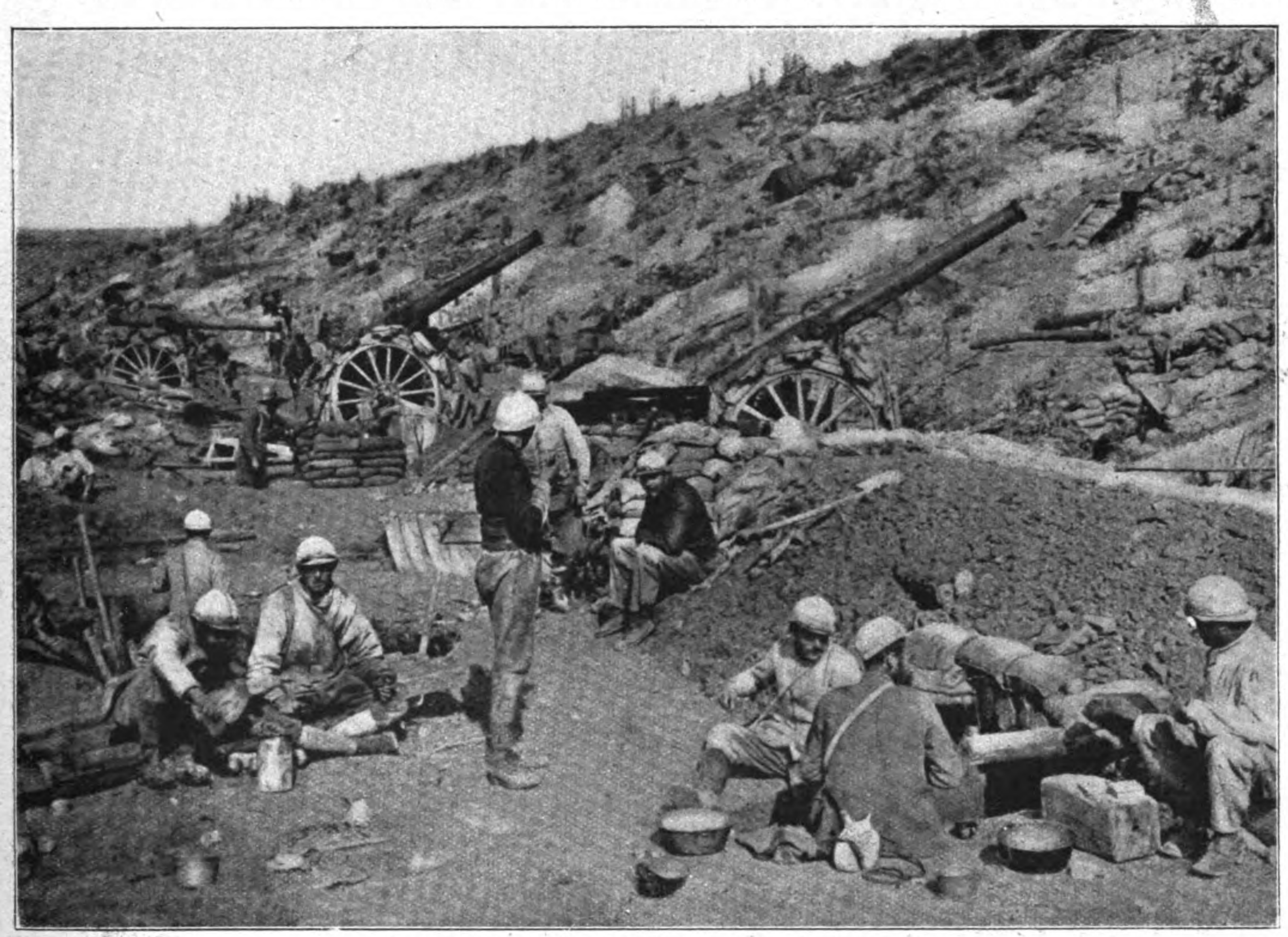
Auch die deutschen U-Boote entfalteten im November eine rege Tätigkeit. Unter anderem versenkte eines dieser Schiffe am 14. November im englischen Kanal ein französisches Bewachungsfahrzeug, einen Zerstörer der Aro- oder Sapeklasse. Dasselbe U-Boot, das dieses französische Kriegschiff unter den Augen der Engländer unschädlich machte, vernichtete außerdem noch 6 englische Handelsdampfer und ferner das norwegische Schiff „Ullwang", das Bannware für die französische Regierung an Bord führte. Ein anderes Boot traf ein englisches Flugzeug in beschädigtem Zustande. Die Besatzung rettete die auf dem Wrack hilflos im Wasser treibenden englischen Offiziere und nahm sie als Kriegsgefangene an Bord. Das Flugzeug wurde vollständig vernichtet.

Außer den U-Booten bewiesen auch sonstige leichte Kräfte der deutschen Kriegsmarine große Rührigkeit. In der Nacht zum 24. November stießen sie nach der Themsemündung vor, um ähnlich wie in der Nacht zum 27. Oktober und in der zum 2. November die englischen Überwachungstreitkräfte zu überfallen. Aber obgleich die Engländer gedroht hatten, daß den Deutschen dank der „ausgezeichneten englischen Sicherungsmaßnahmen" ein neuer Überfallversuch teuer zu stehen kommen würde, trafen die Deutschen nur ein einziges Vorpostenfahrzeug, das sie durch Geschützfeuer versenkten. Danach wurde der befestigte Platz Ramsgate an der Themsemündung mit Artilleriefeuer belegt. Da auch jetzt die englische Flotte sich noch nicht zeigte, traten die deutschen Schiffe den Rückweg an. Die Engländer behaupteten nachher kühn, daß weder Ramsgate beschossen, noch ein Schiff ihrer Flotte, das zu den Vorpostenfahrzeugen gehörte, verloren gegangen sei.

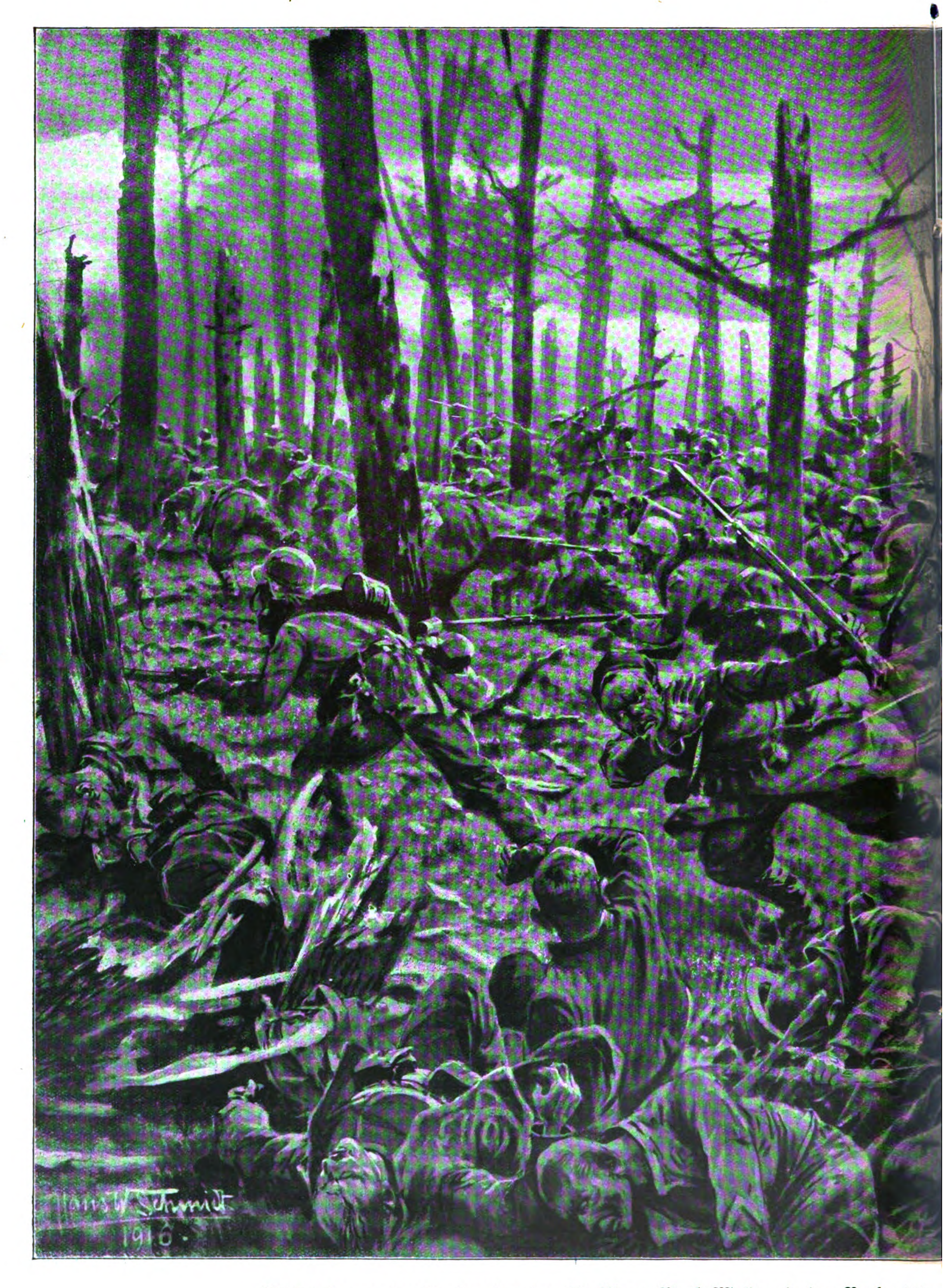
Schon in der Nacht zum 27. November setzten die Deutschen wieder einen Vorstoß mit leichten Streitkräften gegen die englische Küste an. Diesmal gelang es ihnen, unweit Lowestoft ein feindliches Überwachungsfahrzeug so ungestört zu versenken, daß die Besatzung gefangen genommen werden konnte. Es handelte sich um den im Minensuchdienst tätigen Fischdampfer „Naval", der mit Mannschaften der Royal-Naval-Reserve besetzt war (siehe Bild Seite 17).

Aber nicht nur die deutschen Seestreitkräfte setzten der englischen Flotte erheblich zu, sie wurde auch von zahlreichen anderen Unglücksfällen betroffen. So geriet der kleine, 1909 vom Stapel gelaufene Kreuzer „New Castle" in der Nähe des Firth of Forth auf eine Mine und versank, nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, den Hafen zu erreichen. Am Morgen des 21. November sank das auf dem Wege nach Saloniki befindliche englische Hospitalschiff „Britannic" im Leakanal im Ägäischen Meere. Das gewaltige, erst 1914 vom Stapel gelaufene Schiff, eines der größten der Welt, das 47 500 Tonnen verdrängte, war mit über 1200 Menschen besetzt, von denen 1100 gerettet werden konnten. — Am 24. November ging wieder im Ägäischen Meere, diesmal im Kanal von Myhoni, ein englisches Hospitalschiff, der Dampfer „Breamer Castle", 6280 Tonnen groß, unter; auch dieser Dampfer, der Verwundete nach Malta bringen sollte, lief auf eine Mine.

Ein anderes Ereignis trug ebenfalls nicht dazu bei, die Stimmung der Engländer zu verbessern. Das Handelsunterseeboot „Deutschland", das zum zweiten Male nach Amerika gefahren war, verließ, voll beladen mit Nickel und anderen für Deutschland wertvollen Gütern, seinen Ankerplatz, um die Heimat wieder zu erreichen. Nachdem durch einen Unfall einige Tage zuvor die Ausfahrt verhindert worden war, ging die Reise so schnell und glücklich von-

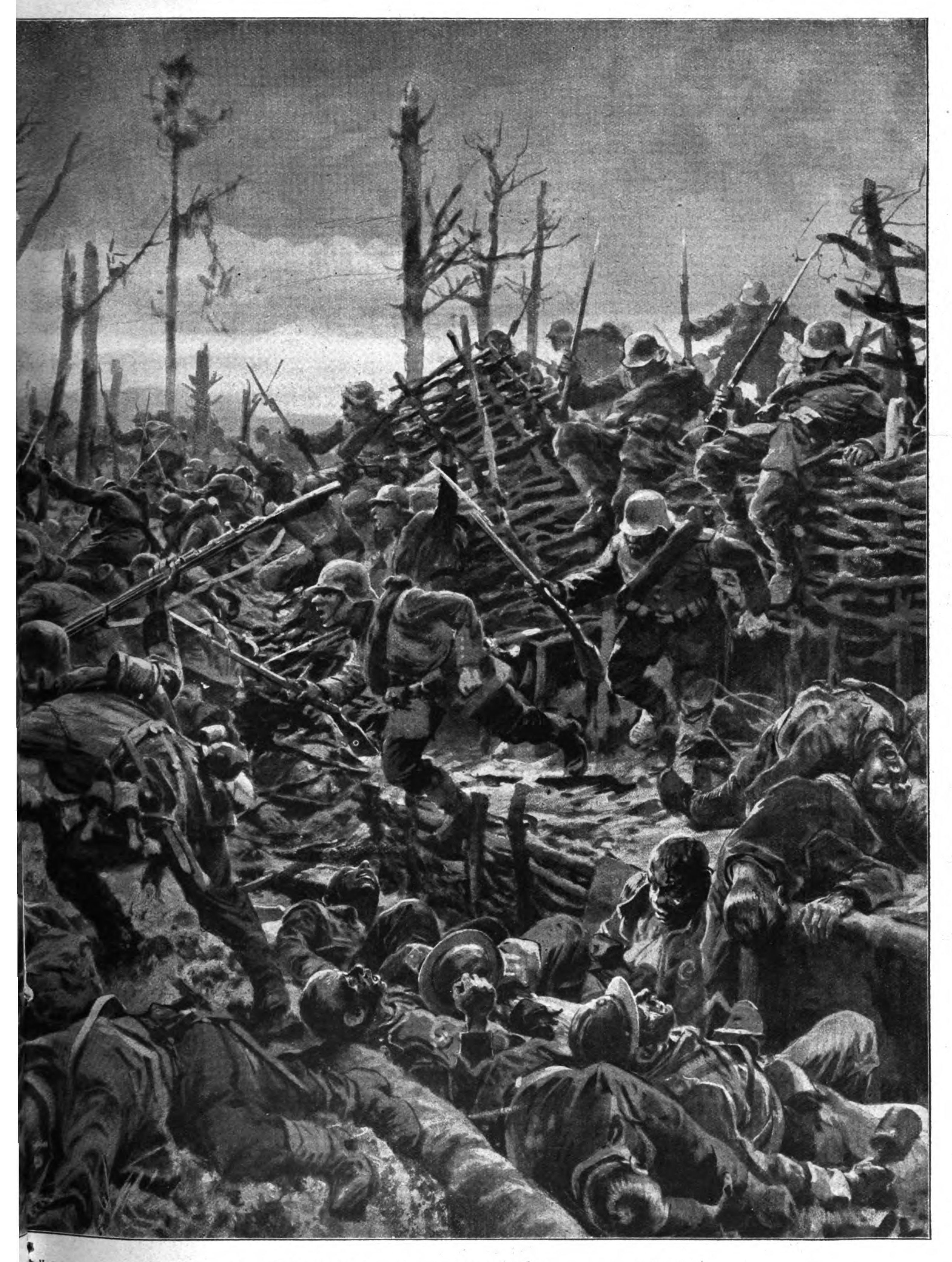


Französische 15,5-cm-Batterie-Stellung an der Sommefront.
Nach einer französischen Darstellung.



Rückeroberung des Nordrandes des St. Pierre-Vaast-Waldes in der Nachmittag

Nach einer Originalzeichnun



...Dämmerung des 15. November 1916 durch das hannoversche Füsilierregiment Nr. 73.
...von Professor Hans W. Schmidt.

statten, daß die Ankunft vor der Wesermündung bereits am Mittag des 10. Dezember erfolgte. —

An der deutschen **Westfront** stand die Sache der Engländer und die der Franzosen nicht besonders günstig. Nach Mitte November hatten namentlich die Engländer versucht, durch einen heftigen Stoß zu beiden Seiten der Ancre Luft in der Richtung auf Bapaume zu bekommen. Das Unternehmen war mit starken Kräften an Menschen und Gerät angesetzt und großzügig angelegt worden. Aber dennoch wurden alle Opfer umsonst gebracht; die deutsche Front blieb unerschütterlich.

Es kostete den Angreifern nur Verwundete und Tote, als sie in der Nacht zum 20. November zwischen Beaucourt und Serre, Grandcourt und Courcelette ihre Sturmkolonnen gegen die Gräben der Deutschen anlaufen ließen. Tagsüber legten sie dann schweres Feuer auf die deutschen Stellungen zu beiden Seiten der Ancre und im St. Pierre-Vaast-Wald, doch kam es nicht mehr zu Infanterieangriffen. Die Beschießung durch Artillerie wurde fortgesetzt bis zum 22. November. Danach richteten die Engländer wieder nördlich von Gueudecourt und die Franzosen gegen den Nordwestrand des St. Pierre-Vaast-Waldes, den am Abend des 15. November das hannoversche Füsilierregiment Nr. 73 erstürmt hatte (siehe Bild Seite 20/21), heftige Teilangriffe zur Verbesserung ihrer Stellungen, sie wurden aber blutig abgewiesen. Vom nächsten Tage an erfuhr ihre Tätigkeit an den verschiedensten Punkten der Front eine merkliche Steigerung. Das Artilleriefeuer schwoll namentlich in der Gegend von Armentières an; auch bei Ypern und Wytschaete wurde es lebhafter.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Generalleutnant Otto v. Garnier,

dessen Truppen zugleich mit denen der Generale v. Kathen, v. Boehn, v. Schenck, Sixt v. Arnim und Freiherr v. Hügel an der Sommefront den blutigsten feindlichen Angriffen standhielten. Generalleutnant v. Garnier ist Führer eines Reservekorps und erhielt den Orden Pour le Mérite. (Siehe Band V Seite 333.)

Den Deutschen lag währenddem hauptsächlich daran, die Kräfteverteilung der Feinde an einigen Stellen der Front aufzuklären. Bei Beaumont brach eine Abteilung des badischen Infanterieregiments Nr. 185 überraschend in die feindlichen Linien ein und brachte neben sehr wertvollem Material über die Absichten der feindlichen Leitung 4 Offiziere, 157 Mann und 1 Maschinengewehr aus den englischen Stellungen mit zurück. Mit ähnlichem Erfolg gingen Gruppen mecklenburgischer Grenadiere und Füsiliere und des Infanterieregiments „Bremen" nordöstlich von Arras gegen die feindlichen Stellungen vor und holten daraus insgesamt 26 Gefangene. Die Ursache dieses Unternehmens waren Gasangriffe der Engländer, die auf ein besonderes Vorhaben schließen ließen. Dank dem kühnen Vorgehen ihrer Truppen war die deutsche Führung auch hier in der Lage, die feindlichen Absichten und Truppenverschiebungen durch die eingebrachten Gefangenen festzustellen.

Bei Armentières entwickelten die Feinde so starke Artillerietätigkeit, als ob sie hier einen größeren Infanteriestoß vorhätten. An der Somme war ihr monatelang fast ununterbrochenes Feuer etwas abgeflaut, doch lebte es an den Hauptbrennpunkten von Zeit zu Zeit immer wieder auf (siehe die Bilder Seite 18 und 19). In der Gegend von St. Marie-à-Py, das häufiger in den Meldungen vom Kampfplatze wiederzukehren begann, setzten die Franzosen einen Patrouillenvorstoß an, der nicht vom Glück begünstigt war, obgleich sie mit Gas vorgearbeitet hatten. Am 25. November suchten stärkere französische Abteilungen an die deutschen Stellungen am Apremontwalde heranzukommen; durch Sperrfeuer wurden sie gleich nach den ersten Sprüngen heimgeschickt.

Auch am Hilsenfirst tauchte eine französische Patrouille auf und holte sich eine blutige Zurückweisung. Am St. Pierre-Vaast-Walde unternahmen die Franzosen, wie schon früher einmal, einen Angriff ohne Artillerievorbereitung. Wenn sie dabei auf die Sorglosigkeit der Deutschen gerechnet hatten, so sahen sie sich bitter enttäuscht. Maschinengewehrfeuer hielt sie beim Vordringen wesentlich auf und dann tat auch das deutsche Artilleriesperrfeuer mit aller Kraft seine Wirkung. Ohne daß es zum Nahkampf gekommen wäre, mußte die französische Infanterie unter schweren Blutopfern in ihre Stellungen zurückflüchten. Östlich von St. Mihiel wagten die Franzosen ebenfalls einen Handstreich, erlebten aber auch hier eine glatte Abweisung.

Am 28. November wollten die Engländer unter dem Schutze des Nebels eine Überraschung bei Givenchy, südwestlich von Lens, ausführen; sie mißlang vollständig. Ein weiterer Angriff erfolgte am nächsten Tage im Ypernbogen. Die Engländer drangen dort auf einer drei Kilometer breiten Front vor, konnten aber nur an einzelnen Stellen die deutschen Linien erreichen, wo sie im Nahkampf große Verluste erlitten, ohne einen Fortschritt zu erzielen. Auf den übrigen Punkten der Angriffsfront wurde der Stoß schon durch das Sperrfeuer niedergekämpft.

In der Gegend um Ypern und Wytschaete blieb die Tätigkeit des Feindes auch in den folgenden Tagen lebhaft. Im Anschluß an große Sprengungen griffen am 3. Dezember starke feindliche Abteilungen die deutschen Linien wuchtig an. Dabei gelang es einzelnen Gruppen, in den vordersten deutschen Graben zu kommen, dort wurden sie aber im Handgemenge überwältigt oder zurückgetrieben. Nach kurzer, aber starker Artilleriewirkung stießen die Feinde am nächsten Tage unter Benutzung des Frühnebels östlich der Straße Warlencourt-Albert vor; sie wurden jedoch von so kräftigem Feuer empfangen, daß sie unter erheblichen Verlusten in ihre Ausgangstellungen zurück mußten.

Die Deutschen blieben nicht untätig während dieser Zeit, nur versuchten sie keine rasch verpuffenden, im Grunde zwecklosen Überfälle, sondern tasteten die wichtigsten Punkte in sorgfältig vorbereiteter Aufklärungsarbeit planvoll ab, um über die feindlichen Absichten Klarheit zu gewinnen. Sie verschafften sich im besonderen Gewißheit über die Kräfteverhältnisse und die gegnerischen Befestigungsarbeiten bei Fromelles, in der Gegend von Wytschaete, in der Champagne und in der Umgebung von St. Mihiel. Ferner fühlten sie im Raum von Nomeny vor, bei Cheminot an der Seille, im Gelände südwestlich von Baccarat und bei Ban-de-Sapt. Die deutschen Patrouillen arbeiteten mit Gewissenhaftigkeit und kriegserfahrener Klugheit und konnten überall die gewünschten Feststellungen vornehmen.

Im ganzen betrachtet, hatten Engländer und Franzosen seit dem 19. November ihre größeren Infanterieangriffe an der Somme eingestellt; nur gelegentlich erfolgte dort einmal ein kräftigerer Teilangriff. Die Kraft der englischen Heeresteile hatte sich an der Ancre, die der französischen an der Sailly-St. Pierre-Vaast-Wald-Stellung gebrochen. Nun mußten erst die gewaltigen Lücken, die durch die ergebnislosen Stürme in ihre Reihen gerissen waren, wieder gefüllt, und es sollte auch versucht werden, die Wirkung des Trommelfeuers noch mehr zu steigern.

Um Munition war man ja nicht verlegen, auch die abgenützten Geschützrohre konnten immer rechtzeitig ausgewechselt werden (siehe Bild Seite 23). Überhaupt war der Nachdruck auf die ausgiebigste Verwendung der ungemein verbesserten und vermehrten technischen Kampfmittel gelegt worden. Einige Zeit hindurch waren die Feinde den Deutschen in bezug auf die Masse der Geschütze und die Riesenmenge der Munition zweifellos überlegen. Der technische Vorsprung wurde jedoch von den Deutschen in zäher Arbeit wettgemacht. Ihre Feinde hatten längst erkannt, daß sich die deutsche Gegenwirkung ganz bedeutend verstärkte. Die Engländer glaubten zwar noch einen Vor-



Munitionsnachschub für die schwere englische Artillerie an der Somme.
Nach einer englischen Darstellung.

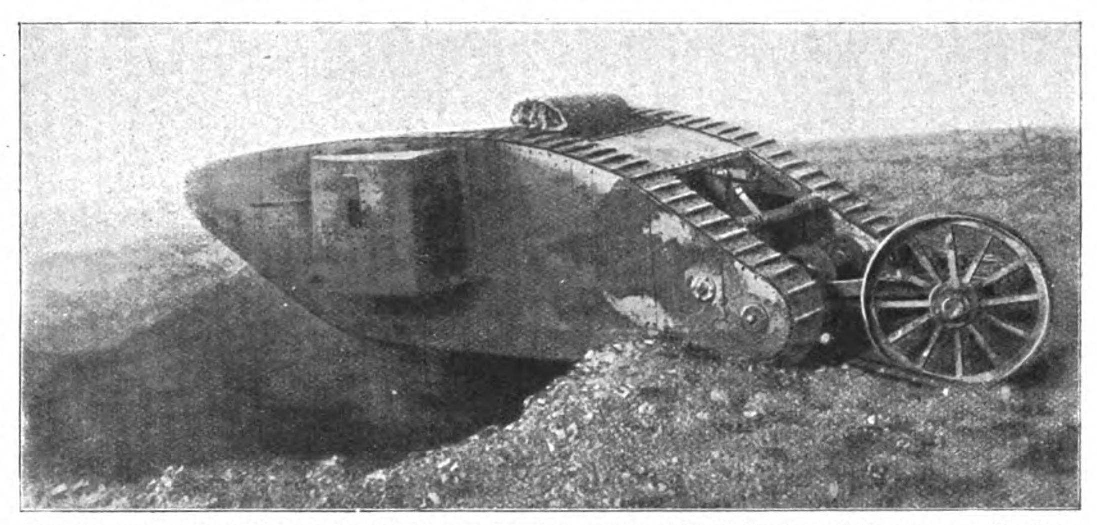
sprung in ihren „Tanks“ (siehe Bild auf dieser Seite) zu besitzen. Aber diese Ungetüme machten gar keinen Eindruck auf die Deutschen, trotzdem sie auch noch mit blutigen Kriegszenen bemalt waren. Sie blieben häufig genug im Schlamm stecken und boten mit ihrer geringen Fahrgeschwindigkeit der deutschen Artillerie sehr gute Ziele. —

* * *

Auf dem **italienischen Kriegschauplatz** wurde die nach der neunten Isonzoschlacht eingetretene Ruhe kaum durch gelegentliche Teilangriffe der Italiener an den verschiedenen Teilen der Front unterbrochen. Schnee war schon gefallen und erschwerte größere Unternehmungen; der Winter nahte. Unter diesen Umständen hatten es besonders die Kämpfer im Hochgebirge nicht leicht, wenn mitunter an weniger verschneiten Stellen, die allenfalls zu einem Vorstoß noch geeignet erschienen, einer der planlosen italienischen Angriffe erfolgte. Solche wurden bald hier, bald dort angesetzt, ohne daß sie einen Zusammenhang erkennen ließen. Es war mit diesen Angriffen so, als glaube Cadorna, daß irgendwo irgend etwas geschehen müsse. So ließ er gegen die Stellungen der Tiroler Kaiserjäger am Monte Piano Abteilungen anstürmen, die auch bis in die Nähe der österreichisch-ungarischen Stellungen gelangten, dort aber kraftvoll zurückgeworfen wurden; Handgranaten, Gewehrkolben und Bajonette räumten unter den Stürmenden auf und machten alle ihre Anstrengungen zunichte (s. Bild Seite 25).

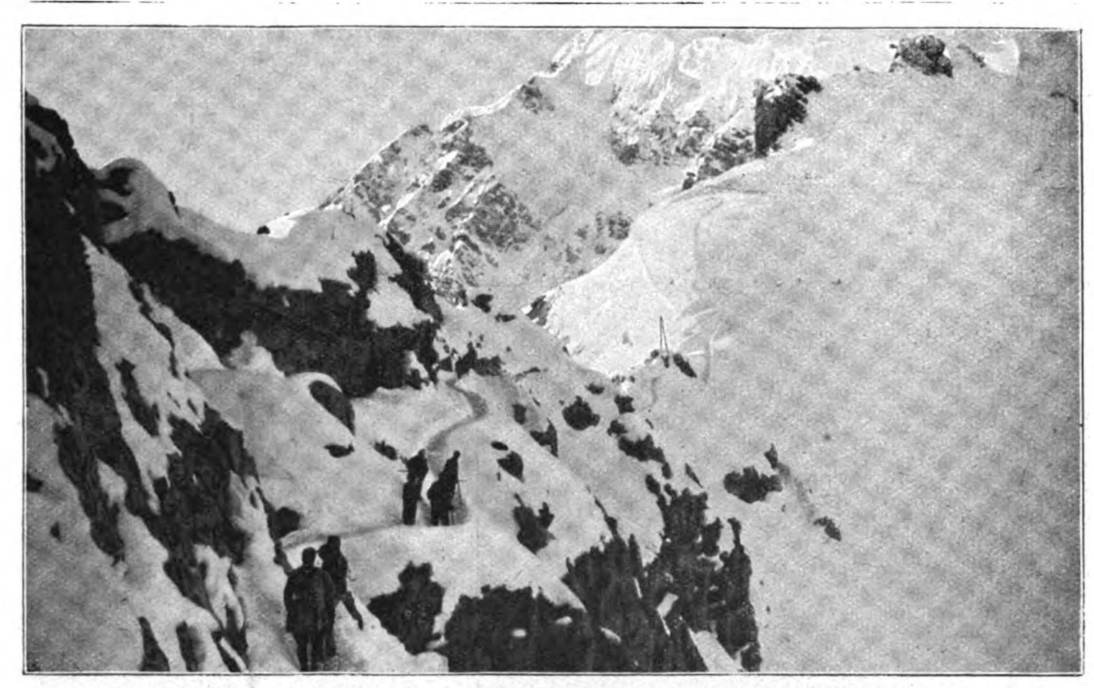
Im Hochgebirge galt es jetzt auch wieder, die Vorbereitungen für die Überwinterung zu treffen. Neue Schützengräben und Unterstände wurden in die Felsen gebaut (siehe das mittlere Bild Seite 24). Sehr schwierig gestalteten sich in den verschneiten Gletschergebieten die Patrouillengänge (siehe Bild Seite 24 oben), die zeitweilig außerordentliche hochtouristische Leistungen, ungewöhnlichen Mut und zäheste Ausdauer im Ertragen der Anstrengungen von dem einzelnen Mann forderten. Häufig sah man sich auch in die Notwendigkeit versetzt, Geschütze auf hohe Berggipfel zu bringen, was meistens nur unter den größten Schwierigkeiten zu bewerkstelligen war. Die k. und k. Truppen stellten ein Geschütz an einem Punkte auf, der in 3860 Meter Höhe liegt (siehe Bild Seite 24 unten); was das heißt, kann sich jemand, der die Verhältnisse nicht kennt, kaum vorstellen. Von dieser luftigen Höhe aus krachten dann die Schüsse verderbenspeiend nach den italienischen Linien hinunter und sicherten die österreichisch-ungarischen Soldaten in der Bergeinsamkeit vor Überfällen.

Südlich von Viglia versuchten die Italiener am 20. November mittels eines tiefgegliederten Gegenangriffes die ihnen dort von den Österreichern und Ungarn entrissenen Gräben zurückzugewinnen, was ihnen jedoch nicht gelang. Danach hörten die Vorstöße der italienischen Infanterie fast vollständig auf. Das brachte den Italienern seitens ihrer Verbündeten um so größeres Mißtrauen ein, als die führende italienische Presse anläßlich der Vorgänge in Rumänien sich fortwährend sehr abfällig über die militärischen Maßnahmen des Vierverbandes aussprach. Nun wurde eine Entlastungsunternehmung von der italienischen Armee verlangt. Cadorna mußte aber nach den in der neunten Isonzoschlacht erlittenen großen Verlusten seine Truppen erst zur Ruhe kommen lassen und neue Mannschaften heranführen, was viel Zeit erforderte. Zu Beginn des Monats Dezember schienen die Italiener wieder angriffsbereit zu sein. Jedenfalls steigerten sie ihr ständig mehr oder weniger stark aufrechterhaltenes Artilleriefeuer nun zu größerer Wucht

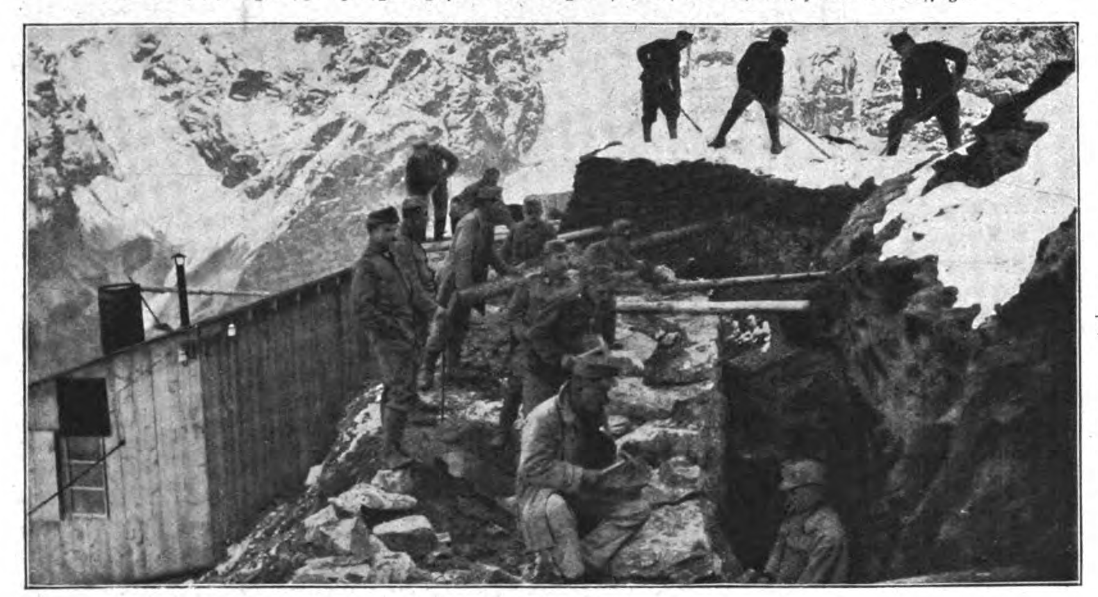


Eines der von den Engländern an der Westfront gebrauchten, von deutscher Artillerie vielfach zusammengeschossenen Panzerautomobile, „Tank“ oder auch „Caterpillar“ (Raupe) genannt, auf die die Engländer vergeblich ihre Hoffnungen setzten.

Die Panzerung, gegen die Infanterie- und Maschinengewehrfeuer wirkungslos bleiben, hat eine Stärke von drei Zentimetern. Als Fortbewegungsmittel dienen zwei seitliche Kettenbänder, mittels deren das schwerfällige Fahrzeug im Fußgängertempo ruckweise vorwärts gleitet und sich über Bodenunebenheiten, Granatlöcher und selbst Schützengräben hinwegarbeitet, wie das oben wiedergegebene Bild zeigt. Das hintere Rad — einige dieser Ungetüme sind auch mit zwei Rädern versehen — dient als Steuer. Die Bestückung besteht meist aus zwei dreizölligen Schnellfeuerkanonen und vier bis vierzehn Maschinengewehren. Nach einer englischen Darstellung.



Österreichisch-ungarische Hochgebirgspatrouille begibt sich auf die tief verschneite Ortlerspitze.



Schützengrabenbau im Hochgebirge.



Das am höchsten stehende Geschütz im Weltkrieg auf einem 3860 Meter hohen Berggipfel.

Die Wacht an der österreichisch-ungarischen Südwestfront im Gebiet des Ortlers.

Nach Aufnahmen von Wilhelm Müller, Bozen.

und schossen Tag und Nacht ununterbrochen auf die österreichisch-ungarischen Linien, als ob ein Angriff bevorstände. Für einen solchen sprach auch, daß nach dem 3. Dezember immer kräftigere Lagen schweren Minenfeuers gegen die k. und k. Stellungen gerichtet wurden. Die Fliegertätigkeit lebte ebenfalls auf. Es schien somit, als ob sich doch wieder größere Ereignisse an dieser Front vorbereiteten. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Das britische Weltreich und der Krieg.

Von Professor Dr. K. Dove.

I.

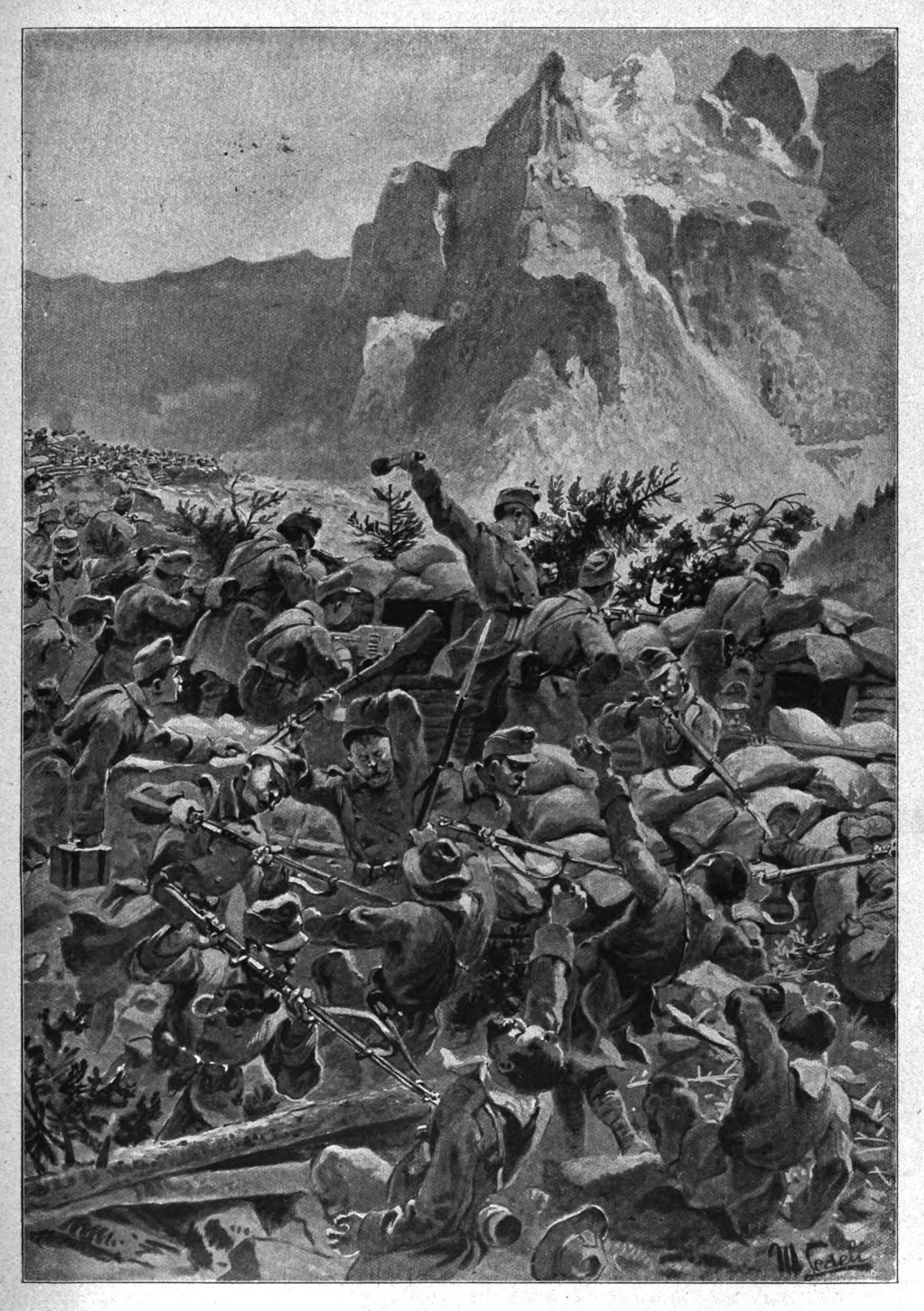
Bewundernswert in seinem Bau, großartig in seinem Verkehr und Handel wie in seinen jetzigen und zukünftigen Hilfsmitteln, verblüffend endlich in seiner Abhängigkeit von einem einzigen, nicht einmal großen Lande, nahm das britische Weltreich noch vor wenig Jahren eine einzigartige Stellung unter den Staatsgebilden der Erde ein. Und wir wären übel beraten, wollten wir seine innere Festigkeit, wollten wir Zähigkeit und Ausdauer des Ganzen wie der einzelnen Teile, mit einem Worte, wollten wir die Gefahren unterschätzen, die uns von dieser Seite jetzt und selbst nach Beendigung des Krieges bedrohen. Aber wir dürfen doch mit Genugtuung feststellen, daß die mit dem äußeren und inneren Gefüge der Weltmacht verbundenen Schwächen infolge der von seinen gewissenlosen Ministern leichtfertig heraufbeschworenen Teilnahme an dem Weltkriege sich immer mehr geltend machen. Sie werden auch nach dem Ausgang des Völkerringens bestehen bleiben, denn sie sind in der wirtschaftlichen Eigenart Englands so tief begründet und mit seinen Vor-



Aus den Wochen der deutschen Heeresreserve in Flandern.

Deutsche Feldgraue bei einem fröhlichen Plauderstündchen auf einem flandrischen Bauernhofe.

Nach einer Aquarellskizze des Kriegsmalers Th. Rocholl.



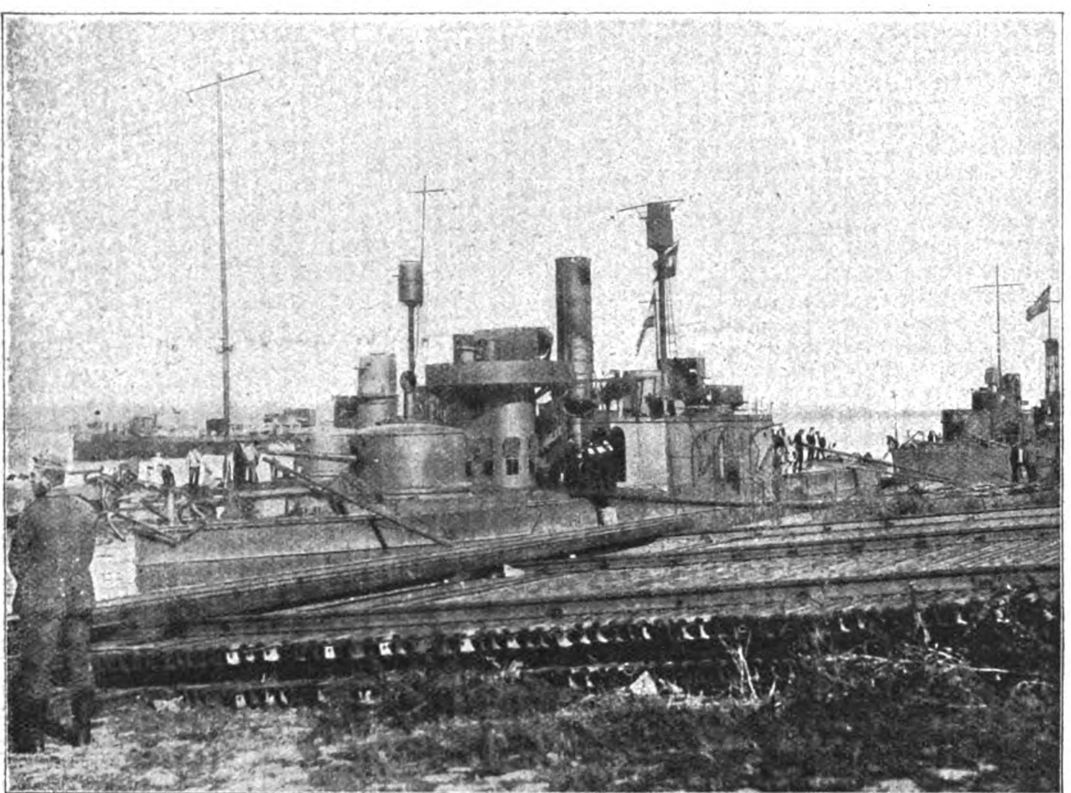
Tiroler Kaiserjäger weisen am Monte Piano heftigste italienische Angriffe ab, nachdem sie am Tage vorher verloren gegangene Stellungen in kühnem Gegenangriff zurückgewonnen hatten.

Nach einer Originalzeichnung von M. Ledeli.

zügen so eng verknüpft, daß sie stets bleiben werden, was sie sind, Nachteile, die die künftigen Führer des gewaltigen Reiches sicher zu größerer Vorsicht und weiserer Zurückhaltung bei späteren Streitigkeiten des europäischen Festlandes nötigen werden, als sie sie im Jahre 1914 bewiesen haben.

So günstige Wirkungen die engen Beziehungen Großbritanniens zum Meere im Frieden auch haben, so wenig darf man übersehen, daß die wirtschaftliche und selbst die militärische Verwundbarkeit dieses Landes dadurch aufs höchste gesteigert wird. Die im Kriege unvermeidliche Stockung des Schiffsverkehrs trifft naturgemäß einen viel größeren Teil der Gesamtbevölkerung als in den Festlandstaaten. Sitzt doch allein in den Hafenorten Großbritanniens und Irlands mit über hunderttausend Bewohnern mehr als ein Viertel von jener, während die entsprechenden Hafenstädte Deutschlands zuletzt nur etwa ein Dreißigstel aller Einwohner beherbergten. Die Lähmung des Erwerbslebens, wie sie bei uns in vollem Umfange nur Hamburg und Bremen empfinden, trifft demnach auf den britischen Inseln einen sehr beträchtlichen Teil des Volksganzen. Auch sind eine ganze Reihe von Häfen wegen der Nähe der offenen See dem unmittelbaren Angriff viel mehr ausgesetzt als anderwärts; rein strategisch ist das Land mit seinen ausgedehnten Küsten viel schlechter geschützt als die deutschen Nordseestädte. Was im Frieden als Stärkung der britischen Seegeltung zu betrachten ist, das wandelt sich in Zeiten wie den jetzigen zu einem Anlaß der Schwäche.

Viel mehr als durch die Verteilung der Bevölkerung auf Küstengebiet und Binnenland muß sich aber jeder denkende Engländer augenblicklich durch die Volksmenge und die damit zusammenhängenden Ernährungsschwierigkeiten bedroht fühlen. Es ist ganz verkehrt, von einer staatlichen Förderung der Landwirtschaft in Großbritannien und Irland ähnliche Erfolge zu erwarten, wie sie die deutsche Organisation bei uns erzielt hat. Das uns feindliche Land kann das einfach nicht; seine Natur, in erster Linie sein Klima, macht eine nennenswerte Ausdehnung des Landbaus über die bisher von ihm eingenommenen Flächen hinaus unmöglich. Die regennassen Sommermonate der meisten Gegenden erlauben weder einen großzügigen Getreidebau, noch sind sie der Erzielung hinreichender Kartoffelmengen förderlich, und einzig und allein die für die Rinderhaltung geeigneten Grasweiden erfreuen sich auf diesen ewig feuchten Inseln eines guten Standes.



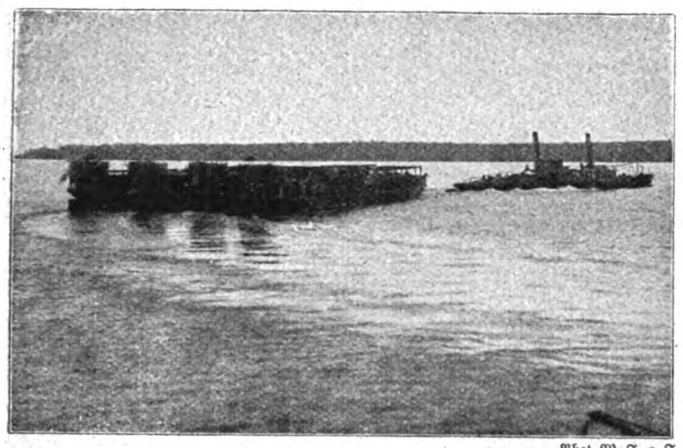
Phot. Presse-Centrale, Berlin.

Einer der österreichisch-ungarischen Donaumonitore, die sich im Feldzug gegen Rumänien besonders hervorgetan haben.

Diese natürliche Schwäche der britischen Volkswirtschaft wird aber in gefährlicher Weise durch die Volksdichte gesteigert. Die einseitige Entwicklung der Industrie, durch den Staat eher gefördert als gehemmt, hat eine Anhäufung von Menschenmassen auf engem Raume zur Folge gehabt, wie wir sie in diesem Umfange an keiner anderen Stelle Europas beobachten. Wenn Deutschland bei seinem viel besseren Klima eine Volksmenge nur notdürftig zu ernähren vermag, die mit 120 Menschen auf den Quadratkilometer schon als reichlich dicht gelten kann, so dürfen Großbritannien und Irland mit einem Durchschnitt von 146 Einwohnern auf derselben Einheitsfläche schon als reichlich übervölkert gelten. Dabei erntete man im Deutschen Reiche 1913 an den vier mitteleuropäischen Getreidesorten rund die fünffache Menge wie im Britischen Reiche, an Kartoffeln aber gar annähernd das Siebenfache! Kein Wunder, daß England nicht allein den größten Teil seines Bedarfs an Brotkorn und Kartoffeln, sondern auch an Fleisch, daß es ferner allen Zucker auch im Frieden von fernher einführen muß. Im Kriege aber gilt das in noch weit höherem Maße, da in ihm ja auch dort die Landwirtschaft ihrer ohnedies nicht sonderlich zahlreichen Arbeitskräfte ermangelt und für die Versorgung des Heeres und der ungezählten Munitionsarbeiter alles reichlicher als sonst geliefert werden muß.

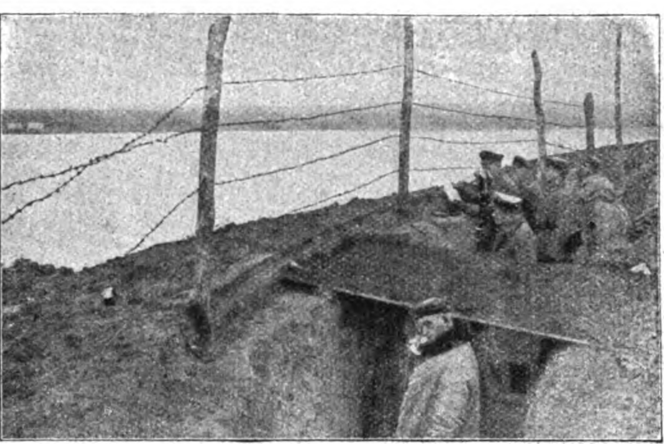
Ist so, was einst die wirtschaftliche Stärke des Mutterlandes zu sein schien, zu einer Quelle des Übels und zunehmender Sorge für dieses geworden, so ist es um die vorwiegend von Weißen besiedelten, sich selbst regierenden Kolonien des Weltreiches nicht viel besser bestellt. Es ist grundfalsch, anzunehmen, der Krieg sei für diese — es handelt sich dabei um die Staatenbünde von Kanada, Australien und Südafrika, sowie um Neuseeland — zu einer ähnlichen Quelle des Reichtums geworden wie für die nordamerikanischen Industriestaaten. Dieser weitverbreitete Trugschluß beruht auf einer gänzlichen Verkennung dessen, was diese Gebiete ihrer Natur nach sind und was sie bisher zu leisten vermögen. Es ist deshalb von Bedeutung, daß man sich darüber klar wird, um nicht in den Fehler einer Überschätzung der augenblicklichen wie der später einmal möglichen Kraft des britischen Weltreiches zu verfallen.

Ein grundlegender, aber leider weit verbreiteter Irrtum muß dabei von Anfang an bekämpft werden. Die riesigen Flächen der genannten Länder erwecken in den meisten Menschen das Gefühl, als handle es sich um einen ungeheuren Machtzuwachs, den sie für das Mutterland bedeuteten. Dieser Trugschluß ist allerdings durchaus zu entschuldigen, denn in unserem Weltteil sind so riesige und so menschenleere Einöden, wie sie in den beiden größten britischen Kolonien den überwiegenden Teil des Ganzen erfüllen, völlig unbekannt. Man bedenke, daß zum Beispiel innerhalb des australischen Festlandes auf einer Fläche, mehr als elfmal so groß wie das Deutsche Reich, weniger Menschen leben als in der einen Stadt Hamburg! Wollte man aber selbst die Gesamtbevölkerung des Landes ganz gleichmäßig über dieses verteilen, so käme erst auf je 1,6 Quadratkilometer ein Mensch gegen 192 auf derselben Fläche in Deutschland. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in Kanada, wo bei der letzten Zählung nur genau so viel Einwohner festgestellt wurden, wie sie der Polizei-



Phot. M. F. u. F.

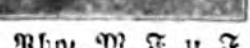
Eine Dampffähre setzt Truppen über die Donau.



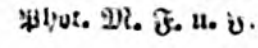
Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

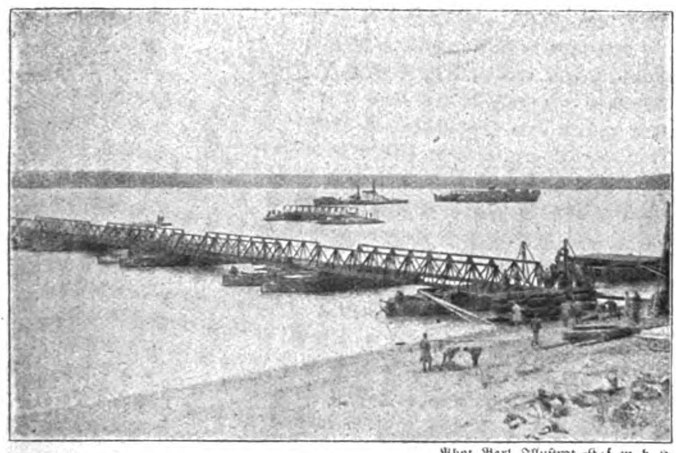
Artilleriebeobachter am rechten Donauufer.



An der Ansatzstelle der Brücke.  Phot. M. F. u. F.



Die Brücke während des Baues.  Phot. M. F. u. F.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Ein neuer Brückenteil wird angesetzt.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Artillerie überschreitet die fertige Brücke.



Phot. M. F. u. F.

Generalfeldmarschall v. Mackensen und sein Generalstabschef Generalmajor Tappen beobachten auf der rumänischen Seite den Übergang.



Phot. M. F. u. F.

Generalfeldmarschall v. Mackensen und sein Generalstabschef Generalmajor Tappen besichtigen das Gelände am rumänischen Zollhaus gegenüber von Svistow.

Der Donauübergang der Armee Mackensen bei Svistow.

bezirk der Stadt London beherbergte. Und dabei ist Kanada nur um ein weniges kleiner als der Weltteil Europa!

Nach diesen Angaben wird es niemanden verwundern, wenn er erfährt, daß die militärische Leistungsfähigkeit der sogenannten weißen Kolonien Großbritanniens nur eine recht beschränkte ist. Die beiden größten, von denen eben die Rede war und die auch allein in größerem Umfang für die Heeresergänzung in Betracht kommen, hatten nach der letzten Volkszählung nur so viel Einwohner wie Russisch-Polen, das als selbständiges Gebiet an die Seite der Mittelmächte tritt. Neuseeland aber und Britisch-Südafrika zählen zusammen auf Grund der letzten Erhebung kaum zweieinhalb Millionen Weiße, also etwa ebensoviel, wie die Einwohnerzahl des Königreichs Württemberg im Jahre 1910 betragen hat, für ein Gebiet von der fünffachen Größe des Deutschen Reiches ebenfalls keine sonderlich imponierende Bevölkerungsmenge.

In der Tat haben denn auch die sämtlichen hier erwähnten Gebiete nach den uns zugänglichen Angaben bisher kaum eine halbe Million Kämpfer ins Feld gestellt.

Die Rückwirkung des Krieges auf die genannten Kolonialländer wird aber diese keineswegs zu weiteren großen Opfern ermutigen. Vor allem muß man beachten, daß schon die bloßen Menschenverluste dort viel schwerer wiegen als in dem übervölkerten Mutterlande. Wer einmal in außereuropäischen dünn bewohnten Gegenden gelebt hat, der weiß, daß die Arbeitskraft des Weißen dort viel höher geschätzt wird als in den gewerbfleißigsten Landschaften Europas. Zu dem Nachteil der unverhältnismäßig großen Einbuße an wertvollsten Kräften kommt aber in einer dieser Staatengruppen, der südafrikanischen, noch ein schon für die nächste Zukunft noch weit fühlbarerer Schaden. Hier kommt auf 1 300 000 Weiße etwa die vierfache Zahl von Farbigen. Mit der Verringerung der Buren und Engländer durch den Krieg hat sich dies ohnehin höchst gefährliche Übergewicht der waffenfähigen Schwarzen stark zuungunsten der Europäer verschoben, von dem Verlust an moralischem Ansehen der weißen Rasse ganz zu schweigen.

Es ist sicher, daß in späteren Zeiten die europäischen Kolonisten der großen Staatenbünde einen erheblichen Machtzuwachs des britischen Weltreiches bedeuten werden, wenn sie auch unter keinen Umständen in die Hunderte von Millionen wachsen werden, wie das von reinen Theoretikern vielfach angenommen wurde und noch wird. Dazu umfassen die weiten Gebiete Kanadas allzuviel geradezu polare Gegenden, die Länder Australiens und Südafrikas zu große Steppen und selbst wirkliche Wüsten. Wohl aber verfügen sie, und damit muß man vernünftigerweise rechnen, über große Schätze in ihrem Boden und in ihren immerhin recht ausgedehnten Acker- und Weidelandschaften. Fraglos werden sie nach dem Kriege erheblich zur Stärkung der stark verminderten Finanzkraft Englands beitragen. Denn wir müssen festhalten, daß auch in dieser Richtung die Bewohnerzahlen der Kolonien nicht nach der bloßen Menge abgeschätzt werden dürfen. Ein einzelner Kolonist in dem fast nur von Weißen bewohnten Kanada oder Australien hat, obwohl diese Länder selbst Industrie treiben, als Käufer englischer Waren einen viel höheren Wert als ein Farbiger aus den anderen Kolonien. So betrug der Geldwert der auf den Kopf der Bevölkerung entfallenden Einfuhr im Jahre 1912 in Kanada rund 400, in Australien 330, in Britisch-Indien dagegen nur 7—8 Mark.

In einer Hinsicht wird der Krieg den Wert der sogenannten Dominions für Großbritannien freilich stark herabmindern. Sie sind neben fremden Ländern wichtige Lieferer von Nahrungsmitteln aus dem Tierreich, aber auch von Mehl und Korn. Sollte eine weitergehende Entnahme von Truppen aus den großen Europäerkolonien stattfinden, so würde damit auch die Getreideernte einen wesentlichen Rückgang erfahren und die Verlegenheiten, denen sich das Mutterland schon jetzt infolge der Mißernte in den meisten der ihm Brotkorn liefernden Länder ausgesetzt sieht, würden sich noch längere Zeit nach dem Friedensschlusse fühlbar machen. Man sieht jedenfalls aus all diesem, daß selbst der Besitz dieser großen Kolonien nicht jene Machtsteigerung für England bedeutet, die allzu ängstliche Gemüter darin erblicken möchten, und daß die Sorge für ihr Gedeihen die Briten eines Tages gefügiger für die Rechte und Ansprüche anderer Nationen machen könnte. Hoffen wir, daß das schon bald der Fall sein möge.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Der siegreiche Reiterführer in der Walachei, Generalleutnant Eberh. Graf v. Schmettow, der mit seiner Reiterei eine rumänische Kavalleriedivision am Alt zurückschlug, ein Sohn des Kommandeurs der Halberstädter Kürassiere bei dem Todesritt von Mars-la-Tour.

Der Kampf gegen die Rumänen.

3.

Die Eroberung der kleinen Walachei.

Von Kriegsberichterstatter Walter Oertel.

(Hierzu die Bilder Seite 26—29.)

Nach der Schlacht bei Kronstadt, als das siegreiche Heer von Falkenhayns die geschlagene rumänische 2. Armee vor sich hertrieb, während Arz die Rumänen aus Ostsiebenbürgen hinausfegte, war den Russen doch der Ernst der Lage allmählich klar geworden.

Um einen Durchbruch in den Südkarpathen und deren Ausläufern zu verhüten, der zugleich eine Trennung der russischen Streitkräfte von den Rumänen und eine Unterbrechung der wichtigen Bahnlinie Roman-Focsani—Ploesci zur Folge gehabt hätte, lösten sie die Rumänen an der Ostfront ab, indem sie zunächst die Linie von Dorna Watra bis zum Bekaspaß übernahmen, und dehnten diese dann noch weiter in südlicher Richtung bis zum Oitozpaß aus.

Diese so freigewordenen Kräfte wurden von der rumänischen Heeresleitung eiligst nach dem Süden gebracht und ihre Hauptmasse am Paß von Predeal sowie an der Törzburger Senke zusammengezogen, wo man in erster Linie einen Durchbruch der verbündeten Armeen befürchtete.

Die Heeresleitung der letzteren hatte an der Versteifung des rumänischen Widerstandes im Abschnitt südlich Predeal und Törzburg sehr bald die Verteilung der rumänischen Kräfte festgestellt und dementsprechend rasch ihre Anordnungen getroffen. Während sie durch weitere scharfe Stöße an diesem Frontteile die Rumänen in dem Glauben ließ, daß hier tatsächlich die geplante Durchbruchskante sei, zog sie in aller Stille eine starke Stoßgruppe weiter westlich zusammen.

Mit überraschender Schnelligkeit stießen die beiden Kolonnen vor. Während die eine im Schyltale auf Targu Jiu vorging, bahnte sich die andere Kolonne im Motrutale den Weg. Die Rumänen konnten dem mächtigen Anprall nicht standhalten. Aus dem Gebirge hinausgedrängt, versuchten sie, durch frisch herangeführte Kräfte verstärkt, ihr Heil in offener Feldschlacht. Auf dem Felde von Targu Jiu bereits, am Rande der walachischen Tiefebene, rollten die eisernen Würfel. Sie fielen zuungunsten der Rumänen, die nach heißem blutigem Ringen den mit hervorragender Tapferkeit anpackenden verbündeten Kräften unter schweren Verlusten weichen mußten. Ein Flankenstoß, den in dem letzten Abschnitt des Kampfes eingetroffene rumänische Reserven führten, wurde blutig abgewiesen. Die geschlagenen Heeresteile wichen auf Craiova, die Hauptstadt der kleinen Walachei, zurück, während die Sieger die Verbindung mit der Motrutalkolonne herstellten und dann dem geworfenen Gegner dichtauf folgten, um ihm keine Zeit zu erneuter Sammlung zu lassen.

Dieses energische Vorgehen trug sehr bald glänzende Früchte, denn fast gleichzeitig mit den rumänischen Nachhuten langte die deutsche Vorhut vor Craiova an. Ein



Deutsche Kavallerie unter Führung des Generalleutnants Grafen v. Schmettow wirft am 25. November 1916 im Gelände östlich des unteren Alt eine sich zum Kampf stellende rumänische Kavalleriedivision unter siegreichem Nachdrängen.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

kurzer letzter Kampf, dann drangen westpreußische Grenadiere und das Kürassierregiment Königin, die berühmten Pasewalker, gleichzeitig in Craiova ein, aus dem die Reste des geworfenen Heeres hinausflüchteten.

Die Hauptstadt der kleinen Walachei, dieser Hauptkornkammer Rumäniens, war genommen. Das blitzschnelle Vorstoßen der deutschen und der österreichisch-ungarischen Truppen hatte die Rumänen derartig überrascht, daß sie große Vorräte dem Gegner überlassen mußten.



Dreherei. Hydraulische Presse zur Formgebung der Geschosse.

Nach dem Durchbruch bei Targu Jiu und der Einnahme von Craiova durch die verbündeten Truppen sah sich die rumänische Heeresleitung vor eine außerordentlich schwere Aufgabe gestellt. Während sie sich bisher noch in dem trügerischen Wahn wiegte, die Hauptgefahr liege bei Predeal, und deswegen ihre noch unverbrauchten Kräfte immer und immer wieder im Raume von Campulung gegen die Verbündeten anrennen ließ, sah sie sich nun einer gänzlich veränderten Lage gegenüber.

Der Austritt aus dem Gebirge war erkämpft, und die Sieger standen mitten in der walachischen Tiefebene, so daß die Rumänen nunmehr eine Aufrollung ihrer ganzen Front längs der Transsylvanischen Alpen befürchten mußten.

In eine geradezu verzweifelte Lage waren aber diejenigen rumänischen Kräfte geraten, die bei Orsova und Turnu Severin den äußersten linken Flügel der Rumänen decken sollten. Diese waren durch den raschen Vormarsch auf Craiova zwischen die Heeresmassen der Verbündeten eingeklemmt, und auch schleunigster Abmarsch bot ihnen nur sehr geringe Aussichten auf Entkommen. Der einzige noch offene Weg bot sich für sie längs der Donau.

Da wurde auch diese letzte Hoffnung zunichte, denn der Sieger von Gorlice, der Zertrümmerer des Serbenreiches und Eroberer der Dobrudscha, Mackensen, der schon lange wie ein Löwe zum Sprunge bereit an dem Südufer der



Füllen der Schrapnelle mit Bleikugeln.

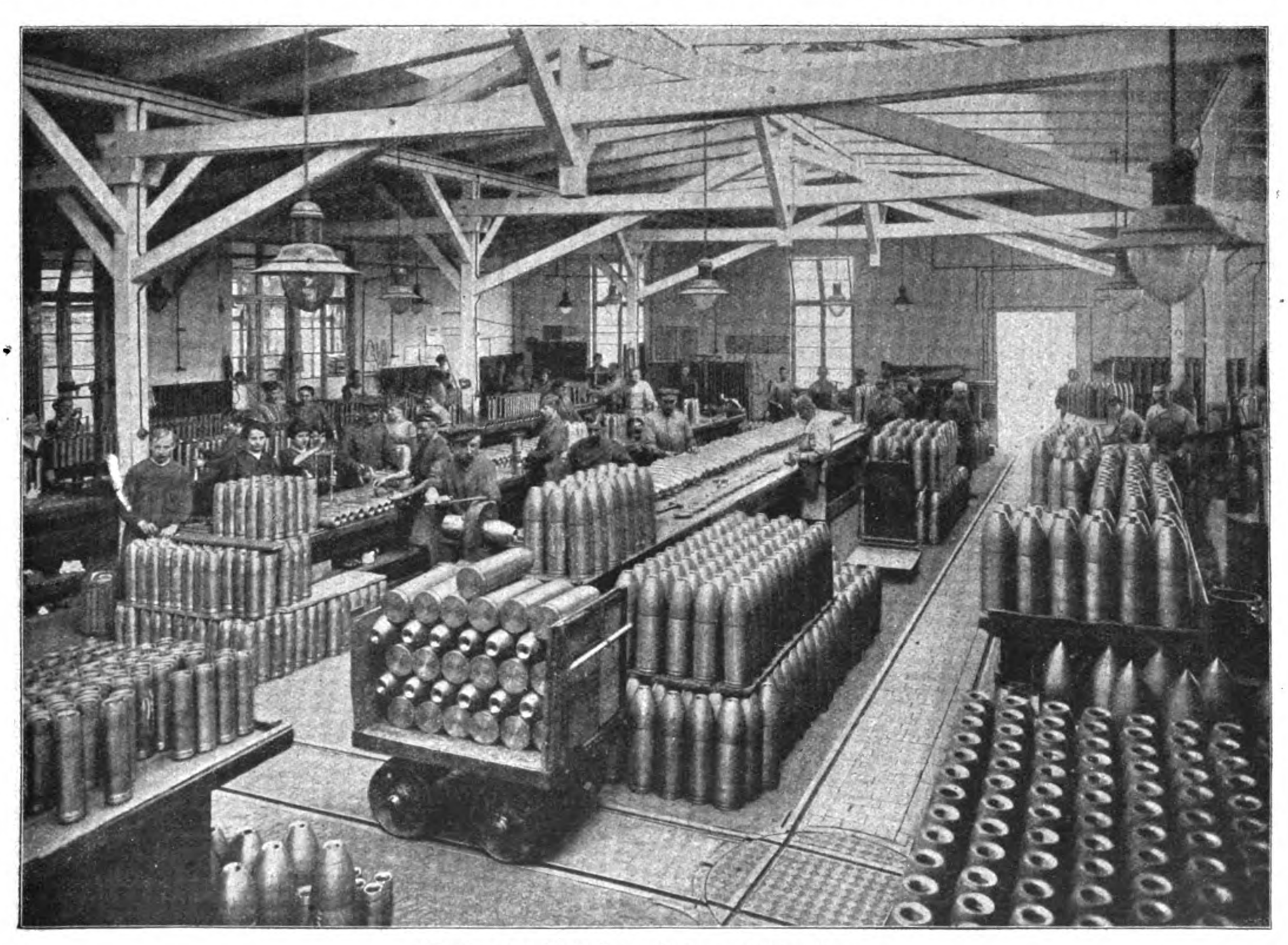
Aus einer staatlichen Geschoßfabrik.

Nach Aufnahmen der Gebrüder Haeckel, Berlin.


Teil eines Lagerraums für Geschosse der Fuß- und Feldartillerie.

Donau gewartet hatte, überschritt bei Svistow die Donau und brach von Süden in die Walachei ein. Mit diesem Augenblicke wurden aus den Truppen von Orsova und Turnu Severin verlorene Haufen. Wohl wehrten sich noch einzelne Bataillone dieses Armeerestes unter dem Rumänengeneral Culcer bei den Hügeln nordöstlich der schon gefallenen Stadt Turnu Severin verzweifelt ihrer Haut, doch ihr Kampf war zwecklos und ihr Schicksal besiegelt, denn mangels jeglichen Munitionsnachschubes hatten sie nach Verschießen ihrer letzten Patrone nur die Wahl zwischen Waffenstreckung oder Untergang.

Wie ein Donnerkeil wirkte die Nachricht von Mackensens Donauübergang auf die Rumänen. Mit kühler Ruhe hatte der Feldmarschall den Zeitpunkt abgewartet, wo die verbündete Armee die Karpathenpässe durchbrochen hatte und in die walachische Ebene hinabgestiegen war. Erst dann, als das Zusammenwirken der von Norden und Süden vorgehenden Teile gesichert war, entschloß sich Mackensen zu dem entscheidenden Manöver. Die Donaumonitore (siehe Bild Seite 26) wurden herangezogen, starke deutsche und österreichisch-ungarische Pioniergruppen bereitgestellt und das Brückenmaterial stromaufwärts im Beleukanal vorbereitet. Nachdem alle diese Maßnahmen in umsichtigster Weise getroffen worden waren, begann der Übergang. Hierfür wurde wiederum Svistow gewählt, jener Ort, wo die Russen im Jahr 1877 und zuletzt die Rumänen im Jahre 1913, allerdings von der entgegengesetzten Richtung kommend, die Donau überschritten. Es war eine dunkle, unfreundliche Novembernacht, als die Vortruppen der Armee Mackensen in Pontons und Booten den Strom überquerten. Sie landeten, überrannten die schwachen rumänischen Abteilungen am jenseitigen Donauufer und stießen sofort vor, um in einer unverzüglich ausgebauten Brückenkopfstellung den Übergang


Abnahme der Geschosse für Fuß- und Feldartillerie.

Aus einer staatlichen Geschoßfabrik.

Nach Aufnahmen der Gebrüder Haeckel, Berlin.

der Hauptmacht zu sichern (siehe die Bilder Seite 27). — Sobald die ersten Truppen übergesetzt waren, wurde mit dem Bau der Brücken begonnen und im ganzen vier Übergänge hergestellt, auf denen deutsche, bulgarische und türkische Truppen in die Walachei hinüberzogen, um sogleich, nachdem genügende Kräfte beisammen waren, den Vormarsch auf Giurgiu und Alexandria anzutreten, während der linke Flügel die Verbindung mit dem rechten Flügel der Armee aufnahm, die von Craiova auf Slatina im Vormarsch war.

Auf der ganzen Front gingen die Rumänen zurück, gedrängt von der rastlos nachsetzenden Kavallerie, von der Regimenter des Grafen Schmettow, ein in der deutschen Reitergeschichte historischer Name, im Gelände östlich des unteren Alt eine sich dort zum Kampf stellende rumänische Kavalleriedivision zusammenhieb (siehe die Bilder Seite 28 und 29).

Deutsche Schießbedarfwerke.

Von Major a. D. Schmahl.

(Hierzu die Bilder Seite 30 und 31.)

Wie in manchen Betrieben, so haben wir auch in der Anfertigung unserer Geschosse viel im Kriege zulernen müssen. Unsere Maschinen waren zwar leistungsfähig und arbeiteten genau; wir hatten auch für den Kriegsfall eine große Anzahl bereitstehen und auch Verträge mit solchen Werken abgeschlossen, die im Frieden anderweitig beschäftigt waren, mit der Mobilmachung aber zur Herstellung von Kriegsbedarf überzugehen hatten. Wir wußten auch, daß Schnelllade- und Schnellfeuergeschütze Unmassen von Geschossen in kürzester Zeit verbrauchen konnten.

Soviel mehr Schießbedarf aber, als sie verbrauchen „konnten“, glaubten wir nicht bereitstellen zu sollen, weil wir nicht so viel verbrauchen „wollten“, als wir konnten. Wir vermeinten, die Fähigkeit des Schnellfeuerns nur auf kurze entscheidende Augenblicke ausnützen zu sollen, und hielten den für einen gefährlichen Verschwender, der immerzu mit aller Kraft hätte feuern wollen. Aber unsere Gegner schrieben uns in dieser Hinsicht das Gesetz vor. Sie gedachten, ihre vermeintliche Geldüberlegenheit mit der Übermacht technischer Hilfsmittel — beides nur möglich durch ein Einverständnis mit den „neutralen“ Vereinigten Staaten von Nordamerika — dahin zu vereinigen, daß sie uns durch Unmengen von Eisen zertrommeln könnten.

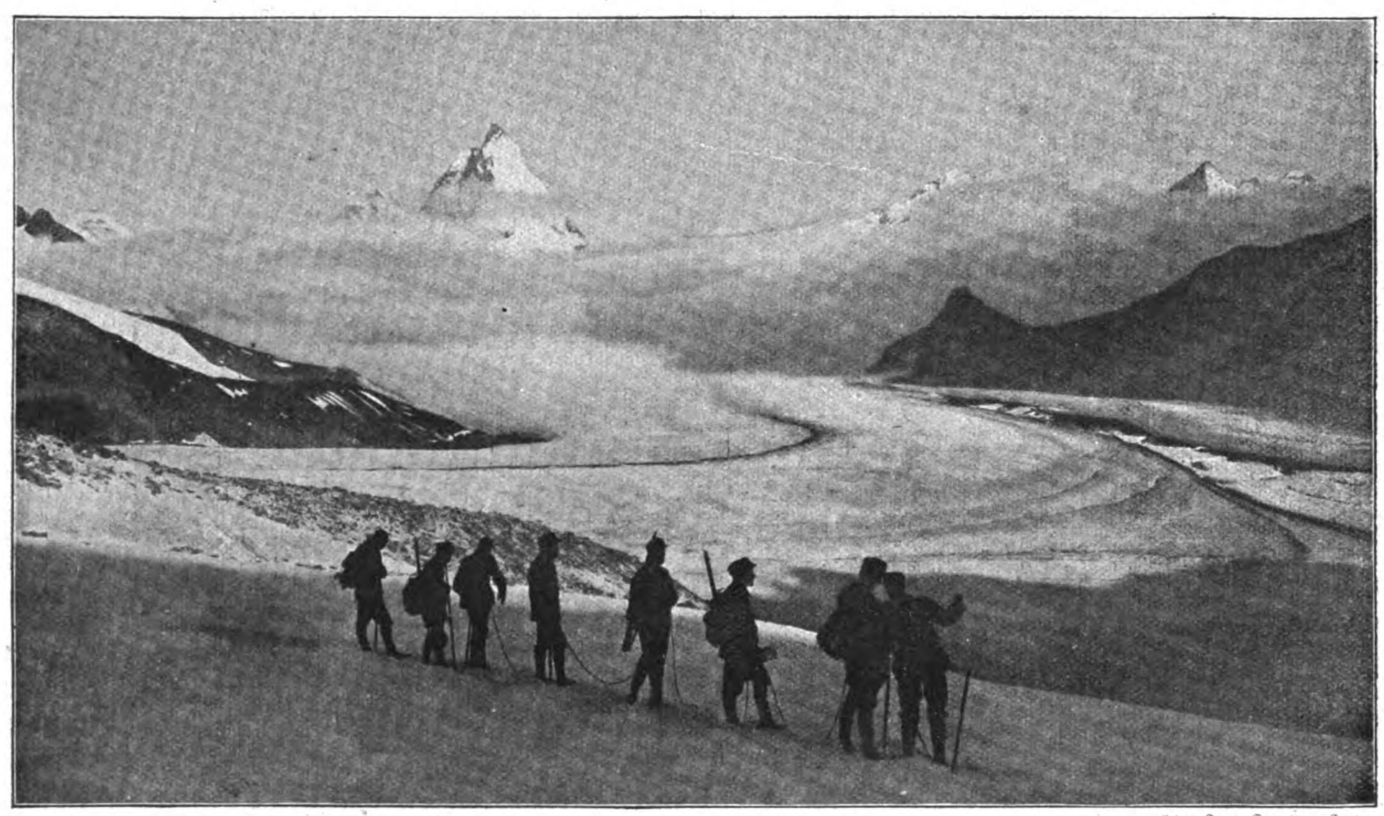
Dem waren unsere Vorräte nicht gewachsen, wenn die berufsmäßigen Verleumder des Londoner Auswärtigen Amtes auch tausendmal in die Welt schreien, daß Deutschlands Vorbereitungen schon jahrzehntelang getroffen gewesen seien, um durch diesen „vom Zaun gebrochenen“ Krieg die Weltherrschaft zu gewinnen. Es ist vielmehr kein Geheimnis mehr, daß wir eine Zeitlang recht knapp mit Geschützbedarf daran waren und die späte Erkenntnis teuer bezahlen mußten. Es ist eine alte Weisheit, aber leicht vergessen, daß einer im Kriege mit Blut bezahlen muß, was er nicht mit Geschützen erreichen kann. Es muß also auch im kommenden Frieden heißen: wer ihn erhalten will, der gieße Granaten und baue Schiffe!

Unser erstes Bild zeigt uns eine hydraulische Presse in Tätigkeit. Während das Geschoß um seine Achse gedreht wird, drückt der gut sichtbare hydraulische Hammer die Kupferführungen fast geräuschlos in den schwalbenschwanzförmig um den unteren Teil des Geschosses eingearbeiteten Ring hinein. Kupfer ist ein weiches Metall und gerade für den genannten Zweck unentbehrlich. Die dazu bestimmten Kupferstäbe sehen wir auf dem Tisch liegen. Nachher wird es in der Dreherei glatt in der richtigen Form abgedreht. Es hat die Aufgabe, sich beim Abfeuern des Schusses in die Schraubenzüge der Rohrseele einzupressen und dadurch allmählich dem Geschoß die Drehung um seine Längsachse zu geben.

Das zweite Bild versetzt uns in eine Art Apotheke. Nur daß die bitteren Pillen, welche da in die Schrapnellhülsen eingefüllt werden, aus Blei bestehen, dazu bestimmt, über den feindlichen Linien freizuwerden und flach über das Schlachtfeld hinzufegen. Der frische fröhliche Bewegungskrieg in Rumänien brachte das Schrapnell, das kein Freund des Schützengrabens ist, wieder zu Ehren.

Wenn die Geschosse fertig sind, erwarten sie den Feuerwerker, der sie „abnimmt“ (siehe Bild Seite 31 unten). Das heißt, er prüft sie, ob sie nach Gewicht, Abmessungen und allem übrigen genau den Bestimmungen entsprechen, damit es beim Laden oder Schießen keine Störungen gibt und eine Flugbahn der anderen möglichst gleicht, was bei verschiedenem Gewicht oder verschiedener Schwerpunktlage nicht der Fall wäre.

Den Aufbewahrungsraum zeigt uns das letzte Bild (siehe Seite 31 oben). Da immer gleich viele der fertigen Geschosse in jedem Stockwerk stehen, und zwar regelmäßig dieselbe Anzahl nach der Breite und nach der Tiefe, so hat der Offizier in der Arbeitskutte leicht zu zählen.



Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

Schweizer Patrouille auf dem Monte Rosagletscher mit Blick auf Matterhorn und Gornergrat.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Auf der gesamten deutschen und österreichisch-ungarischen **Ostfront** kam es gegen Ausgang November und zu Anfang Dezember wieder zu lebhafteren Kämpfen. Beide Gegner hatten Truppen von verschiedenen Punkten der langen Kampflinie weggezogen, um sie zur Unterstützung der auf den rumänischen Kriegschauplätzen tätigen Verbände zu verwenden. Durch kleinere und größere Unternehmungen suchte man sich gegenseitig über diese Verschiebungen zu täuschen und trachtete dabei gleichzeitig, schwache Stellen herauszufinden, an denen ein kräftigerer Vorstoß zur Schädigung des Feindes und Erzielung bestimmter Vorteile Aussicht auf Erfolg versprechen würde. Daneben wurde die Absicht verfolgt, durch dieses Verfahren möglichst viele Kräfte des Gegners zu binden und ihn zu hindern, so zahlreiche Verstärkungen an die wichtigen Teile der erwähnten Front zu bringen, daß sie dort ausschlaggebende Bedeutung gewinnen könnten. Diese kleineren Kämpfe waren somit auch bestimmt, entlastend zu wirken.

Je näher der bevorstehende Zusammenbruch des rumänischen Heeres heranrückte und je vorteilhafter sich die in mühevoller Arbeit geschaffene Lage der verbündeten Truppen der Mittelmächte in Rumänien gestaltete, desto lebhafter und unruhiger wurden die Russen, die auf der ganzen Front die Artillerietätigkeit steigerten. Südlich und westlich von Riga kam es in der Zeit vom 29. November bis zum 10. Dezember häufig zu Feuerüberfällen, denen nicht selten Angriffe russischer Jagdkommandos folgten. Die Unternehmungen waren sehr oft recht kühn angelegt und wurden mutig und geschickt durchgeführt; einen Erfolg konnten sie aber nicht bringen. Die Deutschen waren auf der Hut und benützten jede Gelegenheit zu Gegenstößen. So gelang es südlich von Riga preußischen Landsturmtruppen, eine russische Feldwache aufzuheben. Ohne eigene Verluste kehrten die wackeren Kämpfer mit 33 Gefangenen und zwei erbeuteten Maschinengewehren zurück. In der Gegend von Illuxt bliesen die Russen gegen die deutschen Gräben Gas ab; es verpuffte jedoch wirkungslos im Winde. Ein am 1. Dezember gegen die deutschen Stellungen im Abschnitt von Smorgon gerichteter Sturm kam anfänglich ganz gut vorwärts, dann aber zerschellte er im Geschoßhagel des Maschinengewehr- und Geschützfeuers vollkommen. Einen so schönen Erfolg, wie ihn brandenburgische Regimenter Anfang November mit ihrem Sturm auf befestigte russische Feldstellungen nördlich des Skrobowabaches aufzuweisen hatten (siehe den Sonderbericht: Der Tag von Skrobowa, Seite 40 und das Bild Seite 36/37), konnten die Russen an keiner Stelle dieser Front erzielen, obwohl sie auch hier in der Überzahl waren.

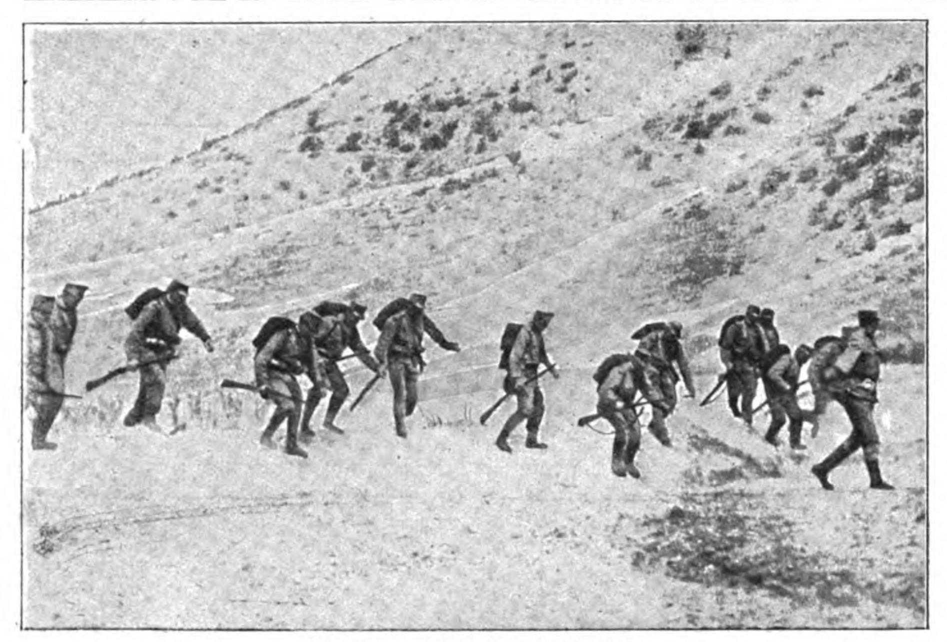


Russische Soldaten, links das Idealbild eines Russen, wie ihn die französische Zeitung „Le Temps" ihren Lesern in ihrer Nr. 28 vorführt mit der Bemerkung, daß mehrere Millionen Leute wie dieser dem Verbündeten im Osten zur Verfügung ständen. Wie der russische Durchschnittsoldat in Wirklichkeit aussieht, zeigt das Bild auf der rechten Seite.

Bei Pinsk scheiterten an jenem Tage ebenfalls Stürme der Russen. Nördlich des Dryswjatysees drangen sie am 3. Dezember mit starken Kräften vor; doch trotz ausgiebiger Feuervorbereitung vermochten sie die deutschen Linien nicht ernstlich zu gefährden. Ebensowenig Glück hatten die Russen mit Vorstößen im Raume von Luck; ein daselbst errichtetes Feldlazarett zeigt uns das Bild Seite 35 unten. — An der Front des Generaloberſten v. Linsingen machten sich zahlreiche feindliche Flieger bemerkbar, die die emsige Aufklärungstätigkeit der Patrouillen unterstützten. Es war anscheinend auf eine Bedrohung Kowels abgesehen. Jagdkommandos der verbündeten Streitkräfte verstanden es jedoch vortrefflich, die Aufklärer empfindlich zu stören und auf diese Weise die Pläne des Gegners zu durchkreuzen. Der wichtige Ort blieb sicher in der Hand der Verteidiger, die an der Bahnstrecke Kowel—Sarny sogar nicht zu unterschätzende Vorteile erkämpften. Dort wurde nordöstlich von Zajaczowka eine russische Feldwache aufgehoben. Nach einer kurzen Feuervorbereitung drangen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen in die erschütterte feindliche Stellung, überwältigten im Nahkampf die Besatzung und kehrten nach gründlicher Zerstörung der Anlage mit einem Rest der am Leben gebliebenen Feinde zurück. Westlich von Luck fiel eine andere russische Feldwache der Wegnahme anheim, wobei 40 Gefangene gemacht wurden. Die Sieger blieben in der eroberten Stellung und fügten dem Feinde bei seinen fünfmaligen Rückeroberungsversuchen schwere Verluste zu. In der Nähe von Wielicka schädigten Honvedabteilungen (siehe Bild Seite 34 oben) bei einem ähnlichen Überfall den Feind beträchtlich; es gelang ihnen dabei, bis in den zweiten russischen Graben vorzustoßen. Nördlich des Naroczsees, in der Skoryenge, entwickelten die Russen am 8. Dezember hartnäckige Angriffe, die jedoch trotz schwerer Feuervorbereitung nicht mit Erfolg gekrönt waren.

Im Narajowkagebiet hofften feindliche Kräfte wiederholt gegen ottomanische Truppen Vorteile erringen zu können, doch war ihr Streben auch hier vergeblich. Am 30. November wehrten die Türken den Feind nicht nur ab, sondern sie führten sofort einen kräftigen Gegenstoß aus, den sie bis in die gegnerischen Stellungen vortrugen, in denen schwere Zerstörungen angerichtet, zahlreiche Feinde getötet und viele Gefangene gemacht wurden. Südlich der Bahn Tarnopol—Krasne schickten die Russen bei Augustowka stärkere Abteilungen vor; sie wurden aber bald aufgehalten und mit großen Verlusten zurückgetrieben. An der Narajowka selbst begnügten sie sich mit der Abgabe von heftigem Artilleriefeuer, dem keine Infanterieangriffe folgten. Westlich von Zalocze überfielen am 6. Dezember Deutsche russische Stellungen, in denen sie 90 Gefangene machten; auch bei Tarnopol wurden an diesem Tage 20 Mann eingebracht. —

Während auf dem Lande lebhafte Kampftätigkeit herrschte, spielten sich auch an den russischen Küsten bemerkenswerte Vorfälle ab, unter denen die Russen beträchtlich zu leiden hatten. Deutsche Marineluftschiffe und Flugzeuge erschienen wieder an der Küste des Rigaischen Meerbusens und ließen dort Bomben fallen (siehe Bild Seite 39). Der russische Flottenstützpunkt Reval am Finnischen Meerbusen erhielt ebenfalls ihren Besuch. Was für gute Ergeb-



Sturm ungarischer Honvedinfanterie.



Rast in einem kleinen Ort unweit der Front.



Transport einer schweren Haubitze auf schneebedeckten Waldwegen.

Von der Front des Generaloberſten Erzherzog Joſeph.

Phot. Photopreſſe Kankowsky, Budapeſt.

niſſe dort die Beobachtung aus den Flugzeugen zeitigte und wie ſicher die abgeworfenen Bomben ihre Ziele trafen, laſſen die während des Angriffs über dem Hafen aufgenommenen Photographien, die wir auf Seite 38 wiedergeben, deutlich erkennen. —

Wie ſich Ende November herausſtellte, waren ausgeſtreute Minen zwei großen ruſſiſchen Truppentransportſchiffen verhängnisvoll geworden. Die Dampfer ſollten das 428. Regiment, das in Finnland den Wachtdienſt verſehen hatte und in voller Kriegsausrüſtung an Bord war, von Helſingfors nach Reval bringen; ſie erreichten den Hafen jedoch nicht, ſondern gingen auf ihrer Fahrt mit Mann und Maus unter.

Ein anderes ſchweres Unglück ereignete ſich in Archangelsk, dem ruſſiſchen Hafen am Weißen Meer (ſiehe Bild Seite 40). Dort fanden ungeheure Exploſionen ſtatt, die ſchreckliche Folgen hatten. In den erſten Meldungen über das Ereignis wurde die Zahl der Opfer auf über 700 geſchätzt, ſpäter ergab ſich aber, daß die Zahl viel zu niedrig und faſt zu verzehnfachen ſei. Sieben Dampfer, die mit für Rumänien beſtimmter Munition voll beladen waren, flogen in die Luft, mehrere andere wurden ſehr ſchwer beſchädigt. Mächtige Krane im Hafengebiet, die eine Tragkraft von zehn Tonnen beſaßen, brachen zuſammen. Die ganze Umgebung glich einem rieſigen Trümmerfeld. —

* * *

Als der Kampf auf dem **rumäniſchen** Kriegſchauplatz, insbeſondere an der walachiſchen Front, für die Rumänen eine immer bedenklichere Wendung nahm, hatten die Ruſſen bereits an der Moldaufront, in den Bukowiner Karpathen und den Transſylvaniſchen Alpen heftige Angriffe angeſetzt, die jedoch durch Gegenſtöße der Deutſchen und Öſterreicher und Ungarn, die nach der Ernennung des Erzherzog-Thronfolgers zum Kaiſer unter dem Oberkommando des Generaloberſten Erzherzog Joſeph (ſiehe Bild Seite 35 oben) ſtanden, zurückgeſchlagen wurden. In den Tagen vom 29. November bis zum 10. Dezember, in denen ſich das Schickſal Rumäniens vollzog, wiederholten ſie ihre mit großen Maſſen geführten Vorſtöße. Wie die Ruſſen im Mai, als die Öſterreicher und Ungarn auf dem italieniſchen Kriegſchauplatz in die Linie Arſiero—Aſiago einbrachen, im Augenblick der höchſten Not der Italiener mit einer gewaltigen Entlaſtungsunternehmung an der wolhyniſchen Front hervortraten, ſo wollten ſie jetzt wieder auf einer 300 Kilometer langen Front den Rumänen die verheißene Rettung bringen. Während die Ruſſen im Mai die Öſterreicher und Ungarn in Wolhynien, Galizien und in der Bukowina überraſchen und die für die Italiener ſehr gefährliche Lage wirklich beſſern konnten, ſchlug ihre Abſicht diesmal fehl. Die Verbündeten hatten mit Entlaſtungsunternehmungen gerechnet und entſprechende Maßnahmen ge-

troffen. — Die ganze südlich gelegene Front hatten die Russen gewaltig verstärkt; ihre Streiter bewiesen hohen Mut, und selbst die Reiterei griff in die Kämpfe ein. Daß dieser von vornherein der Untergang bestimmt war, wenn sie sich zu Pferde in den Waldgebieten der Bukowina in Gefechte einließ (siehe Bild Seite 41), unterlag keinem Zweifel, die Russen erreichten damit aber wenigstens, daß die Verbündeten zur Abwehr der fortwährenden Angriffe dauernd eine erhebliche Anzahl Truppen bereithalten mußten. Letzteres erschien um so gebotener, als das ganze Verhalten des Gegners noch nachdrücklichere Anstrengungen von seiner Seite erwarten ließ. Diese erfolgten auch bald. Am 28. und 29. November stießen die Russen in den Waldkarpathen und in den Grenzgebirgen der Moldau mit einer Reihe von wütenden Angriffen vor. So kraftvoll diese auch geführt wurden, so leiteten sie doch nur wieder eine neue Folge von Niederlagen ein, wie sie die Russen an dieser Stelle schon im August und September davontrugen, als Brussilow im Westen des oberen Bistritzatales, an der Dreiländerecke, vorging, um die sein Fortkommen in Ostgalizien unmöglich machenden Karpathenstellungen der Verbündeten hinwegzuräumen. Ein gelungener Durchbruch an dieser Front würde die Russen in die Flanke und in den Rücken der Armee Falkenhayns gebracht haben, was die Rettung Rumäniens bedeutet hätte; wenigstens vorläufig. Doch alle Hingebung der Russen führte zu keinem Erfolg.

Am 30. November waren sie, unterstützt durch rumänische Abteilungen, auf dem südlichsten Flügel der ganzen weiten Linie zwischen dem Jablonicapaß und den Höhen östlich des Beckens von Kezdivasarhely wieder im Vordringen, doch auch auf dieser langen Strecke war den Angreifern trotz des hohen Einsatzes an Menschen und Munition kaum ein nennenswerter Erfolg beschieden; wo sich Fortschritte zeigten, hatten sie höchstens örtliche Bedeutung. Tags darauf kam es bei den Stellungen an der Baba Ludowa und Gura Rucada, östlich von Dorna Watra — wohlbekannte Namen von früheren Gefechtstagen — sowie im Trotosul- und Oitostal neuerdings zu besonders wütenden Zusammenstößen. Die Russen und Rumänen versuchten vergeblich ihre Lage zu ändern. Bei den Gegenstößen gelang den deutschen Truppen sogar die Gefangennahme von über 1000 Russen. Am nächsten Tage boten die Russen in den Waldkarpathen an Kräften auf, was sie dort zusammenzubringen vermochten. Trotzdem waren alle ihre Stürme erfolglos. Das deutsche Abwehrfeuer riß breite Lücken in die Reihen der Stürmenden, die unter ungeheuren Verlusten immer wieder zurückfluteten und an einer Stelle bei einem kühnen Gegenangriff der Deutschen 4 Offiziere und über 400 Mann an Gefangenen einbüßten.

Nach diesem Mißerfolg rafften sich die Russen am 3. Dezember in den Waldkarpathen nur noch zu schwächlichen Unternehmen auf, dagegen setzten sie an der siebenbürgischen Front wieder rücksichtslose Stürme an, die ihnen kleine örtliche Vorteile einbrachten. Diese wurden von ihren Gegnern aber bald wett gemacht. In den Kämpfen des folgenden Tages gelang es den verbündeten Truppen am Werch Debry, südlich des Tatarenpasses, verlorene Stellungen zurückzugewinnen, wobei sie über 100 Gefangene machten und 5 Maschinengewehre erbeuteten; nördlich des Oitostales, am Berg Nemira, blieben 350 Gefangene und 3 Maschinen-



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Generaloberst Erzherzog Joseph, der neue Oberkommandierende im Frontabschnitt, den bisher Kaiser Karl befehligt hat.

Erzherzog Joseph (nicht zu verwechseln mit Erzherzog Joseph Ferdinand, der früher die 4. österreichisch-ungarische Armee bei Luck kommandierte) stand in Friedenszeiten an der Spitze des 7. Armeekorps in Budapest und führte dieses Armeekorps auch seit Beginn des Krieges, besonders erfolgreich in den Karpathenkämpfen. Als der Krieg mit Italien ausgebrochen war, übernahm er das Oberkommando einer Armee an der Isonzofront.



Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. P.

Ein deutsches Feldlazarett westlich von Luck.

gewehre in ihrer Hand. Am 5. Dezember waren die Russen neuerdings im Vorgehen; ihre Gegner setzten sich jedoch energisch zur Wehr. Im Bazkatal besonders, südöstlich des Beckens von Kezdivasarhely, glückte deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen ein Handstreich gegen rumänische Stellungen. Die Verbündeten besetzten ein beträchtliches Stück der feindlichen Linie, nahmen 2 Offiziere und 80 Mann gefangen und erbeuteten große Munitionsmengen.

An den nächsten Tagen ließen es Russen und Rumänen bei Feuerüberfällen und meist bedeutungslosen Vorfeldgefechten bewenden; die russische Entlastungsunternehmung an der Moldaufront hatte die erhoffte Wirkung bisher nicht gehabt.

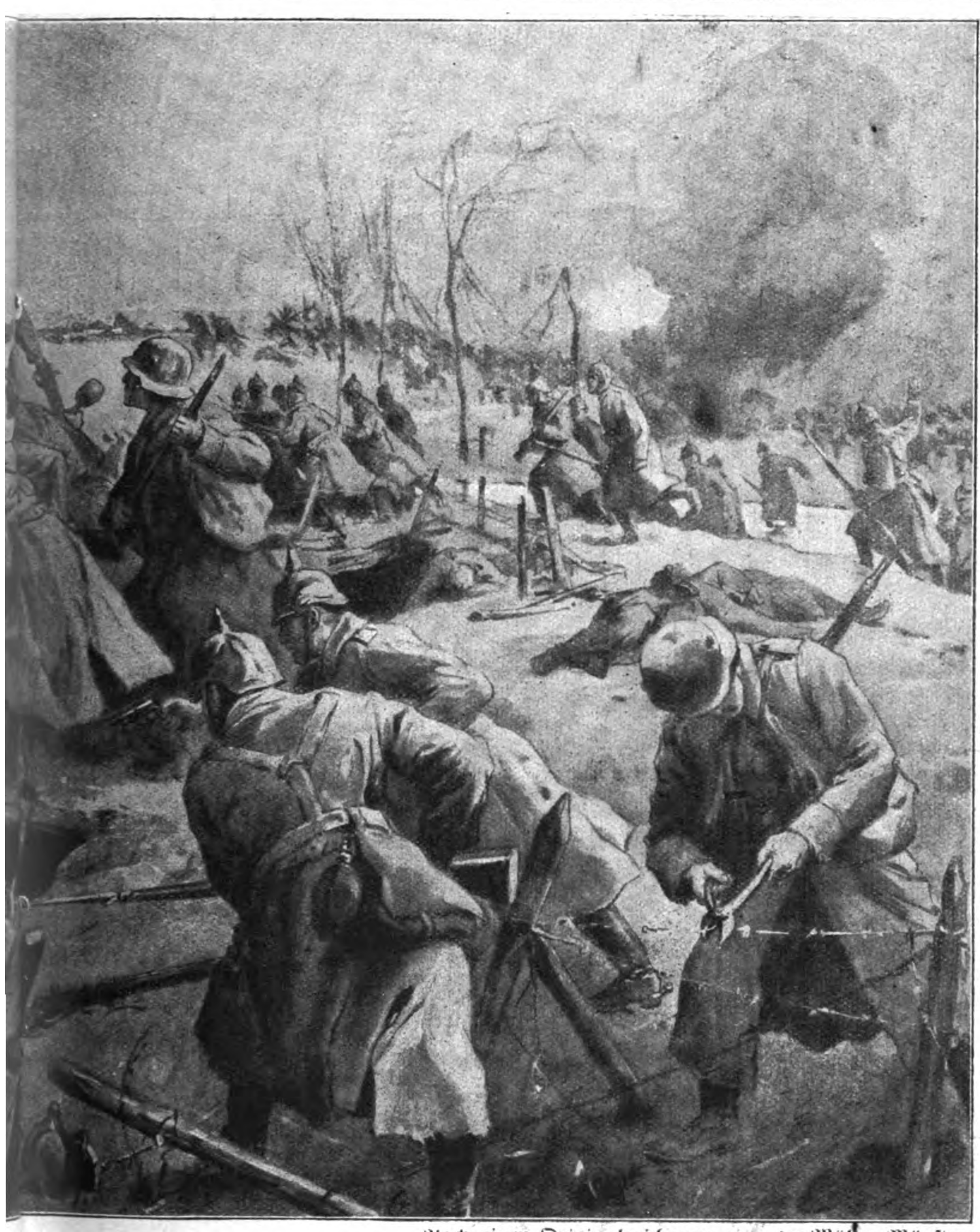
Um dieselbe Zeit spielten sich auch an der Dobrudschafront Kämpfe ab. Hier sollte im besonderen die Armeegruppe Mackensens geworfen oder doch mindestens am Eingreifen zugunsten Falkenhayns verhindert werden. Mit heißem Bemühen hatte der General Sacharow durch frontale Stöße die Erschütterung der Stellungen Mackensens quer durch die schmalste Stelle der Dobrudscha, von der Donau nach dem Schwarzen Meere, nördlich der Linie Cernavoda—Constanza, erstrebt. Hauptsächlich der rechte Flügel Mackensens am Schwarzen Meer mußte einen starken Druck aushalten. Nach einer Ruhepause versuchte Sacharow durch Opferung zweier sibirischer Divisionen den linken Flügel der Armee Mackensen, der von Bulgaren und Türken (siehe die Bilder Seite 43 und 44 oben) gehalten wurde, niederzuringen. Mächtiges Artilleriefeuer unterstützte den Angriff. Die Bulgaren konnten den Feind aber schon durch ihr Sperrfeuer aufhalten, woran auch von den Gegnern ins Treffen geführte Panzerkraftwagen nichts zu ändern vermochten. Zwei von letzteren blieben vor den bulgarischen Hindernissen zerschossen liegen. Mit verstärktem Nachdruck wiederholten die Feinde am nächsten Tage, und besonders auch am 2. Dezember, ihre Anstrengungen. Vom frühen Morgen an bereitete ihre Artillerie das Unternehmen durch eine äußerst schwere Beschießung vor und dann griffen sie gegen sechs Uhr abends die Bulgaren und weiter östlich auch die Türken an. Bis auf 300 Schritt ließen diese die Russen an ihre Stellungen herankommen; dann eröffneten sie ein verheerendes Feuer auf die dichten feindlichen Kolonnen. Drei auf dem bulgarischen Flügel zur Unterstützung vorgehende englische Panzerwagen wurden von der treffsicheren Artillerie vernichtet. Auf der ganzen Front wurde der schwere Angriff äußerst blutig abgewiesen. In einem Abschnitt gingen Bulgaren und Ottomanen zum Gegenstoß vor, erbeuteten zwei Panzerkraftwagen mit der Besatzung und brachten Gefangene von drei russischen Divisionen ein (siehe Bild Seite 42). An der Standhaftigkeit der Bulgaren und Türken war der Sturm zerschellt. Infolge des Scheiterns ihres Durchbruchversuches zwischen der Donau und dem Orte Satiskoej blieben die Russen auch nicht in ihren Ausfallstellungen stehen, sondern zogen sich in ihre weiter zurückliegenden stark befestigten Linien zurück. Die Bulgaren zählten nach dem Kampf vor einem schmalen Frontstück der Höhe 234 allein über 600 feindliche Leichen. Die Kampftätigkeit auf der Dobrudschafront flaute in den nächsten Tagen mehr und mehr ab und ging in fast vollständige Ruhe über. General Sacharow wagte nach den vergangenen Schlachttagen nicht, sich auf weitere größere Gefechte einzulassen. —

Der eigentliche Kriegschauplatz, auf dem die Rumänen um ihr Schicksal zu ringen hatten, war die Walachei. Sie ist ein verhältnismäßig leicht zu verteidigendes Gebiet, weil die vielen in nordsüdlicher Richtung verlaufenden Nebenflüsse der Donau, die selbst wieder reichlich durch Nebenflüsse gespeist werden, das ganze Gelände in zahlreiche Abschnitte auflösen, die immer wieder günstige Stellungen bieten und frontalen Angriffen große Schwierigkeiten und Hindernisse entgegenstellen können. Bukarest, die feindliche Hauptstadt und Hauptfestung, erscheint demnach auf den ersten Blick vortrefflich gesichert.


Eroberung russischer Feldstellungen bei Skrobowa.

Rumäniens Landbefestigung war ursprünglich mit Rücksicht auf einen Krieg gegen Rußland hergerichtet worden. Demgemäß war eine in permanentem Stile ausgebaute Hauptverteidigungslinie am unteren Sereth angelegt worden, die aus einer Reihe von Forts sowie aus den Gürtelfestungen Galatz und Focsani besteht. Ihre Aufgabe sollte sein, einen russischen Durchmarsch über die Linie Focsani—Galatz in der Richtung auf Bukarest zu verhindern. Für den Fall, daß an dieser Linie der Widerstand gebrochen würde, sollte sich die rumänische Armee im Raume von Bukarest so lange halten, bis andere Mächte hier oder in anderen Räumen eine günstige Entscheidung erzwungen hatten. Diesen Absichten entsprechend wurde Bukarest zu einer starken Lagerfestung ausgebaut (siehe die Karte Seite 47 oben).

Die Pläne zu dem Werke lieferte der belgische Festungsbaumeister Brialmont, der ja auch Antwerpen, Namur, Lüttich und die Dardanellen ausgestaltet hat. Sie waren so entworfen, daß ein Fortgürtel von achtzehn Forts vorgesehen war, die durch die gleiche Anzahl von Zwischenwerken eine weitere Verstärkung bekamen. Die Hauptwerke lagen durchschnittlich vier bis fünf Kilometer voneinander entfernt, während der Abstand vom Hauptwerk zum nächsten Zwischenwerk zwischen zwei und drei Kilometern schwankte. So entstand ein Fortgürtel, der sich



Nach einer Originalzeichnung von Fr. Müller-Münster.

in einer Länge von 75 Kilometern um die Stadt herumzog, von deren Innerem er sechs bis neun Kilometer ablag. Die Werke waren stark profiliert und mit einer sehr reichlichen Panzerwehr versehen, von der Brialmont stets ein Anhänger gewesen ist. Nicht weniger als 61 Panzertürme für je zwei 12- oder 15-cm-Kanonen hatten in den Befestigungen Aufstellung gefunden, ferner 74 Türme für je eine 21-cm-Haubitze und 127 Senkpanzer für Sturmabwehrgeschütze, zumeist 5,3-cm-Schnellfeuerkanonen. Alle Werke waren durch eine Gürtelbahn und eine Ringstraße miteinander verbunden.

Gegen diese Festung rückten nun die Heere Falkenhayns und Mackensens heran.

Der leitende Grundsatz der von drei Seiten andringenden Armeen der Verbündeten war, dem Gegner durch unablässiges Nachdrängen keine Zeit und Gelegenheit zu erneuter Sammlung zu geben.

Von Norden her vordringend, nahmen Teile des linken Flügels der Armee Falkenhayn das so heiß umstrittene Campulung und öffneten sich damit die letzte Paßstraße, die bisher noch nicht dem ungehinderten Verkehr dieser Armee von Siebenbürgen nach der Walachei gedient hatte, so daß sich nunmehr alle Übergänge vom Eisernen Tor bis zum Törzburger Sattel in den Händen der Verbündeten befanden.

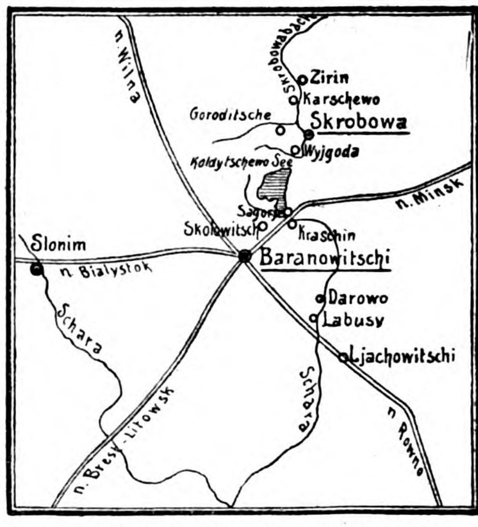
Von Westrumänien her aber blieben auf der ganzen Front die Verfolger den weichenden rumänischen Nachhuten auf den Fersen. Wie stark dieses unablässige Nachdrängen die Schlagkraft des rumänischen Heeres zerrüttet hat, beweist die schneidige Reitertat des Rittmeisters v. Borcke von den Pasewalker Kürassieren, der bei Ciolanesti eine feindliche Kolonne von 1200 Mann mit 17 Offizieren, 10 Geschützen und 3 Maschinengewehren mit einer einzigen Schwadron tollkühn anritt und sie zur Waffenstreckung zwang (siehe Bild Seite 45).

So näherten sich von Westen her Besiegte und Sieger immer mehr der Hauptstadt Rumäniens, gegen die auch von Süden her auf der Straße Giurgiu—Bukarest die Donauarmee im Vorrücken war (siehe die Karte Seite 47 unten). Nach scharfem Kampfe wurde die Neajlowaniederung durchschritten und der Widerstand des Gegners durch energischen Bajonettstoß bulgarischer Regimenter gebrochen; allerdings war Vorsicht geboten, denn es mußte angenommen werden, daß die Rumänen und die bei ihnen befindlichen russischen Kräfte sich auf die Flanke der Donauarmee werfen würden, um diese letzte Gelegenheit zur Rettung von Bukarest nicht ungenützt verstreichen zu lassen.

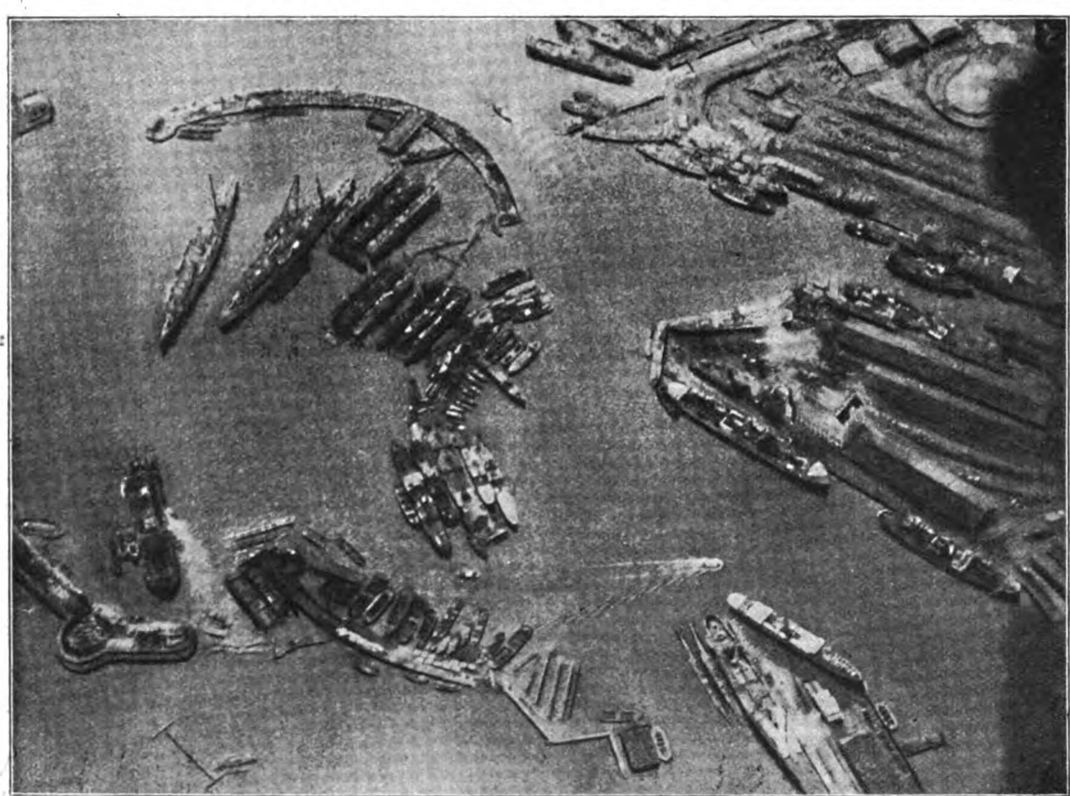
So kam es denn im Raume des unteren Arges zu einer großen Schlacht. Nicht umsonst hatte der rumänische Heerführer General Stratilescu in seinem Befehl gesagt, daß von dem Ausgange dieses Kampfes das Schicksal Rumäniens abhinge. Mit äußerster Erbitterung wurde gerungen, und lange schwankte die Schale des Sieges hin und her. Da setzten Deutsche, Österreicher und Ungarn noch einmal mit äußerster Energie zum Angriff an. Ein mächtiger Stoß, und die Verbündeten brachen durch die feindliche Linie, wobei ein bayerisches Regiment mit wilder Tapferkeit bis zum Standpunkt eines rumänischen Divisionsstabes gelangte und dessen Generalstabsoffiziere gefangen nahm.

Da war es mit dem Zusammenhalt der rumänischen ersten Armee vorbei. Noch einmal in letzter Stunde versuchte die rumänische Heeresleitung das Schicksal des Tages zu wenden. Auf dem rechten Flügel wurde die letzte Reserve ins Prahovatal zum Gegenstoß vorgeworfen, doch auch ihr Anlauf zerschellte an dem mörderischen Schnellfeuer deutscher Regimenter, die in fester Haltung dem Feind entgegentraten. Die erste rumänische Armee hatte eine vernichtende Niederlage erlitten. Ganzen Truppenkörpern und einem großen Teil der Artillerie fehlte die Zeit zum geordneten Rückzuge, so ungestüm traf der Stoß der Deutschen die rumänische Front; sie wurden abgeschnitten und gefangen, der Rest flutete entmutigt in Unordnung auf Bukarest zurück, wohin nun Stratilescu seine geschlagenen Scharen zurückführte.

Das Argestal wurde überschritten, wobei westpreußische Grenadiere den Rumänen in schneidigem Nachtangriff sechs Haubitzen abnahmen. Eine rumänische Gruppe, die südwestlich von Bukarest versuchte, gegen den Neajlowa-



Kartenskizze zum Kampf am Skrobowabach (siehe Seite 40).



Phot. A. Grohs, Berlin.

Angriff deutscher Seeflugzeuge auf feindliche Streitkräfte im Hafen von Reval.
Im Vordergrund ein Flugzeugmutterschiff mit zwei Unterseebooten, links der Hafen mit Kriegs- und Hilfsschiffen, rechts die Werft.

abschnitt vorzustoßen, wurde umfassend angepackt und unter schweren Verlusten geworfen.

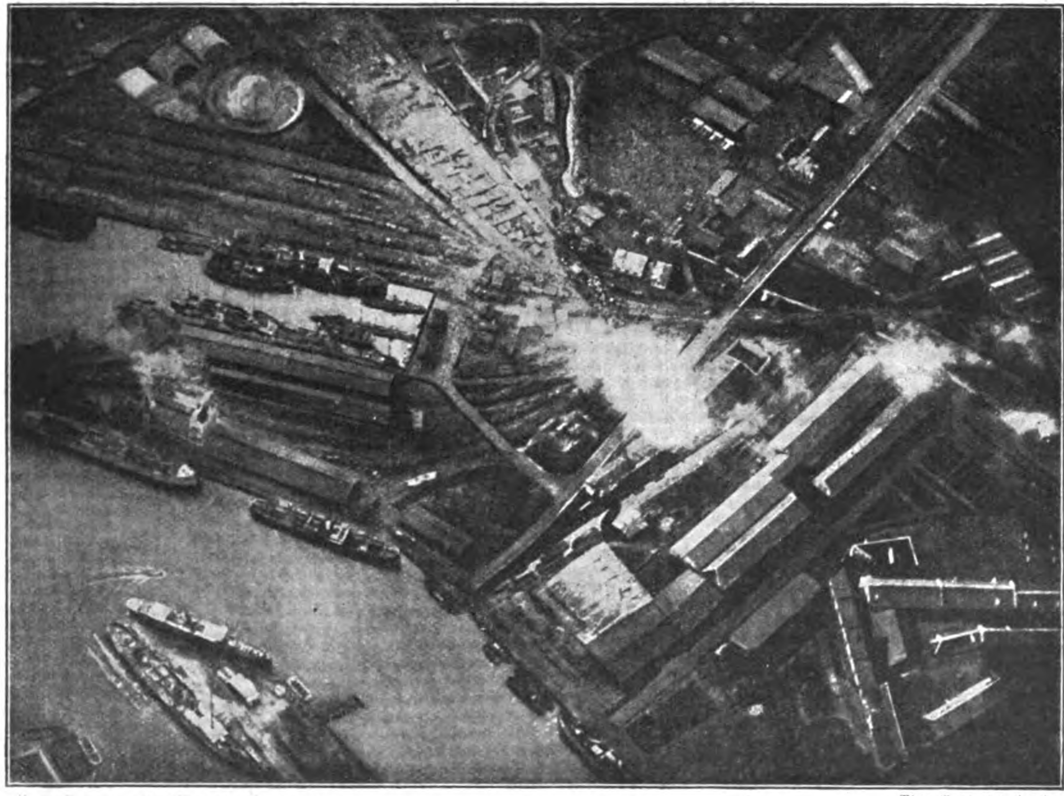
Von allen Seiten zog sich das Netz immer enger um die Rumänen zusammen.

Die im Südwesten und Südosten von Campulung her vordringenden Kräfte führte der zum Rumänenschreck gewordene Generalleutnant Krafft v. Delmensingen, während vom Törzburger Paß General v. Morgen, Hindenburgs bewährter Unterfeldherr, herabstieg, der einst in der blutigen Schlacht von Tannenberg den Ring um die Russen geschlossen hatte. Von Craiova her war die Offensivgruppe des Generalleutnants Kühne (siehe Bild Seite 46) gegen das mittlere Argestal vorgerückt und hielt Verbindung mit der Donauarmee unter General Kosch (siehe Bild Seite 46), die von Süden gegen Bukarest im Anmarsch war.

Auf dem linken Flügel überrannte General v. Morgen die Rumänen bei Targoviste westlich von Ploesci, Generalleutnant v. Krafft zertrümmerte mit wuchtigen Schlägen den Westflügel der Abwehrarmee und trieb ihre Reste von Gaesci 30 Kilometer ostwärts, teils entlang der Bahn über die Station Titu gegen den nordwestlichen Fortgürtel von Bukarest, teils sogar in entgegengesetzter Richtung auf Campulung und Pitesci den nachfolgenden Truppen des Generals Schmidt v. Knobelsdorff in die Arme. Auch westlich und südwestlich der Hauptstadt wandelte der machtvolle Angriff der Donauarmee den Gegenstoß der Rumänen in wilde Flucht und trieb den zahlenmäßig bedeutend überlegenen Gegner vor sich her.

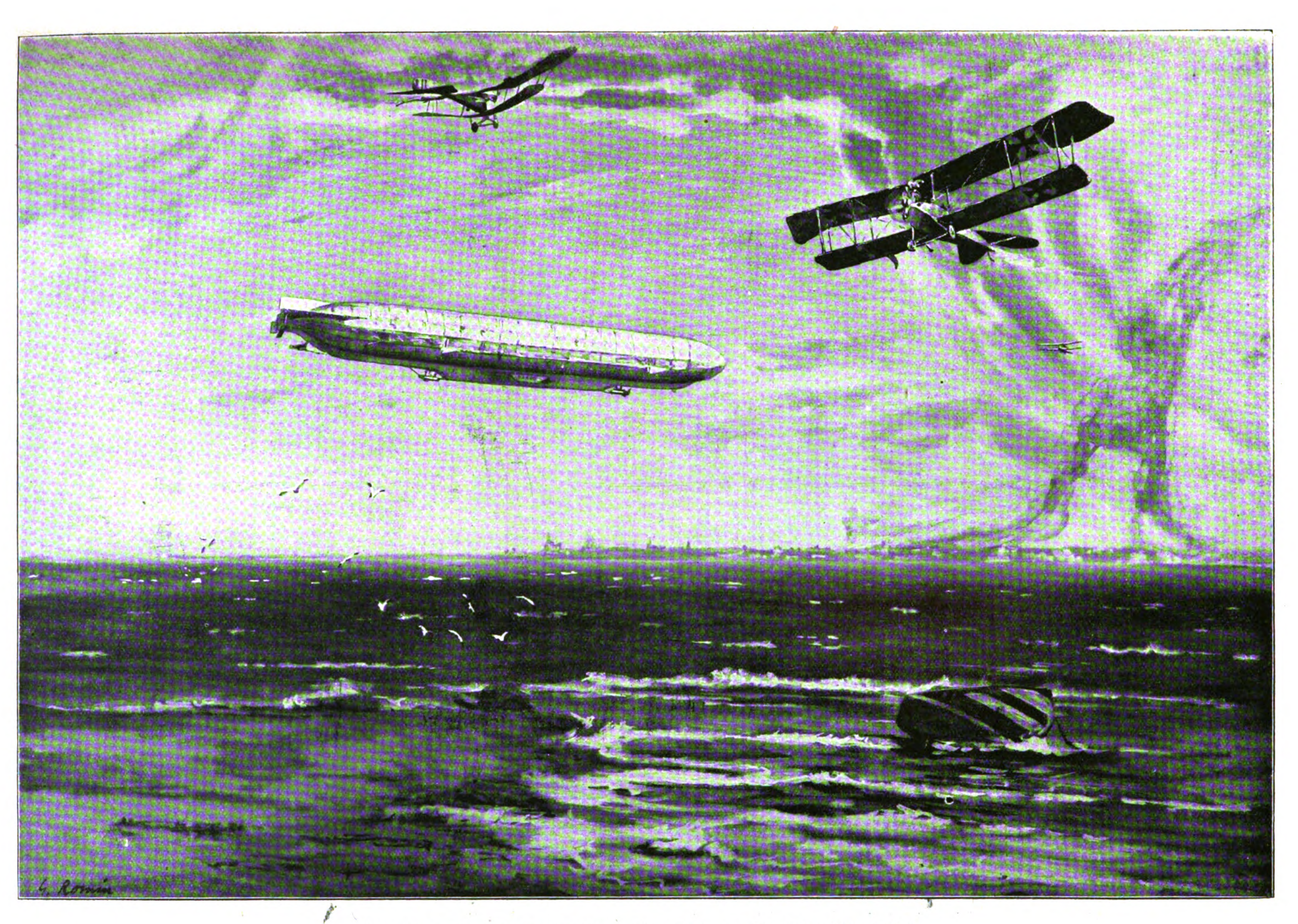
Während der rechte Flügel der Donauarmee alle Gegenstöße von Russen und Rumänen blutig abschlug, und die Mittelgruppe der Armee nach dem Siege bei Draganasci, der ihr allein 36 Geschütze einbrachte, die Rumänen auf das nördliche Ufer des Arges zurückwarf, überschritt der linke Flügel diesen Fluß auf den nicht gesprengten Brücken und schob sich damit in die unmittelbare Nähe des südwestlichen Fortgürtels.

Die Armee Falkenhayn warf die rumänischen Nachhuten, die an kleinen Abschnitten ihrem Nachdrängen Einhalt zu gebieten suchten, und überschritt mit ihrem aus dem Gebirge kommenden Heeresflügel die Bahnlinie Bukarest—Targoviste—Pietrosita. Wo sich die Rumänen auf den Höhen beiderseits der Predealstraße verzweifelt noch zu halten suchten, sahen sie nun in Flanke und Rücken das gleiche Verhängnis nahen, das mit unheimlicher Sicherheit bereits alle Bergstellungen vom Oberlauf des Alt bis über Campulung zu Fall gebracht hatte: ihre Rückzugslinie war stark gefährdet, aber auch die vielgenannte Petroleumstadt Ploesci erschien bedroht, die in einer Entfernung von nur 45 Kilometern östlich von Targoviste an



Phot. A. Grohs, Berlin.

Angriff deutscher Seeflugzeuge auf militärische Anlagen im Hafen des russischen Stützpunktes Reval.
Der Rauch kennzeichnet die Einschlagstellen der geworfenen Bomben.



Angriff deutscher Luftstreitkräfte auf die Küste am Rigaischen Meerbusen.

Nach einer Originalzeichnung von Gustav Romin.

der von Predeal nach Bukarest führenden Hauptstraße gelegen ist.

Immer mehr erfüllte sich das Schicksal.

Als die siegreich vordringende 9. Armee sich der Bahn Bukarest—Campina—Ploesci näherte, mußten die Rumänen auch ihre Stellungen bei Sinaia räumen; die Donauarmee war im Vordringen auf Bukarest.

Am 4. Dezember erreichten die Vortruppen den Fortgürtel, und am 5. Dezember zehn Uhr dreißig Minuten vormittags überbrachte Generalstabshauptmann Lange dem Kommandanten von Bukarest die Aufforderung zur Übergabe. Als die Annahme des Briefes des Generalfeldmarschalls v. Mackensen mit der Begründung abgewiesen wurde, daß Bukarest keine Festung, sondern eine offene Stadt sei, wurde der Befehl zum Angriff gegeben. Im schneidigen Vorstoß nahmen Teile des Kavalleriekorps Schmettow ein Fort auf der Nordfront, wobei die Rumänen mit Infanterie Widerstand zu leisten versuchten, der jedoch rasch gebrochen wurde. Das nachdrängende deutsche Korps bemächtigte sich darauf der gesamten Fortlinie von Odaile an der Nordfront bis Chiajna an der Westfront.

Von der Südfront her drangen Teile der Donauarmee durch den Fortgürtel nach Bukarest hinein, ohne daß ihnen Widerstand geleistet wurde.

Als erste Truppe zogen die Bulgaren des 12. Regiments nach Bukarest hinein, mit grimmiger Befriedigung im Gedanken an den hinterlistigen Überfall, den die Rumänen im Jahre 1913 auf sie ausgeführt hatten (siehe die Kunstbeilage).

Große Vorräte waren mit der Hauptstadt in die Hände der Sieger gekommen. Alle achtzehn Forts der Bukarester Befestigungen waren samt den Batterien völlig unversehrt, die Kasematten gefüllt mit Munition, Petroleum, Lebensmitteln und riesigen Mengen von Stacheldraht.

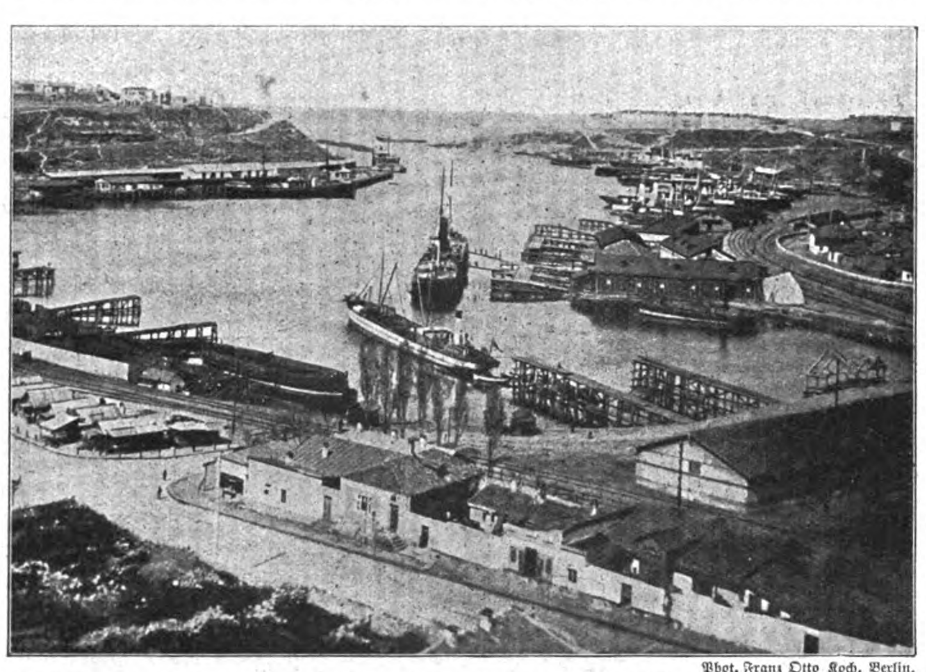
Bukarest war gefallen. Auf den Türmen der rumänischen Hauptstadt, auf den sturmfreien Wällen der Forts, welche die Stadt in dichtem Kranze umgeben, flatterten stolz die Fahnen der Mittelmächte und ihrer Verbündeten.

Und gleichzeitig mit Bukarest fiel Ploesci.

Das kostbare Ölgebiet, das man selbst im Falle einer etwa notwendig werdenden Räumung von Bukarest zu behaupten beabsichtigte, wurde von den ungestüm nachdringenden Truppen der Armee Falkenhayn besetzt, ein Erfolg, dessen wirtschaftliche Folgen von tief einschneidender Bedeutung waren.

Auch die Reste der in der Westwalachei noch umherirrenden abgeschnittenen rumänischen Heeresteile konnten sich nicht länger halten. Sie wurden am Altflusse durch deutsche und österreichisch-ungarische Truppen gestellt und zur Kapitulation gezwungen. Abermals streckten 8000 Mann die Waffen, und 26 Geschütze wurden erbeutet. —

(Fortsetzung folgt.)



Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

Der Hafen von Archangelsk am Weißen Meer, in dem eine furchtbare Explosion mehrerer für Rumänien bestimmter Munitionsdampfer ausbrach.

Die russische Zeitung Archangelsk teilt darüber mit: „Gestern abend wurde die Stadt von einem entsetzlichen Lärm erschreckt. Gleich darauf wurde überall sichtbar, daß fast der gesamte Hafen in Flammen stand. Um 6 Uhr 15 Minuten waren wie auf ein Signal 7 Munitionsdampfer, die am Morgen angekommen waren, in die Luft gegangen. Die Explosion war so gewaltig, daß Eisenteile von den Schiffen 700 Meter weit geschleudert wurden. Der Hafen glich minutenlang einem feuerspeienden Vulkan. Glutstücke fie en (russischer Zensurstrich) so daß die ganze Anlage () des Hafens gefährdet wurde. Unglücklicherweise (Zensurstrich). In dieser Weise wurden 37 Speicher dem Erdboden gleich gemacht. Der Schaden wird auf (Zensurlücke) Millionen Rubel geschätzt. Nach den letzten Ausweisen wurden .... Leichen geborgen sowie 763 Schwerverletzte in die Krankenhäuser eingeliefert. Doch dürfte die Zahl der Opfer sich als wesentlich größer herausstellen, wenn die Aufräumungsarbeiten vollendet sein werden. Der Zutritt zur Hafengegend bleibt weiter verboten."

Illustrierte Kriegsberichte.

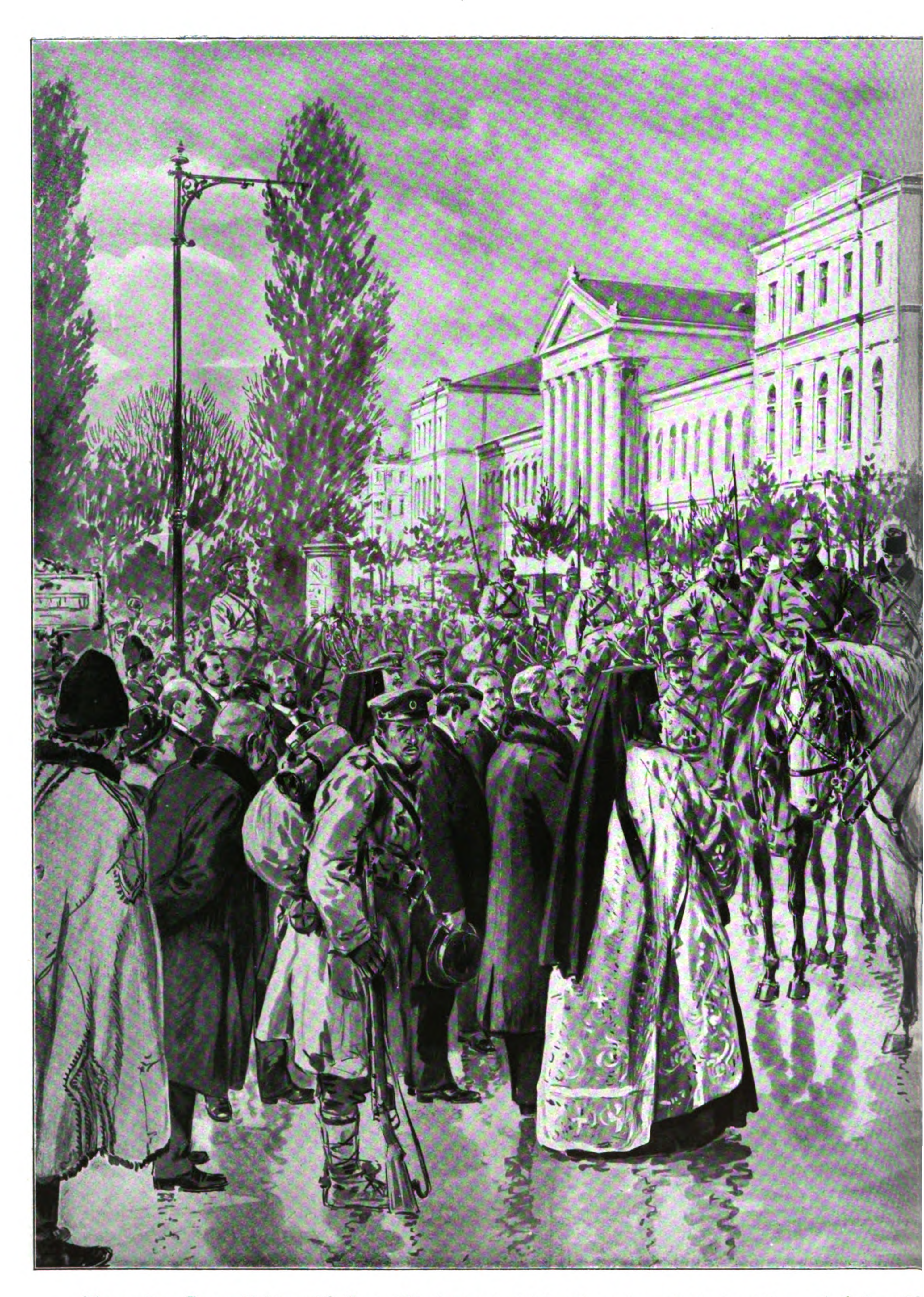
Der Tag von Skrobowa.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der „Frankfurter Zeitung"

(Hierzu Bild und Kartenskizze Seite 36/37.)

In den Juni- und Julitagen des Jahres 1916 brauste Brussilows Offensive gegen die Südteile der deutsch-österreichisch-ungarischen Ostfront. Kowel (Wolhynien), Lemberg (Galizien) und die Karpathen (Ungarn) waren ihre Ziele. Teils um die Gelegenheit zu benutzen, eigene Lorbeeren zu ernten, teils auch nur um durch Offensivstöße deutsche Truppen zu binden und Verschiebungen nach Süden zu verhindern, griffen im Norden und in der Mitte die russischen Führer an. Bei Riga und an der Straße von Groß-Eckau zerschellten einige Divisionen an den „Eisenschädeln" (Beseler nannte sie einmal so), an den Brandenburgern, in der Mitte der Ostfront brauste das braune Russenmeer vergeblich gegen schlesische Wälle des Generalobersten v. Woyrsch. Hier war der wichtige Eisenbahnknotenpunkt Baranowitschi das russische Ziel. Es war den Russen im Sommer 1915 verloren gegangen. Die Brest-Litowsk—Minsk—Smolensker Bahn schneidet dort die Strecke Dünaburg—Wilna—Rowno. Für die Russen war der Punkt zu Truppenverschiebungen hinter ihrer Front so wichtig, daß sie alsbald die beiden nun sozusagen in der Luft schwebenden Systeme der Minsker und Rownoer Bahn in der Gegend von Kraschin und Ljachowitschi durch eine Kriegsbahn verbanden — eine für russische Verhältnisse sehr anerkennenswerte Leistung. So erhielten sie sich trotz des Verlustes von Baranowitschi die Möglichkeit zu Truppenverschiebungen, aber Baranowitschi blieb mit seinen weiten Geleis- und Umgehungsanlagen und seinem Barackenlager der russischen Eisenbahntruppen ein begehrenswertes Ziel.

Der Druck auf diesen Zentralpunkt der Ostfront war ungeheuer. Von Stolowitschi nach Süden zum flachen Hügelland bei Darowo und zur Sandinsel im Schtschara-sumpf bei Labusy rannten die Massen an. Wiederholt wechselten diese Brennpunkte der „Schlacht um Baranowitschi" ihren Besitzer, die ganze erste Julihälfte wurde hier mit Erbitterung gestritten. Aber der endliche Erfolg blieb bei der schlesischen Landwehr. Nur im Nordteil des etwa vierzig Kilometer breiten Angriffraumes durften die Russen sich eines Erfolges rühmen: das war bei Skrobowa, am Serwetschfluß. Wir wissen, daß am 9. November, noch vor Eintritt des rauhen russischen Winters, dieser Erfolg durch eine glänzende Waffentat der Brandenburger unter Führung des Generals v. Woyna mehr als nur ausgeglichen wurde.



Einzug des Generalfeldmarschalls v. Mackensen in Bukarest an der Spitze deutscher und bulgarisch

Nach einer Originalzeichnun



...er Truppen. Empfang durch die Stadtvertretung und andere Behörden auf der Calea Victoriei.
...g von Ladislaus Tuszynski.



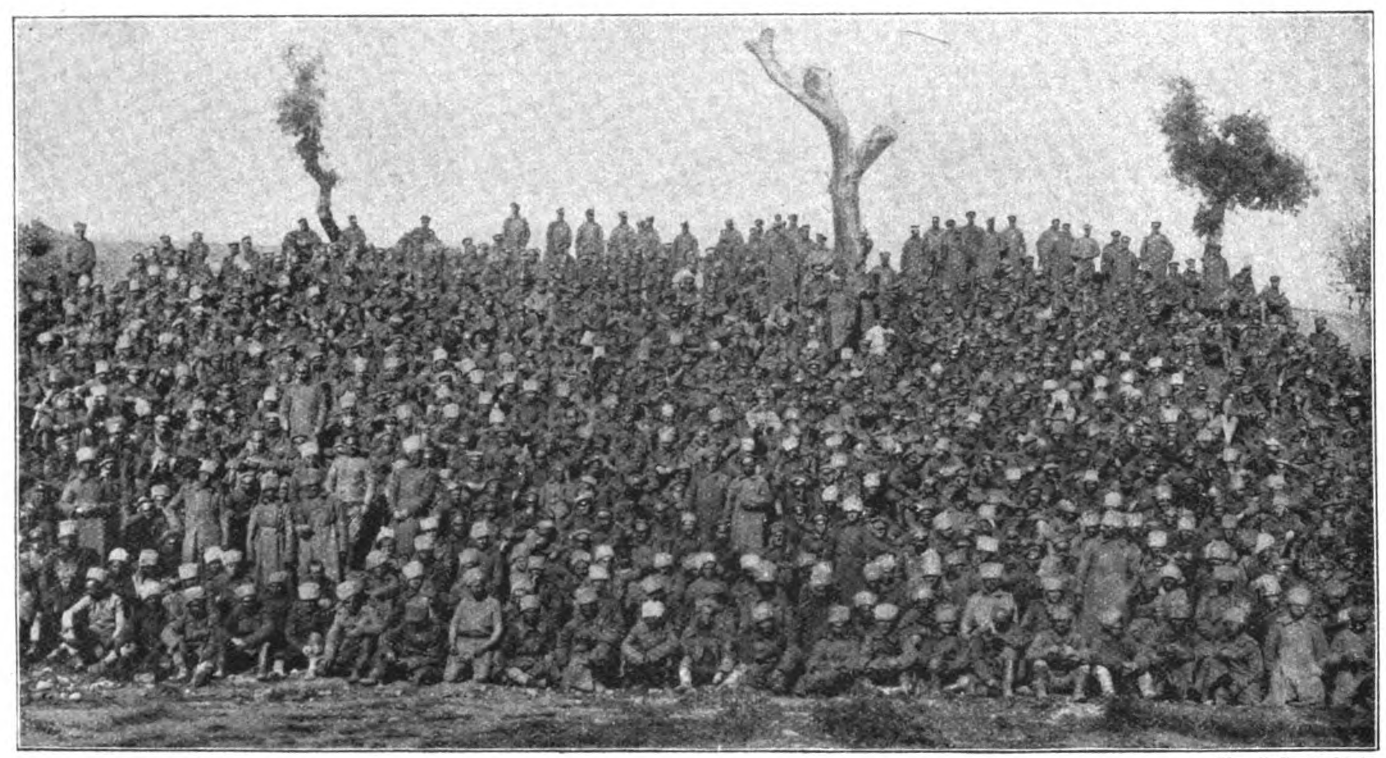
Kämpfe mit russisch-kaukasischen Streifkorps (Tscherkessen) in den Waldkarpathen nördlich des Prislop-Sattels.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

Etwa 20 Kilometer nördlich von Baranowitschi liegt in hügeligem Gelände, sanft angeschmiegt an Hänge und in Mulden, das kleine Städtchen Gorodischtsche, überragt von seiner Steinkirche, die weithin die Gegend übersieht. Nur wenige Häuser, wie die Synagoge, sind aus Stein errichtet, im übrigen herrscht der leichte billige Holzbau vor. In Morästen und Sümpfen westlich der Stadt entspringt der Serwetsch, der dann durch versumpfte Täler und Niederungen gen Osten sich hinzieht, um die Stadt herumgreift und südlich der Städtchen Zirin und Kartschewo scharf aus der Ostrichtung nach Norden umbiegt. Dort befindet sich das sogenannte „Serwetschknie". Gleich oberhalb der Serwetschbiegung mündet die schmale Rinne des Skrobowabaches ein. An ihm liegt das Dorf Skrobowa, das eigentlich aus zwei Teilen besteht, aus Dolnoje Skrobowa am westlichen und Gornyj Skrobowa am östlichen Ufer. In den Wäldern und Sümpfen südwestlich des Dorfes entspringt der Bach, dem schwere Kämpfe weltgeschichtlichen Namen gegeben haben Südöstlich von Gorodischtsche strömt aus dem mächtigen Sumpfgebiet des Koldytschewosees die Schtschara.

Am 2. und 3. Juli erfolgte hier im Raume zwischen Serwetsch und Schtschara der russische Angriff gegen österreichisch-ungarische Verbände, die dort seit geraumer Zeit zwischen die deutschen Truppen eingeschoben waren. Nach vielstündiger Artillerievorbereitung griffen die Russen an. Sie gewannen eine beherrschende Stellung im Serwetschknie, wurden aber von deutschen Reserven sofort wieder geworfen. Dagegen gelang es ihnen in der ganzen Skrobowalinie der Österreicher und Ungarn festen Fuß zu fassen. Deutsche Reserven kamen erst spät und vermochten nur noch den Gegner aus der dritten und zweiten Linie wieder zu vertreiben. Die wichtige „Waldnase", eine Höhe unmittelbar südlich des Serwetschknies, sowie die anschließende Kirchhofhöhe blieben dem Feinde, der nun auf dem westlichen Skrobowaufer in den von den k. u. k Truppen vorzüglich ausgebauten Stellungen festsaß und einen ausgezeichneten Einblick in das Gebiet der erheblich schlechter führenden Gräben seiner Gegner bekommen hatte. Die Linie war um 300 bis 800 Meter Tiefe zurückgedrückt. Sofort versuchten die Russen die Einbeulung zum Durchbruch auszugestalten. Aber die Brandenburger wiesen sie zurück, ohne Gräben, in zu Kleinholz zerschossenen Wäldern, im freien Felde. Am 4., 7. und 8. Juli kamen die Russen trotz des verschwenderischsten Einsatzes von Munition und Menschen um keinen Schritt mehr voran. Schon am 15. Juli holten die Brandenburger Teile der verlorenen Stellung wieder, so gut es eben nach schwacher Artillerievorbereitung ging, und machten dabei über 1500 Mann zu Gefangenen. Dann aber brauchte die über die Maßen angestrengte Truppe Ruhe. An anderen wichtigen Punkten der Ostfront herrschte Leben und Bewegung, Skrobowa wurde ganz vergessen. Bis da urplötzlich am 9. November der dritte und letzte Akt des Spieles aufgeführt wurde, den seine Leiter ganz in der Stille mit einer außerordentlichen Gründlichkeit vorbereitet hatten. Von drei russischen Regimentern an 50 Offiziere und 3400 Mann Gefangene, 36 Maschinengewehre und 16 Minenwerfer als Beute, das war ein Abschluß schönster Art!

Das russische XXXV. Korps war in der Zwischenzeit im Stellungausbau recht fleißig gewesen. Es hatte noch vor die ehemalige erste österreichisch-ungarische Linie zwei Stellungen gebaut und stark befestigt. Das erste Erfordernis war, durch Patrouillen- und Fliegertätigkeit dieses ganze Stellungsystem aufs genaueste zu erkunden, um jede mögliche Gegenwirkung vorzubereiten und theoretisch auszuprobieren. Die wochenlange Vorbereitung jedes Mannes und jedes Verbandes führte zu dem schnellen Erfolge, der den Angreifern selbst so wenig Opfer kostete. Am 9. November brach der Hagelsturm aus Geschützen und Minenwerfern los. Als gegen Mittag die Sonne das Nebelgewölk bezwang, tummelten sich zahlreiche Flieger in den Lüften, teils um zu beobachten, teils um durch Maschinengewehrfeuer aus nur 100 bis 200 Meter Höhe neue Verwirrung in die feindlichen Linien zu tragen. Auf etwa 4000 laufende Meter anzugreifender Gräben sauste das Massenfeuer der schweren Minen. Die Artillerie half das Zerstörungswerk vollenden und hielt das Hintergelände, namentlich die erkannten Unterkunftsräume der Reserven unter schwerem Feuer. Pünktlich um ein Uhr setzte der Infanterieangriff der Sturmtruppen ein. Nach vier Minuten war der erste feindliche Graben genommen. Stellung auf Stellung wurde erstürmt, Trupp auf Trupp ging vor und verbreiterte durch Handgranaten seine Erfolge. Ein betonierter, festungsartiger Hauptpunkt der feindlichen Stellung hielt sich noch kurze Zeit, fiel aber dann durch Umfassung vom Rücken her. In einem einzigen Stoße drangen die Brandenburger so durch, daß nach einer Stunde das gesamte Angriffziel erreicht war. Und das gegen einen Feind, der nicht etwa feige floh, sondern sich zähe und tapfer verteidigte. Mit Recht durfte der deutsche Hauptquartierbericht andeuten, wem und welchen Umständen der Erfolg zu danken ist: „Die Ursache des Erfolges bei Skrobowa liegt in dem Geheimnis der Organisation



Phot. A. Grohs, Berlin.

Von den türkischen Truppen in der Dobrudscha gefangene Russen auf dem Transport nach dem Innern Kleinasiens.



Phot. M. F. u. F.

Generalfeldmarschall v. Mackensen mit seinem Stab bei einer Parade türkischer Truppen nach den siegreichen Kämpfen gegen die Rumänen.

und Gründlichkeit und in dem dadurch bis zum Siegesbewußtsein gesteigerten Selbstvertrauen einer planmäßig durchgebildeten, mit allen technischen Angriffsmitteln ausgerüsteten und unterstützten Sturmtruppe." So siegten die Deutschen und ihre Verbündeten bei Skrobowa, so erklärt sich der Sieg bei Witoniz an der Höhe 192 am Oberlauf des Stochod, so der schöne Sturm preußischer Garde an der Narajowka. Der Tag von Skrobowa ist deshalb mehr als nur ein Tagesereignis, er ist ein Kennzeichen für den Geist und die Kraft der gesamten Ostfront der Mittelmächte.

Schwäbische Regimenter aus der Sommeschlacht.

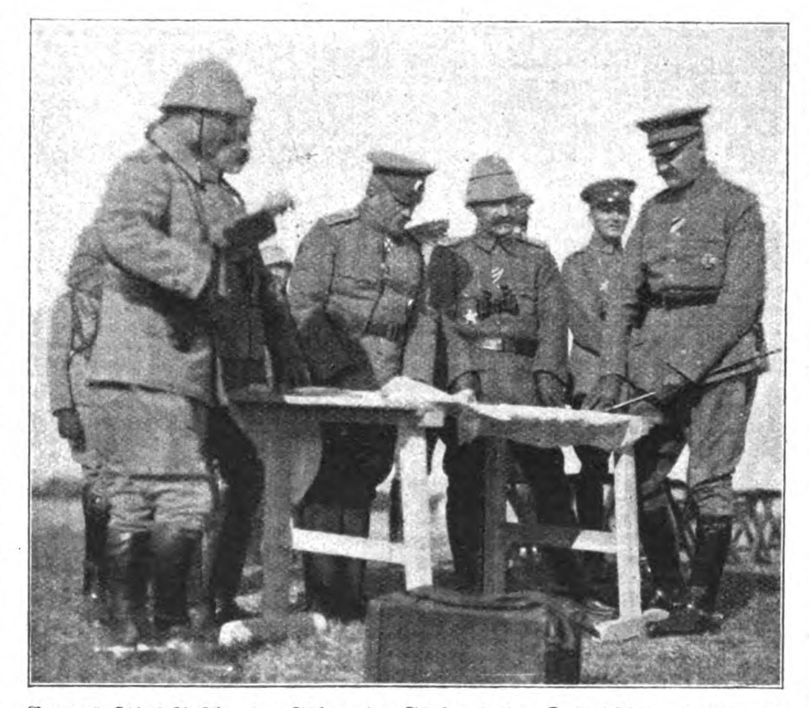
Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

I.

Als die Schlacht an der Somme begann, hatte eine württembergische Reservedivision den Abschnitt beiderseits der Ancre besetzt. Mir ist die Kilometerzahl der Breite dieser Stellung zwischen Gommécourt und Ovillers bekannt — nennen darf ich sie nicht. Aber ich darf sagen, daß es nicht viel überzeugendere Beispiele für die unüberwindliche Kraft deutschen Widerstandes gegen eine ungeheure Übermacht geben dürfte, als die Kämpfe dieser Schwabenregimenter. Von den Tübingern, die während der ersten Juliwoche Ovillers behaupteten, habe ich schon erzählt (siehe Band V Seite 266). Jetzt kann ich von zwei Schwesterregimentern berichten, die bis in die kritischen Novembertage hinein auf vorgeschobenen Posten tapfer ausgehalten haben.

Das achttägige Vorbereitungsfeuer der Engländer zum ersten großen Ansturm am 1. Juli erging über den ganzen Divisionsabschnitt. Als der Angriff abgeschlagen war, begnügten sich die Engländer damit, diese ganze Front unter Feuer zu halten, und verlegten ihre infanteristischen Vorstöße weiter südwärts, mit der Richtung von der Somme aus nach Norden. So gedachten sie die Stellungen bei Thiepval und an der Ancre zu flankieren und von rückwärts gleichsam auszuhöhlen, denn für den Frontalangriff, das merkten sie bald, waren diese Werke zu stark. Es war, so versicherten mir die Offiziere, das persönliche Verdienst des Divisionskommandeurs, der unermüdlich darauf drang, daß in den langen Monaten des vorhergehenden Stellungskrieges die Gräben und Unterstände festungsartig ausgebaut wurden. Ein Vierteljahr und länger haben die Engländer gebraucht, bis sie die Gräben von Thiepval, die Schwaben- und Staufenschanze mürbe geschossen hatten.

Die englischen Berichte über die Eroberung von Thiepval sind dermaßen phantastisch ausgefallen, daß wenigstens die gröbsten Behauptungen entkräftet werden müssen. Reuter fabelte von deutschen Maschinengewehren und Minenwerfern, die durch Aufzüge versenkt und gehoben wurden. Die „Times" wußte von schauerlichen Tragödien in den Kellern und Katakomben des Schlosses, von tausend Gefangenen eines einzigen Regiments bei der Erstürmung des Dorfes am 27. September zu berichten. — Das ist zum Teil glatter Unsinn, zum Teil arg entstellt. Elektrisch betriebene Aufzüge hätte sich wohl mancher Mann im vorderen Graben gewünscht, aber vorderhand wurden zuverlässigere Einrichtungen für besser gehalten. Das Regiment von Ovillers, das bei Thiepval vom 23. Juli bis 30. September und teilweise bis 6. Oktober eingesetzt war, hat von Katakomben nichts gemerkt. Der Schloßkeller, der schon im Frieden von einem Deutschen militärisch ausgebaut worden sein soll, gehörte einem Pariser Bankier und war längst unbewohnbar und durch Sprengungen verschüttet, als die Angriffe der Engländer begannen. Thiepval wurde von vier Kompanien verteidigt, die nach den fortwährenden Angriffen längst nicht mehr ihre volle Gefechtstärke von etwa 800 Mann besaßen. Wie viele von ihnen dem Feinde lebend in die Hände fielen, wissen wir nicht, aber 1000 Mann können es kaum gewesen sein.



General Hilmi Pascha, der Führer der Türken in der Dobrudscha, und General Toscheff, der Generalissimus der bulgarischen Truppen auf dieser Kampffront, auf ihrem Gefechtstand vor Medgidia in der Dobrudscha.

Das Reserveregiment, das mit seinem Abschnitt nordwestlich der Ancre an die Thiepvalstellung angrenzte, lag hier bereits vom Mai 1915 an, mit ganz geringen Ablösungen, bis zum 8. September 1916. Dann Ruhe mit Schanzarbeit bis Ende September. Am



Phot. Illustrat.-Photoverlag, Berlin.

Bulgarische Batteriestellung an der Donau.

26. und 28. September von neuem an alter Stelle zu Gegenangriffen vorgeführt, heftige Kämpfe um Feste Schwaben und Staufen. Am 8. Oktober Ablösung und Einsatz an ruhigerer Front.

Die gesteigerte Gefechtstätigkeit begann für das Regiment, nach Abwehr des Juliangriffs, ungefähr vom 10. August ab. Der Engländer legte von nun ab täglich auf einen Kompanieabschnitt annähernd 2000 schwere Granaten und 400 schwere Minen; dazu Streufeuer von Schrapnellen. Jeden Abend war das Hindernis weggefegt, aber in jeder Nacht errichteten die Schwaben ihre spanischen Reiter aufs neue. Die Gräben waren eingetrommelt, aber die Unterstände hielten aus, nur die Eingänge wurden verschüttet, und beim Freilegen gab es Verluste. Doch der Mut war ungebrochen.

Am 1. September begannen die Engländer ihr Hindernis wegzuräumen. Das bedeutete Sturm. Am 3. morgens sechs Uhr stiegen sie aus ihren Gräben, und gingen in gedrängten Kolonnen gegen den linken Flügel des Regiments vor. Hier hatte das Feuer der schweren Kaliber verheerend gewirkt, der rechte Flügel dagegen konnte seine Gräben „ausfegen", so sauber erhalten waren sie. Den Kolonnen voraus gingen die „bombers", die Handgranatenwerfer. Im Scheine der Leuchtkugeln, die die Dämmerung erhellten, stürmte eine fünfzehnfache Übermacht gegen drei Kompanien des Regiments. Leute von drei englischen Brigaden waren dabei. Vor dem deutschen Drahthindernis stauten sie sich in Massen, bluteten sie schwer. Aber dann brachen sie durch bis zum dritten Graben, wo als Reserve drei Maschinengewehre standen. Da machten sie halt. Denn nun mußten sie wohl auch ihre Angriffsbefehle studieren. Die sind bekanntlich sehr genau. Für jedes englische Maschinengewehr, jeden Minenwerfer war der Platz im deutschen Graben festgelegt, und der Zielstreifen ebenso.

Aber die Schwaben sind nicht gewillt, den Feind gewähren zu lassen. Jetzt ist der Augenblick, wo der einzelne Offizier, der einzelne Mann Mut und Entschlossenheit beweisen kann. Da war ein Generalstäbler, Hauptmann T., der sollte just in Urlaub fahren, als der Sturm ruchbar wurde. Anstatt des Urlaubs erbat er sich eine Kompanie, um im Kampf dabei zu sein. An der Spitze von 8 Mann ging er vor, säuberte ein Grabenstück und eroberte 1 Maschinengewehr. Im ersten Graben saßen die Engländer auf einer Breite von 300 Metern; sie hatten sich abgeriegelt und 2 Maschinengewehre und einen Flaschenminenwerfer aufgestellt. Ein blutjunger Leutnant ging mit 7 Mann zum Handgranatenangriff vor und überwältigte 20 Mann Bedienung. Die Engländer fühlten sich unsicher, gingen zurück und setzten sich in Granatlöchern vor dem ersten Graben fest. Von hinten her gingen neue Kolonnen zum Angriff über, siebenmal, immer vergebens. Die Löcher füllen sich mit Toten und Verwundeten, zu 4—5 Mann liegen sie beieinander. Vor dem Abschnitt der Kompanie zählt man 350 Tote. Fünf Maschinengewehre hat der Feind verloren. Nachmittags zwei Uhr ist die ganze Stellung wieder im Besitz des Regiments, ohne daß es fremder Kräfte dazu bedurft hätte. Dabei kam zeitweilig auf 40 Meter Graben 1 Mann als Besatzung (siehe auch das Bild Seite 48 oben).

Der deutsche Heeresbericht sprach an diesem Tage von „einer Schlacht größter Ausdehnung und Erbitterung".

Vom 5. bis 8. September wurde das Regiment abgelöst, hatte acht Tage Ruhe, mußte dann aber regelmäßig Kompanien vorschicken zum Schanzen. Am 27. September fiel Thiepval. Bereits am Tage vorher, mitten in der blutigen dreitägigen Septemberschlacht der Engländer, übernahm das 2. Bataillon wieder einen Abschnitt und stürmte im Gegenangriff mit einer Kompanie die Feste Staufen. Es war der Beginn eines mehrtägigen wilden Ringens um die beiden Werke Staufen und Schwaben. Bereits am 28. hatte das Regiment mittags wuchtige englische Vorstöße gegen die beiden Werke zu bestehen. In zwanzig Linien hintereinander ging



Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Einschiffen von deutschem schwerem Geschütz durch österreichisch-ungarische Pioniere an der Donau.

der Gegner vor, die Bataillonsführer hoch zu Roß. Ein zweistündiger Handgranatenkampf folgte. „Staufen" war gehalten worden, „Schwaben" hatten die Engländer.

Nachts zum 29. ein neuer Angriff, mittags Trommelfeuer auf die vorgeschobenste Höhenstellung gegen Thiepval, auf den „Autograben". Der Feind überrennt die Besatzung und will uns in den Rücken fallen. Die Leute schreien auf vor Wut und Schreck zugleich. „Schießet, und schreiet nicht!" ruft der Kompanieführer streng. Das Feuer prasselt, die Engländer springen zurück und richten sich mit Maschinengewehren im Autograben ein. Sie müssen heraus. Aber es fehlt an Handgranaten. Man holt sie von hinten rasch heran, packt den Feind von zwei Seiten, nimmt ihm 4 Maschinengewehre und 80 Karabiner ab und jagt ihn zurück. Ein zusammengeschmolzener Zug von 30 Mann hat an diesen beiden Tagen 5000 Handgranaten geworfen; der Zugführer allein 500 Stück. Der Arm tat ihm ordentlich weh von der Arbeit.

Die Engländer standen nun 30 Meter entfernt im Graben, wagten aber keinen entschiedenen Angriff mehr. Durch ein heftiges zweistündiges Trommelfeuer aus schweren Kalibern suchten sie den Autograben sturmreif zu schießen. Es gelang ihnen nicht. Während der folgenden elf Tage hielten sie Ruhe; ausgenommen östlich der Feste Staufen, wo sie noch einen Versuch machten.

Am 7. und 8. Oktober konnte das Regiment seinen Abschnitt der Ablösung übergeben. Es kann sich rühmen, keinen Meter Boden seines zugewiesenen Gebietes verloren zu haben. Mit 2 Bataillonen hat es dem linken Nachbarregiment beim blutigen Sturm auf die Feste Schwaben kameradschaftlich geholfen. Die Verluste waren nicht gering, aber die des Feindes steigerten sich ins Vielfache. Es waren Englands eigenste Söhne, die sich an der harten Schwabenecke bei Thiepval die Köpfe einrannten.

Das britische Weltreich und der Krieg.

Von Professor Dr. K. Dove.

II.

Wie das unendlich törichte Wort Greys, der Krieg werde England nicht mehr schädigen als die Neutralität, auch auf seine Siedlungskolonien keine Anwendung findet, so ist selbst der Nutzen, den es von seinen reichen Handels- und Pflanzungskolonien zieht, für den Augenblick ein recht geringer. Freilich unterscheidet sich dieser Teil des Weltreiches in einer Hinsicht sehr wesentlich von den bereits behandelten Dominions (siehe Seite 27 und 28). Diese kommen, wie wir sahen, in ganz besonderem Maße für die Ausfuhr des Mutterlandes in Betracht; sie nehmen in erster Linie Waren des Mutterlandes auf und liefern ihm Lebensmittel, während der einzige Rohstoff, den sie ihm in ungewöhnlich großen Massen zuführen, in der Wolle besteht. Da namentlich Australien, Südafrika und Neuseeland, bis zu einem gewissen Grade aber auch Kanada während des Friedens zum großen Teile auf Großbritanniens Industrieerzeugnisse angewiesen sind, so ist klar, daß sie während des Krieges den Rückgang der britischen Fabrikation auf das schwerste empfinden müssen. Man erwäge doch nur, daß der Ausfall an englischen Waren, soweit er überhaupt gedeckt wird, von Amerika und zum Teil wohl auch von Japan her ausgeglichen wird, und man hat sofort eine weitere schwere Schädigung, die das wirtschaftliche Leben des Kolonialreiches so gut wie Englands trifft und deren Folgen auch mit dem Ende des Völkerringens nicht so schnell verschwinden werden. Dieser Schaden macht sich selbstverständlich auch in den tropischen Ländern geltend, soweit diese, wie Indien und einzelne Teile von Westafrika, überhaupt größere Mengen europäischer Waren beziehen.

Werfen wir zunächst einmal einen Blick auf die Menschenmassen, über die England in den hierhergehörenden Ländern des Reiches verfügt.

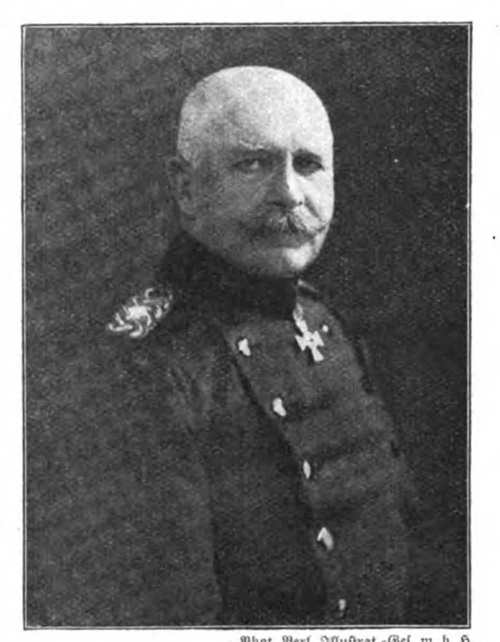
Im Vordergrunde steht das Kaiserreich Indien. Mit den 316 Millionen Menschen, welche die letzte Zählung dort festgestellt hat, mit seinen üppig bewässerten Stromniederungen, denen freilich im Westen und im Inneren auch trockene Landschaften gegenüberstehen, scheint es eine unerschöpfliche Quelle des Reichtums für seine Bewohner. Und gerade dies alte Wunderland liefert den besten Beweis, daß die Masse der Bewohner an und für sich weder Wohlstand noch Macht verbürgt. Für die Engländer ward es allerdings zu einer wichtigen Ursache des Volkswohlstandes, nicht aber für die ungezählten Scharen seiner eigenen Ein-



Eine Eskadron des Pasewalker Kürassier-Regiments „Königin" nimmt am 28. November 1916 unter Führung des Rittmeisters v. Borcke eine rumänische Kolonne bei Ciolanesti gefangen. Nach einer Originalzeichnung von M. Barascudts.

wohner. Schon die vorher mitgeteilte Höhe des auf den Kopf verrechneten Einfuhrwertes zeigt die geringe Kaufkraft der armen, ausgesogenen Bevölkerung. Ihr gegenüber steht eine Unmenge hoher und mittlerer Beamter, eine Fülle von Offizieren englischer Nation, deren sehr reichlich bemessene Gehälter und Pensionen alljährlich ungeheure Summen in die Taschen der höheren Klassen britischer Volksangehöriger fließen machten.

Das indische Volk aber ist keineswegs der unerschöpfliche Menschenhaufen für die Rekrutierungen, der er nach seiner Kopfzahl so manchem scheinen möchte. Mehr als zwei Drittel, weit über 200 Millionen Menschen, kommen als Bewohner der glühend heißen tieferen Landschaften für Aushebungen in Europa verwendbarer Truppen überhaupt kaum in Frage. Auch die kräftigeren Stämme der Hochländer und Steppen sowie der Grenzgebiete sind sieben bis acht Monate lang auf den Kriegschauplätzen von Mitteleuropa nicht gut zu gebrauchen, so daß der Wert indischer Truppen, so sehr er uns im einzelnen Abbruch zu tun vermag (siehe Bild Seite 48), für eine Kriegführung, die die höchsten Anforderungen an den einzelnen stellt, mindestens auf die Entscheidung der modernen Riesenschlachten keinen allzu großen Einfluß üben wird. Dazu kommt, daß aus religiösen, politischen und sozialen Gründen die überwiegende Mehrzahl der Inder einer zwangsweisen Massenaushebung wohl einen wirksamen passiven Widerstand entgegensetzen dürfte. — Aber die Ausfuhr des reichen Landes, so wird man sagen, sie kommt doch sicherlich dem Vereinigten Königreich im höchsten Grade zustatten? Gewiß ist das der Fall, und für die Belieferung Englands ist Indien ganz sicher im Frieden ein höchst wertvoller Besitz. Aber wir sind im Kriege, und da ist von geringer Bedeutung, daß Großbritannien als der glückliche Besitzer der indischen Fruchtlandschaften von hier aus den Teehandel der Welt beherrscht. Auch die Baumwolle dieses Reiches nützt ihm wenig, denn in dem Bezug des wichtigen Stoffes bleibt es doch zunächst ganz auf Nordamerika angewiesen. Von besonderer Bedeutung sind augenblicklich nur zwei Erzeugnisse, da sie für die Erhaltung des Mutterlandes und seiner Verbündeten in Betracht kommen: der Reis der hinterindischen Niederungen und der Weizen. Von diesem für die britische Volksernährung unentbehrlichsten Brotgetreide erzielte das Kaiserreich Indien in den letzten Jahren nach Schulte im Hofes Berechnung einen Ausfuhrüberschuß, der noch nicht einmal ein Viertel der gleichzeitig notwendigen Einfuhr des Mutterlandes erreichte. Wenn, wie gerade im Jahre 1916, eine schlechte Ernte in den Hauptweizenländern die britische Volksernährung mit großen Schwierigkeiten bedroht, dürfte die Zufuhr aus Indien schwerlich genügen, die englischen Minister von dieser Sorge zu befreien. Zudem kann bei der Bauart der meisten Dampfer für die Beförderung von Weizen und Reis von dort nach England in erster Linie nur die Fahrt durch den Suezkanal in Frage kommen. Während dieser aber sind die Schiffe noch mehr durch Unterseeboote gefährdet als auf der Reise von Amerika nach Europa. Großen Nutzen wird demnach auch die indische Kolonie dem britischen Staate im Kriege nicht mehr bringen. Nach dem Kriege freilich ist sie mit verdoppeltem Wert in die Reihe der englischen Besitzungen einzusetzen, da sie in ihrem wertvollsten Kapital, der Arbeitskraft des Menschen, die erlittenen Einbußen nur in sehr geringem Grade spüren wird und sofort mit vollen Kräften in die Ausnützung ihres reichen Bodens eintreten kann, allerdings unter der Voraussetzung, daß das nötige Kapital in diesem Lande dann noch vorhanden ist.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
General der Infanterie Kosch,
Führer der von Swistow vorgedrungenen Donauarmee.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Generalleutnant Kühne,
siegreicher Heerführer in der Schlacht am Arges.

Dasselbe gilt eigentlich auch von den übrigen tropischen Kolonien Großbritanniens. Sehr wenig bekannt dürfte sein, daß ihr Hauptteil, die hauptsächlich in Afrika gelegenen Handels- und Pflanzungsgebiete, großenteils erst in neuester Zeit erworben wurde. Von den rund 4700000 Quadratkilometern tropischer Länder, die England außer Indien und Ceylon sein eigen nennt, sind fast genau drei Viertel erst nach dem Jahre 1884, als auch Deutschland in dem großen Weltteil erschien, unter englische Herrschaft gebracht worden. Diese Tatsache ist aber ungemein wichtig. Denn sie erklärt uns einerseits die Unterschätzung, die diese ganz jungen Kolonien bis auf den heutigen Tag selbst in manchen englischen Kreisen erfahren haben. Sie sind eben noch zu unentwickelt, um bereits ihrem wahren Werte nach bekannt zu sein. Auf der anderen Seite lassen sie abermals die kluge Voraussicht britischer Staatsmänner erkennen, deren einer unmittelbar nach den Entdeckungen des großen David Livingstone die Worte sprach: „Afrika ist unser zweites Indien.“ Hier sicherten sie dem Mutterlande in der Tat ein völlig neues Riesengebiet von der vier- bis fünffachen Ausdehnung des Deutschen Reiches für die Zukunft. Denn das muß festgestellt werden, daß England gar nicht imstande ist, wertvolle Gebiete von dieser Ausdehnung in absehbarer Zeit allein von sich aus zu entwickeln. Genau genommen haben alle europäischen Völker, auch einige unserer Gegner, die wie wir der Rohstoffe bedürfen, ein dringendes Interesse daran, daß die wirtschaftliche Entwicklung Afrikas schneller voranschreitet, als sie selbst England der Welt gewährleisten kann.

Gerade diese Teile des britischen Weltreichs, das mag besonders betont werden, haben als Lieferer wichtiger Rohstoffe, aber auch als Erzeuger von Nahrungs- und Genußmitteln eine hervorragende Bedeutung. Für Großbritannien allerdings ist der tropische Teil seiner kleineren Kolonien, soweit er sich längere Zeit unter Kultur befindet, bisher vorwiegend als Zuckererzeuger von Wichtigkeit gewesen, wozu sich in neuerer Zeit noch gewaltige Mengen von Kakao gesellt haben. Aber diese Länder, besonders die afrikanischen, vermögen neben Baumwolle, Pflanzenfetten, Kautschuk, Kaffee, Tabak und Reis auch Mengen tierischer Erzeugnisse, vor allem Fleisch und Leder dem Welthandel zuzuführen und sie werden daneben noch eine durchaus nicht zu unterschätzende Wichtigkeit als Abnehmer europäischer Waren erlangen, denn gerade die englischen Gebiete im tropischen Afrika sind zumeist von zahlreichen und recht bildungsfähigen Schwarzen bewohnt. Man darf diese Eigenschaft namentlich der westafrikanischen Untertanen Englands nicht unterschätzen. Kam doch auf jeden Bewohner der allerdings landwirtschaftlich am weitesten vorgeschrittenen Goldküste 1911 allein an eingeführten Waren für vierzig Mark, das heißt das Fünffache des indischen Durchschnittswertes.

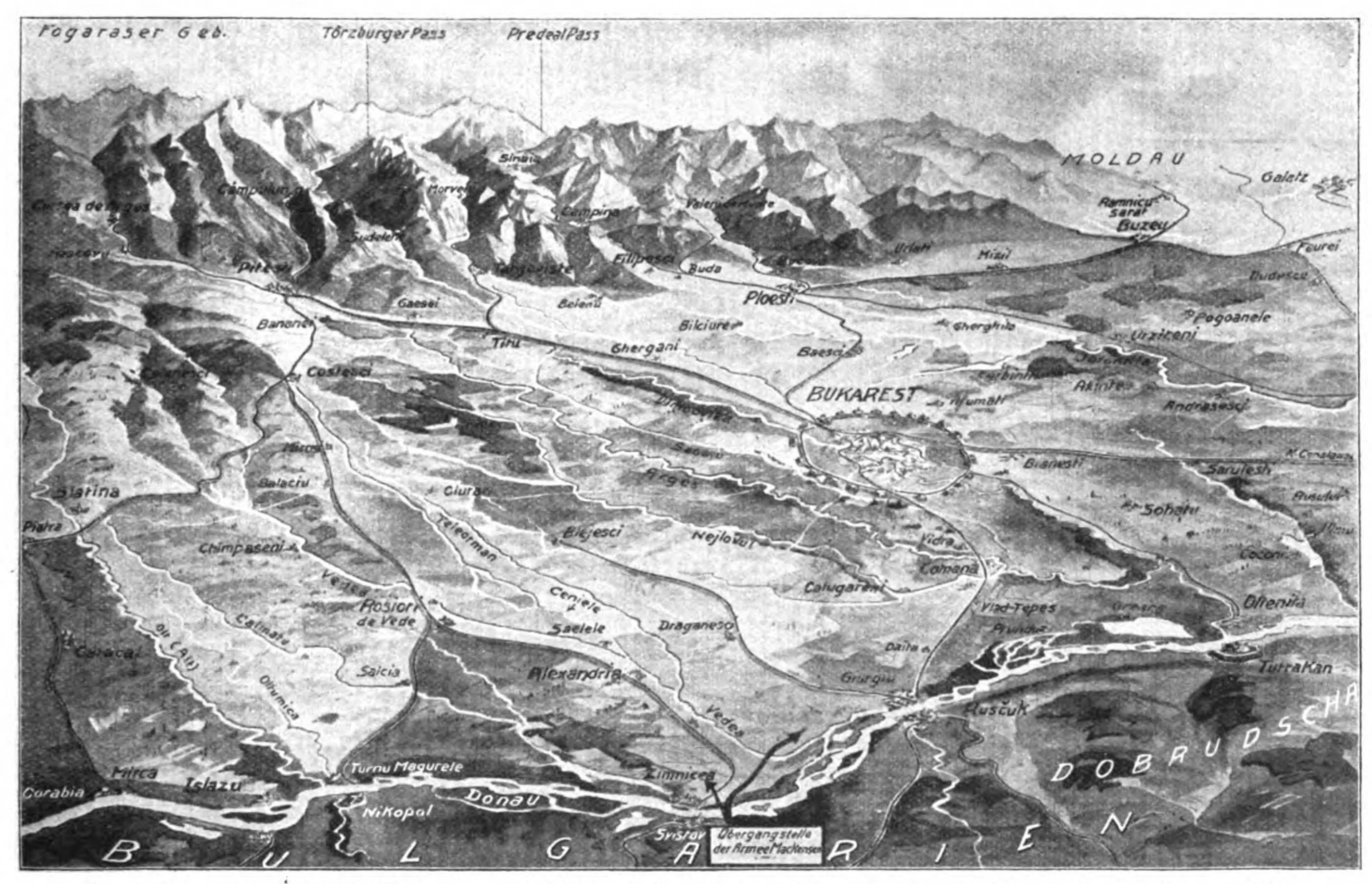
In einer Beziehung freilich hat England während des Krieges nur geringen Nutzen von seinen tropischen Kolonien außerhalb Indiens gezogen. Militärisch sind die Bewohner dieser Länder von weit geringerem Wert als die Bewohner der französischen Senegalgebiete oder gar Nordwestafrikas, wofür freilich neben den klimatischen Einflüssen auch die mangelnde Ausbildung verantwortlich zu machen ist. Wirtschaftlich aber vermögen gerade diese Länder, zumal die westafrikanischen und Uganda, nach dem Ende des Kampfes außerordentlich zur Heilung der finanziellen Schädigungen Großbritanniens beizutragen.

Die Festung BUKAREST.

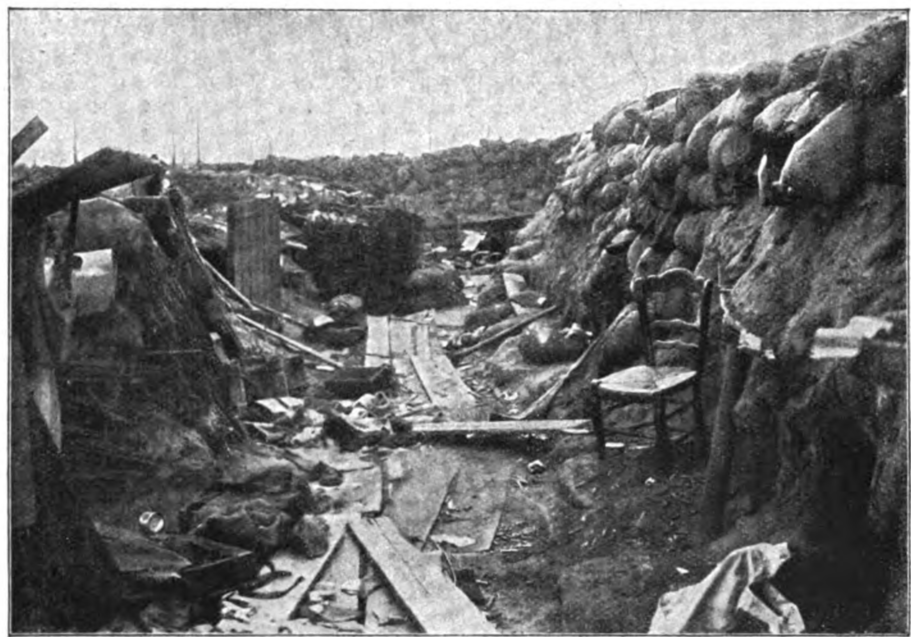
Nach der Frankfurter Zeitung.

Hierbei darf auch ein anderer Punkt nicht vergessen werden. England beherrscht völlig die Erzeugung des für den Handelsverkehr wichtigsten Metalls, des Goldes, denn seine beiden Staatenkolonien Südafrika und Australien, besonders das erste, erzeugen zusammen in neuester Zeit mehr als die Hälfte der gesamten Goldausbeute der Erde. Auch diese maßgebende Stellung ist, wie in so vielen Fällen, dem Britenreiche nicht durch die natürlichen Vorzüge von den Vorfahren überkommen und durch eigene Tüchtigkeit erworbenen Besitzes zuteil geworden, sondern durch jenen Akt niedrigster Räuberei, der unter dem Namen des Burenkrieges noch allgemein bekannt, an gewissenloser Selbstsucht nur von dem jetzigen Verhalten des Inselvolkes in den Schatten gestellt wird.

Fassen wir das Wesentliche unserer Betrachtung zusammen, so ergibt sich, daß Großbritannien zunächst noch von der Nahrungsmittel- und Rohstoffzufuhr auch aus anderen als seinen eigenen Gebieten in hohem Grade abhängig bleiben wird. Auch eine nennenswerte militärische Stärkung aus seinen kolonialen Tochterstaaten erscheint nach ihrem heutigen Bevölkerungsstande in den nächsten Jahren so gut wie ausgeschlossen, gehört indessen in Jahrzehnten zu den Möglichkeiten, mit denen man schon heute rechnen sollte. Das ganze Kolonialreich aber ist schon jetzt zu groß, als daß England es ohne die Mitwirkung anderer Völker mit der für die Gütererzeugung der Welt wünschenswerten Schnelligkeit zu entwickeln vermöchte. Sollte dieses gar noch — im für Deutschland schlimmsten Falle — eine weitere Vergrößerung erfahren, so würde England zum Schaden der Welt in der Lage sein, die Erzeugung einer Reihe wichtigster Rohstoffe und Nahrungsmittel allein zu beherrschen. Ich betone nochmals ausdrücklich: zum Schaden



Die Übergangsstelle der Armee Mackensen über die Donau und das Kriegsgebiet von Bukarest, nach Generalstabskarten bearbeitet.



Photothek, Berlin.

Eroberter englischer Schützengraben an der Somme.

selbst einzelner seiner heutigen Verbündeten. Wer allen Ernstes von sich sagen darf, daß er das allgemeine Interesse der Kulturvölker vertritt, der muß auch den Wunsch hegen, daß das britische Weltreich infolge des Krieges eine Einschränkung erfährt, da sein Einfluß andernfalls trotz aller heutigen Erschütterungen weit gefährlichere Grade erlangen würde, als das bisher der Fall war.

Die Verluste des Vierverbandes gegen Ende des Jahres 1916.

Die Menschenverluste des Vierverbandes lassen sich nur in bezug auf die Anzahl der Gefangenen genau bestimmen. Sie beträgt in runden Zahlen 2 800 000 Mann. Davon befinden sich in Deutschland mehr als 1 700 000 Mann mit 17 000 Offizieren. Österreich-Ungarn hat ungefähr 1 Million, der Rest befindet sich in Bulgarien und der Türkei. Die Anzahl der blutigen Verluste durch Tod und Verwundung ist beträchtlich größer. Wir stützen uns hierbei auf die Erhebungen der „Studiengesellschaft für soziale Kriegsfragen" in Kopenhagen, die mit aller möglichen Genauigkeit gemacht wurden. Natürlich bringt es der Krieg mit sich, daß die Zahlen nur annähernd richtig sind, da auch die Verlustlisten — Frankreich gibt überhaupt keine heraus — nicht die Gewähr völliger Zuverlässigkeit bieten. Nach diesen neutralen Erhebungen hat Rußland heute rund 1 500 000 Tote und 4 Millionen Verwundete aufzuweisen. In Frankreich sind die entsprechenden Zahlen 900 000 und 2¼ Millionen, in England 225 000, in Italien 110 000 und 250 000, in Serbien 110 000 und 150 000, in Belgien 50 000 und 110 000, in Rumänien werden sie zusammen auf rund 250 000 geschätzt. Die Gesamtzahl aller Verluste übersteigt demgemäß die 12. Million bereits um ein sehr Beträchtliches. Am meisten hat Rußland gelitten; verfügt allerdings auch über die größte Volkszahl. Der Verlust Frankreichs dürfte am folgenschwersten sein, angesichts des Bevölkerungsrückganges, den dieses Land schon im Frieden aufzuweisen hatte. Neben diesen ungeheuren Verlusten an Menschen (als Ergänzung diene, daß ungefähr 2 Millionen dauernd Invalide vorhanden sein werden) kommen nun die gewaltigen Einbußen an Land, welche unsere Feinde bisher erleiden mußten, und denen nur sehr geringe Verluste auf deutscher Seite gegenüberstehen. Auch hier steht Rußland an erster Stelle Der Gesamtverlust Rußlands beträgt rund 280 000 Quadratkilometer. In Serbien haben wir 87 000 Quadratkilometer in Händen. In Rumänien haben wir bis zum 14. Dezember 65 000 Quadratkilometer Land erobert. In Belgien ist der eroberte Besitz mit 29 000 Quadratkilometer nicht verändert worden. Dagegen ist unser Besitz in Frankreich durch die Sommeoffensive, der vorher ungefähr 21 000 Quadratkilometer betrug, im Verhältnis zu diesen großen Zahlen ganz unerheblich verkleinert worden. Wir können jetzt unseren französischen Besitz in runden Zahlen mit 20 000 Quadratkilometer berechnen. In Montenegro haben wir noch 14 000 Quadratkilometer Landes besetzt. Auf der anderen Seite haben wir kaum eine Einbuße von 22 000 Quadratkilometer zu verzeichnen, von denen 1000 Quadratkilometer auf das von den Franzosen im Elsaß besetzte Gebiet und ungefähr 20—21 000 Quadratkilometer auf das von den Russen in Galizien und der Bukowina besetzte Land entfallen. Endlich sei noch der gewaltige Abgang an feindlichem Kriegsmaterial erwähnt, der alle bisherigen Zahlen weit hinter sich läßt. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß die richtigen Zahlen überhaupt nicht festgestellt werden können, da eine auch nicht annähernd zu bestimmende Zahl von Geschützen, Maschinengewehren und Gewehren mit Munition sofort von unseren Truppen im Felde in Gebrauch genommen worden ist und darum nicht mehr berechnet werden kann. Nur die nach Deutschland zurückgeführte Beute kann angegeben werden. Schon vor dem rumänischen Kriege betrug sie weit über 11 000 Geschütze mit rund 5 Millionen Geschossen. Hierzu kamen noch 3500 Maschinengewehre, über 1,5 Million Gewehre und Karabiner und rund 10 000 Munitionsfahrzeuge. Durch den rumänischen Krieg wurde diese Beute um rund 500 Geschütze, 500 Maschinengewehre und eine ungeheure Anzahl von Munitionsfahrzeugen vermehrt.



Von den farbigen Engländern: Indische Soldaten mit einem Hotchkißmaschinengewehr an der Front von La Bassée.

Rast eines Gefangenentransportes afrikanischer Jäger in der Abenddämmerung am Toten Mann.

Nach einer Originalzeichnung des der Kronprinzenarmee zugeteilten Kriegsmalers Josef Correggio.



Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Ein besonders denkwürdiger Tag im Verlaufe des großen Völkerringens war der 12. Dezember 1916, an dem die Mittelmächte und ihre Verbündeten mit einem **Friedensangebot** an ihre gemeinsamen Feinde herantraten. Durch die Bekanntmachung eines Armeebefehls des Deutschen Kaisers erhielt die Öffentlichkeit zuerst Kunde von dem bedeutsamen Schritt, der in der Hoffnung, das furchtbare Blutvergießen beendigen zu können, getan worden war. „Ob das damit verbundene Ziel erreicht wird, bleibt dahingestellt. Ihr habt weiterhin mit Gottes Hilfe dem Feinde standzuhalten und ihn zu schlagen —“ so hieß es in der Kundgebung an die Truppen.

In der mit großer Spannung erwarteten Reichstagsitzung, die am Nachmittag des 12. Dezembers in Berlin stattfand (siehe untenstehendes Bild), setzte der deutsche Reichskanzler die Gründe auseinander, die die Verbündeten veranlaßt hatten, ihren Feinden zu diesem Zeitpunkt Friedensverhandlungen vorzuschlagen, und gab den Wortlaut der an die feindlichen Mächte gerichteten Note wie folgt bekannt:

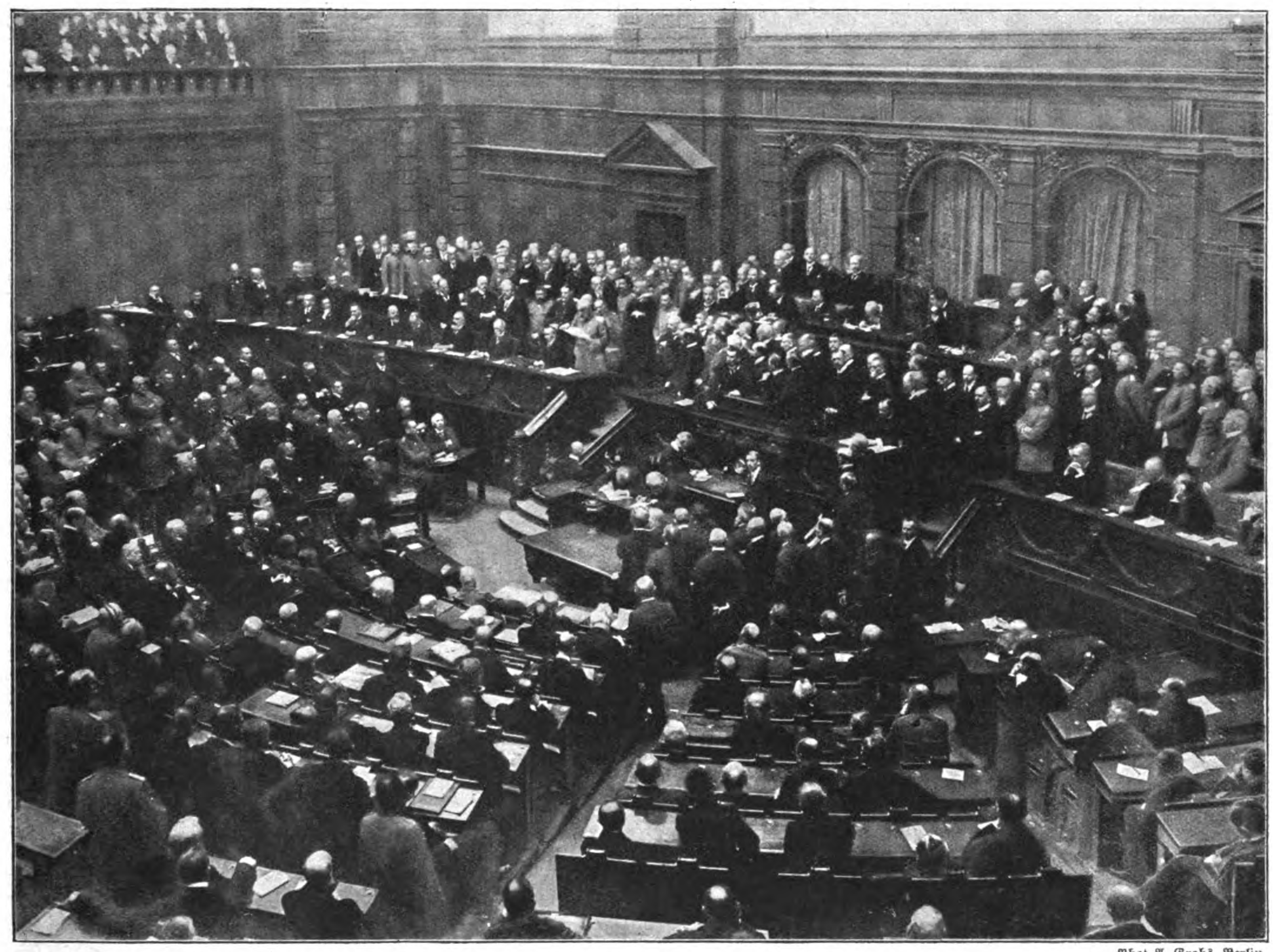
„Der furchtbarste Krieg, den die Geschichte je gesehen hat, wütet seit bald zweieinhalb Jahren in einem großen Teil der Welt. Diese Katastrophe, die das Band einer gemeinsamen tausendjährigen Zivilisation nicht hat aufhalten können, trifft die Menschheit in ihren wertvollsten Errungenschaften. Sie droht den geistigen und materiellen Fortschritt, der den Stolz Europas zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts bildete, in Trümmer zu legen.

Deutschland und seine Verbündeten, Österreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei, haben in diesem Kampfe ihre unüberwindliche Kraft bewiesen. Sie haben über ihre an Zahl und Kriegsmaterial überlegenen Gegner gewaltige Erfolge errungen. Unerschütterlich halten ihre Linien den immer wiederholten Angriffen der Heere ihrer Feinde stand. Der jüngste Ansturm am Balkan ist schnell und siegreich niedergeworfen worden. Die letzten Ereignisse beweisen, daß auch eine weitere Fortdauer des Krieges ihre Widerstandskraft nicht zu brechen vermag, daß vielmehr die Gesamtlage zu der Erwartung weiterer Erfolge berechtigt.

Zur Verteidigung ihres Daseins und ihrer nationalen Entwicklungsfreiheit wurden die vier verbündeten Mächte gezwungen, zu den Waffen zu greifen. Auch die Ruhmestaten ihrer Heere haben daran nichts geändert. Stets haben sie an der Überzeugung festgehalten, daß ihre eigenen Rechte und begründeten Ansprüche in keinem Widerspruch zu den Rechten der anderen Nationen stehen. Sie gehen nicht darauf aus, ihre Gegner zu zerschmettern oder zu vernichten.

Getragen von dem Bewußtsein ihrer militärischen und wirtschaftlichen Kraft und bereit, den ihnen aufgezwungenen Kampf nötigenfalls bis zum Äußersten fortzusetzen, zugleich aber von dem Wunsche beseelt, weiteres Blutvergießen zu verhindern und den Greueln des Krieges ein Ende zu machen, schlagen die vier verbündeten Mächte vor, alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten.

Die Vorschläge, die sie zu diesen Verhandlungen mitbringen werden, und die darauf gerichtet sind, Dasein, Ehre und Entwicklungsfreiheit ihrer Völker zu sichern, bilden nach ihrer Überzeugung eine geeignete Grundlage für die Herstellung eines dauerhaften Friedens. Wenn trotz dieses Anerbietens zum Frieden und Versöhnung der Kampf fortdauern sollte, so sind die vier verbündeten Mächte entschlossen, ihn bis zum siegreichen Ende zu führen. Sie lehnen



Phot. A. Grohs, Berlin.

Die denkwürdige Reichstagsitzung am 12. Dezember 1916: Der deutsche Reichskanzler v. Bethmann Hollweg verliest das Friedensangebot der Mittelmächte.

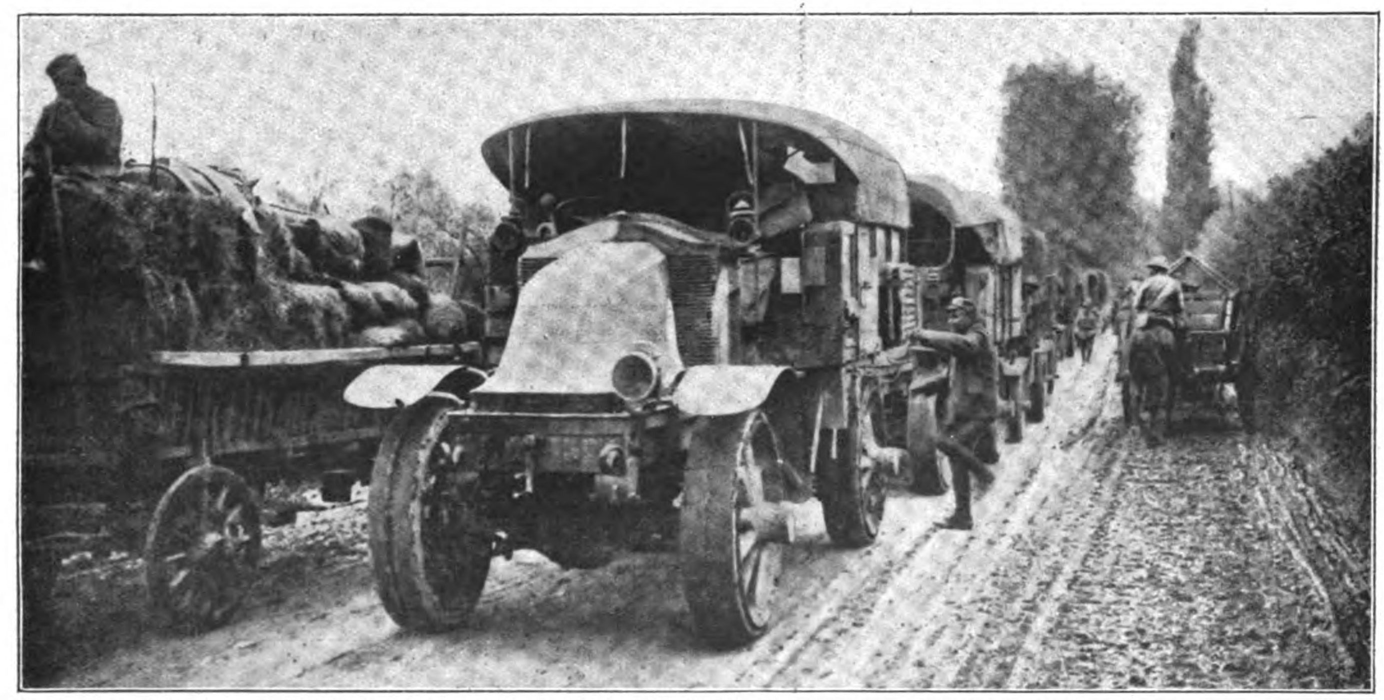


Alarmierung einer deutschen Sturmabteilung an der Somme.

aber feierlich jede Verantwortung vor der Menschheit und der Geschichte ab."

Diese Note war am Vormittag den Vertretern derjenigen Mächte, die die Rechte der Deutschen in den feindlichen Staaten wahrnehmen, also den Vertretern Spaniens, der Vereinigten Staaten von Nordamerika und der Schweiz mit der Bitte um Übermittlung an die feindlichen Mächte übergeben worden. Das gleiche war in Wien, Konstantinopel und Sofia geschehen. Die übrigen neutralen Staaten und der Papst wurden ebenfalls von dem Schritte benachrichtigt. Seine eindrucksvolle, mit großem Beifall aufgenommene Rede schloß der Kanzler mit den Worten: „Wir wollen furchtlos und aufrecht unsere Straße ziehen, zum Kampfe entschlossen, zum Frieden bereit." —

Der Eindruck der Friedenskundgebung war groß, doch nicht überall gleich. In der Presse aller Länder erhoben sich Stimmen für und wider das Angebot. Am meisten begrüßten die Neutralen den Schritt, weil auch sie unter dem Kriege wesentlich zu leiden hatten und deshalb seine baldige Beendigung wünschten. Nur in Amerika zeigte man sich nicht durchweg erbaut von der in Aussicht stehenden Wiederkehr friedlicher Zustände in Europa, weil dadurch die Einnahmequellen für die Kriegsindustrie versiegen würden. In den feindlichen Ländern herrschte die Friedensneigung wohl allgemein vor, aber die Kriegshetzer wollten sie nicht aufkommen lassen. Selbst die verschiedenen Regierungen waren geteilter Ansicht. In Frankreich eiferte Briand gegen Verhandlungen, und in Italien sprach sich



Zu den außerordentlichen artilleristischen Anstrengungen der Franzosen und Engländer an der Sommefront: Der Verkehr auf einer Straße hinter der Front. Nach einer französischen Darstellung.

Sonnino in einer Weise aus, die ihm im Notfall das Umfallen nach der einen oder anderen Seite ermöglichen sollte. In schroffer Form lehnte der russische Minister des Äußeren, Pokrowsky, den Vorschlag ab, und sein Kollege in London, Lloyd George, behandelte die Angelegenheit unter Berufung auf frühere Äußerungen Asquiths, die er zu den seinigen machte, in gleicher Art. Er benutzte wieder die alten Schlagworte: „vollständige Wiederherstellung", „völlige Schadloshaltung" und „wirksame Garantien", und wollte seiner giftsprühenden und von Verleumdungen strotzenden Rede nach nicht eher ruhen, als bis der gefürchtete „preußische Militarismus" vernichtet sei. So schien dem im Interesse der Menschheit unternommenen Schritt kein Erfolg beschieden zu sein. —

Indessen nahmen die Kämpfe an allen Fronten ihren Fortgang. Auf dem **westlichen Kriegsschauplatz** fanden in der Zeit vom 5. bis zum 18. Dezember im Gebiet der Somme Gefechte statt, die jedoch nicht mehr mit der Erbitterung geführt wurden, die früheren Zusammenstößen in diesem Abschnitt eigen war. Das schlechte Wetter, das sich eingestellt hatte, mag zur Verringerung der Kampftätigkeit mit beigetragen haben, hauptsächlich aber waren daran die riesigen Verluste schuld, die Engländer und Franzosen bei ihren Stürmen erlitten hatten. Sie betrugen seit dem 1. Juli 1916 bei einem Einsatz von 226 Divisionen bis Ende November bei den Franzosen mindestens 250 000 Mann, bei den Engländern 550 000 Mann, insgesamt also mindestens 800 000 Mann. Sie übersteigen demnach weit die von unseren Feinden errechnete Zahl von 690 000 Mann deutscher Sommeverluste, die in Wirklichkeit unter einer halben Million bleiben und wobei zu bedenken ist, daß etwa 76 % aller Verwundeten in Deutschland in verhältnismäßig kurzer Zeit kampffähig wieder zur Front abrücken. Franzosen und Engländer waren gezwungen, die klaffenden Lücken neu zu füllen, und verstärkten gleichzeitig ihre Artillerie ganz beträchtlich. Auf den Straßen hinter der feindlichen Front herrschte daher lebhafter Verkehr; reihenweise rollten dort Fuhrwerke aller Art nach und von den Munitions- und Gerätesammelpunkten, von wo immer neue Vorräte herbeigeschafft wurden (siehe Bild Seite 50 unten). Mit Artillerie hofften die Gegner alles erreichen zu können, und deshalb waren sie unablässig bemüht, durch mitunter heftige Beschießungen aus schweren Geschützen die deutschen Stellungen zu zerstören. Oft genug zeigte daneben der Feind an bestimmten Punkten auch wieder Neigung zu Sturmangriffen, so daß die deutschen Truppen häufig in ihren Unterkunftsräumen alarmiert wurden (siehe Bild Seite 50 oben). So näherten sich in der Nacht zum 9. Dezember starke Abteilungen australischer Regimenter nach vielstündigem starkem Artilleriefeuer den deutschen Linien bei dem Bollwerk Le Transloy. Im Nahkampf wurden sie zurückgewiesen, wobei sie eine ganze Anzahl Gefangener einbüßten (siehe Bild auf dieser Seite). Am nächsten Tage kam es östlich von Gueudecourt zu ähnlichen Nachtkämpfen, in denen die Deutschen ebenfalls Sieger blieben. Dann folgten Tage, an denen das feindliche Geschützfeuer ganz erheblich gesteigert wurde; Infanterieangriffe ereigneten sich jedoch nicht. —



Phototyek, Berlin.

In Kämpfen nördlich der Somme gefangene Australier.

Starker Geschützkampf herrschte auch an der Front des Herzogs Albrecht von Württemberg während dieser Tage. Im Ypernbogen waren die Deutschen öfters die Angreifer, und besonders am 15. Dezember stießen sie nach starker Vorbereitung durch Artillerie bei Zillebeke bis in die zweite englische Linie vor, aus der der Feind geflüchtet war.

Nicht minder lebhaft ging es an der Maasfront zu. So brachen am 6. Dezember auf dem Westufer Abteilungen des Infanterieregiments Nr. 15 südwestlich von Malancourt in die französischen Gräben ein und nahmen die Kuppe der Höhe 304 in Besitz (siehe Bild Seite 53). Dabei wurden 5 Offiziere und 190 Mann gefangen. Am „Toten Mann" kämpften deutsche Truppenteile erfolgreich und brachten von einem Vorstoß in die feindlichen Linien 11 Gefangene mit (siehe die Kunstbeilage). Diese Niederlage suchten die Franzosen unter Aufwendung vieler Opfer wettzumachen, doch waren ihre Bemühungen regelmäßig umsonst.

Auf dem Ostufer der Maas entwickelten sich vom 12. Dezember ab ebenfalls Kämpfe. Am 13. Dezember nachmittags nahm dort der Artilleriekampf bedeutend an Heftigkeit zu, und abends setzten die Franzosen starke Infanteriemassen zu immer neuen Stürmen an. Diese scheiterten am Pfefferrücken schon im deutschen Abwehrfeuer, und auf dem Südabhang der Feste Hardaumont bei Douaumont konnten die Feinde im deutschen Zerstörungsfeuer ihre Absichten ebensowenig verwirklichen. Der Feind gab sein Vorhaben aber noch nicht auf. Vom frühen Morgen des 15. Dezembers trug er in jenem Gebiet wieder starke Angriffe vor, die nach Überwindung hartnäckiger Gegenwehr in der Richtung auf Louvemont und Hardaumont Fortschritte machten. Es gelang den Franzosen, die Deutschen aus ihrer vordersten Stellung in eine zweite vorbereitete Linie Talourücken—Höhen nördlich von Louvemont—Chambrettes-Ferme — südlich von Bezonvaux, zurückzudrängen. Tags darauf fanden neue schwere Kämpfe statt, in deren Verlaufe sich die Franzosen in Bezonvaux und dem Wald westlich des Dorfes festsetzten. Nordwärts weitergeführte Stöße brachen jedoch zusammen. —

Hier mögen auch die Unterkunftstätten Erwähnung finden, die von den schwarzen Truppen der Franzosen in diesem Abschnitt und an anderen Orten der Front errichtet worden sind. Ganze Negerdörfer mit Erdhütten sind entstanden, die vollkommen in der Art der Behausungen gebaut sind, die von den Schwarzen in ihrer Heimat bewohnt werden (siehe Bild Seite 52). Diese Hütten gewähren guten Schutz gegen die Unbilden der Witterung. Bombensicher, wie jener vorzüglich gebaute deutsche Unterstand an der Westfront, den wir auf Seite 54 im Bilde wiedergeben, sind sie freilich nicht. —

Aufs trefflichste unterstützt wurden die kämpfenden

Truppen auch wieder durch die deutschen Luftstreitkräfte. In einem Bericht über die Ergebnisse der Luftkämpfe im Monat November wurde der deutsche Gesamtverlust auf 31 Flugzeuge beziffert. Dagegen verloren die Feinde allein im Luftkampf 71 Flugzeuge, durch Abschuß von der Erde aus 16 und 7 durch unfreiwillige Landungen, im ganzen 94 Flugzeuge, von denen 42 in deutschen Besitz gelangten und 52 hinter den feindlichen Linien abstürzten. Unfreiwillige Landungen erfolgen dabei häufig. Sie sind nicht immer eine Folge feindlicher Einwirkungen, sondern nicht selten liegt ein Versagen des Motors zugrunde. In solchen Fällen ereignet es sich dann mitunter, daß der Führer die Herrschaft über das Flugzeug verliert und dieses vorschriftswidrig verkehrt zur Erde kommt, wie jener auf Seite 55 abgebildete Apparat auf einem der südöstlichen Kriegschauplätze. —

Am 11. Dezember vollzog sich eine Umwandlung in den französischen Oberbefehlsverhältnissen, die für die Kriegführung im Westen besondere Bedeutung hatte. Der bisherige französische Oberbefehlshaber General Joffre, in den die leitenden Kreise in Frankreich nicht mehr das rechte Vertrauen setzten, weil es ihm nicht gelungen war, die deutsche Front zu durchbrechen, wurde seiner Stellung enthoben. Er erhielt unter Verleihung des Titels eines Marschalls von Frankreich das Präsidium des obersten Überwachungsrates der Verbündeten übertragen, das eine Erhöhung seiner Stellung sein sollte, tatsächlich aber die Ausschaltung seines Einflusses auf die weitere Führung des Krieges bedeutete.

Zu Joffres Nachfolger wurde General Nivelle (siehe Bild Seite 56 oben) ernannt, der Held von Verdun, dem große Entschlußkraft und rasches Handeln nachgerühmt wurden. Er erhielt jedoch nicht den Oberbefehl über die gesamte französische Streitmacht, sondern nur über die Armeen im Norden und Nordosten, das heißt also in Frankreich. Die Kräfte im Osten, also Mazedonien, blieben General Sarrail unterstellt, dessen Machtbefugnisse eine wesentliche Erweiterung erfuhren, indem ihm selbständiges Handeln auf jenem Kriegschauplatz zugebilligt wurde. — Der bisherige Generalresident von Marokko, General Liautey, wurde Kriegsminister; an seine Stelle trat General Gouraud.

Im **Seekrieg** zeigten die Deutschen ihren alten Unternehmungsgeist. Die Liste der versenkten Handelschiffe wurde infolgedessen immer länger. Neben Torpedoschüssen verursachten auch Minen wieder den Untergang einiger Truppentransportdampfer. Nach einer Meldung vom 2. Dezember wurde am 27. November in der Nähe von Malta der vollbesetzte französische Transportdampfer „Kajnak", der sich auf dem Wege nach Saloniki befand, versenkt. Der französische Bericht darüber suchte glauben zu machen, daß das Schiff ein Postdampfer gewesen sei und keine Truppen befördert hätte. Ähnliche Behauptungen tauchten fast jedesmal auf, wenn feindliche Schiffe verloren gingen; derartige Meldungen wurden aber durch die Regelmäßigkeit ihrer Wiederkehr nicht glaubhafter.

Am 4. Dezember morgens erschienen deutsche Unterseeboote auf einem weit entlegenen neuen Schauplatze, der für ihre Wirksamkeit von besonderer Bedeutung werden konnte. Sie zeigten sich in Funchal, dem Haupthafen der portugiesischen Insel Madeira, und griffen die dort liegenden feindlichen Schiffe an (siehe Bild Seite 57). Torpediert wurden dabei von dem deutschen U-Boot 38 (Kapitänleutnant Valentiner) das französische Kanonenboot „Surprise", ein bewaffneter französischer Transportdampfer und der bewaffnete englische Handelsdampfer „Dacia". Auch das U-Boot-Begleitschiff „Kangaroo", wahrscheinlich ein englisches Torpedoboot, wurde vernichtet. Funchal und seine Hafenanlagen wurden dann mit 50 Granaten beschossen, wobei hauptsächlich die Station des englischen Unterseekabels als Ziel diente. Der zweistündigen Beschießung fielen nach einer portugiesischen Meldung auch 34 Menschen zum Opfer.

Wie feindliche Handelschiffe, namentlich die englischen, immer noch versuchten, Unterseeboote zu rammen, selbst wenn diese noch keinerlei feindliche Handlung vorgenommen hatten, ergab sich wieder recht deutlich aus der am 9. Dezember bekannt gewordenen Meldung eines deutschen U-Bootes. Dieses Boot, das im Mittelmeere tätig war, versuchte



Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Ein von den deutschen Truppen bei Verdun erobertes Negerdorf. Erdhütten der Senegalneger.



Erfolgreicher Sturm auf den „Backenzahn“ auf Höhe 304 vor Verdun durch deutsche Handgranatenkämpfer am 6. Dezember 1916.

Nach einer Originalzeichnung von Th. Rocholl.



Phot. Max Wipperling, Elberfeld.

Mächtiger bombensicherer deutscher Unterstand in einem französischen Walde.

von insgesamt 17 000 Tonnen und einen englischen Dampfer mit 6000 Tonnen Kriegsmaterial.

Von der Leistungsfähigkeit der deutschen U-Boote bekommt man einen Begriff aus der Meldung über die Mitte Dezember erfolgte Rückkehr eines solchen Fahrzeuges. Es war 55 Tage unterwegs gewesen, ohne einen Hafen anzulaufen oder sonstwie Unterstützung empfangen zu haben. Diese hervorragende Leistung, die der Mannschaft und dem Material das beste Zeugnis ausstellte, war um so bemerkenswerter, als wiederholt gegen schwere See anzukämpfen gewesen war. Wenn man die Summe der vielen Erfolge der deutschen U-Boote gegen feindliche Schiffe zieht, versteht man es sehr wohl, daß die Engländer mit der Tätigkeit ihrer mit so großen Kosten geschaffenen Kriegsflotte nicht

der englische Passagierdampfer „Caledonia", ein Schiff von über 9000 Tonnen Wasserverdrängung, zu rammen, obwohl er gar nicht angegriffen worden war. Das deutsche Fahrzeug konnte sich dem Rammstoß nur durch rasches Tauchen gerade noch entziehen, nachdem es ihm vorher gelungen war, einen Torpedo auf den Angreifer abzuschießen. Ganz heil kam das U-Boot freilich nicht davon, es erlitt Beschädigungen am Periskop, die jedoch glücklicherweise unverzüglich ausgebessert werden konnten. Als das Boot wieder auftauchte, fand es von dem Dampfer selbst keine Spur mehr, dagegen trieben auf dem Wasser eine ganze Anzahl voll bemannter Boote. Wie sich nachher herausstellte, waren es Rettungsboote mit den Überlebenden der „Caledonia", die der Torpedo so schwer getroffen hatte, daß das Schiff innerhalb kurzer Frist unterging. Die Deutschen sahen sich nun die Geretteten etwas näher an und machten dabei einen recht guten Fang. Sie entdeckten in den Booten den englischen Generalmajor Ravenshaw, einen Brigadeführer der Salonikiarmee, der sich auf dem Wege nach England befand, den Generalstabshauptmann Bickerman und den Kapitän der „Caledonia" namens James Blaiki, die gefangen genommen wurden. Sehr erfreulich war die Festnahme des Kapitäns, der nun einem deutschen Gericht zur Aburteilung wegen seines heimtückischen Verhaltens übergeben werden konnte.

Im Mittelmeer verloren die Franzosen infolge eines Torpedoschusses das schon im Vorjahre einmal durch einen Torpedo schwer getroffene Linienschiff „Suffren". Es faßte 12 730 Tonnen und befand sich nach einer Pariser Meldung auf dem Wege nach dem Orient. Ein anderes französisches Linienschiff, zur Patriaklasse gehörig, wurde 55 Seemeilen ostsüdöstlich von Malta am 12. Dezember durch ein deutsches U-Boot stark beschädigt, nachdem Tags zuvor südöstlich der Insel Pantellaria der 6027 Tonnen fassende bewaffnete französische Transportdampfer „Maghellan" mit über 1000 Mann schwarzen und weißen Truppen an Bord versenkt worden war. Die Patriaklasse besteht nur aus zwei Schiffen; entweder war also die „Patria" selbst oder die „République" das Opfer des einen Angriffes gewesen. Die Schiffe haben eine Friedensbesatzung von 742 Mann, sind mit vier 30,5-cm-Geschützen bewaffnet und verdrängen 14 200 Tonnen; sie stammen aus den Jahren 1902/03.

In der Zeit vom 28. November bis zum 8. Dezember verursachten deutsche U-Boote auch an der französischen Kanal- und Atlantikküste den Feinden wieder viel Schaden. Sie versenkten dort eine Anzahl Kohlenschiffe mit Ladungen zufrieden waren. Die Gefahr, daß die Deutschen eines Tages in der Lage sein würden, England mit Hilfe ihrer Unterwasserfahrzeuge zu blockieren, schien den Engländern immer nähergerückt.

Deutsche Torpedoboote stießen in der Nacht zum 9. Dezember in die Hoofden, am Ausgange des Kanals zwischen Holland und dem englischen Norfolk, vor. Dort hielten sie den holländischen Dampfer „Caledonia" und den brasilianischen Dampfer „Rio Pardo" an und brachten beide in einen Hafen an der flandrischen Küste.

Selbst Angriffen aus der Luft waren feindliche Schiffe ausgesetzt. An den Gestaden des Schwarzen Meeres erschienen am 16. Dezember deutsche Seeflugzeuge und bewarfen im Hafen von Sulina liegende russische Fahrzeuge mit Bomben. Ein zum Gegenangriff aufgestiegenes russisches Flugboot wurde durch Maschinengewehrfeuer zum Absturz gebracht.

Eine Schwächung seiner Kriegsmarine erfuhr Frankreich auch durch seine Freunde, die Engländer. Infolge eines „Versehens" versenkte der englische Transportdampfer „Teviot" den französischen Torpedojäger „Yatagan" durch einen Rammstoß, bei dem das Torpedoboot zusammengequetscht und sein Kommandant erdrückt wurde. Englische Torpedojäger konnten einen Teil der französischen Mannschaft in Sicherheit bringen. Die englische Regierung beeilte sich zwar, sich wegen des Vorfalls zu entschuldigen, sie konnte ihn dadurch aber natürlich nicht aus der Welt schaffen. —

Auf dem **italienischen Kriegschauplatz** schien es Anfang Dezember, als ob es im Karstgebiet zu neuen Angriffen kommen würde. Die Italiener eröffneten dort wiederholt schweres Geschützfeuer, ohne indes größere Infanterievorstöße zu unternehmen. Am 7. Dezember war der Artilleriekampf im Raum von Costagnavica besonders heftig. Die Österreicher und Ungarn blieben die Antwort nicht schuldig. Dabei spielten die 30,5-cm-Mörser, die sich leicht abbauen und wieder aufstellen lassen (siehe Bild Seite 56 unten), eine hervorragende Rolle. Doch auch die k. u. k. Infanterie verzichtete auf Angriffe, so daß über die Zeit bis zum 18. Dezember nichts Wesentliches vom italienischen Kriegschauplatz zu berichten ist. Diese verhältnismäßige Ruhe wurde benutzt zur Vornahme von Befestigungs- und Sicherungsarbeiten aller Art. Es galt, Schützengräben und Unterstände auszubessern oder neu anzulegen und telephonische Verbindungen der Kommandostellen mit vorgeschobenen Beobachtungsposten herzustellen. Die Beobachter befanden

sich häufig genug auf schwer zu ersteigenden Bergen, und es war keine Kleinigkeit, die Leitungen über die steilen Hänge zu legen und sicher zu befestigen. Truppenverschiebungen, in die auch deutsche Abteilungen einbezogen wurden (siehe Bild Seite 59), fanden ebenfalls in geringerem Umfange statt. Die Deutschen griffen vorerst allerdings nicht in die Gefechte ein, sie beteiligten sich vielmehr mit an dem Wach- und Vorpostendienst (siehe Bild Seite 58), der in dem unübersichtlichen Gelände manche Schwierigkeit bot. Sie hatten infolgedessen reichlich Gelegenheit, sich mit den Eigentümlichkeiten des hochgelegenen Kampfgebietes vertraut zu machen.

Ein österreichisch-ungarisches Seeflugzeuggeschwader stattete am 6. Dezember den Italienern wieder einen Besuch ab. Es kreuzte über dem Flugplatz von Beligna und den Sdobbabatterien an der küstenländischen Front und warf Bomben ab, wobei drei Flugzeugschuppen Volltreffer erhielten. Das Geschwader kehrte wohlbehalten an seinen Ausgangspunkt zurück, obwohl es von den Italienern stark beschossen worden war. —

In **Mazedonien** blieben die Ereignisse im Fluß. Die Bulgaren und Deutschen, zu denen auch Türken in die Verteidigungsfront auf dem linken Flügel getreten waren, hatten sich gegen eine starke Übermacht des Völkergemisches der Feinde zu verteidigen. Mit dem Fortschreiten der Vorgänge in Rumänien konnte jedoch ein Ausgleich der Kräfte als nahe bevorstehend angenommen werden. Dieser Ausgleich hätte aber Sarrails Armee äußerst gefährlich werden können, und deshalb bemühte er sich, seine Truppen nach vorwärts in günstigere Stellungen zu bringen, in denen sie Angriffen besser standhalten konnten. Zu Anfang Dezember waren die Kämpfe, die sich im Anschluß an die Einnahme von Monastir entwickelt hatten, noch nicht zum Abschluß gekommen; sie richteten sich vorzugsweise gegen den Raum von Gruniste, die Höhe 1212 und Makovo. Die Mitte der feindlichen Armee übte einen Druck in der Richtung auf Mogila aus und erschöpfte sich im ungünstigen Sumpfgelände der Czerna in fortgesetzten erfolglosen Vorstößen. Am Wardar und ganz rechts an der Struma fanden nur Plänkeleien statt.

In der Ebene von Monastir und im Czernabogen holte sich Sarrail in ununterbrochenen Angriffen fast Tag für Tag blutige Niederlagen. Einer der schwersten Vorstöße, der ebensosehr die Entlastung der Rumänen wie die Verbesserung der eigenen Lage bezweckte, scheiterte am 26. November auf der ganzen Linie von Trnova, nordwestlich Monastir, bis Makovo (siehe Bild Seite 60/61). Die Truppen unter dem Befehl des Generals Otto v. Below (siehe Bild Seite 62), die übrigens eine für die Verhältnisse auf jenem Kriegschauplatz höchst zweckmäßige Ausrüstung erhalten hatten (siehe Bild Seite 63), bereiteten dem Gegner eine schwere Niederlage.

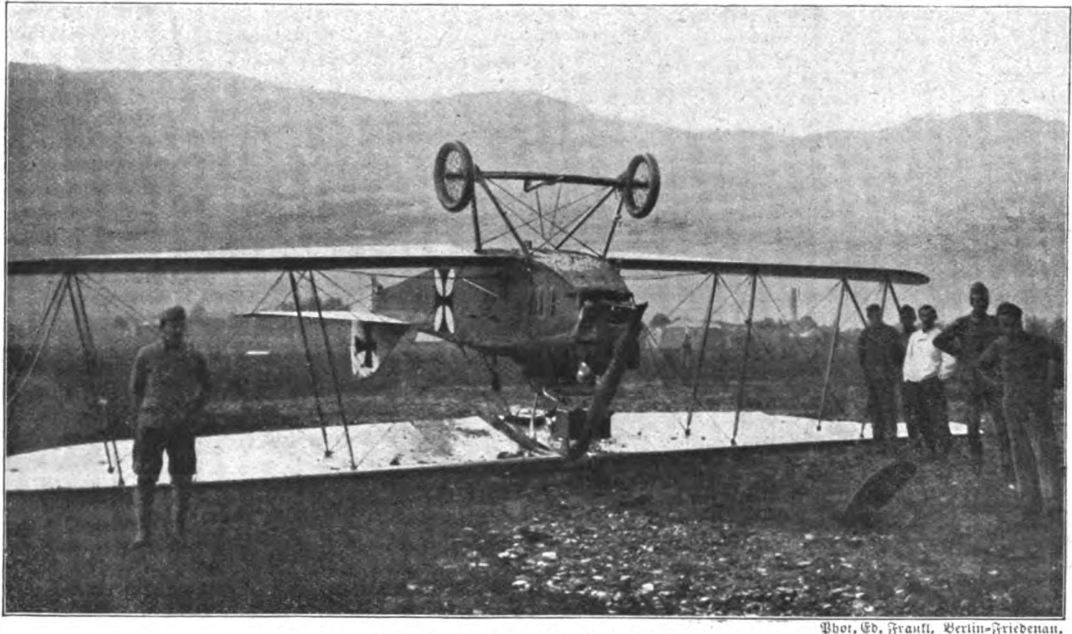
Die Namen Monastir, Gruniste und Czerna kehrten seit Ende November in den Tagesberichten der Deutschen und der Bulgaren bis in den Dezember hinein als Gefechtsorte immer wieder. Und jedesmal erzählten sie von schweren feindlichen Niederlagen. Wo einmal ein Abhang, ein Dorf, ein Graben verloren ging, da gab es erbitterte Gegenstöße. So warf das masurische Infanterieregiment Nr. 146 am 6. Dezember die Serben aus einer am Vortage verlorenen Stellung bei Trnova und machte nach erbittertem Nahkampf 6 Offiziere und 50 Mann zu Gefangenen.

Großen Wert legten die Serben auf den Besitz Monastirs. Nach Schweizer Meldungen beabsichtigten sie, in diese Stadt ihre Regierung zu verlegen, um von dort aus die Wiedererstehung des serbischen Königreiches beginnen zu lassen. Die Stadt und ihre Umgebung lag aber noch unter dem Geschützfeuer der Deutschen und Bulgaren. Als daher um die Mitte des Dezembers serbische Minister und Abgeordnete sich in der Stadt aufhielten und die Zerstörungen besichtigten, ereignete es sich, daß plötzlich die Granaten in ihrer Nähe einschlugen. Zwei serbische Generalstabsoffiziere wurden auf der Stelle getötet, ein Abgeordneter schwer verletzt. Das Gebäude, das in der Nähe des Bahnhofs zu besonderen Feierlichkeiten ausersehen war, wurde durch eine Anzahl Volltreffer völlig niedergelegt.

Zur Sicherung des Nachschubes an Truppen, Nahrungsmitteln und Kriegsmaterial für die Verbündeten mußte in den unwirtlichen Gebirgsgegenden Mazedoniens viel getan werden. Für Kriegszwecke brauchbare Straßen waren selten vorhanden, so daß sich der Verkehr nur auf schlechten Wegen vollziehen mußte, die sich für schwere Gefährte und stärkere Inanspruchnahme gar nicht eigneten. Es blieb somit nichts anderes übrig, als die bestehenden Straßen den Bedürfnissen anzupassen, indem man sie ausbaute und verbesserte, oder indem man sie auch ganz neu anlegte, denn nur so war es möglich, alles Nötige bis in die Nähe der Kampflinie vorzubringen (siehe die Bilder Seite 64). —

Gegen **Griechenland** trat der Vierverband weiterhin mit der bekannten Unverschämtheit auf. Der französische Admiral Fournet verlangte am 1. Dezember im Einverständnis mit seiner Regierung von der griechischen Regierung nichts weniger als die Auslieferung einer Anzahl Batterien leichter Gebirgsgeschütze und wollte Gewalt anwenden, als die Griechen auf diese ungeheuerliche Zumutung nicht eingingen. Er ließ Truppen landen und hoffte, mit Hilfe eines von Venizelisten in Athen angezettelten Aufruhrs den König und seine Regierung einschüchtern und gefügig machen zu können. Das sollte ihm aber nicht gelingen. Die königstreuen griechischen Soldaten zeigten sich den gelandeten Abteilungen der Feinde und den mit ihnen vereinigten Venizelisten gewachsen. Es entwickelte sich um Athen und in seinen Straßen ein heftiges Gefecht, in dem die Feinde schließlich zum Rückzug gezwungen wurden und die Venizelisten vorzogen, sich zu zerstreuen. Trotzdem gelang es, von letzteren viele gefangen zu nehmen. Das kraftvolle Auftreten der Griechen ließ ihre Peiniger doch vor der Durchführung ihrer Absichten zurückschrecken; die Stellung des Königs schien bedeutend gefestigt. Der Vierverband suchte nun die Griechen seinem Willen geneigt zu machen, indem er die Blockade zunächst noch mehr verschärfte. Aber schon um die Mitte des Dezembers erging ein neues Ultimatum an Griechenland, demzufolge die gesamte bewaffnete griechische Macht aus Nordgriechenland nach dem Peloponnes überführt werden sollte. Das war allerdings ein Mittel, die drohenden Gefahren für Sarrails Heer abzuwenden, denn in Südgriechenland, auf dem Peloponnes, wären die Griechen so gut wie interniert gewesen.

(Fortsetzung folgt.)



Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

Notlandung eines österreichisch-ungarischen Flugzeuges.

Illustrierte Kriegsberichte.

Schwäbische Regimenter aus der Sommeschlacht.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

II.

Die Fenster des französischen Bauernhauses klirrten, der Engländer war ärgerlich und funkte irgendwo in der Nachbarschaft herum. Der Major und Regimentsführer erfreute sich ungemein guter Laune. „Jetzt sitzt man doch wieder über der Erde. Das lernt man schätzen, wenn man solange im dumpfen Loch drunten gewesen ist. Die Luft! Na, ich danke! Der Engländer war dran schuld. Nicht weit von meinem Gefechtstand war nämlich ein gewisser Ort. Der Engländer schloß aus dem verdächtigen Verkehr in jener Gegend, daß da unbedingt eine Beobachtung von uns liegen müsse. Und nun ging's los: 500—600 Schuß täglich. Eine saubere Sache!"



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

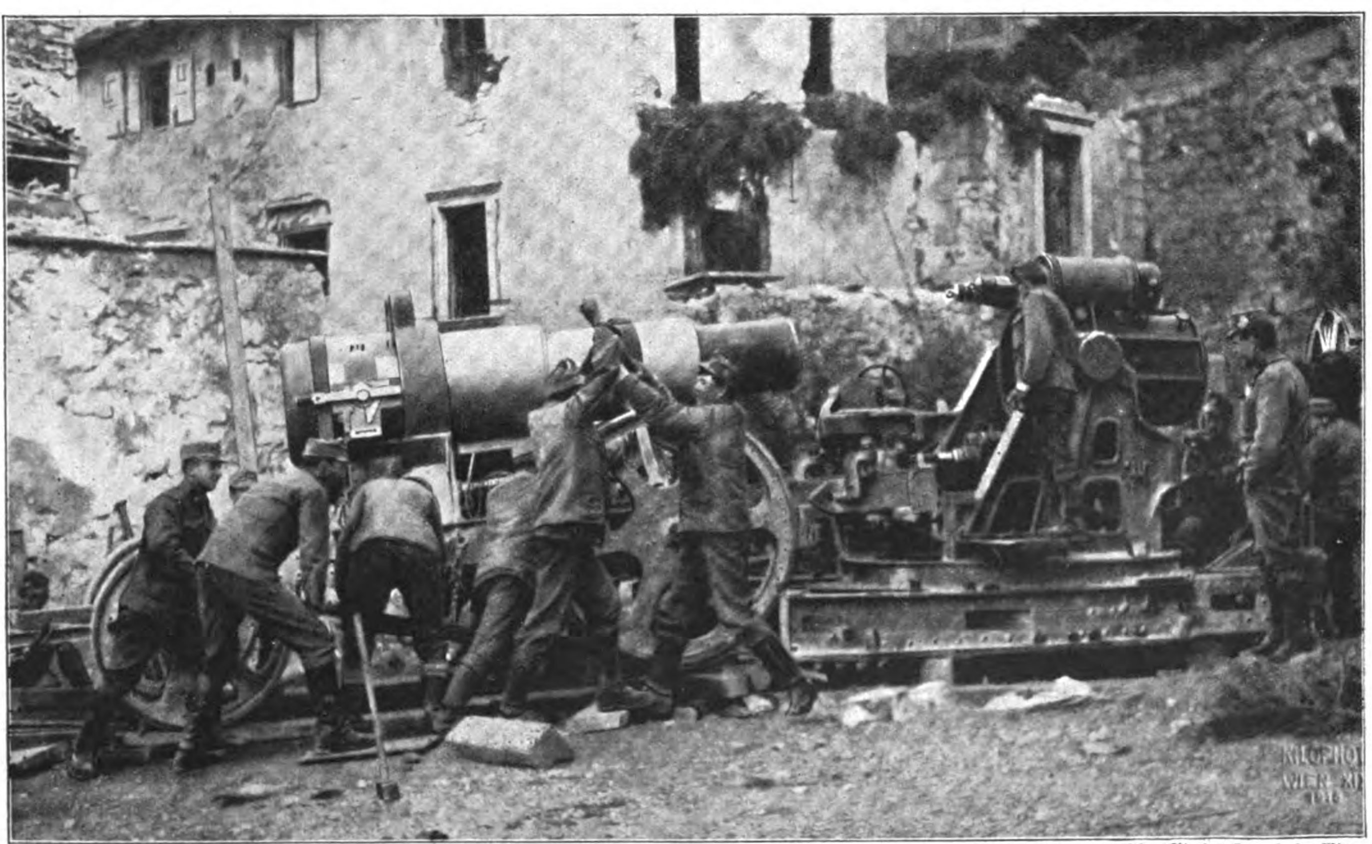
Der französische General Nivelle, der Verteidiger Verduns und Nachfolger Joffres im Oberbefehl an der Westfront.

Der Stab des Reserve-Infanterieregiments Nr. ... lag vom 23. Juni bis zum 7. November in demselben Unterstand nördlich der Ancre, im Raume Beaumont—Serre. Das Regiment selber hatte am Ablösungstage sieben Monate Stellungsdienst an der Westfront hinter sich und sollte nun Ruhe haben. Da fiel es dem Engländer ein, am 13. November zu stürmen. Sofort mußte ein Bataillon aufs neue vor als Divisionsreserve. Am anderen Tage erfolgte das Einrücken in die Stellung, die bis zum 20. gehalten wurde.

Die Engländer eröffneten ihren Kampf am 1. Juli durch eine gewaltige Sprengung: sie hatten einen Stollen von 350 Metern gegen Beaumont vorgetrieben und sprengten die Kammer in 30 Meter Tiefe. Der Trichter, der zum Glück etwas zu kurz lag, maß 70 Meter im Durchmesser und 15 Meter bis zum Grunde. Er hatte also Platz für ein stattliches Haus.

Dieselbe Beschießung wie auf dem Nebenabschnitt setzte ein: Trommel- und Wirkungsfeuer im Wechsel, und ziemlich dick. So bis zum 20. Juli dauerte das, dann auffallende Ruhe, bis zum 10., 12. September. Danach tägliche Feuerüberfälle, ein bis zwei Stunden lang. Das machte die Nerven lebendig bei Offizieren und Mannschaften. Alles lag in beständiger Bereitschaft. Doch der Engländer wollte noch nicht. Erst schoß er planmäßig alle Verbindungsgräben in Trümmer, legte dann schweres Feuer auf die zweite Stellung und schoß sich langsam und vorsichtig ein auf die deutschen Batterien und Beobachtungstände. Darauf folgte gründliches Trommelfeuer. Wieder lag alles in angespannter Bereitschaft. Wann kommt er denn endlich heraus da drüben? Aber er kam noch nicht. Er wurde unschlüssig, hielt sich drei, vier Tage ganz ruhig. Ende September war's geworden. Am 27., beim Angriff auf Thiepval, deckte er das Regiment mit schwerem Feuer ein, um jede Unterstützung zu verhindern.

Anfang Oktober endlich wurde es klar, daß der Feind Absichten auf den Dorfhügel von Serre hatte. Seine schwere Artillerie legte ihr Feuer rechtwinklig und konzentrisch auf diese ganze Stellung. Es war auch kein Zweifel mehr, daß die Engländer minierten. Die Sandsackmauern wurden groß und größer, die anscheinend so unschuldigen Erdhaufen wuchsen immer verdächtiger. Das Regiment sicherte, so



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Aufstellung eines österreichisch-ungarischen 30,5-cm-Mörsers.

Englisches Unterseeboot-Begleitschiff „Kangaroo".

Französisches Kanonenboot „Surprise".

Willy Stöwer 1916.

Vorstoß deutscher Tauchboote in den Hafen von Funchal auf Madeira am 4. Dezember 1916 morgens.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

gut es ging. Aber es hatte nicht viel Mannschaften zum Minieren, die Arbeit schritt nur langsam vorwärts, trotz redlichster Mühe der angestrengten Leute.

Im letzten Drittel des Oktobers gab es täglich eine wahnsinnige Schießerei. Am 19. Oktober fünf Uhr dreißig Minuten früh trommelte der Feind auf Beaumont: lauter ganz schwere Zuckerhüte, 24—38 Zentimeter. „In meinem ganzen Leben hab' ich so was nicht gehört," sagte der Major, der doch schon allerhand in diesem Kriege gehört hatte. Aber merkwürdig, als sich der Schwarm verlaufen hat, sind die Schäden und Verluste lächerlich gering. Kein einziger Unterstand ist eingedrückt. Der gewachsene Kreide- und Kalkstein hält. Das Trommelfeuer wiederholte sich fortab täglich, und pünktlich auf die Minute: eine halbe Stunde schwere, eine halbe kleine Granaten. Sie schossen drüben nach der Uhr, nicht nach der Zahl der Munition. Darauf kam es ihnen absolut nicht an. Die eine englische Division hatte diese bestimmten Gewohnheiten, die neue wieder andere.

In den letzten Tagen des Oktobers schien der große Angriff sicher bevorzustehen. Aber es erfolgte nichts. Die Ungewißheit blieb bestehen bis zum 7. November. An diesem Tage wurde das Regiment herausgezogen. Die Stellung hatte vom schweren Feuer gelitten, die Gräben waren verschwunden, aber die Hindernisse wurden unermüdlich erneuert, die Unterstände sind unverwüstlich. Die neue Truppe wurde vor der scheinbaren Ruhe des Gegners gewarnt. Er führte etwas Größeres im Schilde, das fühlte man.

Das Regiment hat knapp sechs Tage Ruhe zum Waschen, Putzen und Flicken, da wird es alarmiert. Am Abend des 13. Novembers fährt es auf Lastautos vor. Gerücht: Beaumont sei genommen! „Wir haben es aber nicht geglaubt."

Eine Zwischenstellung im alten Abschnitt ist so rasch wie möglich zu besetzen; bei hellem Tage geht das Bataillon am 14. nachmittags vor, unter dem Schutze der Flieger. Die Anmarschwege liegen unter schwerem Feuer, feindliche Flieger und Ballone stehen am Himmel — trotz alledem gelingt der Anmarsch glänzend, die Kompanien werden geschlossen eingesetzt. Der linke Flügel des Abschnittes soll vor der Flankierung gesichert werden.

Teile verschiedener Regimenter, erschöpft von den Kämpfen der beiden harten Tage, liegen vereinigt bei einem stark bedrohten Stützpunkt. Die Kompanien schwärmen ein, jedes Gewehr bleibt vorn. Die Schwaben kennen hier jeden Schritt im Gelände. Nachts wird die neue Front aufgenommen, das Regiment bildet in vorerst ziemlich dünn besetzter Linie den Rückhalt für die Verteidigung der zweiten Stellung, nachdem die erste dem übermächtigen Anprall der Engländer nachgegeben hat. Wichtig ist jetzt, die feindliche Erkundung zu verhindern, denn der Feind, auch seine Artillerie, weiß nicht, wie unsere neue Linie verläuft. Sofort gehen unsere Patrouillen vor, zahlreiche kleine Nachtgefechte entspinnen sich.

Am nächsten Tage, dem 15., unternimmt der Feind aus Beaumont heraus einen Angriff, der auf 100 Meter erledigt wird; am 16. dasselbe Manöver, mit Handgranaten wird er diesmal heimgejagt. Am 17. herrscht Ruhe vor Infanterieangriffen, aber die Luft wird allmählich sehr dick. Feindliche Flieger wagen sich bis auf 300 Meter über unsere Stellung, fliegen sie ab bis in die sinkende Nacht. Alle diese Nächte sind erbärmlich kalt. Am Morgen sind die Leichen im Gelände, die Tornister, die Hindernisse mit Reif bedeckt. Man liegt unter freiem Himmel, eng aneinandergedrückt; ein jeder sucht zu schlafen, wo und wie er kann. Verpflegung kommt vor. Der verteilte Hartspiritus tat seine guten Dienste, es gibt gewärmten Kaffee, Brot und Leberwurst.

Am 18. November gegen sieben Uhr früh beginnt ein wildes Minenfeuer. Eine Viertelstunde später schreit alles: „'raus, 'raus! Sie kommen!" Unter der Feuerglocke der einfallenden Minen kommen sie im bleichen Licht des Morgens daher, khakibraun, in mehreren Wellen, die Seitengewehre aufgepflanzt. Das Minenfeuer ist recht unangenehm, nur keine Lücken im Graben, die zu feindlichen Nestern werden können! Holla, es macht sich, die ersten beiden Wellen fluten aufgelöst zurück, auch die „bombers" weichen, aber auf der Straße Beaucourt—Beaumont schnauft ein neuer Feind heran: ein großer „Tank", eine gepanzerte Grabenwalze.

Der Oberleutnant sagte: „Es war ein urkomisches Bild, dieses fauchende plumpe Ungetüm, wie es da langsam auf uns zukroch, von der Straße abbog, sich stöhnend, pfeifend über Gräben und Trichter wälzte und dann, etwa 150 Meter vor unserem Graben, im Dreck steckenblieb. Mit wilden Gestalten bemalt, feuerte es aus seinen Geschützen und Maschinengewehren zwar sehr freigebig, doch anscheinend wenig treffsicher. Es kam aber nicht näher, wendete vielmehr sehr langsam und streckte den Räderschwanz in die Luft, der Motor rasselte und fauchte; fast schien es schneckengleich Fühlhörner über das nächste Hindernis vorzustrecken. Dann zog es dröhnend denselben Weg zurück, den es gekommen war." — Der Unteroffizier meinte: „Wie ä Nache het's ausg'sehe, un hinte sin zwei breite Räder gwä, wie bei ner Straßewalze."

Der Tank ist verschwunden, die Engländer auch; es gibt etwas Ruhe und Aufatmen. Der Abschnitt ist gesichert. Aber weiter links scheint etwas passiert zu sein. Da wandert ein Trupp deutscher Soldaten waffenlos, geführt von etwa zehn Engländern, anscheinend ohne Ziel zwischen unseren Gräben dahin; voran ein langer englischer Offizier. Die Schwaben, nicht faul, drehen sich um und schießen. Da flüchtet der langbeinige John schleunigst zu den Deutschen zurück und deckt sich. Es dauerte nur ein paar Minuten, da waren die Rollen getauscht, die zehn Engländer entwaffnet und die Deutschen, ein Trupp von 150 Mann, mit Gewehren in die Gräben verteilt.

Solche Verirrungen waren nicht selten. Dabei ereignete sich folgendes: Ein Engländer verläuft sich mit seinen beiden

Photothek, Berlin.

Deutscher Soldat in den Alpen auf Vorposten.

Gefangenen in die Nähe des deutschen Grabens, trifft zwei andere Engländer, die auch Anschluß suchen, und als sie ihren Irrtum merken, ist es zu spät. Die beiden anderen Tommies wollen noch rasch den wehrlosen Deutschen den Garaus machen, aber ihr richtiger Führer hält sie von dem Morde ab. Solche Gemeinheit war immerhin vereinzelt auf englischer Seite. Die Schwaben sagten ernsthaft: „Die Leut ware mit uns sehr nobel." Man verband sich gegenseitig, half sich, wie man konnte. Ein solcher Fall: ein verwundeter deutscher Unteroffizier führt mit einem Engländer zusammen einen englischen Verwundeten nach hinten, schimpft aber mörderlich: der Kerl wäre bloß zu faul, um allein zu gehen. Den müsse man „oifach liege lasse". Also grollend und fluchend stützte und schob er behutsam den faulen Feind aus dem Schußbereich.

Der 19. November brachte mittags ein erhebliches Feuer, das anhielt bis gegen vier Uhr. Es hatte geregnet, der Schlamm war unergründlich. Werden sie da den Angriff wagen? Wahrhaftig, kurz nach vier Uhr — unsere Leute trauen ihren Augen nicht! — stapfen die Kerle schwerfällig durch den Sumpf heran. Aber sie kommen nicht weit: von Splittern des englischen Granatfeuers getroffen, von unserem Sperrfeuer gefaßt, schultern sie die Gewehre und machen kehrt. Einer muß den anderen vor dem Versinken schützen. Sie ziehen ihre Beine mit den Händen aus dem Morast. Unsere Schwaben sehen es lachend: „Uns hat's bloß geschlaucht, daß wir nicht besser hinterherpfeffern konnten!" Bei uns war derselbe Urschlamm: mit Schippen und Stangen müssen Kameraden aus der Versenkung heraufgeholt werden; Tornister, Gewehre, Munition drohen ständig zu versinken.

Endlich, am 20. und 21. November, wurde das Regiment abgelöst. Am 23. besuchte ich die Truppe. Was tat sie? Sie bereitete sich vor, in Stellung zu gehen!

Der Flugplatz.

Von Roda Roda.

Ein weites, leichtgewölbtes Blachfeld, am Rand zahllose geteerte Baracken. Das ist das Heim der xten Fliegerkompanie.

Der Hauptmann läßt einen der Schuppen öffnen, das „Spital", und zeigt mir darin den jüngsten Patienten: einen Apparat, der gestern von Schrapnellkugeln durchlöchert heimgekommen ist. Der Russe schießt gar gut. Die Löcher in den Tragflächen werden nun ehrenvolle Narben sein; eben verklebt man sie.

In der Offiziersmesse des Barackenlagers sitzen die jungen Herren beim Tee. Sie reden von den Freuden Lembergs.

Wird heute geflogen? Ist noch nicht bestimmt. Der Hauptmann prüft die Wetterlage.

Ich frage nach Oberleutnant Schindler, dem Sohn des bekannten Geodäten Schindler.

„Grade er ist vor einer Woche bei Tarnopol abgeschossen worden. Volltreffer einer Abwehrkanone in den Motor. Das Flugzeug mußte im Gleitflug niedergehen. Im Gleitflug noch hat Oberleutnant Schindler seine Maschinenmunition verschossen und sich dann mit dem Karabiner bis zur letzten Patrone verteidigt. Damit der Apparat Zeit hatte, zu verbrennen."

„Und der Oberleutnant?"

„Ist verwundet. Ebenso sein Pilot. Die Russen wollten beide lynchen. Doch ein russischer Flieger, der das Geschehnis mit angesehen hatte, war neben ihnen gelandet und nahm sie in Schutz. Wir hörten das alles von Gefangenen; gestern hat ein Brief des Oberleutnants die Darstellung bestätigt."

„Wie? Es konnte ein Brief des Oberleutnants eintreffen? Nach einer Woche schon?"

„Ja. Russische Flieger haben den Brief bei uns abgeworfen."

Ich hätte gern noch mehr über den Oberleutnant gewußt. Doch das Gespräch entschlüpft mir; es wendet sich wieder Lemberg zu, und ich, der Gast, mag die Unterhaltung nicht gewaltsam hemmen.

Tückische Wolken am Himmel — je schwärzer, desto böiger. Es muß aber dringliche Arbeit geben, denn die Mannschaft rollt zwei Apparate auf das Blachfeld, dem Wind entgegen.

Wer fliegt heute? Das wird der Hauptmann erst anordnen. Draußen trägt die Mannschaft Bomben nach den Apparaten; „Mäuschen", kleine Kaliber, dann andere, die so groß wie Mehlsäcke sind und fast wie die schweren Skodamörser wirken; — Maschinengewehre, Patronen, Kamera sind schon im Flugzeug verstaut.

Die Leutnante, die Kadetten hier im Zimmer necken einander mit Geschichten aus dem Café Americain.

Da erscheint der Kommandant und ruft zwei Herren



Photothek, Berlin.

Ankunft deutscher Soldaten in einer österreichischen Ortschaft an der italienischen Front.



Schwere Niederlage der Armee Sarrail in der Monastirebene und in den Bergen des Cernabogens bis

Nach einer Original



urch Scheitern eines großen Angriffs meist afrikanischer Truppen von Trnova (nordwestlich Monastir) akovo.

ichnung von Max Tilke.

auf. Sie gehen, immer noch lachend, ohne großen Abschied.

Zwei Unteroffizierspiloten warten schon gerüstet am Flugzeug. Der eine hat den Kopf verbunden; er ist gestern leicht verwundet worden. Der Hauptmann klopft ihm auf die Schulter und sagt gleichsam vorstellend: „Unser braver Zugführer Magerl; hat sich selbst aus der Gefangenschaft befreit."

Rasch ist auf der Karte die Aufgabe des Tages bezeichnet: Weg, Gegenstände der Erkundung, Ziele des Bombardements. Die Beobachter schlüpfen in die Lederhosen, in die Pelze, stülpen die Helme auf, nehmen ihre Plätze ein hinter den Führern und ziehen die Strohstiefel über. Der Propeller wird angeworfen und tobt. Noch sind die Räder der Flugzeuge verkeilt; je zwei, drei Mann halten die Schwänze der Apparate nieder. Das Gras hinten zittert und wirbelt weithin im Luftzug. Die weißroten Wimpel an den Tragflächen flattern.

„Freigeben!" rufen die Flugzeugführer; ohne Regung. „Gut Land!" die Zuschauer; ohne Sentimentalität. Ein Apparat nach dem anderen läuft an und schwebt davon. Man blickt ihnen mit rein sachlichem Interesse nach, wie sie so leicht und steil sich in den Himmel heben. Mir allein unter so vielen Näherbeteiligten bangt um die vier jungen Menschenleben.

„Der erste Apparat," beginnt der Hauptmann, „ist unsere neueste Kampftype. Ein Doppeldecker, dem Fokker an Steigkraft ebenbürtig, an Geschwindigkeit überlegen. Österreichisches Erzeugnis," betont der Hauptmann stolz. „Wir haben unlängst aus diesem Flugzeug den Bahnhof von Tarnopol mit Bomben belegt und einen Munitionszug in die Luft gesprengt."

„Das andere Flugzeug?"

„Oh, das ist schon veraltet. Vor drei Monaten erbaut. Dient auch nur mehr zu kleineren Flügen — Beobachtung der Artilleriewirkung. Eine sehr unangenehme Sache das übrigens, so drei Stunden auf einem Fleck zu kreisen; die Abwehrkanonen des Gegners müssen einen da endlich treffen. Das Flugzeug gibt Signale an die Batterie."

„Wie steht's beim Gegner mit dem Flugwesen?"

„Die Russen kommen selten, ihre Motoren taugen nichts. Wir wissen aus einem Brief, den ein gefangener Offizier bei sich hatte, daß drüben jeder Flieger einen Orden bekommt, wenn er nur dreißig Kilometer zu uns dringt ... Wir fliegen tagtäglich hundertfünfzig Kilometer. Und im Fliegerkampf? Als drüben noch Franzosen flogen, war's gefährlicher für uns. Mich hat dieser Tage ein russischer Farman verfolgt. Ich lasse ihn auf vierhundert Meter nahekommen, dann schieße ich ihm mit dem Stutzen eins zwischen die Tragflächen. Er war so verblüfft über die Explosion, daß er im Sturzflug verschwand. Sie gehen gern zu ihren Truppen hinab; dahin kann man ihnen nicht nach."

Am ergiebigsten für die Erkundung sind die Fliegeraufnahmen. Sie geschehen nicht immer mit der senkrecht gerichteten Kamera, darum muß man sie durch ein eigenes Verfahren nachträglich „entzerren". Ist das aber geschehen, kann greift man auf den Bildern wie auf der Karte Entfernungen ab und mißt sie. Den Maßstab gibt der festgestellte Stand des Höhenmessers zur Zeit der Aufnahme an in Verbindung mit den Höhenziffern der Karte — genauer noch der Vergleich mit den entsprechenden hervortretenden Punkten des Geländes. Es zeigt sich der Lupe auf dem Bild jede kleinste Grabenzacke, jedes Schützenloch, jedes Trainfuhrwerk. Frische Erdaufwürfe heben sich weiß ab, und das ist sehr wichtig — man kann das Fortschreiten der russischen Erdarbeiten unmittelbar kontrollieren. Auf den Bildern sieht man, wie tief und sorgfältig die Stellungen ausgebaut sind.

Auch die Verwertung der Fliegererkundung mußte erst im Krieg erlernt werden. Organisation ist da alles — ein geregelter, übergreifender Nachrichtendienst, dessen Ergebnisse in einer Zentralstelle gesammelt und bearbeitet werden. Auf diese Art erhält man durch richtiges Lesen von Fliegeraufnahmen zum Beispiel nach einer Woche schon einen Fahrplan der Eisenbahnen hinter der russischen Front und ist imstande, fahrplanmäßige Züge von außerordentlichen Militärtransporten zu unterscheiden. Ebenso dankbar ist die Überwachung des Trainverkehrs. Truppen können sich, rechtzeitig gewarnt, vor dem Flieger verbergen; Trains nicht. Wo aber Troß ist, müssen Truppen liegen.

Wie einst der Kavallerie neben der Aufklärung feindlichen Verhaltens auch die Verschleierung der eigenen Truppenbewegung zufiel, so hat jetzt der Flieger, besonders vor dem Gefecht, wenn Verschiebungen bevorstehen, „Luftsperre" zu halten, das heißt, feindliche Flugzeuge abzuwehren und die Fesselballone des Feindes niederzuzwingen. Es gibt neue und neueste Erfindungen, die den Angriff auf Fesselballone des Gegners sehr erleichtern.

Die Rüstung des Fliegers vervollkommnet sich eben mit jedem Tag. Aus Fliegerpfeilen sind „Mäuschen" geworden, aus ihnen Brisanzgeschosse von ungeheurer Wirkung, mit Zündern, die den Schützen vor vorzeitigen Explosionen sichern, anderseits aber ein Blindgehen fast ausschließen. Was vorige Woche neu im Fliegerwesen war, ist heute überholt, die Höchstleistung von gestern wird heute geschlagen.

— — Es war Abend geworden. Ich atmete auf, als das Telephon die glückliche Heimkehr der beiden ausgeschwärmten Flieger voraussagte.



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg. P.G.

General der Infanterie Otto v. Below, der heldenmütige Erstürmer eines Berggipfels in Serbisch-Mazedonien, wurde zum Chef des Jägerbataillons ernannt, an dessen Spitze er den Sturm ausführte (siehe auch Seite 55).

Im Felde gezeichnet von Professor A. Busch.

Praktische Ernährungsfragen im Kriege.

Von Geheimrat Dr. Ismar Boas in Berlin.

I.

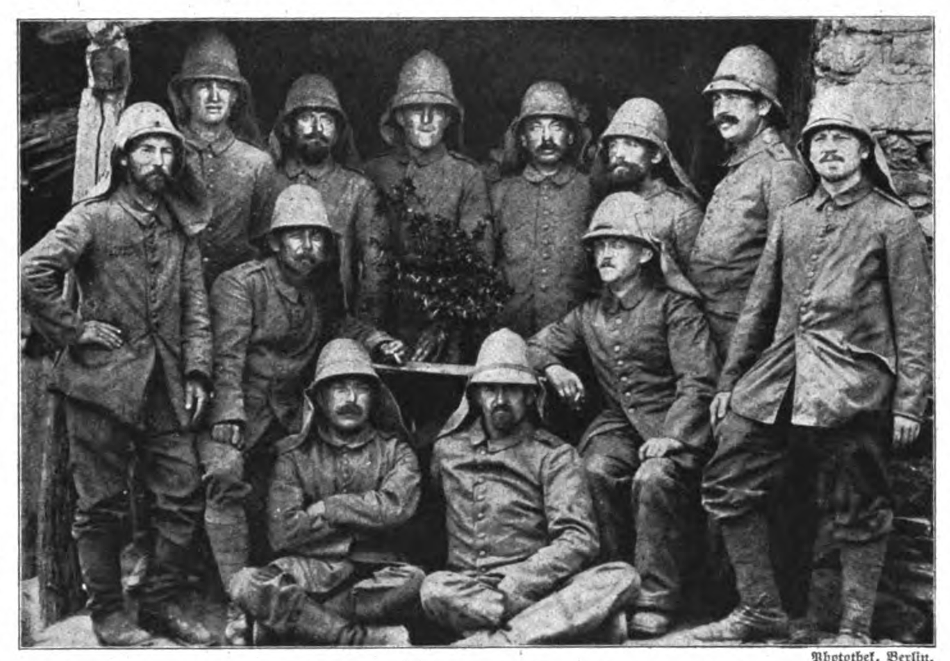
Wenn eine Hausfrau für eine ausreichende Ernährung ihrer Familienmitglieder sorgen will, so hat sie die Aufgabe, Zahl und Alter der Hausangehörigen zu berücksichtigen, die etwa in ihrem Besitz befindlichen Vorräte abzuschätzen, die Preislage der einzelnen Nahrungsmittel zu kennen und zuzusehen, inwieweit die letztere in einem richtigen Verhältnis zu ihrem Wirtschaftsgeld steht, endlich auch auf die Gewohnheiten und Lieblingsspeisen ihrer Angehörigen tunlichst Rücksicht zu nehmen. In diesen Bahnen pflegte sich der Gedankengang einer tüchtigen deutschen Hausfrau in der langen Friedenzeit, deren wir uns erfreuen durften, zu bewegen. Jetzt, während der langdauernden Kriegszeit, haben sich die Verhältnisse ganz gewaltig verschoben. Die Hausfrau kann ihre Angehörigen nicht mehr ernähren, wie sie will, sie kann auch die Markt- und Preislage nicht mehr in dem früheren Umfange in Rechnung setzen, sie darf sich auch nicht mehr von Neigungen und Abneigungen ihrer Angehörigen leiten lassen, sondern muß dasjenige für den Hausbedarf einkaufen, was gerade von käuflichen Lebensmitteln vorhanden ist, und kann es nur in den Mengen, die ihr und ihren Familienmitgliedern zugebilligt werden, erwerben. An die Stelle einer freihändigen Mundversorgung ist also ein Kaufzwang quantitativ begrenzter Lebensmittel getreten.

Wenn wir die Notwendigkeit solcher uns durch Eng-

lands Aushungerungspolitik aufgezwungenen Maßnahmen begreifen wollen, so müssen wir zunächst die Summe der Nahrungsmittel kennen, mit denen uns der auswärtige Handel in Friedensjahren versorgt hat. Aus den Ermittelungen, die Dr. A. Schulte am Hofe in einer sorgfältigen Arbeit über die Versorgung Deutschlands mit ausländischen Lebensmitteln angestellt hat, geht hervor, daß uns im Jahre 1913 von pflanzlichen Nahrungsmitteln 30 874 000 Doppelzentner zugeführt wurden. Nach einer vom Reichstagsabgeordneten Quessel aufgestellten Berechnung fällt von dieser Zufuhr auf jede Haushaltung (von fünf Personen) eine Menge von nicht weniger als 232 Kilogramm, auf die wir also in der Kriegszeit verzichten müssen. Der wesentlichste Anteil davon betrifft das Brotgetreide mit 64 Kilogramm auf jeden Haushalt. Von Interesse ist, daß die Zufuhr von Nahrungsmitteln aus dem Tierreich, die wir vom Auslande bezogen, erheblich geringer ist. Sie beträgt nur 5 485 100 Doppelzentner. Hierin sind auch die Fette tierischen Ursprungs, sowie Milch- und Molkereiprodukte und Eier enthalten.

Für das Verständnis unserer inländischen Fleischerzeugung ist ferner die Tatsache von Bedeutung, daß wir für diese auf einen sehr erheblichen Zuschuß ausländischer Futtermittel angewiesen sind. Er beträgt nicht weniger als 7 418 272 Tonnen.

Aus diesen Zahlen geht in einwandfreier Weise hervor, in welchem Umfange wir uns, sollen wir den vorhandenen Schwierigkeiten nicht erliegen, den Einschränkungen unserer gesamten Lebenshaltung anpassen müssen.



Phototek, Berlin.

Deutsche Soldaten in der neuen Tropenuniform vor einer Lehmhütte in Doiran am Doiransee.

Unsere Nahrungsversorgung während der Kriegszeit erscheint aber noch kritischer, wenn wir bedenken, daß Millionen von Soldaten, militärischen Beamten und Munitionsarbeitern in einer die Friedenszeit weit übertreffenden Qualität und Menge ernährt werden müssen, daß ferner Tausenden und Abertausenden von verletzten und erkrankten Soldaten eine kräftige Nahrung zugeführt werden muß, daß weiter eine stetig wachsende Zahl Gefangener mit ausreichenden Mengen von Lebensmitteln versorgt werden müssen, daß endlich auch die Bewohner der von uns besetzten Länder auf einen Nahrungsmittelzuschuß aus Deutschland angewiesen sind. Bei erheblich geringerem Import vom Ausland ist demnach die Zahl der Konsumenten ganz erheblich gestiegen.

Diese Tatsachen könnten dazu führen, unsere gegenwärtige Ernährungslage in einem bedenklichen, wenn nicht geradezu gefahrdrohenden Lichte erscheinen zu lassen. Indessen hat die Erfahrung gelehrt, daß mit Hilfe der Rationierung der Nahrungsmittel ein einigermaßen gangbarer Weg gefunden worden ist, die Ernährungsschwierigkeiten wenn auch nicht zum Schwinden zu bringen, so doch bis zu einem immerhin erträglichen Grade herabzumindern.

Wir dürfen eben bei einem Vergleich der Kriegs- mit der Friedenzeit nicht den wichtigen Gesichtspunkt außer acht lassen, daß Deutschland und seine Verbündeten während der letzten Jahrzehnte nicht etwa bloß den notwendigen, sondern einen überreichen Import, einen Luxusimport aufzuweisen hatten. Die Kriegszeit hat gelehrt, daß wir mit dem, was wir in unserem eigenen Lande zu produzieren vermögen, soweit die Hauptvertreter der Volksnahrung in Frage kommen, den Bedarf an Nahrungsmitteln zur Not zu decken imstande sind.

Um der gewaltigen Umwälzung unserer Nahrungsmittelversorgung Herr zu werden, mußten wir unsere Ansprüche an gewohnte Lebensgenüsse allerdings sehr herabsetzen. Waren wir früher Qualitätsesser, so mußten wir in der Kriegszeit der Luxusküche entsagen. Das hat sich für unsere Volksgesundheit im ganzen als Wohltat erwiesen und wird sich ohne Zweifel noch auf Jahre hinaus in günstiger Weise geltend machen. Krankheiten wie Gicht, Fettsucht, Nieren- und Leber-, Magen- und Darmstörungen haben, soweit der einzelne ein Urteil darüber abzugeben vermag, wesentlich abgenommen. Die einfache, reizlose und mäßige Kost, das Aufhören der zahllosen Festlichkeiten mit ihren bis spät in die Nacht sich hinziehenden Gelagen und Alkoholexzessen hat Tausenden von Menschen Kraft und Gesundheit wiedergegeben, die sie früher in Kurorten und Sanatorien vergeblich zu erreichen sich bemühten.

Wir waren aber in der Friedenzeit auch Quantitätsesser. Zahlreiche Statistiken haben ergeben, daß unser Fleischkonsum von Jahrzehnt zu Jahrzehnt steigende Zahlen aufwies, ja, daß unser Fleischverbrauch den aller anderen Kulturländer, England nicht ausgenommen, weit übertroffen hat.

Auch nach dieser Richtung hin hat die Kriegszeit aus der Not eine Tugend gemacht. Sie hat uns gelehrt, daß wir nicht bloß mit einer einfachen Kost, sondern mit weit geringeren Mengen, als wir früher geglaubt hatten, unseren Nahrungsbedarf befriedigen können. Überängstliche Gemüter glaubten allerdings in unserer gegenwärtigen Ernährungsbeschränkung das Gespenst drohender Unterernährung zu erblicken und befragten sorgenvoll allwöchentlich die Wage. Aus dem Nahrungsmangel entwickelte sich allmählich eine Ernährungsangst.

Wie unberechtigt diese Angst ist, ersehen wir am besten aus den jetzt vorliegenden Sterblichkeitsergebnissen, in welchen die Folgen der Ernährungschwierigkeiten am deutlichsten zum Ausdruck kommen müßten. Nach den amtlichen statistischen Feststellungen starben auf 1000 Einwohner im Jahre 1911: 16,3; im Jahre 1912: 14,6; im Jahre 1913: 14,0; im Jahre 1914: 16,1; im Jahre 1915: 19,7 und in den ersten sechs Monaten 1916 (auf das ganze Jahr berechnet) 17,0 Personen. Die Erhebungen beziehen sich nur auf die Städte mit 15 000 und mehr Einwohnern, schließen aber sämtliche Militärpersonen, also insbesondere auch sämtliche Kriegsverluste ein.

Es folgt daraus, daß in den ersten sechs Monaten des Jahres 1916 die Gesamtzahl der Gestorbenen nur um 0,7 auf Tausend größer war als im entsprechenden Zeitraum des Friedensjahres 1911. Von großem Interesse für die Beurteilung unserer Ernährungslage ist ferner die Säuglingsterblichkeit. Mit größter Regelmäßigkeit pflegt dieselbe in Deutschland in den Sommermonaten Juni, Juli, August ihren Höhepunkt zu erreichen, um dann schnell wieder zu sinken. Von entscheidendem Einflusse sind hierbei die in den Sommermonaten mit besonderer Heftigkeit auftretenden Magen- und Darmkatarrhe der Kinder und Säuglinge. Überraschenderweise zeigt nun eine vergleichende Statistik, daß die Ernährungschwierigkeiten, denen nicht zuletzt die Kinder unterworfen sind, keineswegs einen schädlichen Einfluß auf die Säuglingsterblichkeit ausgeübt haben. Es geht dies aus folgender Tabelle hervor:

Von hundert lebendgeborenen Kindern starben im ersten Lebensjahre im Deutschen Reiche und zwar in Orten mit 15 000 und mehr Einwohnern:



Phot. A. Grohs, Berlin.

Deutsche Kolonne durchschreitet einen Gebirgsbach in den Babunabergen (Mazedonien).

	1910	1911	1912	1913	1914	1915	1916
im Mai . .	14,4	13,5	13,5	13,3	12,1	14,5	12,2
im Juni . .	17,6	14,6	13,6	13,7	12,7	17,4	11,2
im Juli . .	17,6	25,3	18,1	14,2	18,6	18,6	12,6
im August .	21,6	48,1	19,9	15,9	26,8	17,3	14,9

Die Säuglingsterblichkeit war also in diesem Jahre und zwar gerade in der gefährlichen Sommerzeit so gering wie in keinem früheren Jahre, insbesondere in keinem der letzten Friedensjahre.

Man könnte allerdings den Einwand erheben, daß die Sterblichkeitziffern zwar nicht zugenommen haben, wohl dagegen die Krankheitziffern. Was die letzteren betrifft, so stehen hier bekanntlich die Infektionskrankheiten, die in früheren Kriegen durch Einschleppung auch auf die Zivilbevölkerung übergegriffen hatten und unter dieser viele Opfer forderten, obenan. In dem großen Weltkriege sind wir glücklicherweise von Krankheitsepidemien, wie z. B. Typhus, Cholera, Ruhr, Pocken, dank unserer vorzüglichen hygienischen Einrichtungen vor und hinter der Front, vollkommen verschont geblieben. Ebenso kann von einer Anhäufung chronischer Krankheiten nicht die Rede sein.

Phot. A. Grohs, Berlin.

Ein deutsches Auto auf halber Höhe des Babunapasses (Mazedonien).
Im Vordergrunde ein deutscher Soldat, der mit der eingeborenen Bevölkerung beim Zerkleinern des Straßenpflasters beschäftigt ist.

Die genannten günstigen Ergebnisse der Kriegsernährung bilden eine der größten Überraschungen. Wer hätte wohl je vorausahnen können, daß wir mit einem Defizit eines Drittels unserer Nahrungsmitteleinfuhr unseren Bedarf derart decken würden, daß eine gefahrvolle Notlage verhütet werden konnte? Es ist von großem Interesse, dieser Frage vom ärztlich-wissenschaftlichen Standpunkte aus näher zu treten.

Es ist allgemein bekannt, daß der Hauptträger der Kraft und Leistungsfähigkeit das pflanzliche und tierische Eiweiß ist.

Während die anderen Nährstoffe, Fette und Kohlehydrate einander in ausgedehntem Maße vertreten können, während ferner das eine oder das andere ohne jeden Schaden wesentlich vermindert werden kann, ist dagegen die Herabsetzung des Eiweißes in unserer Nahrung nur bis zu einem gewissen Grade möglich, wenn nicht recht verhängnisvolle Zustände von Schwäche und Blutarmut die Folge der Einschränkung sein sollen. Der springende Punkt hierbei ist demnach die sehr wichtige Frage: Mit wie wenig Eiweiß können wir denn, wenn es die Not uns gebietet, überhaupt noch auskommen?

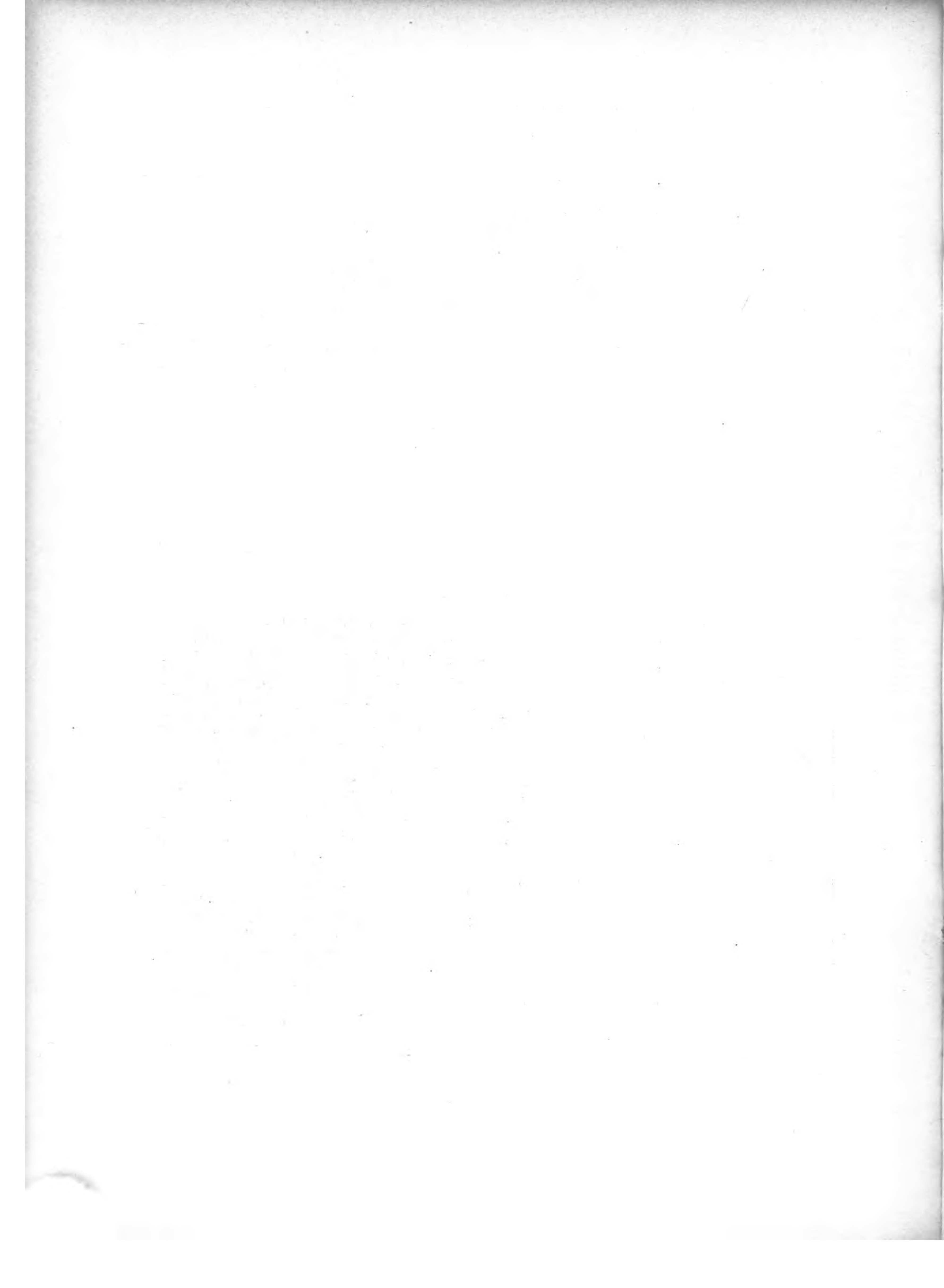
(Fortsetzung folgt.)

Bulgarische Truppen setzen in der Nacht auf den 10. Dezember 1916 im Schutze der Dunkelheit zwischen Tutrakan und Cernavoda über die Donau.

Infolge dieses kühnen Unternehmens wurden die gegenüber Cernavoda liegenden russischen und rumänischen Truppen gezwungen, ihre mächtig ausgebauten Stellungen zu räumen und in überstürzter Weise den Rückzug anzutreten.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.





Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

An der **Ostfront** (siehe die Bilder Seite 67) kam es in der Zeit vom 11. Dezember bis Weihnachten 1916 sehr häufig zu lebhaften Gefechten, die zum Teil größeren Umfang annahmen.

Im Abschnitt des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern gingen am 14. Dezember nördlich der Bahn Zloczow—Tarnopol die Deutschen zu einem kräftigen Angriffstoß vor, um eine gewaltsame Erkundung auszuführen. Das Unternehmen gelang überaus gut; die Angreifer fügten den Feinden schwere blutige Verluste zu und machten in den Gräben etwa 90 Gefangene. Am nächsten Tage traten die Österreicher und Ungarn weiter nördlich, westlich von Luck, mit einer ähnlichen Unternehmung hervor. Sappeure und Pioniere hatten dort eine umfangreiche Sprengung vorgenommen, an die sich ein Überfall der feindlichen Linien anschloß. Sprengung und Überfall krönte ein voller Erfolg. In den Gräben wurden viele Geräte erbeutet, die Stellungen fielen gründlicher Zerstörung anheim und eine ganze Anzahl Feinde geriet in Gefangenschaft. Bei Augustowka ließen sich die Russen mehrmals in Kämpfe mit k. u. k. Jägern ein, ohne jedoch Vorteile erringen zu können.

Über die Bedeutung und den Umfang dieser kleineren Gefechte ging ein am 16. Dezember angesetzter Angriff deutscher Truppen weit hinaus. Nördlich der Bahn Kowel—Luck stürmte das brandenburgische Reserveregiment Nr. 52 die russischen Stellungen in einer Breite von 600 Metern. Der glänzend angelegte Vorstoß kostete den Feinden außer hohen Einbußen an Toten und Verwundeten über 300 Gefangene (siehe Bild auf dieser Seite), darunter 6 Offiziere; eine ganze Anzahl Maschinengewehre und Minenwerfer fielen den Siegern außerdem in die Hände. Die Russen unternahmen sofort zahlreiche Wiedereroberungsversuche und trachteten vor allem danach, die bei Vol. Porsk verlorenen Gräben zurückzugewinnen, doch prallten ihre verzweifelten Angriffe an dem Widerstand der wackeren Verteidiger ab. Auch bei Augustowka, südlich von Zborow, erzielten sie gegen Österreicher und Ungarn keinerlei Erfolg, und bei Illuxt wurden sie mit starken Verlusten abgewiesen. Am 18. Dezember schwoll das russische Artilleriefeuer südlich des Naroczsees und südlich der Bahn Tarnopol—Zloczow beträchtlich an, doch erst nach einigen Tagen ging die feindliche Infanterie zu Angriffen über. Zwischen Dünaburg und dem Naroczsee steigerte sich der Geschützkampf ebenfalls, und nordöstlich von Goduzischki sowie nördlich des Dryswjatysees versuchten starke russische Abteilungen die vermutete Wirkung des Feuers auszunützen. Sie mußten sich aber sehr zu ihrem Schaden davon überzeugen, daß die deutschen Stellungen noch keineswegs erschüttert waren. Am Stochod traten die Russen als Angreifer gegen deutsche Landwehr auf, die sich dort nördlich von Helenin in rastloser Kleinarbeit einige Stellungsvorteile erzwungen hatte. Alle ihre Bemühungen schlugen fehl. Auch südöstlich von Riga stießen zwei russische Kompanien vergeblich vor. Dagegen hatten die Deutschen nordwestlich von Zalocze wieder Erfolg. Ihre Stoßtruppen drangen tief in die beiden vorderen russischen Linien ein, bahnten sich den Weg in das Dorf Zwyzyn, sprengten vier feindliche Minenwerfer und kehrten mit 34 Gefangenen und 2 erbeuteten Maschinengewehren in ihre Stellung zurück.

Die Hauptanstrengungen der Russen erfolgten mehr im südlichen Teile der Front, namentlich im Befehlsbereich des Erzherzogs Joseph, dem auch die Heeresgruppen der Generalobersten Kövesz und Arz unterstanden. Die russische Heeresleitung hatte allmählich zwei der Brussilowschen Angriffsarmeen, die achte und die neunte, in der Moldau zusammen-



Russische Gefangene am Lagerfeuer.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Karl Storch.

gezogen und in den Waldkarpathen und den transsylvanischen Alpen zum Angriff angesetzt. Im zweiten Drittel des Dezembers fiel die Hauptaufgabe der russischen achten Armee unter General Kaledin zu, dem sich südlich, Arz gegenüber, die Armee Letschitzky anschloß. General Kaledin sollte in den Waldkarpathen die Österreicher und Ungarn unter Kövesz über die für sie sehr wichtige Linie Dorna Watra-Prislopsattel hinausdrängen. Sein Angriff erfolgte dementsprechend von Osten gegen Dorna Watra, ferner beiderseits der von Kimpolung nach Jakobeny führenden Straße, dann in der Richtung auf Kirlibaba (siehe Bild Seite 70), endlich über Gura Rucada und Cretela unmittelbar gegen den Prislopsattel.

Südlich davon, beiderseits des Negratals, ließ Kaledin zu sehr heftigen Scheinangriffen schreiten, um dorthin die österreichisch-ungarischen Hauptkräfte zu locken, außerdem sollte Letschitzky in der Moldau möglichst viel feindliche Truppen auf sich ziehen. Im Norden versuchte er auch beiderseits der Goldenen Bistritz seine Gegner durch ungestüme Vorstöße in Gefahr zu bringen. Ein schweres Trommelfeuer vom Bayernberg nördlich Dorna Watra bis zum Mestecanesci leitete den Kampf ein. Die Verteidiger saßen währenddessen dichtgedrängt in den Unterständen, ließen, ohne zu verzagen, die Gewalt des Feuers über sich hinbrausen und erwarteten gefaßt die russischen Vorstöße. Kurz ehe diese ausgeführt wurden, belegten die Russen die gegnerischen Stellungen in der Regel noch mit dichten Lagen von Chlorgasgranaten. Wenn der süßliche Geruch des Gases sich bemerkbar machte, setzten die Verteidiger der beschossenen Gräben ihre Gasmasken auf und schützten sich so gegen Vergiftung. Noch während die letzten Granaten die Luft durchschnitten, begannen die russischen Schwarmlinien sich durch die Ausfalltore ihrer Drahtverhaue zu winden. Anfänglich zögernd im deutschen Sperrfeuer, kamen die russischen Infanteristen in eine raschere Gangart, wenn ihre Offiziere und Unteroffiziere auf sie mit Peitschen und Stöcken loszuprügeln begannen und die eigenen Maschinengewehre mit ihren Kugeln den Mut der Stürmenden zu heben bestrebt waren. Es ist begreiflich, daß die Russen auf diese Weise erschreckend hohe Verluste erlitten und doch die gewünschten Ergebnisse nicht erzielten. Ihre Aufgabe war um so schwerer, als sie die Stürme gewöhnlich bergauf ausführen mußten. Die Handgranaten der Verteidiger räumten dann fürchterlich unter den Angreifern auf.

In dieser Art verliefen die meisten Kämpfe in jener Bergwelt. Was hier von den Russen ins Treffen geführt wurde, waren die letzten zusammengerafften und notdürftig ergänzten Kräfte ihrer stärksten Angriffsarmee. Mit ihr hatte Brussilow im Sommer die österreichisch-ungarischen Linien einige Zeit bedenklich ins Wanken gebracht. In den erbitterten Schlachten des Herbstes war seine stattliche Armee aber an dem Widerstand der Deutschen und der neubelebten Kraft der Österreicher und Ungarn zusammengebrochen und sie zerschellte zum Teil auch im Kampf mit den Türken an der Narajowka. Die zersplitterten Einheiten, die namentlich durch turkestanische Truppen aufgefüllt worden waren, reichten trotz aller Kühnheit der russischen Führer und der von ihnen gebrachten rücksichtslosen Opfer nicht mehr aus, die Verbündeten aus ihren Stellungen zu verdrängen und dadurch Falkenhayn und Mackensen an der Durchführung ihrer Pläne zu hindern.

Trotzdem spannten die Russen in den Tagen um den 12. Dezember hier wieder alle ihre Kräfte an. Ihr Artilleriefeuer übertraf an Heftigkeit noch jenes vom 28. November, als hier ihr erster nachdrücklicher Entlastungsvorstoß angesetzt wurde. Das ganze linke Ufer der Goldenen Bistritz war zwischen Czekanestie und dem Bernarielul, dem Bayernberg, ein Flammensaum. Auf letzterem hatten sich bayerische Bataillone zwei Monate hindurch gegen mehr als zehnfache russische Übermacht mit unerschütterlicher Tapferkeit gewehrt. Jetzt hielten den Berg österreichisch-ungarische Bataillone mit der gleichen Zähigkeit. Vor ihm, auf der Paßhöhe Mestecanesci und auf der zwischen beiden liegenden Höhe 1295, breiteten sich weite Leichenfelder, deren Grauen kein Schnee mehr deckte. Drei Tage und drei Nächte rannten die Russen fast ohne Unterbrechung gegen die Höhe über Jakobeny und Czekanestie an. Sie konnten keinen Schritt Gelände gewinnen. Bei Kirlibaba hatten Jäger und Grenadiere eine Stellung besetzt. Darüber aber lagen noch die Russen, die plötzlich Fässer niederrollen ließen, die mit Sprengstoffen gefüllt waren. Im Niederkollern stießen die Fässer gegen die Hindernisse vor den Stellungen der Verbündeten, explodierten dort mit großer Gewalt und verschütteten dadurch die Gräben der Verteidiger. Die Russen nutzten den günstigen Augenblick und stürzten sich auf die Reste der noch kampffähigen Grabenbesatzung. Diese wehrte sich verzweifelt und wich kämpfend nur unbedeutend zurück. Drei Tage lang mühten sich die Feinde nun vergebens, die Einbruchstelle zu erweitern: reihenweise fielen sie den Handgranaten und dem Maschinengewehrfeuer der Verteidiger zum Opfer. Was der Feind gewinnen konnte, waren kleine Geländestücke, die mit Tausenden an Toten viel zu teuer bezahlt und ihm häufig im Gegenangriff wieder entrissen wurden.

Nach dem Fehlschlagen ihrer Hauptangriffe suchten die Russen durch kleine Vorstöße an den verschiedensten Punkten ihre Erschöpfung zu verdecken und füllten gleichzeitig nach Möglichkeit ihre stark verminderten Streitkräfte auf. Ihre Pläne hatten sie trotz aller Mißerfolge nicht aufgegeben. Schon am 13., 14. und 15. Dezember wiederholten sie mit neuen Truppen ihre Vorstöße und vermehrten damit die blutigen Verluste der Vortage erheblich. An der Hauptangriffsstelle setzte wieder schweres Geschützfeuer ein, und Kaledin und Letschitzky drückten nochmals mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln auf die deutschen und österreichisch-ungarischen Linien. Der Brennpunkt der neuen Schlacht war wieder die Bergkette oberhalb der Goldenen Bistritz zwischen Jakobeny und Dorna Watra, namentlich die Paßhöhe Mestecanesci. In dem Abschnitt vor der Paßhöhe stellten österreichisch-ungarische Flieger, die in diesen Kampftagen hier mehrmals feindliche Flugzeuge zum Absturz brachten, allein 30 russische Batterien fest. Tagelang hatten die Russen jedes Geschütz auf vorher bestimmte Punkte genau eingeschossen, dann prasselte auf ein gegebenes Zeichen das Trommelfeuer der Batterien los, nach dem drei Divisionen gegen den Berg vorbrachen. Doch erst nach Einbruch der Dunkelheit gelang es einzelnen Abteilungen, sich in eingeebneten Grabenstücken der österreichisch-ungarischen Linien festzusetzen. Kurz darauf entrissen Landsturmleute und Honveds dem Feinde wieder allen Gewinn in hartnäckigem Handgranatenkampf. Trotz drei- bis zehnfacher Übermacht hatten die Russen abermals nichts erreichen können. Erschöpft hielten sie nach den neuen schweren Verlusten inne.

Zur Ruhe sollten die Russen aber nicht kommen, denn vom 18. Dezember ab setzten ihnen kleine Jagdkommandos, aus k. u. k. Truppen und deutschen Jägern gebildet, mit ihren fortgesetzten Angriffen kräftig zu. Gegen diese Belästigungen suchten sie sich am 20. Dezember zu wehren, indem sie wieder einige Vorstöße am Mestecanesci unternahmen; an der Widerstandskraft österreichisch-ungarischer Bataillone wurden jedoch auch diese Versuche zunichte. In den nächsten Tagen gelang es dagegen den Verbündeten, ihre Stellungen hier durch kleine Gewinne wesentlich zu verbessern.

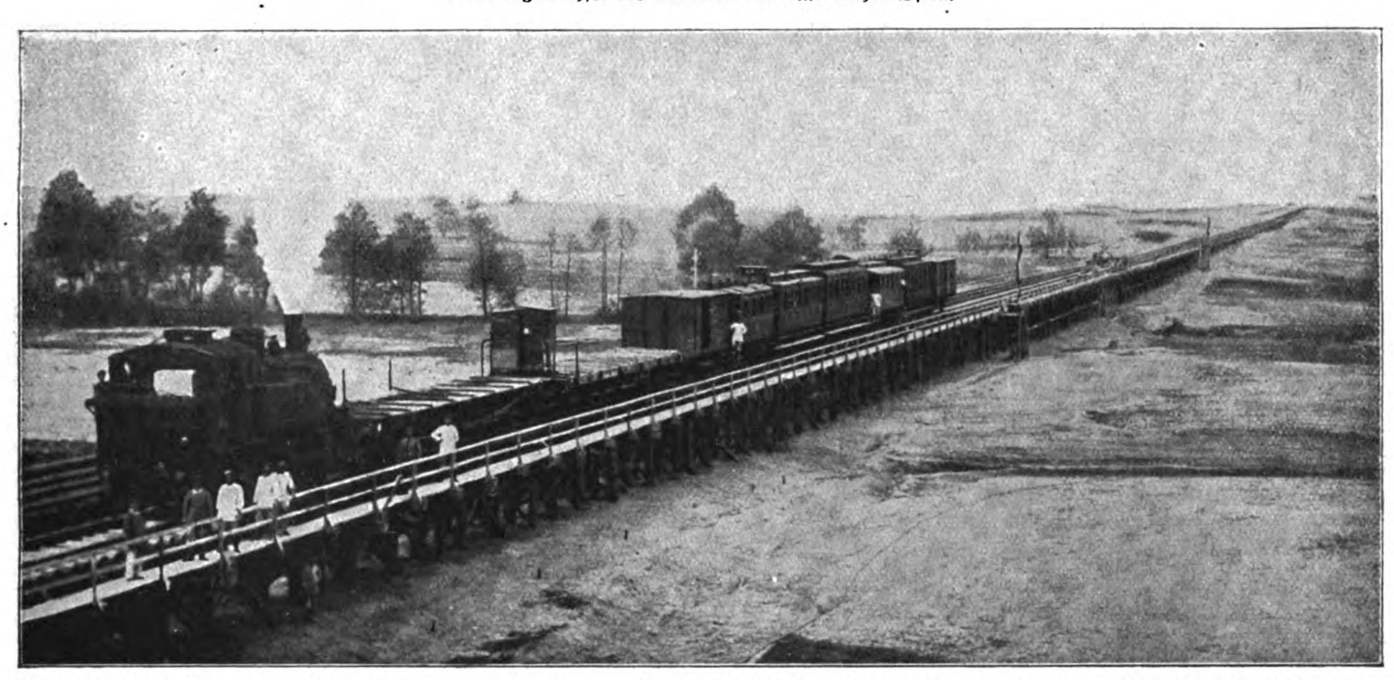
Die Kämpfe in den Karpathen waren so trotz aller Opfer fast ergebnislos für die Russen verlaufen. Sie hatten sich in den blutigen Zusammenstößen nur völlig erschöpft und vermochten nun erst recht nicht, ihre Streiter zur Entlastung für die Rumänen wirksam ins Feld zu führen. Was den Russen im Jahre 1915 entrissen war, hatte 1916, im ganzen betrachtet, gehalten werden können. Weite Gebiete des ehemaligen russischen Reiches lagen hinter den Linien der deutschen und österreichisch-ungarischen Soldaten in sicherer Hut. Das Königreich Polen festigte jeder neue Tag. In Warschau hielt polnisches Militär, Kavallerie der polnischen Legion, seinen Einzug in die Hauptstadt des neuerstandenen Reiches (siehe die Bilder Seite 71). Auch der Traum von der Lostrennung Siebenbürgens war zerronnen. Die Heere der Verbündeten hatten das Land von den eingefallenen Horden der Feinde befreit und geordnete Zustände waren wieder an Stelle des Schlachtgetümmels getreten. Ruhig konnten die siebenbürgischen Bauern in ihre Heimat zurückkehren (siehe Bild Seite 72) und die Bestellung ihrer Felder wieder in Angriff nehmen. —

* * *

Nach dem Fall von Bukarest hatten die **Rumänen** im Verein mit russischer Kavallerie, die zu ihrer Verstärkung herbeigeeilt war, versucht, dem Vordringen Mackensens an



Stellungswechsel der Artillerie im winterlichen Osten.



Die größte für Kriegszwecke gebaute Brücke, die Brücke über das Tal des Szczeberkabaches im Osten, die 845 Meter lang ist und in 16 Tagen von einer deutschen Eisenbahnkompanie errichtet wurde.



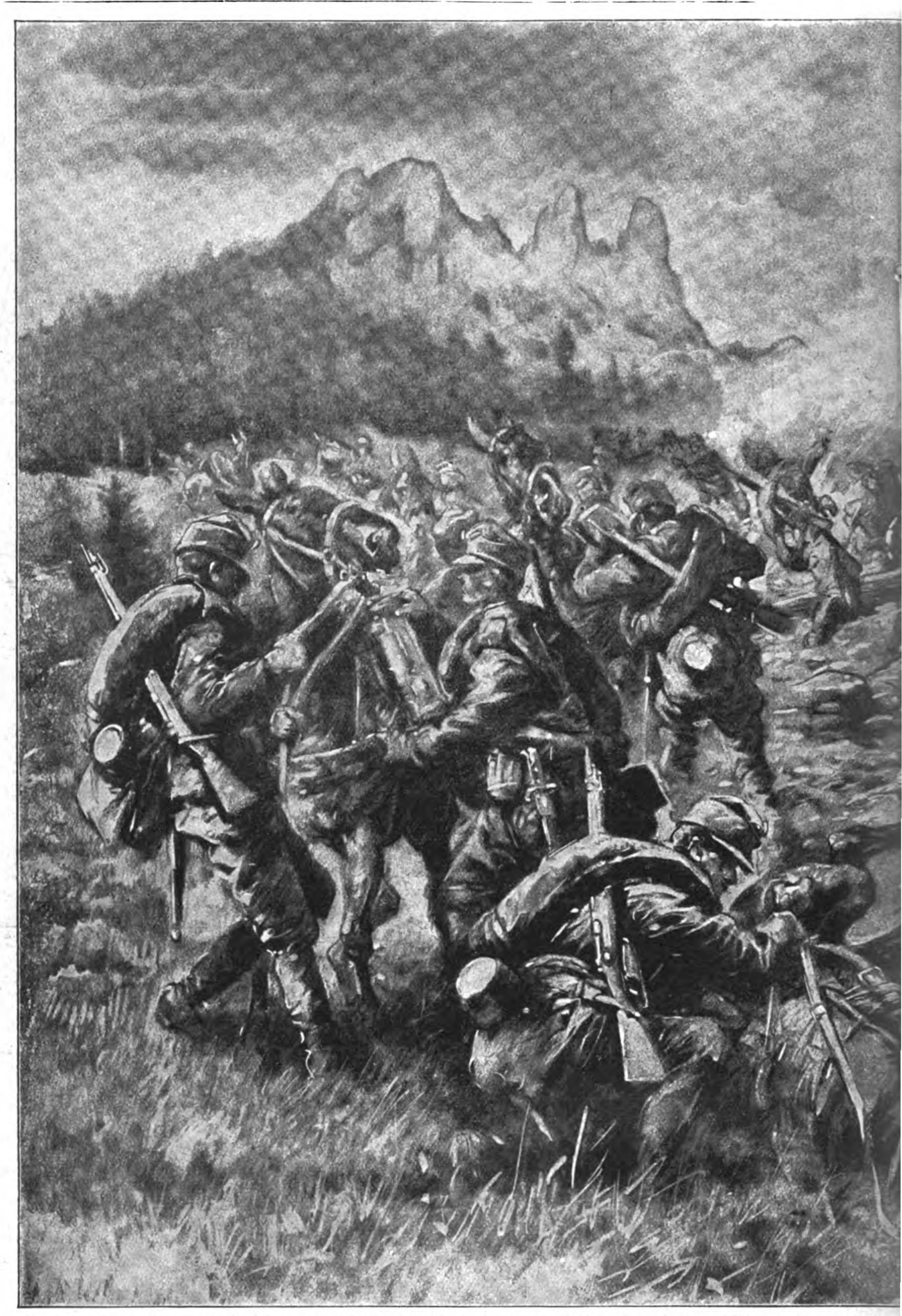
Deutsche Patrouille im Sumpfgebiet am Stochod.

Bilder von der Ostfront.

Nach Aufnahmen von Hofphotograph Kühlewindt.

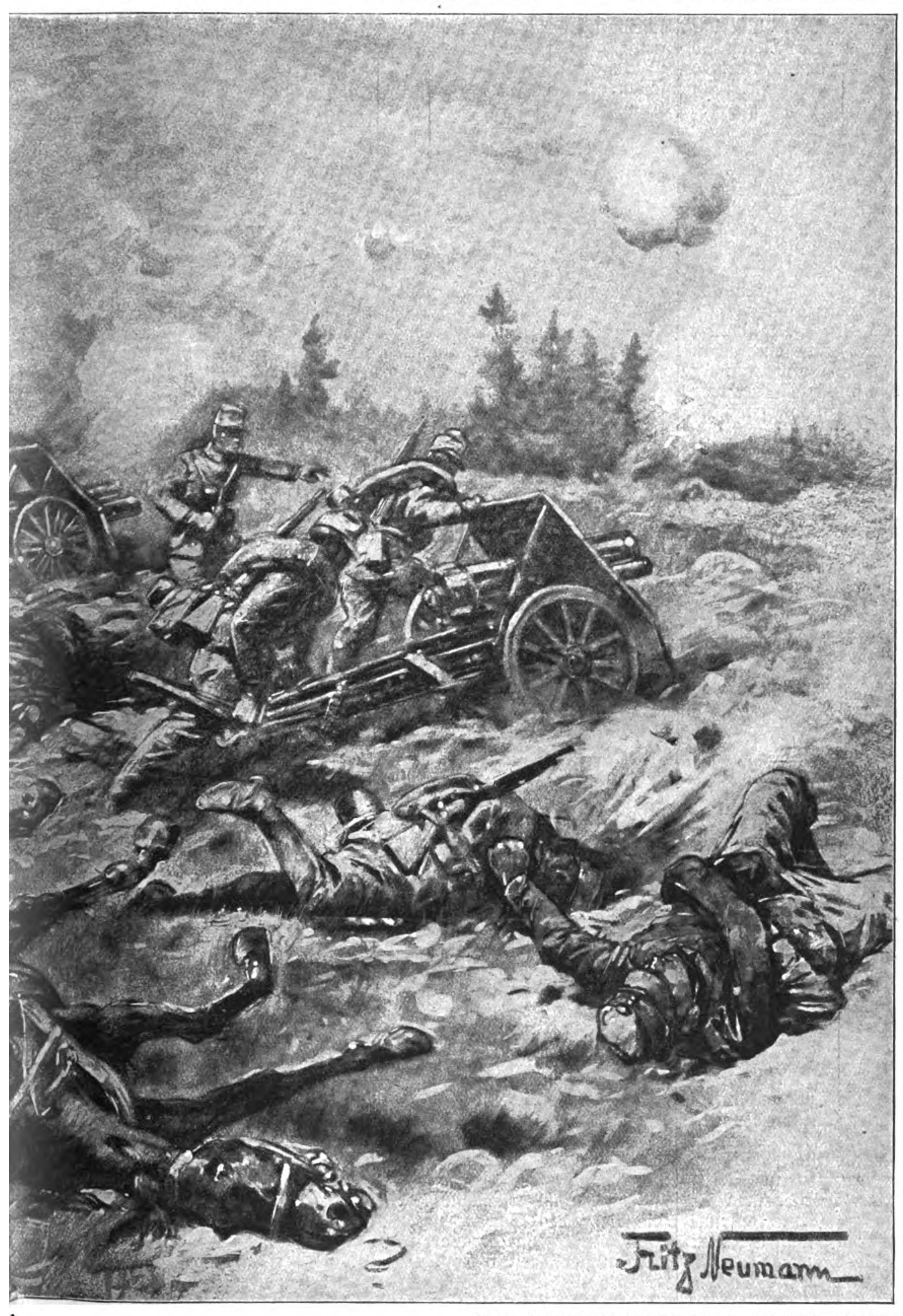
der Jalomita ein Halt entgegenzusetzen. Der Widerstand des Feindes konnte die Sieger freilich nicht dauernd in ihrem Vordringen aufhalten. Er brach vollends zusammen, als am 10. Dezember die Bulgaren zwischen Tutrakan und Cernavoda unter dem Schutze der Dunkelheit über die Donau setzten (siehe die Kunstbeilage) und den am rumänischen Ufer stark verschanzten Gegner zurückwarfen. Die russischen und rumänischen Truppen wurden gezwungen, ihre gut ausgebauten Stellungen zu räumen und schleunigst den Rückzug anzutreten. Das erleichterte wesentlich die Aufgabe der Heere Mackensens, die nun den ganzen Abschnitt überfluteten und den rasch weichenden Gegnern mit eiserner Beharrlichkeit folgten. Gefangene wurden in großer Zahl eingebracht; noch wichtiger war der Gewinn weiteren Geländes.

Die Schnelligkeit des Vorrückens in der Walachei verhütete auch, daß die umfangreichen Getreidevorräte Rumäniens weggeführt werden konnten oder feindlichen Anschlägen zum Opfer fielen. Französische Agenten versuchten zwar in der Walachei, die rumänische Mühlenindustrie zu vernichten, um den Siegern die wirtschaftlichen Vorteile der Eroberung möglichst zu entziehen. Man wollte Dynamitbomben in die Fabriken und Mühlen werfen. Aber die rumänischen Verwaltungsbeamten waren doch nicht so töricht, auf diesen Plan einzugehen. Sie ließen dadurch allerdings die gewaltigen Vorräte und die Bearbeitungsvorrichtungen für Rohstoffe in die Hände der Sieger fallen, verhinderten aber zugleich auch die Vernichtung einer wichtigen Industrie Rumäniens, die sich sonst bis lange Zeit nach dem Kriege nicht mehr hätte erholen können. Die Vorräte kamen in erster Linie der Türkei, Österreich-Ungarn und Deutschland zugute, da Bulgarien wegen der günstigen Lage seiner eigenen Landwirtschaft auf die Zuteilung von Getreide verzichten konnte.



Beschießung einer rumänischen Stellung im Gebirge durch Teile des linken Flügels der 9. Arm

Die Engländer hatten auf die rumänische Petroleumindustrie ein ähnliches Attentat beabsichtigt, wie die Franzosen auf die Mühlenindustrie. Schon drei Wochen vor der Einnahme von Ploesci, dem Mittelpunkte der rumänischen Ölquellen, richtete aber die rumänische Regierung, die mit Recht von ihren Bundesgenossen keine Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse Rumäniens voraussetzen konnte, an die Leiter der Petroleumgesellschaften die Aufforderung, im Falle des Vorrückens der Verbündeten die Quellen nicht zu zerstören, sondern höchstens wichtige Maschinenteile zu entfernen und außerdem das vorhandene Öl in Gruben ablaufen und dort verbrennen zu lassen. Trotzdem erschienen eines Tages die englischen Offiziere Clifford und Thomson mit Pionieren und Ingenieuren und trafen die Vorbereitungen zu einer umfassenden Zerstörung der gesamten Anlagen. Die rumänische Regierung gab noch einmal den Befehl, die Petroleumwerke nicht anzurühren und selbst mit der Abnahme der Maschinenteile bis auf eine besondere Verfügung zu warten. Aber dennoch begannen die Engländer am 5. Dezember vormittags mit dem Anzünden einiger großer Raffinerien. Thomson brannte selbst ein voll Öl gepumptes Maschinenhaus an und ließ dieses erhebende Beispiel englischer Hilfe für Rumänien durch eine kinematographische Aufnahme der Nachwelt erhalten. Die Engländer wurden in ihrem menschenfreundlichen Treiben bald gestört, denn die Deutschen rückten unter General v. Morgen so rasch vor, daß die Brandstifter fliehen mußten. Es gelang, sehr große Vorräte an Benzin, Öl und Petroleum zu retten. Zwischen ausgebrannten Ölbehältern fanden die Truppen zahlreiche unversehrte Maschinen- und Kesselhäuser, Kraftanlagen und ganze Reihen unbeschädigter Benzinspeicher. Vor allem waren die unterirdischen Anlagen, Röhren und Kabelleitungen noch völlig



Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.

brauchbar. Infolgedessen waren sehr bald fleißige Hände damit beschäftigt, die Werke zum Zwecke der Ölgewinnung wieder herzurichten. Dank ihrer unermüdlichen Tätigkeit wurde das Ölgebiet von Ploesci in ganz kurzer Zeit eine neue Kraftquelle für die Mittelmächte.

Das rumänische Land und seine Bewohner, die sich vielfach als Freischärler am Kampfe beteiligt hatten (siehe Bild Seite 73), sollten aber noch in ganz anderer Weise erfahren, was es heißt, als Bundesgenosse Englands, Frankreichs und Rußlands für „Kultur und Freiheit“ zu kämpfen. Als Rumäniens Heer infolge der fortwährenden Niederlagen zusammengeschmolzen war und die Rumänen somit völlig dem guten Willen ihrer Kampfgenossen ausgeliefert waren, nahm der Krieg für Land und Bevölkerung alle die traurigen Formen an, die der Kriegführung ihrer Freunde eigen ist. Hatten die Rumänen in Hinblick auf die Zukunft häufig die Zerstörung von Flußübergängen und Eisenbahnbrücken vermieden, so mußten sie nun mitansehen, wie Kosaken unter Anleitung russischer, französischer und englischer Pionieroffiziere Getreidespeicher in Flammen aufgehen ließen; Brücken und Stellwerke planmäßig sprengten und auch vor der Vernichtung und dem Raub von Privateigentum nicht zurückschreckten. Die rumänischen Soldaten mußten tatenlos zuschauen, wie ihre Frauen und Kinder in bitterste Not gebracht wurden. Unbarmherzig steckten die „Freunde“ auch rumänische Gehöfte und Dörfer in Brand.

Die Bevölkerung begriff sehr bald, daß für sie mit dem Erscheinen der Deutschen und ihrer Verbündeten die Ordnung wiederkehrte. Denn diese sorgten sofort dafür, daß Handel und Wandel rasch die alten Formen annahmen und die Trümmer der durch Kriegshandlungen hervorgerufenen Zerstörungen beseitigt wurden (siehe Bild Seite 75 unten).

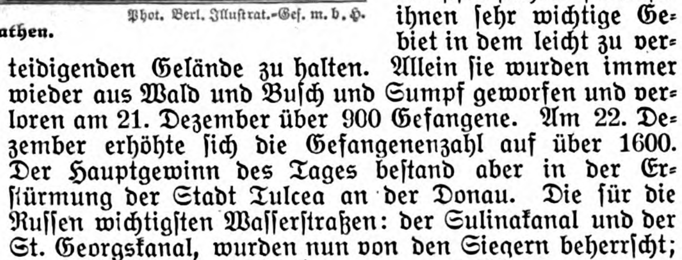
Bei dem Vordringen der neunten Armee unter Falkenhayn (siehe Bild Seite 74 und 75 oben) und der Donauarmee unter Mackensen über den Jalomitaabschnitt hinaus verloren die Rumänen schon am 12. Dezember über 4000 Gefangene, unter denen sich viele Truppenteile befanden, die aus den Gebirgstellungen herausgetrieben worden waren. Der linke Flügel der neunten Armee, der zum Teil noch im Gebirge vorschreitend kämpfte und die Rumänen aus ihren günstigen natürlichen Schanzen warf (siehe nebenstehendes Bild), nahm an dem Vormarsch gegen den Buzeuabschnitt mit teil, in dem nun Rumänen und Russen ihre Feinde aufhalten wollten. Dem weiteren Vordringen der Truppen der Mittelmächte stellten sich jetzt bedeutende Schwierigkeiten in den Weg. Die Straßen, auf denen sich schon der Rückzug der Gegner vollzogen hatte, wurden fast ungangbar; schwere Regenfälle weichten den Boden mehr und mehr auf, und doch mußte man dem geschlagenen Feinde auf den Fersen bleiben und durfte ihm zu neuer Sammlung keine Zeit lassen. Um die südöstliche Ecke der transsylvanischen Alpen drehten sich jetzt die verbündeten Heere in weitem Bogen herum, wobei besonders die ganz südlich an der Donau stehenden Truppen große Entfernungen zurückzulegen hatten. Der wichtigste Pfeiler des Buzeuabschnittes, die Stadt Buzeu, wurde schon am 15. Dezember von den verbündeten Heeren besetzt. Wieder hatte der linke Flügel der neunten Armee in den Gebirgskämpfen den Sieg davongetragen. In zweitägigen Kämpfen erlitten die Rumänen neue schwere blutige Verluste und büßten außerdem insgesamt weitere 4000 Gefangene und 5 Maschinengewehre ein. Eine recht willkommene Beute für die vorrückenden Truppen waren vier vollbeladene Eisenbahnzüge.

Außer dem Buzeuabschnitt mußte auch jener im Gebiet

des sumpfigen Calmatuiul überwunden werden. Mit der Einnahme von Buzeu war im Westen in beide Abschnitte eine Bresche geschlagen. Der linke Flügel der neunten Armee hatte immer noch die Hauptarbeit zu leisten; er erstritt sich am 15. Dezember freie Bahn für den Vormarsch auf der Straße Buzeu—Rimnicul-Sarat und machte dabei über 2000 Gefangene. Gleichzeitig war es dem rechten Flügel der Heere Mackensens an der Donau gelungen, ebenfalls nach Nordosten vorzudringen. Die siegreichen Heere näherten sich nun mehr und mehr der wichtigsten rumänischen Verteidigungslinie, dem Sereth. Am 16. Dezember glückte es, den Buzeuabschnitt in breiter Front zu durchschreiten. Das geschah nach hartem Kampfe. Der russische General Beladjew war mit erheblichen Kräften herbeigeeilt, um Hilfe zu bringen. Er vermehrte jedoch nur noch die Rückzugschwierigkeiten seiner und der rumänischen Divisionen, als deutsche Regimenter im Nachtangriff in die Stellungen der Feinde einbrachen und letztere in die Flucht schlugen. Dabei wurden über 1150 Mann gefangen genommen. Die sonstige Beute war überaus wertvoll. Sie bestand aus 19 Lokomotiven, über 400 meist vollbeladenen Eisenbahnwagen und einer Menge Fuhrwerke jeder Art. In den sich anschließenden Teilkämpfen wurden bis zum 18. Dezember wieder 1000 Gefangene eingebracht. Die Zahl der erbeuteten Lokomotiven stieg auf 25, die der vollbeladenen Eisenbahnwagen wuchs auf mehr als 500 an.



Blick auf Kirlibaba in den östlichen Karpathen. Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.



Die weiteren Bewegungen der siegreichen Heere vollzogen sich nun etwas langsamer. Der Grund hierfür lag hauptsächlich in der Wendung der Frontlinie, die jetzt vorgenommen werden mußte und die auch eine Neuausgestaltung der rückwärtigen Verbindungen nötig machte. Der für die großen Heeresmassen erforderliche Nachschub, namentlich an Kriegsgerät, mußte sich gerade hier, wo die Truppen im Angriff bleiben sollten, mit unbedingter Sicherheit vollziehen. Aber auch die Truppenbewegungen selbst mußten sich notgedrungen verlangsamen. Seit Mitte November waren auf dem rumänischen Schauplatze Kämpfe und Märsche an der Tagesordnung gewesen. Der rasche Lauf der Ereignisse nach dem Fall von Bukarest hatte besondere Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Truppen gestellt, was für Menschen und Pferde Anstrengungen mit sich brachte, die einige Tage verhältnismäßiger Ruhe gebieterisch erheischten.

Während so in der Walachei eine Kampfpause eingetreten war, bereiteten sich in der Dobrudscha wichtige Entscheidungen vor. Der russische General Sacharow hatte hier gewaltige Streitmassen zusammengezogen, weil die Armee Mackensen schon die Südgrenze Beßarabiens zu bedrohen schien. Seine Truppen konnten zunächst bis nördlich der Linie Cernavoda—Constanza vorrücken. Hier gelang es ihnen jedoch trotz heftiger Stürme nicht, den aus schwachen bulgarischen und türkischen Kräften bestehenden Gürtel zu sprengen. Die Fortschritte der Donauarmee seiner Gegner zwangen Sacharow schließlich sogar zum langsamen Abbau seiner Stellungen in der Dobrudscha. Die Aufgabe der russischen Linien wurde vom 15. Dezember ab beschleunigt, weil die bulgarischen, osmanischen und deutschen Abteilungen, die namhafte Verstärkungen erhalten hatten, nun auch angriffsweise den Russen entgegentreten konnten. Am 15. überschritten die Verbündeten bereits die Linie Cogealac—Cartal—Harsova und drängten dem Feinde stetig nach. Dieser leistete nur wenig Widerstand und suchte sich in möglichst kurzer Zeit in Sicherheit zu bringen, denn Sacharows Streitkräfte konnten im Serethabschnitt notwendig gebraucht werden. Außerdem bestand noch die Gefahr, von in der Walachei vorrückenden Truppen seiner Gegner eines Tages am Rückzuge gehindert zu werden. Überdies eröffnete sich den Russen die Möglichkeit, im Waldgebiet der Dobrudscha dem Vormarsch der Angreifer unter günstigen äußeren Bedingungen erhebliche Schwierigkeiten bereiten zu können. Doch schon am 18. Dezember vermochten die Verfolger die Linie Babadagh—Pocineaga zu überschreiten. Die Russen wollten nun neuerdings den weiteren Vormarsch der Gegner anhalten, sie wurden aber aus zwei befestigten Stellungen weiter nach Norden zurückgeworfen.

Das Mündungsgebiet der Donau, das von den Russen immer noch als Zufahrtsweg für die Serethfront benutzt werden konnte, ward von Tag zu Tag stärker gefährdet. In ständigen Nachhutkämpfen suchten sie dieses ihnen sehr wichtige Gebiet in dem leicht zu verteidigenden Gelände zu halten. Allein sie wurden immer wieder aus Wald und Busch und Sumpf geworfen und verloren am 21. Dezember über 900 Gefangene. Am 22. Dezember erhöhte sich die Gefangenenzahl auf über 1600. Der Hauptgewinn des Tages bestand aber in der Erstürmung der Stadt Tulcea an der Donau. Die für die Russen wichtigsten Wasserstraßen: der Sulinakanal und der St. Georgskanal, wurden nun von den Siegern beherrscht; die russische Donauschiffahrt war unmöglich geworden.

In der äußersten Nordwestecke der Dobrudscha standen die Reste des Sacharowschen Heeres. Die Orte Braila, Macin und Isaccea waren die Rückzugspunkte, die den Russen geblieben waren. Es bestand die Aussicht, diese Punkte als Brückenköpfe zu halten; Hügel und Sumpf gestatteten kräftigen Widerstand. Aber schon am 23. Dezember donnerten zu beiden Seiten von Tulcea die Geschütze der Verbündeten auf das beßarabische Donauufer hinüber. Der Russe war nicht mehr auf dem Wege nach Konstantinopel, sondern er sah sich gezwungen, sein eigenes Gebiet, die Grenzen seiner Weizenkammer, zu sichern. — (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Praktische Ernährungsfragen im Kriege.

Von Geheimrat Dr. Ismar Boas in Berlin.

II.

Bis vor nicht langer Zeit hat man in Deutschland und anderen Kulturländern die für die Erhaltung und Leistungsfähigkeit des Organismus notwendige Eiweißmenge scheinbar weit überschätzt. Überall galt die von der Münchner Schule aufgestellte und später von dem berühmten Berliner Physiologen Rubner verteidigte Eiweißmenge von 118 Gramm pro Tag für den mäßig arbeitenden gesunden Menschen als unabänderliche Durchschnittszahl. Diese hohe Forderung von Eiweißwerten ging von den Gelehrten in die Kreise der Ärzte und von diesen wieder in das Publikum

über. Man erblickte in einer reichlichen Eiweiß- und besonders Fleischnahrung eine Hauptquelle, ja sogar die einzige Quelle von Kraft und Gesundheit. Von der vollbesetzten Tafel der Wohlhabenden erstreckte sich diese Überschätzung des Fleischgenusses auf die Küche der minder begüterten Volkskreise. Die Fleischnachfrage und der Preis wuchsen von Jahr zu Jahr, die eigene Erzeugung konnte nicht mehr entfernt mit dem Verbrauch Schritt halten. Vernünftige Ärzte versuchten in populären Artikeln die Schädlichkeiten einer übertriebenen und einseitigen Fleischernährung zu beleuchten. Man beachtete sie nicht und ging darüber zur Tagesordnung über. Inzwischen war auch von der exakten Wissenschaft die Eiweißfrage von neuem und zwar mit überzeugenden Experimenten aufgenommen worden. Ein amerikanischer Physiologe Chittenden, früher selbst ein leidenschaftlicher Fleischesser, hatte in der Absicht, die Notwendigkeit eines großen Eiweißkonsums für die Erhaltung der Gesundheit experimentell zu beweisen, an einer großen Zahl von Studenten, Ärzten, Athleten und anderen Personen den Eiweißgehalt der Nahrung allmählich vermindert, indem er ihn durch andere Nährstoffe (Fette, Kohlehydrate) ersetzte, und fand dabei, daß die Versuchspersonen nicht nur nicht an Kraft und Sportsleistungen einbüßten, sondern im Gegenteil gewannen. Schließlich kam der genannte Forscher zu dem Ergebnis, daß man mit nur etwa 56 Gramm Eiweiß, das heißt der Hälfte der von der Münchner Schule verlangten Eiweißmenge, Kraft und Leistungsfähigkeit auf der vollen Höhe erhalten könne. Genau zu den gleichen Resultaten war schon vor Chittenden der bekannte dänische Ernährungsphysiologe Hindhede gelangt, der bei einer ausschließlich aus Kartoffeln und Obst, Brot und Margarine bestehenden Nahrung Kraft und Gewicht nicht bloß zu erhalten, sondern noch zu steigern vermochte. Auch Hindhede fand einen Eiweißgehalt von etwa 50 Gramm als völlig ausreichend für Gesundheit und Wohlbefinden. Erst ganz allmählich, eigentlich erst während des Krieges, brach sich auch in deutschen Gelehrten- und Ärztekreisen die Erkenntnis Bahn, daß wir in der langen Friedenszeit einem abnormen Eiweiß- und Fleischkultus gefrönt haben. Mehr und mehr müssen wir uns von dem Gedanken frei machen, daß mit einem hohen Eiweißkonsum eine Steigerung von Kraft und Arbeitsfähigkeit Hand in Hand geht.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Graf Stanislaus Szeptycki,
Kommandant der polnischen Legion.

Hierbei darf auch nicht übersehen werden, daß die Fleischgewinnung, vom nationalökonomischen Standpunkte betrachtet, als ein zweifelhafter Gewinn angesehen werden muß. Man hat nämlich an der Hand exakter Versuche festgestellt, daß von den Nahrungsmitteln, die ein Schwein zu sich nimmt, noch nicht ganz die Hälfte in Form von Fleisch und Fett wiedergewonnen wird, von den Eiweißstoffen, die es erhält, nicht einmal ein Viertel. Noch viel ungünstiger liegen die Dinge beim Rindvieh, bei dem von den verfütterten Nährstoffen nur etwa ein Siebentel, von den Eiweißsubstanzen nur etwa ein Fünftel in Gestalt von Fleisch und Fett als brauchbare Nahrungsmittel der Allgemeinheit zugute kommen. Beim Rindvieh liegen die Dinge allerdings insofern günstiger für uns, als dessen Ernährung Substanzen erfordert, die für die menschliche Nahrung keinen Wert haben (wie Stroh, Heu, Schlempe und andere Surrogate). Die Schweinezucht dagegen erfordert als Nahrungstoffe neben Abfällen des Haushaltes doch auch solche, die unmittelbar für die menschliche Ernährung unentbehrlich sind, wie Magermilch, Kartoffeln,


Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.
Einmarsch der polnischen Legion in Warschau.
Die polnische Kavallerie im Vorbeimarsch am Hotel Bristol, vor dem der deutsche Generalgouverneur von Polen General der Infanterie v. Beseler die Parade abnimmt. Nachdem polnische Legionen schon ruhmreich an der Seite der Mittelmächte gegen Rußland gefochten, war die Bewilligung einer eigenen Wehrmacht ein brennender polnischer Wunsch und ein Zeichen besonderen Vertrauens der Mittelmächte.

Getreide und anderes. Mit diesen Substanzen kann man aber doppelt so viel Menschen ernähren als mit dem hierbei gewonnenen Fleisch und Fett. Es ergibt sich hieraus, daß in Kriegszeiten, in denen äußerste Sparsamkeit in der Verteilung der unentbehrlichen Lebensmittel oberstes Gebot sein muß, besonders die Schweinezucht einer großen Einschränkung bedarf, und daß daher die viel kritisierte Schweineabschlachtung des Jahres 1915 als eine wohlüberlegte und vom Standpunkt der Volksernährung durchaus gerechtfertigte Maßnahme zu betrachten ist.

Können wir demnach ohne Gefahren die Herabminderung an Eiweißsubstanz in unserer Nahrung ertragen, so ist bekanntlich der Mangel an Fettsubstanzen, der, abgesehen von den ländlichen Kreisen, im ganzen Deutschen Reiche herrscht, lebhaft zu beklagen. Zweifellos werden wir fast alle mit einer ansehnlichen Fett-, das heißt Gewichtsverminderung aus dem Kriege gehen. Indessen kann darin keineswegs schon eine Beeinträchtigung der Volksgesundheit erblickt werden. Denn Fett ist keine zum Leben unbedingt notwendige Substanz. Ist sie doch, wie bereits erwähnt, durch Kohlehydrate wenigstens bis zu einem gewissen Grade ersetzbar.

Wie man sieht, hat wissenschaftliche Forschung und praktische Erfahrung im Verein mit der Not der Kriegsverhältnisse zu einer gänzlichen Umwälzung unserer gegenwärtigen Ernährung geführt. Der ungesunde, weit über das notwendige Maß gesteigerte Eiweiß- und Fleischkonsum der Friedenszeiten hat einer im wesentlichen vegetarischen Lebensweise Platz machen müssen. Das Massenexperiment, das die Kriegszeit herbeigeführt hat, hat bewiesen, daß wir uns mit einem Mindestmaß von Erzeugnissen aus dem Tierreich, wenn auch nicht gerade üppig, aber doch einigermaßen ausreichend ernähren können. Der alte Streit, ob die vegetarische oder die gemischte Kost für die Volksernährung und Volksgesundheit den Vorzug verdiene, ist damit nicht entschieden — denn man kann auf den verschiedensten Wegen zum Ziele kommen — indessen steht so viel fest, daß das tierische Eiweiß an Nährwert dem Pflanzeneiweiß keineswegs überlegen ist. Hierzu kommt aber weiter, daß das pflanzliche Eiweiß selbst in der Kriegszeit sich erheblich billiger stellt als das tierische.

Trotzdem hieße es das Bild allzu rosig färben, wollten wir behaupten, daß unsere augenblickliche Ernährungslage als eine besonders befriedigende anzusehen ist. Um der ihm aufgezwungenen wirtschaftlichen Blockade erfolgreich zu begegnen, hat das deutsche Volk und seine Verbündeten ein hohes Maß von Entbehrungen auf sich nehmen und sich den schwierigen Ernährungsbedingungen der Kriegszeit mit großer Selbstverleugnung anpassen müssen. Es würde eine Verkleinerung des Gemeinsinnes bedeuten, wenn wir nicht anerkennen wollten, daß von den armen Bevölkerungschichten ein gleiches Maß von Selbstentsagung geübt worden ist wie von den oberen Zehntausend, die die Not der Lebenshaltung in höherem Grade als jene auszugleichen imstande waren. Aber auch bei diesen ist es ohne Entbehrungen und Verzicht auf die Behaglichkeit des Lebens nicht abgegangen.

Und doch sind alle diese Opfer winzig und klein zu nennen verglichen mit den Mühsalen, die unsere Helden im Schützengraben zu ertragen hatten. Wer in diesen schweren Kriegsläuften sich über Mangel und Entbehrungen beklagt, der sollte sich immer wieder an die Unsumme von Gefahren, Leiden und Schrecken erinnern, die unsere Brüder fern von der Heimat und ihren Lieben zur Ehre und zum Ruhme des Vaterlandes täglich und stündlich zu erdulden haben.

Die geringen Nährschäden, von denen wohl keiner in den letzten zweieinhalb Jahren verschont geblieben ist, werden zudem in der Friedenszeit binnen kurzem beim Zuströmen der früheren Nahrungsquellen ausgeglichen werden. Beneidenswert ist aber wahrlich derjenige nicht, der nicht von sich sagen könnte, daß er während des Krieges freiwillig und selbstlos einen Teil der Sorgen und Mühen,



Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Siebenbürgische Flüchtlinge kehren nach der Wiedereroberung ihres Landes durch die Armee Falkenhayn in ihren Heimatort zurück.



Rumänische Freischärler.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz van der Venne

die uns die Not der Zeit auferlegt hat, auf sich genommen hat.

Sollen aber, so müssen wir schließlich fragen, die Ernährungslehren, die der Krieg geliefert hat, nur eine flüchtige Episode unseres Lebens bilden, etwa wie ein schwerer Traum, der im Augenblicke des Erwachens unseren Geist umnebelt, um sich für immer in ein Nichts aufzulösen? Oder dürfen wir hoffen, daß eine geläuterte Erkenntnis von der Schädlichkeit überfeinerter Lebens- und Ernährungsgewohnheiten die Kriegsepoche überdauern und uns den Weg zur Natur, den uns die Not aufgezwungen hat, auch für fernere Zeiten weisen wird? Wir glauben, wenn nicht alle Zeichen trügen, diese Fragen mit voller Zuversicht bejahen zu dürfen. Zu tief sind die Verluste, zu schmerzlich die Wunden, die der Weltkrieg unserem Volkskörper geschlagen hat, als daß wir in spielerischer Sorglosigkeit die Forderungen von morgen außer acht lassen könnten. Mehr denn je wird die Zukunft ein starkes, mannhaftes, von Luxus und verweichlichender Genußsucht freies Menschengeschlecht heischen.

Freuen wir uns, daß die Kriegszeit uns trotz aller ihrer Entbehrungen und Einschränkungen doch die Vorzüge einer naturgemäßen und vernünftigen Lebensweise gezeigt und damit uns und der künftigen Generation den Weg zur Förderung der Volksgesundheit gewiesen hat.



Phot. M. F. u. F.

Generaloberst v. Falkenhayn,
der Führer der siegreichen 9. Armee vor seinem Hauptquartier in einer kleinen rumänischen Stadt.

Die Opferung englischer und französischer Hilfsvölker.

Außer Artilleriekämpfen und unbedeutenden örtlichen Angriffen, wie westlich Serre am 21. November und nördlich Gueudecourt und am St. Pierre-Vaast-Walde am 22. November fehlten in den letzten Tagen des Jahres 1916 zwischen Somme und Ancre umfassendere Kampfhandlungen. Die große Sommeschlacht stockte abermals, und die kühnen Hoffnungen, die die Engländer und Franzosen an den groß angelegten Angriff an der Ancre knüpften, waren bereits wieder begraben. Die ungeheure Verschwendung von Menschen und Munition war wieder umsonst. Englische Blätter schrieben am 15. November, nunmehr sei Hoffnung, daß der Siegespreis Bapaume noch in diesem Jahre errungen werde. Bapaume hat allerdings weder eine militärische, noch eine wirtschaftliche oder politische Bedeutung. Sein geringer moralischer Wert aber stünde in einem schreienden Mißverhältnis zu dem Opfer von über 600 000 Mann. Von Bapaume bis zum nächsten Punkt der belgischen Grenze sind noch 65 Kilometer, bis an die deutsche nicht weniger als 165. Indessen nicht einmal Bapaume vermochten die Engländer und Franzosen in vierzehntägiger Schlacht zu erreichen. Aus allen Berichten verdichtete sich immer mehr der Eindruck, daß die Sommeoffensive in Blut und Schlamm stecken blieb. Die Witterungsverhältnisse waren derart geworden, daß alle Angriffe aussichtslos erscheinen mußten. Ein großer Teil der Granaten platzte in dem aufgeweichten Boden nicht mehr. Die Sturmtruppen traten durchnäßt und frierend mit verschmutzten Gewehren an. Die Liegengebliebenen erwartete ein jämmerliches Schicksal.

Diese unsinnigen Angriffe, deren Aussichtslosigkeit weder der englischen noch der französischen Heeresleitung verborgen geblieben sein konnten, fanden ihre Erklärung wohl darin, daß die Heeresleitungen nur um des Ansehens willen die Schlacht fortsetzten, und daß sie in erster Linie nicht ihre eigenen Landeskinder, sondern ihre weißen und farbigen Hilfsvölker verbluten ließen. Am Großkampftage vom 5. November führten die Engländer volle drei australische Divisionen rücksichtslos ins Feuer, nachdem die Australier schon seit 23. Juli an der Somme eingesetzt worden waren. Volle sechs Wochen kämpften sie in dem heißumstrittenen Gelände von Pozières. Zum großen Teil wurden junge, kriegsunerfahrene, nur kurze Zeit ausgebildete australische Soldaten gegen die deutschen Maschinengewehre vorgeschickt. Selbst bei dem einzigen ernsten Angriff, der seit Beginn der Kämpfe an der Somme an der übrigen englischen Front bei Fromelles am 19. Juli stattfand, wurde neben einer englischen Division eine australische Division ungeübter junger Truppen zum Angriff eingesetzt, der blutige Verluste kostete.

Immer wieder tauchten australische Truppen in der vordersten Linie auf, so oft sie auch schon im Feuer dezimiert wurden. Im Juli, August und September verloren die Australier und Neuseeländer rund 35 000 Mann, bei Fromelles außerdem 5000 Mann. Drei ihrer Divisionen wurden an der Somme vollständig aufgerieben. Auch die Kanadier wurden, nachdem sie im Juli bei Ypern die schwersten Verluste hatten und etwa auf ihren halben Bestand vermindert wurden, anfangs September an der Somme eingesetzt. An allen Großkampftagen vom 9. September bis 23. Oktober standen sie in vorderster Linie. Eine Brigade Südafrikaner wurde im Delvillewalde vollkommen vernichtet. Die Anklagen aus den verschiedenen Dominions haben die englische Heeresleitung veranlaßt, bei dem Angriff auf Beaumont und Beaucourt ausdrücklich hervorzuheben, daß dieser Angriff durch Truppen von den englischen Inseln durchgeführt worden sei. Allein, an der Butte de Warlencourt mußten die Australier schon wieder ihren Blutzoll zahlen. Die englischen Werber haben sie, wie aus allen Aussagen der Gefangenen hervorging, mit Verlockungen betrogen. Die australischen Kontingente wurden lediglich für Ägypten und später für die Dardanellen angeworben.

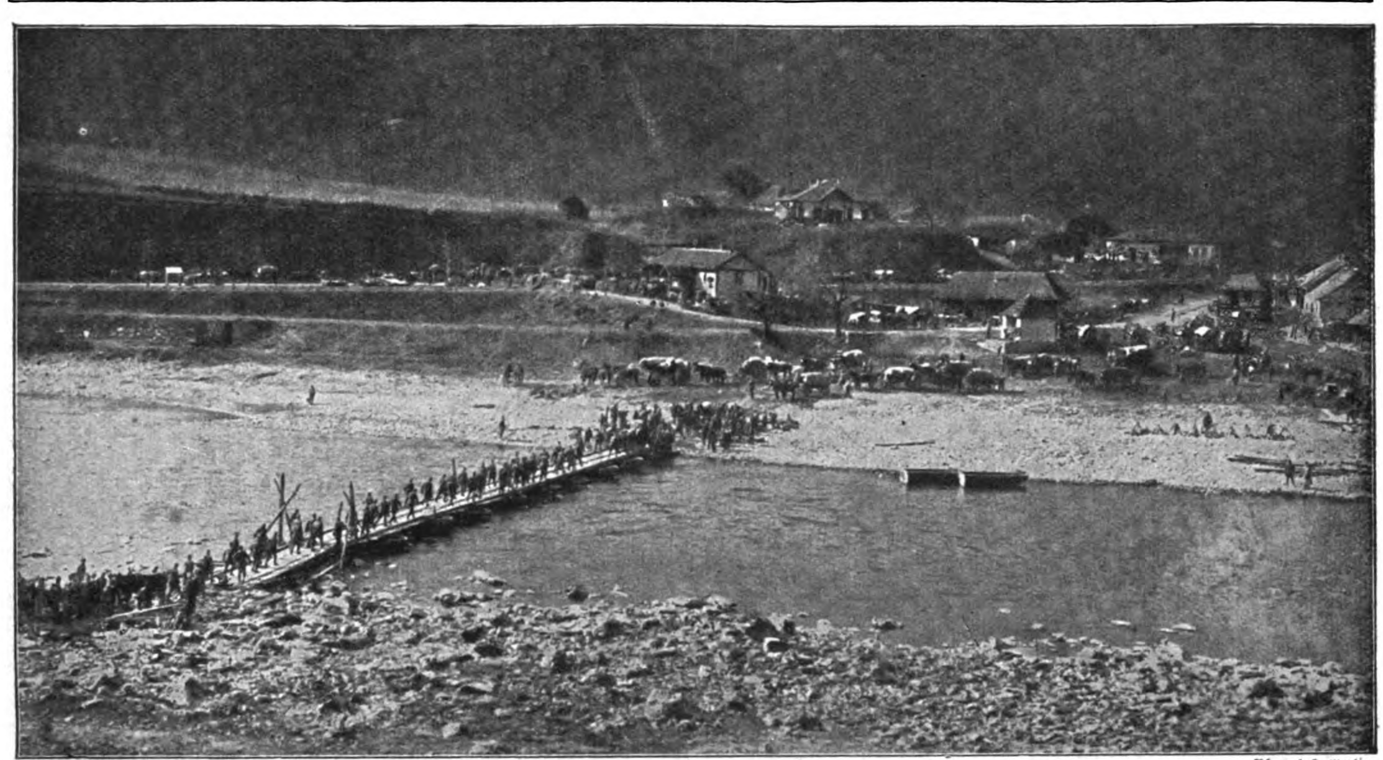
Auch die Franzosen haben ihre Hilfsvölker rücksichtslos eingesetzt. Anfang Juli sollten Senegaltruppen im Verbande mit Kolonialdivisionen den ersten Stoß südlich der Somme führen. Wie vor Verdun bei einem Angriff auf Fort Douaumont, wurden auch bei den Vorstößen am St. Pierre-Vaast-Walde Senegalesen festgestellt. Nachdem die Wahrheit trotz Zensur langsam in den Kolonien bekannt wurde und dort die Reaktion einzusetzen begann, verdoppelten die englischen Werber ihre Anstrengungen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Deutscher Heldenfriedhof in Therapia.

Von Major a. D. Franz Carl Endres.

(Hierzu das Bild Seite 76/77.)

Schon viele von den deutschen Soldaten, die freiwillig oder ihrer soldatischen Pflicht gehorchend in den Orient gezogen sind, um dort gegen Franzosen, Engländer und Russen zu kämpfen, sind gefallen und ruhen irgendwo im weiten türkischen Reiche, in den Bergen von Armenien, im gelben Sand der Wüste oder im blutgetränkten Boden von Gallipoli. Nicht alle haben ein Fleckchen deutscher Erde zum letzten Schlafe bekommen können, wie diejenigen, die in dem wundervollen Garten der deutschen Botschaft in Therapia begraben liegen. Von diesem Garten aus ist der Bosporus weit zu übersehen. An einem Frühlingstag mit blauem Himmel und ganz unbeschreiblich blauem Meere gehört das Landschaftsbild wohl zu den schönsten, die man schauen kann. Vom jenseitigen asiatischen Ufer grüßen da die grünen Hügel des Riesenberges und die Höhen von Beikos mit den rotblühenden Judasbäumen herüber, während in Therapia selbst sich eine liebliche Bucht in das europäische Ufer einschneidet, die eingesäumt ist von den Holzhäusern der Türken, den Sommersitzen der verschiedenen Botschaften und von einer Reihe von Hotels und Villen.



Photothek, Berlin.

Von deutschen Pionieren bei dem Vormarsch auf Bukarest über den Alt geschlagene Schiffbrücke.
Im Hintergrund die Ortschaft Cainent. Truppen beim Überschreiten der Brücke.

Alles ist dann in leuchtende Farben getaucht und ergibt ein Gesamtbild, in das man sich wohl ein orientalisches Märchen hineindenken kann.

Der Ort Therapia selbst, der sich vom Bosporus aus zu beiden Seiten des entzückenden Krionerobaches in einem schattigen Tal landeinwärts zieht, ist von etwa 5000 Menschen bewohnt. Es ist einer der vielen Vororte Konstantinopels, von denen jeden Morgen die geschäftigen Bosporusdampfer Kaufleute, Beamte und Offiziere in die Kontore und Büros der Hauptstadt führen und sie am Abend nach des Tages Arbeit wieder zurückbringen.

Der deutsche Botschaftsgarten, im Frieden eine Stelle heiteren gesellschaftlichen Verkehrs und fröhlichen Lachens, hat sich dem Ernst des Weltkrieges nicht entziehen können. Jahre und Jahrzehnte werden vergehen, glänzende Gesellschaften werden den Park wieder füllen, fröhliches Lachen wird wieder durch seine Gehege huschen. Aber das sichtbare Gedächtnis an die furchtbaren Opfer, die das Volk gebracht hat, wird auch den fernsten Geschlechtern eine ernste Mahnung sein, die geeignet ist, die Gedanken aus der oberflächlichen Alltäglichkeit zu den tiefen und gewaltigen Motiven, die dem nationalen Existenzkampf zugrunde lagen, immer wieder hinzuführen. Und wenn das auch in fernsten Jahren nur mehr ein flüchtiger Gedanke sein sollte, so wird er doch noch vielleicht seinen erzieherischen Wert behalten. Denn stumme alte Kreuze haben eine eindringliche Sprache, und die Kreuze in Therapia werden ewig erzählen von Not und Sieg in den Dardanellen und auf Gallipoli, von des alten deutschen Marschalls v. d. Goltz Todesfahrt nach Babylonien und von den beiden trotzigen deutschen Schiffen „Goeben" und „Breslau", die auf dem Schwarzen Meer, wie die alten Wikinger, ein Schrecken des Feindes waren und deutsche Schiffe geblieben sind trotz türkischer neuer Namen.

Und neue Menschen sollen den alten Kreuzen lauschen.



Phot. M. F. u. F.

Durch eine deutsche Fliegerbombe zerstörter rumänischer Munitionszug. Deutsche Soldaten beim Aufräumen der Trümmer.

Der Krieg in Ostafrika im Oktober und November 1916 und die Kämpfe an der Ugandabahn im Januar und Februar 1916.

(Hierzu die Bilder Seite 78—80.)

Das weitere Vordringen der feindlichen Kolonnen unter dem Oberbefehl des Generals Smuts (siehe Bild Seite 79) in der deutsch-ostafrikanischen Kolonie (siehe die Karte Band V Seite 79) ist zu Beginn des Monats Oktober infolge des außerordentlichen, zähen, erbitterten und erfolgreichen Widerstandes der unvergleichlich tapferen deutschen Schutztruppe nördlich des großen Ruaha- und des Rufidjiflusses zum Stillstand gebracht worden. Auch den Truppen des Generals Northey, die sich von Westen her noch im September auf dem Anmarsche gegen die Linie Mahenge—Mponda—Ssongea befanden, wurde Anfang Oktober ein kräftiges Halt geboten.

Gegen die Truppen Northeys richteten am 19. Oktober stärkere Teile der deutschen Schutztruppe eine Reihe heftiger Angriffe. Die feindlichen Kolonnen wurden nach mehreren glücklichen Gefechten über den Kilombero (Nebenfluß des Rufidji) und den Ruhudje (Nebenfluß des Kilombero) geworfen und in scharfem Nachdrängen nach Westen in Richtung auf Lupembe und Iringa zurückgetrieben.

Gleichzeitig mit diesen großangelegten Angriffsbewegungen, die auf einer Front von ungefähr 150 Kilometern in verschiedenen Abschnitten unternommen wurden, versuchten die von der deutschen Hauptmacht abgeschnittenen, unter dem Befehle des Generals Wahle stehenden Truppen, bei Iringa durch die englischen Linien durchzubrechen, um sich mit der Hauptmacht zu vereinigen. Diese Streitkräfte mußten infolge des Vormarsches der belgischen Brigaden auf Tabora (siehe Bild Seite 78 unten) diesen Ort und den ganzen nordwestlichen Teil des Schutzgebietes preisgeben und zogen sich dann nach Südosten zurück. Es entwickelte sich nun, nach amtlichen englischen Berichten, am 22. Oktober bei Ngominji ein sehr heftiges Gefecht „unübersichtlicher Art“. Dabei geriet eine britische Abteilung, vermischt mit Polizei- und rhodesianischen Eingeborenentruppen (siehe Bild Seite 79 oben), mit dem englischen Oberst Baxendale an der Spitze, in einen deutschen Hinterhalt und wurde im Laufe des Kampfes im dichten Busch vollkommen vernichtet. Oberst Baxendale selbst fiel verwundet nebst einigen Geschützen und Maschinengewehren in die Hände der Deutschen. Die Kämpfe gingen Ende Oktober an zahlreichen Stellen der langen Front sehr heftig weiter, ohne daß es den Truppen des Generals Wahle gelang, die beabsichtigte Verbindung rasch mit der Hauptmacht herzustellen, obgleich diese zur Unterstützung mehrere kraftvolle Vorstöße gegen die starken feindlichen Linien machte. Anfang November teilte sich Wahles über 1000 Mann starke tapfere Kampfgruppe in zwei Abteilungen, von denen es der größeren mit ihrem heldenmütigen Führer an der Spitze gelang, sich durch die feindlichen Truppen durchzuschlagen und mit der deutschen Hauptmacht endlich zu vereinigen. Nach Erreichung dieses Zieles zogen sich die gesamten Streitkräfte ohne Belästigung durch den Feind auf ihre strategisch günstigen Stellungen im Bezirke Mahenge zurück. Die andere Abteilung, die südwärts marschiert war, um eine günstige Durchbruchstelle auszukundschaften, konnte trotz größter Tapferkeit und Aufopferung nicht verhindern, daß sie von den feindlichen übermächtigen Truppen umzingelt wurde. Nach mehrtägiger Einschließung mußte sie am 26. November kapitulieren. Englischen Meldungen zufolge sollen dabei 7 deutsche Offiziere, 47 europäische Soldaten und 229 Askari (siehe Bild Seite 78 oben) in die Hände der Feinde gefallen sein. —

Die Portugiesen meldeten in amtlichen Berichten im Oktober und November in sehr übertriebener Weise von angeblichen „Erfolgen“ ihrer Kolonialtruppen, die diese über die deutschen Schutztruppen errungen haben wollten. Danach hatte eine starke portugiesische Kolonne deutsche Kräfte aus ihren vorgeschobenen Verteidigungstellen bei Newala (etwa 20 Kilometer nördlich des Rowumagrenzflusses) geworfen und nach heftigem Kampfe diesen Ort (eine Missionstation) selbst am 26. Oktober eingenommen.



Friedhof der in der Türkei gefallenen deutschen Helden im Botschaftsgarten zu [illegible]

Die schwache deutsche Truppe zog sich nach Preisgabe dieses Postens mit ganz geringen Verlusten nach Norden zurück, nachdem sie ihrem Gegner zuvor eine empfindliche Schlappe beigebracht hatte. Letzteres ging schon daraus hervor, daß die Portugiesen nicht wagten, den Deutschen nachzurücken, sondern sich in hastiger Weise in dem „eroberten“ Ort verschanzten. Die deutsche Truppe stellte nicht weit nördlich Newala ihren „Rückzug“ ein und wartete dort Verstärkungen ab. Nachdem sie diese im November in genügender Zahl erhalten hatte, ging sie wieder gegen Newala vor, das die Portugiesen, in der Erwartung eines deutschen Gegenangriffes, mittlerweile zu einer kleinen

Festung ausgebaut hatten. Um diese Feste entbrannten in der Zeit vom 20. bis 28. November ununterbrochene heftige Kämpfe, in deren Verlauf die Portugiesen einen schweren blutigen Denkzettel erhielten. Wie selbst feindliche amtliche Berichte zur Genüge erkennen lassen, wurde die starke portugiesische Besatzung vollständig vernichtet oder gefangen genommen. Eine portugiesische Hilfskolonne, die in Eilmärschen herbeigeeilt war, um die in Newala eingeschlossenen Kämpfer zu entsetzen, wurde in einem zwölfstündigen Gefecht geworfen und in regelloser Flucht über den Rowuma zurückgeschlagen. Der Posten Newala war am 28. November wieder im Besitze des Siegers, dem eine ungemein reiche Beute zufiel.

Andere portugiesische Abteilungen unternahmen in den Oktober- und Novembertagen verschiedentlich Streifzüge auf deutschem Schutzgebiet, wobei sie in schamloser Weise raubten und plünderten und mehrere Dörfer friedlicher Eingeborenen niederbrannten. Aber lange konnten sie sich dieses frevelhaften Tuns und Treibens nicht erfreuen. Deutsche Truppenabteilungen jagten diese portugiesischen Raubgesellen nach ihrem Auftauchen in kurzer Frist mit blutigen Köpfen über den Rowuma auf ihr eigenes Gebiet zurück. So wurde im November den Portugiesen das ihnen früher freiwillig überlassene Gebiet in der südöstlichen Grenzecke der Kolonie zum größten Teil in siegreichen Gefechten wieder abgenommen.

Die heldenmütige, achtundzwanzigmonatige Verteidigung der größten und reichsten deutschen Kolonie in Übersee fand im November durch den Kaiser die äußerliche wohlverdiente Anerkennung durch die Verleihung des Ordens Pour le Mérite an den unermüdlichen Führer der Truppen, den Obersten v. Lettow-Vorbeck (siehe Bild Band V Seite 76). Ihm ist es gelungen, seine Streiter stets schlagfertig, ihren Mut und ihre Kampfesfreudigkeit trotz ungeheuren Anforderungen auf der Höhe zu halten.

* * *

Mit einem größeren, erfolgreichen Angriffsunternehmen gegen Britisch-Ostafrika, vornehmlich gegen die britische Ugandabahn, die Lebensader dieser englischen Kolonie, leitete die deutsche ostafrikanische Schutztruppe den Beginn des Jahres 1916 ein. Die Einzelheiten sind erst später bekannt geworden und sollen an dieser Stelle nachgetragen werden.

Nachdem im Laufe des Jahres 1915 deutschen Erkundungsabteilungen Vorstöße gegen die Ugandabahn geglückt waren, ohne daß ihnen die Engländer wirksam entgegentreten konnten, entschloß sich die deutsche Führung, mit stärkeren Kräften gegen den Feind vorzugehen. Es wurden zwei Angriffslinien gewählt: von Jassin über Wanga nach Mombassa, und von Taveta nach Voi. Die deutschen Kolonnen setzten sich in den letzten Dezembertagen 1915 und ersten Januartagen 1916 gegen die britische Kolonie in Bewegung. Die Abteilung, die von Jassin aufgebrochen war und an der Küste des Indischen Ozeans vorging, überschritt am 6. Januar den Moamandi und gelangte dabei in bedrohliche Nähe von Mombassa und der Ugandabahn. Hier traten ihr die Engländer am 7. und 8. Januar mit etwa 2000 Mann Indern und schwächeren englischen Abteilungen unter Führung von einigen englischen Majoren entgegen. Es kam zu einem scharfen, zweitägigen Gefecht bei Shimba, westlich Mombassa, das den Engländern und Indern über 280 Mann an Toten kostete, darunter 2 englische Majore und 2 englische Leutnante, und mit dem Rückzuge des Feindes in Richtung Mombassa endete. Die Engländer bezogen westlich vor Kilindini, dem Hafen von Mombassa, und bei Rabai, nordwestlich Mombassa, neue stark befestigte Stellungen und konnten mit eiligst herangeführten frischen Kräften die Deutschen am weiteren Vordringen gegen Mombassa verhindern. Während nun deutsche Verstärkungen die feindlichen Kräfte in der Mombassagegend in Schach hielten, gingen die übrigen deutschen Abteilungen an der Ugandabahn entlang ins Innere des feindlichen Gebietes vor. Sie sprengten dabei Brücken, englische Material- und Panzerzüge in die Luft, zerstörten auf weite Strecken den Bahnkörper und die Telegraphenleitungen und besetzten nach leichteren, für sie glücklichen Gefechten die größere englische Station Samburu und verschiedene kleinere Ortschaften.

Die deutschen Streitkräfte, die vom Kilimandscharo und von Taveta aus in feindliches Gebiet ostwärts vorgestoßen waren, trafen hinter Taveta auf stärkere englisch-indische Abteilungen, die nach kurzen heftigen Gefechten (siehe Bild Seite 80) in regellose Flucht geschlagen wurden. Ohne besonderen weiteren Widerstand zu finden, rückten dann die Deutschen bis in die Buraberge (unweit der Ugandabahn) vor. Dort gerieten sie am 3., 4. und 5. Januar wieder in heftige Gefechte mit starken feindlichen Kräften, die von ihnen gezwungen wurden, nach schweren Verlusten eiligst nach Norden zurückzuweichen. Die Deutschen drangen ungestüm nach und nahmen um diese Zeit den wichtigen

...apia am Bosporus. Nach einer Originalzeichnung von Georg Wagenführ.

Ort Voi, dann Maungu an der Ugandabahn, südlich davon Sagala und noch mehrere wichtigere Orte an der Bahnlinie oder in deren Nähe in Besitz. Schwächere deutsche Abteilungen hatten zwischen Voi und Samburu Anfang Januar mehrere leichte Gefechte zu bestehen, die überall günstig für sie verliefen. Der Feind, meistens indische Truppen, mußte sich stets zurückziehen.

Die tapferen deutschen Ostafrikaner waren nun während eines Teiles des Januars 1916 Herren der englischen Ugandabahn von Voi bis westlich Mombassa, auch die neue englische Kilimandscharobahn Voi—Taveta, die allerdings nur zum Teil fertiggestellt war, befand sich in ihrem Besitz. Das Innere Britisch-Ostafrikas, mit der Hauptstadt Nairobi, war damit von der Küste vollständig abgeschnitten und der ganze wichtige Verkehr lahmgelegt. Die Aufregung der Engländer war begreiflicherweise sehr groß, und sie befürchteten, daß die Deutschen noch größere Gebiete der englischen Kolonie in ihre Hände bringen würden. Deshalb wurde eiligst die bisher in Ägypten gestandene 2. südafrikanische Burenbrigade nach Mombassa geschickt, die gegen Mitte Januar dort gelandet wurde. Angesichts dieser gut ausgerüsteten Truppenübermacht zogen sich die Deutschen aus der Samburu- und Mombassagegend beinahe kampflos wieder gegen die deutsche Grenze zurück. Die Burenbrigade ging nun längs der Ugandabahn vor und stellte mit ihren Tausenden von farbigen Hilfstruppen die zerstörten Teile der Bahn wieder her. Ende Januar gab die deutsche Schutztruppe auch Voi und die anderen Orte auf und rückte ohne besondere Kämpfe auf ihre Ausgangstellungen im Kilimandscharo- und Tavetagebiet zurück, nachdem sie vorher die von den Engländern fertiggestellten Teile der Kilimandscharobahn gründlich zerstört hatte. Sie beschränkte sich aber im nachfolgenden Monat Februar nicht nur auf erfolgreiche Verteidigung, sondern unternahm wiederum kräftige Vorstöße gegen die Ugandabahn. Hierbei wurde am 12. Februar, wie wir schon kurz, aber unvollständig berichten konnten, die 2. südafrikanische Brigade bei Oldorobo, nordöstlich Taveta, am sogenannten Salaitahügel, schwer aufs Haupt geschlagen. Mit einem Verlust von 172 Toten und 350 Verwundeten mußten sich die Buren nach mehrstündigem Kampfe zurückziehen, doch waren die Deutschen gegen Ende Februar gezwungen, wieder auf ihre Kilimandscharostellungen zurückzugehen, da die Engländer weitere Burenbrigaden nach Ostafrika schickten.



Askari-Hornist von Deutsch-Ostafrika.

Nach weiteren, sicheren Nachrichten büßten die Engländer in den beiden Monaten Januar und Februar in sämtlichen Gefechten über 5000 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten ein, davon die 2. südafrikanische Burenbrigade allein 1500 Mann, das ist ein Drittel ihres Bestandes; ferner verloren sie viel wertvolles Material und mehrere stark bemannte Panzerzüge.

Charakterköpfe der Weltkriegsbühne.

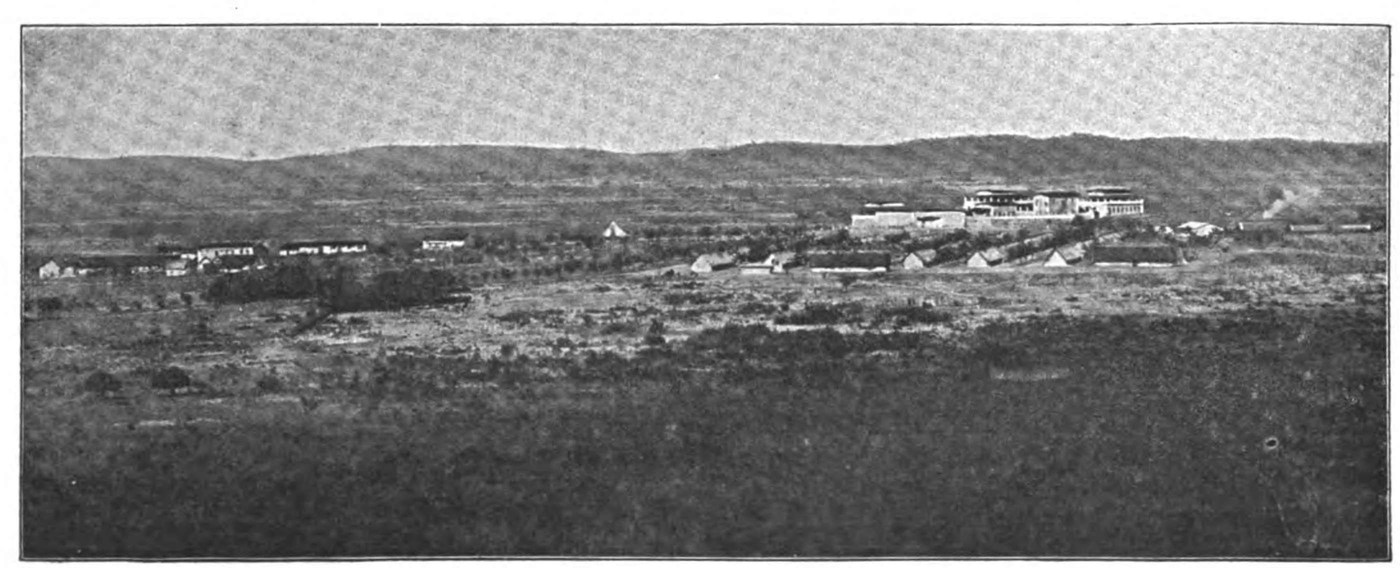
Von Dr. Frhr. v. Mackay.

1.

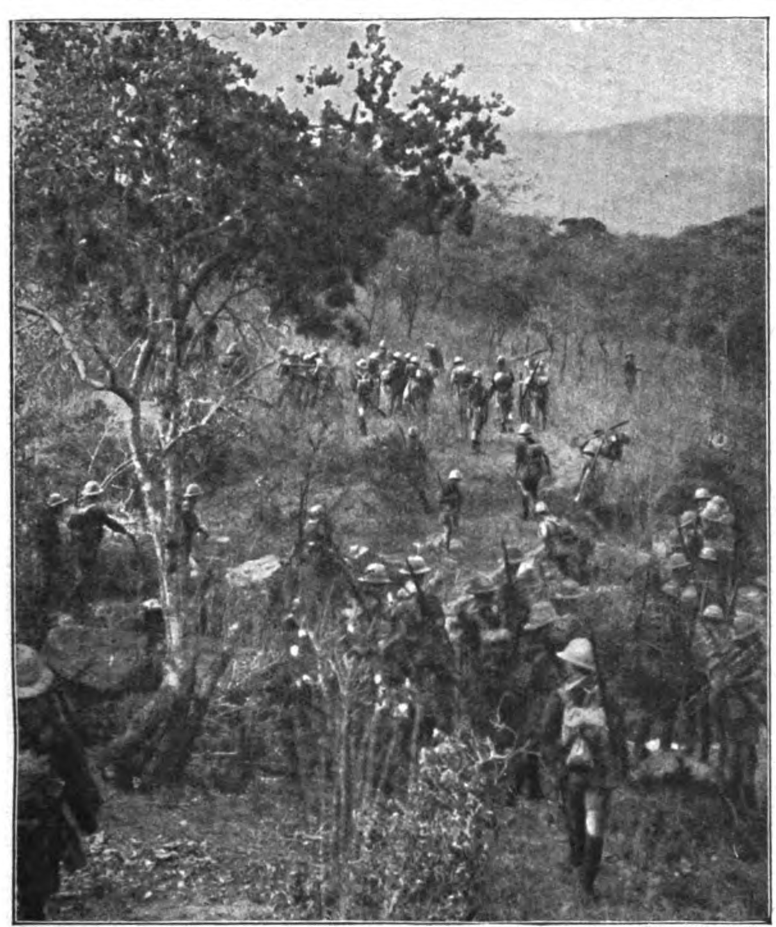
Lloyd George als englischer Volksheld.

(Hierzu das Bild Seite 80.)

In Blunystandwy lebte vor Jahrzehnten und lebt noch heute ein Schuhflicker und sonderbarer Kauz. Neben seinem



Blick auf Tabora, das am 4. September 1916 vom Feinde besetzt wurde.


Phot. Franz Otto Koch, Berlin.
Eine Abteilung rhodesianischer Truppen, die auf ihrem Vormarsch im dichten Busch Deutsch-Ostafrikas von den Deutschen vollkommen vernichtet wurde.

dierten, rief er dreifaches Wehe über die barbarischen Vergewaltiger schwacher Völker und stimmte Lobeshymnen auf Arabi Pascha, den „Washington an den Ufern des Nils", an. Als Schatzkanzler wetterte er in allen Tonarten gegen die Stadtgrundbesitzer, die „Hausmietewucherer", die „bierbrauenden Volksvergifter", die Großgrundbesitzer, die „Schmarotzer und Drohnen des Landes", gab in billigen Witzen die shop barony und peerage der Burton, Ardilaun, Saville, Beauchamp dem Gelächter der Massen preis und predigte das Evangelium eines neuen sozialen Zeitalters der Gerechtigkeit, Gleichheit, Volkswohlfahrt. Zur Zeit des Marconiskandals wurde er plötzlich, ganz gegen seine Natur, ein sehr stiller Mann: aus nur zu guten Gründen. Er mußte sich einen „error in judgment" vorwerfen lassen, wie die biegsame englische Doppelmoral Befleckungen der weißen Weste bei hochgestellten Persönlichkeiten zu entschuldigen liebt. Er hatte sich als Börsenspekulant erwiesen, der „eifriger ans Geldverdienen als an die Würde der Regierung und die Verantwortung seines Amtes dachte"; damals wurden ihm sogar von den eigenen Parteigenossen gröbste Vorwürfe gemacht. So vom „Daily Telegraph": er gefalle sich in einer Wahlmache schauspielerischer Redekünste fünfter Klasse, die durch ihre Unaufrichtigkeit besonders widerwärtig wirkten, und er sinke auf die Stufe schäbiger Gaukelei herab, welche die Bloßstellung seiner staatsmännischen Unfähigkeit als Feindschaft gegen seine Gedankentiefe ausgebe. Dann aber schwemmte ihm zur rechten Zeit der Strom des Weltkriegs Treibholz zu, an das anklammernd er sich vor dem Ertrinken retten konnte, ja aus dem er sich geschickt ein Floß für neuen Stand als rettender Genius des hochbedrängten Vaterlandes zu zimmern wußte. Er hielt seine schmetternden „Zu spät"-Reden, in denen er klarlegte, wie seine Ministerkollegen in fast vaterlandsverräterischer Schlaffheit und Fahrlässigkeit alles versäumt hätten,

Schemel war ein großes Wandloch, vollgepfropft mit Zeitungen und Erbauungsschriften; gleichsam die Speckräucherkammer, aus der er in jeder Arbeitspause seine geistige Nahrung entnahm, die er beim Nägelklopfen verdaute, um sie bei seinen sonntäglichen Laienpredigten wieder nutzbar zu machen. Daneben gab es in dem kleinen, weltabgeschiedenen Waliser Dorf eine andere Leuchte, einen kongregationalistischen Schmied und Diakon, einen seltsamen Querkopf, der immer bereit war, zu beweisen, daß weder Methodisten noch Baptisten die geringste Bestätigung ihrer Lehren in der Heiligen Schrift fänden und daß die Staatskirche ein leibhaftiger Sündenpfuhl der Ketzerei sei. Und es war noch jemand da in diesem ländlichen Stilleben: ein kleiner, kraushaariger, aufgeweckter und lernbegieriger Junge, Tavy gerufen, der Sohn armer und früh verstorbener Schullehrersleute, der hier bei dem Onkel Schuhflicker in bescheidensten Verhältnissen großgezogen wurde und heute der erste Mann im britischen Weltreich ist: nämlich David Lloyd George, der neuernannte Ministerpräsident (siehe Bild Band IV Seite 418).

Er selbst hat einmal gemeint, jene Schusterwerkstatt und Schmiede, wo Tag und Nacht die abstrakten Fragen von diesseitiger und jenseitiger Welt in den Beziehungen zu Theologie, Philosophie und Wissenschaft behandelt worden seien und wo kein Problem zu verwickelt gewesen, um nicht ohne den geringsten Zweifel gelöst zu werden, sei sein erstes Unterhaus gewesen. Sicher ist soviel, daß er in seinem ganzen Leben niemals diese eigentümliche Vorschule verleugnet hat. Er ließ sich zunächst als Solicitor, das heißt als eine Art Winkeladvokat nieder, und vermochte dann durch die Mittel seiner Beredsamkeit und seines Ansehens bei den Dissenter-Wählermassen einen Platz unter den Gemeinen sich zu erobern. Von da ab war er stets der Mann, der, mit der Jakobinermütze auf dem Kopf, gegen jede Autorität anrannte und herunterriß, was die Volksstimmung geißelte, feierte, was diese bejubelte. Als die britischen Schiffsgeschütze Alexandria bombar-

um die Kriegsrüstung Englands in der nötigen Schnelligkeit und organisatorischen Planmäßigkeit voranzutreiben, und


Phot. Franz Otto Koch, Berlin.
General Smuts, der Kommandeur der englischen Truppen in Ostafrika, besichtigt **von seinem Panzerauto aus das Gelände.**



Englische Offiziere beobachten den Verlauf eines Gefechtes an der Tanga—Moschi-Eisenbahn von dem Dache eines Hauses aus.
Nach einer englischen Darstellung.

ließ sich, um diese Schäden wett zu machen, mit der eigens für ihn geschaffenen Würde eines Munitionsministers bekleiden.

Man sagt, der Mensch wachse mit seinen höheren Zwecken. Ist das richtig, so darf man sich seltsamer Dinge von Tavys Regiment versehen. Was hat er auf seiner merkwürdig verschlungenen Laufbahn geleistet? Man kann ihm nicht das Verdienst absprechen, erstmals und richtunggebend in Gemeinschaft mit Asquith gegen die Grundübel der sozialen Verfassung Englands mutig angekämpft, tatkräftig für eine durchgreifende Agrarreform sich eingesetzt und durch eine daran sich anschließende, im Entwurf überaus großzügige Sozialgesetzgebung den Besitzenden und Mächtigen das Gewissen geschärft, das kategorische Pflichtgebot der Fürsorge für die Schwachen und die Anerkennung ihrer gleichen Menschenrechte wieder wirksam in den Mittelpunkt des politischen Lebens gestellt zu haben. Aber praktisch war seine gerühmte Sozialversicherung in allen Teilen lediglich eine Nachahmung des deutschen Vorbildes und da, wo sie auf eigenen Wegen den andersartigen britischen Verhältnissen sich anzupassen suchte, ein ziemlich stümperhaftes Flickwerk. Seine Staatshaushaltung war so mangelhaft, unzuverlässig und undurchsichtig, so sehr auf den schönen Schein hin und so wenig auf den Boden innerer Wahrhaftigkeit aufgebaut, daß nicht nur die Parteigegner, sondern auch die gesamte Fachkritik völlige Zerrüttung der Staatsfinanzen unter seinem Regiment voraussagten. Hatte der große Solicitor-Staatsmann dann aber in St. James genug Brandreden gegen Geldsackherrschaft und smart set unter dem Schlagwort: „Für das Glas Bier des armen Mannes" gehalten, dann reiste er zu seinen Landsleuten nach dem Waliser Kohlenrevier, hielt den Arbeitermassen flammende Wahlmacherreden in der Mundart ihrer Heimat und versprach ihnen, was immer ihr Herz begehrte: Mindestlöhne, hohen Verdienst bei geringer Arbeitszeit, ein Zeitalter der frei in den Mund fliegenden gebratenen Tauben unter dem Schutz von Lohn- und Betriebsverstaatlichung. Demgemäß hatte er seine Ämter nach dem Kriegsausbruch weitergeführt. Seine Idee des Munitionsministeriums war zweifellos ein glücklicher Wurf: treffsicher hat er eine wunde Stelle im Rüstzeug Englands erkannt und sie nach Kräften ausgeflickt. Die alte Weise, den Arbeitern alle möglichen Versprechungen zu geben, deren Einlösung ihm keine Sorge machte, setzte er auch weiterhin fort und paktierte so auch heute mit den Gewerkschaftlern und Sozialisten wie mit seinesgleichen, muß aber sehen, daß ihm gerade von dieser Seite der größte Argwohn entgegengebracht wird. Dafür genießt er scheinbar desto unbedingter das Vertrauen der Rechten. Das Unerhörte wird Ereignis. Er, der einstmalige Draufgänger von der äußersten Linken, schart einen Ministerausschuß unter liberaler Flagge um sich, der in Wahrheit ein echtes rechtes Torykabinett bildet! Man muß diesen Volkshelden in seiner Redebetriebsamkeit gesehen haben, um seinen Charakter oder vielmehr seine Charakteruntiefen zu verstehen. Eine untersetzte schmiegsame Gestalt, bekrönt von einer Fülle zurückgestriegelten braunen Haares, eine vorspringende, durchfurchte, von übersprudelndem Temperament zeugende Stirn, ein unruhig flackerndes Auge, ein bärbeißiger Schnurrbart, wie Windmühlenflügel gestikulierende Arme; ins Oberhaus aufgenommen muß er sich unter den Pairs ausnehmen wie spritziger leichter Apfelmost unter abgelagerten Burgunderflaschen. Als Sozialgesetzgeber hat er Deutschlands vorbildliche Reformarbeit überschwenglich gelobt, freilich auch gelegentlich, so bei der Marokkokrise, „zerschmetternde" Brandreden gehalten, die wie Kriegserklärungen an Berlin anmuteten. Als er aber darüber von Balfour zur Rede gestellt wurde: „Sie sagten mir doch, Sie wollten eine Friedensrede halten!", antwortete er: „Gewiß, und das tat ich auch!" — „Aber Sie haben ja eine Kriegsrede gehalten!" Tavy ist eben so wenig Diplomat, so sehr walisischer Hitzkopf und Schwärmer, daß ihm jedes Unterscheidungsvermögen für die Bedeutung und Wirkung seiner Reden und Handlungen über den engen Gesichtskreis der Parteirichtung, in deren Fahrwasser er jeweils schwimmt, fehlt, eben darum aber stets ein handgerechtes Werkzeug für die Drahtzieher hinter den Kulissen der politischen Bühne. Und mehr als die Rolle eines Briand oder eines ins Bürgerlich-Englische übersetzten Boulanger dürfte ihm auch jetzt nicht zufallen, mag immer er durch Reden gegen den Frieden, „die kalt wie Eisen und voll Grauen wie tiefe Nacht sind", als echter, rechter Demagoge sich bewähren. Der Triumph Preußens, so hat er gemeint, würde dahin führen, daß die Menschheit hilflos im Sumpf stecken bliebe. England schiebt stets die Menschheit vor, wenn es ihm selbst um seine Sache angst wird; aber keine Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß gerade der Streber um jeden Preis, Lloyd George, befähigt sein sollte, das britische Reichsgefährt aus dem Sumpf zu ziehen. Im Gegenteil! Sieht man wie die Schatten größerer Männer hinter ihm sich erheben, im „inneren Kabinett" ein Curzon und Milner, im äußeren ein Carson, so gedenkt man des britischen Mahnworts: Siehe, die Füße derer, die dich hinaustragen, stehen vor der Tür!



Lloyd George, der englische Diktator.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

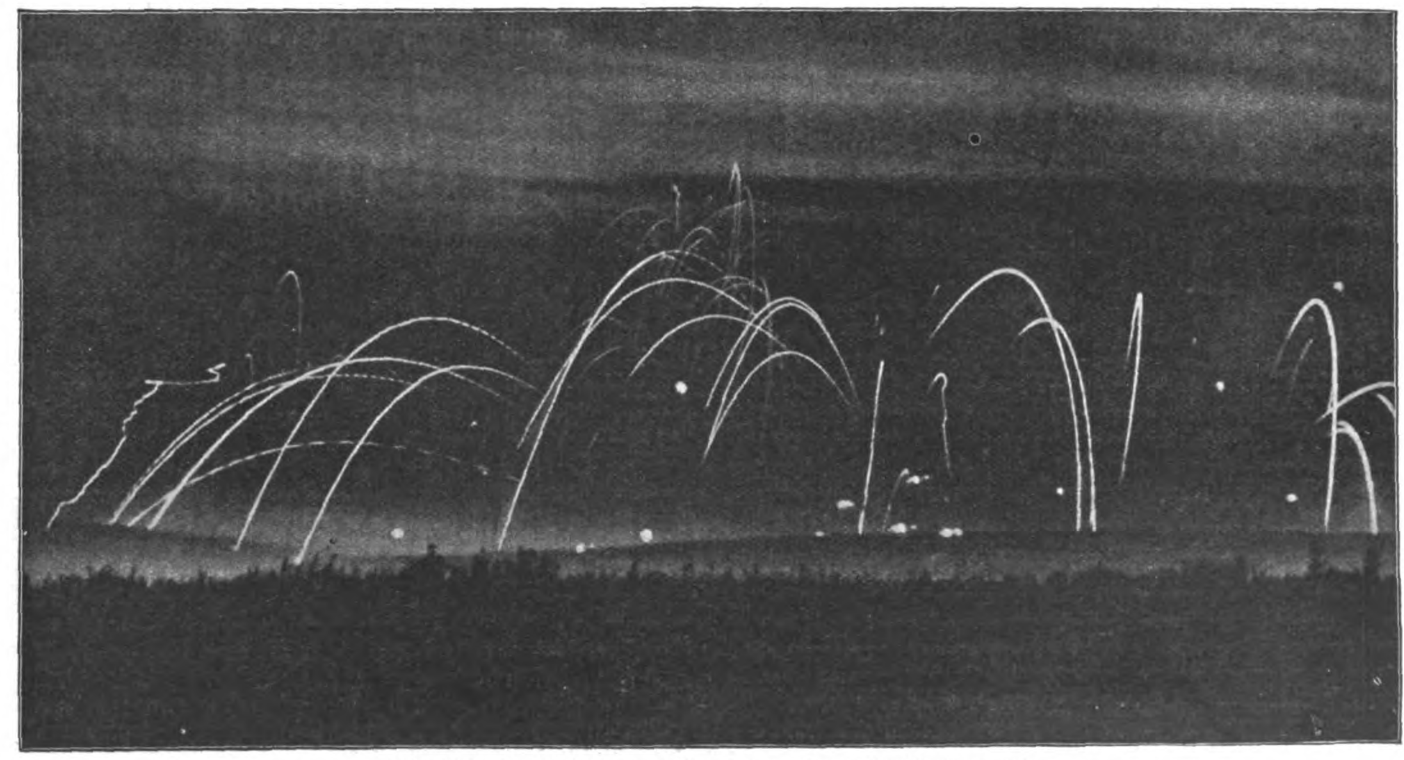
(Fortsetzung.)

Wie sehr sich alle Kulturvölker, die am Krieg nicht beteiligten ebenso wie die beteiligten, nach dem Frieden sehnten, trat deutlich in die Erscheinung, nachdem die Mittelmächte und deren Verbündete mit einem **Friedensangebot** hervorgetreten waren Nie bisher hatte auch ein Krieg solche Opfer gekostet und solche Umwälzungen in den gesamten Beziehungen der Völker untereinander hervorgerufen wie der Weltkrieg während der Jahre 1914 bis 1916 Was er allein an Menschen gekostet hatte, wurde aus den Veröffentlichungen einer „Gesellschaft für soziale Erforschung der Folgen des Krieges" in Kopenhagen gegen Ende Dezember bekannt Danach büßten bis zu den letzten Wochen des Jahres 1916 über 4,6 Millionen Menschen durch den Krieg ihr Leben ein. Das waren weit mehr, als in allen europäischen Kriegen zusammen seit der Zeit Napoleons, diese eingeschlossen, gefallen waren. Napoleons Kriege, die sich über einen Zeitraum von 25 Jahren erstreckten, forderten 2,1 Millionen Tote, der Deutsch-Französische Krieg 184 000, der Russisch-Japanische Krieg 160 000. Auf den Tag berechnet starben durch die Napoleonischen Schlachten etwa 235 Menschen täglich, im Deutsch-Französischen Kriege 875, im Russisch-Japanischen Kriege 292, im Weltkriege dagegen 6336. Ähnliche Verhältnisse ergaben sich hinsichtlich der Verwundeten und Invaliden; die Gesamtzahl aller Verwundeten wurde auf 11,2 Millionen, die der Invaliden auf 3,4 Millionen berechnet. Auf vollkommene Genauigkeit können diese Zahlen natürlich keinen Anspruch erheben, weil nicht alle am Kriege beteiligten Staaten vollständige Verlustlisten veröffentlichten. (Siehe auch den Artikel auf Seite 48.)

Trotz aller Friedensehnsucht fand das Angebot bei den Regierungen und der Presse der den Mittelmächten feindlichen Länder heftige Zurückweisung. Besonders in Frankreich wurde dagegen geeifert. Die Schärfe der Kritik, die es dort fand, wurde höchstens noch von der Beurteilung übertroffen, die die russische Regierung dem Friedensangebot widerfahren ließ. Aber ebenso wie in Rußland, sprach in Frankreich nur die Regierung und die Hetzpresse, nicht aber das Volk, das die Riesenopfer gebracht hatte. In England war es übrigens kaum besser. Lloyd George hatte sich nicht an die Spitze der Regierung gestellt, um Frieden zu schließen, sondern um den Krieg mit äußerster Heftigkeit weiterzuführen. Jedoch aus den englischen Schützengräben drangen andere Stimmen zu uns. Wie aus den Aussagen englischer Gefangener hervorging, hatte man dort zuversichtlich mindestens auf Verhandlungen gehofft und war nun schwer enttäuscht. Man kann es daher verstehen, daß die Kriegstreiber sich gestört fühlen mußten, als am 22. Dezember den kriegführenden Mächten eine Note Wilsons, des amerikanischen Präsidenten, überreicht wurde, die ebenfalls der Herbeiführung des Friedens dienen sollte und somit den Schritt der Mittelmächte unterstützte. In dieser Note wurde angeregt, auf Grund der von beiden Parteien bekanntzugebenden Friedensbedingungen in Unterhandlungen einzutreten und die Ansichten über die Vorkehrungen mitzuteilen, die gegen eine Wiederholung des Krieges eine zufriedenstellende Bürgschaft leisten könnten. Wilsons Schriftstück hatte ein ähnliches Schicksal wie die vor ihm ergangene Friedensnote. Es fand eine ziemlich kühle Aufnahme und begegnete besonders in den Ländern des Vierverbands großem Mißtrauen.

Die Antwort der deutschen Regierung auf diese Anregung erfolgte schon am 26. Dezember. In ihr wurde mitgeteilt, daß der kaiserlichen Regierung ein unmittelbarer Gedankenaustausch als der geeignetste Weg erschiene, um zu dem gewünschten Ergebnis zu gelangen. Sie beehre sich daher, im Sinne ihrer Erklärung vom 12. Dezember, die zu Friedensverhandlungen die Hand bot, den alsbaldigen Zusammentritt von Delegierten der kriegführenden Staaten an einem neutralen Orte vorzuschlagen.

Wilsons Note an die Kriegführenden war unmittelbar eine Note gleicher Art von dem schweizerischen Bundesrat gefolgt. Die Bestrebungen des amerikanischen Präsidenten fanden darin freudige Unterstützung. Sie war geboren aus der tiefgehenden Friedensehnsucht der Schweiz, „die wie eine Insel inmitten der Brandung des schrecklichen Völkerkrieges gelegen und in ihren ideellen und materiellen Interessen auf das empfindlichste bedroht und verletzt sei". Auch der schweizerische Bundesrat erklärte sich bereit, mitzuhelfen, um den Leiden des Krieges, die ihm durch Berührung mit den internierten Schwerverwundeten und Evakuierten täglich vor Augen geführt würden, ein Ende zu bereiten. Die deutsche Regierung antwortete darauf im Sinne ihrer Erwiderung an Wilson und hob dabei hervor, daß es ihr hochwillkommen sein würde, wenn die Schweiz zur Sicherung des Weltfriedens beitragen wolle.



Nächtliches Artilleriefeuer mit Leuchtgranaten an der Sommefront.

Nach einer französischen Darstellung.

Einige Tage später lief bei den Kriegführenden auch eine Friedenskundgebung der drei skandinavischen Reiche, Dänemark, Norwegen und Schweden, ein, in der sie ihre wärmste Sympathie für alle Bestrebungen, dem Kriege ein baldiges Ende zu machen, aussprachen.

Diese Haltung der neutralen Staaten bewies, daß die Mittelmächte mit ihren Verbündeten durchaus auf dem rechten Wege waren, als sie der Welt die Segnungen des Friedens zurückgeben wollten, nur ihre Gegner verschlossen sich noch immer hartnäckig der Einsicht.

Um die Jahreswende erfolgte endlich die Antwort des Vierverbandes auf das Friedensangebot. Es war nicht leicht gewesen, die widerstreitenden Ansichten und Interessen der einzelnen Regierungen in eine alle befriedigende Form zu bringen und damit die „Einigkeit“ des Vielverbandes zu beweisen. Am 30. Dezember wurde die Antwort dem Botschafter der Vereinigten Staaten in Paris zur Übermittlung an die Mittelmächte übergeben. Wie es nach den vorausgegangenen Äußerungen der Staatsmänner des Verbands nicht anders zu erwarten war, lautete sie ablehnend, und in ihr fanden sich fast alle unwahren Beschuldigungen wieder, die seit Beginn des Krieges gegen Deutschland erhoben worden waren, das als Friedenstörer hingestellt wurde.

So blieb leider nichts anderes übrig, als den Kampf fortzuführen und zu versuchen, den Vierverband durch kräftiges Vorgehen an den ausschlaggebenden Fronten zum Eintritt in Friedensverhandlungen und zu einer vernünftigeren Auffassung der ganzen Lage zu zwingen.

Der Hauptstoß des Jahres 1916, den Franzosen und Engländer an der deutschen **Westfront** ausführten, war bestimmt gewesen, einen Umschwung in der Kriegslage hervorzubringen. Das war nicht gelungen, und die feindlichen Militärkritiker, die um die Jahreswende einen Rückblick auf die Ereignisse warfen, konnten sich der Tatsache nicht verschließen, daß die Unternehmungen des Verbandes von wenig Glück begleitet gewesen waren. Der russische Ansturm, der im Mai den Österreichern und Ungarn im ersten Anprall einigen Gebietsverlust gebracht hatte, war trotz monatelanger Kämpfe nicht weiter vorangekommen, und die ungeheuren Anstrengungen in der Sommeschlacht hatten die deutsche Front nur um ein geringes zurückdrücken können, ohne strategisch auswertbare Punkte zu erreichen. Die große Schlacht war trotz aller Opfer in sich zusammengebrochen. Zwar donnerten immer noch französische und englische Geschütze zu beiden Seiten der Somme, immer noch stiegen nachts Leuchtgranaten und Raketen auf, fuhren zischend hoch in die Luft und verbreiteten für Augenblicke strahlende Helle (siehe Bild Seite 81), aber die Kämpfe waren bei weitem nicht mehr so heftig, wie sie Monate hindurch getobt hatten. Die Franzosen rasteten nach vergeblichen Kämpfen gegen den St. Pierre-Vaastwald und die Sailly-Saillisel-Stellung, und die Engländer konnten der Hügelstellung von Warlencourt weder aus dem Süden noch zu beiden Seiten der Ancre von Westen her näher kommen. Am 18. Dezember lebte auf beiden Seiten der Somme das Minenwerfer- und Geschützfeuer wohl stärker auf, aber zu größeren Infanterievorstößen kam es nicht. Auch am übernächsten Tage steigerte sich die Artillerietätigkeit infolge klaren Wetters ganz bedeutend. Die Geschosse richteten in den deutschen Stellungen manchen Schaden an; Bäume zersplitterten und stürzten in und über die offenen Gräben (siehe Bild Seite 83 oben), Erdschollen und Gesteinsmassen wurden aufgewirbelt, Drähte, Bohlenstücke und Sandsäcke in wirren Haufen durcheinandergeworfen, und häufig mußte die Besatzung der Stellungen verschüttete Kameraden ausgraben.

Die Deutschen dagegen unternahmen einen kräftigen Infanterievorstoß bei Horgny, unweit Villers-Carbonnel, einer kleinen Ortschaft westlich der Somme an der schnurgeraden Straße von St. Quentin nach Amiens. Er wurde nach schwerem deutschem Wirkungsfeuer von Gardegrenadieren und ostpreußischen Musketieren ausgeführt, die weit in die feindliche Stellung einbrachen. Dort zerstörten sie eine Anzahl Unterstände durch umfangreiche Sprengungen und kehrten dann befehlsgemäß in ihre Gräben zurück. Die Beute des wagemutigen Vorgehens betrug 4 Offiziere und 26 Mann an Gefangenen und 1 Maschinengewehr.

Am selben Tage versuchten die Engländer, zwar nicht unmittelbar an der Sommefront, aber doch noch im Abschnitt der Heeresgruppe des bayrischen Kronprinzen, bei Arras eine ähnliche Unternehmung. Sie beschossen lange Zeit und lebhaft das für den Angriff bestimmte deutsche Stellungstück und stürmten schließlich mit starken Kräften unter Einsetzung ihrer Riesenpanzerautomobile (siehe die Bilder Seite 83 unten und 84/85) an der Straße Arras-Lens vor. Vier-, an anderer Stelle fünfmal suchten sie an die zerschossenen deutschen Gräben heranzukommen; immer wieder wurden sie abgeschlagen, und immer von neuem griff die englische Artillerie mit ein. Schließlich gelang ein Einbruch in den vordersten deutschen Graben, doch bald nachher wurden die Feinde daraus vertrieben.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

In voller Ausrüstung gefangen genommener französischer Soldat.

Bis zum Jahresende blieb dann das feindliche Artilleriefeuer an der Somme im Gange, doch entwickelte es sich nur ganz gelegentlich zu größerer Heftigkeit. Durchbruchversuche wurden nicht unternommen; die Feinde gaben stillschweigend die Sommeschlacht verloren. Das war ein großer Gewinn für die Deutschen und bedeutete den vollen Sieg ihrer Verteidigung. Sie rechneten indessen mit weiteren Angriffen und bauten deshalb eifrig ihre Stellungen neu aus. Lange Auto- und Tragtierkolonnen mit Munition rückten hinter der ganzen Front an die vorderen Linien heran (siehe die Bilder Seite 86) und brachten neue Vorräte. Ende Dezember war die deutsche Front an der Somme neu ausgebaut und so fest wie vor der großen Dauerschlacht. Die Feinde hätten bei einem nochmaligen ernsten Durchbruchversuch dieselben Schwierigkeiten überwinden müssen, die sich ihnen beim ersten Male entgegengestellt hatten; sie würden aber jedenfalls mit noch höheren Verlusten zu rechnen gehabt haben. —

Im Bogen von Ypern und Wytschaete waren die Engländer im letzten Drittel des Dezembers mit besonderem Nachdruck tätig. Am 22. Dezember flammte dort das Artilleriefeuer gewaltig auf. Als die Engländer glaubten, die Beschießung habe die erhoffte Wirkung getan, brachen sie beiderseits Wieltje mit großen Infanteriemassen gegen die deutschen Linien vor. Nur zu bald sollten sie erfahren, daß ihre Berechnung falsch war, denn sie gerieten in ein vernichtendes Abwehrfeuer. An einer Stelle nur gelangten die Feinde in die Nähe der deutschen Gräben. Hier wurden sie von den Verteidigern erwartet, und sogleich entwickelte sich ein Nahkampf, in dem neben Handgranaten und Gewehrkolben auch Spaten als Waffen dienten. Da suchten die Angreifer ihr Heil in der Flucht. Wie hier in der Abwehr, so waren an diesem Tage deutsche Truppen südlich von Boesinghe auch im Angriff erfolgreich. Sie drangen in die feindlichen Stellungen, die infolge des vorausgegangenen Artilleriefeuers zum Teil schon verlassen waren, ein, machten Gefangene und erbeuteten Maschinengewehre und andere Kriegsgeräte.

In den Weihnachtstagen setzten die Engländer ihre Angriffe fort. Diese wurden regelmäßig durch starke Artillerietätigkeit eingeleitet, worauf dann die Infanterie vorging. Aber in keinem Falle führten die Unternehmungen zu dem erstrebten Ziele. —

Nach dem Abflauen der Sommeschlacht waren die Franzosen auf dem von ihnen besetzten Teile der Westfront noch regsamer, als die Engländer auf dem nördlichen Teil des westlichen Kriegschauplatzes. In der Gegend von Soissons, stärker noch in der Champagne, in den Argonnen und um Verdun steigerte sich die Kampftätigkeit außerordentlich. Die



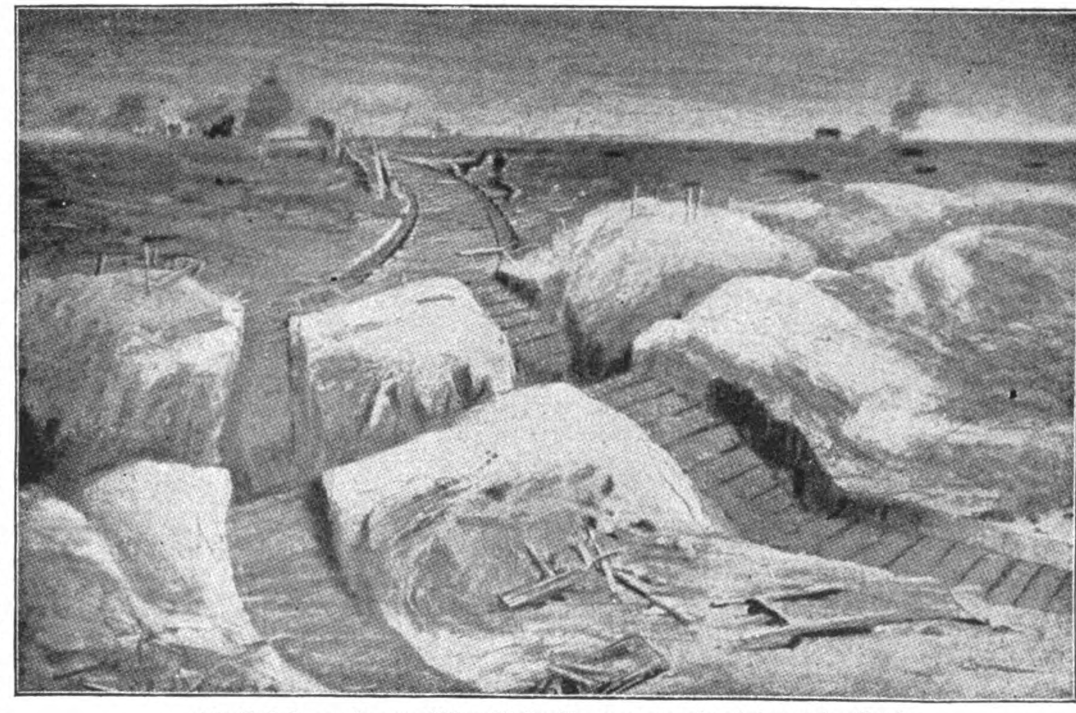
Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Schützengraben im Westen nach schwerem Minen- und Artilleriefeuer.

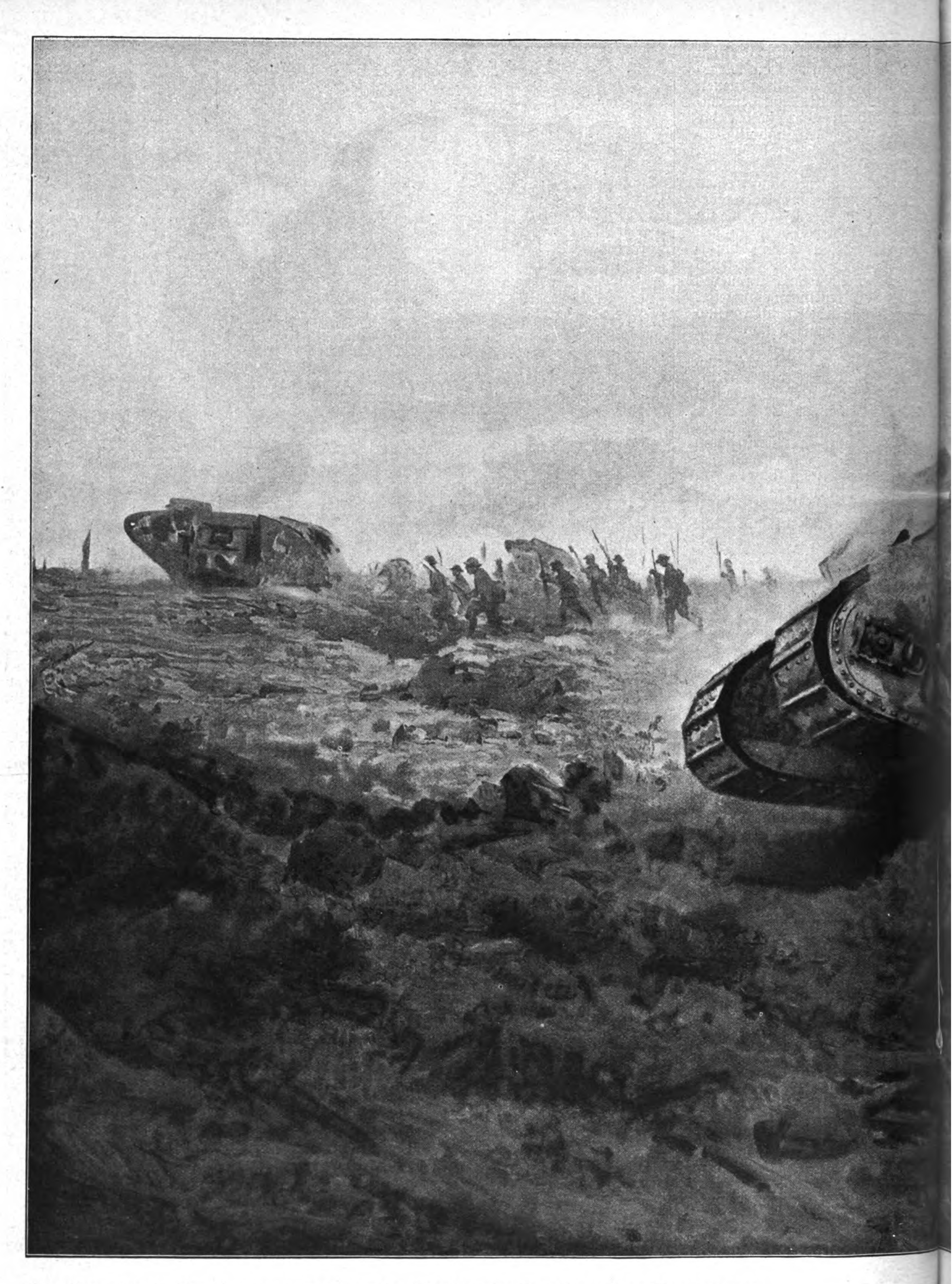
Schlacht von Verdun trat auf beiden Maasufern in einen neuen Abschnitt. Auf dem östlichen Ufer hatten die Franzosen unstreitig Erfolg. General Nivelle, der schon Ende Oktober mit gutem Gelingen einen Angriff zur Wiedereroberung der Forts, die in der Gewalt der Deutschen gewesen waren, durchführte, hatte fast zwei Monate lang ein neues Unternehmen vorbereitet und in dieser Zeit Tag und Nacht mit Geschütz- und Minenwerferfeuer nicht gespart. Am 17. und 18. Dezember stießen seine Truppen wuchtig vor und erzwangen eine Zurückverlegung der Linie der Deutschen, die in ihren völlig zerschossenen bisherigen Stellungen den Sturm nicht mehr aufhalten konnten. Bei einem Gegenangriff glückte die Rückeroberung des Gutes Chambrettes, doch ging es nachträglich wieder verloren. In der großen Schlacht büßten die Verteidiger naturgemäß viel Material ein und erlitten auch entsprechende Verluste. Doch hatten die Franzosen ebenfalls schwere Einbußen, und sie vermochten infolgedessen nicht, auch die vorbereitete zweite deutsche Linie, die aus günstigen Hügelstellungen von der Maasschleife bis Bézonvaux bestand, zu nehmen. Ihr Gewinn an Gelände löste noch lange nicht den dichten deutschen Stellungsgürtel um Verdun, den deutsche Tatkraft auf dem Feinde abgerungenem Gelände im Jahre 1916 hier errichtet hatte. Die deutschen Ausgangstellungen der Februarangriffe 1916 lagen auf der ganzen neuen Linie immer noch 7 bis 10 Kilometer weit zurück. Die Franzosen richteten auch gegen die übrigen noch im Besitz der Deutschen befindlichen Linien um Verdun stärkstes Artilleriefeuer, doch trotz aller Anstrengungen konnten sie keinen Schritt weiter vorkommen. Ihr Feuer suchte sogar Ziele weit hinter den deutschen Stellungen und richtete mitunter in französischen Dörfern große Verheerungen an; wie in Véry (siehe Bild Seite 87), so bildeten oft auch die Gebäude in anderen Orten nur Trümmerstätten.

Konnten sich die Franzosen auf dem östlichen Maasufer guter Fortschritte rühmen, so sahen sie sich auf dem westlichen hart bedrängt. Hier unternahmen die Deutschen neue Stürme und sicherten sich wertvollen Gewinn. Der Erfolg des 6. Dezembers, der auf dieser Front den Besitz der ganzen Höhe 304 brachte, sollte ausgebaut werden. Planmäßig ging der deutsche Angriff nach äußerst wuchtiger Vorbereitung durch Artillerie am 28. Dezember vor sich. Am Abhang der Höhe 304 und am Südhang des „Toten Mannes" griffen Teile der Infanterieregimenter 13 und 155 und des Füsilierregiments 37 an, drangen bis in die zweite und dritte feindliche Linie vor und führten 222 Mann und 4 Offiziere als Gefangene (siehe Bild Seite 82) neben 7 Maschinengewehren zurück. In den eroberten Gräben wurden Gegenstöße der Franzosen vollständig abgewehrt.

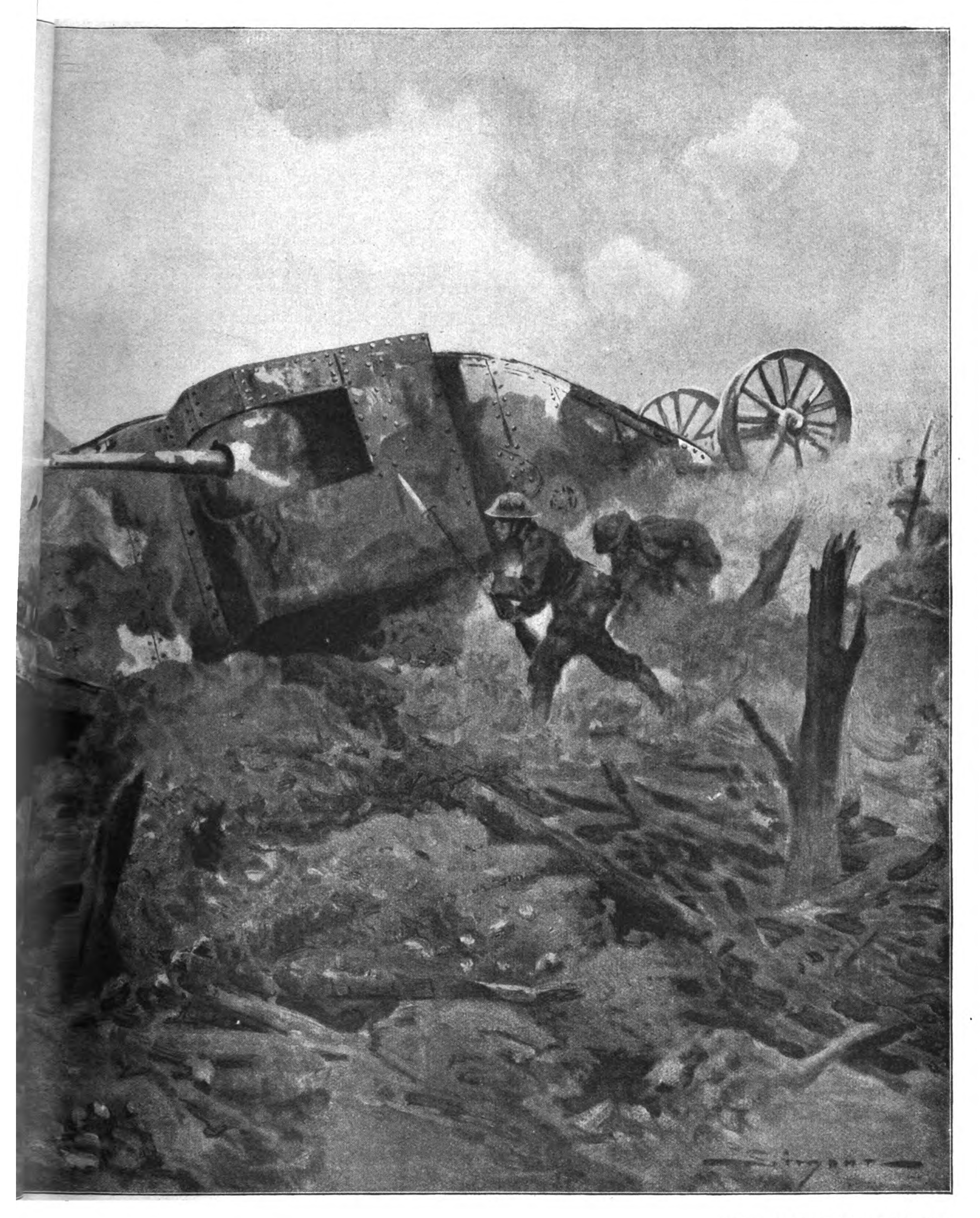
Das schwere Feuer der Deutschen lag aber nicht nur auf den Höhen „Toter Mann" und 304, sondern auch auf den gegnerischen Stellungen gegen die Argonnen hin auf dem Südrand des Waldes von Cheppy und bei Avocourt. Auf weitem Raume wurden die französischen Hindernisse vernichtet. Als die deutschen Kämpfer an den vielumstrittenen Hügeln durch den von langen Regengüssen aufgeweichten Boden zum Vorstoß ansetzten, trafen sie auf der einen Kilometer breiten Angriffsfront nur auf wenige Feinde, woraus sich die verhältnismäßig kleine Zahl der Gefangenen erklärt. Welcher Geist die deutschen Truppen beseelte, läßt sich daran erkennen, daß sie nur mit Mühe davon abgehalten werden konnten, über die vorher bestimmten Punkte hinauszustürmen. Am Walde von Cheppy und bei Malancourt gingen gleichzeitig deutsche Erkundungstruppe vor; Württemberger und Badenser holten eine Anzahl Gefangener aus



Die Fahrspuren der englischen Riesen-Panzerwagen, der sogenannten Tanks.
Nach einer englischen Darstellung.



Englische Riesen-Panzerwagen, sogenannte „Tanks“, im Kampf an der Sommefront.



Nach einer französischen Darstellung.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Deutsche Tragtierkolonne mit Infanteriemunition durchschreitet den Ort Lebocourt im Westen.

Im **Luftkampf** verloren die Franzosen am 20. Dezember allein im Sommegebiet sechs Flugzeuge, aber auch durch Abschuß von der Erde aus hatten sie Verluste. Die deutschen Abwehrgeschütze, die, häufig auf Kraftwagen aufgestellt, den Fliegern mit großer Schnelligkeit folgten (siehe Bild Seite 89), wurden von den feindlichen Fliegern mit Recht sehr gefürchtet. Der 26. Dezember war ein besonders heißer Tag der Luftkämpfe trotz des ungünstigen Wetters. Die Deutschen verloren zwei Flugzeuge; eines im Luftkampf und eines durch Absturz. Die Gegner büßten neun Flugzeuge ein; davon stürzten sechs hinter den deutschen Linien ab oder wurden dort zur Landung gezwungen, ein anderes lag 50 Meter vor den deutschen Gräben, und die Vernichtung der restlichen zwei konnte einwandfrei beobachtet werden, obwohl sie hinter den feindlichen Linien auf die Erde fielen. Am 27. Dezember wurden wieder acht feindliche Flugzeuge in weit über hundert Luftkämpfen von den Deutschen zum Absturz gebracht. Dabei tat sich Hauptmann Zander besonders rühmlich hervor. Einer seiner besten Kameraden, Leutnant Leffers, Ritter des Ordens Pour le Mérite, fand an diesem Tage den Heldentod. Er gehörte zu den hervorragendsten deutschen Jagdfliegern und hatte neun Gegner abgeschossen, ehe er selbst ein Opfer des Luftkampfes wurde (siehe die Bilder Seite 88). —

den feindlichen Stellungen, die sie zerstörten. — In den anderen Gebieten der Front kam es ebenfalls hier und da zu Zusammenstößen. Bei Nouvion bliesen die Franzosen am 20. Dezember Gas ab; als dann aber starke Abteilungen vorbrachen, gerieten sie in heftiges deutsches Abwehrfeuer und mußten unter bedeutenden Verlusten zurückkehren. — Am 22. Dezember glückten deutsche Patrouillenunternehmungen in den V o g e s e n nordwestlich von Münster, wo die Aufhebung eines französischen Sappenpostens gelang. Bei Frapelle, östlich von St. Dié und südlich des Rhein-Rhone-Kanals richteten die Franzosen starkes Vorbereitungsfeuer auf die deutschen Linien; nichtsdestoweniger wurde ihre Infanterie, die danach in großer Stärke anzugreifen suchte, mit schwersten Verlusten zurückgeworfen. Ebensowenig Glück hatten französische Streiftruppe an der A i s n e am 29. Dezember. —

* * *

* * *

Wie in der Luft, so errangen die Deutschen auch zur See wieder eine große Anzahl bedeutender Erfolge. In den letzten Monaten des Jahres hatte der deutsche **U-Kreuzerkrieg** die Verluste der Kriegs- und Handelsflotten der Feinde abermals beträchtlich gesteigert. Mit dem Untergang des „Suffren" waren den feindlichen Kriegsflotten insgesamt 192 Schiffe von zusammen 744 600 Tonnen verloren gegangen; hierzu zählten alle Kriegschiffarten, aber keine Hilfskreuzer und für Hilfskriegzwecke eingestellten Schiffe und Fahrzeuge der Handelsmarinen. England war an dem Verlust mit 123 wirklichen Kriegschiffen von über 563 000 Tonnen beteiligt, Frankreich mit 29 Schiffen von über 53 000 Tonnen, Italien mit 20 Schiffen von mehr als 69 000, Rußland mit 16 Schiffen von über 54 000 und Japan mit 4 Schiffen von 9100 Tonnen.

Das bisherige höchste Ergebnis des Tauchbootkrieges gegen Handelschiffe, das im Oktober 1916 erreicht war, wurde im November noch um

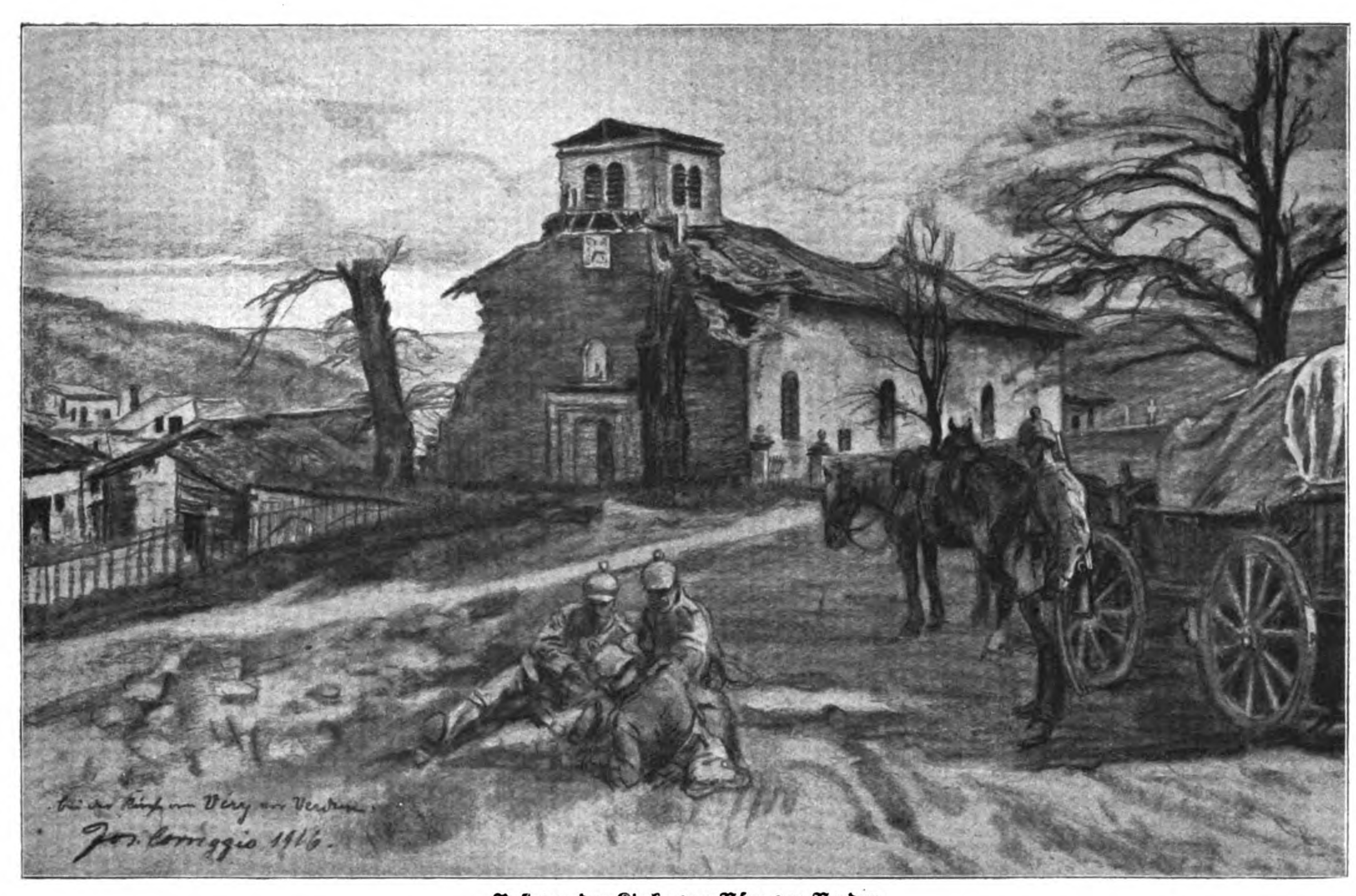


Phot. A. Grohs, Berlin.

Tragtier mit Infanteriemunition begibt sich durch einen Laufgraben in eine vordere Stellung im Westen.

15 000 Tonnen überboten und betrug insgesamt 408 500 Tonnen; darunter waren 53 neutrale Handelsfahrzeuge von über 94 000 Tonnen, die wegen Beförderung von Bannware zum Feinde versenkt wurden. Die feindlichen Handelsflotten waren mit 138 Fahrzeugen von 314 500 Tonnen beteiligt, davon sind 244 000 Tonnen englischen Ursprungs. Damit waren seit Kriegsbeginn durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte 3 636 500 Tonnen feindlichen Handelschiffsraums verloren gegangen, davon 2 794 500 Tonnen englische Schiffe. Die englische Handelsflotte hatte so einen Ausfall von etwa 12,3 Prozent ihrer Gesamttonnage erlitten und sah sich in ihrer Aufgabe, Nahrungsmittel für die englische Bevölkerung und Rohstoffe für die englische Industrie herbeizuschaffen, erheblich beeinträchtigt. Der ganze versenkte feindliche Schiffsraum überstieg weit die Hälfte des Gesamtbestandes der deutschen Handelsflotte; er betrug 67 Prozent ihres Gesamtraumgehaltes. Der feindliche Verlust zählte noch eine halbe Million Tonnen mehr, als die ganze Handelsflotte Frankreichs im Frieden. Einen hervorragenden Anteil daran hatte Kapitänleutnant Valentiner (siehe Bild Seite 91 unten), der bisher insgesamt 128 Schiffe mit 282 000 Tonnen versenkte, darunter auch verschiedene Einheiten der feindlichen Kriegsflotten.

Und noch immer rasteten die deutschen Tauchbootkommandanten nicht. Gegen Ende des Jahres wurden Einzelheiten über eine seemännische Glanzleistung bekanntgegeben, die zu den spannendsten und inhaltreichsten des ganzen U-Kreuzerkrieges gehört. Ein deutsches Boot brachte im Nördlichen Eismeer den der russischen Freiwilligen Flotte angehörigen 3871 Tonnen großen Dampfer „Suchan" auf. Später stellte sich heraus, daß es der Dampfer „Spezia" der Hamburg-Amerika-Linie war, der bei Kriegsausbruch im Hafen von Wladiwostok lag und dort von den Russen beschlagnahmt wurde. Weil der russische Kommandant funkentelegraphische Hilferufe aussenden ließ, als ihn das deutsche U-Boot zum Anhalten aufforderte, erhielt das Schiff einen schweren Granattreffer in den Kollisionsraum. Als der Führer des U-Bootes, Kapitänleutnant Buß (siehe Bild Seite 90), erfahren hatte, daß das russische Schiff 6800 Tonnen Explosivstoffe an Bord hatte, beschloß er, diese wertvolle Beute nicht zu versenken, sondern sie nach einem deutschen Hafen zu bringen. Der Versuch wurde unternommen, obwohl die Kohlen- und Kesselwasservorräte des Dampfers gering waren und ein Gelingen des Planes nur bei langsamer Fahrt vorausgesetzt werden konnte. Eine Prisenbesatzung von 7 Mann unter dem Befehl des Oberleutnants zur See d. R. Hashagen ging auf den erbeuteten Dampfer und beaufsichtigte bei der Reise des Schiffes nach Deutschland die russische 48 Mann starke Besatzung. Die russischen Offiziere wurden in das U-Boot gebracht. Die Fahrt verlief durchaus nicht glatt; ein schwerer Orkan zwang zum Beidrehen. Das mit Munition überladene Schiff rollte um 40 Grad nach jeder Seite, so daß die massigen Spritzer der schweren gebrochenen Wellen selbst über den Schornstein hinfluteten (siehe die Kunstbeilage). Bei der Weiterfahrt wurden die Kohlen immer knapper, ein orkanartiger Weststurm trieb das Schiff in einer Nacht 65 Meilen aus der Kursrichtung ab, und zum Überfluß weigerten sich die russischen Heizer, ihren Dienst weiter zu versehen. Die Tatkraft des deutschen Kommandanten sorgte dafür, daß trotzdem die Reise fortgesetzt werden konnte. Die Russen bemächtigten sich dann der Weinvorräte des Schiffes und betranken sich, worauf der Kommandant sämtliche alkoholischen Getränke über Bord werfen ließ. Auf der Höhe des Skagerraks mußte das Schiff nochmals infolge eines schweren Sturmes beidrehen. Als es nachher glücklich in einem deutschen Hafen festgemacht hatte, war der Kohlenvorrat auf eine halbe Tonne zusammengeschmolzen.



Rast vor der Kirche von Véry vor Verdun.
Nach einer Originalzeichnung des der Kronprinzenarmee zugeteilten Kriegsmalers Jos. Correggio.

Die Ladung des direkt aus Amerika gekommenen Schiffes bestand aus Geschossen, Pulver, hochwertigen Sprengstoffen, Zündern, Autos, Bleibarren, Eisenbahnschienen, Sohlenleder und Stacheldraht. Ihr Wert betrug über 20 Millionen Mark. Allein die Geschoßmunition an Bord des „Suchan" belief sich auf eine Menge, die der Wochenproduktion der gesamten russischen Kriegsindustrie gleichkam. Zu erwähnen wäre noch die Tatsache, daß zu der Ladung auch 147 Stahlflaschen mit einer Flüssigkeit zur Erzeugung giftiger Gase gehörten.

* * *

Auf dem **italienischen Kriegschauplatze** dauerte die Ruhe wie in den Vorwochen an. Die Klagen Cadornas über das



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Leutnant d. R. Gustav Leffers, Ritter des Ordens Pour le Mérite, am 27. Dezember 1916 im Luftkampf gefallen.

für kriegerische Unternehmungen ungünstige Wetter waren um diese Zeit gerechtfertigt. Schwere Stürme brausten über die Gipfel der Berge dahin, und ungewöhnlich große Schneemassen machten weite Gebiete ungangbar. Lawinen brachen vielerorts los, zahlreiche Unterstände wurden eingedrückt, Drahtverhaue verweht, Telephonverbindungen unterbrochen und ganze Wegstrecken, die mit vieler Mühe erbaut waren, hinweggerissen. Im Küstengebirge schwemmte der ununterbrochene dichte Regen rote Erde in die Schützengräben und verschlammte sie knietief. Unablässig hatten die Truppen auf beiden Seiten damit zu tun, sich der Wetterunbilden zu erwehren, und die kriegerische Tätigkeit blieb fast nur auf Erkundungen beschränkt. Patrouillengänge konnten trotz aller Schwierigkeiten nicht unterlassen werden, sie waren auch insofern nötig, als gefangene und übergelaufene Italiener berichteten, ihre Heeresleitung treffe umfangreiche Vorbereitungen zur baldigen Wiederaufnahme der Kämpfe am Isonzo. —

Zur See hatten vier österreichisch-ungarische Torpedoboote in der Nacht auf den 23. Dezember ein für sie glücklich verlaufenes Zusammentreffen mit italienischen Streitkräften. Sie versenkten in der Straße von Otranto zwei feindliche Überwachungsdampfer durch Artilleriefeuer. Auf der Rückfahrt verlegten ihnen wenigstens sechs feindliche Torpedobootzerstörer den Weg. In dem sich entspinnenden heftigen Geschützkampf wurde ein italienischer Zerstörer in Brand geschossen und blieb liegen, drei andere erhielten auf kurze Entfernungen mehrmals Treffer und ergriffen die Flucht. Die k. u. k. Zerstörer dagegen, denen der Durchbruch glänzend gelungen war, hatten nur einen Toten und keine Verwundeten; eines ihrer Schiffe wies zwei Treffer im Schornstein auf, ein anderes einen solchen in den Aufbauten.

* * *

Auf den **türkischen Schauplätzen** machte sich wieder eine erhöhte Gefechtstätigkeit bemerkbar. Die Engländer fühlten am 22. Dezember in der Richtung auf El Arisch in Ägypten vor und stießen dabei auf den Widerstand zweier türkischen Bataillone. Infolge ihrer Übermacht gelang es den Engländern, die Türken zurückzudrängen. Sie meldeten dann den Vorfall in einer Weise, als ob sie einen großen Sieg errungen hätten, und gaben an, große Beute gemacht zu haben. — Etwas stärker traten die Engländer an der Irakfront hervor. Sie unternahmen wiederholt Vorstöße in der Richtung auf Kut-el-Amara und beschossen vom 22. Dezember an planmäßig die türkischen Stellungen. Als sie dann am 25. Dezember zum Angriff vorgingen, wurden sie aber unter Hinterlassung zahlreicher Gefangener (siehe Bild Seite 91 oben) blutig zurückgeschlagen. —

Auch wo die Türken mit den Russen zusammentrafen, wie an der Kaukasusfront und im Raume von Hamadan in Persien, hatten ihre Abwehrmaßnahmen durchaus Erfolg und hielten die Feinde in Schranken. —

(Fortsetzung folgt.)

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Hauptmann Zander, einer unserer erfolgreichen Luftkämpfer, der sich in den Kämpfen am 27. Dezember 1916 besonders auszeichnete.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die roten Teufel in Rumänien.

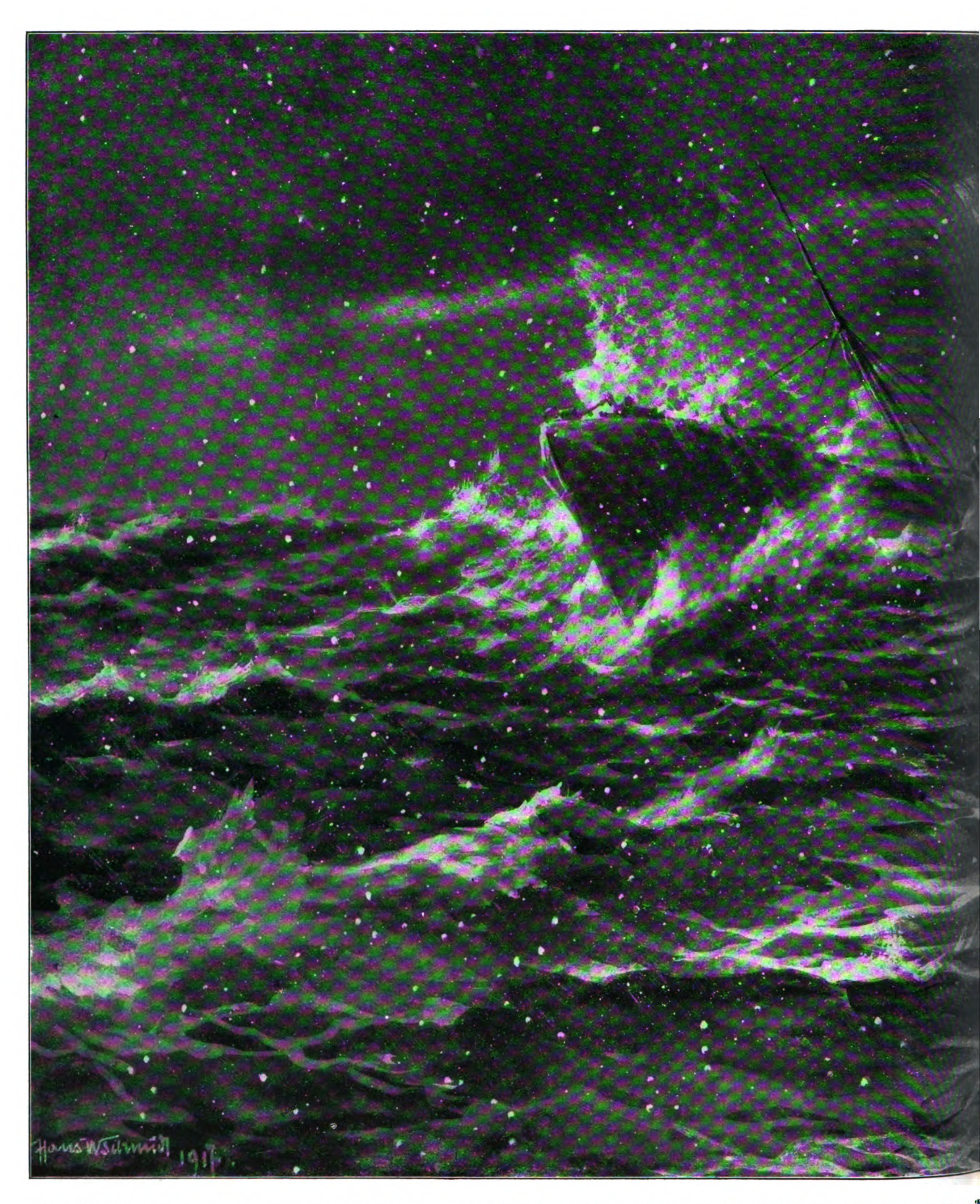
Von Roda Roda, Kriegsberichterstatter der „Neuen Freien Presse".

Als ein Beispiel für die Kampfart im Kelemengebirge, im Norden Siebenbürgens, mag ein Streifzug dienen, den Oberleutnant Freiherr v. Blomberg mit fünfundsiebzig Honvedhusaren ausführte und den der bekannte Kriegsberichterstatter Roda Roda in der „Neuen Freien Presse" wie folgt schildert. Der Oberleutnant hatte die Aufgabe, den Nordwestzipfel Rumäniens bis zum Monte Funzariei aufklärend durchzustoßen. Der Funzariei erhebt sich 1630 Meter hoch, etliche Kilometer südöstlich von Dorna-Watra. Der Oberleutnant mit seinen Leuten marschierte los, hielt sich im Bergwald, so oft feindliche Infanteriegeschosse



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

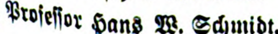
Ein südwestlich von Lille gelandeter englischer Vickers-Doppeldecker.



Der Munitionstransportdampfer „Suchan“ der russischen Freiwilligen-Flotte wird auf seiner Fahrt von Amerik
im Schnee- und Regensturm durch die No

Eine seemännische Glanzleistu

Nach einer Originalzeichnung von



...on ...a nach Archangelsk durch ein deutsches U-Boot im Nördlichen Eismeer aufgebracht und in schwerem Wetter, ...ch die ...rdsee in einen deutschen Hafen geleitet.

...ng der deutschen Marine.

...eichn... Professor Hans W. Schmidt.





Flugzeugabwehrgeschütz auf einem Kraftwagen beschießt feindliche Flieger.

Nach einer Originalzeichnung von Johannes Gehrts.

ihm das offene Tal verleideten, hatte die Augen überall, zwei wachsame Zigeuner in den Flanken, und kam so am ersten Tag eine Meile ins Rumänische, bis Coverca. Schon unterwegs wurde fleißig patrouilliert und das Ergebnis der Erkundungen zurückgemeldet. Der sonst so dicht bevölkerte Bezirk Neagra war von der Bevölkerung völlig verlassen, verlassen in solcher Hast, daß dem Oberleutnant folgende Abteilungen tausende Stück Schafe, Pferde, Unmengen von Heu beitreiben konnten. Die Gegend hat keinen Weinbau, trotzdem fand man Stückfässer voll in jedem Keller. Ganze ungarische Reiterregimenter hätten sich da mit Bauernpelzen ausrüsten können. Und von dem Vieh, das man erbeutete, nährte sich die Division wochenlang.

Freiherr v. Blomberg blieb drei Tage auf Coverca und spürte den Rumänen weit nach ins Königreich. Dann brach er seine Zelte ab und marschierte — noch weiter, gegen Darmocsa. Überall zog sich die rumänische Grenzsicherung vor den paar Husaren zurück. (Wieviel Mann konnten nach Entsendung der Patrouillen und Meldereiter dem Oberleutnant geblieben sein?) Dagegen sah sich Blombergs Fähnlein immerzu aufs unangenehmste von spähender Bauernschaft umlauert. Die Späher wurden vertrieben oder eingefangen.



Phot. A. Grobs, Berlin.

Die Besatzung des deutschen U-Bootes, das den russischen Munitionstransportdampfer „Suchan" in einen deutschen Nordseehafen brachte.

Von links nach rechts stehend: Deckoffizier Berner, Oberleutnant z. S. Mertens. Deckoffizier Bergmann; sitzend: Marineoberingenieur Ahrens, Kapitänleutnant Buß (Kommandant), Oberleutnant z. S. d. R. Hashagen (Prisenoffizier).

Eines Morgens beim Erwachen nahm der Oberleutnant zwei rumänische Infanteristen wahr. Er ließ sie von zehn Husaren umgehen, um sie abzufassen — da wurden aus den zwei Feinden Dutzende und hundert, unter einer Brücke und hinter Heuschobern sammelte sich eine feindliche Kompanie. Blomberg verfügte nur noch über acht Karabiner. Er wußte aber: wenn erst die Schüsse knallen, werden seine Patrouillen aus allen Richtungen helfend herbeieilen. Sie müssen nur Zeit haben, zu kommen. Und er nahm das ungleiche Treffen an. Nach einer Stunde war die rumänische Kompanie in Atome zersprengt. Mit dem Zählen ihrer Toten hielt man sich nicht auf.

Der Oberleutnant ging, von neu heranwimmelnden Haufen gezwungen, langsam auf seinen Ausgangspunkt zurück. War schon glücklich daheim, als er die Meldung erhielt, ein anderes ungarisches Streifkommando sei auf rumänischem Gebiet in arger Not, von anderthalb Kompanien in einem Haus umzingelt. Das Hurra der stürmenden Walachen hallte als Hilferuf der Eigenen ob dem Wald. Blomberg eilte spornstreichs auf den Schauplatz. Zu spät. Von zwölf eingeschlossenen Husaren waren acht tot, vier hatten sich schwerverwundet durchgeschlagen. Keiner ergab sich.

Da war unter Blombergs Leuten ein Korporal, Franz Czinczar, ein treuer, ruhiger Mann. Ein rumänisches Rudel nahte und schoß schon von weitem. Es handelte sich dem Oberleutnant darum, Gefangene zu machen, um von ihnen Stärke und Stellung des Gegners zu erfragen. Der Oberleutnant rief Freiwillige zu dem Wagnis auf. Es meldeten sich alle. „Bitte, mich allein zu schicken," sagte Czinczar. Das verschaffte ihm den Auftrag. Allein, wie er ausgeschritten war, konnte er auch nur einen Gefangenen einbringen — den Kommandanten der Rumänen. Czinczar hatte die feindliche Schwarmlinie umgangen, den Kommandanten hinten am Genick gepackt und in den Wald verschleppt.

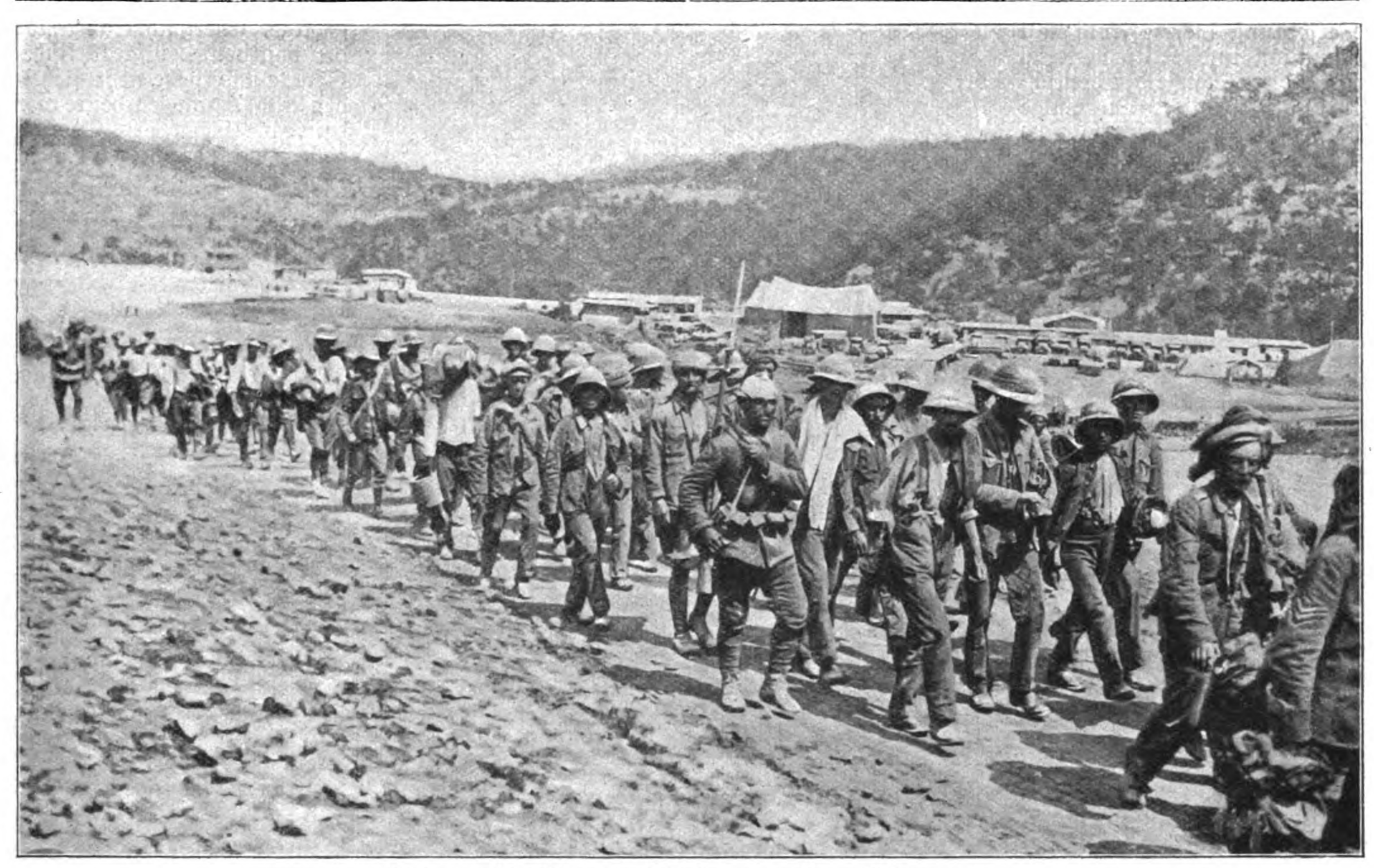
„Fürchte dich nicht, Onkelchen," sprach Czinczar auf sein Opfer ein, ich tu' dir nichts zuleide. Der Herr Oberleutnant hat befohlen, daß er dich lebend haben muß." Als Czinczar ihn aber einführte, war der Rumäne vor Schreck halbtot; und das läßt sich verstehen.

Der Oberleutnant erzählte: „Damals, als ich elf Tage in Rumänien war, benahmen sich die Gegner anscheinend feig. Wir hätten längst davonmüssen, wenn sie ernstlich wollten. Vielleicht überschätzten sie meine Kräfte; oder sie hatten Weisung, uns auszuweichen. Seither habe ich mein Urteil über die Rumänen ändern müssen. Der Rumäne ist ein ganz guter Soldat.

Am Verful Munceilor greifen eines Tages zwei Bataillone Rumänen unsere Stützpunkte an. Die Lehne dort ist konkav, gegen den Gipfel zu besonders steil. Ein trüber Morgen und Bodennebel. Wie stellen es nun die Rumänen an, auf den Berg zu kommen? Das erste ihrer Bataillone sendet zwei Kompanien, das andere gar nur eine Kompanie in Schwärmen vor. Die Angreifer schreien halsbrechend und pulvern von fernher in den Nebel, die Besatzung der Stützpunkte ist alarmiert. Ein Honvedleutnant mit achtzehn Mann verteidigt den einen Stützpunkt, zwei Maschinengewehre stehen im anderen. Die Walachen dringen ein. Da gewinnt Rittmeister v. Fördes mit sechzig Husaren ihre Flanke, und nach einer Viertelstunde Feuergefechts ist alles vorüber; 40 Tote, 25 Schwerverwundete beim Feinde; die Verwundeten haben wir geborgen. Eigene Verluste: 1 Mann tot, 3 verwundet. Nun das Typische: Der Rest der Rumänen wirft Waffen und Rüstung von sich und flieht. Unsere Truppen stehen vor einem Rätsel; ihre alten Gegner, Russen, Serben, selbst Italiener, hätten sich unterwegs noch zwanzigmal gestellt, hätten Nachhuten, Baumschützen ausgeschieden, die Verfolgung nach Kräften aufgehalten. Die Rumänen flohen in einem Strich vom Gipfel bis ins Tal."

Fliegerkämpfe bei Ostende und Zeebrügge.

Welchen Wert der Besitz der flandrischen Küste für die kriegführenden Mächte in diesem Kriege hat, zeigten die Anstrengungen der Engländer, um jeden Preis Antwerpen und damit auch die Küste zu halten. In ratloser Verzweiflung und völliger Verkennung der Angriffswucht deutscher Truppen hatte der englische Marineminister



Gefangene Engländer von Kut-el-Amara auf dem Abtransport.

Churchill im September 1914 an Soldaten zusammengerafft, was gerade Uniform trug. Mit seinen Horden unausgebildeter Marinerekruten wollte er dem deutschen Ansturm trotzen. Aber es war nur eine Frage von Tagen, bis Antwerpen fiel; die englische Besatzung konnte sich zum größten Teil nur durch schleunige Flucht in das neutrale Holland retten, der kleinere Teil schlug sich nach der Küste durch und trat mitsamt Mr. Churchill die stark beschleunigte unfreiwillige Heimreise nach England an. Ihnen nach stürmte die deutsche Marinedivision, und schon einige Tage nach dem Fall Antwerpens waren Zeebrügge und Ostende, die wichtigsten belgischen Häfen, in deutscher Hand. In zäher mühevoller Arbeit wurde die flandrische Küste in ein Bollwerk verwandelt, wie es stärker bisher noch kein Küstenstrich war. Die dort stationierten deutschen Seestreitkräfte beschränkten sich aber nicht allein auf die Verteidigung, sondern gingen bald in kühnen Vorstößen dem englischen Handelschiffsverkehr und ebenso den Bewachungschiffen zu Leibe.

Die unbequeme Nachbarschaft der deutschen Seestreitkräfte sich vom Halse zu schaffen, ist der englischen Admiralität immer mehr ans Herz gelegt worden. Als die großen Schiffe infolge der Tätigkeit der deutschen U-Boote und auch der Wirkung deutscher Minen gänzlich versagten, baute England für viele Millionen eine besondere Schiffsklasse, die Monitore, die, äußerst flach gehend, mit ein oder zwei schweren Geschützen bewaffnet, möglichst dicht unter Land an die Befestigungen herangehen sollten. Aber auch sie wurden bald von den deutschen Matrosenartilleristen verjagt.

Als einzige Waffe gegen die deutschen Stützpunkte blieben den Engländern nur noch ihre Flugzeuge, die mit ihren Bomben den Deutschen den Aufenthalt an der Küste verleiden und die mit so vieler Mühe geschaffenen Anlagen und ebenso die dortigen deutschen Streitkräfte vernichten sollten. Von den Flugstationen der Grafschaft Kent und auch von Flugzeugmutterschiffen stiegen die Flieger auf, aber kaum hatte die allzeit bereite deutsche Küstenwache sie in Sicht, als die Abwehrbatterien losdonnerten und deutsche Flieger aufstiegen, den Gegner zu vertreiben. Gar manches feindliche Flugzeug stürzte in die See ab oder mußte eine Notlandung innerhalb des deutschen Bereichs vornehmen oder wurde nach Holland abgedrängt, was auch hier und da vorkam (siehe auch Band V Seite 432 und 433).



Phot. Urbahns.

Kapitänleutnant Max Valentiner, Kommandant des U-Boots 38,

der bis Ende 1916 128 Schiffe von 282000 Bruttoregistertonnen versenkte. Er führte auch den Angriff im Hafen von Funchal (siehe Seite 52) aus und wurde mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet.

Erfolgloser russischer Sturmangriff auf eine deutsch-türkische Minenwerferstellung im Kaukasus.

Von Hugo L Braune.

(Hierzu die Bilder Seite 92 und 93, sowie die Karten Band II Seite 302 und Band IV Seite 379.)

Erzerum war gefallen; triumphierend überfluteten die aus den Hochgebirgstälern des Kaukasus drängenden russischen Truppen die Hochebene westlich der Festung. Es rächte sich auch hier bitter, daß die wechselnden türkischen Regierungen bisher über den inneren Zwistigkeiten versäumt hatten, die äußersten Grenzen des Reiches gegen etwaige feindliche Einfälle besonders zu schützen und durch rückwärtige Bahnverbindungen für eine möglichst schnelle Unterstützung bei drohender Gefahr zu sorgen. Diesem Mangel an Verbindung mit dem Herzen des türkischen Reiches, mit Konstantinopel, erlag denn auch Erzerum mehr als dem Mangel an zeitgemäßer Befestigung und Bestückung mit modernen Geschützen. So zogen sich die türkischen Truppen in eine zweite Verteidigungslinie zurück, deren linke Flanke die altehrwürdige Stadt Trapezunt am Schwarzen Meer war. Die ausgezeichnete Verbindung Trapezunts zur See mit der türkischen Hauptstadt ermöglichte eine bessere

Versorgung dieser Front mit Munition und Kriegsmaterial unter dem Schutze der deutsch-türkischen Flotte. Da einige der russischen Kriegschiffe noch im Bau begriffen waren, hielten sich die übrigen in achtungsvoller Entfernung von den deutschen U-Booten. Vor ihren Überraschungsbesuchen war bis dahin die russische Küste von Sewastopol bis Batum (siehe die Karte Band I Seite 342) nie sicher. Jedoch war der übermächtige Druck des Gegners vom Land aus so stark, daß auch Trapezunt geräumt werden mußte. Es war ein harter Schlag, daß diese uralte Kulturstadt, die seit anderthalb Jahrtausenden mit Konstantinopel eng verknüpft war, in feindlichen Besitz überging. Bei der schwachen Besetzung der türkischen Front und dem Mangel an geeignetem Kriegsmaterial ließ es sich jedoch nicht vermeiden. Indessen waren deutsche Kanonen, Minenwerfer und Munition von Konstantinopel aus unterwegs. Da aber für diese Transporte die Landwege gewählt werden mußten, vergingen Wochen, bis die Verstärkungen an ihrem Bestimmungsort anlangten (siehe untenstehendes Bild). Inzwischen beschränkten sich die türkischen Truppen darauf, die Pässe des über 3000 Meter hohen Kolatgebirges und der weiter südlich sich erstreckenden Felskolosse zu verteidigen. Aus dem zerstörten Trapezunt trieben die plündernden Kosaken die Einwohnerschaft, die bunt genug aus Griechen, Armeniern, Turkomanen, Juden und noch einem halben Dutzend anderer Volkstämme sich zusammensetzte, in die unwegsamen schneebedeckten Felsgebirge. Energisch war unterdes von dem deutsch-türkischen Generalstab (siehe nebenstehendes Bild) daran gearbeitet worden, die Täler des Dzorochflusses und der übrigen Küstenflüsse und Gebirgszüge zu verrammeln und den Russen ein weiteres Vordringen unmöglich zu machen. Ihre Sturmangriffe wurden trotz Einsetzens stärkster Truppenmassen blutig abgewiesen. Mochten Verrätereien seitens der armenischen Eingeborenen, die den russischen Verheißungen zu leichtgläubig Gehör schenkten, ihnen noch so nützlich sein, an der türkischen Zähigkeit, ihre Heimat zu verteidigen, und an der deutschen Kriegserfahrung scheiterten alle Angriffe der Russen. Sie hatten auch hier an der Schwelle des Orients — wie in Galizien, in Polen und in Rußland selbst — die Rechnung ohne die Deutschen gemacht. Nach monatelangen, blutigen Kämpfen mußten sie sich wie zur See, so auch zu Lande überzeugen, daß sich kein Weg für sie nach Konstantinopel fand, und — aus der Not eine Tugend machend — entschädigte sich das große Rußland für seine Enttäuschungen in der Türkei an dem neutralen Persien.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Oberstleutnant Guse (X), Chef des Generalstabes der III. ottomanischen Armee, und Major Paulke (XX), Instrukteur und Kommandeur der Schi- und Hochgebirgstruppen.

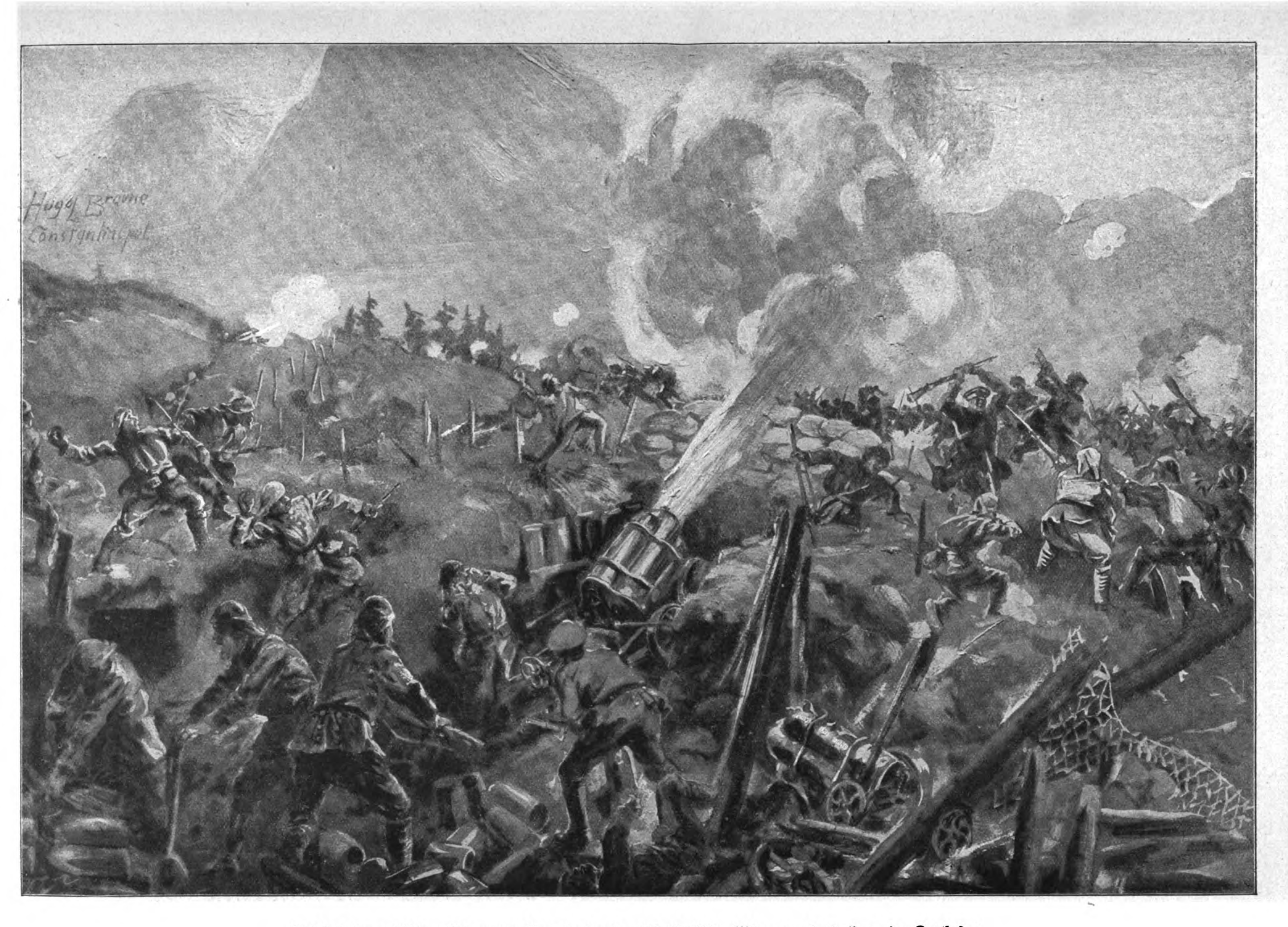
Rumäniens Erdölquellen.

Das bedeutendste und älteste Erdölgebiet Rumäniens ist nach von fachmännischer Seite in den „Münchner Neuesten Nachrichten“ veröffentlichten Darlegungen zweifellos das von Campina, dem sich jedoch in jüngster Zeit noch die



Phot. A. Binder, Berlin.

Bayerische 15-cm-Haubitzbatterie geht an die Front in Mesopotamien. Die Gespanne bestehen aus zwanzig Ochsen.



Erfolgloser russischer Sturmangriff auf eine deutsch-türkische Minenwerferstellung im Kaukasus.

Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Hugo L. Braune auf Grund seiner Studien und Skizzen vom türkischen Kriegsschauplatz

Gebiete von Bustenari, Moreni und Baicoi und Plopeni würdig anreihten. In letzter Zeit sind auch die Gebiete um Buzeu, Chitura mit der Ausbeutung in Angriff genommen worden. Der Aufschließung dieser Petroleumgebiete hat das Land neben den ungeheuren Erträgnissen aus dem Getreidebau hauptsächlich seine Wohlhabenheit zu verdanken, wenngleich aber es Ausländern vorbehalten war, die ganze Industrie ins Leben zu rufen und zu heben, um die verborgenen und schlummernden Schätze des Erdinnern zu fördern und so die wirtschaftliche Entwicklung des Landes auf die heutige Stufe zu bringen.

Insbesondere wirkte deutsches Kapital und deutsche Arbeitskraft befruchtend auf die Schöpfung und Entwicklung der rumänischen Petroleumindustrie, daneben teilen sich französisches, holländisches und amerikanisches Kapital in die Ausbeutung der Ölfelder und die industrielle Verwertung der dort gewonnenen Rohöle.

Diese vier Finanzgruppen erschienen jedoch verhältnismäßig spät in Rumänien, den Keim zu dem Aufblühen legte Deutschland, wie es auch während der ganzen Fortentwicklung den ersten Platz in der rumänischen Petroleumindustrie einnimmt.

Die Lage der Ölfelder und die Bearbeitung derselben zwecks Gewinnung des in mehreren Schichten lagernden Rohöles geht anschaulich aus dem auf Seite 388 des V. Bandes wiedergegebenen Bilde hervor. Von Bohrtürmen, welche je nach der Ergiebigkeit und Größe der Ölfelder oft zu Hunderten und Tausenden vereinigt sind, erfolgt die Bedienung der in die Erde mittels Bohrmeißels vorgetriebenen Erdlöcher. Diese erreichen je nach der Tiefe der erdölführenden Schicht etwa 80—1000 Meter. — Sobald das Bohrloch auf die erdölführende Schicht stößt, wird mit der Gewinnung des Rohöls begonnen. Stehen die angebohrten Öllager unter Gasdruck, so wird beim Anbohren der Schicht das Öl explosionsartig herausgeschleudert, wobei gleichzeitig erhebliche Mengen an Gasen und Bohrschutt entweichen. Das herausgeschleuderte Öl wird in schnell aufgeworfenen Gruben oder Seen aufgefangen und wird von dort aus mittels Rohrleitungen den Verarbeitungsstätten oder den Exporthäfen zugeführt. Solche eruptiven Ölvorkommen sind in Rumänien hauptsächlich in den neueren Gebieten verhältnismäßig häufig. In anderen Fällen jedoch ist es notwendig, das Öl mittels Pumpen oder Löffeln herauszuschaffen, sofern der Gasdruck im Erdinnern nicht groß genug ist, um das Öl selbsttätig herauszubefördern. Diese mechanische Gewinnung des Rohöles ist zuletzt in jedem Fall auch bei den eruptiven Sonden notwendig, da die Gase aus den Bohrlöchern entweichen. Die Bedienung der Bohrlöffel und Pumpen erfolgt von den Bohrtürmen aus, mittels Elektrizität oder Dampfes.

Die Aufarbeitung des Rohöls erfolgt zum größten Teil in Rumänien selbst, und zwar in den Raffinerien, welche in der Hauptsache in Ploesci vereinigt sind. Dort werden aus den Rohölen die verschiedenen Benzinfabrikate, Leuchtpetroleum, Gas- und Treiböle, Schmieröle aller Art und Paraffin hergestellt. Die Raffinerien sind durch Rohrleitungen mit den wichtigsten Exporthäfen an der Donau und dem Schwarzen Meere, nämlich Cernavoda und Constanza verbunden, so daß auf dem raschesten Wege die Verladung in die Verbrauchsländer stattfinden kann.

Nur zum geringen Teile erfolgt die Verarbeitung des Rohöles in anderen Ländern als in Rumänien. Dies hängt besonders mit den Zollverhältnissen in den Verbrauchsländern zusammen, da sich nur dann eine zweckmäßige Verarbeitung des Rohöles im Verbrauchsland erzielen läßt, wenn für Rohöl geringere Einfuhrzölle als für die Fertigfabrikate bestehen.

Vor dem Kriege wanderte der weitaus erheblichste Teil der Erdölproduktion infolge einer eigentümlichen Stellung der interessierten Finanzgruppen untereinander nach England, Kleinasien, Frankreich und Italien, während für Deutschland nur für Benzin ein nennenswerter Absatz vorhanden war.

Die Umwälzung, welche der Krieg, sowohl im Zusammenhang der interessierten Finanzkreise, wie in der gesamten wirtschaftlichen Lage der rumänischen Petroleumindustrie hervorgerufen hat, läßt jedoch vermuten, daß Rumänien in Zukunft den Hauptstützpunkt für den deutschen Bedarf an Rohölen und der daraus gewonnenen Produkte darstellen wird. Das ist um so mehr zu erwarten, als die Frage der flüssigen Brennstoffe bei dem heutigen Stand der Großindustrie und deren Hilfsmittel eine ähnliche Bedeutung für das ganze deutsche Wirtschaftsleben gewonnen hat wie die Kohle, daß es infolgedessen auch vom kriegswirtschaftlichen Standpunkt aus angezeigt erscheint, diesen Bedarf für alle Fälle sicherzustellen. Sofern die Transportfrage eine entsprechende Lösung findet, dürfte die noch lange nicht auf dem Höhepunkt angelangte rumänische Rohölproduktion mit der galizischen Erzeugung ausreichen, um den Bedarf von ganz Mitteleuropa an diesen Stoffen zu decken.

Bei der Lösung dieser Fragen dürfte für Bayern die Donau eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Die Anfänge für diese angedeutete Entwicklung sind geschaffen im neuen Petroleumhafen in Regensburg, wo sich auch bereits eine bedeutende Petroleum- und Schmierölindustrie ansässig gemacht hat.


STREFFLEURS MILITÄRBLATT
FELDZEITUNG

Kriegszeitung
der Feste Boyen u. Stadt Lötzen

Kriegs-Zeitung
des Korps Marschall.

LANDSTURM

ARMEE-ZEITUNG

Champagne Kriegs-Zeitung
Herausgegeben vom VIII. Reserve-Korps

Der Champagne-Kamerad

Köpfe von Kriegszeitungen, davon die erste eine Feldzeitung der österreichisch-ungarischen Armee, die letzte in türkischer Sprache für die türkischen Truppen. Der „Champagne-Kamerad" hat auch in Deutschland Verbreitung gefunden.

Kriegszeitungen.

(Hierzu die Bilder Seite 94—96.)

Eine der eigentümlichsten und erfreulichsten Erscheinungen des Weltkrieges sind die Kriegszeitungen, die im Lauf des Stellungskrieges eine erstaunliche Entwicklung durchgemacht haben und einst eine wertvolle Fundgrube für die sein werden, die die Geschichte des Weltkrieges schreiben werden. Sie spiegeln wie kaum etwas anderes die Stimmung wieder, die im Felde herrscht, zeigen, wie der deutsche „Barbar"

auch in den Fährlichkeiten des Krieges sich mit Dingen beschäftigt, die weitab vom Kriege liegen. Der Soldat selbst hat die Kriegszeitungen geschaffen; die meisten von ihnen sind ohne Geldunterstützung durch die Heeresverwaltung entstanden, manche hat schwer zu kämpfen, um sich finanziell über Wasser zu halten. Von den Schwierigkeiten, mit denen sie zu ringen haben, macht man sich daheim kaum einen rechten Begriff. Viele erscheinen unmittelbar hinter der Front, und der Donner der Kanonen dringt oft in die Redaktionstuben, mancher Schriftleiter hat sein Arbeitszimmer im Unterstand und schreibt seine Artikel, in der einen Hand den Bleistift, in der anderen die Handgranate. Einige Zeitungen können sich der Einsendungen nicht erwehren, andere Schriftleiter müssen ihren Mitarbeitern in den Schützengräben im wahrsten Sinn des Wortes nachlaufen. Häufig genug haben die Zeitungen unter Papiernot zu leiden, oft stockt der Versand, wenn Truppenverschiebungen stattfinden, oft versagen die Maschinen oder geht die Druckfarbe aus, oft auch das Geld für die Drucker, von denen mancher seine Rechnung bezahlt haben will, bevor noch der erste Artikel gesetzt ist. Mancherlei Schwierigkeiten ergeben sich aus der Zustellung und beim Verkauf. Eine der Feldzeitungen vertreibt ihre Nummern mit gutem Erfolg durch feldgraue Hausierer, die in ihren freien Stunden von Unterstand zu Unterstand, von Schützengraben zu Schützengraben wandern. Kurz, Herausgeber und Schriftleiter der Kriegszeitungen sind nicht zu beneiden.

Die erste Soldatenzeitung in diesem Kriege war die „Kriegszeitung der Feste Boyen und Stadt Lötzen“, deren erste Nummer am 4. September 1914 erschien. Sie ist aber wie etwa die „Kriegszeitung der Festung Borkum“ mehr eine Garnisonzeitung. Die erste wirkliche Kriegszeitung waren die von dem Münchner Feldwebel Edmeier herausgegebenen „Hohenacker Neueste Nachrichten“, die mit ihrer ersten Nummer am 14. September herauskam und später den Titel „Der bayerische Landwehrmann“ annahm. Ihr folgte ebenfalls noch im September der „Landsturm“, die Zeitung des Leipziger Landsturmbataillons. Beide Zeitungen sind zunächst wenig bekannt geworden, erst durch die großzügig geleitete „Liller Kriegszeitung“, die unzweifelhaft durch ihr glänzendes Einschlagen die Mutter aller Kriegszeitungen wurde, erfuhr die Allgemeinheit auch von den ersten Kriegszeitungen mehr. Hauptmann Paul Oskar Hoecker, der bekannte Romanschriftsteller, hat in Verbindung mit seinem Kollegen Freiherrn v. Ompteda in der „Liller“ ein prächtiges Blatt geschaffen, dessen Beliebtheit im Feld und in der Heimat nicht zuletzt auf die künstlerisch ganz vorzüglichen Zeichnungen des Münchner Künstlers Karl Arnold zurückzuführen ist, dessen sinniger Humor so recht das traf, was dem Soldaten im Felde lieb ist.


Le Journal du Camp d'Ohrdruf
Zeitung der X. Armee
Liller Kriegszeitung
Wilnaer Zeitung 1916
Deutsche Warschauer Zeitung
Deutsche Lodzer Zeitung
Prix : 5 centimes
Gazette des Ardennes
Avis aux Neutres
Bulletins officiels allemands
Carte en relief du ... de la Serbie

Köpfe von Kriegszeitungen, von denen zwei in französischer Sprache erscheinen, die erste, „Le Journal du Camp d'Ohrdruf“, als Blatt des französischen Kriegsgefangenenlagers zu Ohrdruf in Thüringen, die letzte, „Gazette des Ardennes“, als offizielles Nachrichtenblatt in den besetzten Teilen Frankreichs.

Diese enthält auch ein Verzeichnis sämtlicher in deutsche Gefangenschaft geratenen Franzosen und ist in der kurzen Zeit ihres Bestehens (seit 1. November 1915) bereits zu einer Auflage von über 100 000 Exemplaren angewachsen (siehe auch die Abbildungen aus ihrem Betriebe Band IV Seite 77). Großer Beliebtheit erfreut sich die seit Mitte Oktober 1914 erscheinende „Liller Kriegszeitung“ auch in Deutschland.

Für Sammler von Kriegszeitungen, unter denen besonders viele verwundete Offiziere sind — in München hat sich sogar eine „Vermittlungsstelle für Kriegszeitungen“ gebildet, deren Reingewinn der Bekleidungshilfe für Verwundete zufließt —, wie für manchen, der sich aus anderen Gründen mit der Kriegsliteratur beschäftigt, wird es von Wert sein, zu erfahren, wieviel Kriegszeitungen es überhaupt gibt.

Man unterscheidet Kriegszeitungen im eigentlichen Sinn, das heißt solche, die lediglich für Soldaten und von Soldaten geschrieben sind und sich in der Regel an bestimmte Truppenkörper wenden, dann Zeitungen, die für die Soldaten und die Bevölkerung der besetzten Gebiete bestimmt sind, ferner Gefangenenzeitungen und Kriegszeitungen der Heimat, Lazarettzeitungen, Zeitungen, die von größeren Werken, von studentischen Vereinigungen, von Schulen und Kirchengemeinden für ihre im Felde stehenden Angehörigen herausgegeben werden.

Zu den Kriegszeitungen im eigentlichen Sinne gehören: 1. Hohenacker Neueste Nachrichten (herausgegeben von Feldwebel Edmeier des 1. bayerischen Landwehrregiments). 2. Der Landsturm (Landsturmbataillon Leipzig). 3. Liller Kriegszeitung (6. Armee). 4. Der bayerische Landwehrmann (1. bayerisches Landwehrregiment). 5. Champagne-Kamerad (3. Armee). 6. Champagne-Kriegszeitung (7. Reservekorps). 7. Kriegszeitung der 2. Armee. 8. Kriegszeitung der 4. Armee. 9. Kriegszeitung der 5. Armee. 10. Kriegszeitung der 7. Armee. 11. Kriegszeitung der 10. Armee. 12. Kriegszeitung der 11. Armee. 13. Kriegszeitung der Bugarmee. 14. An Flanderns Küste (Marinekorps).

15. Kriegszeitung des 15. Armeekorps. 16. Feldzeitung, herausgegeben von der Etappenkommandantur Nr. 2 des 17. Armeekorps. 17. Der Schützengraben (4. Reservekorps). 18. Im Schützengraben (54. Infanteriedivision). 19. Bapaumer Zeitung am Mittag. 20. Die Wacht im Osten. 21. Kriegszeitung von Baranowitschi. 22. Zwischen Maas und Mosel (Druckort Metz). 23. Kriegszeitung von Chauny. 24. Im Schützengraben in den Vogesen. 25. Dünazeitung. 26. Seillebote, Kriegszeitung zwischen 211 und 242. 27. Landsturmbote von Briey. 28. Kriegszeitung der Festung Borkum. 28. Kriegszeitung der Feste Boyen und Stadt Lötzen. 29. Kriegsbote des Landsturms (2. bayerisches Landsturmbataillon, 4. Kompanie). 30. Frankfurter Landsturm. 31. Zeitung des Landsturmbataillons Zittau. 32. Die Patrulle (2. bayerische Landsturmeskadron). 33. Schützengrabenzeitung des II. Bataillons 19. 34. Vogesenwacht (6. bayerische Landwehrdivision-Sanitätskompanie Nr. 1). 35. Drahtverhau (bayerisches Landwehr-Infanterieregiment Nr. 1). 36. „Hurra!“, Kriegszeitung des Infanterieregiments Bremen. 37. Deutsche Soldatenpost Brüssel. 38. Deutsche Taten (Lille). 39. Letzte Kriegsnachrichten (Lille). 40. Armeezeitung (St. Quentin). 41. Tiroler Soldatenzeitung. 42. Karnisch-Julische Zeitung. 43. Armeezeitung des k. u. k. 4. Etappenkommandos. 44. Kriegsnachrichten der Besatzung von Przemysl. 45. Soldatenzeitung (Österreichische Presseabteilung, Feldpoststation 239). 46. Weihnachtsblatt der Krankentransportabteilung der 4. Armee. 47. Weihnachtszeitung Courcelles. 48. Weihnachten 1914 (bayerische Etappenkraftwagen-Kolonne 4, Carnin).

Zu den Kriegszeitungen, die teils für die Besatzungstruppen, teils auch für die Bevölkerung bestimmt sind, gehören: 1. Deutsche Warschauer Zeitung. 2. Wilnaer Zeitung. 3. Kownoer Zeitung. 4. Deutsche Lodzer Zeitung 5. Lodzer Volksblatt. 6. Mitausche Zeitung. 7. Grodnoer Zeitung. 8. Pinsker Zeitung. 9. Libausche Zeitung. 10 Bialystoker Zeitung. 11. Der Landmann (Brüssel). Verschiedene dieser Zeitungen erscheinen auch in der Sprache des besetzten Gebietes.

Lediglich für die Bewohner der besetzten Gebiete sind bestimmt: 1. Gazette des Ardennes. 2. L'Ami de l'Ordre (Namur). 3. Le Reveil (Brüssel). 4. Bulletin de Lille. 5. Journal de Guerre (Laon). 6. La Belgique (Brüssel). 7. Le Bruxellois. 8. Gazet van Brussel. 9. L'Echo de Maubeuge. 10. Gazette Wienna. 11. Dabartis (Kowno). 12. Homan (weißrussisch). 13. Daimkenes Linas (lettisch). 14. Dziennik Wilenski. 15. Letzte Nai's (jiddisch).

Eine Gruppe für sich bilden die Gefangenenzeitungen, die oft mit den einfachsten Mitteln, teilweise sogar ohne Wissen des Lagerkommandanten von den Gefangenen oder für die Gefangenen herausgegeben werden. Von deutschen Gefangenenzeitungen in französischen, russischen und englischen Lagern hört man nur wenig. Am bekanntesten ist wohl „die Stobsiade“ eines englischen Lagers geworden. Frankreich gibt für die deutschen Gefangenen eine „Kriegszeitung für deutsche Gefangene“ heraus, außerdem wird an die deutschen Gefangenen in der Schweiz, in Frankreich und England ein „Sonntagsblatt für die deutschen Kriegsgefangenen“ und eine „Internierten-zeitung“ verteilt.

In deutschen Gefangenenlagern bestehen für die Internierten folgende Zeitungen: 1. Le Journal de Camp d'Ohrdruf. 2. In Ruhleben Camp. 3. Les Camps de Hanovre. 4. Le Hérault (Zossen). 5. El Dschihad (Zossen). 6. L'Echo de Zossen. 7. Döberitz-Gazette. 8. Le Camp de Göttingen. 9. Onze Taal (Göttingen). 10. The wooden City (Göttingen). 11. Les Camps d'Allemagne (Göttingen).

Von feindlichen Frontzeitungen sind folgende bekannt geworden: Le Cri de Vaux (die erste französische Kriegszeitung, die im Januar 1915 zum erstenmal erschien), Avant-Poste, Blighty, New Church Times, Dump, Avertisseur, Buzzer, Le Poilu, Bochofage, Le Marcheur de 88 (Maroboche), La Voix du 75, Rigolboche, L'Echo des gourbis, Le Télé-Mail, Le Tourne-Boche, L'Echo du Ravin, L'Echo des Tranchées, L'Echo des Marmites.

Eine Abart der eigentlichen Kriegszeitungen sind die Lazarettzeitungen, die in vielen größeren Lazaretten herausgegeben werden, so in Bonn, Frankfurt, Hamburg, Darmstadt, Lübeck, Gleiwitz, Breslau.



NEA TOY GÖRLITZ

Ἑλληνική ἔκδοσις

Görlitzer Nachrichten und Anzeiger.

ΑΝΑΚΟΙΝΩΘΕΝΤΑ ΤΟΥ ΠΟΛΕΜΟΥ

ΣΤΡΑΤΙΑ ΤΟΥ ΔΙΑΔΟΧΟΥ ΡΟΥΠΡΕΧΤ

ΣΤΡΑΤΙΑ ΤΟΥ ΚΟΡΝΠΡΙΝΤΣ

ΤΑ ΕΝ ΕΛΛΑΔΙ

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Die erste Nummer der griechischen Zeitung „NEA TOY GÖRLITZ“, die in Görlitz für die dort untergebrachten griechischen Gäste in ihrer Sprache herausgegeben wird.

Die Zeitung wird von griechischen Soldaten gesetzt und bringt außer dem deutschen Heeresbericht Nachrichten aus Griechenland und einen großen Vergnügungsanzeiger, da die griechischen Offiziere alle öffentlichen Veranstaltungen besuchen können.

Sehr zahlreich sind die Kriegszeitungen, die die Heimat für die Feldtruppen geschaffen hat. Sie wenden sich an einen engbegrenzten Leserkreis, so haben Burschenschaften, Korps und andere studentische Vereine, Schulen (Frankfurt, Berlin, Dresden), Kirchengemeinden („Heimatglocken“, „Heimatklänge“, „Grüße aus der Heimat“) und Fabriken (z. B. Schuckert, Stollwerck, Kathreiner, Pelikan) Zeitungen herausgegeben, die sich ausschließlich an ihre Angehörigen wenden. — Diese Zeitungen, wie die zahllosen Vereinszeitungen, enthalten in der Regel neben rein unterhaltendem Stoff Mitteilungen über das Schicksal von Kollegen, Feldpostbriefe, Gedichte. So werden diese „Kriegszeitungen“ gewissermaßen zu einem vereinfachten Briefwechsel zwischen Zurückgebliebenen und Kriegern und zwischen den bei den verschiedenen Truppenteilen stehenden Arbeitern, Vereinsbrüdern, Mitschülern und Landsleuten. Eine neuere Erscheinung ist die in Görlitz für die dort untergebrachten griechischen Soldaten gegründete Zeitung.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

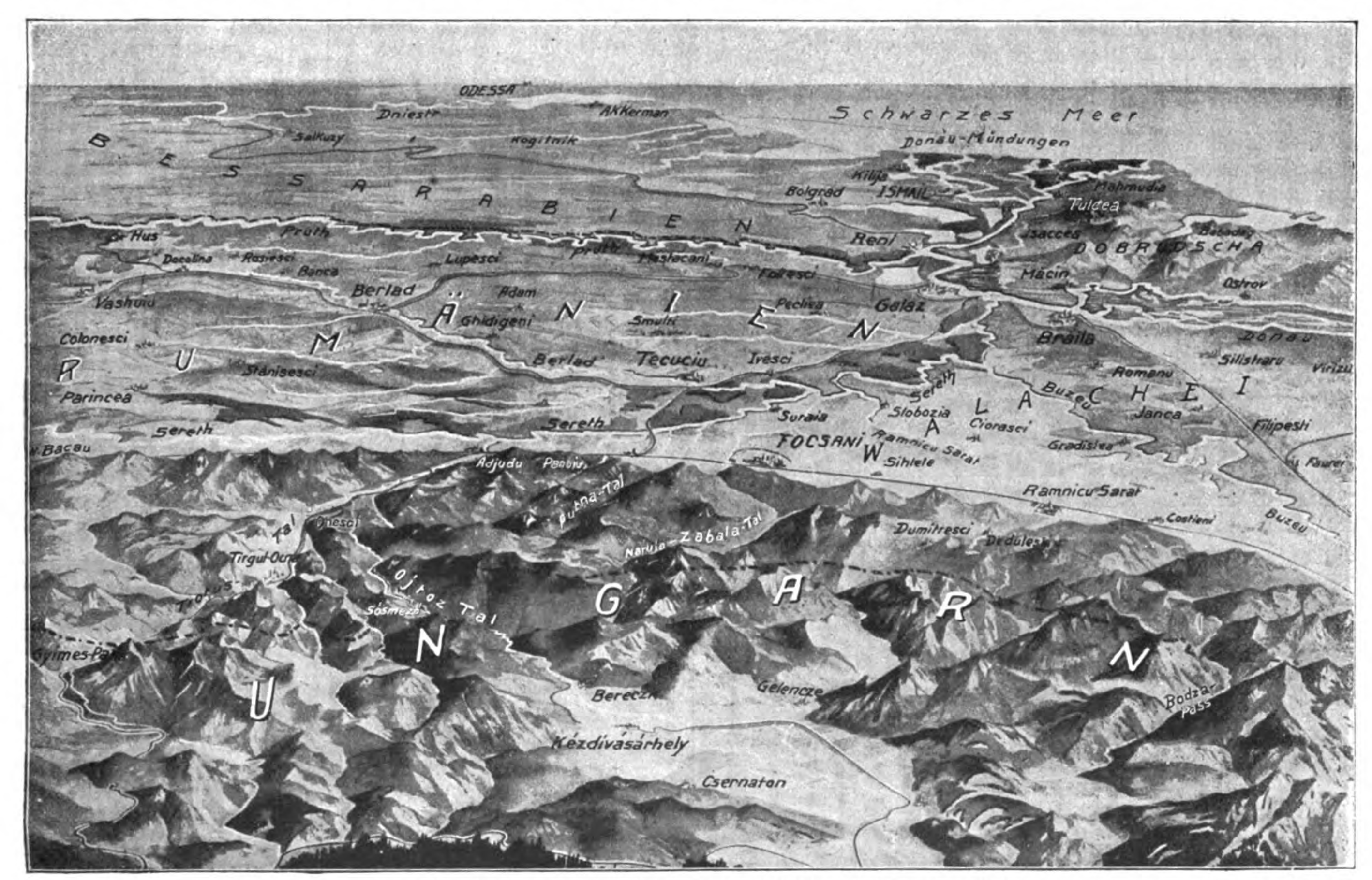
Der **rumänische Kriegschauplatz** wurde schon gegen Ende des Jahres 1916 fast vollständig zu einem Teil der russischen Front. Um diese Zeit wurden die Reste des rumänischen Heeres aus der Kampflinie zurückgezogen und diese mit russischen Truppen besetzt (siehe Bild Seite 100/101). Nur unbedeutende Verbände der Rumänen blieben noch in den Stellungen, namentlich im Norden der Gebirgsfront an der Grenze Siebenbürgens.

Nach der Überwindung des Buzeuabschnittes befand sich die Armee Mackensen, die ständig im Vorrücken blieb, in einer Linie mit der Armee des Erzherzogs Joseph. Dessen Truppen besorgten nun nicht mehr die Rückendeckung der Armee Mackensen, sondern bildeten nur noch deren Flankenschutz, aber auch diesen nicht mehr als besondere Aufgabe. Sie verschmolzen vielmehr mit der Armee Mackensen zum äußersten rechten Flügel der deutschen und österreichisch-ungarischen Ostfront. Der Krieg gegen Rumänien begann hier in den Kampf gegen Rußland überzugehen.

Die Russen hatten beabsichtigt, nicht gleich ganz auf den Sereth zurückzugehen, sondern den Vormarsch der Gegner schon westlich und östlich des Buzeuabschnittes, etwas nördlich der Stadt Buzeu, zum Stehen zu bringen (siehe die untenstehende Karte). Als ihnen das nicht gelungen war, nahmen sie weiter zurückliegende vorbereitete Stellungen ein, die wegen ihrer günstigen Lage gute Verteidigungsmöglichkeiten boten und dadurch die Aussicht eröffneten, in ihnen nachhaltigen Widerstand zu leisten. Diese Linie Rimnicul-Sarat—Braila war ungewöhnlich stark ausgebaut worden. Rimnicul-Sarat bildete darin einen Stützpunkt von besonderer Stärke; der 2 Kilometer vor der Stadt liegende, von Norden nach Süden ziehende und steil abfallende Höhenrücken östlich des Cilnautales war fast zu einer richtigen Festung umgewandelt worden. Ein anderer wichtiger Stützpunkt war das Dorf Filipesti, das man durch Anlage einer reichlichen Anzahl von Verhauen und mittels geschickt eingebauter Maschinengewehre in Verteidigungszustand versetzt hatte. Die hier errichtete Sperre ging in ihrer Bedeutung beträchtlich über den Wert eines gewöhnlichen Vorwerks der eigentlichen Serethstellung hinaus. Das Festungsystem der letzteren konnte ihr als Rückhalt dienen, und die vorzüglichen rückwärtigen Verbindungen, sowie die Häfen und Lagerräume der Städte Braila, Galatz und Focsani gewährten ihr gute und sichere Versorgungsgelegenheiten.

Um ein noch weiteres Ausbauen dieser Stellung zu verhindern, ging Mackensen kurz entschlossen zum Frontalangriff über und wandte sich mit besonderer Wucht gegen Rimnicul-Sarat, den stärksten Punkt der ganzen Linie. Das rief eine ununterbrochene Folge hin- und herschwankender, äußerst erbitterter Kämpfe hervor, denn die Feinde suchten sich hier unter allen Umständen zu halten. Die Namen Rimnik, Filipesti—Liscosteanca und das Cilnautal bei Rimnicul-Sarat bezeichnen die Orte der blutigsten Zusammenstöße.

Seit dem 20. Dezember trafen die Verbündeten in fortwährenden Gefechten auf immer stärkere russische Stellungen, in denen die besten russischen Truppen, namentlich sibirische Regimenter, in großer Zahl lagen. Sie wurden noch immer verstärkt und waren besonders reich mit Maschinengewehren ausgestattet. Schritt für Schritt mußte dem Gegner Boden abgerungen werden, nachdem die schweren Geschütze entsprechend vorgearbeitet hatten. Der Feind erwiderte das Geschützfeuer lebhaft und entwickelte mit Hilfe seiner reichen Mittel an Menschen und Munition heftige Gegenwirkungen. Aber trotz der beispiellosen Anstrengungen, denen die verbündeten Streitkräfte eben erst ausgesetzt gewesen waren, indem sie fortwährend hart kämpfend große Märsche ausführen mußten, gingen sie mit frischem Mut daran, die russische Riegelstellung zu nehmen. Die Erdlöcher, die sie sich dem Feinde gegenüber auf wenig geschütztem Gelände in den schweren Lehmboden hineingruben, waren bald zu zusammenhängenden Gräben geworden. Sie boten den Ausgangspunkt für mutvolle Vorstöße gegen den tief eingegrabenen und ausgeruhten Feind. Täglich ward den Russen ein wichtiges Stück ihrer Linien entrissen, und mit eiserner



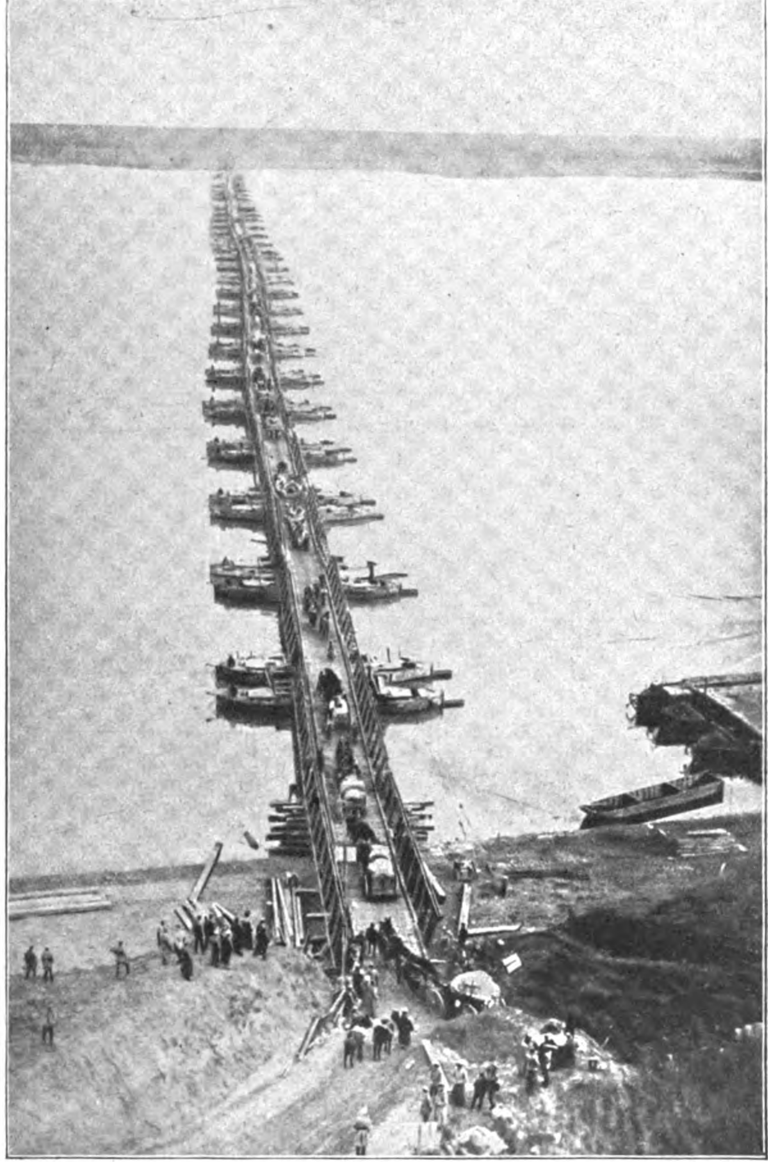
Das Flußgebiet des Sereth und Pruth im nördlichen Teil von Rumänien.

Tatkraft arbeiteten sich die Verbündeten an die Kernstellungen des Gegners heran.

Ein großer Sturmangriff gelang am 23. Dezember einer Division, die am See von Jarlaul kämpfte. Sie vertrieb den Feind aus den Orten Andreosti und Pintecani und nahm dabei über 1300 Mann gefangen. Nördlich anschließend an die genannten Orte wurden auch die durch Maschinengewehre stark gesicherten Höhen 60 und 69 und noch weiter nordwestlich bald darauf das Dorf Balaceani genommen. Der linke Flügel der Angriffstruppen kam ein gutes Stück auf der Straße nach Rimnicul-Sarat vor; ganz am Rande des Gebirges fielen eine Reihe wichtiger Höhen und Orte in ihre Hände, obwohl die Abteilungen auf ihrem Wege weite kahle Felder überschreiten mußten, wobei sie dem Gegner gute Ziele boten.

Nach fünftägigem Ringen war eine über 17 Kilometer breite Bresche in den Verteidigungsgürtel der Russen südwestlich von Rimnicul-Sarat gelegt. Das eröffnete die Möglichkeit zur Führung des entscheidenden Hauptstoßes, der in der großen zweitägigen Weihnachtschlacht bei Rimnicul-Sarat seinen Höhepunkt erreichte. Deutsche und österreichisch-ungarische Divisionen vertrieben gemeinschaftlich die Russen aus dem ungemein stark verschanzten Dorf Filipesti und den beiderseits anschließenden, ebenfalls sorgfältig ausgebauten Linien.

Damit war eine schwere russische Niederlage in hartem Kampfe eingeleitet, und am 27. Dezember wurde sie vervollständigt. Die 9. und die Donauarmee stießen über befestigte Dörfer und verdrahtete Linien rasch vor und brachten viel Material und zahlreiche Gefangene ein; die Donauarmee hatte in den Kämpfen dieser Tage 1300 Gefangene gemacht, die Armee Falkenhayn brachte insgesamt 7600 ein und erbeutete außerdem 27 Maschinengewehre sowie 2 Minenwerfer.


Photothek, Berlin.

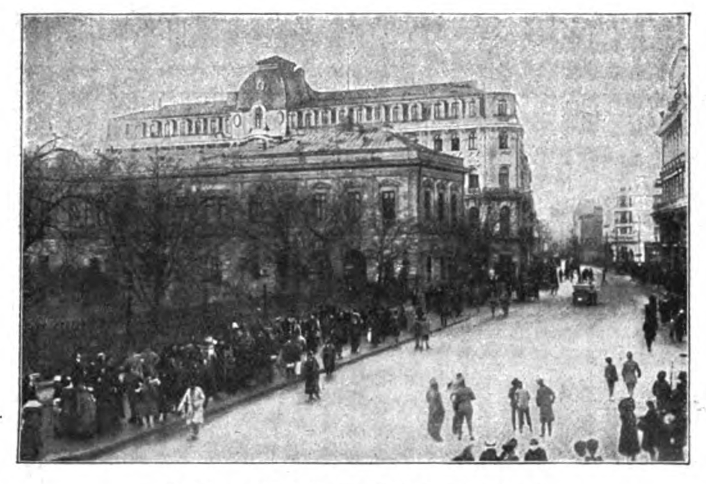
Kolonnen überschreiten die Donaubrücke bei Swistow.

Der volle Sieg wurde gekrönt durch die Einnahme der Stadt Rimnicul-Sarat, in der die Bewohner die siegreichen Truppen freudig empfingen, weil sie froh waren, die russischen „Freunde“ voraussichtlich für immer los zu sein. Die Russen hatten nichts unversucht gelassen, um durch mächtige Gegenstöße die Angreifer noch aufzuhalten. Die 9. Armee, vornehmlich preußische und bayrische Infanteriedivisionen, faßte den Feind aber ungestüm, warf ihn zurück und drängte ihn dann auch aus frisch ausgehobenen Stellungen weit über die Stadt hinaus.

Auch die südöstlich anschließenden Truppenteile kamen vorwärts und durchbrachen die russischen Linien. Bei dieser neuen Niederlage hatten die Russen wieder äußerst schwere blutige Verluste und büßten weitere 3000 Gefangene und 22 Maschinengewehre ein. Die Zahl der allein von der 9. Armee eingebrachten Gefangenen wuchs an diesem Tage auf 10 200 Mann an. Unaufhaltsam ging besonders der linke Flügel dieser Armee unter Generalleutnant Krafft v. Delmensingen weiter vor. Diese unermüdlichen Streitkräfte erreichten am 23. Dezember nach Überwindung starken Widerstandes rumänischer und russischer Truppen Dumitresti, 20 Kilometer westlich von Rimnicul-Sarat. Nach Bewältigung mannigfaltiger natürlicher und künstlicher Hindernisse gelang es diesem Flügel schon an diesem Tage, östlich von Rimnicul-Sarat aus dem Seeabschnitt längs des Buzeu herauszukommen; 1300 Gefangene, 3 Geschütze und einige Maschinengewehre vermehrten zugleich die Beute. Unter den Gefangenen befanden sich zahlreiche jugendliche Soldaten, die dem jüngsten Jahrgange entnommen waren, ihre Ausbildung also in großer Hast erfahren haben mußten.

In fortschreitenden Kämpfen hatte die Armee Mackensen nunmehr eine Linie erreicht, die sich mit dem rechten, dem östlichen Flügel, an die Donau südlich Braila anlehnte, mit der Mitte westlich des Dorfes Filipesti den Buzeu überschritt und mit dem linken Flügel nördlich von Rimnicul-Sarat in die Vorberge der Transsylvanischen Alpen hineinführte. Sie stand damit genau vor der „Pforte der Moldau“, zu deren Schutz die Rumänen die Befestigungslinie am Sereth angelegt hatten. Wie schon früher erwähnt, war diese Festungsperre ursprünglich als Schutz gegen Rußland entstanden, als den eigentlichen Feind Rumäniens, sie hatte dann aber eine Erweiterung erfahren, so daß sie nun auch nach Süden, aus welcher Richtung die Armee Mackensen sich näherte, ihre Wirkung entfalten konnte. Der östlichste Stützpunkt der ganzen Linie ist die Festung Galatz. Die Mitte der Serethbefestigungen wird durch die Fortsgruppe von Namolosa, 40 Kilometer von Galatz serethaufwärts, gebildet. Sie besteht aus mehreren Festen auf beiden Flußufern und ist ein doppelseitiger Brückenkopf, der gegen Norden und Süden verteidigt werden kann. Ein Hauptstützpunkt der Serethlinie ist die Stadt Focsani, 30 Kilometer nordwestlich von Namolosa; sie soll den Raum zwischen dem Südufer des Sereth und dem Gebirge abschließen. Diese Stadt ist auch militärisch von großer Bedeutung, weil in ihr viele Straßen und Bahnlinien zusammenlaufen. Die Pläne zu den Werken der Serethbefestigungen sind ebenso wie die von Bukarest von Brialmont entworfen worden. Der Sereth ist in dem Gebiet der Befestigungen überall 50 bis 80 Meter breit und gilt, besonders auch wegen seiner sumpfigen Ufer, als ein sehr schwer zu nehmendes Hindernis.

Gegen diese Befestigungsanlagen rückte die Armee Mackensens nach den Weihnachtsiegen kämpfend heran. Am 29. Dezember standen seine Truppen auf der Linie nordöstlich Vizirul—Sutesti (am Buzeu)—Slobozia. Auf dem rechten Flügel, an der Donau, war das nächste wichtige Ziel Braila. Dieser Stadt, neben Bukarest der größte Handelsplatz Rumäniens, legten die Feinde nicht geringe Wichtig-



Vor dem Königlichen Schloß in Bukarest.



Phot. M. F. u. F.

Deutsche Feldpostautos vor dem Grand Hotel de Londres in Bukarest.



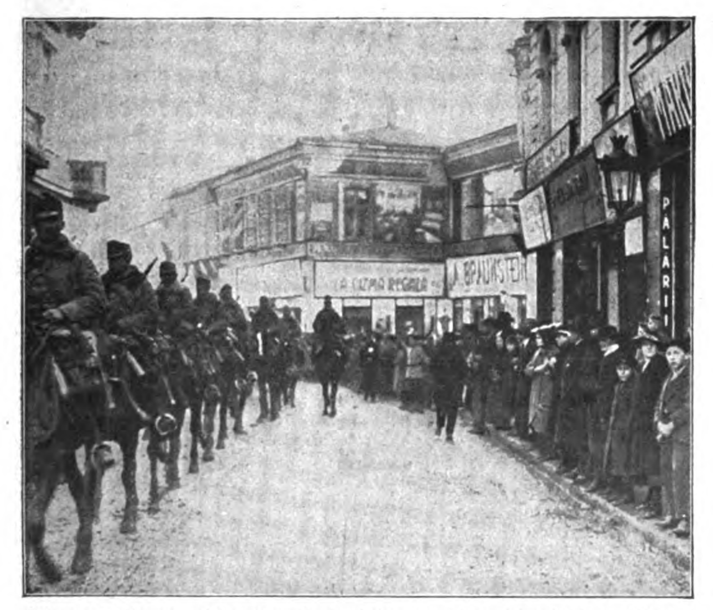
Phot. M. F. u. F.

Deutsche Radfahrerkompanie (Jäger) überquert den Schloßplatz in Bukarest.
Links das Sparkassengebäude.



Phot. M. F. u. F.

Der Vierbund beim Einkauf: ein türkischer, deutscher, österreichisch-ungarischer und bulgarischer Soldat beim Einkaufen von Pfefferkuchen auf dem Schloßplatz von Bukarest.

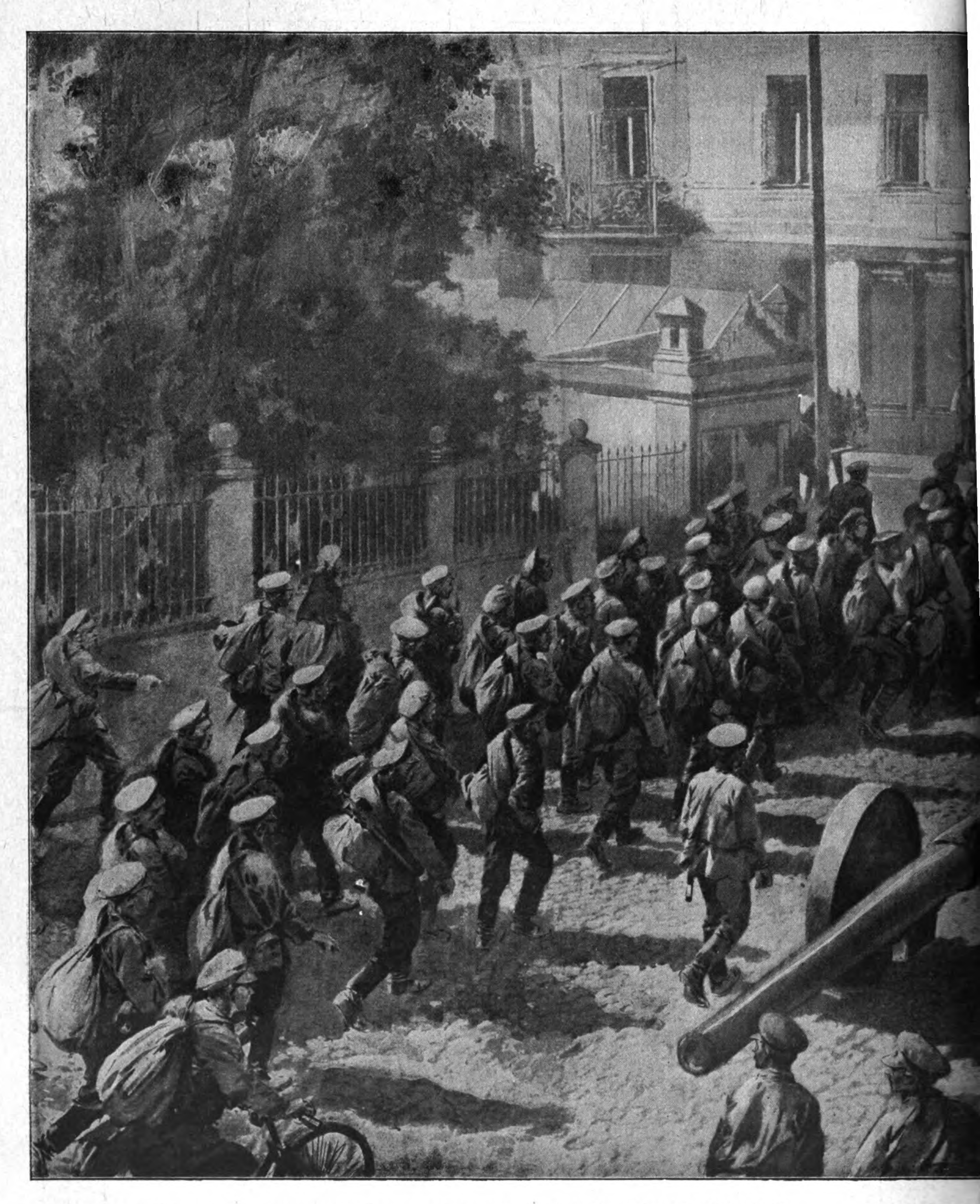


Österreichisch-ungarische Kavallerie zieht, von einer schaulustigen Menge betrachtet, in Bukarest ein.

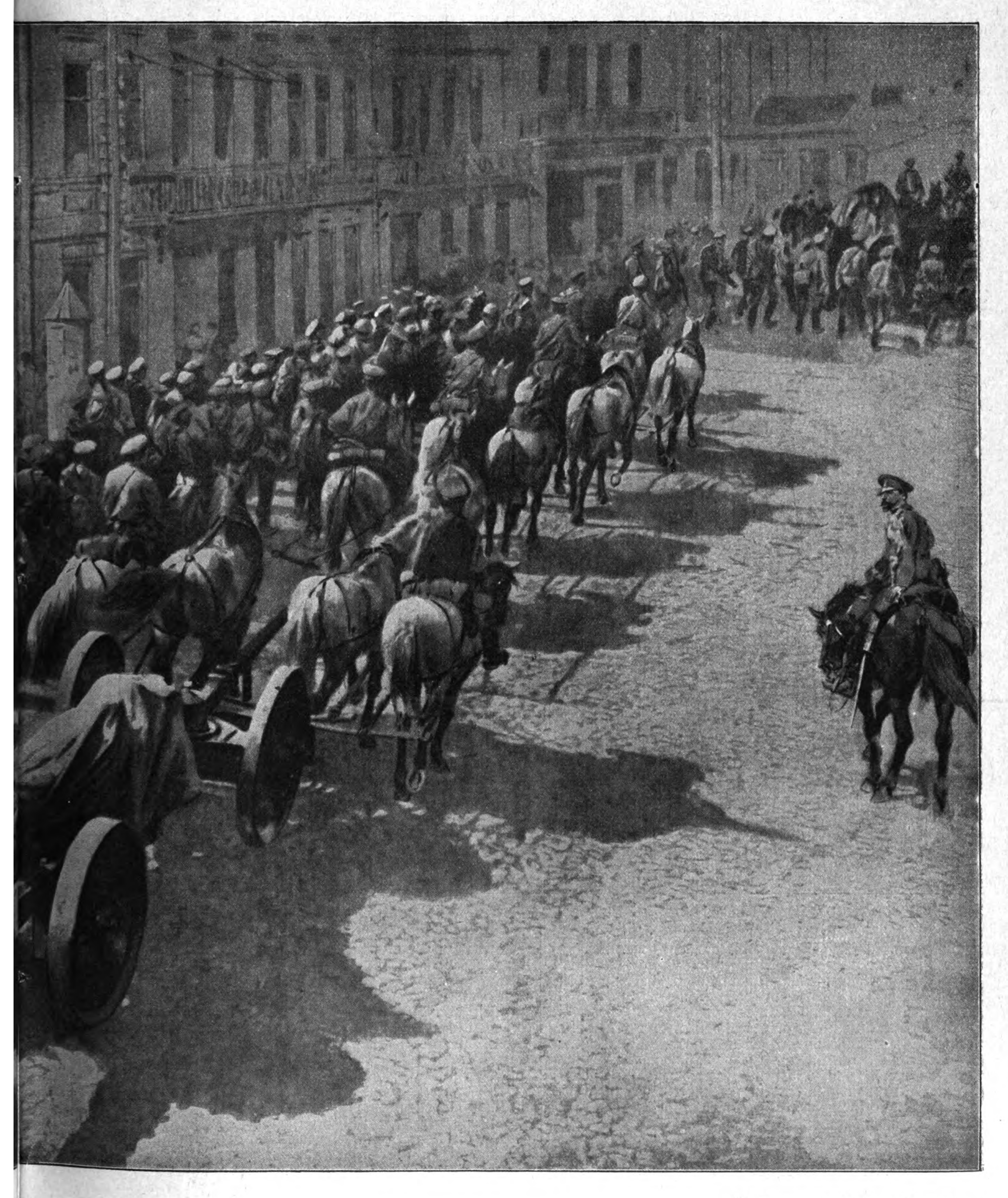


Gefangene eines Bukarester Regiments werden durch die Calea Victoriei, die Hauptstraße von Bukarest, geführt.

Im eroberten Bukarest.



Russische Artillerie wird zur Verstärkung der wankenden rumänischen Front herbeigeholt.



Nach einer englischen Darstellung.

keit bei und gestalteten deshalb das Vorgelände dieses Ortes zu einem Haupthindernis aus, das den Weg nach dem nur 17 Kilometer entfernten Galatz sperren sollte. Östlich und nördlich der Ortschaften Dedulesti und Vizirul entwickelten sich äußerst heftige Zusammenstöße. Die Gelegenheit zu Flankenangriffen und Überflügelungen, die den siegreichen Heeren in der Kleinen Walachei und in den Kämpfen vor Bukarest rasch und mit verhältnismäßig geringen Opfern Erfolge gebracht hatten, war in dem schmalen und gut ausgebauten Zwischengelände von der Donau bis zum Gebirge nicht gegeben. Immer mußten erst Frontalstöße Breschen legen, ehe die örtliche Flankierung und damit die Erschütterung wichtiger Höhenstellungen oder anderer stark gesicherter Punkte möglich war. Mit glänzend geführten Angriffen kam Mackensen auch bei den genannten zwei Ortschaften trotz erbitterten Widerstandes in die feindlichen Stellungen hinein. Versuche der Russen, die Ausnutzung dieser Einbrüche zu vereiteln, scheiterten an der Tapferkeit ihrer Gegner, die sich auch durch sechs der mächtigen englischen Kriegswagen nicht schrecken ließen. Zwei dieser Ungetüme wurden völlig kampfunfähig gemacht, die anderen zogen vor, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, um nicht in die Hände der Verbündeten zu fallen. Unaufhaltsam schoben sich diese von Süden und Südwesten gegen Braila vor.

In scharfen Nachhutkämpfen zwang die 9. Armee, die westlich des Buzeu vorging, die Russen auch am 1. Januar 1917 zu raschem Weichen und näherte sich mit deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen den Brückenköpfen von Focsani und Fundeni nordwestlich Namolosa. Am 2. Januar wurde der Angriff auf die Festungswerke westlich und südlich von Focsani eingeleitet; am Milcovul wurden an jenem Tage schon die Orte Pintecesti und Mera erstürmt und 400 Gefangene gemacht. Oberhalb von Odobesci, nordwestlich von Focsani, wurde der genannte, schwer verschanzte Flußabschnitt schon am nächsten Tage überwunden. An der Mündung des Buzeu in den Sereth waren die rasch weichenden Russen gezwungen, zu ihrer Sicherung mit starker Kavallerie vorzustoßen, der es jedoch nicht gelang, die Verfolger aufzuhalten. Auch an der Mündung des Flusses Rimnicul-Sarat in den Sereth gerieten die Feinde erheblich in Bedrängnis. Dort wurden von dem westpreußischen Deutschordens-Infanterieregiment Nr. 152 Slobozia und Rotesti am 4. Januar im Sturm genommen und die Russen darüber hinaus vertrieben. Der bedeutendste Fortschritt des Tages zeigte sich in der Richtung auf Braila. Die Brückenkopfstellung dieser wichtigen Stadt wurde von deutschen Divisionen mit ihnen zugeteilten österreichisch-ungarischen Bataillonen heftig bestürmt und nach schweren Kämpfen durchbrochen. Die Orte Gurgueti und Romanul mußten mit Bajonetten und Handgranaten in hartem Ringen von Haus zu Haus erobert werden.

Mit so raschem Vordringen der Verbündeten hatten die Feinde nicht gerechnet; noch am 5. Januar behaupteten englische Militärkritiker, daß Braila dank der in seiner Umgebung angelegten vortrefflichen Feldstellungen dem Vormarsch der Armee Mackensen zunächst Halt gebieten würde. Und gerade an jenem Tage fiel dieser wichtige Handelsplatz Rumäniens (siehe Bild Seite 104 unten) in die Gewalt der Deutschen, Österreicher und Ungarn. Wertvolle Unterstützung fand die Niederringung des russischen Widerstandes auch vom jenseitigen Donauufer her, aus der Dobrudscha, wo die Kämpfe so weit vorgeschritten waren, daß am 5. Januar nicht nur die schwere Artillerie vom östlichen Donauufer ein entscheidendes Wort mitsprechen konnte, sondern auch deutsche und bulgarische Truppen über die Donau setzen und gleichzeitig mit den Streitkräften auf dem Westufer dieses Flusses in das Gefecht eingreifen konnten. Auf der ganzen Linie der Armee Kosch, der Mackensenschen Donauarmee, räumten die Russen unter stetem Nachrücken der Angreifer das südliche Serethufer und gingen unter Drangabe starker Nachhuten auf das Nordufer des Flusses zurück.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Deutsche Haubitze fährt durch einen Nebenfluß der Putna in Stellung.

Der Sereth wurde an demselben Tage weiter nordwestlich auch von dem verstärkten Kavalleriekorps des schon von den Kämpfen in der Kleinen Walachei her bekannten Reiterführers Generalleutnant Graf v. Schmettow erreicht, das die Orte Olaneasca, Gulianca und Maxineni genommen hatte. Auf dem linken Flügel stürmten zu derselben Zeit die unter dem Befehl des Generalleutnants Kühne stehenden Divisionen der Generalleutnants Schmidt v. Knobelsdorff

(Heinrich) und v. Oetinger die mit starken Drahthindernissen und Flankierungseinrichtungen ausgebauten Gräben der Russen von Tartaru bis Rimniceni. Gegen harten Widerstand der Feinde gelang die Wegnahme der Ortschaften und der Übergang über den stark versumpften Flußabschnitt gegen den Sereth; auch hier standen die Angreifer vor den letzten Verteidigungspunkten ihrer Feinde auf dem Südufer des Flusses.



Phot. M. F. u. F.

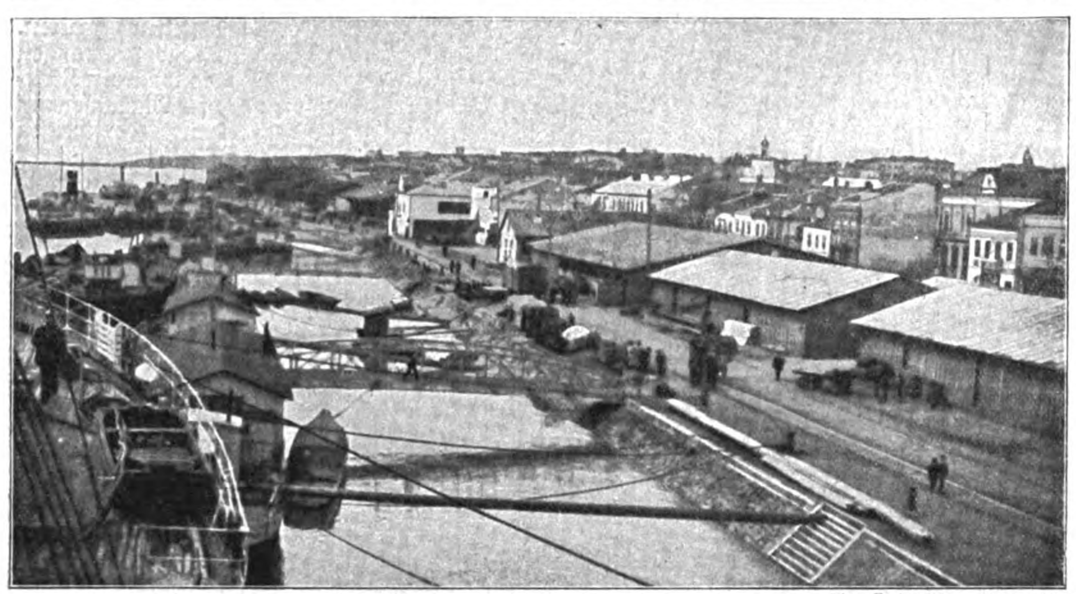
Verhör eines gefangenen rumänischen Offiziers durch deutsche und österreichisch-ungarische Offiziere.

Ein Monat war seit dem Fall von Bukarest (siehe die Bilder Seite 99) vergangen. In dieser Zeit legten die Streitkräfte der Mittelmächte bis Braila einen Weg von reichlich 180 Kilometern zurück; das war eine recht ansehnliche Leistung, denn es ist zu berücksichtigen, daß die Truppen auf ihrem Wege zahlreiche Gefechte gegen stets frische feindliche Regimenter zu bestehen hatten. Trotzdem errangen die wackeren Kämpfer Mackensens in den gewaltigen Schlachten vom 4. und 5. Januar noch bedeutende Erfolge; die Serethlinie war fast auf der ganzen Front erreicht worden, Braila gefallen und der Angriff auf alle Hauptpfeiler der Festungslinie ununterbrochen im Gange.

Der Vormarsch auf dem linken, westlichen Flügel der 9. Armee wurde wesentlich unterstützt durch Teile der Heeresgruppe des Erzherzogs Joseph. Die hierzugehörige Armee des Generals v. Kövesz griff in die Schlachten vor der Serethlinie seit den Weihnachtstagen in zunehmendem Umfange ein. Weiterhin schlossen sich an die 9. Armee die Truppen des österreichisch-ungarischen Feldmarschalleutnants v. Ruiz an, der von Westen her aus der Richtung des Berges Lakoz gegen Focsani vorwärts drängte; dann folgten

Phot. M. F. u. F.

Eine Gruppe gefangener rumänischer Soldaten.



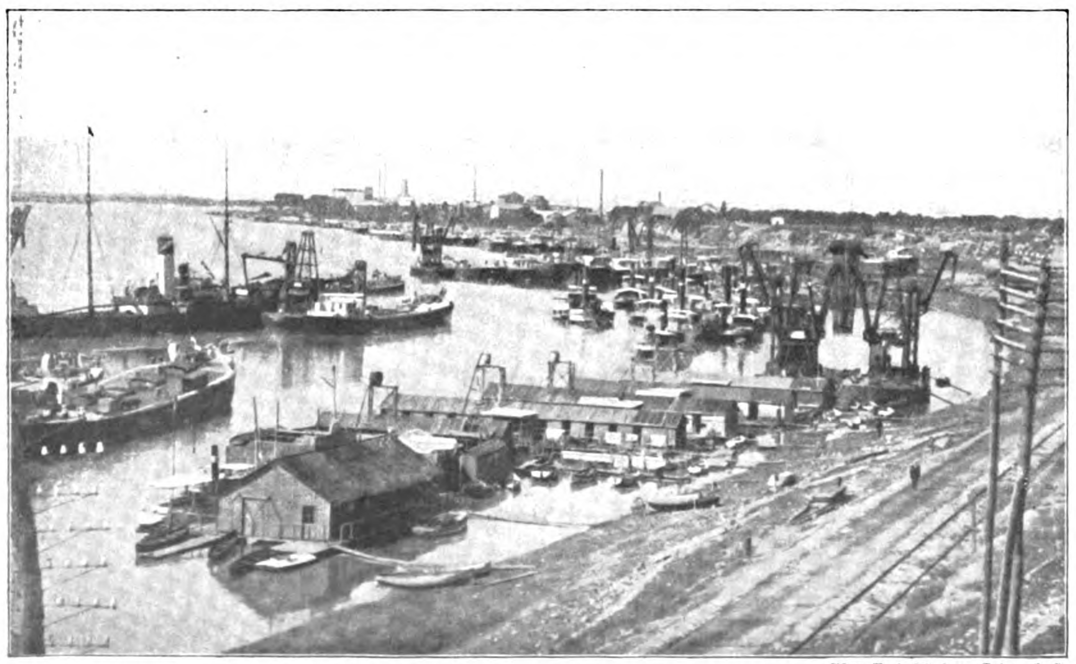
Ansicht von Galatz von den Hafenanlagen aus.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.



Lagerräume des österreichischen Lloyd im Hafen von Galatz.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.



Ansicht des Hafens von Braila.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

mehr nördlich die Streitkräfte des deutschen Generals v. Gerok, der in nordöstlicher und südöstlicher Richtung über Ocna nach dem Sereth zu kommen suchte. Diese Heere brachten die gesamte Befestigungslinie an diesem Flusse mit jedem Schritt vorwärts in die Gefahr der Flankierung, gleichzeitig bedrohten sie aber auch die Russen in den Waldkarpathen, die hier Vorteile zu erringen suchten, um dadurch hemmend auf das weitere Vorrücken ihrer Feinde in Rumänien einzuwirken. Am 23. und 24. Dezember griffen die Russen im Abschnitt der Heeresgruppe v. Kövesz heftig an; nördlich des Uztales, wo der General v. Gerok stand, konnten sie sich nach fehlgeschlagenen Unternehmungen am Höhenkamm des Magyaros festsetzen, dagegen gelang es ihnen in dem südlicher gelegenen Ditoztal nicht, Gewinne zu erzielen, weil alle ihre Vorstöße in dem äußerst wirkungsvollen Abwehrfeuer deutscher und österreichisch-ungarischer Batterien erstickten. In der Gegend von Ludowa bereiteten die Russen große Angriffe durch starkes Trommelfeuer vor. Nach schweren Artilleriekämpfen erhöhte sich bis zum 27. Dezember die Gefechtstätigkeit im Ditoz- und im Putnatal beträchtlich. Eine besondere Höhe erreichte sie im Grenzraume von Sosmezö und südöstlich davon, wo sich die Österreicher und Ungarn nebst deutschen Truppen mit unwiderstehlicher Gewalt den Russen entgegenstemmten und sie von der ungarischen Grenze weiter zurückschlugen.

In die schwierigen Gebirgskämpfe griffen hüben und drüben auch zahlreiche Flieger unterstützend ein, was gelegentlich zu Gefechten in der Luft führte, denen auf russischer Seite am 27. Dezember zwei Farmanflugzeuge zum Opfer fielen; zwei andere wurden zur Notlandung gezwungen.

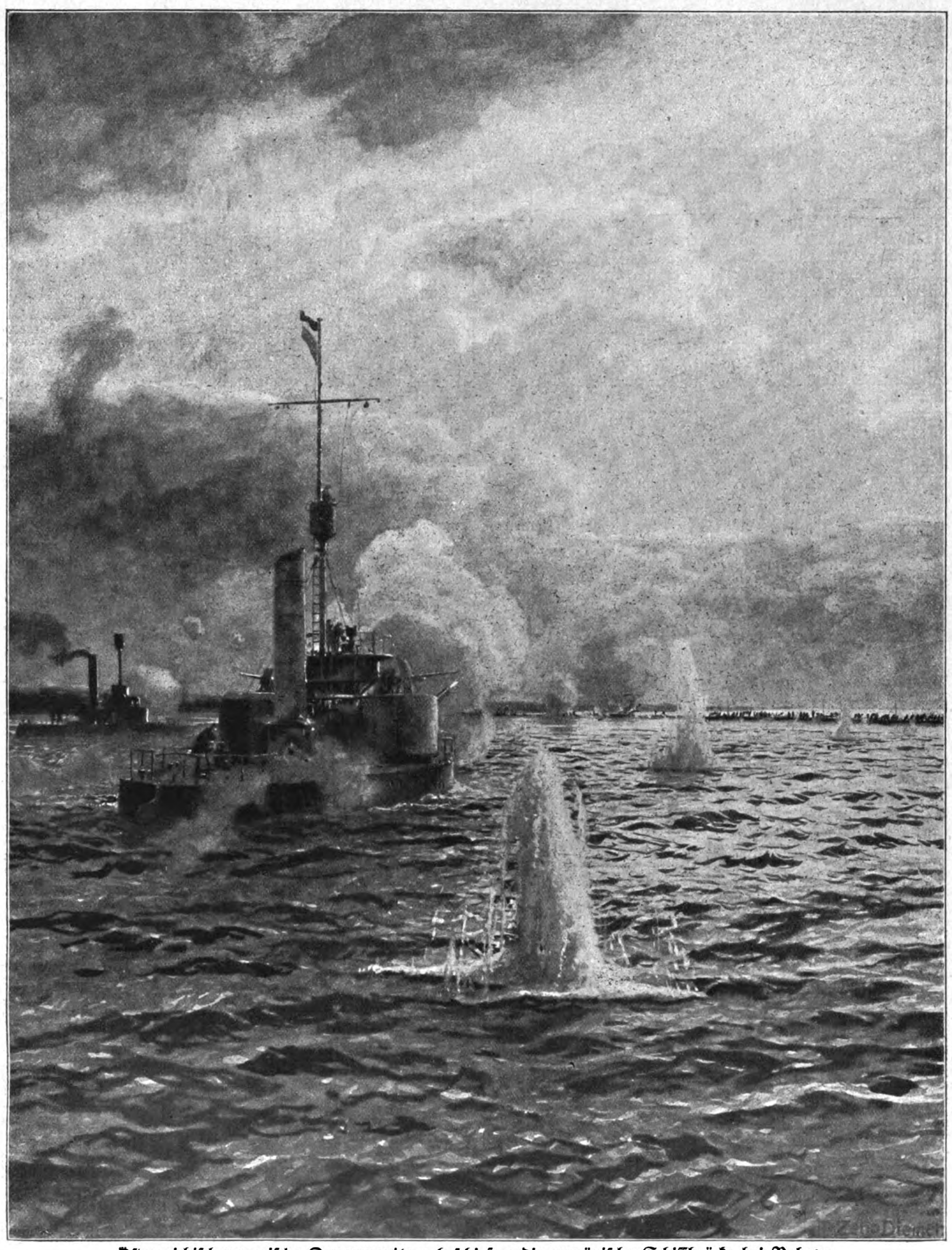
Ein Vorstoß deutscher und österreichisch-ungarischer Truppen hatte vollen Erfolg. Die Feinde wurden am 28. Dezember aus mehreren hinter-

Angriff ungarischer Honved auf russische Infanterie.

Nach einem Originalgemälde von Professor Anton Hoffmann.







Österreichisch-ungarische Donaumonitore beschießen die rumänische Schiffbrücke bei Rahovo.

Nach einer Originalzeichnung von Professor M. Zeno Diemer.

einander liegenden Gebirgstellungen vertrieben und verloren dabei 1400 Gefangene, 3 Geschütze und 18 Maschinengewehre. General der Infanterie v. Gerok war es möglich, sich in Übereinstimmung mit den großen Vorwärtsbewegungen in der Walachei in beschwerlichen Kämpfen trotz allen Widerstandes der Russen, die hier bedeutende Kräfte einsetzten, ostwärts vorzuschieben. Hier waren ebenfalls Flieger tätig, die auch die rückwärtigen Verbindungen der Russen zu stören suchten, indem sie den für diesen Frontabschnitt wichtigen Bahnhof von Onesci wirkungsvoll mit Bomben belegten.

Die Russen empfanden das machtvolle Vordringen des Südflügels der Heeresgruppe des Erzherzogs Joseph als für sie sehr gefährlich und unternahmen deshalb am 29. De-

zember wütende Gegenstöße. Ihren Zweck erreichten sie allerdings auch damit nicht, denn wo sie die Streitkräfte der Verbündeten auch angriffen, wurden sie geschlagen und weiter zurückgedrängt. Obwohl der Feind in dem Grenzgebirge der Moldau jeden Fußbreit Boden kraftvoll verteidigte, rückten die Angreifer auch am 30. Dezember wieder weiter gegen den Sereth vor. Nördlich des Uztales entrissen deutsche Truppen den Russen die wichtige Höhe Solymtar und hielten sie gegen immer wieder einsetzende Gegenstöße fest. Beiderseits des Oitoztales nahmen Deutsche, Österreicher und Ungarn (siehe die Kunstbeilage) rumänisch-russische Stellungen; im Putnatal wurde der Feind in blutigem Häuserkampf aus Tulnici geworfen. Bei Naruja und im Zabalatal kamen die feindlichen Linien unter dem ständigen Druck der rastlosen Angreifer ebenfalls ins Wanken.

Die in den Tälern der Zabala und Putna ringenden österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen (siehe Bild Seite 102) des Feldmarschalleutnants v. Ruiz kamen in fortschreitendem Angriff am 31. Dezember in rascheren Fluß und stürmten im Raum von Harja eine Anzahl stark befestigter feindlicher Stellungen. Neue glückliche Vorstöße längs des Bereczeker Gebirges in den zum Sereth führenden Flußtälern sorgten auch am 1. Januar dafür, daß der Feind nicht zur Ruhe kam. Mehrere Höhenstellungen, wie südlich des Trotus der vielumstrittene Berg Faltucanu, konnten gegen deutsche Stürme nicht gehalten werden. Tags darauf gelangten die Angreifer über Negrilesci hinaus und nahmen zwischen dem Susita- und Putnatal mehrere Höhenstellungen im Sturm; die Orte Barsesci und Topesci wurden nach Kampf ebenfalls besetzt. Die Russen und ihnen angeschlossene rumänische Streitkräfte bemühten sich an diesem Tage besonders, die Angreifer in ihrem Fortschreiten aufzuhalten. Südöstlich von Harja, auf dem Berg Faltucanu, der ihnen am Vortage genommen war, rückten sie nach starker Vorbereitung durch Artillerie mit großen Massen an, doch wurden sie blutig zurückgewiesen.



Bulgarische Kriegsauszeichnungen. Phot. A. Grohs, Berlin.

1. Das Tapferkeitskreuz 3. Klasse. 2. Das Tapferkeitskreuz 4. Klasse. 3. Der Orden Pour le Mérite für Mannschaften. 4. Alexanderorden mit Schwertern 5. Klasse. 5. Der Militärverdienstorden 4. Klasse am Kriegsbande. Die Orden werden mit Ausnahme des Alexanderordens, der an einem roten Bande befestigt ist, an einem lila Band, das an der Seite mit Silber durchwirkt ist, getragen.

Die Verbündeten litten um diese Zeit schwer unter den Unbilden des Wetters. Die Artillerievorbereitung, die gerade in den Kämpfen gegen gut verschanzte Höhenstellungen wichtig ist, mißriet wegen des dichten Nebels, und tiefer Schnee erschwerte das Vorwärtskommen. Der Feind wollte um jeden Preis einen Durchbruch seiner Linien verhindern und setzte sich mit größtem Nachdruck zur Wehr. Infolgedessen entwickelten sich erbitterte Handgranaten- und Bajonettkämpfe, in denen die Angreifer siegreich blieben. Die Verbündeten drangen in allen Tälern unter Erstürmung schwierig zu erreichender Höhen weiter vor und brachten neuerdings über 350 Gefangene (siehe die Bilder Seite 103) und 3 Maschinengewehre als Beute ein.

Am 6. Januar schafften sich die Truppen des Generals v. Gerok in hitzigen Gefechten Raum über Colacu an der Putna und gegen Campurile an der Susita. Die Russen führten hier frische Kräfte in den Kampf und richteten gegen die deutschen sowie gegen die österreichisch-ungarischen Bataillone des Generalmajors Goldbach beiderseits der Oitozstraße nicht weniger als neun vergebliche Angriffe.

Einen weiteren Gegenstoß versuchten die Russen gleichzeitig gegen die 9. Armee. Während sie nordwestlich von Focsani nicht hindern konnten, daß das Münchener Infanterieleibregiment den Gipfel des Berges Odobesci erstürmte, gingen sie südöstlich von Focsani auf einer bis Fundeni reichenden 25 Kilometer breiten Front zu einem gewaltigen Angriff vor, der den Durchbruch der Armee Makkensen bezweckte oder doch mindestens den Druck der Gegner abschütteln, wenn nicht völlig lösen sollte. Diese erkannten die großangelegte Unternehmung sofort in ihrer ganzen Bedeutung und trafen entsprechende Maßnahmen. Der tapfere Widerstand der vorübergehend in die Verteidigung gedrängten Truppen der Mittelmächte vereitelte denn auch hier den russischen Plan. Überall fanden die Russen eine kräftige Abweisung. Nur an einer Stelle nördlich von Obilici gewannen sie ein wenig Raum, doch wurde ihr Stoß sehr bald aufgefangen. Dieser Teilerfolg konnte natürlich keinen Einfluß auf die Gesamtlage ausüben.

Im Gebirge und in der Ebene bis an die Donau ging das Ringen um die Serethlinie weiter, wobei die Streitkräfte der Mittelmächte stets im Angriff blieben. Trotz mächtiger Schneestürme und empfindlicher Kälte wurde der Feind am 7. Januar zwischen dem Putna- und dem Oitoztal erneut zurückgedrängt, und im Anschluß daran ereilte ihn auf dem linken Flügel der 9. Armee vor Focsani eine schwere Niederlage. Hier wurden Russen und Rumänen aus dem stark befestigten Gebirgstock des Berges Odobesci gegen das Putnatal zurückgeworfen. Weiter südlich fiel unter einem kräftigen Sturm die schon seit Oktober ausgebaute, nunmehr mit aller Kraft verteidigte Milcovustellung, aus der der Feind auf eine zweite Linie zurückgehen mußte. Aber auch dort, am Kanal zwischen Focsani und Jarestea, konnte er sich nicht halten. Die gut gesicherte und mit besten Verteidigungsvorrichtungen versehene Stellung wurde von den Angreifern ebenfalls durchstoßen und überrannt. Weiteres Nachdrängen zwang den Feind, auch die Linie Focsani—Bolotesti aufzugeben.

Starke Feld- und Panzerwerke hinderten die Deutschen endlich auch nicht an der Erstürmung der Feste Focsani. Sie fiel am 8. Januar frühmorgens; mit ihr war der nördlichste Hauptpfeiler am Sereth niedergebrochen. Diesen großen Erfolg hatten alle russischen Massenstöße südöstlich Focsani weder abwenden noch verzögern können.

Während der Südflügel der Heeresgruppe des Erzherzogs Joseph schon einheitlich mit dem westlichen Flügel der Gruppe Mackensen die Bezwingung der Serethlinie erstrebte, erfuhr jetzt auch der östliche Flügel der Armee Mackensen eine erwünschte Verstärkung durch das Eingreifen der hauptsächlich unter bulgarischer Führung stehenden Dobrudschaarmee, die ihre Aufgabe, die Dobrudscha vom Feinde zu säubern, glänzend gelöst hatte.

Der Dobrudschafeldzug wurde in das neue Jahr hinein mit Lebhaftigkeit fortgesetzt; er verdiente in Deutschland besondere Aufmerksamkeit, weil nördlich der Linie Cernavoda—Constanza Bauern deutscher Abstammung wohnten. Die Russen verwüsteten bei ihrem Rückzuge auch die wenigen Kulturstätten der nördlichen Dobrudscha; das mußte, wenn sie nicht rasch vertrieben wurden,

auch die etwa 7000 deutschen Bauern, die in zwölf rein deutschen Dörfern und in acht gemischten Gemeinden das Land besiedelt hatten, schwer treffen.

Schon gegen Ende des Jahres 1916 war der ganze weite Raum östlich der Donau bis zu dem großen Donaubogen vom Feinde befreit. Heftigen Widerstand leisteten die feindlichen Streitkräfte unter Sacharow nur noch auf einer Hügelkette, die sich an den russischen Brückenkopf von Macin anschloß. Während die Bulgaren hier die Lage der Russen durch Artilleriefeuer und ständige Beunruhigung durch größere Infanterieabteilungen von Tag zu Tag unerträglicher gestalteten, rückten sie nordöstlich über die befestigten Stellungen der Feinde auch weiter in den Donauwinkel hinein und schickten gleichzeitig gewandte Führer mit kleinen Abteilungen in das Gewirr von Flußarmen, Seen und Sümpfen, aus dem das Donaudelta besteht. Die Russen nützten die vom Gelände gebotenen Verteidigungsmöglichkeiten gründlich aus und gaben den Donauwinkel und das gesamte Mündungsgebiet erst nach hartnäckigem Widerstand preis. Selbst ihre Donaumonitore beteiligten sich an den kriegerischen Handlungen. Diese beschossen am 25. Dezember Tulcea, konnten jedoch nicht viel ausrichten, weil sie von der Artillerie der Verbündeten heftiges Feuer erhielten.

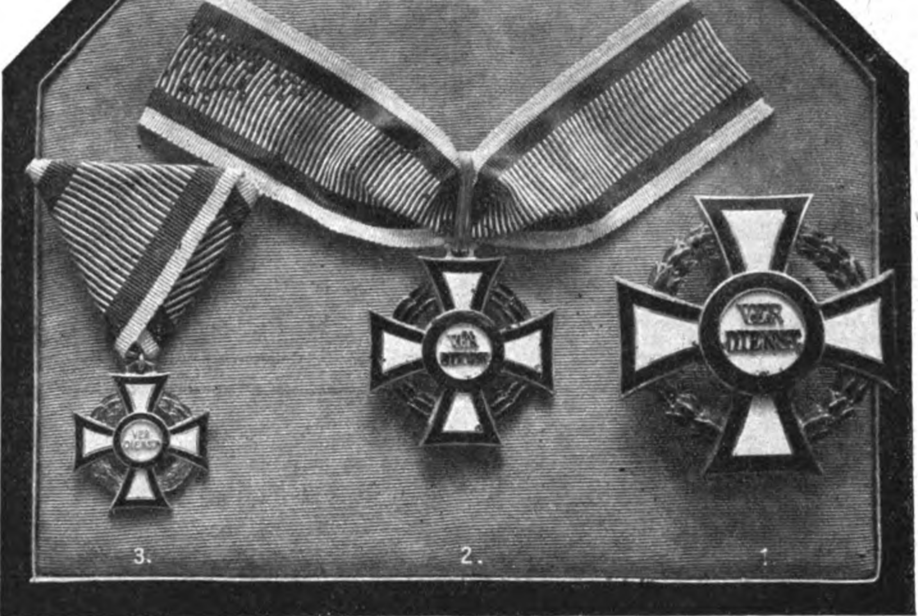
Die Kämpfe um den Brückenkopf von Macin nahmen einen guten Fortgang. Aus stark gesicherten Hügelstellungen wurden die Gegner durch bulgarische und ottomanische Truppen mit großem Schneid hinausgeworfen; die Stadt Rachel fiel am 28. Dezember in die Hände der Angreifer. Tags darauf stießen bulgarische Streitkräfte am St. Georgs-Arm der Donau auf eine 50 Mann starke russische Abteilung, die in blutigem Nahkampf niedergemacht wurde.

Am 31. Dezember gelang es deutschen und bulgarischen Truppen, die feindliche Stellung um Macin weiter einzuengen. Die Russen hatten dabei schwere blutige Verluste und verloren über 1000 Gefangene außer 4 Geschützen und 3 Maschinengewehren. Schon am nächsten Tage erfolgte unter der Mitwirkung der Pommern vom Reserve-Infanterieregiment Nr. 9 die Einnahme der Höhenstellungen des Brückenkopfes, dessen Schicksal damit besiegelt war. Macin und die wenigen anderen vom Feinde noch besetzten Punkte in der Dobrudscha wurden immer lebhafter bedrängt, und trotz hartnäckiger Verteidigung rückten am 3. Januar deutsche und bulgarische Regimenter in die Orte Macin und Jijila ein. Die Beute betrug hier 1000 Gefangene und 10 Maschinengewehre.

Durch die Kämpfe vom 4. und 5. Januar wurde der Dobrudschafeldzug beendet, und seit dem 5. Januar stand kein rumänischer oder russischer Soldat mehr südlich der Donau. Die 3. bulgarische Armee unter dem General Nereczoff, der auch andere bulgarische sowie deutsche und osmanische Truppen zugeteilt waren, hatte über die Reste der Armee des Generals Sacharow einen vollen Sieg davongetragen. Diese Truppen konnten nun bei dem Angriff auf Galatz (siehe die Bilder Seite 104) mitwirken, der nach dem Fall von Braila vom westlichen Donauufer aus kräftig eingeleitet worden war. Die Festung lag bereits unter Artilleriefeuer. Die Russen suchten mit allen Mitteln weitere Fortschritte ihrer Gegner zu vereiteln und schickten mit dem gleichen Mißerfolg wie früher auch ihre Monitore wieder ins Treffen.

Nach der Säuberung der Dobrudscha von der Armee Sacharows bildeten die Streitkräfte der Verbündeten eine zusammenhängende Linie, die der Donau und dem Sereth entlang verlief. Aus der Karte ergibt sich, daß dieser Linie eine ganz besondere Wichtigkeit innewohnt. Würde die untere Donau an der nördlichen Grenze der Dobrudscha von einem starken Heere überschritten, so gerieten dadurch nicht nur die Stellungen der Gegner hinter dem Sereth durch Flankierung in große Gefahr, sondern gleichzeitig auch etwa hinter dem Pruth vorgesehene Verteidigungsanlagen, die mit jenen am Sereth gleichlaufen würden. Die Verteidiger wären somit gezwungen, beide Linien sofort zu verlassen und bis hinter den Dnjestr zurückzugehen. Die Inbesitznahme der Donau-Sereth-Linie durch die Verbündeten konnte demnach für den weiteren Verlauf des ganzen Krieges unter Umständen von ausschlaggebender Bedeutung werden. —

(Fortsetzung folgt.)



Phot. A. Grohs, Berlin.

Österreichisch-ungarische Kriegsauszeichnungen.

Das Militärverdienstkreuz mit Kriegsdekoration 1) 1. Klasse, 2) 2. Klasse, 3) 3. Klasse. Die Farben des Ordens sowie der Schleife sind weiß und rot.

Illustrierte Kriegsberichte.

Österreichisch-ungarische Donaumonitore beschießen die Schiffbrücke von Rahovo.

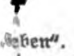
(Hierzu das Bild Seite 105.)

Wie zu Beginn des Krieges gegen Serbien durch ihre erfolgreiche Beschießung Belgrads, so hat die österreichisch-ungarische Donauflottille auch gleich in den ersten Wochen des Kampfes gegen Rumänien durch ihr kühnes und entschlossenes Vorgehen dem Gegner bedeutenden Schaden zugefügt, der um so höher zu bewerten ist, als es sich um die Vernichtung rumänischer Verteidigungs- und anderer militärischer Anlagen handelte, die einen feindlichen Übergang über die Donau erleichtern und decken sollten.

So hatten die Rumänen bei Rahovo bereits mit dem Bau einer Donaubrücke begonnen und sie teilweise schon nahezu fertiggestellt. Sie suchten hier den auf dem linken Donauufer über Silistria hinaus vorrückenden Verbündeten in den Rücken zu fallen und sie so zur Preisgabe des in der Dobrudscha gewonnenen Geländes zu zwingen. Allein die k. u. k. Monitore waren auf der Lauer und hatten bereits am 1. Oktober 1916 die Vorbereitungen des Feindes erkannt. Im Laufe des Nachmittags wurden zunächst einige Patrouillenboote vorgeschickt, denen in einiger Entfernung eine Abteilung Monitore folgte. Nachdem sich die kleine Flottille gewandt an den Gegner herangeschlichen hatte, fuhr sie ruhig durch die feindliche Feuerzone zwischen Zimnicea und Giurgiu. Damit hatten sich die Angreifer der Brückenstelle auf Schußweite genähert und konnten sie nun unter ein wirksames Geschützfeuer nehmen, das von den rumänischen Batterien zwar lebhaft, aber ohne Erfolg erwidert wurde. Nachdem am anderen Morgen noch mehrere Monitore als Verstärkung der bereits im Kampfe befind-



Kriegsleben am Schwarzen Meer. Verladen von schweren deutschen Geschützen und Kriegsmaterial in der Poirasbucht.



Nach einem Originalgemälde auf Grund von an Ort und Stelle gefertigten Studien und Skizzen des Kriegsmalers Hugo L. Braune.

lichen eingetroffen waren, setzten die k. u. k. Schiffe den Angriff fort, der durch die zahlreichen im Wasser treibenden Minen und Torpedos wie durch das feindliche Sperrfeuer am nördlichen Donauufer bedeutend erschwert wurde. Im Lauf des Tages hatten sie sich endlich so nahe an die Brücke herangearbeitet, daß sie diese aus nächster Nähe unter Feuer nehmen konnten. Mit Hilfe der Schiffsgeschütze und durch Versenken von Treibminen, die von der Strömung gegen die Brücke getrieben wurden, gelang es schließlich, an mehreren Stellen Breschen zu schlagen und die mühsame Arbeit der rumänischen Pioniere binnen wenigen Stunden zu vernichten.

Die Zerstörung der Donaubrücke bei Rahovo sicherte die verbündete Dobrudschaarmee vor feindlichen Umgehungsversuchen im Rücken, und Generalfeldmarschall v. Mackensen sprach für den ausgezeichneten Dienst, den ihm die kampferprobte k. u. k. Donauflottille erwiesen hatte, den tapferen Offizieren und Mannschaften der Monitore seine besondere Anerkennung aus.

Verladen von Kriegsmaterial und schweren Geschützen in der Poirasbucht des Schwarzen Meeres.

Aus meinem Tagebuch. Von Hugo L. Braune.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Von den Wegen, die nach Konstantinopel, dem Ziel der politischen Träume Rußlands, führen, ist der über das Schwarze Meer für die Feinde des türkischen Reiches der bequemere und kürzere. Für diese Spazierfahrt bis unter die Minarette des moscheenreichen Neubyzanz bereitete sich die russische Schwarz-Meer-Flotte seit den revolutionären Tagen, die dem japanischen Kriege folgten, recht gut vor. Daß es eine Spazierfahrt werden sollte, dafür boten die Engländer ihre hilfreiche Hand, dafür wollte die englische, im Dienste der ottomanischen Regierung stehende Marinemission sorgen! Bis in die letzten dem Krieg vorausgehenden Tage Vorbereitungen treffend, täuschte sie das ihr entgegengebrachte Vertrauen aufs gröblichste und ebnete den russischen Mitverschworenen den Weg, in das Herz der türkischen Macht zu stoßen. Man braucht kein großer Stratege, noch nicht einmal Militär zu sein, um über die merkwürdigen Maßnahmen den Kopf zu schütteln, die nach englischer Versicherung Konstantinopel uneinnehmbar machen sollten. Die Tätigkeit der englischen Marinemission war eine direkt hochverräterische. Daß ihr ein Erfolg versagt blieb, war der deutschen Militärmission zu danken. Bescheiden und unauffällig arbeiteten die deutschen Offiziere im Seraskierat, dem türkischen Kriegsministerium, neben den Engländern. Während die letzteren die türkischen Schiffe abmontierten und die Geschütze „zur Reparatur" auf Nimmerwiedersehen nach England schickten, entwarfen die ersteren strategische Pläne, die englische Tätigkeit unschädlich zu machen.

Die unvergleichliche Schönheit dieses Teiles unserer Erdkugel ist nicht nur für jeden Reisenden, der das Glück hat, diese Fülle von Naturwundern zu genießen, unvergeßlich. Seit langem glauben auch fremde Nationen das sogenannte „Erbe des kranken Mannes am Bosporus" für sich beanspruchen zu können. Daß aber die

Russen es sind, die sich dazu berechtigt halten, können am wenigsten die verstehen, die den Feldzug in Polen und Rußland mitmachten und wissen, was „russische Kultur" heißt. Aus ihren Steppen hierher an die Wiege der Geschichte in eine 3000 Jahre alte Kulturwelt versetzt, würden sie sich ausnehmen wie die Faust auf dem Auge. Wie ein überirdisch schöner Traum liegt Konstantinopel, die Minarette nur überragt von dem fernen schneegekrönten Gipfel des Olymp, glänzt das Goldene Horn wie ein leuchtendes Band und zieht sich im Zickzack wie eine Flut Ultramarin, aus einem Riesenfarbentopf gegossen, der Bosporus. Harmlos und unbehelligt zogen die Schwärme Delphine noch durch seine blaue Flut, als an den Dardanellen die Engländer schon vernichtend geschlagen waren, als die schweren Geschütze des Forts Hamidie schon den „Bouvet", „Irresistible" und „Ocean" versenkt hatten. Aber es war die höchste Zeit, mit starker Faust in die Märchenwelt des Bosporus zu greifen. Die klotzigen Türme von Rumili Hissar (europäisches Schloß) und Anatoli Hissar (asiatisches Schloß), an der schmalsten Stelle des Bosporus errichtet, an der schon Darius seine Heerscharen übersetzte, sind keine Drohung mehr für moderne feindliche Geschütze. Eine einzige Granate aus ihren über zwanzig Kilometer weit tragenden Schiffsgeschützen würde aus ihnen einen Trümmerhaufen machen. Der Wille zum Sieg ist noch nicht der Sieg, sondern darauf kommt es an, wer den Willen hat. Und den hatte der vormalige Verteidiger der Dardanellen und Kommandant des siegreichen Forts Hamidie, der deutsche Kapitän und ottomanische Oberstleutnant Wossidlo, der berufen ward, den Bosporus und die Küsten des Schwarzen Meeres gegen die Russen in Verteidigungszustand zu setzen. Sachkundigeren Händen konnte dieses wichtige Amt nicht anvertraut werden. Infolge des offenen Transportweges durch Serbien war es möglich, die alten Kanonen gegen moderne auszuwechseln, und die beiden Ufer des Bosporus starren jetzt von großkalibrigen, weittragenden Geschützen. Keine Flotte der Welt würde jetzt, ohne der Vernichtung gewiß zu sein, den Eingang des Bosporus vom Schwarzen Meere aus erzwingen oder auch nur in seine Nähe kommen können. Die felsigen Küsten zu beiden Seiten des Meeres erleichtern es ungemein, aufs vorteilhafteste — auch gegen Fliegersicht — die größten Geschütze einzubauen. Eine Flottille von Hilfsfahrzeugen ist zwischen Konstantinopel und der Poirasbucht ständig unterwegs, die Befestigungen zu versorgen. Große Geschützrohre, schwere Unterbauten werden ausgeladen, weitertransportiert oder wechseln ihren Standort. Riesige indische Wasserbüffel ziehen die schwersten Geschoßtransporte und wo sie nicht ausreichen, rollen lange Kolonnen türkischer Armierungssoldaten die Lasten aufwärts. Mit einer Sorgfalt wird gegraben, gehackt und betoniert, als wenn ringsum tiefster Friede wäre. Kleine zweirädrige Karren, die den trojanischen Kriegswagen zum Verwechseln ähnlich sehen, werden von malerischen, Bassermannschen Gestalten gelenkt. Ihre kreischenden Räder erinnern an das Wort des Koran: Wer mit Geräusch fährt, den höret Gott!

Ein Genuß ohnegleichen ist es, von den Höhen der asiatischen Küste auf dieses Kriegsleben niederzusehen und den Blick weiter über die violetten Fluten des Schwarzen Meeres schweifen zu lassen bis dahin, wo sie sich mit dem tiefdunkelblauen Wasser des Bosporus vermischen. Wo ehemals die Schiffchen der kühnen Argonauten auf der Jagd nach dem „Goldenen Vlies" segelten, dampfen jetzt die Panzerkreuzer „Goeben" und „Breslau" und ziehen ihre weißen Furchen durch die dunklen Fluten. Still liegen die Felsen der Simplejaden unterhalb des Leuchtturms von Rumili Fener, seitdem Orpheus von der Argo herab durch sein Saitenspiel die sich ewig bewegenden, alles zwischen sich zermalmenden in lautlos lauschende verwandelte. Keine Gefahr droht mehr von ihnen und deutsche Wasserflugzeuge und Minensuchboote sorgen dafür, daß keine andere Gefahr sich heimtückisch naht. Die Leuchtfeuer sind verlöscht und nur der weiße Marmor der Tempelüberreste auf den Simplejaden leuchtet über das tiefdunkle Meer herüber.

Münzrecht in den besetzten Gebieten des Ostens.

(Hierzu die Bilder Seite 111.)

Den kämpfenden Heeren ist überall in den eroberten Gebietsteilen sehr bald die deutsche Verwaltung gefolgt, um in dem Lande, über das der Krieg verheerend zog, die Schäden, die er brachte, auszuheilen und ihm die Segnungen deutscher Ordnung zuteil werden zu lassen.

Es sind ungeheure Gebiete, die so vor dem Untergange und völliger Vernichtung gerettet wurden. Zählt man ihre Quadratkilometer zusammen, so ergibt das ein Gebiet, das nur 20 000 Quadratkilometer kleiner als Deutschland ist.

In diesem gewaltigen Gebiet, von dem mehr als die Hälfte, 280 000 Quadratkilometer, auf das Verlustkonto Rußlands zu setzen ist, war deutscher Beamtengeist eingekehrt, der mit der ihm eigenen traditionellen Gründlichkeit überall Ordnung schaffte.

Alle waren sie bestechlich, die russischen Staatsdiener, vom Gouverneur der Provinz bis zum Polizeispitzel herab, und ihre Taschen waren um so größer, je höher der Rang war, in dem der Beamte stand. Das Militär machte keine Ausnahme.

Und nun kamen diese Deutschen ins Land, und die Verwunderung stieg von Tag zu Tag. Straßen wurden gebaut, Felder bestellt, Schulen errichtet; aber was das beste war, alles, was sie brauchten, diese feldgrauen Männer, das zahlten sie mit gutem deutschen Geld. Es war zwar Papiergeld und nicht so glänzend und glatt wie die russischen Rubelscheine, auch schlichter in Zeichnung und Aussehen, aber es war deutsches Geld und sicher wie alles an diesen Deutschen.

Die Bewohner der besetzten Gebiete waren bald zufrieden mit den neuen Verhältnissen. Noch nie hatten der polnische, litauische und lettische Bauer so viel und so reichlich verdient wie in diesen Tagen. Sie sind zum Teil sehr praktische Leute, diese russischen Bauern der Grenzlande. Sie häuften Markschein auf Markschein, und die langen blauen 100-Mark-Scheine der Deutschen, die 50 Rubel bedeuten, wollten ihnen sehr gut gefallen.

Der deutsche Geldmarkt aber kam dadurch in Not. Das Kleingeld wurde spärlich, und bald auch das große. Millionen von Deutschen waren ja draußen in fremdem Land und deckten ihre Bedürfnisse mit deutschem Geld. Man denke, mehr als die Hälfte von Deutschland ist besetztes Gebiet im Osten!

Hier mußte Wandel geschaffen werden. Zu den sonstigen Rechten der Verwaltung des Oberostgebietes trat das Münzrecht, das sonst nur der Staat übt.

Fortan sollte im Lande nur mit eigener Münze gezahlt werden. Außer dem schon erwähnten Hauptzwecke der Zurückführung deutschen Geldes auf den heimischen Geldmarkt sollte dadurch der Handel in den besetzten Gebieten erleichtert werden. Die Leute sollten mit gewohnten Werten, mit Kopeken und Rubeln, rechnen und die für sie oft recht schwierige Umrechnung in Mark und Pfennig nicht mehr nötig haben. Der Verkehr sollte sich also vereinfachen.

Wir sehen das schlichte Oberostgeld im Bilde vor uns, eine Münze und zwei Scheine mit Vorder- und Rückseite.

Die Münze ist ein Dreikopekenstück und hat etwa die Größe eines deutschen Markstücks, nur ist sie stärker und natürlich nicht aus Edelmetall geprägt. Ihre Vorderseite zeigt ein ausgestanztes Kreuz mit der russischen Inschrift „3 Kopeken 1916". Die Rückseite zeigt in einem in der Mitte unterbrochenen Punktring die deutsche Inschrift „Gebiet des Oberbefehlshabers Ost". Den einzigen Schmuck des schlichten Geldstücks bilden vier Eichenreiser, die die Inschrift begleiten. Das Geldstück ist handlich und leicht und hat den Zweck, das Kleingeld zu ersetzen.

Die beiden Scheine sind Darlehnskassenscheine, die ein ähnliches Aussehen haben. Wuchtig heben sich nur die Zahlen heraus, die ja allen verständlich sind.

Die Vorderseite zeigt in einem Rechteck von Rosetten den deutschen Aufdruck und den Namen der deutschen Bank, die die Oberostscheine ausgibt. Ganz klein steht an dem unteren Rand: „Wer Darlehnskassenscheine nachmacht oder verfälscht oder nachgemachte oder verfälschte sich verschafft und in Verkehr bringt, wird mit Zuchthaus bis zu acht Jahren bestraft."

Die gleiche Strafandrohung steht auf der Rückseite in polnischer, lettischer und litauischer Sprache. Dieselbe Seite trägt auch in der Sprache der Volkstämme der besetzten Gebiete des Ostens die Aufschrift: „Darlehnskassenschein, fünfzig Kopeken" und dementsprechend „ein Rubel". Den Mittelraum nehmen, von Rosetten umgeben, die Wertzahlen ein.

Außer diesen Darlehnskassenscheinen kamen bald andere in Umlauf, und zwar zu 3, 10, 50 und 100 Rubeln, die

den vorerwähnten in der Aufschrift gleichen und nur in Farbe und Größe voneinander abweichen.

Mit diesem Gelde übt Oberost sein Münzrecht aus, und die Einwohner, die sich anfangs nur schwer von dem deutschen Markschein trennen konnten, weil er „echter" sei als dieses neue Geld, gewöhnten sich allmählich an seinen Gebrauch. Der Heimat aber floß auf diese Weise das deutsche Geld zu, das vorher in fremde Hände gelangte und von ihnen angesammelt wurde zum Schaden des heimischen Geldmarktes.

Die Wirtschaftslage der kriegführenden Mächte.

Von Professor Dr. Wygodzinski, Bonn.

Jeder Krieg ist in erster Linie ein Kampf um die Macht, und so auch der jetzige Weltkrieg. Aber dieser hat doch die Besonderheit, daß er zuerst von England, dann von seinen Gefolgstaaten als ein Kampf um die wirtschaftliche Vorherrschaft geführt wurde, und daß die wirtschaftlichen Mittel kaum weniger hervortraten als die rein militärischen. Die Aushungerung an Nahrungsmitteln und Rohstoffen, der Raub des Privateigentums, die Handelspionage, die Schwarzen Listen, um nur einiges zu nennen, sind ein Versuch, die Mittelmächte auch ohne Aufgebot militärischer Machtmittel, nur unter Benutzung der Überlegenheit zur See, niederzuzwingen.



Ein Dreikopekenstück, das der Oberbefehlshaber Ost zur Hebung des Kleingeldmangels hat schlagen lassen.

Vorder- und Rückseite.

Jetzt, wo der Krieg seiner Krisis naht, dürfte wohl die Frage aufgeworfen werden, wieweit dieser Wirtschaftskrieg Erfolg gehabt hat. Hat doch dieser größere oder geringere Erfolg auch auf den Ausgang des Kampfes entscheidenden Einfluß. Dabei ist aber nicht nur die Lage der Mittelmächte, sondern nicht minder die ihrer Gegner zu berücksichtigen. Seinerzeit rechtfertigte Grey den Eintritt Englands in den Krieg damit, daß „business as usual", das Geschäft wie gewöhnlich sein werde.

Zunächst Deutschland und seine Verbündeten! Wir werden nicht so töricht sein, leugnen zu wollen, daß der Krieg unser Wirtschaftsleben aufs tiefste beeinflußt hat. Unser auswärtiger Handel ist so gut wie stillgelegt, ungezählte Werte im Ausland sind als Folge der englischen Raubpolitik vorläufig, vielleicht für immer verloren gegangen, eine Reihe von Erwerbszweigen des Inlands, wie das große Baugewerbe, sind fast beschäftigungslos geworden, andere, wie zum Beispiel die Textilindustrie, durch den Mangel an Rohstoffen, schwer bedrängt. Der Ausfall von Millionen von Arbeitskräften, zumeist des kräftigsten Alters, die jetzt im Felde stehen oder gefallen, gefangen, verwundet sind, macht sich schwer bemerkbar. Unsere Ernährung ist aufs äußerste verknappt und beschnitten und nur durch eine eiserne Organisation durchzuhalten. Das alles wollen wir zugeben: trotz alledem wird kein Unbefangener im heutigen Deutschland (und ähnlich liegt es bei unseren Bundesgenossen) das Gefühl eines wirtschaftlichen Niedergangs haben. Einen Beweis dafür bietet die Tatsache, daß sowohl unsere Gegner in den Beschlüssen der Pariser Wirtschaftskonferenz wie auch neutrale Staaten es für nötig gehalten haben, durch entsprechende gesetzliche und zollpolitische Maßnahmen sich gegen eine Überschwemmung durch deutsche Waren direkt nach dem Friedenschluß zu sichern; so hoch schätzt man dort jetzt noch die Tatkraft und Leistungsfähigkeit der deutschen Wirtschaft ein. Aber es bedarf dieses Zeugnisses von außen nicht, um Deutschland seine wirtschaftliche Stärke zu zeigen. Der



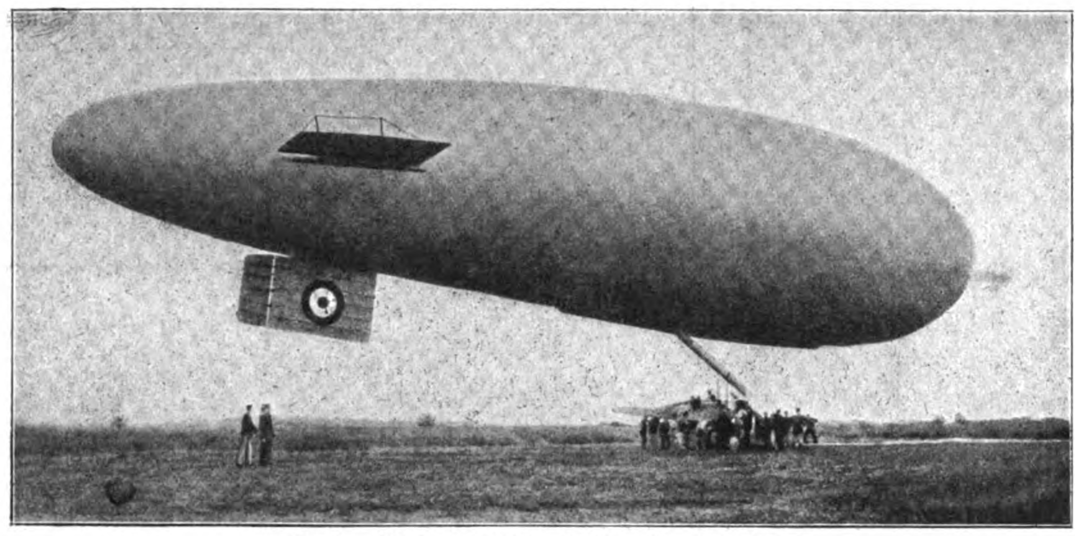




Vorderseite. Rückseite.

Ein Fünfzig-Kopeken- und ein Ein-Rubel-Schein, die mit Genehmigung der Regierung von der Ostbank für Handel und Gewerbe in Posen für das Gebiet des Oberbefehlshabers Ost herausgegeben wurden.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.



Ein französischer Lenkballon, im Begriff, aufzusteigen.
Nach einer französischen Darstellung.

$2^1/_2$prozentigen Konsols nur $55^1/_4$ stand.

Überhaupt ist eine richtige Einwertung der deutschen Lage erst möglich durch eine Vergleichung mit den wirtschaftlichen Zuständen im gegnerischen Lager. Hier ist zunächst die Ernährungsgrundlage aufs schwerste durch die Weltmißernte gefährdet. Von den gegnerischen Ländern sind nur zwei in der Lage, in Friedenszeiten Lebensmittel auszuführen: davon haben die Mittelmächte das eine, Rumänien, im Besitz; das zweite, Rußland, ist durch die Dardanellensperre abgesondert und vermag infolge der schlechten Entwicklung seines Eisenbahnnetzes und der Verkommenheit seiner Beamtenschaft nicht einmal die reichen Ernten des Südens in den anderen Teilen des Riesenreiches voll nutzbar zu machen. Die Ernteknappheit und die Schiffsraumnot, der Erfolg der Tätigkeit unserer unvergleichlichen U-Boote, hat in allen gegnerischen Ländern bereits zu Getreidepreisen geführt, die weit über die unserigen hinausgehen. Am 1. Dezember 1916 standen die Weizenpreise in New York auf $197^1/_2$ Cents, das ist ungefähr das Doppelte der normalen Preise. Auf das Friedensangebot Deutschlands stürzten sie auf 158, um dann nach der abweisenden Antwort des Vierverbands wieder auf die unglaubliche Höhe von 199 zu steigen.

Die Frachtraumnot im Bunde mit der verminderten Leistungsfähigkeit der englischen Industrie durch den Übergang zur allgemeinen Wehrpflicht hat aber auch die Kohlenversorgung und damit den allgemeinen Nerv des Lebens überhaupt wie insbesondere jeder wirtschaftlichen und militärischen Betätigung daselbst aufs schwerste betroffen. Das stolze England, das bisher bedeutendste Kohlenland Europas, muß seine Schnellzüge ausfallen lassen, Frankreich muß seine Fabriken sperren, Italien muß frieren und hungern. Es kann gar keine Rede davon sein, daß die Feinde, wie es ihre Absicht war, die Mittelmächte von den neutralen Märkten verdrängten; sind sie doch nicht einmal imstande gewesen, ihren eigenen Bedarf an Kriegsgerät aller Art herzustellen, sie haben dafür ungeheuerliche Summen an andere Länder zahlen müssen. Frankreich wies in den ersten elf Monaten des Jahres 1916 einen Überschuß der Einfuhr im Werte von 11,5 Milliarden Franken auf, welche Summe es also an das Ausland zu zahlen hatte! Das ist der offene Bankerott, dem diese Länder entgegensteuern. So ist es denn begreiflich, daß selbst das amerikanische Schatzamt, dem man Deutschfreundlichkeit wahrhaftig nicht vorwerfen kann, öffentlich vor der Hingabe weiterer kurzfristiger Darlehen an die Verbandstaaten warnte.

Das Bild der Wirtschaftslage der Mittelmächte und ihrer Gegner konnte hier nur in den äußersten Umrissen angedeutet werden. Klar aber leuchtet aus allem hervor, daß die Mittelmächte hier nicht die schwächeren sind. Den eigentlichen Vorteil aber aus dem selbstmörderischen Vorgehen der unter Englands Vormundschaft stehenden Staaten haben die „lachenden Dritten", die Vereinigten Staaten und Japan, das den europäischen Krieg immer wieder neu zu schüren das lebhafteste Interesse hat. Ihre Wirtschaft ist in einem Maße aufgeblüht, wie sie selbst es kaum für denkbar gehalten hätten; Japan konnte seine Schulden zurückzahlen, die Union ist auf dem Wege dazu, an Englands Stelle Weltbankier zu werden.

Aus dem blutigen Ringen dieses Krieges wird auch Deutschland zweifellos mit schweren Verlusten hervorgehen. Aber es hat sich vor allen Dingen seine Unabhängigkeit bewahrt, seine Erwerbskräfte gesteigert und der staunenden Welt Proben einer unvergleichlichen Leistungsfähigkeit gegeben. Den Wirtschaftskrieg nach dem Kriege hat Deutschland sowenig zu fürchten wie den Krieg selbst.

schwierigste Punkt ist nach wie vor die Ernährung, zumal durch die schlechte Kartoffelernte die Hoffnung auf eine baldige Vermehrung der Fleischnahrung entschwunden ist. Aber Deutschland hatte vor allem eine außerordentlich gute Brotgetreideernte, womit die Grundlage zu einer ausreichenden Ernährung gesichert ist. Dazu kommt die Eroberung des reichsten Kornlandes Europas, Rumäniens, das uns über jeden Zweifel hinaus sichert. Wenn auch die dort vorhandenen Vorräte teilweise durch die vereinigte „Kulturtätigkeit" von Russen und Engländern vernichtet worden sind, so ist doch genug davon geblieben; den Boden konnten sie weder verbrennen noch forttragen, und ihm werden nunmehr die Hilfsmittel der deutschen Landwirtschaftstechnik Erträge entlocken, die weit über das hinausgehen, was die mit äußerst einfachen Mitteln betriebene rumänische Landwirtschaft gewann.

Genau so steht es mit den Rohstoffen. Sie sind knapp, aber wir wußten uns einzurichten. Die eroberten Länder lieferten reiche Zuschüsse, wie jetzt wieder Rumänien Petroleum; im Tauchbootverkehr holen wir uns wenn auch nur kleine Mengen wichtigster Stoffe aus Amerika. In weitem Umfange hat die erfindungsreiche deutsche Wissenschaft für scheinbar unersetzliche Stoffe einen solchen Ersatz gefunden, wie für den aus Chile eingeführten Salpeter oder für den hinterindischen Wolfram zur Stahlhärtung. Die Industrie hat sich in staunenswerter Weise „umgestellt" und wird dies mit Hilfe des Zivildienstgesetzes immer mehr tun; so hat sie dem Kapital wie der Arbeit reichlichen Verdienst geschaffen. Dabei haben wir den großen Vorteil, daß unser Kapital, eben durch die Absperrung, im Lande bleibt, im Gegensatz zu unseren Feinden, die sich immer stärker dem neutralen Auslande verschulden. Den äußerlichen Ausdruck für die Kraft des deutschen Wirtschaftslebens finden wir in der Tatsache, daß der deutsche Markt, fast ohne jede Unterstützung der Neutralen, Kriegsanleihen in Höhe von 47 Milliarden Mark aufbringen konnte. Durch die Festsetzung der Kurse für Steuerzwecke am 31. Dezember 1916 sind wir in der Lage, durch Vergleichung mit den Friedenskursen sozusagen ein Barometer der Wirtschaftslage aufstellen zu können. Nehmen wir einige Stichproben. Es betrug der Kurs am 31. Dezember

	1913	1916
3prozentige Deutsche Reichsanleihe .	75,70	66
Anatolische Eisenbahn	117,00	122
Deutsche Bank	248,75	244
Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft .	233,25	220
Phönix	232,50	245
Laurahütte	149,00	189
Bremer Wollkämmerei	267,00	255

Diese Kurse von Unternehmungen aus den verschiedensten Gebieten des Wirtschaftslebens zeigen alle eine solche Widerstandskraft, daß von einer Niederringung der deutschen Volkswirtschaft keine Rede sein kann. Vielleicht noch schlagender aber ist die Tatsache, daß der Kurs der französischen dreiprozentigen Rente um dieselbe Zeit auf nur $60^1/_2$ (gegen 66 der deutschen Anleihen!), der der englischen

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Die siegreiche Beendigung des Feldzuges in der Dobrudscha durch die Mittelmächte und ihre Verbündeten erweckte bei den Gegnern Besorgnis wegen des Schicksals ihrer Armee in **Saloniki.** Es bestand die Möglichkeit, daß die freigewordenen Streitkräfte gegen Sarrails Truppen eingesetzt würden, die, unfähig weitere Erfolge zu erzielen, schon wochenlang in ihren alten Stellungen lagen. Ihre Versuche, Fortschritte zu machen, brachen regelmäßig blutig zusammen, noch bevor die Angreifer die Linien der Verbündeten erreichten. So verlief auch ein am 23. Dezember abends von englischen Bataillonen zwischen dem Wardar und dem Doiransee (siehe die Karte in Band V Seite 436) nach vielstündigem Vorbereitungsfeuer unternommener Vorstoß. Befriedigende Ergebnisse zeitigten dagegen in den folgenden Tagen mehrere Streifzüge bulgarischer Abteilungen nordwestlich von Monastir und in der Strumaebene (siehe Bild Seite 117), bei denen sie von türkischen Kräften unterstützt wurden.

Die lebhafte Aufklärungstätigkeit hielt auf beiden Seiten in der ersten Hälfte des Monats Januar 1917 an. Beide Parteien zogen Verstärkungen heran. General Sarrail hatte erkannt, daß er seine Aufgabe nur dann würde erfüllen können, wenn er an der mazedonischen Front mit großer Übermacht auftrat. Er erhielt hauptsächlich von den Italienern Zuzug, von denen zwischen dem Ochrida- und Prespasee größere Verbände standen. An diese schlossen sich Serben an, die von hier aus ihre verlorene Heimat zurückerobern wollten. Sarrails Bemühungen blieben den Gegnern natürlich nicht verborgen, die infolgedessen ihre eigenen Streitkräfte in diesem Kampfgebiet ebenfalls vermehrten. Besonders bulgarische Kavallerie und bulgarische Infanterie (siehe die Bilder Seite 114 und 115) zogen herbei, doch trafen auch osmanische und deutsche Truppenteile (siehe die Bilder Seite 116 und 118 unten) zur Verstärkung hier ein. Daneben beteiligten sich Österreicher und Ungarn neuerdings gleichfalls mit einer Anzahl Bataillone an der Besetzung der Front in Mazedonien.

Die Italiener, die in den Alpen und im Karst gegen die k. u. k. Truppen nichts auszurichten vermochten, zeigten sich in Mazedonien recht rührig, allerdings mit der gleichen Erfolglosigkeit. Am 7. Januar erlitt eine starke von ihnen vorgeschickte Abteilung eine größere Schlappe, bei der sie außer zahlreichen Toten und Verwundeten viele Gefangene verlor (siehe beistehendes Bild). — Ebenso wie auf dem östlichen und westlichen Kriegschauplatz standen auch an dieser Front zum Teil recht altertümliche Waffen in Benützung, die der Stellungskrieg wieder zu Ehren gebracht hatte. So verwendeten die Bulgaren nicht selten Katapulte, mit deren Hilfe sie dem Feinde ihre Grüße in Form von Handgranaten zusandten (siehe Bild Seite 118 oben). —



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Italienische Gefangene am Lagerfeuer auf dem Balkankriegschauplatz.

Die wachsende Spannung, die das rücksichtslose Vorgehen des Vierverbands gegen Griechenland hervorrief, trieb die Peiniger des kleinen Landes zu immer neuen Gewalttaten an. Seit Beginn des Januars 1917 dehnten sie ihre Angriffe auch auf die griechische Küste zwischen Struma- und Metamündung, also zwischen dem südöstlichen Teil der mazedonischen Front längs der griechischen Küste bis an die bulgarische Grenze aus. Die Hafenstädte auf diesem Küstenstreifen standen fast täglich unter dem Feuer der französischen und englischen Schiffsgeschütze.

Um gegen Überraschungen von dieser Seite gesichert zu sein, trafen die Truppen des Vierbunds entsprechende Verteidigungsmaßnahmen. Unter anderem war in der Nähe der griechisch-bulgarischen Grenze eine Station für Wasserflugzeuge errichtet worden (siehe Bild Seite 119), von der aus Erkundungsflüge erfolgten.

Sarrails Armee lehnte sich nach der Einnahme Monastirs mit ihrem rechten Flügel an den Tachinosee, etwas nordöstlich des Dorfes Kakaraska, an; von dort lief die Front auf dem östlichen (linken) Strumaufer in etwa drei Kilometer Entfernung vom Flusse bis einige Kilometer unterhalb des Butkovasees, bis zu dem sie der Struma folgte. Nordwestlich davon traf die Linie die Eisenbahn Demir-Hissar—Doiran und folgte ihr knapp unterhalb des Belasicagebirges zum Doiransee. Bis dorthin erstreckten sich die Stellungen in weiter Runde um Saloniki, von wo aus die gesamte Versorgung des Heeres zu geschehen hatte. Dann aber hängte sich der linke Flügel so an, daß er nirgends mehr Rückhalt und Anlehnung fand, und bei einem Anstoß aus dem Süden zerfallen konnte. Er zog sich von Doiran aus in ungefähr westlicher Richtung bis in den Raum von Valona; westlich von Monastir lockerte sich die Aufstellung, die hier durch italienische Streitkräfte gebildet war, in schwach zusammenhängende und schwach besetzte Postenlinien auf. Darin lag die Hauptgefahr für die Armee, wenn sie etwa plötzlich von griechischen Truppen im Rücken angegriffen würde. Deshalb ging man in der Knechtung Griechenlands noch einen Schritt weiter, denn Sarrail durfte nicht auch noch von dieser Seite aus in Gefahr geraten. Es sollte vielmehr dafür gesorgt werden, daß er südlich seines linken Flügels eine sichere Anlehnung an das griechische Gebiet fand.

Den Weg dazu sollte die am 31. Dezember 1916 übergebene neue Note an Griechenland ebnen, in der die Verminderung der griechischen Streitkräfte bis auf einen Rest von Mannschaften, der für die Aufrechterhaltung des Ordnungs- und Polizeidienstes ausreichte, verlangt wurde. Die dadurch entbehrlich werdenden Waffen, worunter auch Maschinengewehre und Geschütze mit der dazu gehörigen Munition verstanden wurden, sollten nach dem Peloponnes geschafft werden und so lange dort bleiben, wie die Schutzmächte es verlangten. Diesen Hauptforderungen schlossen sich eine Anzahl Nebenwünsche an, wie zum Beispiel die Freilassung der venizelistischen Revolutionäre, wodurch der griechischen Regierung so ziemlich der Rest ihrer Selbständigkeit genommen wurde. Im Grunde betrachtet verlangte der Verband nichts weniger als die Auslieferung der noch bestehenden Wehrkraft des Landes in seine Hände. Befristet war die Note nicht, aber durch die Blockade wurde ihr entsprechender Nachdruck verliehen. Da das Land auf die Versorgung mit Nahrungsmitteln von der See her angewiesen war, ließ sich voraussehen, daß der griechischen Regierung nichts anderes übrigbleiben würde, als dem schmählichen Ver-



Bulgarische Kavallerie auf dem Marsche.

langen zuzustimmen. Die Henker Griechenlands schnitten bald auch alle weiteren Erörterungen dadurch ab, daß sie am 9. Januar ein neues kurzbefristetes Ultimatum an die griechische Regierung richteten, nach dem sich letztere innerhalb 48 Stunden über die Note der sogenannten „Schutzmächte", zu denen sich England, Frankreich und Rußland zählten, zu entscheiden hatte.

Obwohl das königstreue Volk und die Reservistenverbände in Athen und anderen griechischen Städten die Ablehnung des Ultimatums verlangten, kam nach gewissenhafter Prüfung der Sachlage doch nur dessen Annahme in Betracht. War doch im Falle der Ablehnung mit sofortiger Beschießung der Hauptstadt zu rechnen, die die Gesandtschaften der Mächte des Verbands bereits verlassen hatten. Die Kriegschiffe der „Beschützer der kleinen Staaten" waren schon aus dem Hafen von Piräus (siehe die Karte Seite 120) zurückgezogen worden, um jeden Augenblick ihr Zerstörungswerk beginnen zu können. Zweifellos wäre Athen, wie auch die griechischen Hafenstädte dem Untergang geweiht gewesen; Gewalt ging hier vor Recht. —

Die große Not des Landes fand auch in der Antwort, die die griechische Regierung am 12. Januar auf die Friedensanregungen Wilsons erteilte, Ausdruck. Darin wurde die trostlose Lage Griechenlands geschildert und darauf aufmerksam gemacht, daß es trotz seiner Bemühungen, neutral zu bleiben, einer Blockade ausgesetzt und seiner Flotte beraubt worden sei, sein Heer werde bedroht, eine künstlich angefachte Revolution spalte das Land in zwei Lager, und die friedliche Bevölkerung sehe sich dem Hungertode preisgegeben. Der diplomatische Verkehr mit den Mittelmächten sei unterbunden und die Post- und Telegraphenverbindungen würden vom Vierverband beherrscht. Hiernach war Griechenland alles genommen, was als Grundlage staatlicher Unabhängigkeit zu betrachten ist und dem Präsidenten Wilson wäre ein weites Feld zur Betätigung seiner Menschlichkeitsgefühle geboten gewesen. —

Zweck der Knebelung Griechenlands war nicht nur der Wunsch, Sarrail den Rücken zu decken, sondern auch sich vor den **Tauchbooten** der Mittelmächte wenigstens auf dem für Transporte wichtigen M i t t e l m e e r zu sichern. Gerade das Mittelmeer war für viele Kriegs- und Transportschiffe zu einem Grabe geworden, das ihnen von deutschen, österreichisch-ungarischen und türkischen U-Booten bereitet worden war. Die Schiffe des Vierverbandes gingen von Marseille über Malta südlich um Griechenland herum in das Ägäische Meer nach Saloniki. Der kürzeste Weg, von dem italienischen Hafen Otranto nach Valona an die mazedonische Front, kam nicht in Frage, weil von der albanischen Küste aus die Bahnverbindungen nach dem Innern Mazedoniens fehlten. Aber der Golf von Korinth war über Athen und Larissa mit Saloniki verbunden. Man konnte sogar den Weg über Athen vermeiden, wenn eine leicht herzustellende Verbindung des kleinen Hafens Itea mit der an Delphi vorüberlaufenden Bahnstrecke geschaffen wurde. Mit der Eröffnung der Verbindung Itea—Delphi—Larissa—Saloniki wäre die Dauer der gefahrvollen Reise über das Mittelmeer von acht Tagen auf vierundzwanzig Stunden verkürzt worden.

Das neue Jahr ließ sich für die Gegner des Vierbundes nicht gut an. Ein U-Boot, das im Mittelmeer kreuzte, versenkte in elftägiger Fahrt 11 Dampfer, davon fünf mit insgesamt etwa 15 000 Tonnen Kohlen, die für Italien bestimmt waren, wo ohnehin großer Kohlenmangel herrschte. Unterm 10. Januar meldeten die Italiener das Linienschiff „Regina Margherita" (siehe Bild Seite 123 unten) als durch Torpedoschuß oder Mine verloren. Damit hat Italien seit seinem Eintritt in den Krieg folgende große Schiffe verloren:

Linienschiff	„Benedetto Brin"	15 000	Tonnen
„	„Leonardo da Vinci" . . .	22 400	„
„	„Regina Margherita" . . .	13 400	„
Panzerkreuzer	„Amalfi"	10 400	„
„	„Giuseppe Garibaldi" . .	7 350	„
	Insgesamt 5 Schiffe mit	68 550	Tonnen.

Bei einem Gesamtbestand von 262 800 Tonnen an kriegsbrauchbaren Linienschiffen und Panzerkreuzern bedeutet dieser Verlust eine Einbuße von mehr als einem Viertel der Gefechtsstärke.

Französische und englische Kriegs- und Handelschiffe fielen im Mittelmeer ebenfalls deutschen U-Booten zum Opfer. Am 2. Januar 1917 wurde die am 27. Dezember 1916 erfolgte Versenkung des französischen Panzerschiffs „Gaulois" bekannt, das sich, mit serbischen Truppen an Bord, auf dem Wege von Korfu nach Saloniki befand, als es vom Schicksal ereilt wurde. Da das Schiff erst eine halbe Stunde nach erhaltenem Torpedotreffer unterging, konnte fast die gesamte Besatzung gerettet werden; nur 81 Tote wurden gemeldet.

Das aus dem Jahre 1907 stammende, 14 900 Tonnen große französische Linienschiff „Vérité" (siehe mittleres Bild Seite 123) war durch einen Torpedo an Bug und Heck über und unter der Wasserlinie schwer beschädigt worden und lag nun, völlig unbrauchbar geworden, vor dem Hafen von Malta.

Die Engländer verloren im Mittelmeer am 1. Januar den mit Truppen besetzten Cunarddampfer „Ivernia", 14 278 Tonnen groß, bei dessen Untergang Truppen und Besatzung nicht vollständig in Sicherheit gebracht werden konnten. Ein anderer, über 5000 Tonnen verdrängender Transportdampfer wurde am 23. Dezember im östlichen Mittelmeere durch einen Torpedoschuß vernichtet. Die Landeszugehörigkeit des bewaffneten und von zahlreichen Schutzfahrzeugen begleiteten Dampfers konnte nicht ermittelt werden. Ein weiterer unbekannter, über 6000 Tonnen großer Transportdampfer, der auffallend tief ging, bewaffnet war und schwer beladen sein mußte, wurde durch einen deutschen Torpedo am 3. Januar auch auf den Grund des Meeres geschickt.

Ebenfalls am 1. Januar versenkte ein deutsches U-Boot, Kommandant Kapitänleutnant Hartwig, 60 Seemeilen südöstlich von Malta das durch leichte Streitkräfte gesicherte englische Linienschiff „Cornwallis" (siehe Bild Seite 123 oben), 15 250 Tonnen, durch Torpedoschuß. England hat hiermit nach einer vom „Tag" gegebenen Zusammenstellung 13 Linienschiffe in diesem Kriege verloren, und zwar: „Audacious", Stapellauf 1912 (23 400 Tonnen), verloren an der Irischen Küste durch Mine; „Bulwark", Stapellauf 1899 (15 250 Tonnen), bei Sheerneß durch Pulverexplosion; „Formidable", Stapellauf 1893 (15 250 Tonnen), im Kanal durch „U 24"; „Goliath", Stapellauf 1898 (13 150 Tonnen), bei den Dardanellen durch den türkischen Torpedobootszerstörer „Muavenet-i-Millije"; „Irresistible", Stapellauf 1898 (15 250 Tonnen), bei den Dardanellen durch Mine; „Ocean", Stapellauf 1898 (13 150 Tonnen), bei den Dardanellen durch Mine; „Triumph", Stapellauf 1903 (12 000 Tonnen), bei den Dardanellen durch deutsches U-Boot; „Majestic", Stapellauf 1895 (15 150 Tonnen), bei den Dardanellen durch deutsches U-Boot; „King Edward VII.", Stapellauf 1903 (16 600 Tonnen), an der Schottischen Küste durch Mine, von „Möwe" gelegt; „Russel", Stapellauf 1901 (14 200 Tonnen), bei Malta durch Mine; „Warspite", Stapellauf 1913 (28 500 Tonnen), am Skagerrak durch Seeschlacht; „Marlborough", Stapellauf 1912 (28 000 Tonnen), am Skagerrak durch Seeschlacht; „Cornwallis", Stapellauf 1901 (15 250 Tonnen), im Mittelmeer durch U-Boot.

Zu Beginn des Krieges besaß England ausschließlich der in der Fertigstellung begriffenen Neubauten 75 Linienschiffe. Mithin hat es ein Sechstel seiner damaligen Linienschiffe eingebüßt, wogegen Deutschland in diesem Kriege von seinen 35 Linienschiffen nur ein Schiff, die „Pommern", verloren hat. Ein Ausgleich der Stärkeverhältnisse zwischen der deutschen und englischen Flotte ist also in dieser Hinsicht bedeutend näher gerückt. Mit den neu gemeldeten Verlusten beträgt die gesamte Einbuße der feindlichen Kriegsflotten — abgesehen von den Hilfskreuzern — 189 Schiffe mit 776 000 Tonnen, deren Wert auf rund 1¾ Milliarden Mark beziffert wird. Davon entfallen auf England allein 127 Schiffe mit 582 000 Tonnen.

Insgesamt sind bis Anfang Januar 1917 nach der amtlichen Zusammenstellung des deutschen Admiralstabes 3 338 500 Tonnen feindlichen Schiffsraumes (davon 2 794 800 Tonnen englischen Ursprungs) versenkt worden.

Auch im Atlantischen Ozean, an der spanischen Küste, waren deutsche U-Boote mit großem Nachdruck auf der Jagd nach feindlichen Schiffen oder solchen mit Bannware. Im Laufe des Januars wurden denn auch viele Nachrichten über die in der Nähe der spanischen Küste erfolgte Versenkung spanischer, dänischer, norwegischer und feindlicher Handelsschiffe bekannt, was in Spanien, wo der Handel mit den Feinden des Vierbunds blühte, großen Eindruck machte.

Viele Erfolge hatten auch die von zahlreichen Vorpostenbooten (siehe Bild Seite 121) unterstützten deutschen U-Boote, die im Kanal in unmittelbarer Nähe der französischen und der englischen Küste auf der Wacht lagen. Nach einer amtlichen deutschen Mitteilung vom 12. Januar versenkte ein solches Boot am 23. Dezember nachts einen 8000 Tonnen großen Transportdampfer, der mit abgeblendeten Lichtern inmitten zahlreicher feindlicher Zerstörer fuhr. In der Nacht zum 31. Dezember wurden von dem französischen Hilfskreuzer „Rouen" fortgesetzt drahtlose Hilferufe aufgefangen, auf Grund deren der Schleppdampfer „Constaure" zur Hilfeleistung ausgeschickt wurde. Beide Schiffe blieben seitdem verschollen. Torpedobootgeschwader und Schleppdampfer, die nach allen Richtungen Nachforschungen anstellten, konnten lediglich drei schwerverletzte Matrosen des „Rouen" auffischen.

Am 3. Januar wurden wieder allein an der französischen Kanalküste zehn Fischdampfer versenkt. So mehrten sich die Verluste an feindlichen und neutralen Schiffen von Tag zu Tage. Als daher die Nachricht verbreitet wurde, der französische Zerstörer „Gadion" habe im Golf von Biskaya das deutsche Tauchboot „U 46" versenkt, schöpften die Franzosen daraus einen Trost, der aber auch zerrann, nachdem von deutscher Seite die amtliche Meldung vorlag, daß das genannte Fahrzeug wohlbehalten in Deutschland eingetroffen sei und auch kein anderes deutsches Boot in Frage kommen könne. Derartige falsche Berichte erklärten sich mitunter aus Gefechten, die sich Schiffe der feindlichen Kriegsmarinen irrtümlicherweise untereinander lieferten. Ein solches hatte erst in den letzten Tagen des Dezembers wieder zwischen einem französischen Panzerkreuzer und einem italienischen Hilfskreuzer stattgefunden, wobei es zahlreiche Tote und Verwundete auf beiden Seiten gab.

In die Reihe der deutschen U-Bootkommandanten, die für hervorragende Leistungen die höchste Kriegsauszeich-



Bulgarische Infanterie auf dem Marsche in Mazedonien.

Phot. Rudolf Sabel, Berlin.

nung, den Orden „Pour le Mérite", erhielten, traten auch Kapitänleutnant Hans Walter, der den „Suffren" versenkte, ferner Kapitänleutnant Franz Becker, der auf seiner ersten Reise 55 Tage unterwegs gewesen war, und der Oberleutnant zur See Walter Steinbauer (siehe Bild Seite 122), der den „Gaulois", ferner die „Ivernia" und am 3. Januar im Mittelmeer auch noch den über 6000 Tonnen großen unbekannten Transportdampfer vernichtete.

* * *

Zur **Friedensfrage** hatte am 1. Januar noch die spanische Regierung das Wort ergriffen. Ihre Kundgebung hob sich von denen der anderen Neutralen dadurch auffallend ab, daß sie die Wilsonsche Note nicht unterstützte, sondern kurzerhand den Augenblick für Verhandlungen zwischen den Kriegführenden als noch nicht gekommen erklärte. Sie machte den Vorschlag, die Bemühungen zur Herbeiführung des Friedens bis zu einem Zeitpunkt aufzuschieben, zu dem sie mehr Nutzen und Wirksamkeit haben würden und ein Eingreifen begründetere Aussicht auf Gelingen bieten könne. Die spanische Regierung sprach aber sehr nachdrücklich den Wunsch aus, einen Zusammenschluß der nicht am Kriege beteiligten Staaten herbeizuführen, um für Gutmachung oder Verminderung des Schadens, den Neutrale erlitten hatten, zu sorgen. Diese Haltung wurde nicht nur als Unfreundlichkeit für den amerikanischen Präsidenten betrachtet, sondern in Frankreich und England auch als deutschfeindlich angesehen. In Spanien selbst besprach man sie als Entgleisung des Grafen Romanones in einer Art, aus der mindestens keine Vierverbandsfreundlichkeit geschlossen werden konnte. —

Die ablehnende und beleidigende Antwort der Westmächte und ihrer Verbündeten auf das Friedensangebot der Mittelmächte wurde von den Neutralen ebenso verurteilt, wie von den Völkern des Vierbundes. Der Auffassung in Deutschland entsprach ein Aufruf des Deutschen Kaisers an Heer und Marine vom 5. Januar, in dem gesagt war: „Die Feinde haben meinen Vorschlag abgelehnt. Ihr Machthunger will Deutschlands Vernichtung. Sie haben die von mir angebotene Verständigung nicht gewollt. Mit Gottes Hilfe werden unsere Waffen sie dazu zwingen." Ähnliche Kundgebungen erließen auch der Kaiser von Österreich-Ungarn, der türkische Sultan und der Zar von Bulgarien.

Um diese Zeit fand in Rom ein Kriegsrat der hervorragendsten Regierungsvertreter des Vierverbandes statt. Wie schon so oft, so sollte auch diese Beratung dazu dienen, das Vorgehen der vereinigten Mächte in allen Beziehungen einheitlich zu gestalten und nicht zuletzt sollte die Antwort auf die Note des Präsidenten Wilson fertiggestellt werden. Bevor jedoch die Antwort übergeben werden konnte, traf bei den Neutralen eine deutsche Note ein, in der in ruhiger, sachlicher Form die in der Ablehnung des Friedensangebots enthaltenen falschen Behauptungen eine Richtigstellung erfuhren, wobei hervorgehoben wurde, daß die Mittelmächte ihr Kriegsziel mit der Wahrung ihrer Freiheit als erreicht betrachten, wogegen die Feinde so ziemlich alles, was Deutschland und seine Bundesgenossen besitzen, wollten (siehe die Karte Seite 128 unten). Der Russe wollte Konstantinopel, Galizien, die Bukowina, Ost- und Westpreußen, der Italiener Triest und einen Teil von Tirol, der Franzose Elsaß-Lothringen und das linke Rheinufer, der Engländer die deutschen Kolonien, selbstverständlich auch Helgoland und die Häfen der Nord- und Ostsee; die Flotte, die gesamte Artillerie und das ganze Geschoßmaterial sollten ausgeliefert, das Heer aufgelöst und das Volk wehrlos gemacht werden. Dazu hätte dann das deutsche Volk alle im Lauf des Krieges beschädigten Gebiete wieder herzustellen, Garantien für die Zukunft zu bieten, daß es nie wieder eigene, selbständige Wege gehe, welche die Wege der anderen Völker durchkreuzen. Weiter müßte es eine Kriegsentschädigung bezahlen, von, sagen wir einmal, jährlich 100 Milliarden Mark, und die Feinde würden das Aufbringen dieser Summe freundlichst erleichtern, indem sie alle öffentlichen Verkehrseinrichtungen in Verwaltung nehmen, die staatlichen Wälder und andere nutzbringenden Liegenschaften mit Beschlag belegen, den Staat also aller Einkünfte berauben würden, kurz, die Feinde wollten nicht mehr und nicht weniger, als Deutschland und seine Verbündeten vernichten.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Bau eines bombensicheren Unterstandes durch deutsche Truppen in Mazedonien.

Daß diese Annahme richtig war, ergab sich aus der am 10. Januar in Paris überreichten Antwort des Vierverbandes auf die Note Wilsons.

Die Verwirklichung dieser mehr als überspannten Ziele war nur deshalb einstweilen nicht möglich, weil die Truppen des Verbands noch ziemlich entfernt von den Hauptstädten ihrer Gegner standen und diese selbst nicht zerschmettert waren, was doch die unerläßliche Voraussetzung für das Gelingen des schönen Planes gewesen wäre. Waren im Anfang des Jahres 1917 doch von den Truppen der Mittelmächte an feindlichem Gebiet besetzt:

In Belgien	29 000	Quadratkilometer
„ Frankreich	22 310	„
„ Rußland	280 450	„
„ Rumänien	100 000	„
„ Serbien	85 867	„
„ Montenegro	14 180	„
„ Albanien	20 040	„
Insgesamt . . . . . rund	550 000	Quadratkilometer

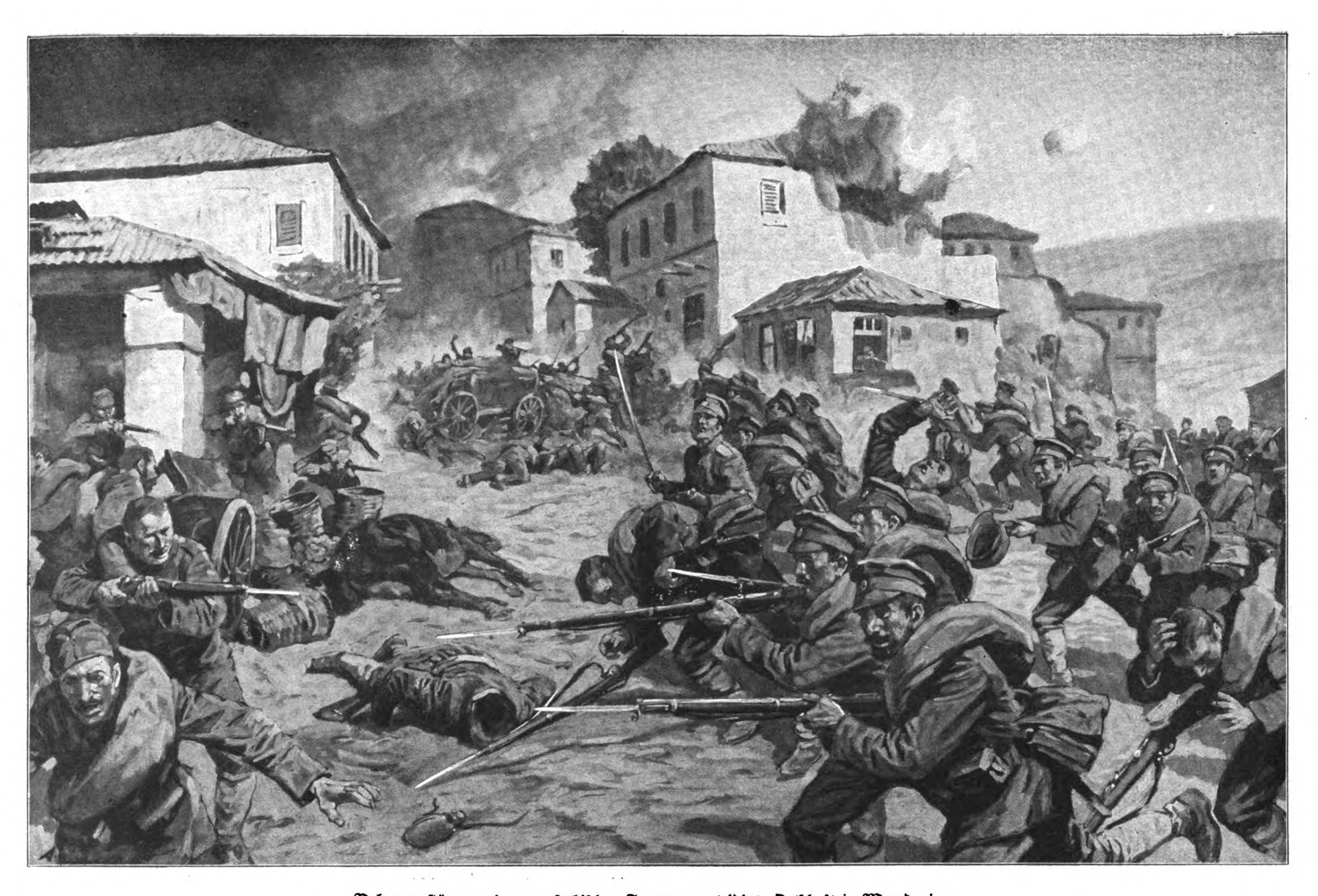
Dagegen waren vom Feinde besetzt:

Im Elsaß	900	Quadratkilometer
In Galizien	28 231	„
Insgesamt . . . . . rund	29 000	Quadratkilometer.

Die von den Mittelmächten besetzte Fläche von 550 000 Quadratkilometer übertrifft das Gebiet des Deutschen Reiches um 10 000 Quadratkilometer (siehe die Karte Seite 228 oben).

Zu gleicher Zeit richtete Belgien eine besondere Note an den amerikanischen Präsidenten, in der die schon früher gegen Deutschland erhobenen schweren Beschuldigungen wieder aufgewärmt wurden.

Beide Noten fanden in der Presse des nicht am Kriege beteiligten Auslandes fast allgemein die schärfste Ablehnung. Die Neutralen begriffen jetzt, daß der Vierverband einen reinen Eroberungskrieg führte und der Vierbund um Sein



Bulgaren stürmen eine von serbischen Truppen verteidigte Ortschaft in Mazedonien.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff

oder Nichtsein kämpfte. Diese Erkenntnis hatte sich bei den Völkern der Mittelmächte längst Bahn gebrochen, jetzt, nachdem die Ziele offen zugegeben waren, wurde ihr Wille, bis zum endgültigen Siege durchzuhalten und den heuchlerischen Feind durch Waffengewalt zum Frieden zu zwingen, nur noch gestärkt. Dem deutschen Volke aus dem Herzen gesprochen war daher ein vom Deutschen Kaiser erlassener Aufruf, der folgendermaßen lautete: „An das deutsche Volk! Unsere Feinde haben die Maske fallen lassen. Erst haben sie mit Hohn und heuchlerischen Worten von Freiheitsliebe und Menschlichkeit unser ehrliches Friedensangebot zurückgewiesen. In ihrer Antwort an die Vereinigten Staaten haben sie sich jetzt darüber hinaus zu einer Eroberungsucht bekannt, deren Schändlichkeit durch ihre verleumderische Begründung noch gesteigert wird. Ihr Ziel ist die Niederwerfung Deutschlands, die Zerstückelung der mit uns verbündeten Mächte und die Knechtung der Freiheit Europas und der Meere unter dasselbe Joch, das zähneknirschend jetzt Griechenland trägt. Aber was sie in dreißig Monaten des blutigsten Kampfes und des gewissenlosesten Wirtschaftskrieges nicht erreichen konnten, das werden sie auch in aller Zukunft nicht vollbringen. Unsere glorreichen Siege und die eherne Willenskraft, mit der unser kämpfendes Volk vor dem Feinde und daheim jedwede Mühsal und Not des Krieges getragen hat, bürgen dafür, daß unser geliebtes Vaterland auch fernerhin nichts zu fürchten hat. Hellflammende Entrüstung und heiliger Zorn werden jedes deutschen Mannes und Weibes Kraft verdoppeln, gleichviel, ob sie dem Kampf, der Arbeit oder dem opferbereiten Dulden geweiht ist. Der Gott, der diesen herrlichen Geist der Freiheit in unseres tapferen Volkes Herz gepflanzt hat, wird uns und unseren treuen, sturmerprobten Verbündeten auch den vollen Sieg über alle feindliche Machtgier und Vernichtungswut geben." (Fortsetzung folgt.)





Photothek, Berlin.

Katapulte zum Handgranatenschleudern bei der bulgarischen Armee an der mazedonischen Front.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die englischen Zerstörungen im rumänischen Petroleumgebiet.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Die gleisnerische Behauptung der englischen Regierung: „Wir führen diesen Krieg lediglich zum Schutze und im Interesse der kleinen Nationen", hat wieder einmal eine glänzende Widerlegung erfahren, als nach den Niederlagen der Rumänen in den siebenbürgischen Grenzgebirgen der Einmarsch der verbündeten Truppen in das treulos abgefallene Land begann. Die reichen Ölfelder am Südhang der Karpathen haben wir ja bereits auf Seite 92 geschildert; das dort gewonnene Petroleum bildete einen Hauptausfuhrartikel Rumäniens. Wenn also die Mittelmächte dieses Gebiet besetzten, mußte das bei dem herrschenden Mangel an Schmierölen für sie ein geradezu unschätzbarer Kriegserfolg sein. Das ließ sich nur verhindern durch völlige Vernichtung der Anlagen und Inbrandsetzung der Ölquellen. Aber selbst die sonst reichlich skrupellose rumänische Regierung scheute vor diesem Zerstörungswerk zurück, wußte

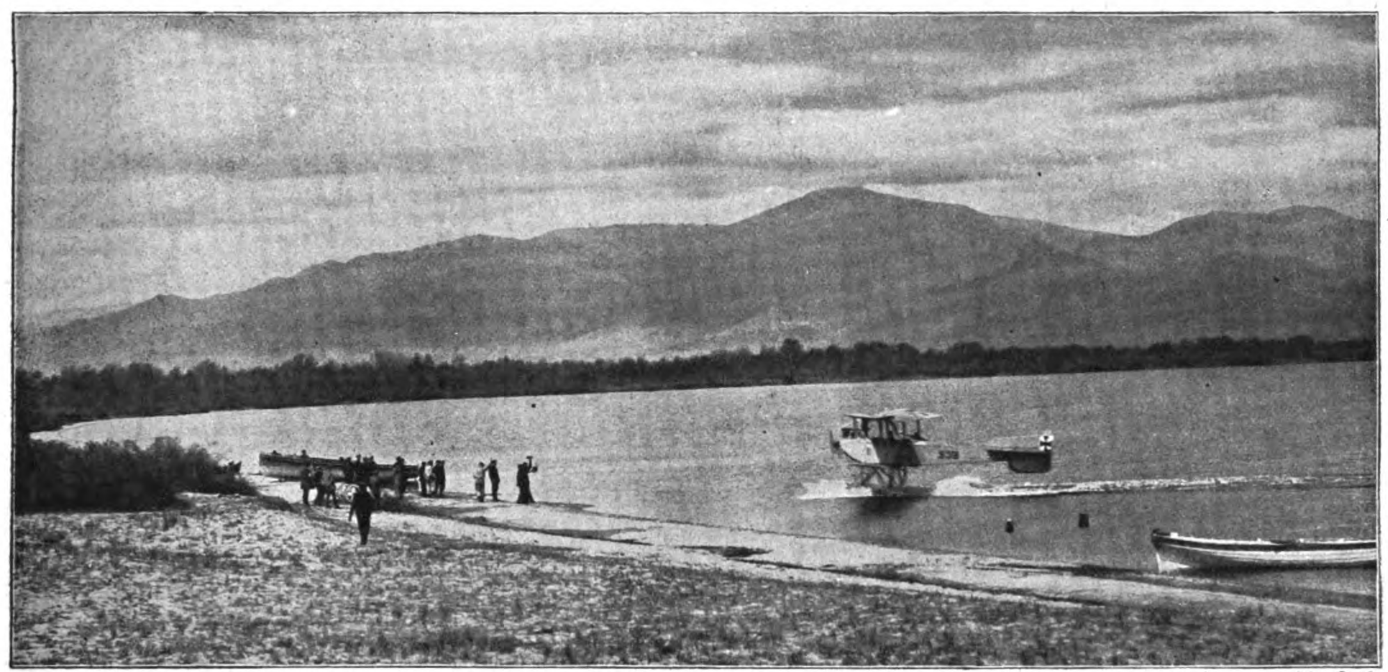


Phot. A. Grohs, Berlin.

Deutsche Soldaten vor ihrem Quartier in einem türkischen Bauernhause in Prilep (Mazedonien).

sie doch, daß damit die wichtigste Industrie des Landes auf Jahre hinaus brach gelegt wurde. Sie gab deshalb gleich nach den ersten Niederlagen den Befehl, im Falle eines feindlichen Einmarsches nichts zu zerstören und nur die wertvollsten Maschinenteile zu entfernen. Das paßte aber den Engländern nicht, hatte doch der englische Militärattaché in Bukarest, Oberstleutnant Thomson, schon längst einen vollkommenen Plan für ein geradezu barbarisches Vernichtungswerk ausgearbeitet. Seine Helfer gingen denn auch ohne Zögern an die Ausführung. Noch einmal erließ das rumänische Ministerium der öffentlichen Arbeiten telegraphisch den strengsten Befehl, alle Betriebe bis auf ausdrückliche Anweisung in Gang zu lassen und nichts zu entfernen. Die Engländer kümmerten sich wenig darum. Am 5. Dezember begannen sie die Raffinerien anzuzünden und die Bohrlöcher auf die durchtriebenste Weise mit Eisenstäben, Steinmeißeln, Drahtseilstücken und dergleichen zu verstopfen. Als Haupthandlanger werden vom Berichterstatter des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" die englischen Ingenieure Gumpson und Masterson genannt, die bis dahin selber im Ölgebiet als Beamte angestellt gewesen waren, jener in Campina, dieser in Ploesci; nun entpuppten sie sich plötzlich als Offiziere der englischen Armee. Die „Daily Mail" nennt außerdem noch einen Oberst Northon Griffith, der „geradezu verliebt in die Zerstörung war" und beim Entflammen der Petroleumbehälter mehrfach sein Leben aufs Spiel setzte. Ihm suchte es der schon erwähnte Thomson gleichzutun, der einen solchen Akt englischer „Hilfe für den kleinen Verbündeten" sogar durch eine Kinoaufnahme für alle Zeiten verewigen ließ.

Indessen kann erfreulicherweise festgestellt werden, daß die Engländer ihr Ziel verfehlt haben, soweit es die Mittelmächte betrifft. Wohl soll der allein an oberirdischen Anlagen verursachte Schaden rund 200 Millionen Franken betragen, aber gerade die deutschen Gesellschaften, die ihren Hauptsitz in Campina haben, sind weit weniger daran beteiligt als neutrale und solche feindlicher Länder. Und auch der kriegerische Zweck des Zerstörungswerkes wurde nicht erreicht. Deutsche Techniker setzten sofort mit eiserner Zähigkeit ein, zu retten, was zu retten war, und das gelang vielfach über Erwarten schnell. Vieles hatten die Feinde mit bestem Willen nicht vernichten können, wie zum Beispiel eine eben erschlossene, sehr ergiebige Quelle bei Moreni, deren Inbrandsetzung wahrscheinlich den Rückzug der gesamten dort noch im Gebirge steckenden rumänischen Armee unmöglich gemacht hätte. Endlich ist die große Röhrenleitung von Bacoi nach Cernavoda und Constanza betriebsfähig geblieben, durch die man früher das Petroleum zur Verschiffung leitete. Jetzt werden dort umgekehrt die in Constanza vorgefundenen riesigen Vorräte nach der Donau zurückgepumpt. Diese, dazu alle jene, die man noch im Lande retten konnte, und die Erträgnisse der unversehrt gebliebenen Quellen decken jedenfalls den Bedarf der Mittelmächte an Benzin, Petroleum und Schmieröl auf Monate hinaus. Inzwischen werden so viel der übrigen Bohrstellen wieder betriebsfähig gemacht sein, daß die Versorgung der Vierbundmächte mit diesen Stoffen dauernd gedeckt ist. Die Rumänen aber und die mitgeschädigten Neutralen mögen sich für ihre schweren Verluste bei England bedanken, dem berufsmäßigen Schutzengel aller Schwächeren, solange ihm dies zum Vorteil gereicht.



Deutsche Wasserflugzeugstation an der bulgarisch-griechischen Grenze am Ägäischen Meer.

Phot. Trieb.

Charakterköpfe der Weltkriegsbühne.

Von Dr. Frhr. v. Mackay.

2.

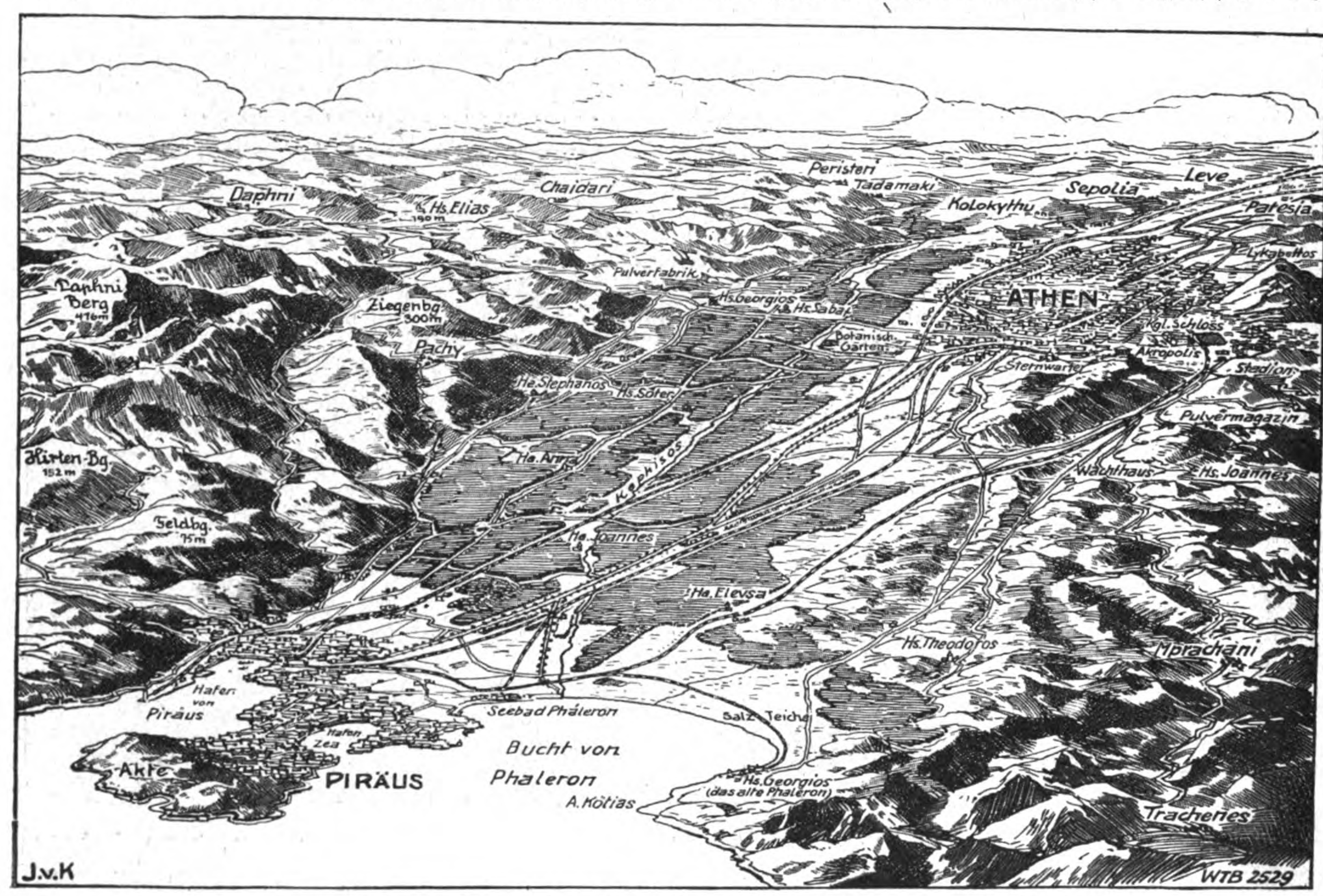
Wilson.

(Hierzu das Bild in Band IV Seite 417.)

Aus amerikanischem Botschaftermund ist noch wenige Wochen vor ihrem Abbruch das Wort gefallen, die Beziehungen zwischen der Union und Deutschland seien niemals besser gewesen als heute. Die Bemerkung setzte notwendig in Staunen. Das Sternenbannerreich hatte Deutschland die stärkste Waffe gegen England, den Hauptfeind, aus der Hand gewunden; es hat diesen sonst in jeder Weise, offen und im geheimen, begünstigt, und es war der Massenerzeuger von Mordwerkzeugen, deren Lieferung einzig den Gegnern Deutschlands zugute kamen. Dafür leistete es diesem hochherzig etwas Samariterdienste, die den deutschen Kriegern als eigentümliche Pflaster auf Wunden, die der Pfleger mittelbar selbst geschlagen hat, erscheinen mußten. Wilson selbst hat die Deutschamerikaner in einer Weise geschmäht und verdächtigt, wie es noch kein Präsident gegen irgend einen der niedrigst stehenden Gäste in der amerikanischen Völkerherberge wagte; er hat sich das dauernde Auftreten deutscher Unterseeboote im westlichen Atlantik verbeten, weil es einer Sperre der amerikanischen Häfen gleichkäme, und eine eben solche Blockade „auf weite Entfernungen" britischerseits in aller Ruhe und Geduld hingenommen. Er hat „wie ein Tiger" gegen Senat und Kongreß dafür gekämpft, daß zu Englands Gunsten die Befreiung der unter den Sternen und Streifen fahrenden Küstenschiffe von den Panamazöllen wieder aufgehoben wurde, und was dergleichen Liebesbezeugungen für England, Feindseligkeitsbeweise gegen Deutschland mehr sind.

Es ist hier nicht der Ort, Betrachtungen über Theorie und Praxis, über Moral und Machiavellismus der Politik anzustellen. Aber doch erscheinen gerade solche Erinnerungen an das eigentümliche Wesen des Verhältnisses zwischen Berlin und Washington als natürlicher Ansatzpunkt zur Lösung des eigentümlichen Seelen- und Charakterproblems, das der höchste Beamte des Sternenbannerreichs in den Weltkriegskrisen der Menschheit aufgab.

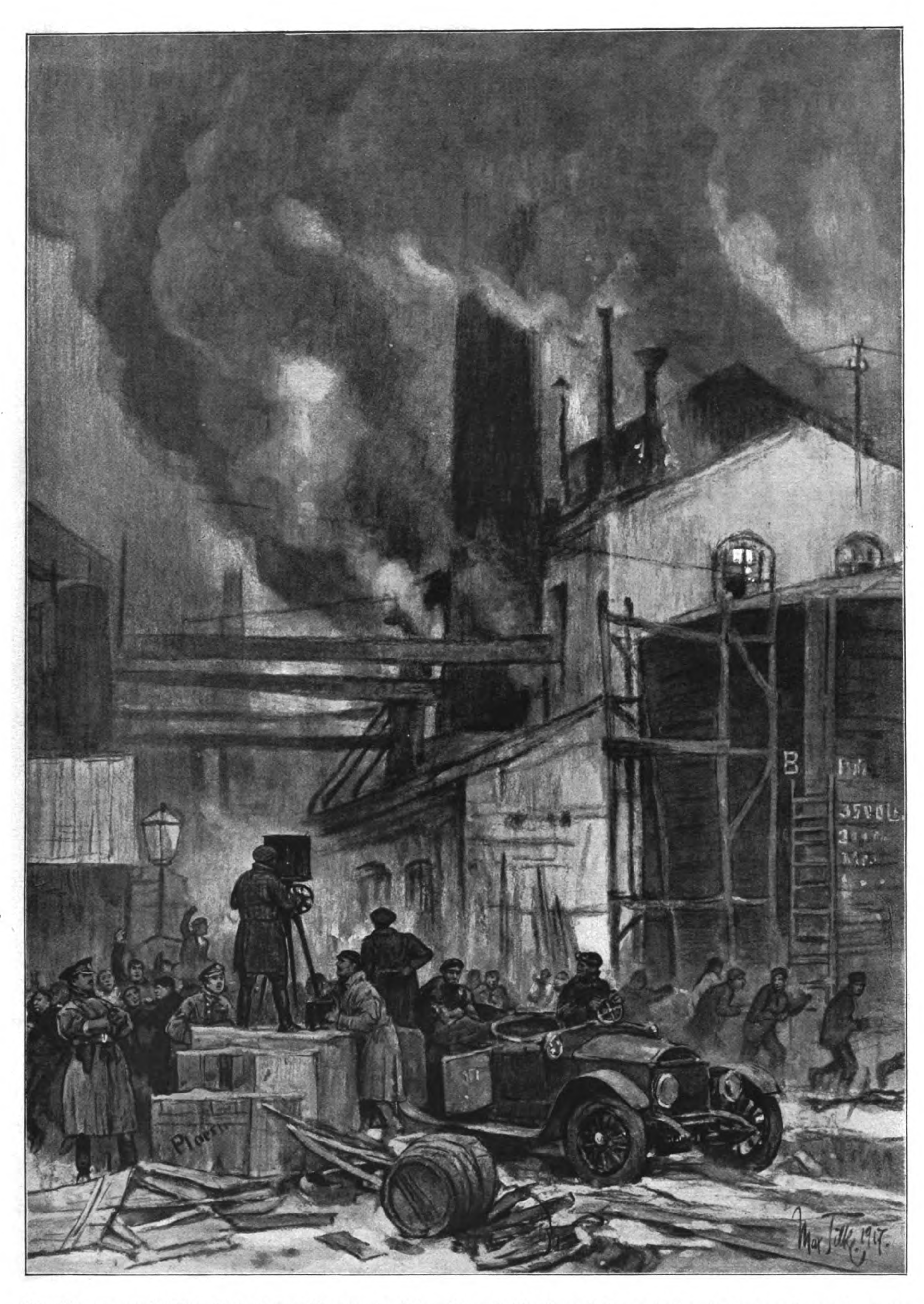
Der Vater Woodrow Wilsons, Reverend Joseph R. Wilson, war presbyterianischer Pfarrer in Augusta (Georgia); William Bayard Hale weiß von ihm einen sehr charakteristischen Zug mitzuteilen. Es war in den Tagen, da Lincoln die in den aufständischen Landesteilen gehaltenen Sklaven für frei erklärte, als dieser Mann in salbungsvollem Ton aus der Bibel bündig darlegte, daß „Gott das Arbeitsystem des Südens eingesetzt habe, es als heilig anerkenne und jeden Widerspruch dagegen als unsittlich verdamme". Hiernach ist klar, daß diesem Seelenhirten nichts leichter gewesen wäre als der Beweis, wie das Granatendrehen und das Herstellen vergiftender Gase durch die amerikanische Industrie für die Verbandsbrüderschaft ein frommes Werk im Auftrag des Höchsten sei. Das Gesetz der Vererbung von Blut, Charakter, Gemütsart, geistigen Anlagen der Väter auf die Kinder kann sich schärferen und beredteren Zeugnisses nicht bewähren als hier. Im angelsächsischen Presbyterianertum steckt nun einmal tief die doppelte Moral, das Prinzip der frommen Gebärde und der Wohlanständigkeit nach außen und zugleich des schrankenlosen Trachtens nach Nutzen daheim. Auf der anderen Seite ist freilich diese Weltanschauung zugleich in gewisser Weise die Grundlage eines hochgespannten Arbeitspflichtbewußtseins, eines ernsten, wenn auch stark kapitalistisch durchsäuerten Lebensstils und jenes unerschütterlichen Auserwählungsglaubens, in dem vorab der Engländer Brite sein und Mensch sein als sinngleiche Begriffe behandelt: eine Übersteigerung des Ichbewußtseins, deren seltsame, oft widersinnige, aber zur Natur gewordene Äußerungen die so selbstkritischen Deutschen ziemlich hilflos nur als Heuchelei zu deuten wissen. Nimmt man hinzu, daß Wilsons Mutter eine Engländerin, daß er selbst durchaus in britischer Weltanschauung auferzogen worden ist, so kommt man den Rätselgründen seines Wesens schon um vieles näher.



Übersichtskarte von Athen und Umgebung mit dem Piräus und der Bucht von Phaleron.

Bereits mit zweiundzwanzig Jahren veröffentlichte Wilson eine Studie: „Kabinettsregierung in den Vereinigten Staaten", die sich weniger durch Tiefgründigkeit als durch scharfes Erkennen der zeitgemäßen politischen Krankheiten und der Beherrschung der Wahlmaschine durch einzelne Parteiführer auszeichnete. Ganz dieselbe seine Kampfnatur verratende Art ließ die sieben Jahre später von ihm herausgegebene Schrift „Kongreßregierung" durchblicken. Die marktgängige Auffassung, Wilson sei plötzlich und unvorbereitet wie ein Kiebitz, der mit der halben Eierschale auf dem Kopf aus dem Nest fällt, aus der Gelehrtenstube ins politische Leben gestoßen worden, ist also durchaus unhaltbar; er hat sich vielmehr, so gründlich es vom Katheder aus möglich ist, für die staatsmännische Laufbahn vorbereitet und sich demgemäß in ihr bewährt. Seine Präsidentenwürde an der Princeton-Universität legte er nur wegen eines Streitfalls nieder, bei dem es darauf ankam, ob er um eines Opfers seiner demokratischen Überzeugung willen am Amt kleben sollte, und als er dann zum Gouverneur von New Jersey ernannt wurde, kämpfte er sofort tapfer und erfolgreich wie ein erprobter Rittersmann gegen die gerade hier besonders mächtige Trusthydra an. Nicht minder schief ist die Auffassung, als ob Wilson deutschem Wesen fremd gegenüberstehe. Für dessen Tiefen hat er freilich gewiß so wenig Verständnis wie alle seine Landsleute mit wenigen Ausnahmen. Wie eingehend er sich aber mit deutscher Wissenschaft befaßt hat, bezeugt schon sein Werk „Der Staat", das, wie er selbst hervorhebt, „vielfach auf deutscher Fachliteratur fußt", das aber zugleich noch einen anderen wichtigen Fingerzeig für Wilsons Charakterart gibt. Der Verfasser untersucht das Regierungsystem der Griechen und findet darin eine fortlaufende Kette von Zeugnissen für die Theorien seiner Volksherrschaftsideale, während in Wirklichkeit längst der Beweis erbracht ist, daß beispielsweise der von ihm gefeierte Demosthenes im Grunde nichts als ein echter rechter Demagoge mit allen Untugenden dieser Art Staatsmänner — politischer und militärischer Unfähigkeit, Schmähsucht, Leichtfertigkeit, Phrasenhaftigkeit — war. Aber all dergleichen braucht auch der höchstgebildete Amerikaner nicht zu wissen; die Hauptsache ist, daß er, meist in traktätchenhaftem Ton, seinen Landsleuten die Demokratie, will sagen die amerikanische Regierungsform, als höchste Erdenweisheit erklärt und sie der Finsternis des europäischen monarchisch-absolutistischen Geistes gegenüber als strahlende Morgenhelle anpreist.

Das also war Laufbahn und Weltanschauung, auf deren Wegen und in deren Sonnenlicht Wilson den Einzug ins Weiße Haus hielt. Als der Weltkriegsbrand aufloderte, war



Vernichtung rumänischer Petroleumraffinerien in Ploesci durch die skrupellose englische „Zerstörungskommission“ im Dezember 1916.

Der Vorgang wird durch die Engländer kinematographisch aufgenommen.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.



Auf der Kommandobrücke eines deutschen Vorpostenbootes (Fischdampfer) im Schneesturm.

Nach einer Originalzeichnung auf Grund einer an Bord eines Vorpostenbootes gefertigten Skizze von Kurt Hassenkamp.

für ihn die grundsätzliche Stellung gegeben: er verkündete die Neutralität der Vereinigten Staaten, aber er fühlte sich von der Zehe bis zum Scheitel als Britenfreund. Und die Londoner Presse, vorab der Harmsworthring, der schon in der Friedenszeit so vortrefflich es verstanden hatte, auf dem Fuß der innigen großkapitalistischen Freundschaft zwischen Lombard- und Wallstreet die maßgeblichen Zeitungen New Yorks für die Eduardsche Einkreisungspolitik zu gewinnen, machte ihm diese Parteinahme so leicht wie möglich. Jeder „Mann auf der Straße“ betete die Greuelnachrichten von den teutonischen Vandalen nach, und es erschien nichts selbstverständlicher, als daß der Präsident im Namen der freiheitliebenden und auf höchster Kulturblüte stehenden amerikanischen Nation, als Weltgewissen und Richter über Gut und Böse in der Völkergesellschaft, schirmend vor die durch das germanische Barbarentum vergewaltigten großen und kleinen Völker sich stellte. So kamen die Tage der „Lusitania“, da die Entscheidung, ob das Sternenbannerreich sein Schwert mit in die Schanze des Verbandsrings schlagen sollte, auf des Messers Spitze stand.

Allmählich freilich konnte eine noch so planmäßig betriebene Lügenfabrikation das Durchsickern der Wahrheit über die Vorgänge auf den europäischen Kriegschauplätzen nicht verhindern, und jetzt ward Wilsons Haltung erst recht merkwürdig. London, das wußte, daß es von Washington nichts zu fürchten hatte, nahm sich in der bekannten hemdärmeligen Manier John Bulls heraus, was es wollte; um das Gesicht zu wahren, sah sich der Präsident genötigt, von Zeit zu Zeit eine mehr oder weniger gelinde Protestnote gegen Posträubereien, die willkürliche Maßregelung des Handelsverkehrs und ähnliche Übergriffe nach der Themse zu senden. Aber:

> Was über allem Schein, trag ich in mir,
> All' dies ist nur der Freundschaft Kleid und Zier;

so durfte man von diesen diplomatischen Schriftstücken in Abwandlung eines bekannten Shakespeareschen Spruches sagen. Wilson hat sich mit Bryan überworfen, als dieser die amerikanische Politik auf einen Kurs festlegen wollte, der die Neutralität der Union dauernd gesichert hätte; aber er hat niemals sich darüber beschwert gefühlt, daß im Auswärtigen Amt der Pennsylvania Avenue eine ganze Reihe von Männern, die geborene Briten und zum Teil nicht einmal naturalisiert sind, einflußreiche Stellungen einnehmen und für die nötige Herzensvertraulichkeit der Beziehungen mit Downing Street sorgen. Gleichwohl wäre es ungerecht, zu übersehen, wie der Präsident es tatkräftig dukchsetzte, daß London dem amerikanischen Hilfswerk für Belgien und dessen Versorgung mit Lebensmitteln freien Weg ließ; es mußte eben doch etwas Wirkliches im Namen der „Menschlichkeit“ geschehen, die der immer wiederkehrende Grundton in allen Reden und amtlichen Schriftstücken des Herrn im Weißen Haus ist. Im übrigen aber zog dieser sich immer mehr gleichsam in das Schneckengehäuse seiner politischen Lehrhaftigkeit zurück. Bei seinem Amtsantritt hatte er das Schlagwort von der „erbarmungslosen Öffentlichkeit“ ausgegeben, in der er sein Amt führen und jedem Rede stehen wolle, um die Regierung in möglichst reinen Gleichklang mit der Volkstimmung zu bringen. Die Wirklichkeit zeigt ein genau gegenteiliges Bild. Kaum jemals hat die Fühlung zwischen dem Präsidenten und dem Kongreß und Senat mehr zu wünschen übrig gelassen als zu Wilsons Zeit; niemals hat sich ein dichterer Schleier über die Geheimnisse der in den diplomatischen Kabinetten am Potomac von wenigen verantwortlichen und unverantwortlichen Geschäftsführern gebrauten Außenpolitik gebreitet. In der Mitte seiner Vertrauten aber sitzt Wilson und hütet „das Gesetz“ mit der Starrköpfigkeit eines Shylock. Er baut seine Politik wie ein Rechtsanwalt und Richter auf; das harte Gesetz, nicht das quellende, urwüchsige, in hunderterlei Farben schillernde und in tausend Begehrlichkeiten vorwärtstreibende Leben der Völker erscheint ihm als Grundsatz und schöpferisches Element der Staatskunst. Wenn aber irgendwo, so gilt hier das Goethesche Mahnwort:

> Vernunft wird Unsinn, Unsinn Plage,
> Weh dir, daß du ein Enkel bist,
> Vom Rechte, das mit uns geboren,
> Von dem ist, leider! nie die Frage.

Ein wirklich großer Staatsmann kann nicht sein ohne das tiefe sittliche Bewußtsein und Empfinden, daß noch weniger als des einzelnen Menschen Taten die Handlungen der Nationen nach juristisch formulierten Begriffen zu beurteilen sind, daß, zähmt die Politik Blut und Sprache des Herzens, sie es tun soll aus dem Drang, das Leben mit dem Verstand zu durchschauen, aus seinen Leidenschaftlichkeiten und scheinbaren Zufälligkeiten, wie bei der Verkettung tragischen Szenenspiels, das Zwangsläufige und aus ihm den Sinn des Daseins und der Welt, die sich drohend gegen den Menschen erhebt, zu erkennen, sie zu beherrschen, als Denkender ein Logiker, als Handelnder aber ein Ethiker zu werden. Das sind die Eigenschaften und Innenkräfte, die Wilson fehlen; darum hat er kein wirkliches Verständnis für den Heldenkampf Deutschlands gegen einen Ring haßerfüllter Feinde, darum konnten die Mittelmächte auch kein Vertrauen zum Schiedsrichteramt, zu dem er sich berufen fühlte, gewinnen. Darum blieb ihnen auch, als nach Ablehnung ihres Friedensangebots der verschärfte U-Bootkrieg eine dringende Notwendigkeit wurde, nichts anderes übrig, als kühlen Herzens abzuwarten, welche Taten dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen folgen würden.



Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Oberleutnant z. S. Wolfgang Steinbauer,
der Kommandant des U-Bootes, das am 27. Dezember 1916 im Ägäischen Meer das von Bewachungsstreitkräften gesicherte französische Linienschiff „Gaulois“, am 1. Januar 1917 im Mittelmeer den von Zerstörern begleiteten englischen Truppentransportdampfer „Ivernia“, und am 3. Januar ebenda einen weiteren Transportdampfer versenkt hat.

Verteidigung des polnischen Gutes Poronosziewo.

(Hierzu das Bild Seite 124/125.)

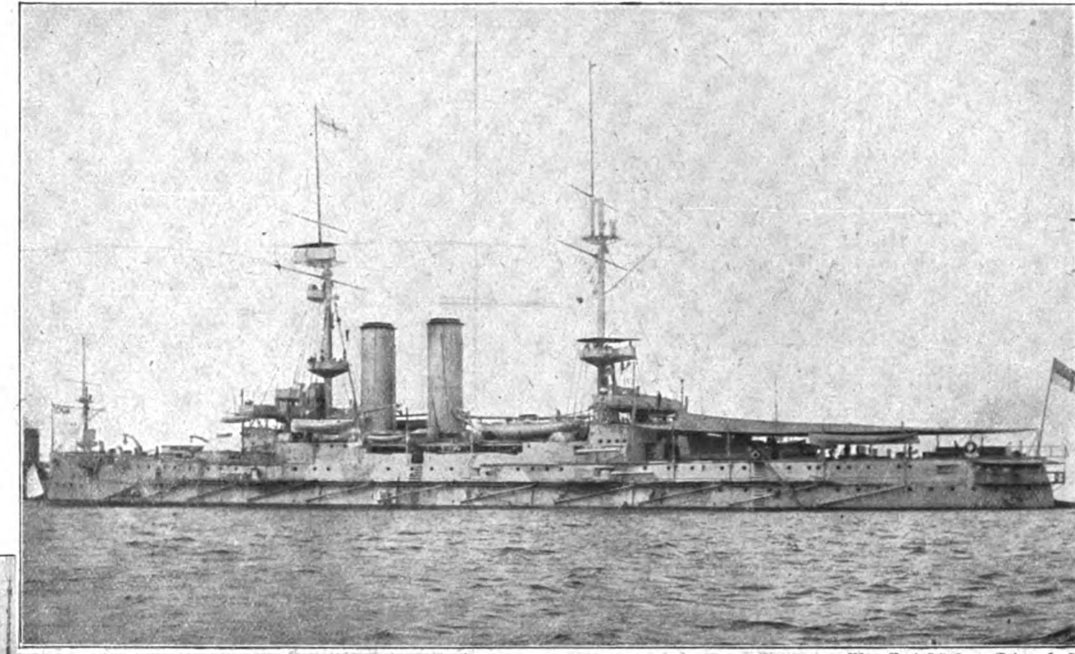
Ein Teil der von General Rennenkampf geführten Niemenarmee hatte sich in den fünf bis sechs Wochen, die dem eiligen Rückzug aus Nordostpreußen im letzten Augustdrittel 1914 folgten, unter teilweise heftigen Gefechten (Tilsit, Schaki, Wladislawow, Kirbarty) in weitem Bogen nach Wilna zurückgezogen. Den äußersten linken Flügel der nachdrängenden deutschen Streitkräfte bildete die Landwehrdivision der Hauptreserve Königsberg unter Generalleutnant Sommer, die am 13. und 14. September die Russen aus Tilsit hinauswarf und hierauf der Grenze entlang über Ragnit, Lasdehnen, Schirwindt-Wladislawow, Wilkowischki den Vormarsch auf Mariampol fortsetzte. Überlegene russische Massen geboten jedoch einem weiteren Vordringen in den letzten Septembertagen halt, und die Division nahm zwischen Wladislawow und Wilkowischki eine Aufnahmestellung ein, deren Mittelpunkt das große Gut Szukle des Fürsten Wronsky war. Brandenburgische und pommersche Landwehrersatzbataillone bildeten hier auf vier Wochen den Eckpfeiler der zäh verteidigten „Feldstellung um Wirballen“, wie die Abschnittsgefechte in diesem Teil des Gouvernements Suwalki zusammenfassend jetzt genannt werden.

Das ziemlich umfangreiche Gut Poronosziewo, zwei Kilometer nordwestlich Szukle an der Szeimena gelegen, wurde am Abend des 5. Oktober 1914 von 2 Kompanien des 1. Ersatzbataillons Landwehrregiments 12 besetzt und

sofort nach besten Kräften in Verteidigungszustand gesetzt.

Die 1. Kompanie hatte am Tage vorher in einem heftigen Begegnungsgefecht mit russischer Kavallerie, die in der Nacht vom 4. zum 5. Oktober einen Überfall versucht hatte, das Vorhandensein anscheinend beträchtlicher feindlicher Kräfte festgestellt und war befehlsgemäß zur Verstärkung von Poronoszíewo herangerückt. Der Kompanie war an der Nordfront des großen Gehöfts ein 80 Meter langer, massiv gebauter Viehstall, der in seinem Obergeschoß vollständig mit Futtermitteln gefüllt war, zugewiesen worden. Außerdem hatte ein Zug den Befehl, einen an den Stall anschließenden Teil des vorbeiführenden Straßengrabens zu besetzen, sich einzugraben und feldmäßige Deckungen herzustellen. Fieberhaft wurde gearbeitet, da größte Eile befohlen war, denn bereits im Morgengrauen hatten Landwehrdragoner den Anmarsch starker feindlicher Kolonnen aller Waffen auf der etwa 3 Kilometer nördlich vorbeiführenden großen Straße Wilkowischki—Wladislawow gemeldet.

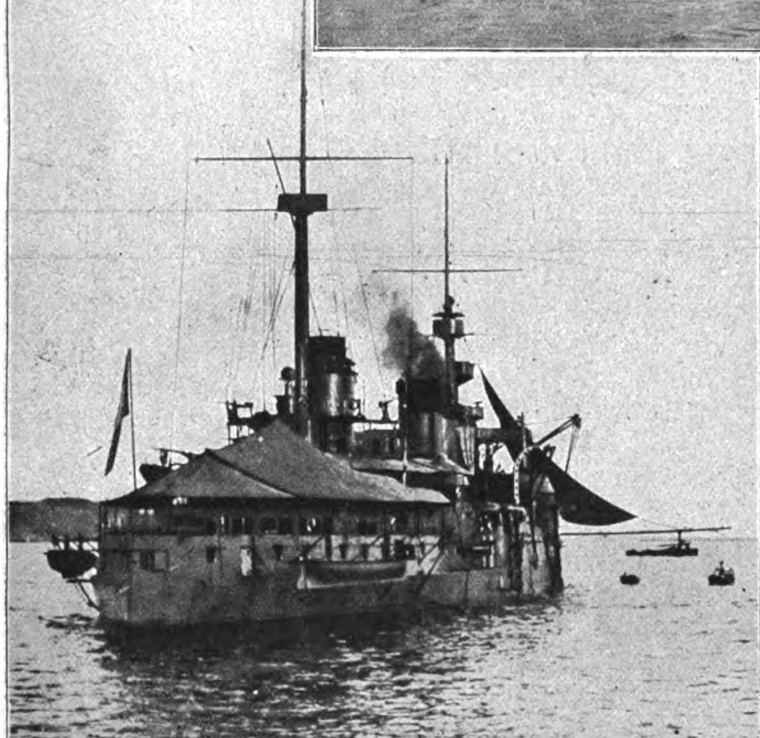
Gegen halb zehn Uhr vormittags verkündete vereinzeltes Geschützfeuer auf der rechten Flanke die Fühlung mit dem Feind. Ein schwerverwundeter Dragonerunteroffizier brachte bald darauf die Gewißheit, daß auch unsere Front in Kürze mit dem Angriff des Feindes zu rechnen habe. Es dauerte auch nicht lange, als plötzlich aus dem gegenüberliegenden Laubwald (etwa 1200 Meter entfernt) eine lose Schützenlinie von etwa 20 Mann heraustrat. Ihre Frontbreite betrug ungefähr 400 Meter. Diese Art des infanteristischen Vorgehens war uns damals noch neu; sie erwies sich später als der



Phot. Berl. Illustrat.-Gef. m. b. H.

Das englische Schlachtschiff „Cornwallis", das am 1. Januar 1917 von einem deutschen Unterseeboot im Mittelmeer versenkt wurde.

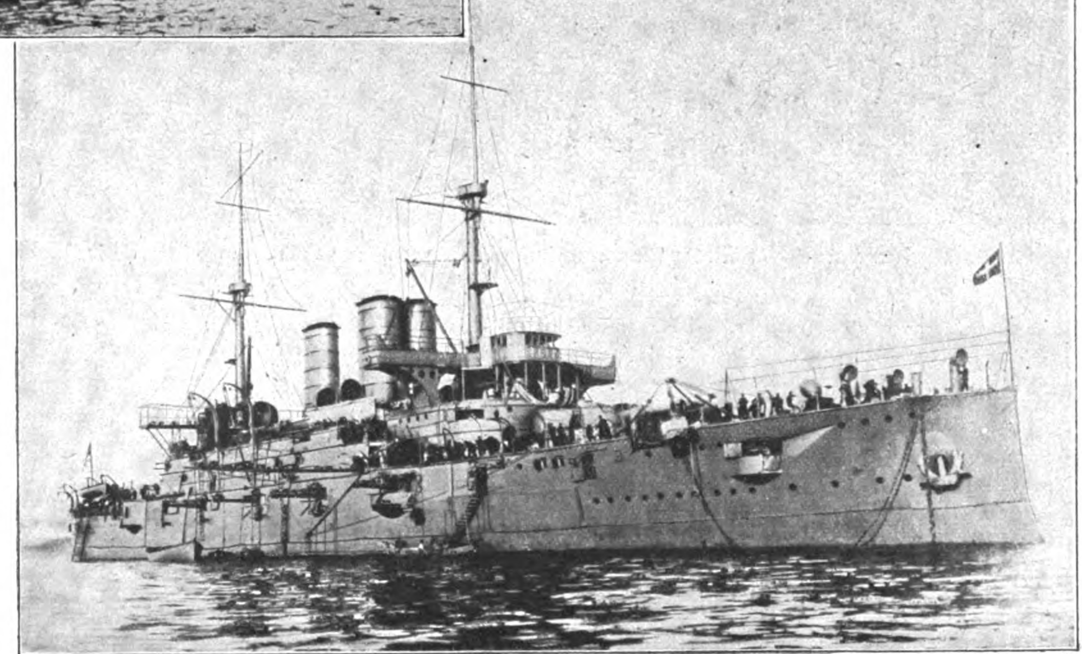
Die „Cornwallis" wurde im Jahre 1901 gebaut und verdrängte 15250 Tonnen. Sie führte vier 30,5-cm- und zwölf 15-cm-Geschütze. Die Besatzung betrug 750 Mann.



Phot. Berl. Illustrat.-Gef. m. b. H.

Das am 12. Dezember 1916 von einem deutschen Unterseeboot 55 Seemeilen ostsüdöstlich von Malta torpedierte französische Linienschiff „Vérité" von der „Patrieklasse".

Es ist 1907 vom Stapel gelaufen, verdrängt 14900 Tonnen und läuft 19,3 Knoten in der Stunde. Seine Bewaffnung besteht aus vier 30,5-cm-, zehn 19,4-cm-, dreizehn 6,5-cm und zehn 4,7-cm-Geschützen. Die Besatzung umfaßt 735 Mann.



Phot. Berl. Illustrat.-Gef. m. b. H.

Das italienische Linienschiff „Regina Margherita", das vor Valona gesunken ist.

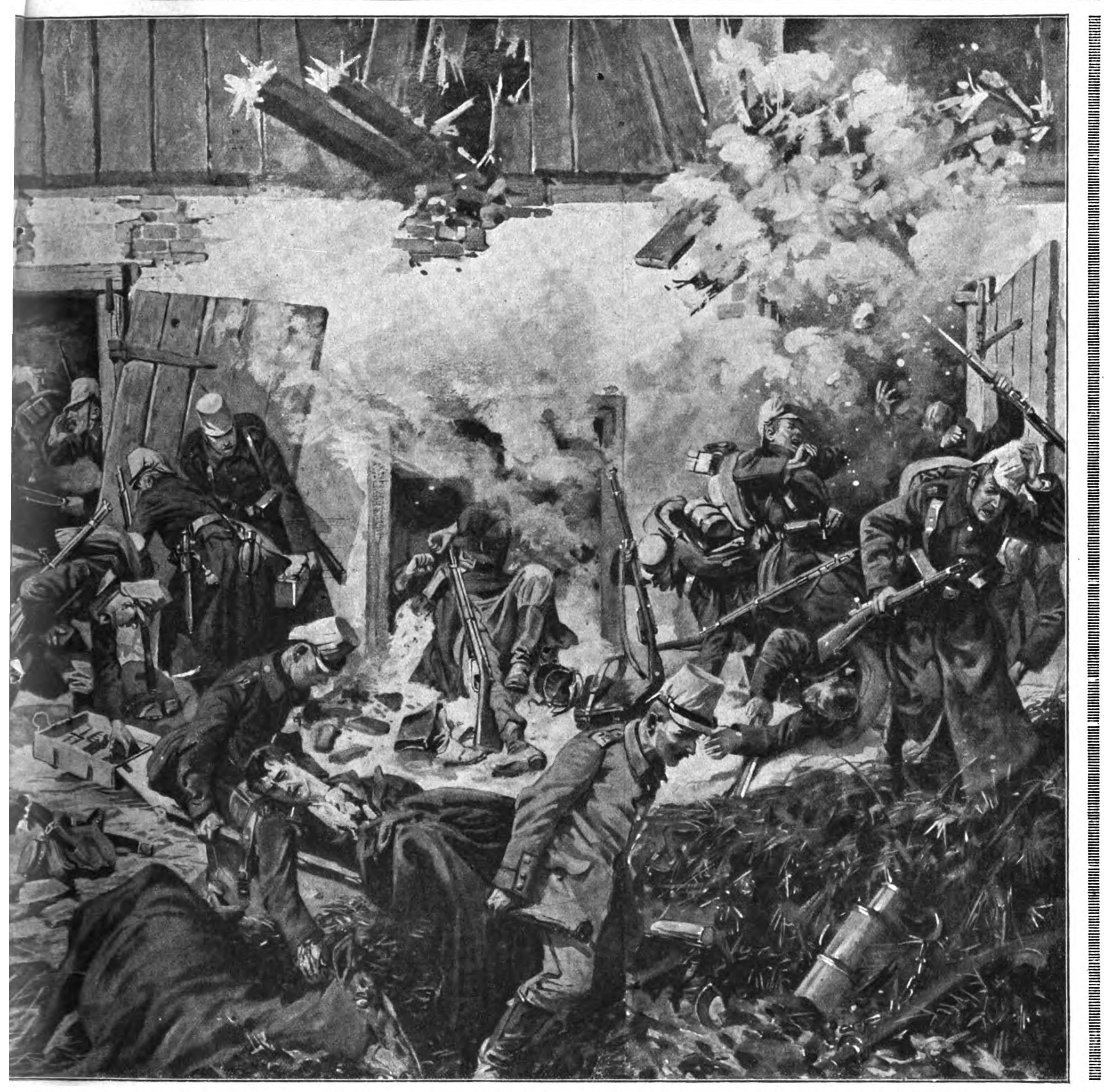
Es war 1901 vom Stapel gelaufen, verdrängte 13400 Tonnen und lief 20,3 Knoten in der Stunde. Seine Bewaffnung bestand aus vier 30,5-cm-, vier 20,3-cm-, zwölf 15-cm- und zwanzig 7,6-cm-Geschützen. Die Besatzung umfaßte 820 Mann.



Verteidigung des polnischen Gutes Poronoszіewo (Gouvernement Suwalki) durch die 1. Kompanie des 1. Ersatzbataillons des Land[...] vom 4. Sappeurbataillon am 6. Oktober 1914. Nach einer Origin[...]

Rahmen des Gefechtsabschnitts für fast fünf Kompanien des Feindes. Eine Gruppe von vier berittenen Offizieren hielt auf dem äußersten Flügel der langsam vorgehenden ersten Welle — Artilleriebeobachter! Bis auf 600 Meter gingen die erste und die nächstfolgenden vier bis fünf Schützenlinien vor, gruben ihre Mulden und verschwanden zunächst spurlos. Allmählich eröffneten sie das Feuer, das von uns ebenfalls in steigendem Maße erwidert wurde, und versuchten nun, sich gruppenweise vorzuarbeiten. Das von mehreren Abzugsgräben durchzogene Wiesengelände gestattete ihnen, an mehreren Stellen bis auf 300 Meter heranzukommen. Dort verstummte sofort ihr Feuer, und es begann ein verblüffend schnelles Eingraben. Mehrere weitere Vorstöße scheiterten jedoch, und das lebhafte Feuer ließ etwas nach. Nicht lange aber dauerte diese Feuerpause. Von fernher tönte plötzlich ein pfeifendes Heulen, und unmittelbar darauf schlug dreißig Schritt vor unserer Stellung eine Granate in den schweren Wiesenboden, eine kohlschwarze Erd- und Rauchwolke in die Höhe schleudernd. Sofort lebte das Infanteriefeuer wieder auf. Eine zweite Granate schlug in die Vorderfront des Stallgebäudes und blieb, ohne zu platzen, bis zur Hälfte darin stecken, die dritte platzte auf dem Wege vor dem Schützengraben, während die vierte mitten auf dem Gutshof krachte und dort einen Gutswagen zertrümmerte, sowie zwei, trotz des Gefechts butternde Offiziersburschen in einer Scheune Deckung zu suchen veranlaßte.

Aber mit größter Treue hielt die Grabenbesatzung ihre Plätze, die immer wieder einsetzenden Versuche einzelner Gruppen des Gegners zum Sturmangriff vorzustoßen, durch ihr gutgezieltes Feuer niederhaltend. Die Geschosse der russischen Artillerie setzten jetzt den Dachstuhl

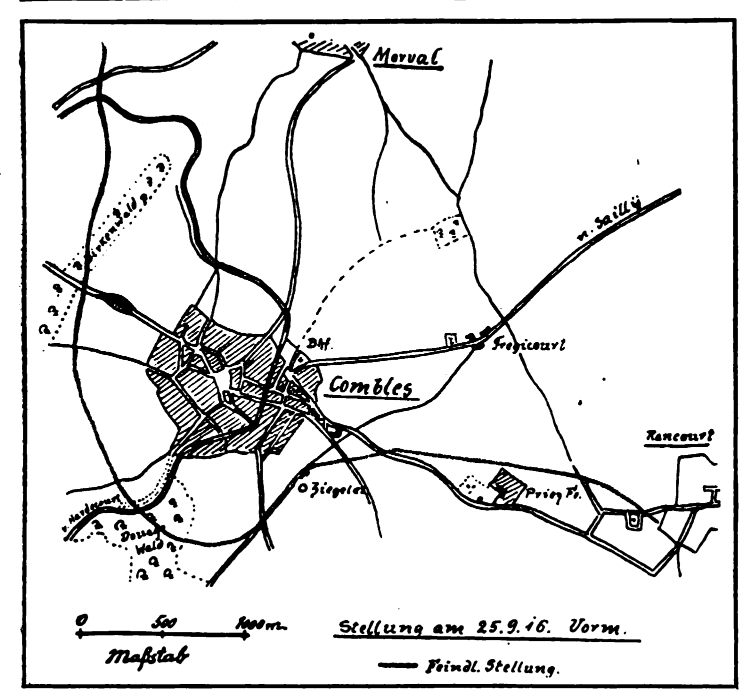


r-Infanterieregiments Nr. 12 gegen Teile der russischen Infanterieregimenter Tambow Nr. 122 und Koslow Nr. 123 und Kommandos
eichnung von A. Wald, der an jenem Tage den Truppenteil befehligte.

des Stallgebäudes in Brand; beizender Qualm und Getreidestaub füllte das Innere, während die Infanteriegeschosse immer ungehinderter durch die zerschossene Vorderwand pfiffen. Die Lage der wackeren Verteidiger wurde von Miuute zu Minute schwieriger. Da kam endlich Hilfe durch deutsche Artillerie. Einige Granaten suchten ihr Ziel bei den Russen, deren Feuer sofort abflaute.

Wie sich später ergab, war der Standort der russischen Artillerie im Walde durch unsere Artilleriebeobachter entdeckt und die Geschütze durch Feuerüberfall nach wenigen Minuten zum Schweigen gebracht worden. Das wieder auflebende Feuer der russischen Infanterie nahm jetzt Formen an, die der unsinnigsten Munitionsverschwendung gleichkamen. Die deutsche Infanterie dagegen schoß langsamer und zielte dafür genauer. Die Treffergebnisse ihrer Fleckschüsse auf 250 und 300 Meter mehrten sich, immer weniger antwortete der Feind, um plötzlich mit einem Schlag zu verstummen. An einzelnen Stellen seiner Linie wurden auf aufrecht gestellten Gewehrmündungen kleine Flaggen sichtbar, offenbar das Signal zum Rückzug. Sofort begann ein ameisenartiges Rückwärtskriechen und Verschwinden in den Wassergräben hinter der Gefechtslinie. Unser lebhaftes Verfolgungsfeuer im Verein mit den wirkungsvollen Lagen unserer Batterie, deren Schrapnelle förmlich dem Lauf der Wassergräben folgten, veranlaßte die Russen zu immer größerer Eile, und es dauerte kaum zwanzig Minuten, bis die Überreste der zuletzt große Klumpen bildenden ausgedehnten Schützenlinie im gegenüberliegenden Wald verschwunden waren.

Da die Lage in den deutschen Nachbarabschnitten noch ungeklärt war, worauf entfernter Kanonendonner schließen ließ, wurde zunächst unsere Stellung in den paar letzten



Kartenskizze 1 zu dem Aufsatz „Die Wahrheit über Combles".

Nachmittagstunden nach Möglichkeit verbessert, und die Sorge für unsere Gefallenen und Verwundeten setzte nunmehr ein. Die Toten wurden in Zeltbahnen gesammelt und zur Beisetzung im Gutspark zusammengetragen. Die an verschiedenen Stellen des ausgedehnten Gutsbezirks entstandenen Haus- und Scheunenbrände konnten jedoch nicht gelöscht werden und beleuchteten noch lange in der Nacht unsere in Erwartung des üblichen Nachtangriffs wieder dichtbesetzte Stellung. Ein am nächsten Tag einsetzender Vorstoß des 2. deutschen Reservejägerbataillons, dem sich gegen Abend auch unsere 1. Kompanie anschloß, führte uns über das Gefechtsfeld des vergangenen Tages. In der so lange gehaltenen Feuerstellung der Russen sah es böse aus. Der ganze Feldweg vor unserer Front, wohl 500 Meter, war im Laufe des Gefechts ein zusammenhängender Schützengraben geworden, der die Gefallenen von den russischen Infanterieregimentern Tambow 122 und Koslow 123 reihenweise barg; alle 60 bis 70 Schritt war eine Art kleiner Verbandplatz eingerichtet gewesen, in dessen Umgebung es nun besonders wüst aussah. Die Dutzende von kleinen Schützenlöchern im Vorgelände waren fast sämtlich mit Toten belegt, die fast alle Kopfschüsse aufwiesen und häufig über hundert abgefeuerte Hülsen neben sich liegen hatten, ein Beweis, wie zähe der Gegner im sicheren Gefühl seiner Überzahl auszuhalten versucht hatte, was ihm aber Brandenburger Landwehr empfindlich verleidete. A. W.

Die Wahrheit über Combles.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

(Hierzu die 3 Kartenskizzen Seite 126 und 127.)

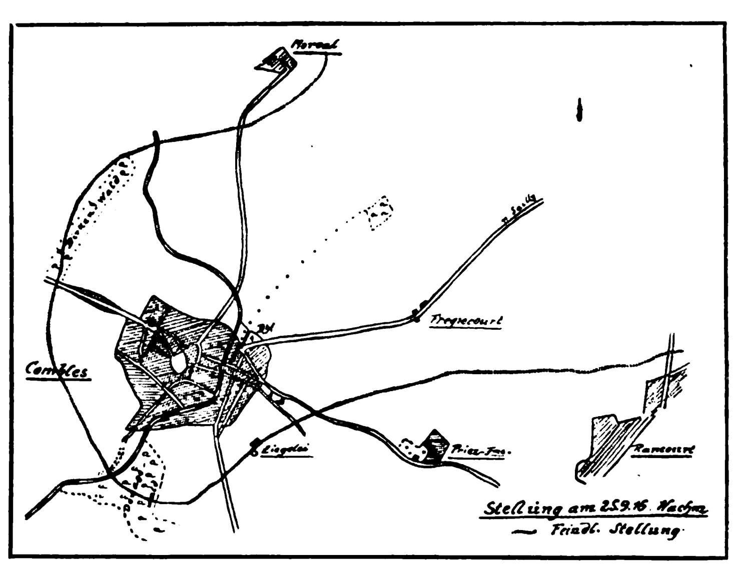
Am 26. September 1916 sind die Franzosen und Engländer in Combles eingedrungen. Am gleichen Tage fiel Thiepval den Engländern in die Hand. Die Sommeschlacht hatte mit dem Falle dieser beiden Bastionen der deutschen Verteidigung einen Gipfel erreicht; sie hatte aber zugleich in diesen Großkampftagen vom 25. bis 27. September ihren Höhepunkt überschritten. Nach drei Monaten eines unablässigen und langsam gesteigerten Ringens, bei dem der Feind nach und nach 90 Divisionen ins Gefecht geworfen hatte, nach einem zähen Kampfe gegen eine ungeheure Übermacht an Menschen und Maschinen hatte die deutsche Front etwa 300 Quadratkilometer Boden verloren. Bapaume und Peronne, die ersten größeren Durchbruchziele des Feindes, waren nicht erreicht worden. Aber dafür Thiepval und Combles — zwei Namen, von denen man vorher nicht viel wußte. Die Verbündeten aber begrüßten die Nachricht von der Eroberung dieser Flecken mit einem Jubel, wie wenn sie Metz und Straßburg eingenommen hätten. Sie schienen völlig vergessen zu haben, daß sie eigentlich um diese Zeit längst hatten an der belgischen Grenze stehen wollen. So außerordentlich war der lähmende Eindruck der deutschen Widerstandskraft auf die Angreifer gewesen, daß sie in lautes Triumphgeschrei ausbrachen, als doch zwei elende französische Trümmerhaufen ihnen zufielen.

In ihrem Siegestaumel haben die Gegner über die Einnahme der beiden Plätze die wunderbarsten Geschichten in die Welt gesetzt. Die Legende von Thiepval habe ich bereits früher zu zerstören versucht. Auch die Wahrheit über Combles sieht anders aus, als sie in englischen und französischen Blättern geschrieben stand. Ich habe mir diese Wahrheit bei denjenigen verschafft, die über die letzten Tage von Combles am besten Bescheid wissen müssen, nämlich bei den Verteidigern des Ortes.

Zunächst ein paar Proben der Legende. Die „Liberté" vom 27. September schreibt: „Der Kampf in Combles war wild, jeder kleine Trümmerhaufen wurde zum Schlachtfeld. Die Kirchenruine ging dreimal aus einer Hand in die andere." Ein französischer Offizier, der von Combles zurückkehrte, erzählt ebenda: „Hunderte von Verwundeten lagen in den Kellern und Trichtern. Die Gefangenen waren in den letzten Stadien des Elends. Zahlreiche Kanonen und Maschinengewehre fielen in unsere Hand." Der Pariser Korrespondent der „Times" am 27. September: „Ein Teil der Verteidigungstruppen war mit dem Material abgerückt . . ., aber 2 Bataillone (2000 Mann) blieben zurück mit dem Befehl, auszuhalten bis ans Ende, ein Befehl, der nach französischen Meldungen auch befolgt wurde." Der Korrespondent der „Times" im britischen Hauptquartier am 27. September: „Ein zurückkehrender Offizier sagte mir, daß noch eine Garnison von 1000 Mann vorhanden war . . . Die britisch-französischen Truppen drangen gleichzeitig ein und trafen sich, fast ohne auf Widerstand zu stoßen, an der Bahn inmitten des Ortes." — Diese Proben mögen genügen.

* * *

Das Dorf Combles (1150 Einwohner) ist das größte der Dörfer im eroberten Kampfgelände nördlich der Somme. Durch die Großkampftage vom 3. bis 5. September war die feindliche Front bis auf wenige hundert Meter südwestlich gegen Combles vorgeschoben worden. Die Kleinbahn, die Hardecourt mit Combles verbindet, war die Grenze zwischen den Armeen der Engländer und Franzosen. Das Dorf war weder eine „Festung" noch ein besonders stark befestigter Platz. Die Stellung im westlichen Halbkreise um Combles wies nur zur Hälfte Graben und Hindernis auf, die andere Hälfte bestand aus besetzten und notdürftig verbundenen Trichtern. Die Nordwest-, die Nord- und die Ostseite des Dorfes, das in einer wenig günstigen Mulde liegt, waren völlig offen. Von der Kirche aus zog sich quer durch den Ort eine innere Verteidigungslinie, im Südosten war eine flüchtig hergerichtete Stellung in der Richtung auf die Ziegelei und die Priezferme, von wo aus die Franzosen mit Artillerie und Maschinengewehren bequem in die südöstlichen Dorfstraßen schießen konnten. Einen sicheren Schutz auch gegen die schwerste Beschießung boten die sehr



Kartenskizze 2 zu dem Aufsatz „Die Wahrheit über Combles".

tiefen Kellergewölbe, die sogenannten „Katakomben" oder „Muches". Der Haupteingang dieser sehr alten Schutzhöhlen, die in Nordfrankreich häufig anzutreffen und schon bei Cäsar erwähnt sind, befand sich in Combles gegenüber der Kirche. Als das Dorf zum ersten Male beschossen wurde, führte der Pfarrer die Einwohner in diese halbvergessenen und verschütteten natürlichen Unterstände hinab. Es sind trotzdem manche Einwohner durch die französischen Granaten ums Leben gekommen bei diesen plötzlichen Feuerüberfällen, die aus weiter Entfernung mit den schwersten Kalibern ausgeführt wurden. Einen gedeckten Zugangsweg nach Combles gab es nicht, der Verkehr ging entweder auf der Straße nach Sailly oder durch die nördliche Mulde an dem kleinen Wäldchen entlang.

Am 18. September wurde das Reserveinfanterieregiment im Westabschnitt von Combles eingesetzt. Am 21., einem klaren Tage, steigerte sich die Beschießung erheblich. Das Feuer wurde von Fliegern aus wenigen hundert Metern Höhe geleitet. Auf den Versuch der deutschen Truppe, die Flieger mit Maschinengewehren und Schnellfeuer zu vertreiben, antworteten sie mit Raketen in die Richtung des Angriffes. Innerhalb der nächsten fünf Minuten war das Feuer feindlicher Batterien zur Stelle und lag eine volle Stunde lang auf demselben kleinen Fleck.

Am 22. September abends brachen die Franzosen in den Nachbarabschnitt Ziegelei—Priezferme ein (siehe die Karte Seite 126 oben); sie waren um zehn Uhr abends im Besitz der Ziegelei und lagen auf den Höhen südlich Frégicourt. Der Vorstoß war für die rückwärtige Verbindung der Deutschen bedenklich und verstärkte den Flankendruck des Gegners auf Combles von Südosten her, wo die Stellung ohnedies nicht widerstandskräftig war. Die Meldungen geschahen an diesem Tage noch durch eine Läuferkette. Als mehr als zwei Drittel der verfügbaren Läufer gefallen waren, beschränkte man sich auf Lichtsignale, die mit Sailly gewechselt wurden und bis zum letzten Tage aufrecht erhalten werden konnten. Telephone und Erdkabel gab es dagegen schon längst nicht mehr.

Kartenskizze 3 zu dem Aufsatz „Die Wahrheit über Combles".

Eine besondere Schwierigkeit war die Versorgung der Truppe mit Wasser und Verpflegung. Fuhrwerke kamen kaum bis Sailly (4 Kilometer) vor, geschweige denn darüber hinaus. Jeder Mann, der vorging, erhielt zwei Flaschen Sauerbrunnen, Fleischkonserven und Brot mit. Äußerst gefährdet und auf lange Stunden ganz ungangbar war die Verbindung mit den vordersten Gräben des Regiments. Von 2000 Flaschen Wasser kamen kaum 300 vor, in einer mühsam herangeschleppten Kiste fanden sich nur noch vier unzerbrochene Flaschen. Je vier Mann mußten sich in den Inhalt einer einzigen Flasche teilen. Im Dorfe selbst gab es unter den Trümmern nur noch einen Brunnen, der wenigstens Waschwasser hergab.

Am 23. September legten die Franzosen zum ersten Male ein Sperrfeuer von Gasgranaten hinter Combles. In den Ort selbst gingen Tausende dieser giftigen Geschosse, die Luft war ganz gelb von Qualm und Staub. Mit großen Feuerbränden, vor den Eingängen der Keller und Höhlen angezündet, versuchte man das Gas zu zerteilen.

Am 24. fünf Uhr früh machten die Engländer einen Gasangriff, den sie beim Vorgehen durch Nebelbomben unterstützten. Sie kamen diesmal nicht wie sonst in Kolonnen anmarschiert, sondern sie krochen vorsichtig an der Bahn entlang in der Breite von etwa zwei Kompanien zum Sturm vor. Es gelang ihnen auch, in den vorderen Graben einzudringen, aber mit Handgranaten wurden sie wieder hinausgeworfen. Ein Leutnant nahm ein Maschinengewehr auf den Rücken, sprang ihnen nach und schoß von einer Brustwehr vernichtend hinter ihnen drein.

In der Nacht vom 24. auf 25. erhielt Combles ununterbrochen schwere Gasgranaten. Die Absicht des Feindes war klar: er wollte sich den Angriff, der bisher immer mißlungen war, so leicht wie möglich machen und das deutsche Bollwerk ausräuchern. Daß die Stellungen im südwestlichen Halbrand um das Dorf zerschossen waren, meldeten ihm seine Flieger. Ein Ausbau inmitten dieses Trommelfeuers war völlig ausgeschlossen. Jedermann im Graben wußte, was bevorstand. Der Sturmtrupp des Regiments brachte noch einmal Verpflegung und Wasser vor. Die Verwundeten aber konnten nicht mehr abtransportiert werden, sie lagen gedrängt in den Katakomben. Bei Tagesanbruch prasselte das Feuer aus allen Kalibern auf den Ort und die rückwärtigen Verbindungen herab. Eine französische 15-cm-Batterie, die im Priezgrunde stand, flankierte die südlichen Gräben ungemein bösartig. Feindliche Flieger leiteten das Feuer äußerst genau auf die Eingänge der Katakomben und diejenigen Stellen des vorderen Grabens, die noch einigen Schutz versprachen.

Ein ganz großer Angriff war im Anzuge. Gegen Mittag teilte die Division mit, daß Verstärkungen bereitgestellt seien. Um zwei Uhr dreißig Minuten nachmittags meldete die Regimentsbeobachtung, die Franzosen seien über die Priezferme hinaus vorgerückt, sie ständen bereits nahe Frégicourt. Um drei Uhr dreißig Minuten wurde die Meldung bestätigt, man sah die Franzosen eifrig an ihren neuen Stellungen schanzen (siehe die Karte Seite 126 unten). Gleichzeitig brachen starke englische Schützenschwärme, von Kolonnen gefolgt, im Norden von Combles gegen das vor Morval stehende Regiment vor. Der Angriff wurde durch Flammenwerfer und Tanks (siehe auch das Bild Seite 84/85) unterstützt. Eines dieser Ungetüme wurde von der deutschen Artillerie zusammengeschossen.

Um vier Uhr fünfzehn Minuten nachmittags (immer noch des 25. September) kam die Meldung, die Engländer seien am rechten Flügel des Abschnittes ins Birkenwäldchen eingedrungen, die Deutschen gingen zurück. Um fünf Uhr war Morval vom Gegner besetzt. Nun forderte das Regiment sein letztes Bataillon zur Verstärkung und zum Schutz der stark bedrohten Verbindung nach rückwärts. Sturmtruppe und Träger wurden bereitgestellt. Die Stellung der beiden Bataillone vor Combles war unhaltbar geworden. Aber wenn's befohlen wurde, sollte sie gehalten werden bis zum Äußersten.

Der Befehl lautete: Combles ist während der Nacht zu räumen.

Um acht Uhr dreißig Minuten abends begann der Abmarsch in die vorbereitete Riegelstellung halbwegs Sailly. Jeder trug und schleppte, was er schleppen konnte: die Verwundeten, die Maschinengewehre, die Munition. So ging es durch das Sperrfeuer hindurch, das die englischen und französischen Geschütze verschwenderisch auf den schmalen kilometerbreiten Streifen (siehe die Karte Seite 127) zwischen ihren Fronten legten. Die Nacht war dunkel. Die Bataillone marschierten 300 bis 400 Meter an der französischen Linie vorbei. Alle Geräusche erstickten in den Wirbeln der tanzenden Geschosse. Der Feind merkte nichts.

Mit den letzten Gruppen verließ der Ortskommandant von Combles, Baron von W., den Ort. Seine Gefechtsordonnanz — er war zugleich Bataillonsführer — geleitete ihn. Der Mann machte den Todesweg zum fünften Male an diesem Tage. Er hatte einen geheimnisvoll sicheren In-

nicht für die beste Art, dem Sperrfeuer eine Nase zu drehen. Er kommandierte: „Jetzt hinlegen, Herr Hauptmann!“ Zehn bange Minuten dehnen sich zu Stunden. Leuchtkugeln steigen. Erde und Splitter spritzen durch die Luft. „Nu aber los! Laufen!“ Sie springen auf und rennen über Trichter, Leichen und Hindernisse hinweg. Der Hauptmann ist schwer bepackt, nach hundert Metern will er innehalten, er kann einfach nicht mehr. „Nee, nee, Herr Hauptmann, laufen, immerzu laufen!“ Und der treue Bursche ergreift den Hauptmann am Arm und reißt ihn mit, unwiderstehlich. „Wenn ich nicht gelaufen wäre, lägen meine Gebeine heute in irgend einem Granatloch verstreut,“ sagte der Baron. Der Mann aber machte denselben Weg in der Nacht noch einmal, zum sechsten Male, hin und zurück und kam unverletzt durch.



Mittelmächte. Vierverband. Neutrale. Besetzt. Gebiet der Mittelmächte. Besetzt. Gebiet des Vierverbands.

Kriegslage beim deutschen Friedensangebot.

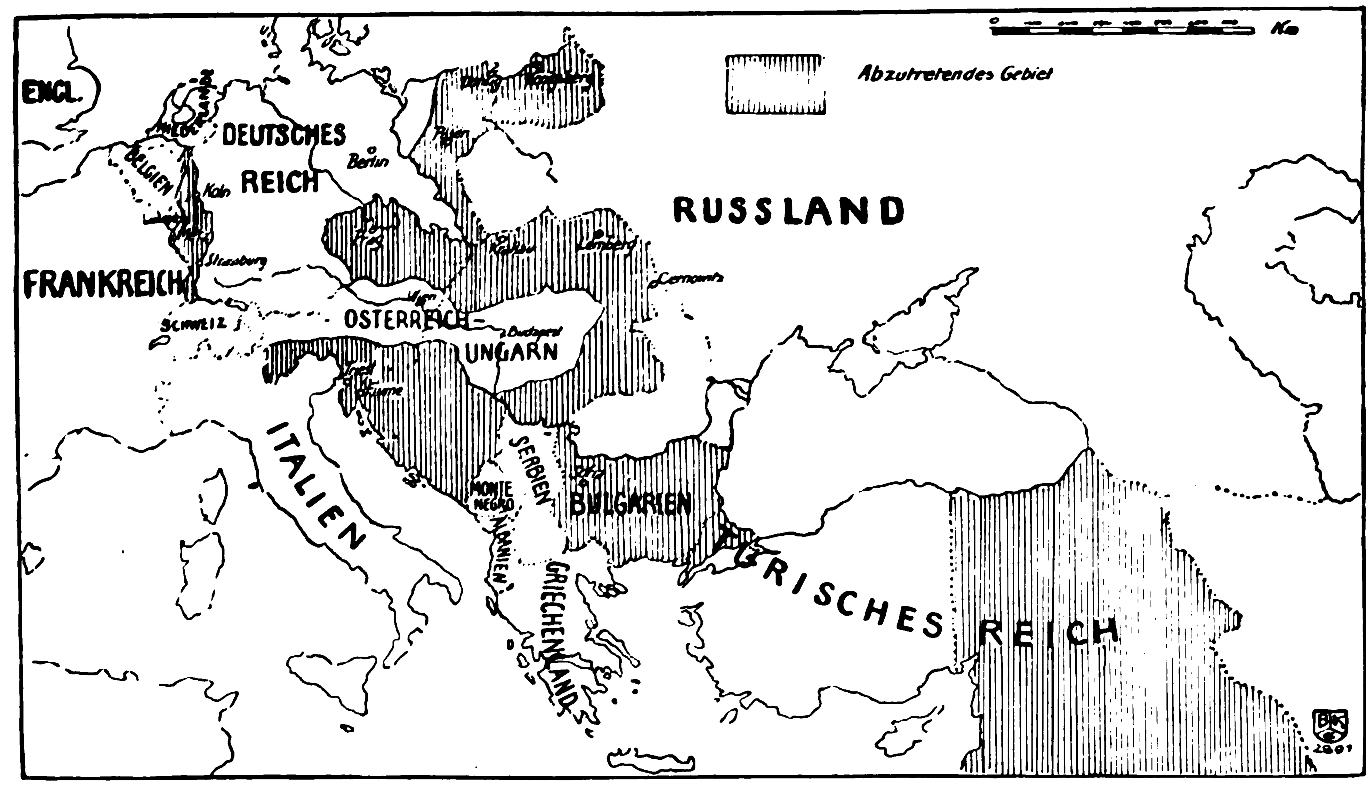
In Combles waren etwa zwanzig Schwerverwundete in den Katakomben zurückgelassen worden. Auf dem Rückmarsch wurde ein Offizier mit dreißig Mann der Nachhut gefangen. Insgesamt hat das Regiment während der ganzen Kämpfe an Gefangenen fünfundachtzig Mann verloren. Es hat vom 18. bis 25. September sieben größere und kleinere Angriffe abgewehrt. Der Rückmarsch vollzog sich in größter Ordnung. Alle Maschinengewehre kamen schußbereit zurück. Die beiden Bataillone wurden sofort in der Riegelstellung kampfkräftig eingesetzt.

Während der ganzen Nacht wurde Combles mit den schwersten Kalibern vom Feinde beschossen. Achtundvierzig Stunden lang ununterbrochen dauerte nun die Gasbeschießung an. Am 26. September, fünf Uhr früh, drangen die Franzosen mit wildem Ungestüm in Combles ein. Sie waren überhaupt viel schneidiger im Angriff als die Engländer, die nicht selten die Vorsicht als den besseren Teil der Tapferkeit erkannten. Sie folgten etwas später von Norden und stießen zu ihrer Verwunderung am Bahnhofsplatz anstatt auf die Deutschen auf ihre Verbündeten. Die Freude dürfte kurz gewesen sein, denn die deutsche Artillerie spendete sogleich bereitwillig ihren Segen zu der Verbrüderung.

Ein paar Zahlen mögen kurz die Fürsorge für die leibliche Wohlfahrt der kämpfenden Truppe erläutern: Die Reservedivision, die in diesen schweren Septembertagen im Abschnitt Combles kämpfte, schickte an ihre Regimenter vom 24. bis 29. September hinaus: 425 Flaschen Sekt, etwa 10 000 Flaschen Rotwein, 127 000 Flaschen Wasser, 72000 Kilogramm Fleischportionen. Der Divisionsstab hat keinen Wein gehabt in diesen Tagen.

Eben, da ich diese Zeilen beschließe, lese ich in dem Bericht des Marschalls Haig vom 23. Dezember über die Sommeschlacht: „Die Einnahme von Combles auf diese wohlfeile Art bedeutete einen nicht unerheblichen taktischen Gewinn. Obwohl in einer Mulde gelegen, war das Dorf sehr stark befestigt und besaß, unterstützt durch Feldwerke, ungemein große Keller und tiefe Gänge ...“

Wir sehen, der Marschall kommt der Wahrheit schon etwas näher als die Offiziere und sonstigen Märchenerzähler über die Erstürmung von Combles. Aber so ganz richtig in die Wahrheit hinein steuert er doch noch nicht. Seinen Ärger über die mißglückte Abschneidung der tapferen Verteidiger verbirgt er hinter der Genugtuung über den „wohlfeil“ erstandenen taktischen Gewinn. Nun, mir scheint, daß die vielen Tausende großer Granaten, die Combles zu allem übrigen die Feinde gekostet hat, auch in England nicht gerade von den Bäumen geschüttelt werden.

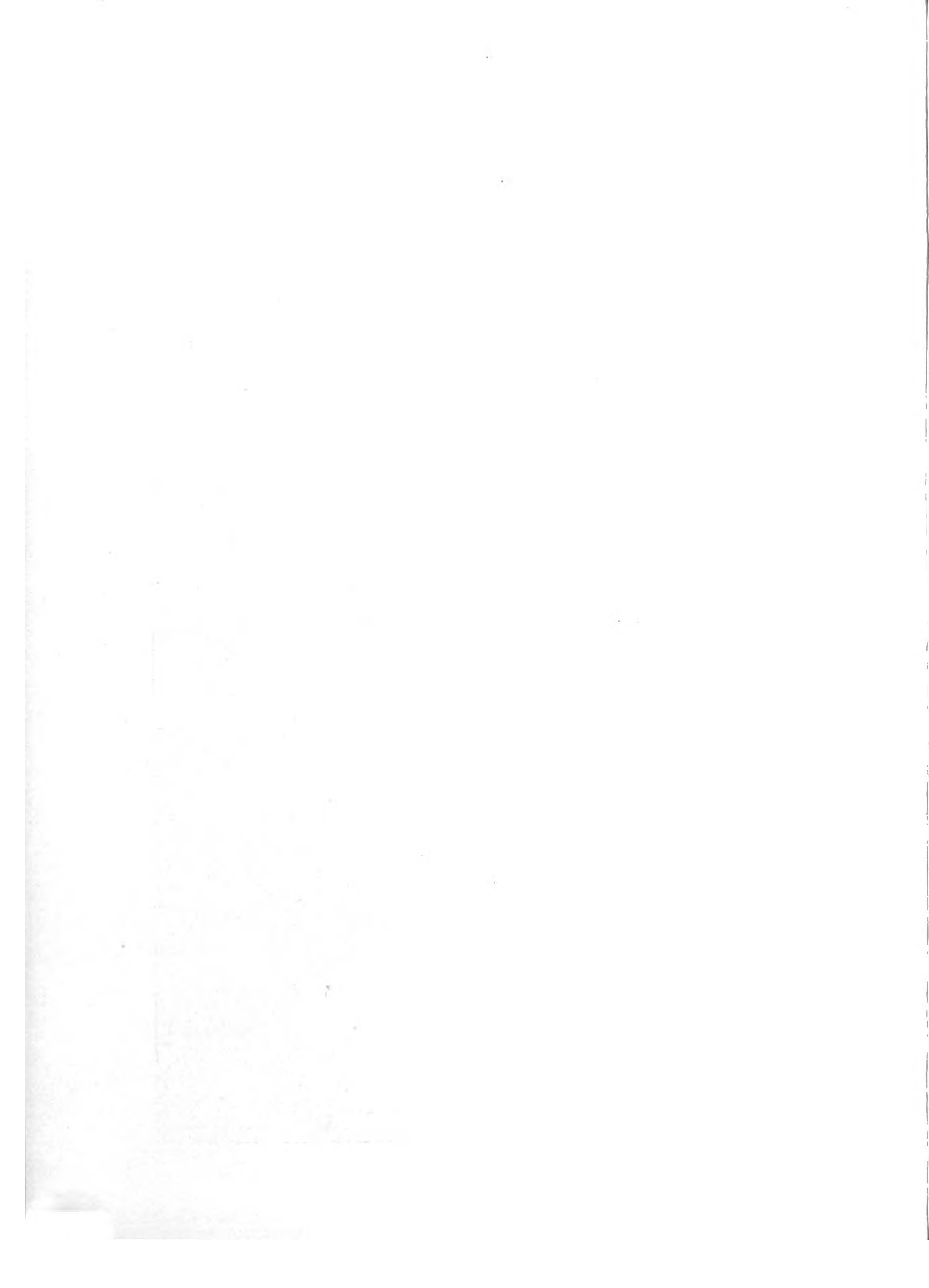


Was die Mittelmächte nach dem Willen des Vierverbands bei dem Frieden verlieren sollen.

Auffahrende Artillerie.

Nach einem Originalgemälde von Wilhelm Schreuer.

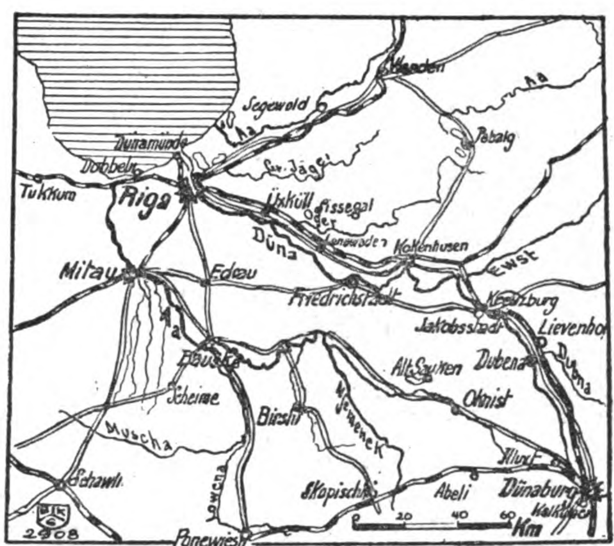




Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Von der Ostsee bis zu den Waldkarpathen hatte sich eine steigende Unruhe auf der ganzen **Ostfront** bemerkbar gemacht. Auf beiden Seiten bemühte man sich, über die Absichten des Gegners Klarheit zu gewinnen; kleinere und größere Zusammenstöße waren deshalb an der Tagesordnung. Auf dem österreichisch-ungarischen Teil, im Frontabschnitt des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern, übersetzte ein Jagdkommando am 23. Dezember zu Aufklärungszwecken die Bystrzyca Solotwinska, bahnte sich durch die Hinderniszone einen Weg in die russische Linie südwestlich Bohorodczany, machte dort die Besatzung nieder, zerstörte die Verteidigungsanlagen gründlich und kehrte ohne Verluste in seine Ausgangstellung zurück. Das schluchtenreiche, von dichtem Tann bewachsene Gelände begünstigte derartige Unternehmen ungemein. Bei der Führung und bei den Mannschaften waren diese Überfallsgefechte gleich beliebt, weil sie dem einzelnen Gelegenheit gaben, seinen Mut und seine Geschicklichkeit zu erproben, verhältnismäßig große Erfolge brachten und doch mit nur geringen Verlusten verbunden waren. Ein paar Dutzend kühner Soldaten genügten oft, mittels eines Überfalls mit Handgranaten in ein mehrere hundert Meter breites Stück der feindlichen Linie einzudringen, die Grabenbesatzung zu töten oder zu fangen, Maschinengewehre und anderes Material zu erbeuten und den Russen überhaupt schweren Schaden zuzufügen. — Der Feind dagegen verfolgte bei seinen Erkundungsvorstößen ein wesentlich anderes, viel blutigeres und trotzdem weniger glückliches Verfahren. Die Russen setzten nicht kleine Gruppen gut durchgebildeter Mannschaften ein, sondern gleich Kompanien oder gar ganze Bataillone und Regimenter. So große Massen konnten sich natürlich nicht unbemerkt an die gegnerischen Stellungen heranarbeiten, weswegen ihre Überfallsversuche von vornherein nur geringe Aussicht auf Gelingen hatten. Sie gerieten nicht selten in das vernichtende Artilleriefeuer ihrer wachsamen Gegner und konnten infolgedessen trotz erheblicher Übermacht ihr Ziel entweder gar nicht oder doch nur unter ganz unverhältnismäßigen Opfern erreichen. Eine Bestätigung hierfür bietet der Vorstoß, den ein vierfach überlegenes russisches Jagdkommando bei Lysiec auf Teile des k. u. k. Infanterieregiments Nr. 16 unter dem Schutze der Nacht zum 25. Dezember unternahm. Die Österreicher



Karte zu den Kämpfen an der Aa.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Die deutsche Front am Rigaischen Meerbusen, der äußerste linke Flügel der gesamten Ostfront.

und Ungarn ließen die Feinde ruhig herankommen und eröffneten dann aus nächster Nähe ein wirksames Feuer. Zahlreiche Angreifer fielen oder wurden verwundet, die anderen glaubten sich am Ziele. Da wurden sie mit dem Bajonett empfangen und mit weiteren starken Verlusten zurückgeworfen. Den Überfallsversuch erneuerten die Russen nachher noch mehrmals, doch konnte ein Erfolg nicht errungen werden. Das Gefechtsfeld war schließlich dicht bedeckt mit toten und schwerverwundeten russischen Soldaten.

Am nächsten Tage machten deutsche Truppen nordwestlich von Luck 16 Gefangene in den russischen Gräben und Tags darauf gelang verwegenen Österreichern und Ungarn im Graberkaabschnitt nordwestlich von Zalocze die Gefangennahme von 32 Russen und die Erbeutung von 2 Maschinengewehren. Ähnliche Unternehmungen wurden auch in der Folgezeit von den Verbündeten an zahlreichen Punkten der Front durchgeführt; hierbei taten sich besonders deutsche Jäger mit ihren kühnen Streifzügen in den Karpathen hervor, wo sie den Gegner außerordentlich beunruhigten. Auch deutsche Reiter waren an diesen Kämpfen beteiligt. Sie stürmten im Fußgefecht am 31. Dezember auf dem Nordufer des Pripet bei Pinsk zwei russische Stützpunkte und machten 36 Russen, darunter 1 Offizier, zu Gefangenen.

Im Raume von Riga, auf der ganzen Linie von der Küste bis Smorgon, begann um diese Zeit auch die russische Artillerie sich in zunehmendem Maße bemerkbar zu machen, was auf den Beginn größerer Kämpfe in diesem Abschnitt hinzudeuten schien. Diesen Schluß ließen auch die häufigen Vorstöße zahlreicher russischer Jagdabteilungen zu, die in besonderer Stärke und Zahl auftraten und unter anderem auch am 1. Januar südlich von Riga sowie im Südwesten von Dünaburg angriffen.

Am folgenden Tage zeigten sich russische Streifkommandos auch südlich des Dryswjatysees. Diese lebhafte Tätigkeit der Russen rief bei deren Gegnern naturgemäß ebenfalls eine Verstärkung des Kundschafterdienstes hervor. So stürmten östlich von Zloczow am 2. Januar Stoßtruppen der Leibhusarenbrigade mit österreichisch-ungarischer Infanterie im Überfall gegen die russischen Linien vor und führten daraus 127 Mann mit 3 Offizieren gefangen zurück.

Ein machtvoller Vorstoß der Deutschen erfolgte am 4. Januar in der Gegend von Illuxt, wo Kompanien des oldenburgischen Reserveregiments Nr. 259 über das Eis der Düna vordrangen und den Feinden die kleine Insel Glaudon entrissen. Dabei wurden über 40 Russen gefangen und mehrere Maschinengewehre erbeutet. Dieser Erfolg war der Anlaß zu einer Reihe schwerer russischer Angriffe, die nun auf der ganzen weitgedehnten Front von Riga bis Smorgon täglich auf die deutschen Linien erfolgten. Die deutschen Stellungen zogen sich in diesem Abschnitt westlich Riga und dem Babitsee vom Meer zu der von Mitau bis Schlok in südnördlicher Richtung fließenden Aa (siehe Bild und Karte Seite 129), umfaßten dann im Bogen den Tirulsumpf gegen die Heerstraße Mitau—Riga und erreichten weiter östlich die Düna. Der ganze Raum zwischen Babitsee, Aa und Düna ist von einem mächtigen, im allgemeinen für Truppen kaum gangbaren Sumpf ausgefüllt. Dieses natürliche Hindernis vor den deutschen Stellungen war aber durch den Frost fast ausgeschaltet worden und das Gebiet konnte, solange die Kälte anhielt, recht gut für Kämpfe in Betracht kommen. Es bestand große Wahrscheinlichkeit, daß die Russen aus dem Brückenkopf vor Riga und aus dem nördlichen Brückenkopf von Dünaburg bei Illuxt über die gefrorenen Ufersümpfe der Düna vorstoßen würden. Dem Einbruch bei Illuxt war von den Deutschen durch die Einnahme der Insel Glaudon ein Riegel vorgeschoben; die Russen mußten deshalb erst versuchen, die Insel wieder in ihre Hand zu bekommen. Obwohl sie schon gleich nach dem Verlust des Eilandes nicht weniger als vier starke Gegenangriffe ansetzten, konnten sie die unbeträchtliche deutsche Besatzung doch nicht vertreiben, sondern holten sich eine schwere Niederlage nach der anderen. Während die russischen Unternehmungen hier fortgeführt wurden, erfolgte am 5. Januar ein machtvoller Vorstoß aus dem Brückenkopfe von Dünaburg heraus. Trotz der Übermacht der Russen verlief er nicht ihren Wünschen entsprechend, sondern wurde von den Deutschen fast vollständig aufgefangen. Auch von der Küste bis an die Straße Mitau—Riga entbrannten in Eis und Schnee auf gefrorenen Sümpfen und vereisten



Rast eines Korpsbrückentrains auf dem östlichen Kriegschauplatz. Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Flußarmen schwere Kämpfe. Unter Preisgabe vieler Menschenleben kamen die Russen an einzelnen Stellen den deutschen Gräben nahe und gelegentlich auch in sie hinein, wie östlich der Aa, wo sie sich bei Kalntzem in Bataillonsbreite in einigen deutschen Gräben festsetzen konnten. Den Gegenangriffen der Deutschen vermochten sie jedoch in den meisten Fällen nicht standzuhalten, sondern räumten die gewonnenen Gräben wieder, mit Ausnahme der schmalen Einbruchstelle östlich der Aa, und verloren dazu 900 Gefangene und eine Anzahl Maschinengewehre. Auf den südlich anschließenden Frontabschnitten, an zahlreichen Stellen der Dünafront und nördlich des Miadziolsees strebten kleinere russische Truppenverbände auf schmalem Raum ebenfalls nach Erfolgen, die ihnen aber versagt blieben.



Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Österreichisch-ungarische Reiterabteilung bei einem Umgehungsversuch gegen die Russen bei Dorna Watra.

Die Feinde stellten ihre Bemühungen auch am nächsten Tage nicht ein; sie vermehrten vielmehr ihre Anstrengungen und verbreiterten die Angriffsfront. Ihren Hauptstoß richteten sie gegen den Raum von Mitau, in dem ihnen energischer Widerstand geboten wurde. Einige geringe Vorteile, die sie im ersten Anlauf errangen und blutig erkauft hatten, gingen wieder verloren, als die Deutschen kräftige Gegenangriffe machten und die Zahl ihrer Gefangenen dabei auf 1300 erhöhten.

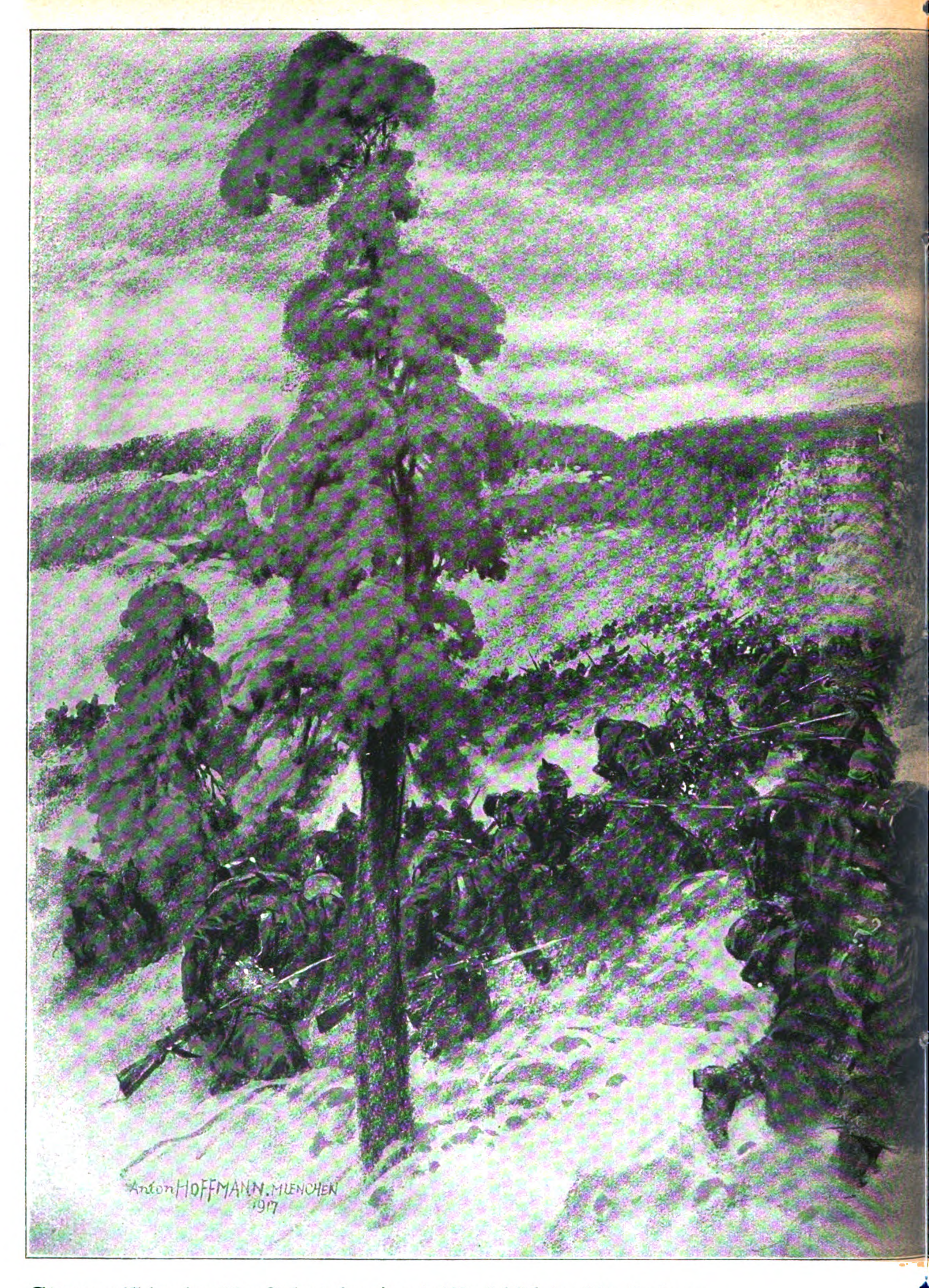
Mit unverminderter Heftigkeit dauerten auch am 7. Januar die russischen Angriffe fort, die durch äußerst kräftiges Artilleriefeuer vorbereitet wurden. Bataillon auf Bataillon stürmte dann in dem mörderischen Abwehrfeuer gegen die deutschen Linien vor, ohne die Erwartungen erfüllt zu sehen. Nur ein kleiner Erfolg war ihnen nach erbittertem Kampf beschieden: eine geringe Erweiterung des Einbruches vom 5. Januar am Aaflusse. Bei dem Dorfe Kalntzem, südlich des Westrandes des Babitsees, gewannen die Russen ebenfalls einige deutsche Gräben. Sie setzten nun ihre Angriffe fort, wozu ihnen das klare, das Eingreifen der Artillerie begünstigende Winterwetter gute Gelegenheit bot. Stundenlang prasselten die schweren Granaten in den tiefen Schnee und rissen gefrorene Erdschollen und Eismassen auf; dann wälzten sich dichte russische Kolonnen gegen die deutschen Linien vor. Sie kamen aber nicht weit, denn das deutsche Maschinengewehr- und Artilleriefeuer (siehe die Kunstbeilage) riß so große Lücken in ihre Reihen, daß sie auf einen Nahkampf verzichteten und ihr Heil in der Flucht suchten. Trotz allem behaupteten die Russen, den Deutschen eine Anzahl Geschütze und Gefangene abgenommen zu haben und zwei Werst südlich vom Babitsee vorgedrungen zu sein. Während sie in der Tat aber hier vor Riga gänzlich abgeschlagen worden waren, brachten ihnen fortgesetzte Anstrengungen endlich einen Erfolg gegen die Besatzung der Insel Glaudon. Während eines dichten Schneegestöbers, das ihnen die unbehinderte Heranführung besonders starker Kräfte gestattete, gelang es ihnen, den Deutschen die Insel wieder abzunehmen. Als sie aber dann im Anschluß hieran versuchten, auf dem westlichen Dünaufer weiter vorzudringen, stießen sie auf so starken Widerstand, daß sie ihre Absicht sehr bald aufgaben.

Erneute russische Vorstöße erfolgten an den nächsten Tagen nicht nur im Raume von Riga, sondern seit dem 10. Januar auch auf der ganzen Linie bis Smorgon. Am 11. Januar ließen die Russen ihre Tätigkeit an der Düna abflauen, blieben aber im Seengebiet südlich von Düna-



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Österreichisch-ungarische Feldwache in den Waldkarpathen.



Sturmangriff des deutschen Infanterieregiments 189 nördlich der Oitozstraße am 10. Januar 1917 auf stark ausgebaute, zäh verteidigte russische Höhenstellungen.



Nach einer Originalzeichnung
von Professor Anton Hoffmann.

burg noch ziemlich lebhaft, ohne indes irgendwelche bemerkbare Frontverschiebungen erzwingen zu können. Von den Deutschen am 11. Januar südwestlich von Riga zur Verbesserung ihrer Stellungen angesetzte kleine örtliche Angriffe hatten den beabsichtigten Erfolg und brachten daneben 32 Gefangene ein. In den folgenden Tagen aber erlosch die Kampftätigkeit fast völlig; erst am 16. Januar wagten die Russen eine neue Folge von Angriffen, die sie mit noch größerem Machtaufwand als bisher durchführen wollten. Nach starkem Artilleriefeuer gelangten die Feinde in schmaler Front stellenweise bis in die deutschen Linien. Dort konnten sie sich aber wieder nicht halten, denn ein Gegenstoß brachte die ganze Stellung restlos in deutschen Besitz zurück. Der Verlust der Russen an Toten war an diesem Tage besonders groß. Diese bedeckten weithin das verschneite Schlachtfeld. Zehnfacher feindlicher Übermacht gelang es am nächsten Tage, in die vorgeschobene deutsche Feldwache nördlich Kraschin einzudringen, doch bald erschienen deutsche Verstärkungen, die die Russen auch von hier vertrieben und den Posten wieder besetzten.

So war das Ergebnis aller Bemühungen der Russen für diese durchaus nicht erfreulich. Ihrem Ziel, Mitau, waren sie nicht nähergekommen, obwohl die Truppen, in der Hauptsache lettische Bataillone, mit anerkennenswerter Tapferkeit gefochten und auch dementsprechende Verluste erlitten hatten. Der Mißerfolg wurde von russischer Seite nicht in Abrede gestellt.

* * *

Die Vorstöße der Russen im Norden der Ostfront sollten der **russisch-rumänischen Front** (siehe die Karte Seite 135) Entlastung bringen. Dieser Zweck war nicht erreicht worden und die Operationen der verschiedenen Heeresgruppen der Mittelmächte nahmen im Süden ihren ungestörten Fortgang. Auf dem Westufer des Sereth waren fast alle wertvollen Widerstandspunkte eingedrückt worden, nun galt es, den Fluß selbst zu überwinden. Das erforderte die Herbeischaffung von Brückenbaugeräten (siehe Bild Seite 130) und eine Fülle sonstiger Vorbereitungen, die den Gesamtverlauf der Ereignisse zunächst verlangsamten. Auch die Russen trafen Vorbereitungen; sie richteten sich auf die nachdrücklichste Verteidigung des wichtigen Serethabschnittes ein und scheuten nichts, um hier den Vormarsch der gegnerischen Streitkräfte endgültig aufzuhalten. Südrußland war bedroht. Die Russen fühlten es und zogen ihre Schlüsse daraus. Die Bevölkerung, soweit sie nicht arbeitsfähig war und nicht für den Bau von Verteidigungsanlagen gepreßt werden konnte, schob man ab, Schulen wurden nach der Krim verlegt, kurz, man sorgte für alle Möglichkeiten in der umfassendsten Weise vor.

An drei Hauptstellen blieb die Gefechtstätigkeit schlachtenmäßig und führte zu bedeutenden Ereignissen und neuen Siegen der Verbündeten. Am erbittertsten tobten die Kämpfe nördlich Braila, im Raume von Fundeni und im Gebirge im Bereich der Heeresgruppe des Erzherzogs Joseph. Deren linker Flügel lag noch in den Karpathen. Tief in den Schnee eingegraben, verharrten die deutschen und österreichisch-ungarischen Feldwachen (siehe Bild Seite 131 unten) auf ihren sturmumbrausten Posten, um dem Feind Geheimnisse abzulauschen und die eigenen Truppen vor Überraschungen zu sichern. Auch Kavallerie konnte an einzelnen Stellen Verwendung finden, wenn es sich darum handelte, den Feind zu umgehen und Teile seiner Verbände abzuschneiden (siehe Bild Seite 131 oben).

Der rechte Flügel der Armeegruppe des Erzherzogs Joseph dagegen und die sich südlich anschließenden, aus deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen gebildeten Streitkräfte des Generals v. Gerok stießen im Gebirge durch die zum Sereth führenden Täler trotz aller Unbilden der Witterung kräftig vor und sahen sich dabei überall schweren feindlichen Gegenangriffen ausgesetzt, die freilich keine Rückschläge herbeiführten, sondern den Vormarsch nur verlangsamten. Immer wieder griffen die Russen und Teile des rumänischen Heeres die vordringenden Armeen an (siehe Bild Seite 137), doch wurden sie stets erfolgreich abgewehrt und ihnen empfindliche Verluste zugefügt. Im weiteren Vorwärtsschreiten drängten die verbündeten Truppen die Feinde trotz ungünstiger Witterung und schwierigster Geländeverhältnisse in dem zerklüfteten Waldgebirge Schritt für Schritt zurück; am 8. Januar stießen sie beiderseits des Casinu- und des Susitatales auf sorgfältig ausgebaute verdrahtete Stellungen, die nach scharfem Kampf genommen und gegen Wiedereroberungsversuche gehalten wurden. Am folgenden Tage von Russen und Rumänen wiederholte zahlreiche wuchtige Gegenangriffe auf die ihnen entrissenen Höhenstellungen im Susitatal scheiterten abermals unter blutigsten Verlusten; im Casinutal wurden die Feinde gleichzeitig noch weiter zurückgedrängt. An beiden Kampftagen hatten sie über 900 Gefangene und 3 Maschinengewehre eingebüßt.

In den Kämpfen um die Talausgänge trat auch Tags darauf keine Pause ein. Zwischen dem Uz- und dem Susitatal wurden von deutschen, österreichischen und ungarischen Truppen weitere Fortschritte erzielt. Der bedeutendste Schlag des Tages fiel nördlich der Oitozstraße. Dort zeichnete sich das Infanterieregiment Nr. 189 durch einen verwegenen Sturmangriff in schwierigstem Berggelände unter der Führung seines tapferen Obersten aus (siehe Bild Seite 132/133). Die russische Befestigungslinie wurde nach Überwindung harten Widerstandes den Feinden entrissen. 6 Offiziere mit über 800 Mann fielen in Gefangenschaft, außerdem eroberten die Sieger 6 Maschinengewehre. Der schöne Erfolg trug noch am nächsten Tage reiche Früchte, indem er den Fall mehrerer hintereinander liegender russischer Höhenstellungen nach sich zog, wobei die Feinde äußerst schwere blutige Verluste erlitten und 60 Gefangene, 6 Maschinengewehre sowie 3 Minenwerfer verloren. Gegenstöße, die in diesem Abschnitt der Feind am 12. Januar unternahm, führten zu erbitterten Nahkämpfen, die für ihn sehr opferreich waren, ihm aber keinen Gewinn einbrachten.

Weiterhin rückten deutsche Abteilungen auch nördlich des Slaniotales vor, nachdem sie den Russen unter harten Kämpfen wertvolle Stellungen entrissen hatten, in denen der Feind bei seinem Rückzug 7 Maschinengewehre, 1 Minenwerfer, viel Gewehrmunition und über 3000 Handgranaten zurückließ; daneben büßte er 4 Offiziere und 170 Mann als Gefangene ein.

Die nächsten Tage füllten die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen mit umfassenden Vorbereitungen zu neuen Unternehmen aus. Die notwendigen Maßnahmen zur Sicherung des Nachschubes erwiesen sich als außerordentlich zeitraubend, weil ganz bedeutende Geländeschwierigkeiten zu überwinden waren. Die Geschütze mußten oft bergauf und bergab geschafft werden, wenn es galt, Schluchten zu überqueren. Wo Pferde und Kraftwagen nicht mehr hinkamen, spannten sich die Kanoniere selbst vor ihre Geschütze und zogen sie an Stricken weiter oder schoben sie durch den tiefen Schnee.

Am 17. Januar kam es wieder zu einem Zusammenstoß zwischen Susita- und Putnatal, wo die Verbündeten dem Feinde neue Stellungen entrissen und 1 Offizier und 230 Mann gefangen nahmen. Auch 1 Maschinengewehr fiel ihnen in die Hände. In dem Bestreben, ihren Gegnern nördlich des Susitatales die erreichten Vorteile streitig zu machen, spannten rumänische Streitkräfte besonders am 19. Januar alle Kräfte an; fünfmal stürmten sie nach wuchtiger Artillerievorbereitung vor, wurden aber immer mit großen Verlusten zurückgeschlagen und verloren dazu noch 400 Gefangene. Weitere Unternehmen der Russen und Rumänen gegen die gesamte Front der Heeresgruppe v. Gerok und den Südflügel des Erzherzogs folgten; es war ihnen aber bis zum 22. Januar nicht möglich, den Vormarsch dieser Truppen zu hindern oder den Druck auf die Flanke des nördlich Focsani noch stehenden russischen Flügels auszuhalten; im Gegenteil, die Verbündeten rückten langsam aber stetig vor, trotz Nebel, Schnee und Kälte.

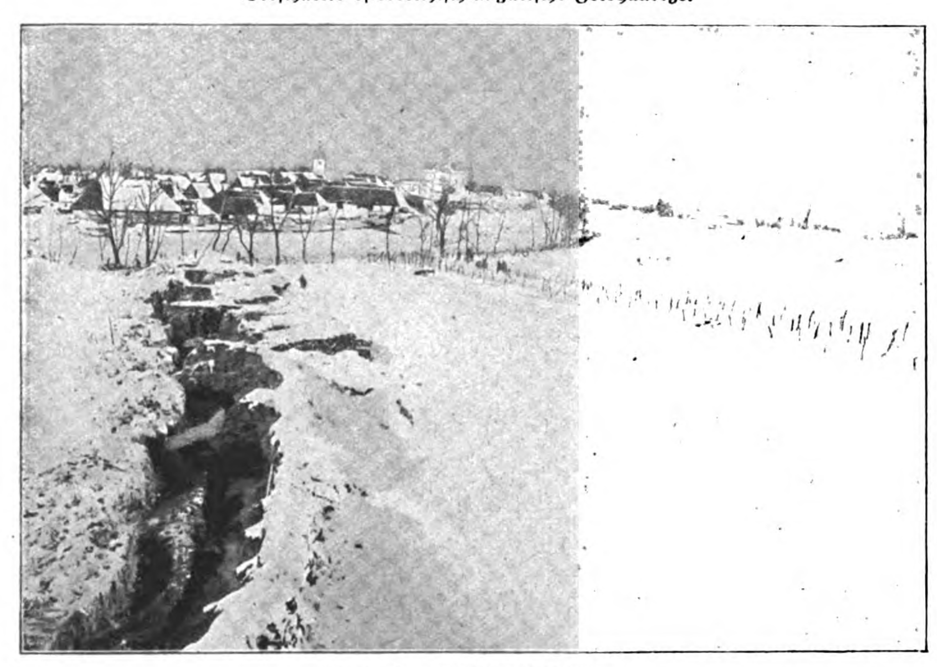
Wie die Russen und die Reste der rumänischen Armee im Gebirge dem weiteren Vordringen der Angreifer Halt zu gebieten versuchten, mühten sie sich auch am Mittellaufe des Sereth ab, dasselbe Ziel zu erreichen. Nach der Eroberung von Focsani drangen die Sieger dem Feinde sofort kräftig nach und faßten am 9. Januar nach Überwindung des Widerstandes feindlicher Nachhuten auch auf dem linken Putnaufer Fuß. Auf der ganzen Strecke von Focsani bis Fundeni zwangen die Angreifer die Russen, das östliche Putnaufer zu verlassen und hinter den Sereth zurückzugehen. Dabei wurden noch 550 Gefangene gemacht. Der Angriff am Mittellauf des Sereth richtete sich nun gegen die ausgedehnten Brückenkopfstellungen von Fundeni und



Übersichtskarte der Moldau.



Verschneite österreichisch-ungarische Feldhaubitze.



Eroberte rumänische Stellung.



Holztransport mittels Pferden einer österreichisch-ungarischen Maschinengewehrabteilung für die Vorpostendeckung.

Aus den Kämpfen der österreichisch-ungarischen Armee gegen Rumänien.

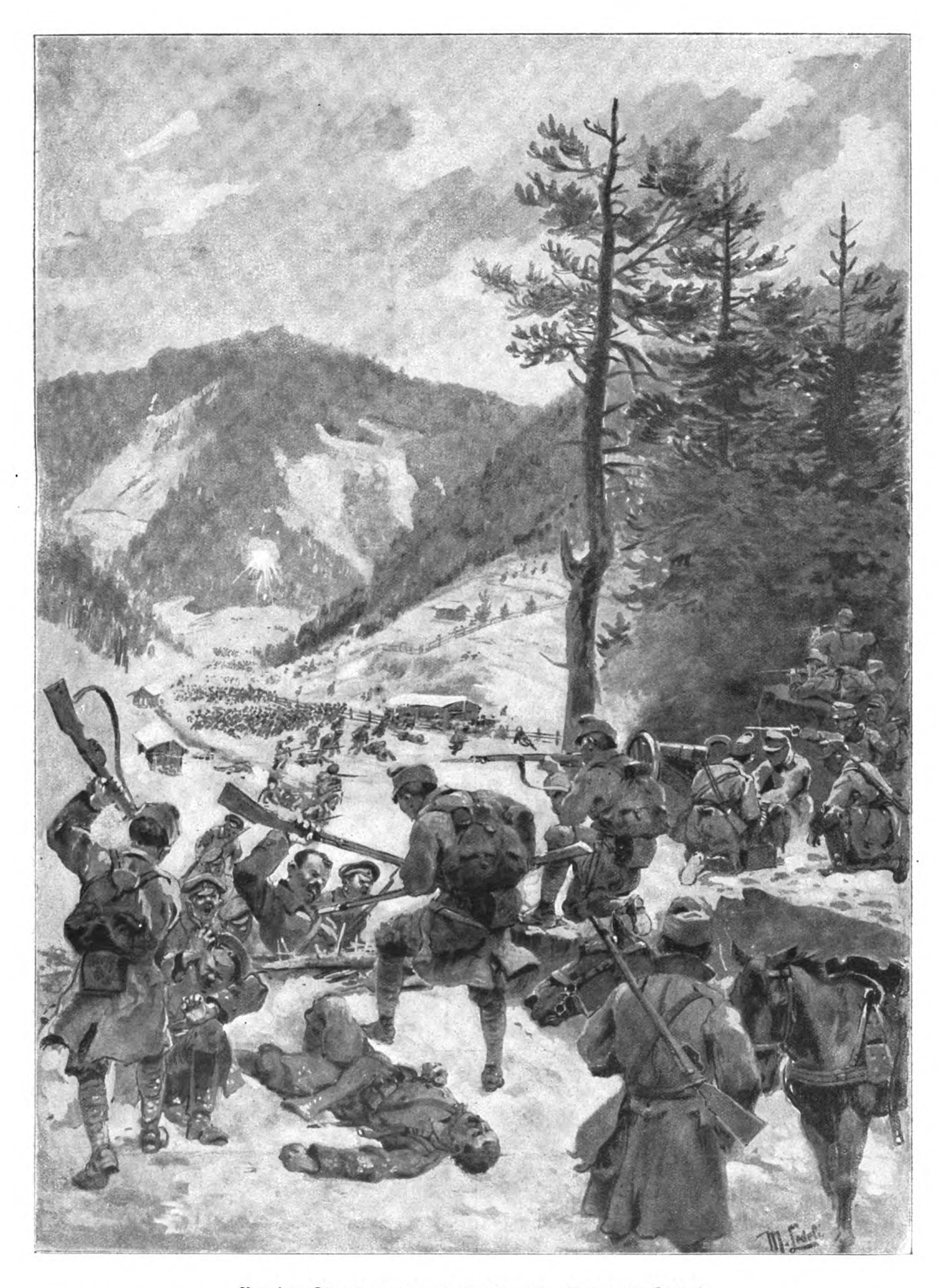
Nach Aufnahmen der Photopresse Kankowsky, Budapest.

Namolosa. Der doppelte Brückenkopf von Fundeni, auf beiden Ufern des Sereth gelegen, fand auf dem südlichen Serethufer in dem Orte Nanesti eine Stütze. Er wurde jetzt besonders bedrängt.

Es war nicht leicht, an die Stellungen der Gegner (siehe mittleres Bild auf dieser Seite) heranzukommen, denn das ganze Gelände bot wegen seiner vollkommenen Flachheit den anrückenden Armeen nicht den geringsten Schutz gegen das feindliche Feuer. Tiefer Schnee hinderte zudem das Vorgehen beträchtlich und große Anstrengungen waren nötig, um die erforderlichen schweren Geschütze der Artillerie herbeizuschaffen (siehe nebenstehendes Bild). Selbst das für den Ausbau von Deckungen so nötige Holz war in dieser Einöde nicht aufzutreiben. Man war deshalb gezwungen, es von weither zu holen, was häufig mit Hilfe der Pferde von Maschinengewehrabteilungen besorgt wurde (siehe Bild auf dieser Seite unten).

Diese einleitenden Arbeiten unterbrachen am 15. Januar die Russen, indem sie nach heftiger Artillerievorbereitung beiderseits Fundeni mit Massenangriffen vorstürmten. Die mächtigen russischen Sturmwellen zerschellten aber im deutschen und österreichisch-ungarischen Sperrfeuer wenige hundert Meter vor den neuen Linien der Verbündeten. Erst bei der Wiederholung der umfangreichen Angriffe gelangten Teile der Stürmenden abends in die vordersten Gräben; sie konnten diese jedoch nicht behaupten, sondern wurden sogleich wieder daraus vertrieben.

Am 19. Januar konnte Mackensen seine Truppen zum Hauptstoß auf Nanesti ansetzen. Die Tätigkeit der Artillerie wurde allerdings durch schlechte Sicht infolge ununterbrochenen schweren Schneetreibens bedeutend erschwert, dennoch gingen Pommern, Altmärker und Westpreußen, die das schwere Werk durchführen sollten, mutig an die Lösung ihrer Aufgabe. Leicht wurde es ihnen nicht gemacht, denn die Russen widerstanden dem Vorstoß mit großer Zähigkeit. Nachdem die vordersten feindlichen Stellungen gestürmt waren, standen die Angreifenden vor dem schwierigsten Teil der Aufgabe. Sie mußten Nanesti in blutigem Nahkampf Haus für Haus erobern. Als der hartnäckige Widerstand gebrochen und Nanesti besetzt war, ereilte die zurückgehenden Russen das Verhängnis. Sie hatten nur die Möglichkeit, auf einer einzigen Brückengruppe das andere Flußufer zu erreichen. Dieser Übergang lag völlig frei ohne jede Deckung. Zur Flankierung der Brücken hatten die Deutschen rechtzeitig Batterien und Maschinengewehre aufgestellt und richteten nun auf die fliehenden Kolonnen ein wohlgezieltes Feuer, das schreckliche Verheerungen anrichtete. Zu den ungeheuren blutigen Verlusten, die die Feinde erlitten, kamen auch noch 1 Offizier und 555 Mann an Gefangenen, und außerdem büßten sie 2 Maschinengewehre und 4 Minenwerfer ein. Nanesti, die wertvolle Ausfallstellung am rechten



Von den Kämpfen an der Heeresfront des Erzherzogs Joseph.

Abwehr des großen Russenangriffs beiderseits der Straße Valeputna—Jakobeny durch die Armee des Generalobersten Kövesz v. Kövesshaza.

Nach einer Originalzeichnung von M. Ledeli.



Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Österreichisch-ungarische Grabenstellung an der italienischen Front.

Als die Russen nun auch über Badeni hinaus gegen La Burtea weiter vordringen wollten, erhielten sie so schweres Artilleriefeuer, daß sie sehr bald von ihrem Vorhaben Abstand nahmen.

* * *

Während am Sereth auf beiden Seiten Vorkehrungen zu neuen großen Handlungen getroffen wurden und die Gegner auch auf dem westlichen Kriegschauplatz mit ganzer Kraft rüsteten, bereiteten sich die **Italiener** ebenfalls auf weitere Anstürme vor. Sie füllten ihre am Isonzo geschlagenen Divisionen auf und führten zahlreiche neue Truppenverbände an die Front. Sobald das Wetter die Aussicht auf günstige Schußwirkung eröffnete, begann auch die italienische Artillerie ihre Tätigkeit und legte ihr Feuer nicht nur auf die vordersten Stellungen der Österreicher und Ungarn (siehe nebenstehendes Bild), sondern auch auf deren rückwärtige Verbindungen. Neue Geschütze, auch schwerste Kaliber, wurden dazu immer noch herbeigeschafft und aufgestellt (siehe Bild Seite 139), ebenso trafen Flugzeuge in sehr großer Zahl ein. Die Brenta-, Etsch- und Polinie sicherten die Italiener durch mächtige Erdbefestigungen gegen alle etwaigen Zufälle und stellten das nötige rollende Material für riesige Militärtransporte bereit. So arbeiteten sie unausgesetzt an der Verstärkung ihrer Linien und der Vervollkommnung ihres Heeres.

Serethufer, war gefallen und damit die Serethlinie um ein wichtiges Verteidigungsstück ärmer geworden.

Nun stand der Feind nur noch im Raume von Galatz auf dem südlichen Serethufer. Aber auch hier, in der Sumpfniederung zwischen Braila und dem Sereth, arbeiteten sich die Angreifer unter großen Mühen, doch mit Erfolg weiter vor. Die starken russischen Nachhuten hatten am 11. Januar schon den Ort La Burtea nordwestlich des Sees Jezerul Ratuele aufgeben müssen. Er liegt nur noch knapp 5 Kilometer vom Sereth und damit auch von den Umwallungen der Feste Galatz entfernt. Dort hinein donnerten die schweren Geschütze sowohl vom westlichen als auch vom östlichen Ufer der Donau.

Eine türkische Division drang in diesem Raume vor und entriß den Feinden am 12. Januar Mihalea nordwestlich von Braila; von der russischen Besatzung wurden 400 Mann gefangen, der Rest ertrank auf dem Rückzug im Sereth oder wurde niedergemacht. Unter der Beute, die sich vorfand, waren auch 10 Maschinengewehre. Ein weiterer Erfolg wurde den Türken am 14. Januar durch die Eroberung des stark befestigten Ortes Badeni zuteil, des letzten auf dem südlichen Serethufer, in dem sich die Gegner bisher noch gehalten hatten. Um den Ort zurückzugewinnen, schickten die Russen erhebliche Kräfte ins Treffen, vor denen die Türken am 16. Januar Badeni wieder räumten und ihre vorgeschobenen Posten auf die Hauptlinie zurücknahmen.

Die Österreicher und Ungarn blieben nicht müßig. Am 14. Januar sprengten sie am Großen Lagazuoi in den Dolomiten das Felsband an der Südwand zwischen der eigenen und der feindlichen Stellung ab und schafften so zur Sicherung eine breite Kluft zwischen sich und dem Feinde.

Im nördlichen Abschnitt der Karstfront waren die k. u. k. Streitkräfte trotz häufiger Lawinengefahr (siehe Bild Seite 140/141) in emsiger Aufklärungstätigkeit und brachten am 18. Januar von erfolgreichen Streifzügen 4 Offiziere, 120 Mann und 1 Maschinengewehr aus den vorderen italienischen Stellungen zurück. Sie zeigten damit deutlich, daß auch sie gewappnet waren und dem Feinde einen heißen Empfang bereiten würden, falls es ihn gelüsten sollte, einen neuen Waffengang mit ihnen zu wagen.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Deutschlands Weltstellung und der Friede.

Von Dr. Paul Rohrbach.

Die deutsche Regierung hat in ihrem Rundschreiben an die Neutralen vom 11. Januar 1917 über die Ablehnung des Friedensangebotes durch den Vierverband ohne Zweifel das wirkungsvollste Aktenstück im bisherigen Verlaufe des Krieges veröffentlicht. Es heißt darin:

„Die Mittelmächte haben keinen Anlaß, erneut auf Auseinandersetzungen über den Ursprung des Weltkrieges einzugehen. Die Geschichte wird urteilen, wen die ungeheure Schuld an dem Kriege trifft. Ihr Wahrspruch wird ebensowenig über die Einkreisungspolitik Englands, die Revanchepolitik Frankreichs, das Streben Rußlands nach Konstantinopel hinweggehen, wie über die Aufwieglung Serbiens, den Mord in Serajewo und die Gesamtmobilmachung Rußlands, die den Krieg gegen Deutschland bedeutete."

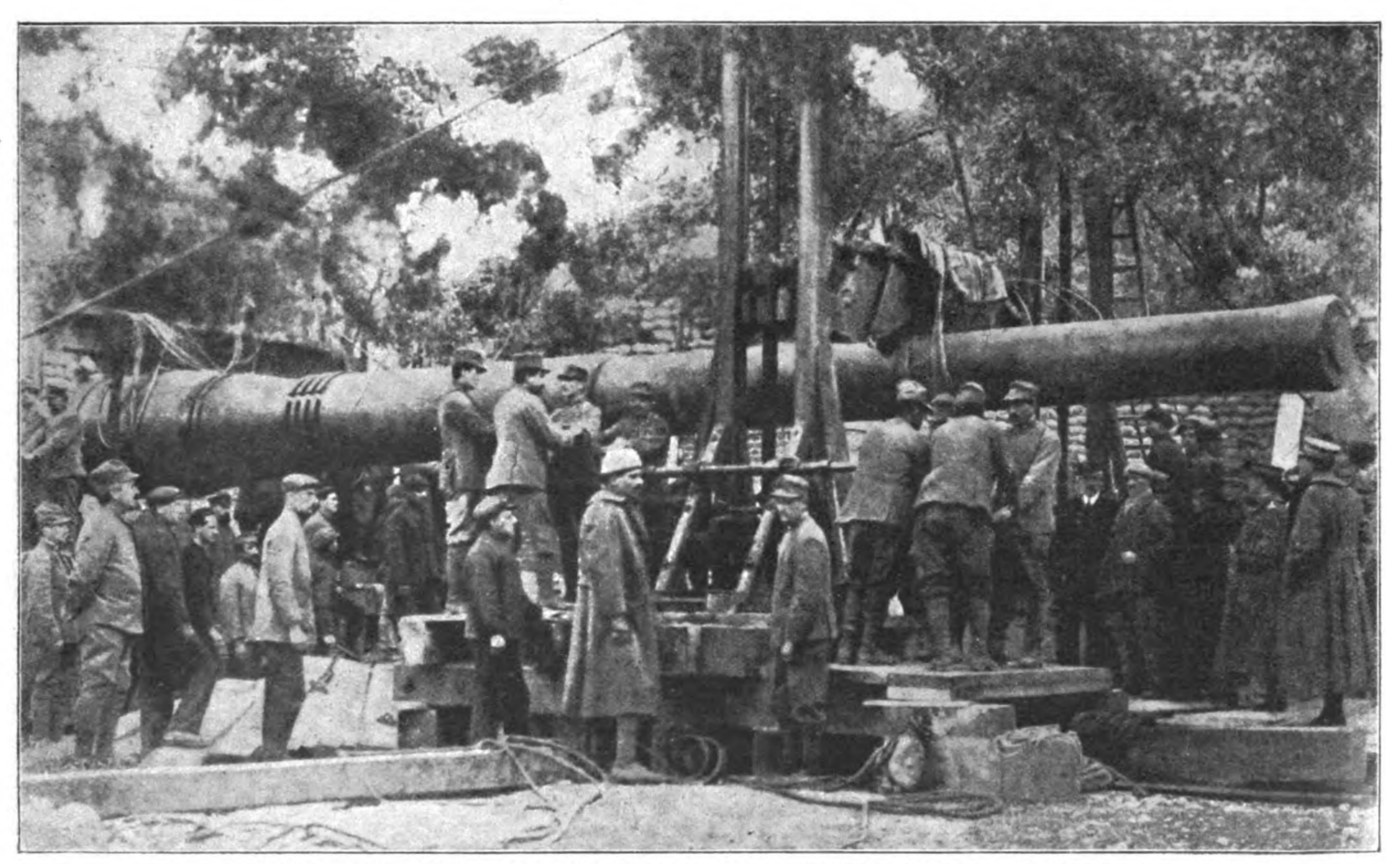
Über die hier aufgezählten Tatsachen ist für das vorurteilslose politische Urteil ein Streit nicht mehr möglich. Beginnen wir mit der Einkreisungspolitik Englands, so bedürfen wir, wenn wirklich jemand auf nichts anderes als auf das Zeugnis unserer jetzigen Feinde hören will, keiner überzeugenderen Belege, als der belgischen Gesandtschaftsberichte. Graf Lalaing, der belgische Gesandte in London, berichtete schon am 24. Mai 1907 an seine vorgesetzten Minister. „Es ist klar, daß das amtliche England im stillen eine Deutschland feindliche Politik befolgt, die auf eine Isolierung Deutschlands hinzielt, und daß König Eduard es nicht verschmäht hat, seinen persönlichen Einfluß in den Dienst dieser Idee zu stellen." Ebenso heißt es in dem Bericht des belgischen Gesandten in Berlin, Baron Greindl, vom 13. Februar 1909, als Eduard VII. nach Deutschland gekommen war: „Der König von England versichert, daß die Erhaltung des Friedens immer das Ziel seiner Bemühungen gewesen

sei; das hat er seit Beginn des erfolgreichen diplomatischen Feldzugs immer gesagt, den er durchgeführt hat, um Deutschland zu isolieren; aber es kann niemand entgehen, daß der Weltfrieden niemals ernstlicher bedroht war, als seitdem der König von England sich damit befaßt, ihn zu festigen." Bei dieser Art von englischer Politik ist es auch während der Jahre zwischen dem Tode König Eduards und dem Ausbruch des Weltkrieges geblieben.

Über Frankreichs Politik, die ständige Weigerung der Franzosen, das Ergebnis des Frankfurter Friedens von 1871 anzuerkennen, die öffentliche Verkündigung ihres Ideals, einen Rachekrieg gegen Deutschland zu führen, durch mehr als vierzig Jahre hindurch, braucht wirklich kein Wort weiter verloren zu werden. Ebenso steht es mit dem russischen Streben nach Konstantinopel, nur daß wir, zu allem übrigen noch, hier ein ganz kurz vor dem Kriege geschriebenes Dokument von entscheidender Beweiskraft für den russischen Kriegswillen besitzen. Es ist der berühmt gewordene Brief des Professors Mitrofanow an den Berliner Historiker Hans Delbrück im Maiheft der „Preußischen Jahrbücher" von 1914, in dem es heißt: „Zwei Drittel der russischen Getreideausfuhr gehen durch die türkischen Meerengen; stockt diese Ausfuhr, so kann Rußland nicht mehr seinen Zahlungsverpflichtungen nachkommen; nur der Besitz des Bosporus und der Dardanellen kann diesem unerträglichen Zustand ein Ende bereiten; ebenso kann Rußland sich gegenüber den Slawen auf der Balkanhalbinsel nicht gleichgültig verhalten; der Drang nach Süden ist für Rußland eine historische, politische und ökonomische Notwendigkeit, und der fremde Staat, der sich diesem Drange widersetzt, ist eo ipso ein feindlicher Staat!"

In diesen Worten Mitrofanows ist die russische Entschlossenheit, den Weltkrieg um Konstantinopel, der Meerengen und der Vorherrschaft auf dem Balkan willen zu entzünden, so klar wie möglich enthalten. Es ist nicht ein einzelner Russe, der hier spricht, sondern es ist die russische Politik selbst. Kaum war der Krieg entbrannt, so hörten wir ja auch aus amtlichem russischem Munde das Ziel: Konstantinopel und die Meerengen, verkünden. Nicht anders steht es mit der Aufreizung Serbiens. Wir brauchen darüber nur den langjährigen Vertrauten des russischen Ministers des Äußeren Sfasonow, den Dumaabgeordneten, Professor, Herausgeber der Zeitung Rjetsch und Vorsitzenden der sogenannten Kadettenpartei, Miljukow, zu hören. Es gibt keine befugtere Persönlichkeit als diesen, um uns das Wesen und die Ziele der russisch-serbischen Politik klarzumachen. Was schreibt Miljukow in dem „Jahrbuch" seiner Zeitung Seite 17 und folgende? Er schreibt: „In Serbien fiel 1903 die Dynastie Obrenowitsch als Mörderopfer. Ihre Stelle nahm die alte Dynastie Karageorgiewitsch ein, die Serbiens Steuer scharf von der österreichischen auf die russische Seite herumwarf, in der Hoffnung, von Rußland die nationale Einigung und Unabhängigkeit zu erringen." Bald danach heißt es bei der Einverleibung Bosniens durch Österreich-Ungarn: „Serbien sähe hierin mit Recht den Umsturz seines nationalen Ideals, der Vereinigung des ganzen serbischen Volkes in ein ‚Groß-Serbien'. Natürlich erwartete es bei dieser Gelegenheit die erste ernstliche Probe der Unterstützung von Rußland ... Serbien stand vor der Frage, ob es seine nationale Einigung innerhalb oder außerhalb der Grenzen der habsburgischen Monarchie erlangen solle, das heißt, entweder mit Hilfe Rußlands oder durch Unterwerfung unter Österreich."

Deutlicher kann man sich wohl nicht ausdrücken, wenn man den Weg, der zum Fürstenmord von Serajewo und zum Eintreten Rußlands für den Mörderstaat Serbien führte, so sicher wie möglich im voraus bezeichnen will. Serbien sollte Rußlands Werkzeug sein, um Österreich-Ungarn zu zertrümmern und die russische Herrschaft auf dem Wege über die ohnmächtigen „Schutzstaaten" am Balkan bis ans Adriatische Meer und an den Fuß der Ostalpen vorzuschieben. Dazu Konstantinopel, die Meerengen, Armenien und ein kleineres oder größeres Stück von Kleinasien, und Rußlands Wünsche wären — vorläufig — vielleicht befriedigt gewesen. Die von Lloyd George und Grey bis zum Überdruß wiederholte Redensart von der europäischen Konferenz, auf der die serbische Sache hätte geschlichtet werden können, ist töricht oder unaufrichtig, wenn sie dazu dienen soll, Deutschland die Schuld am Kriege aufzubürden. Rußland wäre natürlich mit Vergnügen auf die Konferenz gegangen, um unterdessen weiter zu rüsten, mit dem Ziel, das uns Miljukow bezeichnet: Serbien seine „nationale Einigung", das heißt die Losreißung von Bosnien, Dalmatien, Kroatien und Südungarn von der Donaumonarchie mit russischer Hilfe, zu sichern. Rußland wollte den Krieg. Was antwortete unser Botschafter in Petersburg, Graf Pourtalès, auf die Frage des Ministers Sfasonow, Mobilmachung sei doch auch in Deutschland noch nicht gleich-



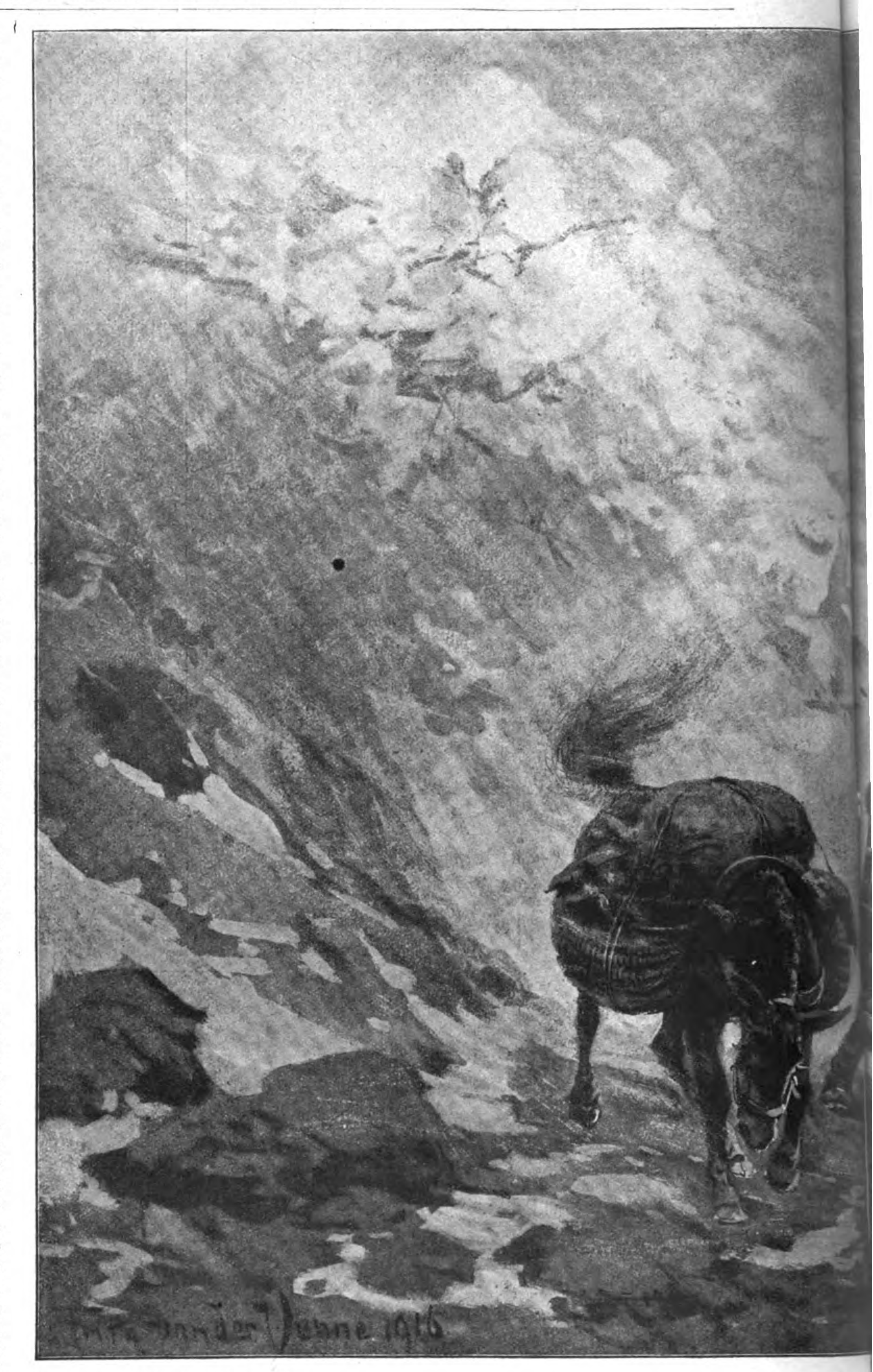
Aufstellung eines schweren italienischen Marinegeschützes an der italienisch-österreichischen Front.
Nach einer italienischen Darstellung.

bedeutend mit Krieg? Er antwortete: die Mobilmachung sei für Deutschland eine so einschneidende Maßregel, daß sie erst im letzten Augenblick ausgesprochen werde, wenn der Krieg unvermeidlich erscheine, das heißt, wenn die Sicherheit des Reiches ernstlich bedroht sei. „Unsere geographische Lage mit ihren zwei zu verteidigenden Fronten zwingt uns bei lebensgefährlicher Bedrohung zu raschem Handeln!" Klarer und eindringlicher konnte Rußland nicht gewarnt werden; es machte trotzdem seine gesamten Streitkräfte mobil und entfesselte damit den Weltkrieg.

Will man eine überzeugende Antwort auf die Frage haben, wer für den Krieg verantwortlich ist, so braucht man nur die politischen Ziele, die bei den jetzigen Bundesgenossen gegen Deutschland schon lange vor dem Kriege verkündet wurden, mit denjenigen zu vergleichen, die jetzt amtlich als die Kriegsziele des Vierverbands bekannt gemacht worden sind. Es ergibt sich eine vollkommene Übereinstimmung. In Frankreich verlangte man Elsaß-Lothringen, in Rußland Konstantinopel und was dazu gehört, und in England die Beseitigung der „deutschen Gefahr"; von diesen Dingen hallte die französische, russische und englische Presse seit Jahrzehnten wider. Nun wohl, eben diese Wünsche werden vom Ausbruch des Krieges an bis heute als das Friedensprogramm des Vierverbands verkündet. Wer hat sich also aufgemacht, um mit Gewalt eine Änderung des bestehenden Zustandes in Europa zu erlangen?

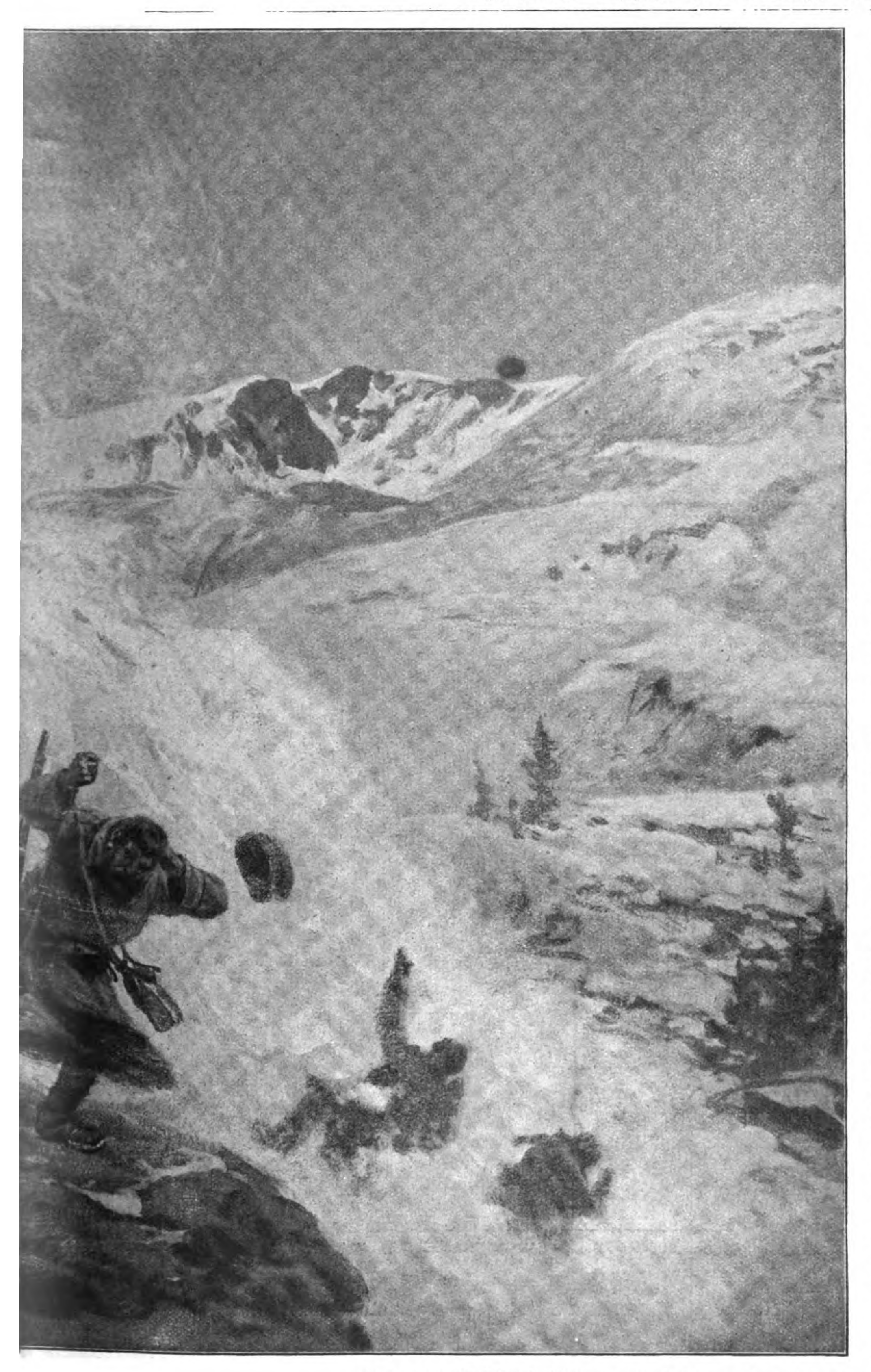
Wem zum Nutzen, so fragt man nach der alten römischen Rechtsregel, wenn die Schuld an einer begangenen Tat festgestellt werden soll. Die Antwort hier ist, wie wir sehen, einfach und schlagend: was unsere Feinde vorher lange begehrt haben, eben das, so verkünden sie laut in alle Welt hinaus, soll ihnen dieser Krieg bringen!

Er soll es, sicher; ob er es wird, ist eine andere Frage. In St. Petersburg, in London, in Paris und in Rom hat man die Unabänderlichkeit des Entschlusses, den Krieg fortzusetzen, verkündet. In allen vier feindlichen Hauptländern aber mischen sich in den Kriegsfanatismus Stimmen, die, wenn auch keine Friedensbereitschaft im Sinne der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, so doch allerlei Bedenken über den Ausgang widerspiegeln. Das Rundschreiben der deutschen Regierung vom 11. Januar verkündet zugleich die gerechte Sache Deutschlands, die Mäßigung des deutschen Willens nach zweieinhalb Jahren schweren, aber im ganzen siegreichen Kampfes, und den unerschütterlichen Anspruch Deutschlands auf eine Weltstellung, wie es dem kultiviertesten, größten und zahlreichsten in sich geschlossenen Volke Europas gehört. Nirgends zwischen dem Atlantischen Ozean, dem Ural und dem Kaukasus gibt es noch einmal 65 Millionen Menschen eines Stammes, einer Sprache, eines Willens, die auf so viele und so große Leistungen ihrer selbst und ihrer Vorfahren für die Entwicklung der menschlichen Kultur zurückschauen können, wie die Deutschen. Wir haben schon bei früheren Gelegenheiten darauf aufmerksam gemacht, daß weiterblickende Politiker auch auf der feindlichen, namentlich der englischen Seite es offen eingestehen: bisher hat Deutschland mit seinen Bundesgenossen gesiegt. Vor allen Dingen sei an einen so bedeutenden Mann wie den Herausgeber des „Observer" und anderer Blätter in England, Garvin, erinnert, der gesagt hat, der Vierverband sei so lange der besiegte Teil, wie Deutschland im Verein mit dem übrigen Mitteleuropa die Verbindung mit dem Orient behauptet. Garvin hielt seinen Aufsehen erregenden Vortrag in der Kolonialgesellschaft in London im Sommer 1916; Anfang Januar 1917 lasen wir in einem anderen englischen Blatt von Bedeutung, dem „New Statesman", über Deutschlands Weltstellung und die Frage des Friedenschlusses unter diesem Gesichtspunkt die folgenden, lebhaft an Garvin erinnernden Ausführungen:



Lawinengefahr im Hochgebirge.

1. Der Krieg im Westen hat deutlich erkennen lassen, daß der Besitz eines überwältigend großen Angriffsheeres die einzige Form militärischer Vorbereitungen ist, die Wert hat. Die Nation, die das größte Heer innerhalb der möglichst kürzesten Zeit nach der Kriegs-



Nach einer Originalzeichnung von Fritz van der Venne.

3. Der Krieg im Südosten hat bewiesen, daß Frankreich und England nicht mit Deutschland auf dem Balkan wetteifern und nicht unmittelbar wirksam eingreifen können, da Deutschland einen natürlichen Vorteil in seinen guten Landverbindungen von Berlin nach dem Bosporus besitzt.

4. Der Krieg hat gezeigt, daß Deutschland ein viel kräftigerer Militärstaat ist, als wir vermutet hatten, und vielleicht sogar als Deutschland selbst glaubte, und daß die Vasallenvölker im Kampfe im allgemeinen zuverlässig sind, wenngleich die aus diesen Vasallenvölkern gebildeten Regimenter nicht so wertvoll sind wie die deutschen Regimenter, und daß sie sich unter deutscher Führung ausgezeichnet schlagen.

5. Es muß die Tatsache festgestellt werden, daß der Glaube an Deutschlands Macht im Kriege sich in ganz Südosteuropa außerordentlich verstärkt hat. Diese Tatsache wird die Lage Europas beherrschen, solange die militärische Kraft Deutschlands ungebrochen bleibt, und das ist es, was die Verbündeten meinten, wenn sie erklärten, daß sie nicht für Kriegsziele kämpfen, sondern für den Sieg. Man vergegenwärtige sich nur, was diese Tatsachen bedeuten. Angenommen, daß Deutschland jetzt bereit wäre, Frankreich und Belgien zu räumen und diesen beiden Ländern eine Schadenvergütung zu bezahlen, ferner Russisch-Polen, die baltischen Provinzen und Serbien zu räumen, und angenommen, daß Österreich bereit wäre, das Trentino an Italien abzutreten, endlich angenommen, daß Deutschland sogar bereit sei, Elsaß-Lothringen mit Frankreich zu teilen, Triest Italien zuzugestehen und von der Rückgabe einiger Kolonien abzustehen, so sind das Bedingungen, die naturgemäß weit über das hinausgehen, was Deutschland zu bieten gedenkt; aber selbst dann würde Deutschland zweifelsohne den Krieg gewonnen haben, denn es würde in Wirklichkeit der Herrscher des europäischen Festlands sein, ohne daß die Möglichkeit bestände, daß ihm diese Oberherrschaft bestritten würde. Befreit von der Furcht vor den russischen Millionen, und an der Westgrenze durch ein Laufgrabensystem geschützt, würde sein Wort Gesetz werden von der Nordsee bis zum Schwarzen Meere. Mitteleuropa könnte ebenso sicher und bequem gegründet werden, wie das Deutsche Kaiserreich nach dem Krieg von 1870, und nichts könnte seine Ausdehnung über den Balkan nach El Arisch und nach Bagdad verhindern: denn die kleinen Balkanstaaten haben wohl gelernt, Berlin keinen Widerstand zu bieten und erfahren, daß diejenigen, die dennoch Widerstand leisten, keine Hilfe finden. Die Türkei aber kann ihre Existenz nicht sichern ohne die gnädige Gunst Deutschlands. Mit einer solchen strategischen Lage und derartigen Hilfsmitteln wird Deutschland imstande sein, während der nächsten zehn Jahre nicht der Welt, wohl aber Europa die Gesetze vorzuschreiben. Großbritannien wird unabhängig und ziemlich sicher bleiben; die entblößte ägyptische Grenze könnte verstärkt werden. Aber das übrige Europa würde der Gnade Deutschlands überliefert werden. Wie würde es dann den kleinen Staaten ergehen, und wie lange würde es dauern, bis Deutschland beschließen würde, diese Länder, die es als seine natürliche Grenze ansieht, zu besetzen?

erklärung oder besser noch vor der Kriegserklärung mobilisieren kann, braucht lediglich in das feindliche Gebiet einzurücken und sich dann einzugraben. Wenn dies geschehen ist, so hat das angegriffene Land keine andere Wahl mehr als einen Erschöpfungskrieg, der wahrscheinlich verschiedene Jahre dauert, zu führen, oder sich als geschlagen zu bekennen und Frieden auf Grund der Bedingungen des Angreifenden zu machen.

2. Der Krieg im Osten hat deutlich gezeigt, daß Rußland, wenngleich noch immer unbesiegbar, keine Militärmacht ersten Ranges ist, wenn es nicht durch Verbündete unterstützt wird, und daß es mindestens während der Dauer von zwei Generationen auch nicht zu solcher Militärmacht werden kann.

Infolgedessen kann Deutschland auch nicht länger im Zaum gehalten werden durch die Furcht vor den „russischen Horden".

Man sieht, daß diese Darlegung offensichtlich übertrieben ist. Niemand in Deutschland oder sonst in der Welt wird so kindlich sein, daß er einen Frieden unter solchen Bedingungen, wie sie der „New Statesman" annimmt, als einen deutschen Erfolg betrachtet. Der „New Statesman" aber zeigt uns die Tiefe der englischen Besorgnis vor unserer Zukunftsweltstellung nach dem Kriege. Er zeigt uns, was England vor allen Dingen fürchtet, und was es darum um jeden Preis zu verhindern sich bemüht: die dauernde Verbindung Deutschlands mit dem Orient. Der Orient soll Englands Machtgebiet bleiben. Die Engländer unterscheiden den „nahen" und den „mittleren" Osten. Der erstere reicht vom Balkan bis Suez, der andere von Suez bis Singapore. Bleibt der nahe Orient mit Mitteleuropa

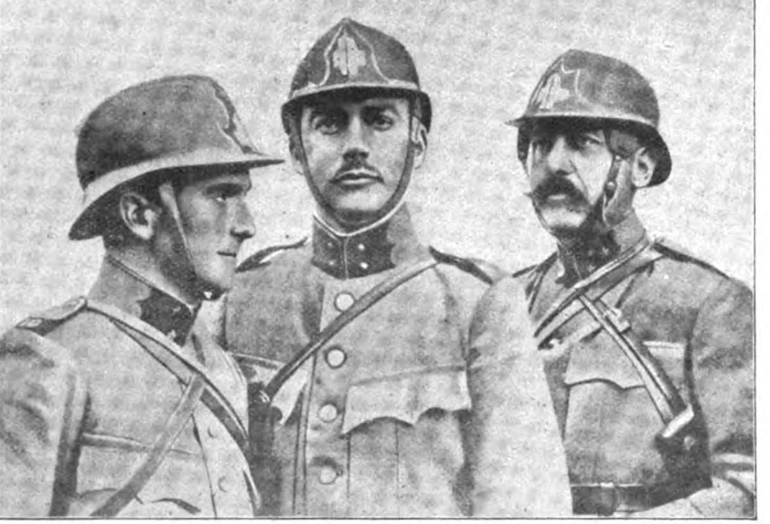
verbündet, so sind auch die Länder, die dahinterliegen, das eigentliche Machtgebiet Englands rings um den Indischen Ozean, für England nicht mehr sicher. So fürchtet man, und diese Furcht wird in der englischen öffentlichen Meinung immer mächtiger.

Die Neutralität der Schweiz.

Von Oberst Egli.

(Hierzu die Bilder Seite 142 und 143.)

Seit dem Eingreifen Italiens in den Weltkrieg ist die Schweiz ringsum von kriegführenden Staaten umgeben, sie ist also als Binnenland vollständig von den anderen neutralen Staaten abgeschlossen. Ihr Auslandverkehr ist aber eine Lebensbedingung für sie, denn ihr Boden liefert ihr weder die notwendigsten Nahrungsmittel in genügender Menge, noch die Rohstoffe, deren ihre stark entwickelte Industrie bedarf. Freie Ein- und Ausfuhr sind deshalb für die Schweiz in viel größerem Umfange notwendig, als für die meisten anderen Staaten. Erschwert wird ihre wirtschaftliche Lage noch dadurch, daß ihre Bedürfnisse nicht von einer der kriegführenden Parteien allein befriedigt werden können: aus Deutschland kommen Kohlen und Eisen, die von den Vierverbandsmächten nicht einmal für sich selbst in ausreichendem Maße zutage geschafft werden können, während Brotfrucht, Baumwolle und anderes unter den heutigen Verhältnissen über See durch Frankreich und Italien herangeführt werden müssen. Unter der von den Westmächten versuchten Blockade hat naturgemäß auch die Schweiz stark zu leiden. Es war ein langer Kampf der eidgenössischen Regierung, bis sie endlich doch den S.S.S.-Vertrag unterzeichnen mußte, der die Ausfuhr nach Deutschland und Österreich-Ungarn unter strenge Kontrolle stellte. Das eine wenigstens konnte gerettet werden, daß nur schweizerische Beamte diesen Dienst versehen und daß keine Ausländer dabei mitwirken, wie das in anderen neutralen Ländern der Fall ist, trotzdem sie sich am Meere in besserer Lage befinden als die kleine Schweiz in der Mitte Europas. Die Verschiedenartigkeit der Behandlung durch die Kriegführenden geht am besten hervor aus dem Auslandverkehr der Post. Während die nach Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen bestimmte schweizerische Post Deutschland ungeöffnet rasch durchfährt, werden die nach anderen neutralen Ländern durch die Verbandstaaten geleiteten schweizerischen Briefe trotz aller Verträge, manchmal sogar mehrfach, streng zensiert. Das von einzelnen Preßorganen, namentlich in Frankreich, geschürte Mißtrauen gegen die Schweiz ist um so weniger gerechtfertigt, als nicht nur die eidgenössische Regierung, sondern auch die große Masse des Volkes ehrliche Neutralität halten will. Diese ist viel älter, als der Wiener Vertrag von 1815, der sie samt der Unverletzlichkeit des schweizerischen Gebietes feierlich verbürgte. Schon lange vorher standen die Eidgenossen auf dem Standpunkte, sich in die Händel der Großen nicht einzumischen, und wenn sie dennoch hineingezogen wurden, so geschah das wider den Willen des Bundes. Man wußte in der Schweiz aus Erfahrung, und hat es auch heute noch nicht vergessen, daß die Freiheit und Selbständigkeit eines von Großmächten umgebenen Kleinstaates nur dann erhalten bleibt, wenn er sich fern hält von allem, was ihn in einen Streit hineinziehen kann. Wie teuer Kleinstaaten die Gier nach fremdem Land unter Umständen bezahlen müssen, das haben zu ihrem Schaden Serbien, Montenegro und zuletzt Rumänien zur Genüge erfahren. Der Sucht nach Eroberung steht aber auch der schon lange gepflegte Staatsgedanke der Schweiz entgegen: sie ist eine Eidgenossenschaft von gleichberechtigten Gliedern, die keine Untertanenverhältnisse und Vogteien mehr kennt, wie sie in früheren Jahrhunderten bestanden. Ein Eidgenosse wird aber weder durch Waffengewalt erobert, noch durch diplomatische Winkelzüge gezwungen dem Bunde beizutreten. Auch die Verschiedenheiten der Sprache und Religion schließen Vergrößerungsbestrebungen aus, weil jeder Zuwachs das in harten politischen Verwicklungen und im Bürgerkrieg erkämpfte Gleichgewicht stören würde. Die deutsche Mehrheit des Schweizervolkes läßt jeden reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und jeden nach seiner Art selig werden; sie duldet aber selbst auch keinen Zwang. Und darin liegt eine bessere und stärkere Bürgschaft für die Wahrhaftigkeit der schweizerischen Neutralität, als in allen Verträgen. Das schließt die Sympathie des Einzelnen für den einen oder den anderen der Kriegführenden nicht aus, denn die Bande der Kultur, der Freundschaft und Verwandtschaft zu den Nachbarn sind zahlreich und stark. Sobald aber Kundgebungen der Hinneigung so laut und groß werden, daß sie die guten Beziehungen zu einem der Nachbarn stören könnten, so gibt die Masse des Volkes unzweideutig zu verstehen, daß sie das nicht will. Wie das in der Natur der Rassen liegt, ist die „welsche", das ist die in französischer und italienischer Sprache erscheinende Presse der Schweiz viel lauter und lebhafter Partei, als die in deutscher Sprache gedruckten Blätter, weil eben die der deutschen Art entsprechende Zurückhaltung im Urteil und der Wunsch, gerecht zu sein, ganz von selbst zu einer maßvollen Sprache führen.



Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

Soldaten der schweizerischen Armee mit Probehelmen aus Stahl, wie solche auch bei der eidgenössischen Armee eingeführt werden sollen.

Manchem in den kriegführenden Staaten Lebenden mag es vorkommen, als ob der Neutrale um vieles besser daran sei, als der Kriegführende. Und viele, die durch unser Land reisen, werden finden, daß es an nichts mangle. Bis zu einem gewissen Grade ist das auch richtig, denn es fehlen vor allem die großen Blutopfer, die die Kriegführenden ihrem Vaterlande bringen. Und doch leiden auch die Neutralen schwer unter dem Kriege; sie empfinden vielleicht manches noch mehr als die Kriegführenden, denn ihnen fehlt sowohl der unmittelbare Feind als auch das große Ziel; sie haben nur zu dulden und nicht zu kämpfen, um etwas Großes zu erreichen oder doch zu erhalten und vor erkennbaren Gegnern zu schützen. Seit Anfang des Krieges steht die schweizerische Armee ganz oder zum großen Teil an der Grenze zur Sicherung des Landes. Jeder Soldat wird verstehen, was das heißt, monatelang, jahrelang nichts anderes tun können als warten und warten, bis etwa der eine oder andere der Kriegführenden am Ende doch noch über die Grenze getrieben wird, sei es durch seine Gegner oder durch den eigenen Willen, um durch neutrales Land die feindliche Front zu umgehen. Es sind gute Leute und gute Führer nötig, wenn ein Heer bei diesem Kriegsdienste, der aber doch kein Krieg ist, nicht Schaden leiden soll. Das Land seufzt unterdessen unter der steigenden Last der Militärausgaben. Der Neutrale hat keine Aussicht, daß er die vielen Hunderte von Millionen, die ihm die Bewachung seiner Grenze kostete, irgendwie wieder einbringen kann. Sie sind für immer dahin. Allerdings erreichen die Ausgaben nicht die gewaltige Höhe derjenigen der Kriegführenden; im Vergleich zu den wirtschaftlichen Hilfsquellen des Landes sind sie aber doch sehr hoch.

Es sind aber noch andere Lasten, welche die Schweiz seit dem Kriege zu tragen hat. Die Teuerung und in einzelnen Berufen die Arbeitslosigkeit werden immer fühlbarer und drückender. Doch halten diese die Bevölkerung nicht ab, zu suchen, die Leiden der Kriegführenden zu mildern so viel wie in ihren Kräften steht. Seit dem Juli 1914 sind Tausende und aber Tausende von Flüchtlingen durch die Schweiz gezogen und haben zum Teil ein Asyl auf Kriegsdauer ge-

funden. Das Elend des Krieges ist dem Lande bei dem Austausch der Schwerverwundeten und bei der Durchreise der Abschübe der Zivilbevölkerung vor Augen geführt worden. Viele Tausende von kranken Kriegsgefangenen beider Parteien suchen und finden in der Schweiz Gesundheit und neue Kraft. Alle diese Opfer des Krieges haben in der Schweiz ohne Rücksicht auf ihre Herkunft in allen Landesteilen freundlichen Empfang und tatkräftige Hilfe gefunden. Das soll nicht gesagt sein, um sich dessen zu rühmen, sondern um die Auffassung der wahren Neutralität zu zeigen, die unterschiedslos allen unter der Weltkatastrophe Leidenden helfen möchte.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Zu den verstärkten Sicherheitsmaßnahmen der Schweiz.
Fertiger Kehlgraben mit einem Verbindungsgang, der in einen Stützpunkt einmündet.

Auch die Aufgaben der amtlichen Schweiz haben sich in dem Kriege vermehrt und vergrößert, nicht nur durch die Sorge für das eigene Land, sondern auch durch die Vermittlung des gewaltigen Verkehrs der Kriegsgefangenen und die diplomatische Vertretung einzelner kriegführender Staaten. So sorgt die Schweiz für die deutschen Interessen in Rom und für die italienischen in Berlin.

Noch ist kein Ende des Krieges abzusehen und noch weiß man nicht, welche neuen Forderungen an die Neutralen herantreten können. Auch ist es nicht ausgeschlossen, daß trotz der feierlichen Zusicherungen aller Kriegführenden und trotz des eigenen festen Willens, neutral zu bleiben, der Zwang der Verhältnisse stärker wird und die Schweiz doch noch in den Strudel hineingerissen wird.

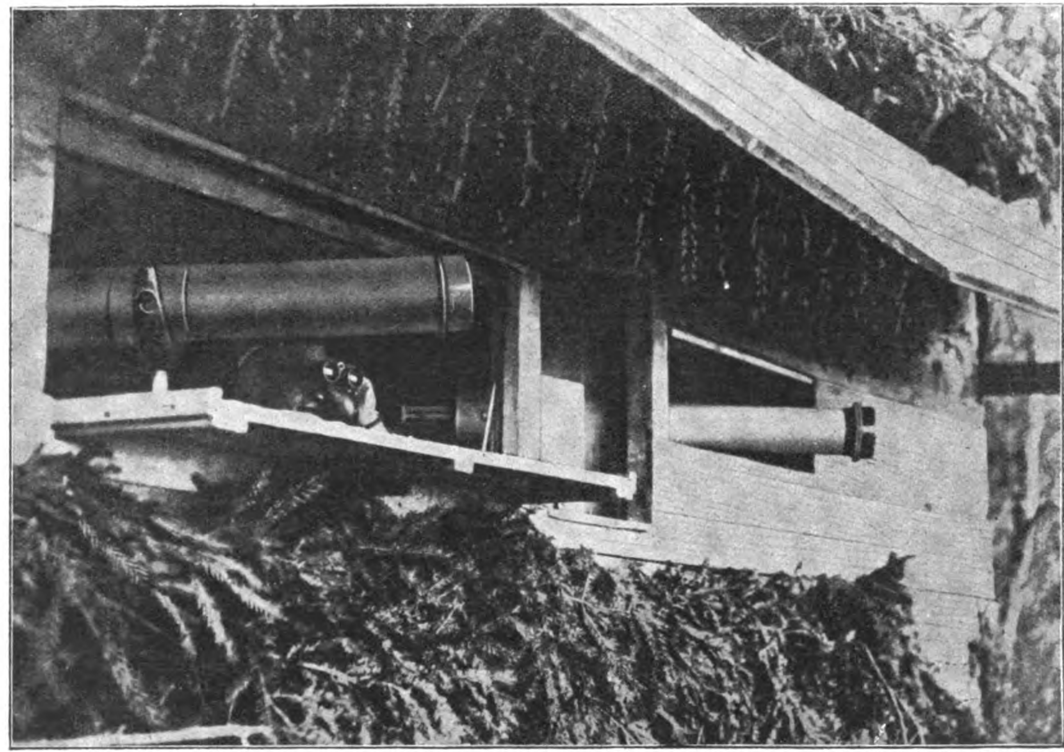
Sollte dieser, allerdings unwahrscheinliche Fall eintreten, so ist das ganze Volk fest entschlossen, seine Pflicht zu tun und die Unverletzlichkeit seiner Grenzen und seiner Staatseinrichtungen bis zum Äußersten zu verteidigen.

Valuta.

Von Dr. H. Friedemann.

Die Frage nach der Valuta ist eine Friedensfrage. Solange der Krieg als Möglichkeit in der Ferne stand, rechneten die Wirtschaftstheoretiker mit den Geldmitteln der Staaten wie mit einer gegebenen Größe, einem Kriegschatz vergleichbar, der in bestimmter und zwar ziemlich kurzer Zeit erschöpft sein müsse. Während der Dauer des Krieges hat sich gezeigt, daß zumindest ein Volk, das, wie das deutsche, nur wenig Kriegs- und Lebensbedarf vom Ausland bezieht, nicht sein Geld, sondern seine Arbeit verausgabt. Der Staat nimmt Zeit und Arbeitskraft der Volksangehörigen in wachsendem Umfang in Anspruch — und bezahlt sie aus Anleihen, die ihm ebenfalls die Nation zur Verfügung stellt. Das bedeutet: das auf Landbesitz, Industrieanlagen, Nutzungsrechte, Schuldforderungen gegründete „Nationalvermögen" verwandelt sich zum erheblichen Teil in buchmäßige Guthaben der Anleihezeichner beim Deutschen Reich; ein Besitz, dessen Zinsen die Anleihegläubiger, in ihrer Eigenschaft als Steuerzahler, freilich aus der eigenen Tasche aufbringen müssen. Rechnerisch also nimmt das Privatvermögen trotz der riesigen Kriegsausgaben nicht ab; es nimmt sogar zu. Aber es hat seinen inneren Wert verändert. Ist der Besitz des deutschen Volkes an werteschaffenden Gütern geringer geworden, während der gleiche Besitz, in Geld berechnet, nicht kleiner, oder sogar noch größer geworden ist, so muß dieser Widerspruch sich irgendwie ausdrücken. Sein praktischer Ausdruck aber ist die Teuerung.

Alle Güter, deren Erzeugung durch den Krieg gehemmt oder völlig unterbunden ist, alle Leistungen, die von einer vergleichsweise geringen Zahl von Menschen ausgeführt



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Zu den verstärkten Sicherheitsmaßnahmen der Schweiz.
Beobachtungstand mit großen Fernsichtinstrumenten.

werden müssen, sind teurer. Indem Staat und Volk ihren Kriegsbedarf gut bezahlen, machen sie Schulden bei sich selbst, und verhindern, daß die Vermögensminderung unmittelbar zum Ausdruck kommt. Statt dessen wird das rechnerische Vermögen sozusagen verdünnt, es ist weniger wert, als es nach seiner ziffernmäßigen Höhe zu sein scheint: wir zahlen die Kosten des Krieges in Form von höheren Preisen.

Mit der vermehrten Zahl der Wertzeichen, dem Notenumlauf, überhaupt dem „Geld“ als solchem hat diese Entwicklung nur streckenweise zu tun, das Wesentlichste ist, wie gesagt, die Verteilung der Kriegsausgaben auf alle Kaufenden und Verbrauchenden, die verminderte Kraft des Gesamtvermögens als Kaufmittel.

Solange der Krieg fortdauert, und solange die deutsche Volkswirtschaft in der Hauptsache auf sich selbst angewiesen bleibt, wird die Frage der „Valuta“ von diesen Veränderungen kaum berührt. Es ließe sich denken, daß das Reich zwar weiterhin hohe Löhne und Preise zahlt, dafür aber die Zinsen seiner Anleihen in Gestalt von außerordentlich hohen mittelbaren Steuern eintreibt. Dann sind die Privatvermögen groß, aber die Lebenshaltung ist in entsprechendem Maße verteuert. Oder das Reich zieht gewaltige unmittelbare Steuern ein und setzt alle von ihm abhängigen Arbeitenden, ähnlich den Soldaten, auf niedrige Löhne; dann sinken die Preise wieder, aber auch die Vermögen und Einkommen sinken auf den Betrag, den sie nach Abzug der Kriegskosten eigentlich haben müßten. Im ersten Fall hätte die Geldeinheit eine stark verminderte, im zweiten die alte Kaufkraft. Wie das Geld aussieht, ob die Währungseinheit golden, silbern oder papieren ist, kommt dabei so gut wie gar nicht in Frage. Während seiner Dauer läßt der Krieg einen festen Wertmaßstab des Geldes ohnehin nicht aufkommen.

Darum ist die Frage nach der Valuta eine Friedensfrage. Der kriegführende Einzelstaat mag den Ausgleich zwischen Vermögen und Arbeit, zwischen Kriegskosten und Lebenskosten regeln, wie er will und kann. Er darf die Lasten auf die Verbraucher legen und dadurch, bei rechnerisch unveränderter Vermögenslage seiner Volksangehörigen, die Preise hochtreiben oder, durch hohe Besitz- und Einkommensteuern, die Kaufkraft des Geldes schonen. Im Verkehr mit dem Ausland, zumal mit dem neutralgebliebenen, das diese Veränderungen nicht durchgemacht hat, bedarf es des Maßstabes.



Phot. A. Grohs, Berlin.

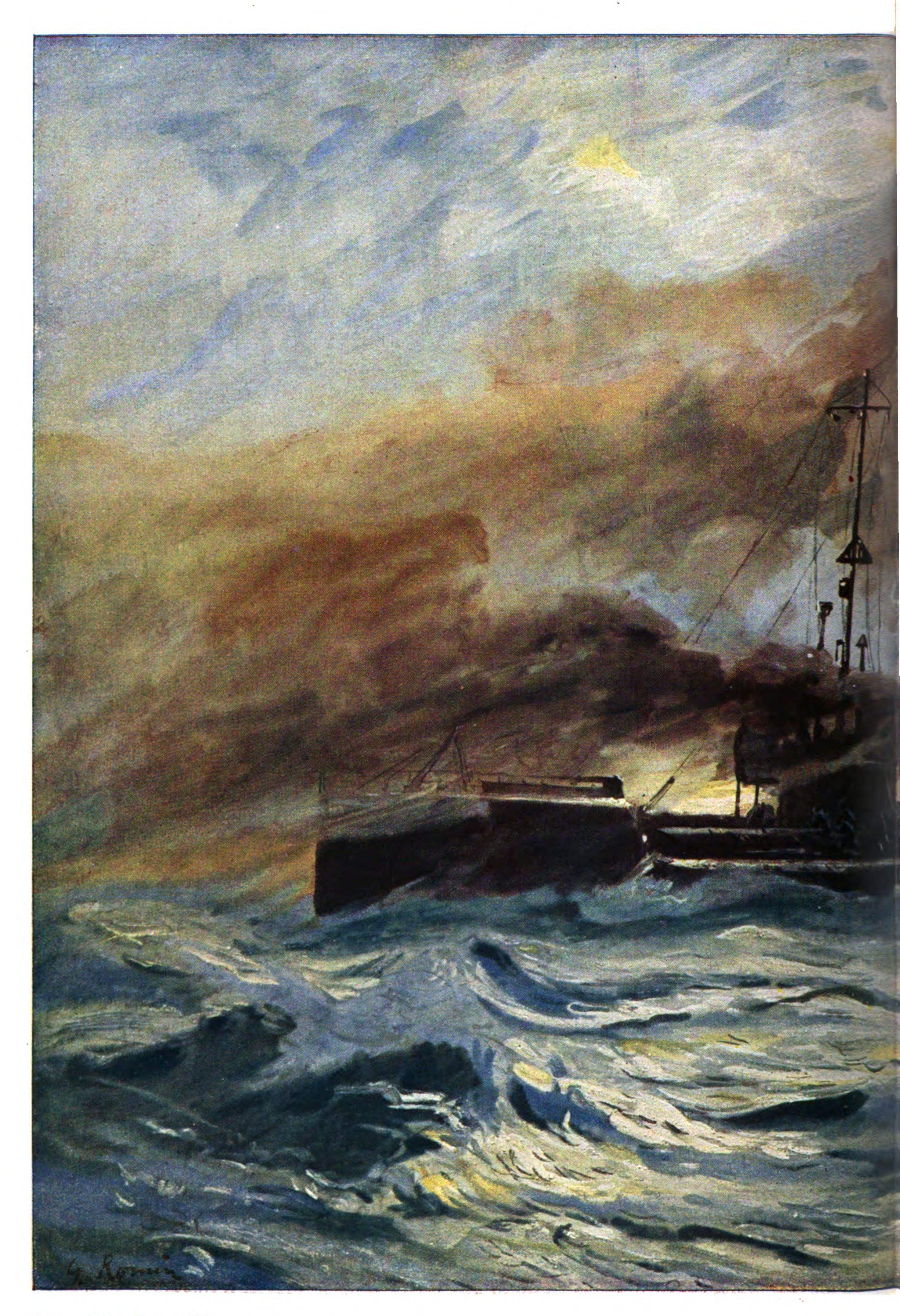
Generaloberst Freiherr v. Falkenhausen,
Führer einer Armeegruppe im Westen, erhielt in warmer Anerkennung seiner dem Vaterland geleisteten Dienste den hohen Orden vom Schwarzen Adler.

Dieser Maßstab war, bis zum jetzigen Krieg, für alle Kulturstaaten das Gold. Innerhalb der einzelnen Volkswirtschaft entsprechen die auf Papiergeld gedruckten, auf Scheidemünzen geprägten Wertangaben einer bestimmten Goldmenge und werden dadurch unter sich wie mit den Wertzeichen anderer Länder vergleichbar. Die Vollwertigkeit des Papiergelds beruht auf der Annahme, daß der Besitzer dieses Geldes jederzeit in der Lage sei, es gegen den vollen Goldbetrag umzutauschen. Bestehen Zweifel an der Zahlungsfähigkeit einer Staatsgemeinschaft, so äußern sie sich, mit einer gewissen Willkür, als Zweifel an der Zulänglichkeit der Golddeckung; die Ungewißheit wird mit soundsoviel Prozent Abzug in den Wert des Papiergelds hineingerechnet: die „Valuta“ sinkt.

Die Gepflogenheit, alles auf das Gold zu beziehen, mußte zu einer Überschätzung des Goldes führen. Tatsächlich hatten die Gründe, die das Papiergeld des einen Landes als vollwertig, des anderen als unterwertig erscheinen ließen, mit der vorhandenen Goldmenge nur wenig zu tun; sie schienen mit ihr nur gleichbedeutend, weil, wie nach einer stillschweigenden Übereinkunft, alles Vertrauen oder Mißtrauen nach den Bruchteilen der „Golddeckung“ berechnet wurde. Bestand aber die Fähigkeit eines Staates, jeden Wert in Gold auszuzahlen, schon in Friedenszeiten nur zum Schein, so wird die Zeit nach dem Weltkrieg vollends die Ohnmacht des Goldes, ein stets bereiter Gegenwert zu sein, erweisen. Vor dem Krieg betrug die Verschuldung aller währungsberechtigten Staaten der Erde etwa 170 Milliarden; bis zum 1. Januar 1917 ist sie um wenigstens 260 Milliarden gewachsen. Rechnet man noch die schätzungsweise 70 Milliarden Wiederherstellungskosten hinzu, so wird bis zum 1. April 1917 die tatsächliche Gesamtverschuldung auf mindestens 500 Milliarden gestiegen sein. Dem steht bestenfalls eine Goldmenge von 30 bis 35 Milliarden gegenüber.

Nun sind ja gewiß diese Ziffern nicht ohne weiteres vergleichbar. Als sicher kann aber gelten, daß die „Deckung“ aller papiernen Wertzeichen durch Gold weit mehr als schon vor dem Krieg ein nur angenommener Wert sein wird, und daß niemand die finanzielle Vertrauenswürdigkeit eines Staates nach dem Goldschatz in seinen Bankgewölben wird bemessen dürfen. Vorläufig gibt man sich freilich den Anschein, sie danach zu bemessen, weil eben ein anderer gemeingültiger Maßstab nicht vorhanden ist. Aber auch jetzt schon zeigt es sich, daß die Bewertung des Papiergelds tatsächlich von allem anderen mehr als von der „Golddeckung“ bestimmt wird. Warum hat die deutsche Papiermark in neutralen Staaten allmählich 10, 20, zuletzt etwa 30 v. H. ihres Wertes verloren? Warum gibt man in der Schweiz für die Mark kaum 90 Centimes, warum muß der amerikanische Dollar mit nahezu 6 Mark deutschen Papiergeldes bezahlt werden? Im Anfang des Krieges verwahrte die deutsche Reichsbank 1250 Millionen Gold; seitdem sind es 2500 Millionen geworden. Die „Dritteldeckung“ konnte beibehalten werden; obwohl die Reichsbank von der gesetzlichen Befugnis, Kassenscheine als Deckungsmittel zu benutzen, noch nicht einmal Gebrauch machte. Dennoch sank die deutsche „Valuta“, nicht weil der Kredit des Deutschen Reiches sich abschwächt, sondern weil der Bedarf nach deutschen Zahlungsmitteln im Ausland vergleichsweise gering ist, weil in den besetzten Gebieten fremde, landesübliche Wertzeichen mehr als die ungewohnten deutschen begehrt werden, weil bis auf weiteres der Wert der deutschen Einfuhr von den Verkäufern in Goldwährung berechnet werden muß, in allem: aus handelstechnischen Gründen, nicht aber aus Gründen des Mißtrauens wider die kriegerische und wirtschaftliche Kraft des Deutschen Reiches.

Da Gold der gültige Maßstab noch ist und jedenfalls für die erste Friedenszeit bleibt, müssen wir natürlich dafür sorgen, daß man im Ausland auf das Vorhandensein eines hinreichenden deutschen Goldschatzes vertraut und daß zu den erwähnten Ursachen einer verhältnismäßig niedrigen Valuta nicht die des Goldmangels hinzukommt. Vorläufig besteht der Grundsatz: „Das Gold in der Reichsbank!“ zu Recht. Ob er später zu Recht bestehen wird, ist freilich eine andere Frage. Denn die wirtschaftliche Leistungs- und Zahlungsfähigkeit des Deutschen Reiches wird weder durch die zufällige Begehrtheit gewisser Zahlungsmittel noch durch die Größe des vorhandenen Goldhorts bestimmt.



Torpedobootsangriff.



Nach einem Originalgemälde von G. Romin.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

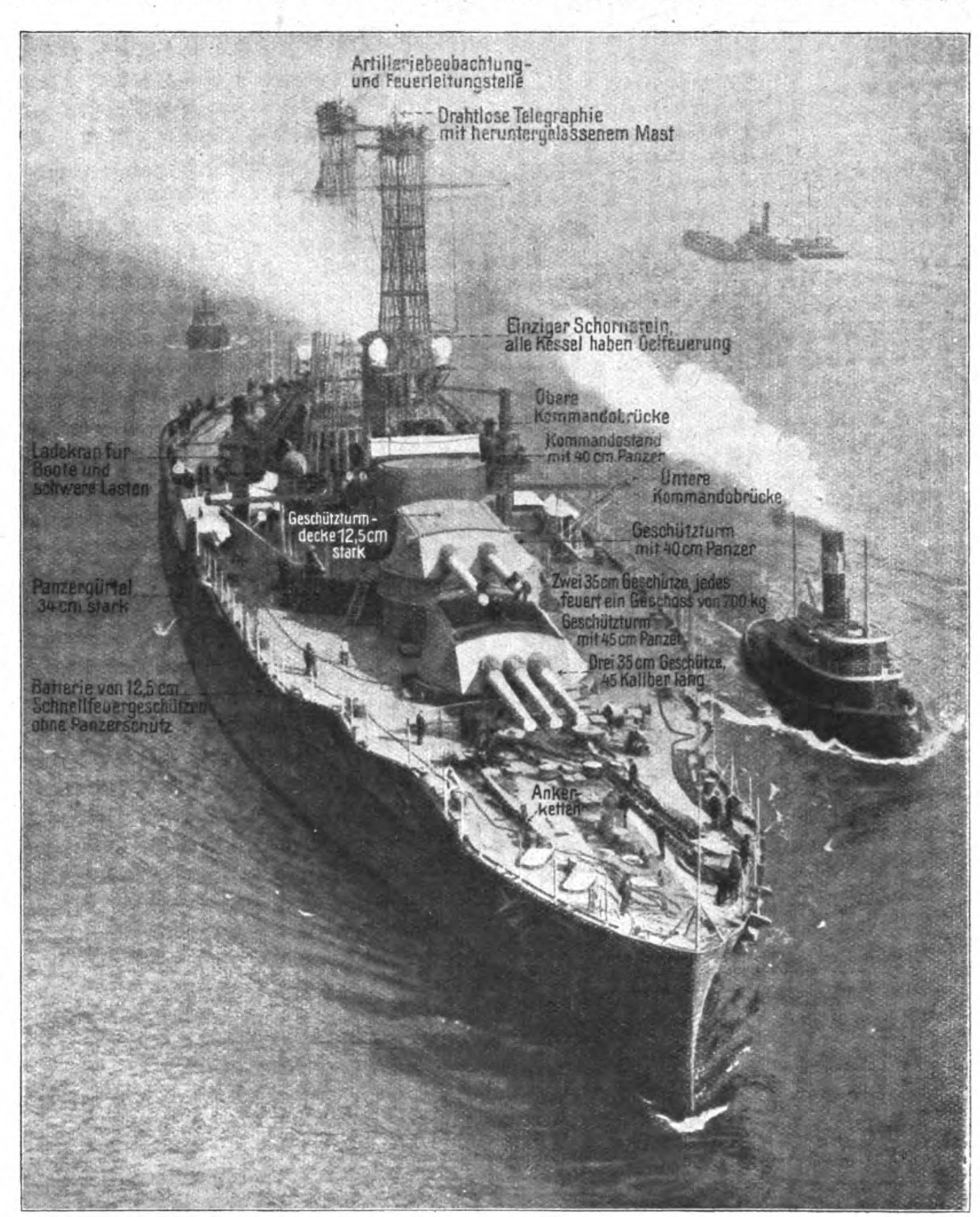
(Fortsetzung.)

Riesige Schiffsladungen aus Amerika, wo Präsident Wilson unter dem Sirenengeheul der abfahrenden Munitionsdampfer und der bewaffneten Handelschiffe neue Friedenskundgebungen vorbereitete, füllten während des Monates Januar 1917 die gewaltigen Munitionsspeicher der Vierverbandsmächte an der **Westfront** neu auf. Neue schwere Geschütze wurden in großen Mengen herbeigeschafft, und für den Luftkrieg, den man in weit umfassenderer Weise als bisher zu führen gedachte, stellte man alles Nötige bereit.

Die Franzosen wandten der Neuordnung der Führung ganz besondere Aufmerksamkeit zu; der neue französische Kriegsminister, General Liautey, setzte mit Entschiedenheit seinen Willen in kurzer Zeit trotz aller Anfeindungen durch. Nivelle war in Frankreich, Sarrail in Mazedonien selbständig geworden, über ihnen stand nur der Kriegsminister. Der Adjutant des Oberbefehlshabers Nivelle, General Hallouin, hatte im besonderen die Durchführung aller vorbereitenden Arbeiten für die allgemeine Kriegführung zu überwachen.

Der Druck der französischen Regierung und der öffentlichen Meinung in Frankreich zwang die Engländer, ihren Frontabschnitt immer mehr nach Süden zu verlängern, so daß ihre Linien schließlich bis in den Raum von Peronne hineinreichten. Dadurch war es den Franzosen möglich geworden, ihre Truppen an allen anderen Abschnitten wesentlich zu verstärken und in großem Umfange Reserven bereitzustellen. Sie sammelten besonders in der Nähe der schweizerischen Grenze große Streitkräfte an, und General Foch schlug sein Hauptquartier in Besançon auf. Das rief in der Schweiz große Beunruhigung hervor, die durch die Franzosen noch erhöht wurde, indem sie die Behauptung aufstellten, ihre Truppenansammlungen dienten nur dem Zwecke, einem von Deutschland beabsichtigten Durchmarsch durch schweizerisches Gebiet wirksam entgegentreten zu können. Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß eine solche Absicht im deutschen Hauptquartier nie bestanden hat. Erst die von den Franzosen ins Werk gesetzten Truppenverschiebungen zwangen die Deutschen, zu ihrem Schutze Gegenmaßnahmen zu treffen und an der schweizerischen Grenze ebenfalls Streitkräfte zusammenzuziehen. Infolgedessen lebte die Kampftätigkeit im südlichen Elsaß, wo sie eine Zeitlang geruht hatte, wieder auf. Dadurch stieg die Erregung in der Schweiz so, daß die besorgte Regierung sich veranlaßt sah, fast den ganzen noch nicht mobilisierten oder schon wieder beurlaubten Teil des schweizerischen Heeres unter die Fahnen zu rufen.

Zu bedeutsamen Zusammenstößen kam es aber vorläufig weder in der Nähe der schweizerischen Grenze noch an anderen Punkten des westlichen Kriegschauplatzes. Dagegen waren auf der ganzen Front von den Alpen bis an die See Vorstöße von Streittruppen und größeren Verbänden zu Aufklärungszwecken an der Tagesordnung. Diese alltäglichen Ereignisse nahmen zuzeiten allerdings größeren Umfang an, ohne jedoch mehr als örtliche Bedeutung zu gewinnen. Am lebhaftesten wurde von den Gegnern auf dem nördlichen, dem englischen Teil der Westfront Fühlung gesucht. Zu Beginn des Monats setzten die Deutschen Erkundungsabteilungen gegen die englischen



Eines der neuen amerikanischen Großkampfschiffe.

Der Über-Dreadnought „Nevada", ein Schiff von 27 500 Registertonnen Wasserverdrängung und mit einer Bestückung von zehn 35-cm-Geschützen. Die durch Ölfeuerung betriebenen Turbinen entwickeln 25 000 Pferdekräfte und bewirken eine Geschwindigkeit von 21 Knoten in der Stunde.

Nach einer englischen Darstellung.

Gräben bei Vermelles an und gingen auch im Raume von Ypern vor. Die Engländer erwiderten um diese Zeit deutsches Feuer an Ancre und Somme und versuchten Feuerüberfälle gegen Neuve-Chapelle und Armentières. Am 4. Januar überfielen Teile des altenburgischen Infanterieregiments Nr. 153 mit Handgranaten die englischen Gräben bei Loos, wobei sie am Ostrand des Ortes bis in den vierten feindlichen Graben gelangten. Sie zerstörten dort die Verteidigungsanlagen und brachten 51 Engländer gefangen zurück.

Zwei Tage später griffen die Engländer mit starken Kräften im Abschnitt Beaumont—Hamel an. Eine größere Unternehmung planten sie aber erst am 10. Januar im Ypernbogen bei Bixschote. Dort brachen sie nach äußerst schwerer Artillerievorbereitung unter großem Truppenaufwand auf einer Breite von 1200 Metern mit großer Wucht vor und gelangten im ersten Anprall bis in den vordersten deutschen Graben. Hier entwickelte sich aber ein erbitterter Nahkampf, in dem die Engländer den kürzeren zogen.

Am folgenden Tage richteten die Engländer auf die nach ihrer Meinung stark besetzten, von den Deutschen aber schon in der Nacht zum 13. Januar geräumten vordersten Gräben bei Serre ein ungemein schweres Artilleriefeuer. Unaufhörlich sausten die Granaten in die leere Stellung, was deren vollkommene Einebnung zur Folge hatte. Als die Engländer endlich glaubten, des Erfolges sicher zu sein, stürmten sie gegen die Stellungstrümmer mutig vor, um sie zu „erobern". Sie machten recht lange Gesichter, als sie bemerkten, daß ihr Kampfeifer gar kein Feld zur Betätigung fand und ihre teuren Granaten ganz unnötig verschossen worden waren. Die deutsche Artillerie, die schon lange auf das Erscheinen der Engländer gewartet hatte, eröffnete jetzt plötzlich ihr Feuer, gegen das die „eroberten" zerschossenen Gräben keinerlei Schutz gewährten. Die Feinde erlitten infolgedessen sehr schwere Verluste und mußten große Strecken des Vorfeldes wieder preisgeben. Das war das Ergebnis dieses Stoßes ins Leere.

Bis gegen das Ende des Monats unternahmen die Feinde



Beförderung deutscher Truppen auf Kraftwagen zur Front im Westen. Phot. M. F. u. J.

Eiligst suchten sie sich wieder in Sicherheit zu bringen. Auch bei Fromelles stürzten nach einem Trommelfeuer englische Stoßgruppen von mehreren hundert Mann gegen die deutschen Gräben vor, konnten aber über die Zone des deutschen Sperrfeuers nicht hinauskommen. In der Gegend von Lens und Armentières gelangten die Feinde ebenfalls in den ersten deutschen Graben, aus dem sie mit Handgranaten wieder vertrieben wurden. Nur gegenüber Beaumont—Hamel konnten sie nach mühevollem und opferreichem Kampfe einen kleinen Vorsprung der deutschen Stellungen besetzen. Die Erweiterung des kleinen Gewinnes war den Engländern jedoch nicht möglich; sie büßten ihre zu diesem Zwecke unternommenen Vorstöße nur mit starken Verlusten.

Der Artilleriekampf nahm am 16. Januar ganz außerordentlich heftige Formen an. Die Engländer steigerten ihr Wirkungsfeuer im Raume von Ypern zu überwältigender Wucht und bereiteten bei der Höhe 60, südlich von Ypern, augenscheinlich ein großes Unternehmen vor. Die deutschen Batterien (siehe die Bilder Seite 147) überschütteten aber die zu dem Angriff bereitstehenden englischen Truppenmassen derartig mit Granaten, daß es nur zu kleinen Vorstößen kam, die leicht abgewiesen werden konnten.

noch manchen Angriff, doch auch die Deutschen blieben nicht untätig. Am 26. Januar bekamen die belgischen Truppen südwestlich von Dixmuiden eine neue Probe von der Tatkraft ihrer Gegner, die dort ohne eigene Verluste einen 10 Mann starken belgischen Posten aufhoben. Engländer, die an demselben Tage am Kanal von La Bassée, südöstlich von Chilly und an anderen Punkten vorstießen, wurden von den Deutschen blutig abgeschlagen. —

Auf dem von den Franzosen besetzten Frontabschnitt gelang es am 2. Januar einer Abteilung des deutschen Landwehrinfanterieregiments Nr. 93, in die französischen Linien am Priesterwalde einzudringen und den dritten feindlichen Graben zu erreichen (siehe Bild Seite 149). An der Combreshöhe konnten am 11. Januar deutsche Stoßtruppen ebenfalls in die französischen Gräben eindringen, aus denen sie ohne eigene Verluste 16 Feinde herausholten. Dabei legten zwei Hannoveraner, ein Unteroffizier und ein Soldat, Zeugnis von besonderer Kühnheit ab. Die zwei Deutschen hoben allein ein Franzosennest in einem Sprengtrichter aus, das mit einem Unteroffizier und fünf Mann besetzt war. Der deutsche Unteroffizier kehrte dann nach dem Sprengtrichter zurück und erbeutete dort ein französisches Maschinengewehr. In der Annahme, der Trichter

werde von den Deutschen besetzt gehalten, eröffneten die Feinde ein heftiges Feuer und verschossen etwa tausend Granaten gegen das leere Loch, während die beiden Helden ihren Rückzug glücklich bewerkstelligten (siehe Bild Seite 148).

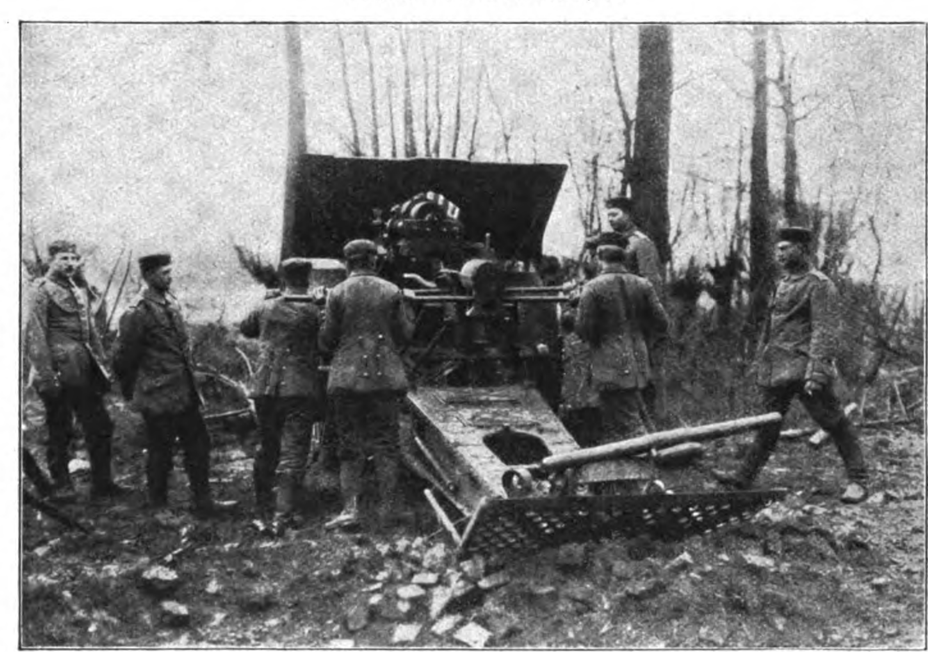
Vor Verdun wurde am 25. Januar ein großer deutscher Angriff ausgeführt. Auf dem Westufer der Maas stürmten im Abschnitt des Generals der Infanterie v. François unter dem Befehl des Generalleutnants v. Borne westfälische und badische Regimenter die französischen Gräben auf der Höhe 304 in einer Breite von 1600 Metern. Die Franzosen hielten zunächst stand und gerieten mit den Deutschen ins Handgemenge, das sie sehr schwere blutige Verluste kostete und ihren Widerstand brach; außerdem gerieten von ihnen 12 Offiziere und rund 500 Mann in Gefangenschaft. Zehn Maschinengewehre fielen den Deutschen gleichzeitig in die Hände. Auch am „Toten Mann" und nordöstlich von Avocourt erlitten die Franzosen bei kleineren Zusammenstößen Niederlagen.

Den schwersten Angriff unternahmen die Feinde am 28. Januar. Von acht Uhr morgens, wo starke Massen ohne Feuervorbereitung überraschend gegen die deutschen Linien vorbrachen, bis vier Uhr nachmittags erfolgten unter schwerstem Artilleriefeuer vier ungestüme Anstürme, von dem der letzte die Feinde teilweise so dicht an die Deutschen heranführte, daß sie sich mit ihnen im Handgemenge messen mußten. Doch auch dieser Vorstoß brach zusammen; das Infanterieregiment Nr. 13 und das badische Reserveinfanterieregiment Nr. 109 schlugen die Franzosen blutig ab, und das Infanterieregiment Nr. 15 unternahm einen kraftvollen Gegenangriff, durch den der Feind zurückgetrieben wurde. —

Dem Luftkrieg an der Westfront waren ebenso wie der Beobachtung aus Flugzeugen durch Schneefälle und Regenwetter im Verlauf des Monats Januar verhältnismäßig enge Grenzen gezogen; selbst an Frosttagen mit klarem Himmel erschwerten sehr häufig die vom Boden aufsteigenden Dünste die Aufklärung in hohem Maße. An einzelnen Tagen aber herrschte richtiges Fliegerwetter, das auf beiden Seiten sofort ausgenutzt wurde. Die deutschen Flieger zeigten sich wieder dem Feind überlegen, selbst wenn sie gegen Übermacht zu kämpfen hatten. Am 7. Januar büßten die Feinde im Luftkampf und durch Abwehr von der Erde aus sechs Flugzeuge ein. Am 10. Januar gelang deutschen Fliegern in der Sommegegend auch der Abschuß von zwei Fesselballonen, die brennend in die feindlichen Linien abstürzten. Weitere 10 Flugzeuge verloren die Gegner am 23. Januar. Deutsche Flugzeuggeschwader statteten auch den Hüttenwerken Pompey und Frouard, nördlich von Nancy, einen Besuch ab. An den Kämpfen in der Luft war auf deutscher Seite Freiherr v. Richthofen hervorragend beteiligt, der den Orden Pour le Mérite erhielt und dem es am 24. Januar gelang, seinen achtzehnten Gegner abzuschie-



Richten eines 21-cm-Mörsers.



21-cm-Mörser wird geladen.



21-cm-Mörser in vorzüglicher Deckung.
Nach Aufnahmen der Presse-Centrale, Berlin.

ßen; ferner taten sich hervor die Flieger Baldamus, v. Bülow und Frankl.

Der Monat Dezember hatte die Feinde 66 Flugzeuge gekostet, von denen 18 an der Westfront in deutschen Besitz gekommen waren; dem stand eine Einbuße von 21 deutschen Flugzeugen gegenüber. Das ganze Jahr 1916 hatte mit seiner außerordentlichen Entwicklung des Luftkampfes den Feinden einen Verlust von insgesamt 784 Flugzeugen gebracht, von denen allein 739 auf die Westfront entfielen. Die Deutschen verloren im gleichen Zeitraume 221 Flugzeuge, davon 181 an der Westfront. Leider waren eine Anzahl deutscher Helden der Luft Opfer ihrer Pflichttreue und Tapferkeit geworden; aber auch die Feinde hatten manchen ihrer besten Flieger zu beklagen. Zu diesen zählt auch Beauchamp, der seinerzeit über München eine Bombe abwarf, die glücklicherweise keinen Schaden anrichtete (siehe die Bilder Seite 150 und 151). —

* * *

Der **Kampf zur See** brachte wieder eine Reihe bedeutender Ereignisse. Schon am 4. Dezember 1916 hatte die englische Regierung von dem geheimnisvollen Wirken eines deutschen Kaperschiffes im Atlantischen Ozean Kenntnis und das wenige, was sie wußte, am 3. Januar 1917 der Öffentlichkeit mitgeteilt. Dann hörte man einige Zeit nichts mehr von dem neuen Kaperschiffe, wohl aber mehrte sich die Zahl der überfälligen großen Dampfer. Da traf am 15. Januar der japanische Dampfer „Hudson Maru" auf der Höhe von Pernambuco, einem brasilianischen Hafen, unter einem deutschen Prisenkommando ein, und am 17. Januar meldete die englische Regierung, daß dieser gekaperte Dampfer Gefangene von zehn überfälligen Schiffen, die insgesamt über 55000 Tonnen groß waren und versenkt wurden, mit sich geführt hätte. Daraufhin gab die deutsche Regierung ebenfalls einen Bericht heraus und teilte mit, daß der von den Engländern als „im südlichen Teil des Atlantischen Ozeans gekaperte", kurz erwähnte Dampfer „Yarrowdale" schon am 31. Dezember als Prise in den Hafen von Geestemünde eingebracht worden war. Ein deutsches, 16 Mann starkes Prisenkommando hatte ihn mit 469 Gefangenen an Bord, den Besatzungen von einem norwegischen und sieben englischen Schiffen, die alle von einem deutschen Hilfskreuzer im Atlantischen Ozean aufgebracht worden waren, sicher durch die englische Seesperre geleitet. Außer den Gefangenen befanden sich 117 Lastautomobile, 6300 Kisten Gewehrpatronen, 30 000 Rollen Stacheldraht, 3300 Tonnen Stahl in Knüppeln, viel Fleisch, Wurst und Speck an Bord des Dampfers; ähnliche Ladungen hatten auch die versenkten Schiffe. Der Führer des nach Deutschland gebrachten Dampfers war der Offizierstellvertreter Badewitz, der bald nach dem Eintreffen im Hafen zum Leutnant zur See der Reserve befördert wurde. Dieser verdienstvolle Offizier hatte sich bereits bei der Kreuzerfahrt der „Möwe", die im Dezember 1915 ausgelaufen war und am 4. März 1916 nach einer ruhmreichen Fahrt wieder in Wilhelmshaven eintraf, ausgezeichnet. Er brachte damals das gekaperte Schiff „Westburne" mit einer großen Zahl Gefangener nach Teneriffa, landete die Gefangenen und versenkte dann den großen Dampfer. Danach wurde Badewitz in Spanien interniert; es gelang ihm aber zu entfliehen und die Heimat zu erreichen.

Diese Taten deutscher Seeleute ließen wieder viele Stimmen gegen die englische Admiralität laut werden, die es trotz der vorhandenen großen Flotte und der Abschließung Deutschlands vom Weltmeer nicht hatte verhindern können, daß nicht nur der deutsche Hilfskreuzer, sondern auch noch eine seiner Prisen die Sperre durchbrachen. Ja, es gelang nicht einmal, die Streifzüge deutscher leichter Seestreitkräfte, die diese fortwährend bis in die Nähe der Themsemündung ausführten, zu unterbinden. Bei einer dieser Streifen in der Nacht zum 23. Januar stießen die deutschen Fahrzeuge auch einmal auf englische Seestreitkräfte. Gleich zu Beginn des Treffens ereilte die Deutschen das Mißgeschick, daß ihr Führerschiff in die Kommandobrücke einen Volltreffer erhielt, durch den unter anderen der Führer, Korvettenkapitän Max Schultz, getötet wurde. Infolge des Versagens der Steuereinrichtung rammte dieses Fahrzeug ein anderes deutsches Torpedoboot. Dieses nahm aber dennoch am Gefechte weiter teil und rammte einen englischen Zerstörer, der dadurch schwere Beschädigungen erhielt. Ein deutsches Seeflugzeug stellte einwandfrei fest, daß die Engländer gezwungen waren, eines ihrer Torpedoboote zu versenken, wogegen die deutschen Schiffe ihren Ausgangshafen wieder erreichten, mit Ausnahme des stark beschädigten Führerbootes, das mit 7 Toten und einigen Schwerverletzten an Bord den holländischen Hafen Ymuiden (siehe Bild Seite 152) anlaufen mußte. Während das Hauptgefecht sich in der Nähe der holländischen Küste abspielte, hatte ein vereinzeltes deutsches Torpedoboot, das in der Dunkelheit die Fühlung mit der deutschen Flottille verlor, für sich allein ein Gefecht in der Nähe der Schouwenbank zu bestehen (siehe die Kunstbeilage). Dabei versenkte es durch Tor-

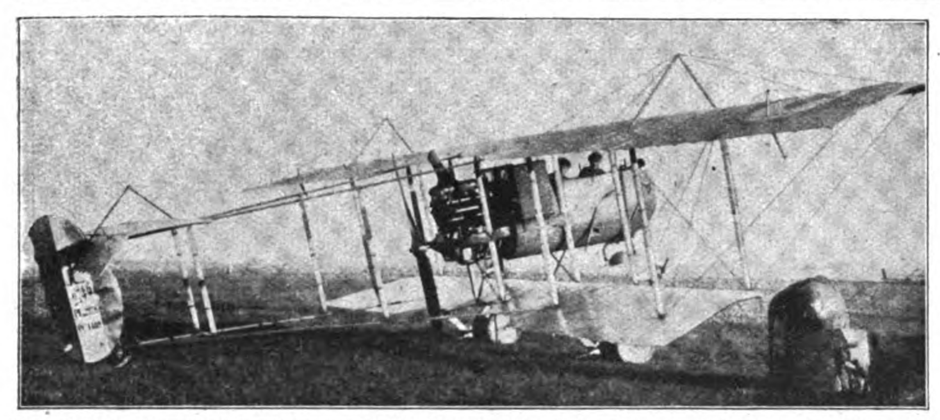


Rückkehr einer erfolgreichen Patrouille an der Combreshöhe, der die französische Artillerie etwa 1000 Granaten nachsandte (siehe Seite 146). Nach einer Originalzeichnung von Johs. Gehrts.

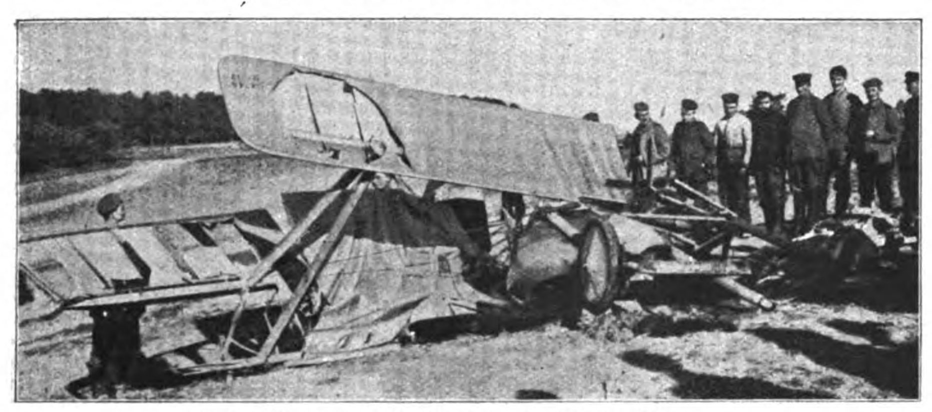


Erstürmung feindlicher Gräben im Priesterwalde am 2. Januar 1917 durch eine Abteilung des deutschen Landwehrinfanterieregiments Nr. 93.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.



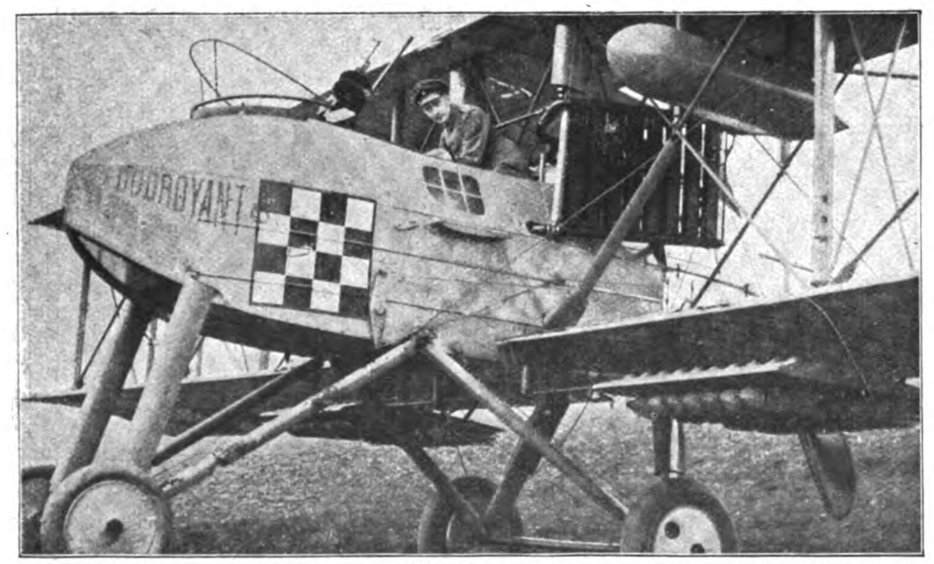
Französischer Farman-Doppeldecker mit 160 Pferdekräften (Renaultmotor, 6-Zylinder-Standmotor). Unter dem Beobachtersitz befindet sich ein Scheinwerfer. Rechts neben dem Flugzeug die beschädigte Motorhaube. Es wurde an der Somme erbeutet, wo sich die Insassen, ein französischer Leutnant als Führer und ein englischer Hauptmann als Beobachter, im Nebel verirrt hatten.



In der Champagne abgeschossenes französisches Flugzeug.



Französisches Nieuport-Kampfflugzeug (Einsitzer), das infolge einer Notlandung in die Hände der Deutschen fiel.



Französischer Breguet-Doppeldecker mit 220 Pferdekräften (Renaultmotor), der imstande ist, 800 Kilogramm Bomben zu tragen. Die Abwurfgeschosse sind unter den Tragflächen sichtbar.

Deutsche Fliegerbeute im Westen.

Nach Photographien von R. Sennecke, Berlin.

pedotreffer einen der größten feindlichen Torpedobootzerstörer.

Kaum hatte dieses Gefecht stattgefunden, so erschienen schon wieder deutsche leichte Seestreitkräfte vor England. In der Nacht zum 26. Januar unternahmen sie einen neuen kühnen Streifzug in die Küstengewässer südlich Lowestoft, also nördlich von der Themsemündung, um dort englische Postenschiffe anzugreifen, die ihnen gemeldet worden waren. Vom Feinde fand sich jedoch in dem gesamten abgesuchten Gebiet keine Spur. Hierauf begaben sich die deutschen Torpedoboote vor den befestigten Küstenplatz Southwold, erhellten ihn durch Leuchtgranaten und nahmen ihn dann auf nahe Entfernung unter Artilleriefeuer, das gute Ergebnisse hatte (siehe Bild Seite 153). Auch auf der Rückfahrt sichteten die Deutschen keinen Feind.

Der **Kreuzerkrieg der U-Boote** nahm währenddessen seinen Fortgang. Welchen ungeheuren Schaden diese kleinen Schiffe den Feinden zufügten, ergibt sich aus einer Veröffentlichung des deutschen Admiralstabes der Marine, nach der im Monat Dezember 1916 152 feindliche Handelsfahrzeuge von insgesamt 329 000 Bruttoregistertonnen durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte verloren gegangen sind; davon sind 240 000 Tonnen englischen Ursprungs. Außerdem wurden 65 neutrale Handelsfahrzeuge mit 86 500 Tonnen wegen Beförderung von Bannware zum Feinde versenkt. Das Dezemberergebnis betrug demnach insgesamt 415 500 Tonnen. Seit Beginn des Krieges bis zum 31. Dezember 1916 waren damit und unter Hinzurechnung der im Laufe des Jahres 1916 nachträglich bekannt gewordenen Kriegsverluste durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte 4 021 500 Tonnen feindlichen Handelschiffsraums verloren gegangen. Davon entfallen 3 069 000 Tonnen auf englische Fahrzeuge. Dies sind fast 15 Prozent der zu Anfang des Krieges vorhanden gewesenen englischen Gesamttonnage. Im gleichen Zeitraum sind von den Seestreitkräften der Mittelmächte 401 neutrale Schiffe mit 537 000 Tonnen wegen Bannwarenbeförderung versenkt oder als Prisen verurteilt worden.

Das sind Verluste, die auch für die englische Handelsflotte nicht gleichgültig sein konnten. Dabei nahm die Tätigkeit der U-Boote immer größere Ausdehnung an. So konnte am 17. Januar die deutsche Regierung bekannt geben, daß ein deutsches U-Boot unter dem Kapitänleutnant Wünsche bei einer Ausfahrt 16 Schiffe von insgesamt 26 000 Tonnen Größe versenkte; die vernichteten Schiffe führten Mais, Kohlen, Früchte, Schwefelkies, Fische, Salpeter, Grubenerz und andere Bannwaren.

Zwei andere vernichteten auf einer Fahrt insgesamt 19 feindliche Schiffe von 54 000 Tonnen Raumgehalt; eines der Boote übernahm auch ein 6-cm-Geschütz von einem bewaffneten feindlichen Dampfer. Ein drittes Boot ver-

senkte in der Zeit vom 12. bis zum 22. Januar 13 Fahrzeuge von 12 000 Tonnen. Ein viertes Boot brachte an der englischen Küste drei englische Fischdampfer auf und führte sie in einen deutschen Hafen.

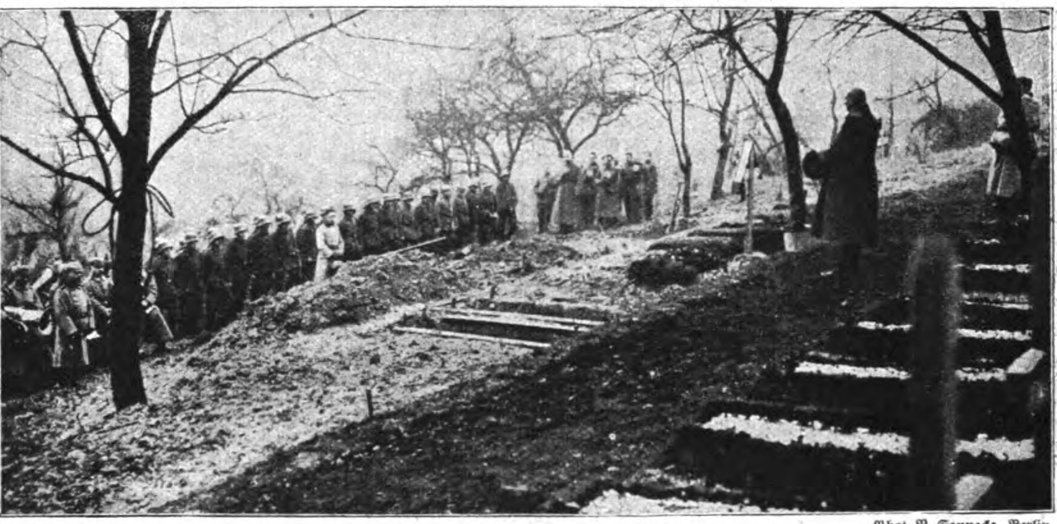
Freilich waren die U-Boote auch großen Gefahren ausgesetzt, denn die Feinde machten auf sie häufig genug gegen alles Völkerrecht heimtückische Überfälle. Ein solcher ereignete sich am 12. Januar wieder, als ein deutsches U-Boot einen verkappten englischen Handelsdampfer, der unter dem Namen „Kai" mit dänischer Flagge und einem Anstrich in den dänischen Farben fuhr, anhielt. Der Dampfer folgte den ihm gegebenen Anweisungen scheinbar, eröffnete dann aber plötzlich aus 10- und 15-cm-Geschützen auf das U-Boot ein heftiges Feuer.

Die englische Marine wurde am 25. Januar von einem neuen Unglück betroffen, indem an der irischen Küste der Hilfskreuzer „Laurentic" infolge eines Torpedoschusses oder eines Zusammenstoßes mit einer Mine versank. Nach dem englischen Bericht hierüber wurden nur 12 Offiziere und 109 Mann gerettet. Somit mußten viele Menschen mit dem Schiff in die Tiefe gesunken sein. Es umfaßte 14 892 Tonnen Raumgehalt und gehörte zu jenen großen Dampfern, die die White-Star-Linie der englischen Regierung als Hilfskreuzer zur Verfügung stellen mußte. Von diesen Dampfern waren im Verlauf des Krieges schon die „Oceanic" (17 000 Tonnen), ein Schwesterschiff der durch ihren Untergang in der ganzen Welt bekannt gewordenen „Titanic", die „Arabia", die im Mittelmeer torpediert wurde, die „Britannic" (47 500 Tonnen), das merkwürdige Hospitalschiff, die „Caledonia" (9000 Tonnen), und endlich die „Georgic" (10 000 Tonnen), die dem neuen deutschen Kaperschiff zum Opfer fiel, gesunken. —

* * *

Auf den entlegenen Kriegsschauplätzen **Mesopotamiens** hatten die Türken groß angelegte Angriffe der Engländer abzuwehren. Mit diesen Unternehmen war schon seit längerer Zeit zu rechnen und die Türken hatten sich darauf gut vorbereitet. Sie wurden dabei aufs beste von den Österreichern und Ungarn unterstützt, die hauptsächlich die Artillerie durch Überweisung von Geschützen und Mannschaften verstärkten (siehe Bild Seite 154). Deutsche Kraftfahrerkolonnen (siehe Bild Seite 155 oben) sorgten für die ungehinderte Abwicklung des Verkehrs auf den Etappenstraßen und führten Mannschaften, Munition und Material aller Art herbei. Ein großes Lager an Vorräten befand sich in Botzanti (siehe Bild Seite 155 unten), der vorläufigen Endstation der Bagdadbahn am Taurus. General Halil-Pascha (siehe Bild Seite 156), der türkische Führer in Mesopotamien, hatte für die Durchführung neuer Aufgaben gegen früher bedeutend verbesserte Hilfsmittel an der Hand.

An der Tigrisfront, bei Imam Muhamed, griffen die Engländer in der Nacht zum 3. Januar mit mindestens sechs Bataillonen die türkischen Linien an, doch wurden sie mit großen Verlusten in ihre Stellungen zurückgeworfen. Tags darauf gingen sie in derselben Gegend nach achtundvierzigstündiger Feuervorbereitung durch schwere und leichte Geschütze erneut vor und konnten unter schweren Opfern zunächst in den vordersten türkischen Gräben Fuß fassen. Ein türkischer Gegenstoß vertrieb sie aber schon am Mittag desselben Tages wieder. Ein von den Engländern an der Felahiefront mit Handgranaten versuchter Überfall, dem eine starke Artillerievorbereitung vorausgegangen war, mißglückte ebenfalls. Auch am 11. Januar konnten sie nichts erreichen, obwohl sie eine ganze Brigade zum Sturm einsetzten. Sie erlitten nur weitere starke Verluste und vermochten nicht zu verhindern, daß ein türkischer Gegenangriff bis in die englischen Gräben gelangte, bei dem die Engländer 3 Maschinengewehre einbüßten. Schon bei einem Überfall am 9. Januar hatten die Türken den Engländern 6 Maschinengewehre abgenommen. Auch berittene türkische Freiwillige setzten den Engländern zu. Sie stießen am 14. Januar auf eine auf dem Marsch befindliche englische Kavallerieabteilung, zerstreuten sie und nahmen ihr 3 Maschinengewehre ab; außerdem schossen sie ein englisches Flugzeug herunter, dessen Trümmer ihnen in die Hände gerieten. Östlich von Kut-el-Amara kamen die Engländer bis zum 22. Januar unter Aufbietung großer Truppenteile auf einer Breite von 1500 Metern und 1 Kilometer Tiefe gegen die Türken voran. Diese hatten den betreffenden Raum, der ihnen gegen das englische Trommelfeuer nur wenig Schutz bot, schon längst aufgegeben, ohne daß es die Feinde bemerkt hatten. Nach Einstellung des schweren Feuers griffen die Engländer am 19. morgens die leeren Stellungen mit starken Kräften an; dabei gerieten ihre Sturmwellen in das vernichtende Feuer flankierend aufgestellter türkischer Maschinengewehre, so daß die Engländer ihren geringen Gewinn mit außerordentlichen Verlusten bezahlen mußten.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Bestattung zweier französischer Flieger auf einem Friedhof im Westen.

An der Beerdigung nahmen eine Abordnung Infanteristen und eine Abordnung Luftschiffer teil.

Auch in Ägypten machten die Engländer Vorstöße, denen ein kleiner Erfolg beschieden war. Sie griffen am 9. Januar eine türkische, aus sechs Gräben bestehende Feldstellung vor Rafa, östlich von El Arisch, an und besetzten sie nach achtstündigem Kampfe; als Beute gaben die Engländer 1600 Gefangene an und meldeten ferner etwa 600 türkische Tote und Schwerverwundete. —

An der Kaukasusfront und in Persien versuchten die Russen, gegen die Türken vorzugehen. Wo es zu Zusammenstößen kam, so nordwestlich von Kighi und östlich von Hamadan, zogen die Russen den kürzeren; sie waren gezwungen, die Orte Hamadan (siehe Bild Seite 157) und Rayat aufzugeben, die von den Türken besetzt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Kriegsgefangen.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

Als der Krieg ausbrach, als die Gedanken und Gefühle der Völker im ersten Aufruhr durcheinanderfluteten, da war es das stolze und ritterliche Frankreich, dessen Volk in einem wilden Rausch des Hasses alle Rücksichten gegen gefangene Deutsche, Zivilisten und Soldaten, beiseite warf und Orgien der „Vergeltung" feierte. Mit Ingrimm haben wir damals den spärlichen Klagelauten gelauscht, die durch die sorgfältige

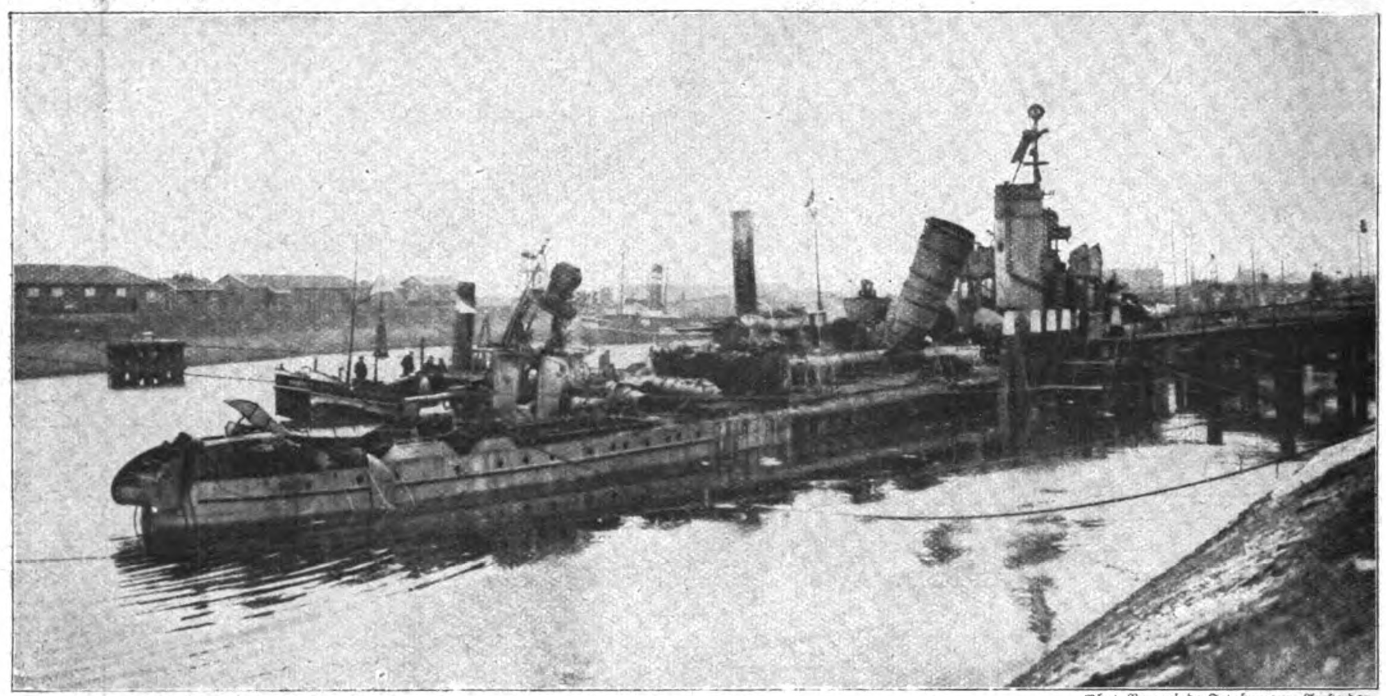
französische Nachrichtensperre den Weg nach Deutschland fanden. Rasch und energisch wurden Gegenmaßregeln gegen französische Gefangene durchgeführt, bis die französische Regierung sich anbequemt hatte, dem gefangenen Gegner den notdürftigsten Schutz des Völkerrechts zu gewähren. Und heute, nachdem die Leidenschaften durch das ungeheure Leid des Völkerkrieges längst ausgetilgt sein sollten, nachdem der Haß, wie uns die gefangenen Franzosen eifrig versichern, gegen Deutschland so gut wie erloschen sei, heute erfahren wir von heimgekehrten deutschen Soldaten aus französischen Gefangenenlagern Dinge, die unerhört, die zum Teil haarsträubend sind und strenge Sühne verlangen.

Das Völkerrecht schützt den Gefangenen davor, als Verbrecher behandelt zu werden, es schützt seine persönliche und seine nationale Ehre, es sichert ihm ein zwar begrenztes, aber auskömmliches Maß der Lebenshaltung, der Ernährung, Kleidung und Wohnung zu. In Frankreich, dem Lande der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, besteht dieses Völkerrecht für viele deutsche Gefangene leider nur auf dem Papier. Ich habe Landsleute aus den verschiedenen deutschen Gauen gesprochen, kurz nachdem ihnen die Flucht aus der französischen Gefangenschaft geglückt war. Übereinstimmend sagten sie aus, daß französische Soldaten und Offiziere sie und ihre Kameraden straflos auf das schamloseste brutalisiert haben.

Da waren zwei Sachsen, die kamen eines Novembermorgens im Vaastwalde nördlich der Somme in unsere Gräben zurück. Am 16. August waren sie gefangen worden. Sie trugen einen schwerverwundeten Franzosen nach rückwärts; zum Dank schlug ein unverwundeter Franzose den einen Deutschen mit dem Kolben über den Kopf, vielleicht ärgerlich darüber, daß der noch seinen Stahlhelm trug. In der vierten Stellung bei der Sammelstelle wurde den Gefangenen alles Eigentum abgenommen, einzelne behielten Geld und Uhr, andere nicht. Achselklappen, Knöpfe, Stahlhelme und Ordensbänder riß man ihnen herunter. Im Gefangenenlager Marcelcave hausten sie in Zelten auf Reisig und verlaustem Stroh ohne Decken bis Ende September. Sie froren nachts jämmerlich. Die Verpflegung ganz unzureichend: für 7 Mann drei kleine Brote im Tag; für 178 Mann 6 Kilogramm Bohnen und 1 Kilogramm amerikanischen Speck. Daraus entstand eine Kraftsuppe „wie blankes Wasser“. Beschwerde. Antwort: Vergeltungslager. Löhnung: der Mann sollte 20 Centimes täglich bekommen, schlechte Arbeiter 10 Centimes, Kranke gar nichts. Am 6. November bekam der Sachse L. als erste Löhnung 3 Franken 40 Centimes, nach 80 Tagen. Dafür konnte er sich in der Kantine Tabak kaufen, das Päckchen für 60 Centimes, das draußen 15 Centimes kostete. Behandlung: der eine Korporal, ein dicker Bauer, war dumm und beständig in Angst vor den Offizieren; der andere, der „Peitschen-Max“, ein heimtückischer, boshafter Kerl, trieb sie mit Stockschlägen zur Arbeit, schrieb jeden auf, der stillstand. Strafe: halbes Essen und halbe Löhnung. Kranke: selten unter 20 Prozent. Am 26. September Überführung nach Bray sur Somme in den Feuerbereich. Schwere Arbeit am Bahnhof, Kartuschen, Bohlen, Wellbleche wurden umgeladen. Die Kraftwagenführer gaben ihnen Brotreste; sie stürzten sich, vom Hunger gequält, auf die weggeworfenen Rinden der Landstürmer „wie die Wilden“. Sie sahen deutsche Fesselballone am Himmel, fragten beiläufig, wo sie sind, und entschlossen sich zur Flucht, die in einer dunklen Novembernacht unter tausend Gefahren glückte.

Aus einem Lager südlich der Somme entwichen um Neujahr 4 Mann. Sie lagen nur 10 Kilometer hinter der Front. Die deutschen Granaten schlugen ringsum ein und mehrere Kilometer darüber hinaus. Zur Arbeit mußten die Gefangenen noch etwa 3 Kilometer vor. Kost ungenügend, in den ersten acht Tagen kein Fleisch, keine Suppe, nichts Warmes überhaupt, nur Brot. Erklärung: die Küche sei noch nicht „organisiert“. 27 Mann von 210 fielen bei der Arbeit vor Schwäche um und mußten ins Lazarett. Die Bewachungsmannschaft war nicht schlecht, der Offizier brutal: hielt jeden Kranken für einen Simulanten, prügelte wild auf sie los. Geld und Uhr, Brieftasche und Soldbuch hatte man ihnen längst abgenommen, sie sollten es im Lager wiedererhalten, bekamen es aber nicht. Sieben Tage lang nächtigten sie unter freiem Himmel, im Regen, teilweise ohne Mäntel, bis man ihnen erlaubte, sich Zelte herzurichten. Sie empfingen Hemd und Hose, aber keine Stiefel, und wie nötig brauchte die manch einer. „Es ist noch nicht organisiert.“ Dieselbe Antwort erhalten sie immer wieder, wenn sie überhaupt einer Antwort gewürdigt und nicht einfach wegen Unbotmäßigkeit bestraft werden. Und was für Strafen! Arrest in einer Art „Hundehütte“ ist noch die erträglichste. Die Entziehung von Kost und Lagerstatt gehört dazu. Aber dann das zwölf- bis vierundzwanzigstündige „Stehen“ ohne jede Nahrung, das vielstündige Patrouillieren mit dem 60 Pfund schweren Sandsack auf dem Rücken, tagelang, bis zu sieben Tagen manchmal. Endlich als schlimmste die Prügelstrafe!

Die Gefangenenlager um Verdun scheinen nach allen Aussagen die schlimmsten zu sein. Hier beginnt das Prügeln und Ohrfeigen schon bei der Vernehmung, wenn die Gefangenen nicht so aussagen, wie man es von ihnen erwartet. Ein Unteroffizier, der in Regret von einem französischen General befragt wurde, erzählt: „Da ihn meine Aussagen nicht befriedigten, schalt er mich einen Lügner und ohrfeigte mich nach wiederholten Fragen dreimal; zum



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Das nach ruhmreichem Kampf in der Nordsee am 23. Januar 1917 in Ymuiden eingelaufene deutsche Torpedoboot „V 69“. Nachdem es mit eigenen Mitteln seine Seefähigkeit wiederhergestellt hatte, lief es in der Nacht zum 11. Februar wieder aus und erreichte Tags darauf wohlbehalten einen deutschen Stützpunkt.



Beschießung des befestigten Platzes Southwold an der englischen Ostküste durch deutsche leichte Seestreitkräfte in der Nacht vom 25. auf den 26. Januar 1917.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

Schluß drohte er mir mit Arrest und Erschießen ..." Ein Wachoffizier im Lager Menil aux Bois liebte es, seinen schwarzen Schäferhund auf die „Boches" zu hetzen. Unter Fußtritten, Kolbenstößen, Stock- und Peitschenhieben hatten Unteroffiziere und Mannschaften gleichermaßen zu leiden. In den Lagern Badelaincourt, Dieue sur Meuse, Grimaucourt, Souilly herrschte die gleiche, von den Offizieren offen ausgesprochene Absicht, die Gefangenen „kaputt zu machen".

Im Lager Souilly, das besonders berüchtigt ist, war ein schriftlicher Befehl angeschlagen, auf Grund dessen die Wachmannschaft berechtigt war, die Gefangenen mit Stöcken zu züchtigen.

Auf den Briefbogen, die die Gefangenen erhielten, um nach Hause zu schreiben, steht gedruckt zu lesen, was ihnen täglich an Verpflegung zusteht. Es ist eine herrliche Übersicht: Kommißbrot 2,5 Pfund, Kartoffeln 1,5 Pfund oder Reis 400 Gramm. Dörrgemüse 125 Gramm, Zutaten 100 Gramm, Fett 15 Gramm, Salz 15 Gramm, Zucker 40 Gramm, Kaffee 8 Gramm, Fleisch 100 Gramm. Wer hätte da Grund zu klagen? Den kleinen Teil, den sie von dieser Tagesmenge erhielten, konnten sie häufig gar nicht zubereiten, da man ihnen zu wenig Holz gab: in Souilly für den Mann 600 Gramm Holz!

Daß die Behandlung der gefangenen Offiziere kaum besser war, ergibt sich aus folgenden Beispielen: Ein preußischer General wurde von Ch. nach C. verlegt, nachdem er versucht hatte, sich über den Kommandanten von Ch. zu beschweren. Er tat dies in sehr gemäßigter Form durch einen Brief an die amerikanische Botschaft in Paris, die er bat, jemand nach Ch. zu entsenden, „denn wir bedürfen des Schutzes". Für diese Äußerung bestrafte der französische Kriegsminister den General mit fünfzehn Tagen strengen Arrestes, ohne vorher den Wahrheitsbeweis vor einer neutralen Kommission zuzulassen darüber, ob die Bitte des Generals begründet war oder nicht.

Einen anderen Fall aus der Front. Der bayerische Unteroffizier F., der mit erfrorenen Füßen nach tagelangem Umherirren glücklich im deutschen Graben ankam, erzählte: Neben ihm stand in der Sammelstelle ein Major, Ritter des Eisernen Kreuzes erster Klasse, eine stattliche Ordenschnalle auf der Brust. Mit einem Griff reißt ihm ein tapferer Franzose die Schnalle herunter, ein zweiter packt das Kreuz und tritt es lachend in den Kot. Der Major beißt die Zähne zusammen und schweigt. Ein französischer Offizier geht vorüber. Der Major tritt auf ihn zu, schildert, was ihm widerfahren ist und bittet, sein Eisernes Kreuz an sich nehmen zu dürfen. Der Franzose zwinkert und nickt. Der Deutsche bückt sich, und gleichzeitig versetzt ihm der Franzose einen Tritt ins Gesäß. Ein Korporal vollendet die edle Tat durch einen Faustthieb in das Genick des deutschen Offiziers, der taumelnd zu Boden stürzt. — — —

Das Vorstehende ist nur eine kleine Auslese aus den Kulturblüten, mit denen die französische Nation den Ruhm ihrer unvergleichlichen Ritterlichkeit schmückt. Wir sind leider immer noch nicht barbarisch genug entartet, um diese Schandtaten mit gleicher Münze heimzahlen zu können. Aber Strafe muß sein, und die deutsche Heeresleitung hat sofort diejenigen Vergeltungsmaßregeln angeordnet, über die wir dem gefangenen Feinde gegenüber mit gutem Gewissen verfügen können.



Phot. Az Erdekes Ujsag, Budapest.

Österreichisch-ungarische Artilleristen im Taurusgebirge beim Überschreiten der cilicischen Pässe.

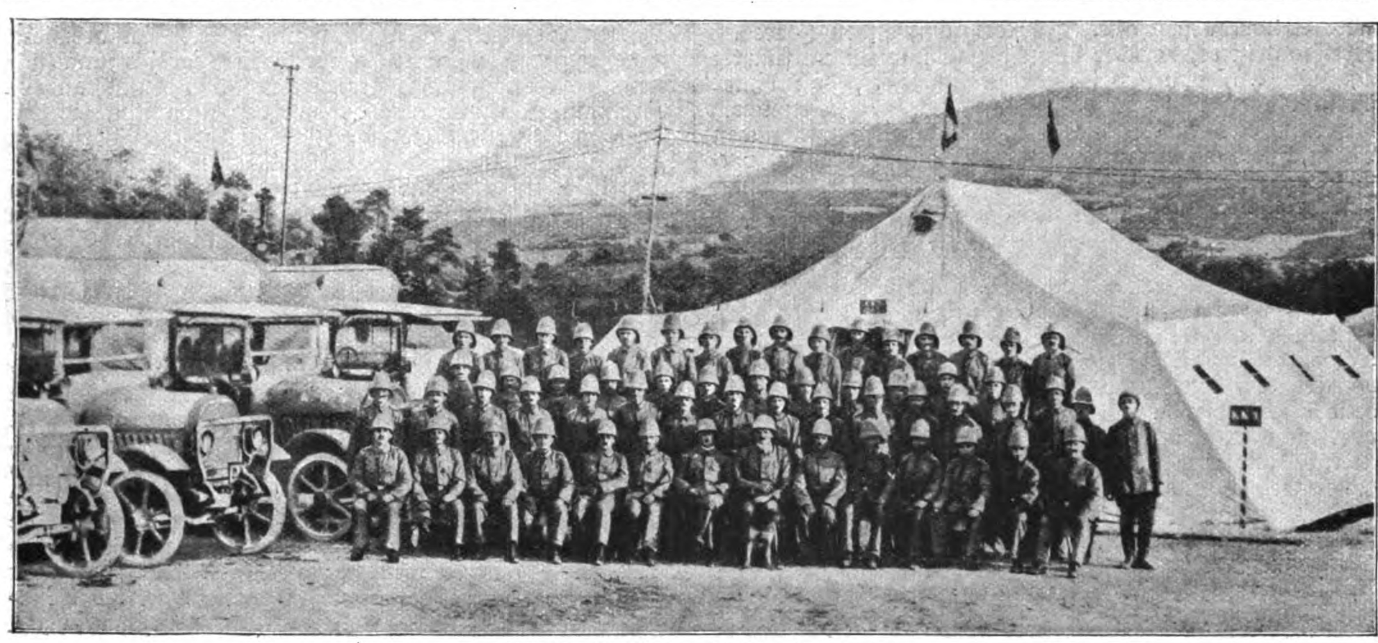
Die Verwaltung von „Ober-Ost".

Von Dr. Hermann Schönleber.

(Hierzu die Bilder Seite 159.)

I.

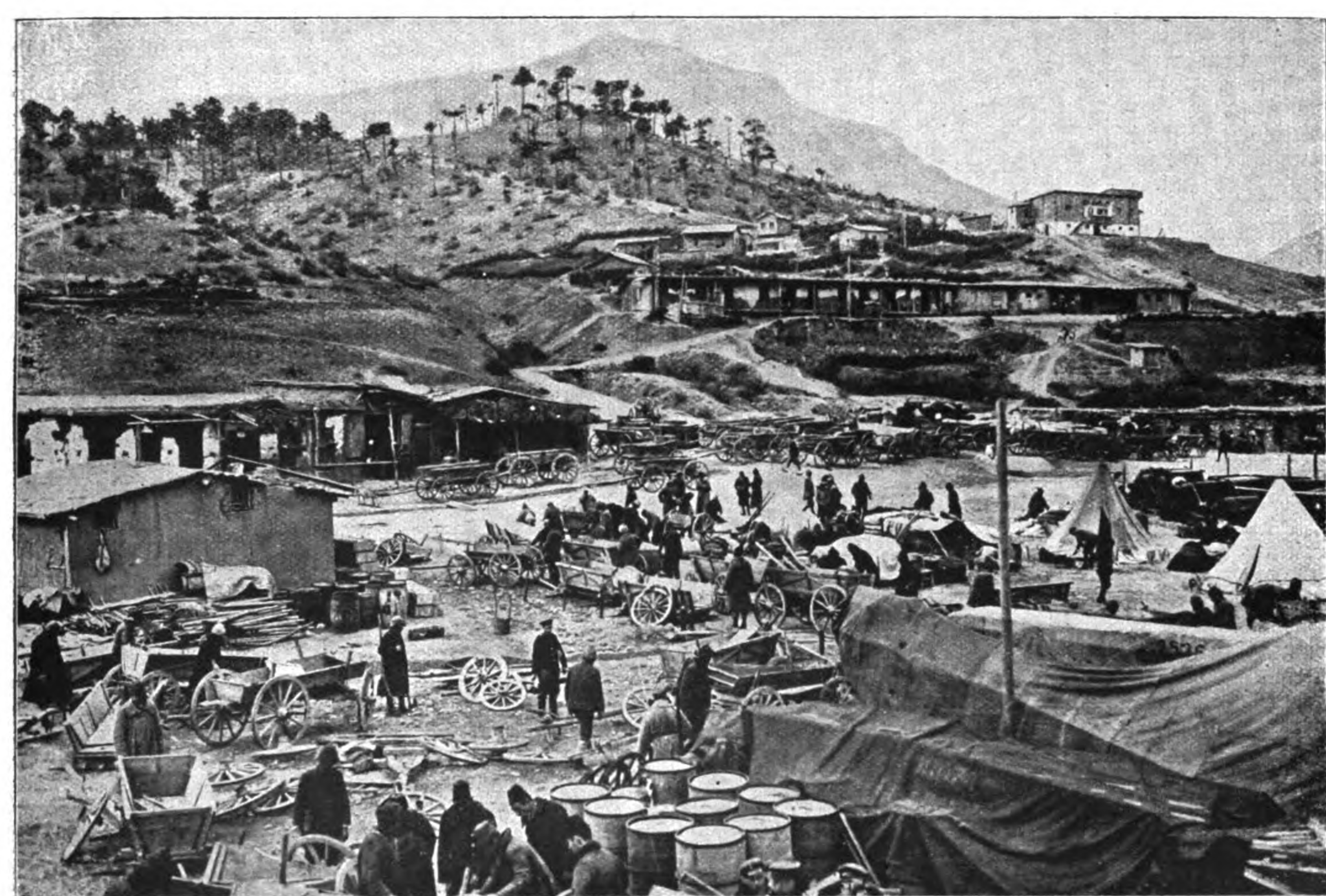
Ende September 1915, nach der Einnahme von Wilna und den letzten Kämpfen bei Dünaburg, hatten die „Heeresgruppe Hindenburg", wie sie damals hieß, und die ihr südlich anschließenden Heeresgruppen die Linie erreicht, die im wesentlichen noch heute die Kriegsgrenze gegen Osten bildet. Sie beginnt am Rigaischen Meerbusen westlich der Stadt Riga, umgeht diese selbst im Bogen in etwa 40 bis 50 Kilometer Entfernung, folgt dem Lauf der Düna aufwärts bis in die Nähe von Dünaburg, das wie Riga in russischen Händen geblieben ist, und zieht sich von da in unregelmäßigen Windungen, im ganzen aber doch ziemlich geradeswegs, südlich nach Pinsk am Nordrand der Rokitnosümpfe. Die deutsche Strategie wandte sich neuen Aufgaben zu — schon hatten deutsche Kanonen über die Donau nach Serbien gedonnert — und an der Ostfront lösten Stellungsbau und Grabenkrieg den Bewegungsfeldzug ab, der mit so



Deutsche Kraftfahrerabteilung im Taurus.

gewaltiger siegreicher Wucht bis dahin geführt worden war. Alles Land, das hinter jener Linie der Ostfront lag, galt es nun für uns einzurichten und in geordnete Verwaltung zu nehmen. — Und wie hatten uns die Russen das Land hinterlassen! In einem Zustand abgründiger Verwahrlosung, Zerstörung und Hilflosigkeit. Vorab waren natürlich alle russischen Beamten verschwunden und mit ihnen alles, was nach Verwaltungsmaterial aussehen konnte: Bücher, Listen und dergl.ichen; die orthodoxe Geistlichkeit war den abziehenden Heeren gefolgt. Meist war auch die Schicht der Wohlhabenden und der sogenannten Intelligenz den Kriegsgreueln entflohen. Die Vorräte an Lebensmitteln waren weggeschleppt oder versteckt, die Ernten nach Möglichkeit auf den Feldern zerstampft und verbrannt, die Fabriken ausgeräumt oder gesprengt, die Bahnen und Verkehrswege unbrauchbar. Weite Strecken waren monatelang Kriegschauplatz gewesen und durch das Hin und Her des Kampfes völlig verwüstet. Aber auch wo nicht der Kampf gewütet, herrschten Not und Verödung. Die Russen hatten auf dem Rückzug die Bewohner, soweit es ging, weggeschleppt, die Ortschaften geplündert und in Brand gesteckt. Die größeren Städte, wie Wilna und andere, waren wohl im ganzen erhalten, wimmelten aber von Flüchtlingen in trostloser Lage. Jeder Schulbetrieb hatte aufgehört, das kirchliche Leben stockte. Alle Fäden von Handel und Wandel waren zerrissen, Seuchen herrschten und Gesetzlosigkeit machte sich breit.

Hier Ordnung zu schaffen, und zwar gründliche deutsche Ordnung, war kein kleines Stück Arbeit und kein leichtes.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Bozanti, die vorläufige Endstation der Bagdadbahn am Taurus, wo deutsche und türkische Truppen ein großes Lager aufgeschlagen und Vorräte an Lebensmitteln und anderem Material aufgespeichert haben.

Aber es wurde geschafft. Für die kämpfenden Heere an der Front ist es, darüber braucht man nur einmal flüchtig nachzudenken, von ganz ungeheurem Wert, daß hinter ihrem Rücken Ruhe und Ordnung herrsche. Denn durch dieses Gebiet führen die lebenswichtigen empfindlichen Adern, durch die ihnen ihre Kraft zuströmt, führen die verwickelten Fäden, durch die sie mit der Heimat und unter sich verbunden sind. Man stelle sich nur einmal vor, was es für eine Truppe heißen will, ob an ihren Etappenstraßen ansteckende Seuchen herrschen oder nicht, ob Kolonnen, selbst einzelne Kraftwagen auch bei Nacht sicher ihres Wegs ziehen können auf gepflegter Straße, ohne Gefahr, von Marodeuren oder räuberischem Gesindel angefallen zu werden, ob ihr die Bevölkerung willig entgegenkommt oder von innerer Auflehnung erfüllt ist — nicht zuletzt, ob auf dem Boden, der da hinter ihrer Front liegt, etwas wächst oder nicht, ob das, was wächst, sorgfältig und zweckmäßig geerntet und verteilt wird. Eine Kriegsverwaltung im besetzten Gebiet wird immer ein gewisser Behelf sein, ein Sichbeschränken auf das Notwendige und Wesentliche. Aber für die deutsche Barbarenart ist es ein Kennzeichen, daß sie über Behelf und Notwerk alsbald hinausstrebt, daß sie die Arbeit im eroberten Gebiet mit sittlichen Gedanken erfüllt, ihre Aufgabe an dem ihr durch das Kriegsgeschick überantworteten Volk nicht in dessen Niederhalten und wirtschaftlicher Ausnützung erblickt, vielmehr seine kulturelle Pflege und Hebung als selbstverständliche Pflicht empfindet. Lasten, Sorgen und Härten des Kriegs kann und soll eine Kriegsverwaltung den Völkern des besetzten Gebiets nicht abnehmen. Daß sie es besser haben sollten als wir in der Heimat, kann nicht das Ziel sein. Aber innerhalb der unumgänglichen Schranken von Kriegszweck und Kriegsnot menschliche Fürsorge entfalten, ideale Güter pflegen, neues Leben aus den Ruinen wecken — das kann sie und das tut sie.



General Halil-Pascha, Kommandant der 6. türkischen Armee, der Eroberer von Kut-el-Amara, und Oberstleutnant Wilhelmi bei einer Besprechung in Bagdad.

Was nun die äußere Form anbelangt, so wurde nicht das ganze besetzte Gebiet im Osten einheitlich zusammengefaßt und einheitlich verwaltet. Sondern es wurde zunächst der nördliche Teil des früheren Gebiets von Russisch-Polen, soweit er in deutsche Verwaltung fiel — der südliche Teil steht bekanntlich unter österreichisch-ungarischer Verwaltung — als Generalgouvernement Warschau ausgesondert. Dieser erhielt in dem Generalgouverneur General v. Beseler in Warschau seine militärische Spitze, daneben aber nach belgischem Muster eine bürgerliche Verwaltung, deren Zuständigkeiten man sich ungefähr nach dem Verhältnis von Generalkommando und bürgerlicher Verwaltung in der Heimat vorstellen kann; nur daß eben der Generalgouverneur immer die letzte Instanz darstellt. Nicht so in dem übrigen Teil des besetzten Ostgebiets. Dieses, ein Gebiet also, das außerhalb einer Linie liegt, die man sich, um einen allgemeinen Begriff zu bekommen, von der ostpreußischen Grenze bei Johannisburg nach Brest-Litowsk ziehen mag, wurde der unmittelbaren Verwaltung durch den Oberbefehlshaber Ost vorbehalten und darin eine rein militärische Verwaltung eingeführt. Warum man das getan hat, darüber ist von zuständiger Seite nichts veröffentlicht worden. Man mochte wohl hoffen, mit der rein militärischen Verwaltung einfacher und glatter zu arbeiten, sie besser geeignet finden für ein Gebiet, das bis unmittelbar hinter die kämpfende Front reichte, also vielfach andere Verhältnisse aufwies als das von der Kampflinie weiter abgelegene Polen. Genug, Hindenburg, auch darin ein Mann klaren Blicks und festen Wollens, beschloß es so; er und sein getreuer Ludendorff sind die Schöpfer der deutschen Verwaltung im „Gebiet des Oberbefehlshabers Ost" oder in „Obost", wie der Kürze liebende militärische Sprachgebrauch es mundgerecht gemacht hat.

Das ganze Gebiet jenseits der ostpreußischen Grenze und jener oben angedeuteten Linie Johannisburg—Brest-Litowsk untersteht also der „Regierung" des Oberbefehlshabers Ost, zurzeit des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern. Er ist oberste gesetzgebende, richtende und vollziehende Gewalt im Land. In seinem Stabe laufen alle Fäden zusammen, im engeren sind es der Chef des Stabs und der Oberquartiermeister, denen die Verwaltungsangelegenheiten unterstehen. Eigene Verwaltungsabteilungen sind bei dem Stab eingerichtet, denen die einheitliche Leitung aller Verwaltungsangelegenheiten obliegt; diese Zentralverwaltung hat ihren Sitz zurzeit in Bialystok, während sie früher in Kowno war, wo Generalfeldmarschall v. Hindenburg viele Monate lang sein Hauptquartier hatte. Das Gebiet von Obost umfaßt eine Fläche von rund 112 000 Quadratkilometern, so groß wie Bayern, Württemberg und Baden oder wie die preußischen Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern und Posen zusammen, mit insgesamt etwa 3 000 000 Einwohnern. Eingeteilt ist das Land zurzeit in vier Verwaltungsbezirke, deren Grenzen sich im wesentlichen mit denen früherer russischer Gouvernements decken, mit der Maßgabe natürlich, daß die Ostgrenze durch die Kriegsergebnisse gezogen ist. Die Bezirke sind folgende:

1. Kurland (20 500 Quadratkilometer, 250 000 Einwohner).

2. Litauen (391 000 Quadratkilometer, 1 126 000 Einwohner).

3. Wilna-Suwalki (26 600 Quadratkilometer, 916 000 Einwohner).

4. Bialystok-Grodno (25 800 Quadratkilometer, 712 000 Einwohner).

In den Hauptstädten dieser vier Bezirke, in Mitau, Kowno, Wilna und Bialystok, haben die vier Bezirksverwaltungen je unter einem Verwaltungschef ihren Sitz, jede in sich wieder nach ihren Aufgaben in Abteilungen gegliedert: eine Wirtschaftsabteilung, die Aufsicht führt über Feldbestellung und Ernte, für die Bewirtschaftung der verlassenen Güter, für die Beschaffung der nötigen Sämereien und landwirtschaftlichen Maschinen sorgt; eine Forstabteilung, die den Betrieb und die Nutzung der ausgedehnten Wälder leitet; eine Handels- und Rohstoffabteilung, deren Aufgabe darin besteht, Handel und Gewerbe wieder in Fluß zu bringen, die im Lande vorhandenen Rohstoffe zu sammeln, fehlende Waren einzuführen; endlich eine Zentralabteilung, der die allgemeine Landesverwaltung, Polizei, Justiz, Kirchen- und Schulangelegenheiten, Gesundheitspflege für Mensch und Tier, Steuer- und Zoll-



Die Russen räumen, von den Türken vertrieben, die persische Stadt Hamadan am 4. Januar 1917.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.

wesen und so weiter untersteht. Die vier Verwaltungsbezirke selbst gliedern sich nach unten wieder in Land- und Stadtkreise unter einem Kreis- oder Stadthauptmann, die Landkreise in Amtsbezirke unter Amtsvorstehern, die schließlich mehrere Gemeinden oder Gutsbezirke unter ihren Orts- oder Gutsvorstehern umfassen. Bis hinaus zum letzten Acker und zum letzten Bauern erstreckt sich also das Netz der Verwaltung, denn nur so kann sie sich und ihre Zwecke wirklich durchsetzen. Freilich, auch so bleiben die Schwierigkeiten groß. Man stelle sich vor die ungeheure Weiträumigkeit dieser Bezirke; der größte von ihnen, Litauen, ist größer als die Provinz Hannover, der kleinste, Kurland, immer noch größer als das Königreich Württemberg. Die Landkreise erreichen an Umfang durchschnittlich drei preußische Landratskreise. Und dazu nun die fremden Sprachen der Landesbewohner, der völlige Mangel einheimischer Hilfskräfte. Die Beamten und Vermöglichen waren fort, die anderen konnten zumeist nicht lesen und schreiben; wie sollte man da Gehilfen für die Verwaltung finden? Der ganze Betrieb von oben bis unten mußte also in deutsche Hände gelegt werden.

Da zeigte sich nun der wunderbare Reichtum unseres Volksheers in schönstem Licht. Es öffnete seinen Schatz an Tüchtigkeit, und aus ihm strömten die Kräfte, die auch einer solchen Aufgabe gewachsen waren. Sämtliche Angehörige der Verwaltung sind deutsche Soldaten oder reichsdeutsche Personen, die zum Heeresgefolge gehören, wohlgemerkt nur solche, die nicht oder nicht mehr felddienstfähig sind. Erst ganz allmählich gelingt es, diesen oder jenen bewährten einheimischen Mann zur unteren Verwaltung heranzuziehen. Nur ein Bezirk macht in dieser Hinsicht natürlich eine Ausnahme: Kurland. Hier hat sich der eingesessene Stamm der deutschen Balten in umfassender Weise zur Verfügung gestellt und Verwendung gefunden, hier war auch die erforderliche wissenschaftliche Vorbildung vorhanden.

(Fortsetzung folgt.)

Generalmajor Anton Höfer.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Verhältnismäßig viel später als im Deutschen Reich machte sich auch in Österreich-Ungarn die Frage der Ernährung geltend. Die Monarchie, insbesondere ihre ungarische Hälfte, ist ausgesprochen Agrarland und hat eine bei weitem nicht so dichte Bevölkerung wie das industriereiche Deutschland. An eine gründliche Regelung der Ernährungsverhältnisse schritt man daher in diesem Lande erst, nachdem die Ernte des Jahres 1916 nicht ganz den Erwartungen entsprochen hatte. Die Frage wurde ziemlich übereinstimmend in Österreich und Ungarn gelöst. Merkwürdigerweise ging aber Ungarn voran und errichtete zur Zeit, als in Österreich die Angelegenheit noch geprüft wurde, ein Ernährungsamt, dessen Leitung Baron Kürthy übernahm, der dem Ministerpräsidenten unmittelbar untersteht und dem Ministerrate zugezogen wird, wenn dieser sich mit Ernährungsfragen befaßt. In Österreich erfolgte die Errichtung eines ähnlichen Amtes erst unter dem Ministerium Koerber infolge eines kaiserlichen Handschreibens vom 13. November 1916, nachdem schon unter dem Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh Vorkehrungen getroffen worden waren, die es ermöglichen sollten, Schwierigkeiten in der Versorgung mit Lebensmitteln in besonderer Weise durch die Ministerien des Innern, des Handels, des Ackerbaus und der Finanzen zu lösen.

Im Sinne des erwähnten Handschreibens wurde dann ein eigenes Amt für Volksernährung in Österreich gegründet, das unter der Leitung seines Präsidenten Oskar Kokstein am 1. Dezember 1916 seine Wirksamkeit begann.

Der Nachfolger des Ministerpräsidenten Dr. v. Koerber, Graf Clam-Martinic, erkannte aber mit Recht, daß an die Spitze dieses Amtes ein Minister treten müsse. Er hielt es auch für wichtig, daß dieser Minister innige Fühlung mit der Armeeleitung habe, die hinsichtlich der Ernährung großer Massen reiche Erfahrungen besaß. Aus diesem Grunde ernannte Kaiser Karl am 5. Januar 1917 den damaligen Obersten des Generalstabes Anton Höfer zum Minister und betraute ihn mit der Leitung des österreichischen Amtes für Volksernährung.

Diese Wahl ist als eine außerordentlich glückliche zu bezeichnen, da Höfer auf dem Gebiete des Etappenwesens ein hervorragender Fachmann ist, der in vieler Hinsicht schon beispielgebend und mustergültig gewirkt hat. Er wurde 1871 in Bozen geboren, besuchte die Pionierkadettenschule und dann die Kriegschule und wurde 1900 zum Hauptmann im Generalstabskorps ernannt. Zwölf Jahre später wurde er als Oberstleutnant Chef des Etappenbureaus des Generalstabes und leitete dann, zum Obersten befördert, seit Kriegsbeginn die Quartiermeisterabteilung des Armeeoberkommandos. In dieser Eigenschaft hat er sich große Verdienste erworben, und er wurde mehrfach, auch mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse, ausgezeichnet.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Generalmajor Höfer,
Leiter des österreichischen Amtes für Volksernährung.

Bald nach seiner Ernennung zum Minister wurde Anton Höfer zum Generalmajor befördert. Er ist ein Vetter des Feldmarschalleutnants v. Höfer, der als Stellvertreter des Chefs des Generalstabes seit dem Beginn des Kriegs die österreichisch-ungarischen Kriegsberichte unterzeichnet.

Aufgaben der Luftschiffe beim Eisenbahnrückzug.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Kartenskizze Seite 160.)

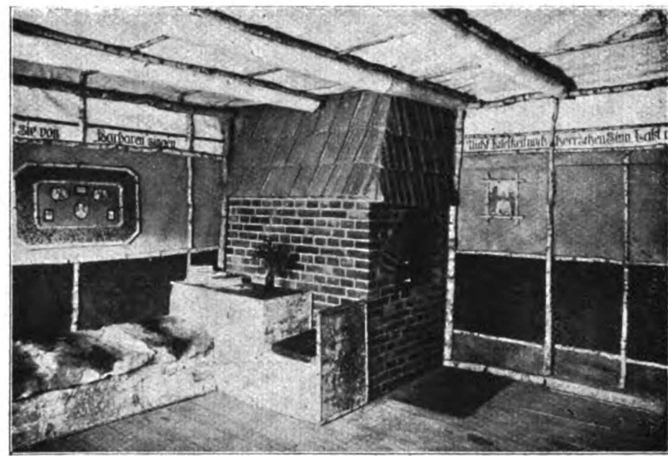
Wenn ich hier die außergewöhnliche Bezeichnung „Eisenbahnrückzug" benütze, so geschieht das, weil wir noch keine amtliche militärische Bezeichnung für die neue Art des Rückzuges besitzen, um welche die Russen bei der Räumung Polens die Kriegsgeschichte bereichert haben. Daß eine derartige Benützung der Eisenbahnen nicht allein für den Rücktransport von Truppen und Kriegsmaterial, sondern auch von Lebensmittelvorräten, brauchbaren Metallen, Besitztum der Bevölkerung und vieler Tausenden von Einwohnern aus bedrohten Gebieten etwas ganz anderes ist, als die einfache rückwärtige Truppenbewegung, die man bisher unter dem Namen „Rückzug" verstanden hatte, ist wohl augenscheinlich.

Zwar ist der Grundgedanke für den Geschlagenen bei beiden Arten der gleiche: das Losreißen vom Gegner. Auch für den nachdrängenden Feind ist deshalb die Hauptaufgabe die nämliche geblieben: dem Fliehenden immer auf der Ferse sein; ihm möglichst viel abschneiden. Aber die wirksamsten Angriffspunkte haben sich geändert und sowohl die Angriffs- wie die Bewegungsmittel sind andere geworden. Man könnte es einen Kampf zwischen Luftschiff und Eisenbahn nennen, wozu als dritte Neuheit noch die modernen Schutzmittel zur Ballonabwehr kommen.

Der ganze Krieg hat bisher kein so lehrreiches Beispiel für die Betätigung dieser neuen Kampf- und Beförderungsmittel geboten wie der Monat August 1915. Es ist für das Verständnis der im folgenden beschriebenen militärischen Operationen unerläßlich, sich vorher nochmals die russisch-deutsche Stellung zu Beginn dieses Monats in das Ge-



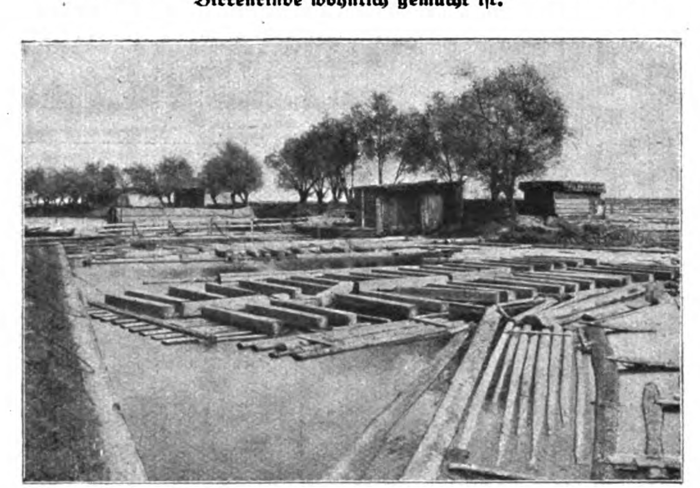
Russische Bauernhäuser nach deutscher Bearbeitung.



Inneres eines Blockhauses im Osten, das mit Birkenstämmen und Birkenrinde wohnlich gemacht ist.



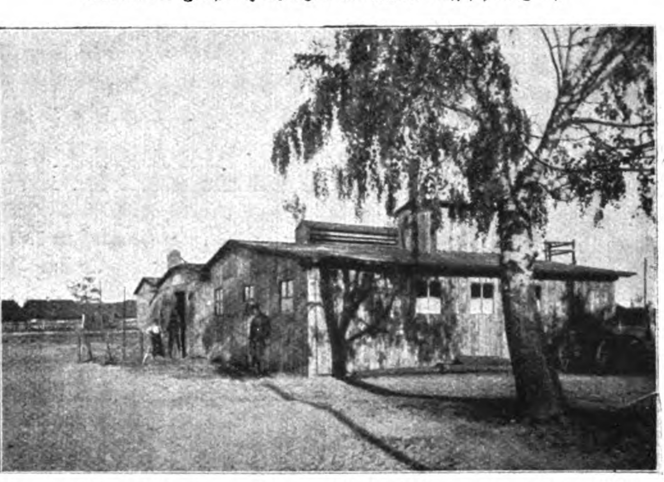
Fischen von Holz aus einem russischen Fluß.



Erbeutete große Holzlager in einem russischen Fluß.



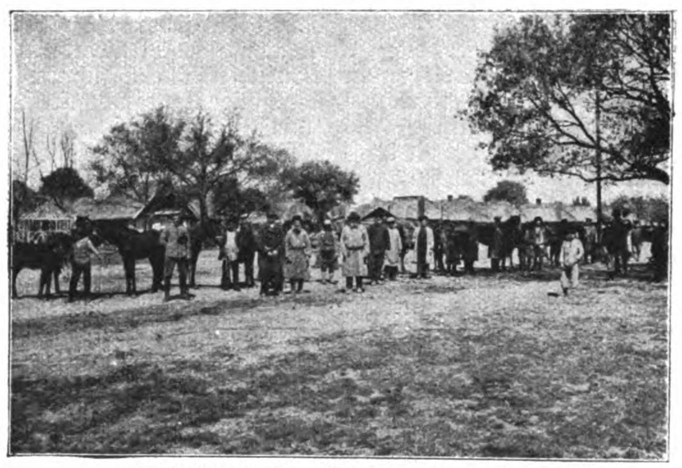
Fortschaffen erbeuteten russischen Holzes aus einem Fluß.



Von deutschen Soldaten errichtetes Elektrizitätswerk in einem russischen Dorfe.



Lebensmittelausgabe in einem russischen Walde.



Musterung russischer Pferde in einem Dorfe.

Friedliche Bilder aus dem „Gebiet des Oberbefehlshabers Ost".

Nach Aufnahmen von Max Wipperling, Elberfeld.

dächtnis zurückzurufen, wie sie aus untenstehender Kartenskizze ersichtlich ist. Man wird dann auf den ersten Blick erkennen, daß die Gefahr des Abgeschnittenwerdens für den ganzen vorspringenden Zipfel der russischen Front außerordentlich groß war, wenn der Festungsring Ossowiec—Lomsha—Nowo-Georgiewsk—Warschau—Jwangorod gehalten werden sollte und man sich der doppelten Flankenbedrohung sowohl aus der Richtung nördlich Grodno, als auch von Lublin und Cholm her nicht rechtzeitig und hinlänglich erwehren konnte. Letztere Hoffnung erwies sich für die Russen von Tag zu Tag als weniger wahrscheinlich. Der Gedanke einer riesigen Räumung war also von diesem Augenblick an nicht mehr ohne weiteres von der Hand zu weisen.

In kluger Voraussicht und richtiger Beurteilung der Lage sandten die deutschen Generalkommandos deshalb ihre Flieger zunächst auf Aufklärungsflüge über das ganze umfaßte Gebiet. Die Meldungen verdichteten den Verdacht zur Wahrscheinlichkeit. In ganz kurzen Zeitabschnitten folgten sich Zug auf Zug. Alle rollten übervoll ungefähr in der Richtung von Westen nach Osten dem Inneren Rußlands zu. Das Eisenbahnnetz war diesen Bewegungen sehr günstig, denn es standen für den weiteren Abtransport noch fünf große Linien zur Verfügung, nämlich von Warschau nach Kiew, Pinsk, Minsk, Wolkowysk, Dünaburg. Von den anderen Festungen — ausgenommen Lomsha — konnte man diese Eisenbahnstrecken ebenso gut erreichen. Als die Fliegeraufklärung ferner aus der Art der Züge, der Wagenzusammenstellung, der Bespannung usw. Schlüsse auf Stärke und Gattung der Truppen zu ziehen erlaubte, war kein Zweifel mehr am gewaltigen Rücktransport des Gegners und an seinen „Rückzugstraßen", — wenn man letztere Bezeichnung neuerdings auch auf die Bahnlinien anwenden will.

Aus dieser Aufklärung ergab sich nunmehr eine lohnende Aufgabe für die Luftflotte. Die Transporte des Feindes mußten verhindert oder mindestens verlangsamt werden. Der Trubel eines Rückzuges sollte vermehrt, große Paniken hervorgerufen und Stauungen im fließenden Bahnverkehr erzeugt werden. Das war durch Beschädigung der Schienen viel leichter möglich als wenn es sich, wie früher, um wichtige Rückzugstraßen gehandelt hätte, denn Geleise sind empfindlicher und deshalb leichter und nachhaltiger zu zerstören als gewalzte Straßen. Vor allem boten jedoch die Bahnanlagen mit ihren vielen Apparaten, die Stellwerke mit ihren vielgliedrigen Netzen von elektrischen Kabeln, Führungsdrähten und Signalvorrichtungen günstige Angriffspunkte für die deutschen Luftstreitkräfte. Diese Anlagen waren deshalb auch in erster Linie das Ziel für die Bomben. Daneben waren jedoch auch Eisenbahnstrecken zum Zerstören geeignet, wo die Geleise über Brücken und hohe Dämme oder durch enge Täler liefen.

Die Schwierigkeiten der Ausführung waren zunächst technischer Art. Da die wichtigsten Transporte immer zur Nachtzeit rollen, mußten zunächst auch in der Dunkelheit die Aufklärungsfahrten der Flieger fortgesetzt werden, die bei Fackelbeleuchtung vom Standort aufstiegen und sich mit Scheinwerfern die Schienen entlang tasteten. Hatte man doch seit den Kämpfen um Antwerpen gelernt, sich durch rechtzeitige Fliegermeldungen auch vor losgelassenen „wilden Zügen" warnen zu lassen, um das Unheil dann mit leichter Mühe noch abwenden zu können. Weitere Vorbereitungen erforderte die Kampfbereitschaft der Luftfahrzeuge. Schon die vorausgesandten Flieger waren durch den russischen Infanterie-Bahnschutz und durch Ballonabwehrgeschütze „befunkt" worden. Auch russische Panzerzüge mit Maschinengewehren und Schnellfeuergeschützen waren ihnen begegnet. Es war deshalb vorauszusehen, daß beim Erscheinen der bedeutend besseren Ziele, die Luftschiffe bieten, der Gegner nicht untätig bleiben werde.

Über die Ausführung der Fahrten der deutschen Luftschiffe ist nicht viel in die Öffentlichkeit gedrungen, da man daraus leicht Schlüsse auf Leistungsfähigkeit, Personalausbildung und dergleichen hätte ziehen können. Stellt man jedoch die darüber in den deutschen Tagesberichten enthaltenen spärlichen Nachrichten zusammen, so ergeben sich interessante Leistungen, die mancher Leser in ihrer Gesamtheit wohl nicht genügend gewürdigt hat, da man in der allgemeinen Siegesfreude nicht darauf achtete.

So meldete das deutsche Hauptquartier am 3. August 1915: „Unsere im Osten zusammengezogenen Luftschiffe unternahmen erfolgreiche Angriffe auf die Bahnlinien östlich von Warschau." Am 6. August wurden die Bahnhofanlagen des Bahnknotenpunktes Bialystok mit Bomben belegt. Ebenso warf ein Luftschiffgeschwader am folgenden Tage auf die Bahnhöfe Nowo-Minsk und Sjedlez Bomben. Am 11. ereilte die Festungen Nowo-Georgiewsk und Brest-Litowsk das gleiche Schicksal, wobei hauptsächlich die Bahnanlagen Treffer erhielten. Am 12. August meldete der deutsche Tagesbericht noch eine Einzelunternehmung auf die anscheinend nicht ganz zerstörten, oder seit dem 6. schon wieder in gebrauchsfähigen Zustand versetzten Betriebsgebäude von Bialystok: „Eines unserer Luftschiffe belegte den Bahnhof Bialystok mit Bomben. Größere Explosionen wurden beobachtet." Danach scheint es auch nicht ausgeschlossen zu sein, daß die Bomben Munitionsschuppen oder auf den Rangiergleisen abgestellte Munitionszüge entzündet haben.

Verfolgt man diese Angaben auf der nebenstehenden Kartenskizze, so wird man sehen, daß sämtliche wichtigen Eisenbahnknotenpunkte mit Bomben belegt wurden. Keine einzige der fünf großen Eisenbahnlinien konnte ihren Betrieb ungestört fortsetzen. Wie groß die angerichteten Schäden, die Menschen- und Zeitverluste der Russen waren, konnte bei der Schwierigkeit der Luftschiffbeobachtung natürlich nicht genau festgestellt werden. Auch schweigt sich die feindliche Presse unter dem Druck ihrer Zensur darüber vollständig aus. Das ist immerhin ein gutes Zeichen.

In der darauffolgenden Woche wurde an der Bahn Warschau—Grodno—Dünaburg auch die Stadt Wilna beworfen, und ein Flieger konnte einen Volltreffer melden auf einen voll besetzten russischen Militärzug, den er kurz vor der Einfahrt in Brest-Litowsk überholte und dessen vorderste Wagen er mit zwei Bomben zertrümmerte. Es dürfte dabei viele Tote und Verwundete gegeben haben. Ebenso infolge eines anderen Fliegervolltreffers, bei dem 40 Wagen in Splitter gingen.

Wir sehen also beim modernen Eisenbahnrückzug die Luftschiffe und Flieger in einer sehr großzügigen Gefechtstätigkeit gegen die dem Feinde zur Verfügung stehenden Rückzugsschienenwege und seine rückwärtigen Verbindungen. Damit übernehmen sie die Aufgaben der Kavalleriedivisionen und der Kavalleriepatrouillen, wenn es diesen bei den Stellungskämpfen noch nicht möglich ist, durchzubrechen; oder sie arbeiten auch mit der Kavallerie Hand in Hand, indem sie dieser die nächstgelegenen Aufklärungs- und Zerstörungsziele überlassen und selbst oftmals mehrere hundert Kilometer weit hinter die feindliche Front vordringen.

Kartenskizze zu dem Artikel „Aufgaben der Luftschiffe beim Eisenbahnrückzug".

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

In den großen und erbitterten Kämpfen vom 5. bis 7. Januar im äußersten Norden der **Ostfront** war es den Russen gelungen, die deutsche Stellung im Raume von Kalnzem an der Aa um ein geringes süd- und westwärts zu drücken. Die deutsche Front in diesem Raume (siehe die Kartenskizze Seite 162) führte im ersten Januardrittel nach dem großen russischen Einbruchsversuch westlich von dem Fischerdorfe Naggasem und westlich von Kemmern an die Bahn Tukkum—Riga; von dort strich sie in südöstlicher Richtung nach dem Dorfe Rone an der Aa, überschritt diese bei dem auf gleicher Höhe liegenden Kalnzem, lehnte sich an den Südrand des Tirulsumpfes bis an die Straße Mitau—Riga auf der Höhe des Ortes Olai an, verlief weiter nördlich der Misse bis zum Dorfe Plakanen und erreichte von dort in östlicher Richtung die Düna. Der weite Raum zwischen Misse und Aa war ausgefüllt von Forsten und Sümpfen. Das gewaltigste und gefährlichste Hindernis vor den Bollwerken Riga und Dünamünde war der schwer zugängliche Tirulsumpf, der aber infolge der starken Kälte fest gefroren war. Die Gunst der Verhältnisse hatte den Feinden nur geringe Vorteile gebracht, deren sie sich jedoch nicht lange erfreuen sollten. Der deutschen Führung lag daran, mindestens den Sumpf als Grenzgebiet zwischen den beiderseitigen Stellungen zu behalten. Die Vorbereitungen, die für die ins Auge gefaßte Wiederherstellung der Lage getroffen werden mußten, erforderten kaum zwei Wochen Zeit. Mitau wurde auf einmal wieder zum Mittelpunkt großer Truppentransporte. Massen von deutschen Soldaten wurden hier einquartiert, Schlittenkolonnen zogen der Front zu, Autokolonnen ratterten Tag und Nacht durch die Stadt und schafften Material und Menschen herbei.

Die Russen, die Gegenstöße erwarteten, hatten kirgisische Armierungsarbeiter herangeführt, die eine große Zahl von Blockhäusern errichteten und sonstige neue Befestigungen bauen mußten, die mit ausgezeichnet angelegten Flankierungstellungen für Maschinengewehre versehen wurden. Starke Stacheldrahthindernisse vervollständigten neben Artillerieverstärkungen auf der russischen Linie die Sicherung. Die geschlagenen und fast aufgeriebenen lettischen Regimenter waren nach Kräften neu aufgefüllt worden, so daß die Russen hoffen durften, den in Aussicht stehenden deutschen Unternehmungen nachdrücklich begegnen zu können.

Die Deutschen hatten für ihren Gegenstoß ein wesentlich weniger günstiges Angriffsfeld als die Russen zu Beginn der Kämpfe; vorübergehend eingetretenes Tauwetter löste die Eisbande des Sumpfes, und kurz darauf einsetzender neuer Frost vermochte nicht, die tiefen Granatlöcher und mächtigen Einschlagstellen der Minen ganz zu schließen. Am 23. Januar begann nach schwerem Artilleriefeuer, das von beiden Seiten stark genährt wurde, der deutsche Gegenstoß etwa auf und zu beiden Seiten der Linie Kalnzem—Olai in einer Breite von 10 Kilometern; es waren daran in erster Linie ostpreußische Truppen, daneben aber auch brandenburgische und mecklenburgische Regimenter beteiligt. Bereits am Abend des 23. war zu beiden Seiten von Kalnzem, also auf beiden Aaufern, ein etwa $3^1/_2$ Kilometer breites Stück der russischen Linien genommen. Knietief sanken die angreifenden Ostpreußen in den an vielen Stellen nachgiebigen Sumpf ein, aber dennoch arbeiteten sie sich kräftig vor, nicht achtend der zähen Gegenwehr sibirischer und lettischer Truppen, ungeachtet auch der bedeutenden feindlichen Übermacht. In der Nacht zum 24. machte östlich der Aa nach heftiger Artillerievorbereitung der rechte Flügel, der in den Kronforsten von Mitau erbitterte Waldkämpfe zu bestehen hatte, gute Fortschritte. Er konnte eine Blockhausstellung umfassen, die sich, von tapferen Sibiriern verteidigt, in einer Mulde nahe dem östlichen Endpunkt der deutschen Angriffslinie befand. Aller Widerstand der Besatzung half jedoch nichts; die Deutschen kämpften die festungsmäßigen Anlagen nieder, so daß den Umzingelten nur der Verzicht auf jeden weiteren Widerstand übrigblieb. Sie ergaben sich, noch 400 Mann stark, mit mehreren Maschinengewehren ihren Gegnern. Wie hier, so eroberten auch an anderen Stellen des Kampfraumes die vorwärtsdrängenden Angreifer trotz aller Schwierigkeiten Stück um Stück des vorher verlorenen Geländes zurück und brachten dabei bis zum Mittag des 24. Januars schon 1400 Gefangene hinter ihre Front.

Auch am Rande des Tirulsumpfes westlich von der Aa, in der Gegend von Rone, konnten die Ostpreußen den Gegner bezwingen. Hier folgt der Tirulsumpf auf dem linken Ufer der Aa der beträchtlich nach Westen ausbiegenden Schleife des Flusses. Das Dünengelände hier und im anschließenden östlichen Uferstück zwang die Angreifer zu außergewöhnlicher Vorsicht, da es reiche Gelegenheit zur Anlage versteckter Maschinengewehrstellungen bot. Besonders schwer zu nehmende Hindernisse bildeten die an den wichtigsten Düneneinschnitten errichteten gut bewehrten Blockhäuser, die eine förmliche Belagerung erforderten. Artillerie hämmerte auf sie ein und schwere Minen vollendeten das Zerstörungswerk. Wenn dann die Ostpreußen vorstürmten, hatten sie oft noch schwere Arbeit zu tun, denn die Russen wehrten sich tapfer und bedienten sich auch der von ihren Gegnern hervorragend gut ausgebauten und während der vorausgegangenen Schlacht aufgegebenen Verteidigungsanlagen, deren Haltbarkeit die Russen selbst rühmend hervorhoben.

Unser Bild auf Seite 164/165 zeigt einen Angriff deutscher Stoßtruppen auf eine durch Artilleriefeuer bereits er-



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Deutsche Erkundungsabteilung sucht sich eine Furt durch einen halb zugefrorenen Bach im russischen Walde.

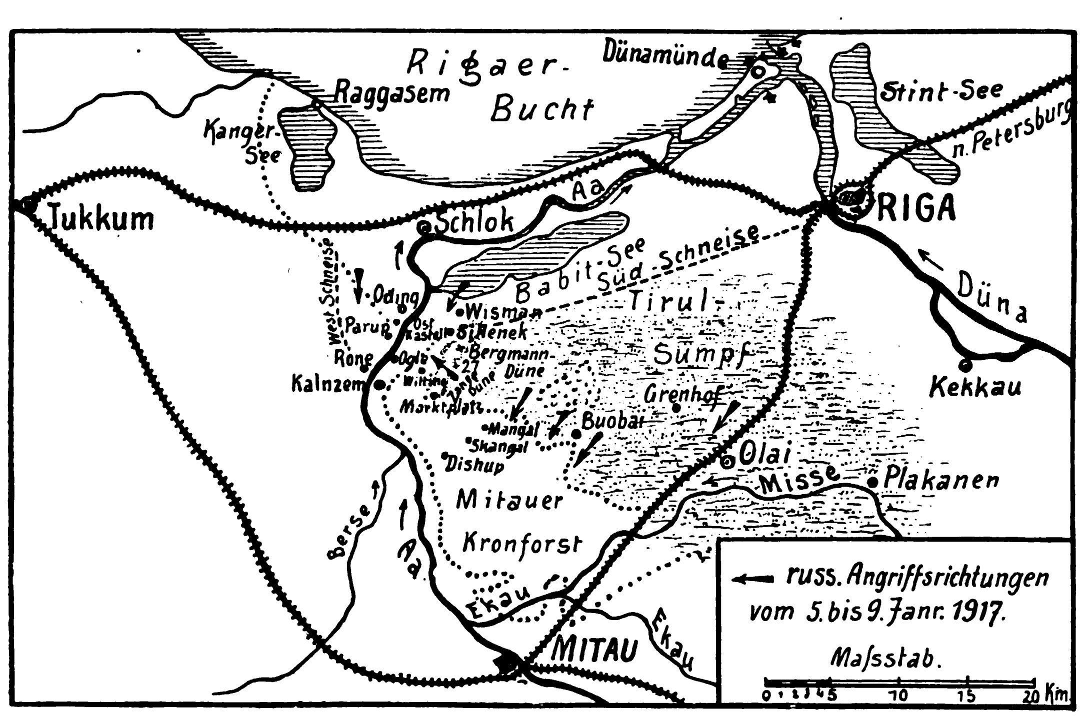
schütterte russische Feldstellung. Das Gelände an der kurländischen Front wechselt zwischen Düne, Sumpf und Wald. Oft ist es ausgeschlossen, die Stellungen vertieft anzulegen, da entweder der nachstürzende Sand oder das sumpfige Moor ein Grabensystem unmöglich machen. Die Befestigung der Verteidigungsanlagen kann dann nur durch ausgiebige Verwendung von Baumstämmen und Sandsäcken erreicht werden. Mitunter benützten die Russen in ihren Stellungen auch fahrbare Stahlschilde, die jedoch ebensowenig wie die aus Riga herbeigeholten Schiffsgeschütze dem Wirkungsfeuer deutscher Artillerie gewachsen waren. Durch Minenwerfer und von einzelnen Leuten getragene Flammenwerfer wurden die Holzbauten gelegentlich mitsamt den Drahthindernissen in Brand gesetzt. Dadurch zeigten sich den Angreifern, die sich auch dank ihrer ausgezeichneten Gasmasken durch die russischen Gasgeschosse nicht aufhalten ließen, die Lücken, an denen ein Einbruch am schnellsten zum Erfolg führen würde. War dieser gelungen, so wurde der Graben nach rechts und links gesäubert, die Unterstände aufgeräumt, die Sappen verriegelt und in Erwartung des feindlichen Gegenstoßes die Stellung um- und ausgebaut. Das Gesamtergebnis des Vorstoßes am 24. Januar war der Wiedergewinn des größten Teiles der früher aufgegebenen deutschen Linien. Die Beute betrug 14 Offiziere und 1700 Mann an Gefangenen und 13 Maschinengewehre.

In dem schwierigen Gelände auf dem westlichen Ufer der Aa konnten ostpreußische Reservetruppen den Wiedergewinn durch tapfere und erfolgreiche Vorstöße erweitern. Das hartnäckige Ringen um neue Blockhäuserstellungen verzögerte zwar das Vordringen, machte es aber nicht unmöglich. Am Abend des 25. hatten die Deutschen die gesamte verlorengegangene Hauptstellung wieder inne und 400 neue Gefangene eingebracht. Während auch am folgenden Tage auf dem linken Aaufer Fortschritte gemacht wurden, kam der Angriff auf dem östlichen Ufer infolge starker Gegenmaßnahmen der Russen nicht voran. Da bei ihnen die Menschen versagten und die Wirkung ihrer Granaten nicht ausgereicht hatte, wollten sie die Deutschen durch einen schweren Gasangriff niederringen. Ein ausbrechendes Schneegestöber schien ihrem Vorhaben günstig zu sein, doch die deutschen Horchposten deuteten das scharfe Zischen, das von den russischen Stellungen herüberdrang, richtig und veranlaßten Gasalarm. In mustergültiger Ordnung trafen die Deutschen ihre Vorbereitungen. Im Nu waren die Schutzmasken über den Kopf gezogen und gut befestigt. Da kroch in der Gegend der Straße von Riga nach Mitau bei Olai auch schon eine fünf Meter hohe Nebelwand heran, die so dicht war, daß selbst in sie hineingeschossene Leuchtkugeln die Wolke nicht aufhellen konnten. Der ersten Giftwelle folgte kurz danach eine zweite, die aber erheblich dünner als ihre Vorgängerin war. Gleichzeitig eröffnete die russische Artillerie ein starkes Trommelfeuer und streute über die östliche Flanke der deutschen Stellung in wenigen Minuten 2000 Gasgranaten aus. Nun glaubte der Feind die Deutschen ausgeräuchert zu haben und schickte zur Aufklärung zunächst starke Jagdkommandos aus. Diese wurden mit vernichtendem Feuer empfangen, so daß die Feinde nach diesem unerwarteten Ergebnis ihres Gasangriffes keine Lust mehr verspürten, einen Massenstoß zu wagen. Die Gasschutzmittel der deutschen Soldaten hatten sich vortrefflich bewährt; es trat kein einziger Todesfall infolge Gasvergiftung ein.

Nach Abwehr weiterer kraftvoller russischer Gegenstöße griffen die Deutschen am 5. Schlachttage, dem 27. Januar, rechts von der Aa im Dünengelände von Kalnzem die Vorstellungen der sogenannten Bergmanndüne an und vermochten die Russen erheblich zurückzudrücken, obwohl gerade an dieser Stelle die Kirgisen in der Anlage von geheimen Maschinengewehrständen besonders gut gearbeitet hatten. Am 28. war die letzte Vorstellung vor der Düne genommen worden, nun galt der Angriff dieser selbst.

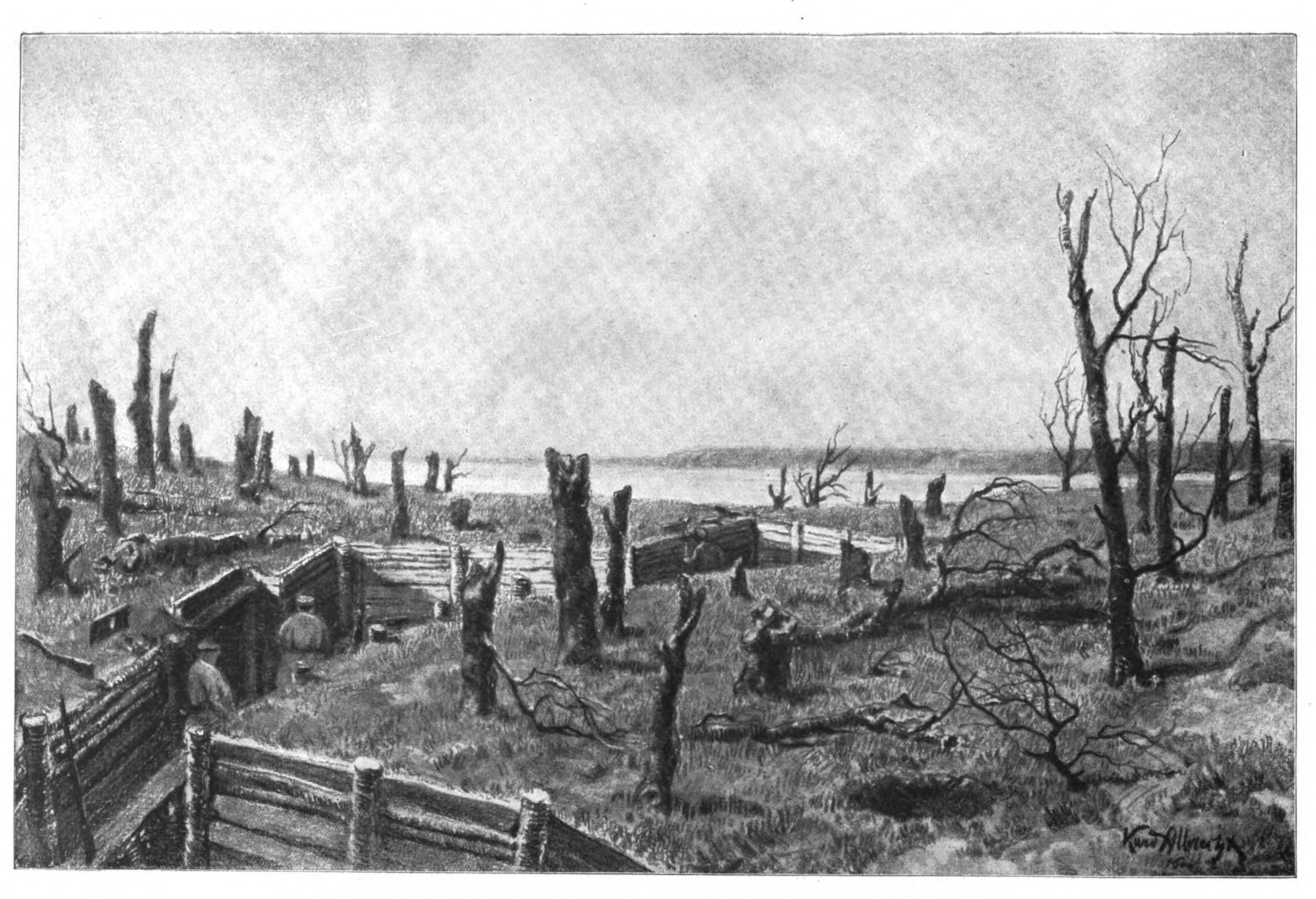
Die Russen hatten in der Düne durch miteinander kreuz und quer verbundene Gräben eine in vielen Reihen hintereinander liegende, sehr starke und unübersichtliche Verteidigungsstellung eingerichtet. Der Einblick in sie war zudem noch erschwert durch dichten Nadelwald, der durch wildes und dichtes Gestrüpp fast ganz ungangbar gemacht wurde. Erst in 30 Metern Nähe waren die Gräben als solche überhaupt zu erkennen. Eine besonders wuchtige Artillerievorbereitung, die auch vom linken Ufer der Aa kräftig unterstützt wurde, schlug Bresche in das schwere Hindernis. Durch kühne nächtliche Überfälle waren den Feinden in der vorausgegangenen Nacht auch schon flankierende Maschinengewehrstellungen entrissen worden. Der entscheidende Angriff der Sturmtruppen erfolgte morgens um achteinhalb Uhr und kostete den Russen zahlreiche blutige Opfer und viele Gefangene. Die wichtige Stellung wurde vollständig erobert, aber die Russen unternahmen sehr bald schwere Gegenstöße zu ihrer Wiedererstürmung. Durch Artillerie und mit Flügelminen wurden die neuen deutschen Linien beschossen. Um zwölf Uhr brachen die russischen Regimenter zum ersten Gegenangriff aus ihren Gräben vor, ein zweiter Ansturm folgte nach äußerst gründlicher Vorbereitung durch Trommelfeuer um vier Uhr nachmittags. Die Ostpreußen schlugen die russischen Vorstöße kaltblütig ab und fügten den Feinden furchtbare Verluste zu. In diesen Kämpfen wurde eine ganze russische Division nahezu vollständig aufgerieben; die Deutschen dagegen hatten verhältnismäßig geringe Opfer zu bringen. Sie nahmen überdies 14 Offiziere und mehr als 900 Mann gefangen und erbeuteten 15 Maschinengewehre.

Mit weiteren feindlichen Gegenstößen war zu rechnen. Was die deutsche Artillerie von den russischen Stellungen übrig gelassen hatte, war ein fast unentwirrbares Durcheinander von Balken, Splittern, Erd- und Eisschollen. In größter Eile mußten deshalb die Trümmerstätten zunächst einmal wieder zur Verteidigung hergerichtet werden. In Nacht und Eis taten die wackeren Truppen ihre harte Pflicht und überwanden große Schwierigkeiten. Neue Gräben wurden gegen die russische Front vorgetrieben (siehe Bild Seite 163) und Vorbereitungen zu neuen Überfällen getroffen. Trotzdem mußte in den letzten Tagen des Januars von weiteren Unternehmungen wegen der Kälte





Kartenskizze zu den Kämpfen im Raume Mitau—Riga.



Vorgetriebener deutscher Schützengraben mit Beobachtungsposten an der kurländischen Front.

Nach einer Originalzeichnung von Kurd Albrecht.

vorläufig abgesehen werden. Bei 30 Grad und mehr unter Null ließ sich kein erfolgversprechender Angriff mehr ausführen, wenn die Kämpfer auch ihr Bestes hergegeben hätten.

Während die Schlacht bei Riga vorbereitet und geschlagen wurde, blieb es an der übrigen Front des Prinzen Leopold verhältnismäßig ruhig; nur die Tätigkeit der Erkundungsabteilungen war lebhaft. Immer wieder brachen einzelne kleine Truppe mit großer Kühnheit in die russischen Linien ein, so westlich von Luck, wo am 24. Januar Teile rheinischer Regimenter aus dem Dorfe Semerynki 14 Gefangene holten. Auch auf feindlicher Seite erfolgten gewaltsame Erkundungen. Eine der umfangreichsten wurde am 28. Januar gegen die osmanischen Truppen des 15. Korps an der Zlota Lipa unternommen. Der russische Massenstoß gelangte auch teilweise in die türkischen Gräben, doch setzten die Türken unverzüglich einen Gegenangriff an, dem die Russen nicht standhalten konnten. Sie wurden trotz verzweifelter Gegenwehr zurückgetrieben und bis über den zweiten Graben ihrer Ausgangstellungen hinaus verfolgt.

An der Front des Erzherzogs Joseph fanden im Verlaufe des Januars, namentlich im Mesticanestigebiet, erbitterte Angriffe der Russen statt. 30 Kilometer nördlich von der Dreiländerecke, wo Ungarn, die Bukowina und Rumänien zusammenstoßen, führt eine Eisenbahnlinie und die wichtige Paßstraße von Kimpolung über das Mesticanestigebiet nach der Goldenen Bistritz, an der sich flußabwärts die Straße nach Dorna Watra öffnet. Dorthin hatten die Russen trotz zahlreicher Umgehungs- und Durchbruchsversuche von Osten und Südosten und trotz monatelanger Kämpfe nicht kommen können. Nun wollte sich General Letschitzki den Weg von Norden an die Goldene Bistritz bahnen, um von hier aus einen Keil zwischen die in der Bukowina und die in Rumänien fechtenden Streitkräfte der Mittelmächte zu treiben und die Linie der verbündeten Kämpfer in Rumänien womöglich aufzurollen. Dieser Weg führte durch das Mesticanestigebiet. Nur schwache Streitkräfte von Gendarmen, Honved und abgesessenen Kavalleristen des Obersten Papp konnten in dem wilden Berggebiet den Feinden entgegengestellt werden, aber die wenigen Männer zeigten sich der russischen Übermacht gewachsen.



Angriff deutscher Stoßtruppen an der Dünafront.

Vor Eintritt des Winters gelang es den Russen trotz starker Artillerie und Infanterie, die hier eingesetzt wurde, nur, den östlichen Tunnelausgang des Mesticanesti zu erreichen und festzuhalten. Dann kam die strenge Kälte, die überall hemmend wirkte. General Letschitzki meinte jedoch, daß die Kälte seinen Absichten gerade günstig sei, und er setzte deshalb um die Mitte des Januars äußerst schwere Angriffe gegen das Mesticanestigebiet an. In der Dämmerung eines Winternachmittags brachen nach kurzem, aber nachdrücklichem Trommelfeuer die Russen gegen die Stellungen der Verbündeten vor, doch konnten sie im Sperrfeuer der österreichisch-ungarischen Artillerie nicht vorwärts kommen. Nach dem völligen Mißlingen dieses Überrumpelungsversuches bereitete der russische Führer einen anderen Angriff vor, indem er seine Streitkräfte, vor allem die Artillerie, vermehrte.

Vom 27. Januar an kam es dann zu einer ganzen Reihe äußerst wuchtiger Vorstöße, die für die Russen ungewöhnlich opferreich waren. Je ein Kampftag und ein Ruhetag folgten einander in diesem Abschnitt bis über den Ausgang des Monats Januar hinaus. Aber den Russen gelang es nicht, eine endgültige Entscheidung herbeizuführen. Zehnfacher russischer Übermacht gegenüber gaben die Österreicher und Ungarn zwar ihre vorderste Linie preis, doch ihre Nachhuten hinderten den Feind am raschen Nachdrängen und verschafften dadurch den Hauptkräften die Möglichkeit, sich in einer längst vorbereiteten rückwärtigen Stellung einzurichten. Als die Feinde über wahre Haufen toter Russen in die von den k. u. k. Truppen aufgegebenen Stellungen eindrangen, fanden sie diese vom Trommelfeuer völlig vernichtet und unbrauchbar vor und mußten sich erst



Nach einer Originalzeichnung von Ad. Wald.

platz kraftvoller Vorstöße der Truppen der Mittelmächte und verzweifelter Gegenangriffe der Russen und der hier noch kämpfenden Reste des rumänischen Heeres. Am 18. Januar erschien die 70. Verlustliste der Rumänen. In ihrer Endaufrechnung wies sie die Namen von 376 538 Mannschaften und 11 349 Offizieren, darunter 16 Generalen, als gefallen, verwundet und vermißt auf. Hierzu kamen bis Ende Januar noch über 200 000 Gefangene. Die fortschreitenden Aufräumungsarbeiten förderten weitere Ergebnisse über die Zahl der rumänischen Toten zutage; im Raume von Campolung zählte man auf einem einzigen Quadratkilometer 6000 tote Rumänen. Überall tauchten gegen Ende des Januars in Dörfern und Städten auch noch Hunderte vollkommen verwilderter rumänischer Soldaten auf, die sich wegen des harten Winters in ihren abgelegenen Schlupfwinkeln nicht mehr zu halten vermochten. Unter Berücksichtigung aller Umstände konnte angenommen werden, daß den Rumänen von den 600 000 Mann, mit denen sie in den Krieg gezogen waren, wenig mehr als 100 000 geblieben sein dürften.

Um den 20. Januar nahmen unter der Einwirkung des Winters die Zusammenstöße der Gegner allmählich auf der ganzen Linie an Zahl und Wucht ab. Am heftigsten wurde noch im Gebirge in den zum Sereth führenden Tälern gefochten, wobei manch schneidiger Vorstoß gute Ergebnisse brachte. Ebenso erfolgreich erwies sich auch wieder das gruppenweise Heranpirschen der Deutschen, wie es die Feinde schon Anfang November in den rumänischen Karpathen kennen gelernt hatten (siehe Bild Seite 166).

In den letzten Januartagen kam die Gefechtstätigkeit auf der ganzen Front zur Ruhe. Zwar waren auf seiten der Angreifer, als ununterbrochene Schneefälle eintraten, alle Gefährte in Schlitten umgewandelt und auch sonst alle entsprechenden Vorkehrungen getroffen worden, für die die Truppen in den Karpathen in zwei Wintern die Erfahrungen gesammelt hatten, aber der Schnee deckte alle Ziele mit seiner weißen Decke zu, und Schneegestöber verwehrte der Artillerie die Feststellung ihrer Treffergebnisse. Schnee und Kälte trieb die Grabenbesatzungen in die Unterstände, Schnee deckte auch die Schützengräben zu und machte in ihnen jeden regelrechten Verkehr unmöglich.

Am mittleren und unteren Sereth waren die Verhältnisse günstiger, und die Truppen der Mittelmächte befanden sich durchweg in besseren Stellungen als die Feinde. Am Mittelpfeiler der

einmal zu sichern trachten, was nicht ohne neue Verluste abging. Im Dunkel des ein Kilometer langen Tunnels von Mesticanesti, dessen Westausgang in den Händen der Verteidiger blieb, spielten sich furchtbare Handgranatenkämpfe ab, in denen die Russen trotz zahlreicher Opfer nicht die Oberhand gewinnen konnten. Nach vier ganz großen Stürmen war Letschitzki nicht über zwei bis drei Bergkuppen vorangekommen. Sämtliche Randhöhen auf dem westlichen Ufer der Goldenen Bistritz blieben im Besitz der Österreicher und Ungarn.

Den Anschluß an das Mesticanestigebiet bildete die Front in **Rumänien**, wo um den nördlichen Teil der Serethlinie gerungen wurde. Das Trotustal wie das Slanic-, Casinu- und Putnatal blieben auch im Monat Januar der Schau-

Serethlinie, bei Fundeni, konnte die stark südwestlich ausbiegende Flußschleife des Sereth ständig unter Feuer gehalten werden, so daß die Gegner dauernd Verluste erlitten. Auch die Festung Galatz stand weiterhin unter planmäßigem Artilleriefeuer, durch das alle russisch-rumänischen Befestigungen nach und nach immer mehr litten.

Zur Regelung und Sicherstellung der Nachschübe für die verbündeten Streitkräfte war es besonders günstig, daß sie die großen Orte Braila, Rimnicul-Sarat und Focsani ihren Zwecken dienstbar machen konnten. Munition und Truppen mußten ständig nach vorn gebracht und der Wichtigkeit der Abschnitte entsprechend verteilt werden (siehe die Bilder Seite 167). Die eingetretene Kampfpause erleichterte die Versorgung der Truppen wesentlich, und sie ermög-

lichte gleichzeitig die Abfuhr der erbeuteten großen Vorräte an Bodenschätzen des Landes. Hauptsächlich wurden auch Petroleum und Benzin aus den Bukarester Lagern (siehe die Bilder Seite 168) in ihre Bestimmungsorte gesandt.

Für die Soldaten, die auf diesem Teil der Front verwundet wurden, hatten die Bulgaren unter anderem auch in Constanza, dem Hafen am Schwarzen Meer (siehe die Bilder Seite 169), Lazarette errichtet, die mit allen nötigen Einrichtungen versehen waren und wo Verwundete und Kranke Genesung und Erholung finden konnten. Gerade dieser Küstenort hatte für diesen Zweck seine besonderen Vorzüge.

* * *

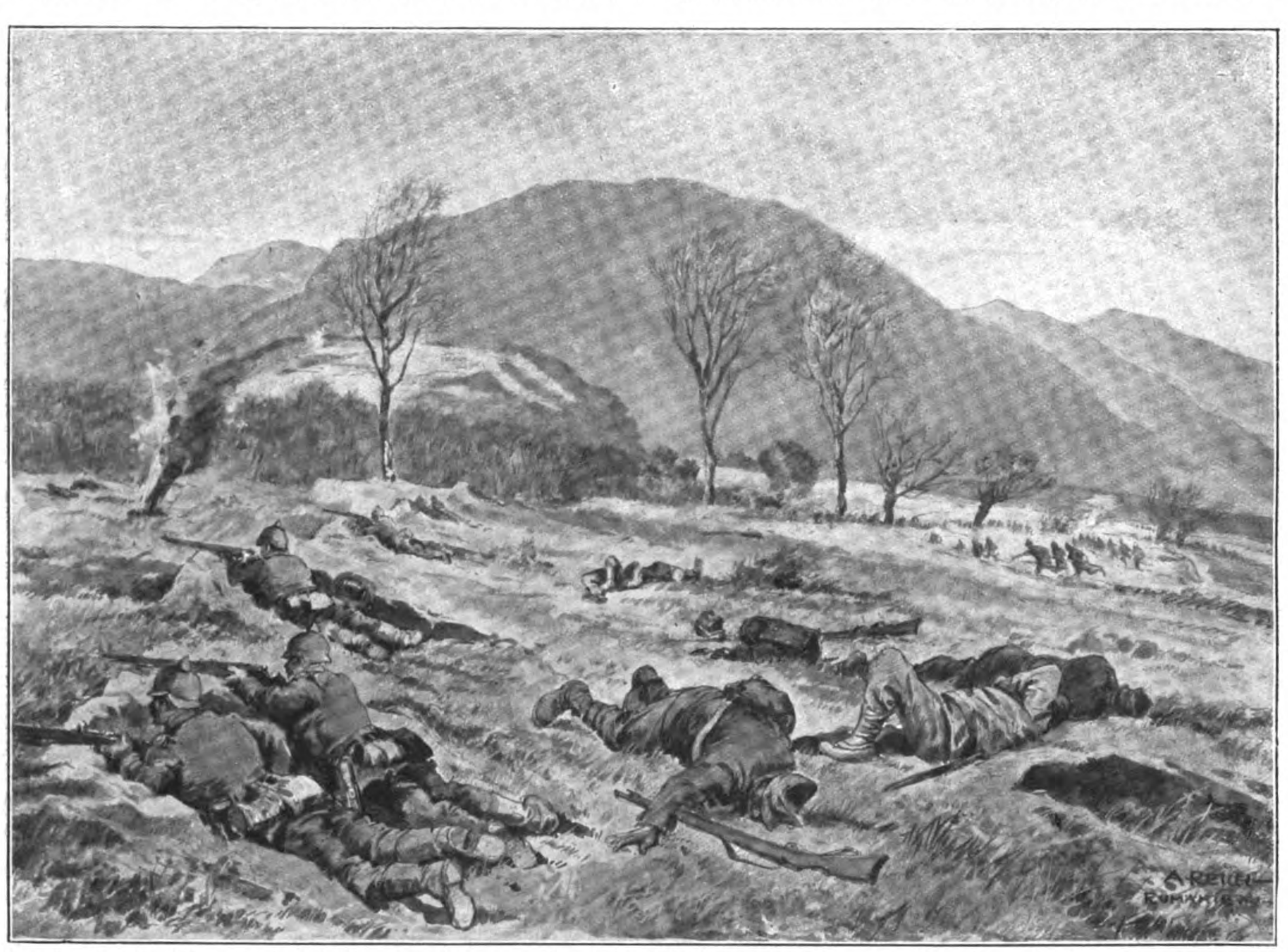
An der Front in **Mazedonien** setzten Sarrails Truppen ihre Feuerüberfälle mit anschließenden überraschenden Vorstößen fort. Ein Erfolg war ihnen aber damit weder an der Struma, noch am Doiransee, noch im Cernabogen, wo die Hauptangriffe im Monat Januar stattfanden, beschieden. Dagegen machten Erkundungsabteilungen des Vierbunds öfter auf allen Teilen der Front Gefangene und gute Beute.

Über das Schicksal der Armee Sarrails war man sich im Vierverbandslager immer noch nicht einig; man konnte sich nicht darüber klar werden, ob es besser sei, die Armee ganz zurückzuziehen oder ihren Bestand zu erhöhen. Zudem mehrten sich unter dem Druck der verstärkten Truppen der Mittelmächte die Schwierigkeiten, die sich der Versorgung der Armee entgegenstellten, so sehr, daß die Italiener den Anforderungen nicht gewachsen waren und infolge deutscher und bulgarischer Truppenbewegungen ihre Verbindung mit Valona wieder aufgeben mußten. Mit den Fortschritten der Vierbundsarmee in Rumänien war ja eigentlich auch die Ausführung des großzügigen Planes des Vierverbands, über den Balkan hinweg eine Verbindung mit Rußland zu gewinnen, unmöglich geworden. Ein Angriff auf die „Lebensader" der Mittelmächte, die Bahnverbindung von Berlin nach Konstantinopel, sollte anscheinend aber doch noch einmal von Sarrail versucht werden. Dieser hatte auch größere Bewegungsfreiheit gewonnen, weil sich die Gefahr, die von Griechenland drohte, verringert hatte. Die griechische Regierung wurde durch die Blockade der Vierverbandsmächte gezwungen, die Bedingungen der „Schutzmächte" zu erfüllen. Die Athener Garnison huldigte sogar, wie verlangt, den Flaggen der „Schutzmächte", was mit als Genugtuung für den Aufstand der Bevölkerung und von Teilen der griechischen Armee, der sich im Dezember 1916 ereignete, gelten sollte. Auch der Abtransport der griechischen Soldaten und Waffen nach dem Peloponnes wurde ausgeführt.

* * *

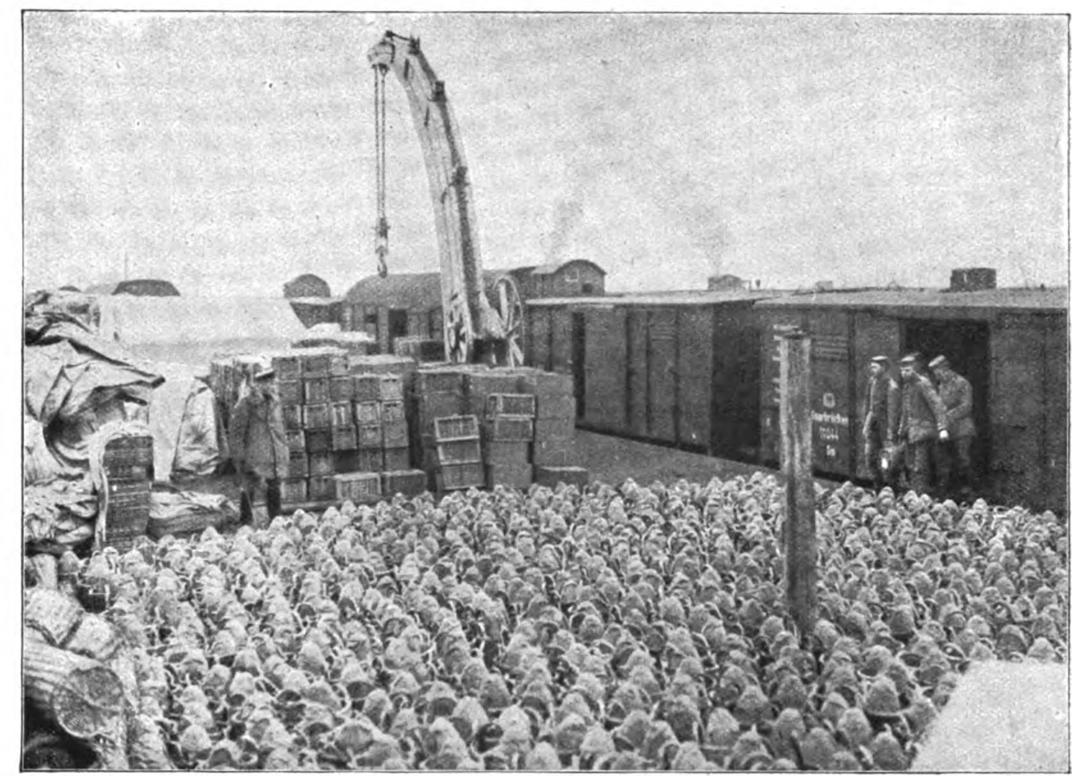
Die **Italiener** hatten ihre neue Offensive noch nicht begonnen, sondern waren immer noch mit Vorbereitungen beschäftigt. Die dadurch eingetretene Kampfpause gab auch den Österreichern und Ungarn Zeit und Gelegenheit, ihre Stellungen im Gebirge weiter auszubauen und ihnen größere Widerstandsfähigkeit, als sie bisher schon besaßen, zu verleihen. Sie hatten Zeit gehabt, Maschinen und Material aller Art zum Bohren und Sprengen im harten Fels heranzuschaffen und mit ihrer Hilfe Schutzbauten zu errichten, gegen die auch das feindliche Artilleriefeuer nichts ausrichten konnte. Für das leibliche Wohl der Mannschaften wurde ebenfalls trefflich gesorgt. In größeren Felsenhöhlen, die sich nicht weit hinter der Feuerlinie befanden, siedelten sich Feldküchen an (siehe Bild Seite 171), aus denen sich die Soldaten warme Speisen und Getränke holen konnten.

Gegen Ende Januar hatte eine kräftige Bora den Himmel reingefegt und gute Sicht geschaffen; Artillerie und Flieger machten sich auf beiden Seiten das günstige Wetter zunutze. Aber auch die Infanterie geriet in lebhafte Bewegung. K. u. k. Abteilungen gingen an zahlreichen Punkten der Karstfront überraschend aus ihren Stellungen zu Sturmangriffen vor, um gewaltsame Er-



Vorgehen einer deutschen Infanterieabteilung im Sturm gegen Monte Miglele (1299 Meter) in den rumänischen Karpathen (Anfang November 1916).
Nach einer Originalzeichnung des auf dem rumänischen Kriegschauplatz weilenden Kriegsmalers A. Reich-München.

kundungen auszuführen (siehe Bild Seite 170). In der Nähe von Görz überfiel ein österreichisch-ungarisches Jagdkommando am 22. Januar einen feindlichen Graben, holte daraus 3 Offiziere, 134 Mann und 3 Maschinengewehre und kehrte dann plangemäß in seine Stellungen zurück. Im Abschnitt östlich von dem Doberdosee stürmte in der Nacht zum 28. Januar eine Abteilung des Infanterieregiments Nr. 91 gegen die italienischen Gräben vor und nahm 31 Italiener gefangen. Tags darauf glückten den k. u. k. Streitkräften auch im Görzischen an zwei Punkten Überfälle. Das Infanterieregiment Nr. 71 drang bei Kostanjovica in die feindlichen Stellungen ein, die nach Überwindung kräftigen Widerstandes der Italiener zerstört wurden. Dann kehrte es mit 146 Gefangenen und 2 Maschinengewehren zurück. Ebenfalls 2 Maschinengewehre und dazu 27 Gefangene brachten Abteilungen des Landsturminfanterieregiments Nr. 2 von einem ähnlichen Überfall bei Vertojba zurück. (Forts. folgt.)



Deutsche Munitionsverladestelle in der Walachei. Phot. M. F. u. F.

Illustrierte Kriegsberichte.

Heldentat des Majors Viola.

Von Roda-Roda.

Der Karpathenwinter ist überaus rauh; im Ostteil Siebenbürgens setzt er noch früher ein und ist noch stetiger, noch anhaltender als sonst irgendwo in den Randbergen Ungarns. Der Soldatenwitz hat für Siebenbürgen nicht umsonst den Namen „Siebenbirien" erfunden. Die Österreicher und Ungarn hatten bei ihrem Vorrücken über die Berggrenze an den Sereth Schnee und Kälte arg zu spüren.

Von Csik-Szereda führen eine Straße und eine Eisenbahn über den Gyimespaß nach Tirgul Ocna, in die Moldau. Der Gyimespaß ist eingepreßt von dichtbewaldeten, schwarztannichten, weglosen Hängen. Rechts liegt eine Ruine aus Rakoczys oder noch älteren Zeiten und ein Kirchlein. Quer überbrückt den Paß ein Viadukt; darauf setzt die Eisenbahn über die Straße und den Tatrosbach. Der Viadukt ist unversehrt. Hinter ihm beginnt der Schlauch ins Rumänische, anderthalb Kilometer lang. Außerhalb des Passes ist kein Fortkommen, im Urwald keine Orientierung.

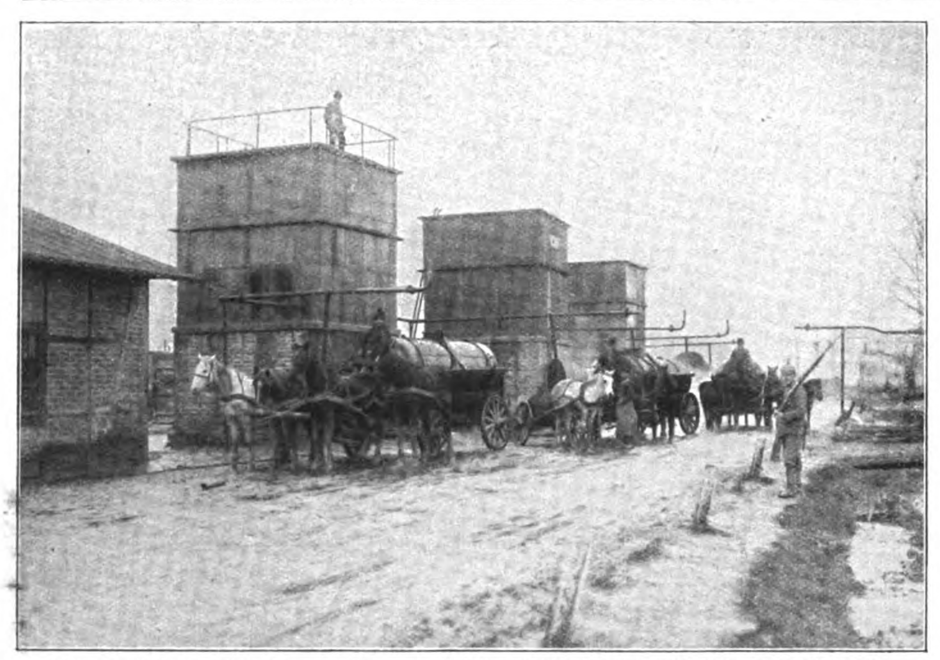
Die 7. rumänische Division hatte sich auf ihrem Rückzug aus Siebenbürgen am Fuß des Csikgebirges bei Szepviz zu kurzem Widerstand gestellt, wurde aber von Honvedtruppen überrannt. Das Dörfchen Szepviz lohte bis auf ein paar Hütten durch Brandgranaten auf. Die rumänische Division flutete durch den Paß in die Moldauebene.

Bei Palanka, am Ostausgang des Passes, war noch ein Nachhutgeplänkel um Zeitgewinn; der rumänische Train wäre sonst erstickt in dem schmalen Bachtal, das sich an den Schlauch schließt.

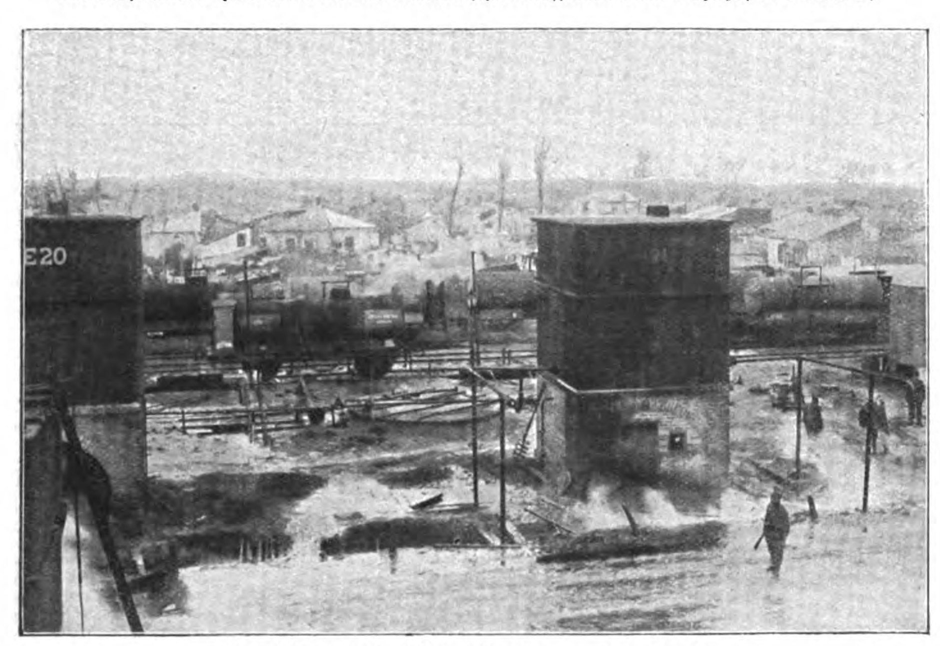
Der Feind hatte hier in Friedenszeiten sehr umfang-



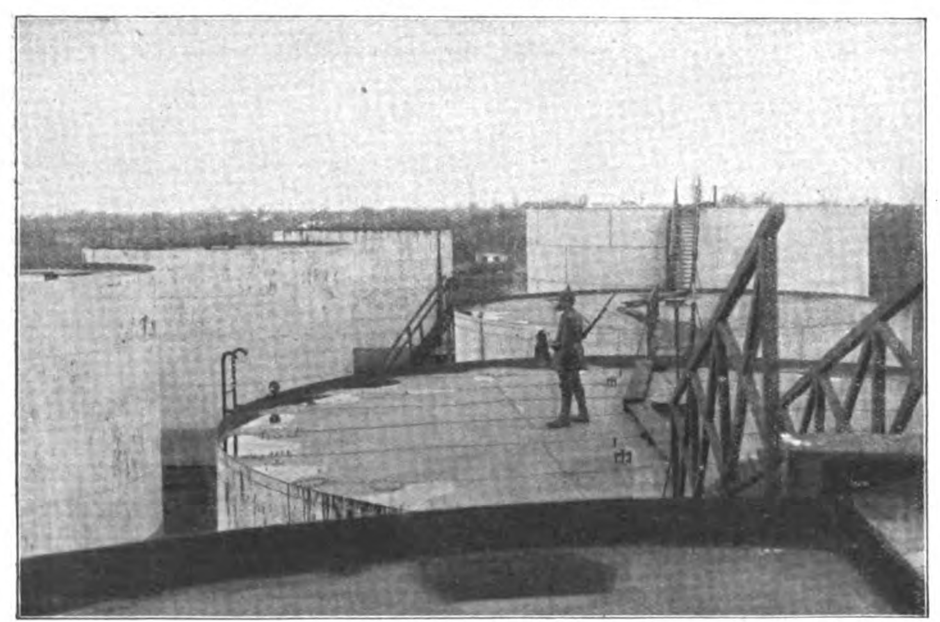
An die Front ziehende Bosniaken in Rimnicul-Sarat. Phot. M. F. u. F.



Abtransport von Petroleum aus den rumänischen Raffinerien am Bahnhof von Bukarest.



Wegführen wohlgefüllter Benzinwagen in Bukarest.



Die unversehrten Petroleumlager am Bukarester Bahnhof unter deutscher Aufsicht.

Die Sicherung der erbeuteten Petroleum- und Benzinvorräte in Bukarest.

Phot. M. F. u. F.

reiche Befestigungen errichtet. Rasch gelangten die k. u. k. Truppen in den Besitz der ersten rumänischen Verteidigungslinie. Sie ist auch die letzte. Der im leichten Ansturm nach der Kriegserklärung so glückliche, siegesbewußte Gegner dachte nicht daran, daß er zwölf Tage nach der Bedrohung Szaszregens und Marosvasarhelys auf eigenem Gebiet zu kämpfen haben würde, und er ließ den Weg von der Grenze bis zum Sereth offen.

Eines Tages überschritten ungarische Regimenter bei der Verfolgung der Rumänen den Gyimespaß; ihre Vorhuten strebten schon dem Bahn- und Straßenknotenpunkt Comanesci, der Moldauebene zu. Auch südlich der Paßstraße, auf den Begleithöhen, waren österreichisch-ungarische Kräfte im Vorrücken. Die Gefahr eines Durchbruchs der rumänischen Front lag nahe; hier oder dort würden sich die Angreifer zwischen die rumänische Hauptmacht und den kurzen gegnerischen Nordflügel, gröber gesagt, zwischen Rumänen und Russen zwängen. Dann wäre alles verloren; man mußte die Österreicher und Ungarn um jeden Preis aufhalten. Der Kronprinz von Rumänien eilte selbst heran, um Offizier und Mann zur entschiedensten Tapferkeit zu mahnen.

Die Bedrängnis der 7. Division wuchs, als kaiserliche Truppen überdies aus dem Uztal, weit südlich des Gyimespasses, kamen und bei Darmanesti die Straße nach Tirgul Ocna, die einzige Rückzugslinie, offenbar sperren wollten.

Nur eine waghalsige Tat konnte Rettung bringen. Die Tat geschah, aber Rettung brachte sie nicht — dank dem Mut und der Entschlußfähigkeit unseres Majors Viola.

Der Hergang spielte sich ab wie folgt:

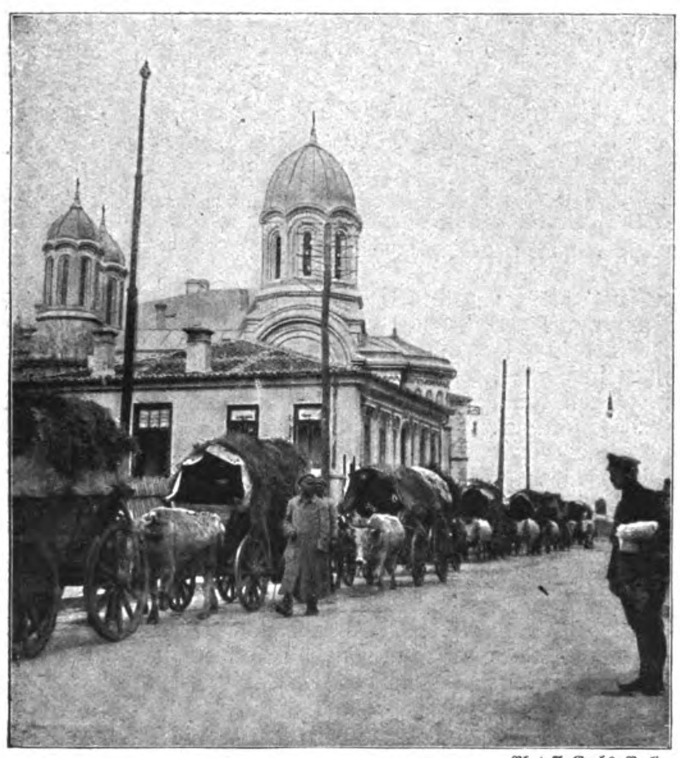
Die ungarischen Verfolger marschierten den Rumänen auf der Gyimesstraße nach in der Richtung auf Comanesci. Ordnung: Vorhut, in einiger Entfernung das Infanterieregiment Viola, dann Artillerie und Train, dahinter wieder Infanterie.

Die Rumänen hatten sich bei Straja zum Widerstand gerüstet und beschossen von da aus auf das ausgiebigste unsere Vorhut mit Kanonen. Gleichzeitig kehrte die 14. rumänische Brigade, durch Ortskundige geführt, auf der Gyimesstraße um, bog nach Norden in die Wälder und ging dann zurück auf die Reichsgrenze zu. Während die Hauptmacht der 7. Division die Unseren auf der Straße selbst aufzuhalten und zu beschäftigen hatte, sollte die abgetrennte rumänische Brigade uns weit nördlich umgehen und im Rücken fassen. Die der 7. Division zugeteilte 14. Brigade des Feindes erkletterte bei Nacht ohne Weg und Steg den Monte Muncelu. Einige Gefangene sagten aus, daß man absichtlich ohne Sicherung vorging, um sich nicht durch kleine Abteilungen, die in unsere Hände fallen konnten, zu verraten. Die Gewehre waren nicht geladen, damit kein Schuß vorzeitig knalle, und die Pferde ließ man zurück, um Geräusche möglichst zu vermeiden. Die Maschinengewehre wurden von Soldaten auf den Schultern

getragen und kleine Infanteriegeschütze zog die Mannschaft. Nach zwölf Stunden Marsches war der Gegner auf der Höhe von Agasa, den Unseren genau in der Flanke. Nun verzweigte sich die 14. Brigade auf drei Ziele: ein Teil ging nach Osten, dem Regiment jenes Majors Viola, das die Spitze bildete, in den Rücken; der zweite und schwächste Teil, gleichsam die feindliche Reserveabteilung in der Richtung Agasu, wartete einstweilen zu; der dritte Teil endlich stürzte sich westwärts auf die k. u. k. Nachhut, um sie am Eingreifen zugunsten Violas zu hindern. Somit stand das Regiment Viola zwischen zwei Feuern: den Kanonen und dem rumänischen Gros von Straja einerseits und dem linken Teil der 14. Brigade vom Monte Muncelu anderseits.

Im übersichts- und verbindungslosen Urwald müssen überspitzte, wenn auch noch so gut ausgedachte, noch so kühn durchgeführte Unternehmungen mißlingen. Auch die Rumänen hatten kein Glück. Ihr Verhängnis kam von der Muncelumittelgruppe, der Reserve.

Der Kommandant dieser Reserve stand beobachtend ein Kilometer weit im Wald, oberhalb Agasu, als er unten auf der Gyimesstraße unsere Artillerie und den Train friedlich und ahnungslos, singend in den Tag hinein marschieren sah.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Bulgarischer Verwundetentransport in einer Straße von Constanza.

Er, wie jeder andere an seiner Stelle, knatterte los. Ungeheure Verwirrung in den Bespannungen. Pferde fallen, ratlose Kutscher flüchten, Fuhrwerke stürzen bunt durcheinander. Im ersten Augenblick sieht es wie ein rumänischer Sieg, wie eine Katastrophe aus.

Und dann rasch, nach einer Stunde Fechtens schon, kam die Lösung.

Major Viola von dem an der Spitze ziehenden Regiment, vorn aus Straja von dichten Scharen und von Artillerie beschossen, hört den Lärm des Gefechtes hinter sich. Sofort begreift er den Zusammenhang. „Die Vorhut — Angriff auf Straja! Das Regiment — kehrt, gegen die umgehende Muncelubrigade!“

Major Viola läßt Kompanien nach Norden ausschwärmen und die Munceluleute umfassen, von ihrer Hauptmacht abschneiden.

Das Ergebnis war überraschend. Die 14. Brigade hatte aufgehört zu sein; der Brigadier, ein Regimentskommandant, ein Bataillonskommandant, zwei Kompanieführer und zwölf Offiziere hatten sich auf Gnade oder Ungnade ergeben; die Mehrheit der Mannschaft warf die Waffen und die Rüstung hinter sich und war weit weg, nach Nordosten in die Berge geflohen.

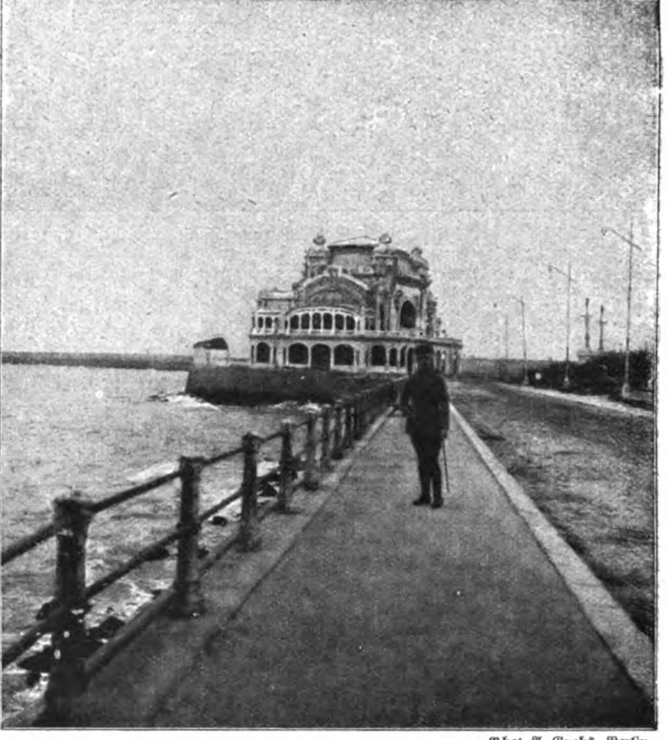
Der Streich der feindlichen Brigade war fehlgeschlagen, weil die Reserve vorwitzig losging, weil die Hauptmacht der 7. Division bei Straja, durch unsere Vorhut eingeschüchtert, versagte; weil ... nun, weil eben auf dem Kriegstheater verwickelte Handlungen meistens stocken, nicht jeder Mitwirkende auf das Stichwort aus der Kulisse tritt.

Die Verwaltung von „Ober-Ost“.

Von Dr. Hermann Schönleber.

II.

Die größte und dringlichste Sorge der Verwaltung lag zunächst auf dem Gebiet des Wirtschaftslebens und der Gesundheitspflege. Die Menschen mußten leben und zu essen haben, und sie mußten gesund sein, das letztere besonders auch der ständigen Berührung mit unseren Truppen halber. Was zunächst die Gesundheitspflege anbelangt, so fanden die Deutschen bei ihrem Einzug geradezu eine Wüste vor. Hygiene im neuzeitlichen Sinn war selbst in den Städten ein kaum bekannter Begriff. Der Ärzte waren wenige und die wenigen nicht viel wert, ebenso die Apotheker. Wenn Seuchen wie Cholera, Pocken, Flecktyphus und so fort unter der einheimischen Bevölkerung nicht verheerender auftraten, so kam dies nur daher, daß diese durch die ständige Wiederkehr zum großen Teil immunisiert war. Hier setzte nun die deutsche Verwaltung ein mit dem ganzen Rüstzeug der deutschen Wissenschaft, den Augiasstall rücksichtslos auszufegen: Impfung, Entlausung, Desinfektion, Säuberung der Straßen, Gewässer und Brunnen, Reglung der Aborte, des Abfuhrwesens, der Kanalisation, Kontrolle der Lebensmittel. Ganze große Stadtbevölkerungen wurden und werden in die Entlausungsanstalten geführt, und zwar in regelmäßiger Wiederkehr. Das war, wie so manches andere, lästig für die Betroffenen, aber der Erfolg war durchschlagend. In Wilna, wo die Verhältnisse besonders betrübend gelegen hatten, wurde die Sterblichkeit binnen Jahresfrist auf ein Drittel herabgedrückt, die Cholera war ganz beseitigt, Typhus nur noch vereinzelt, Flecktyphus in ständiger Abnahme. Man konnte unsere Truppen, zumal auch bei ihnen alle hygienische Vorsorge getroffen ist, ohne Furcht in die Städte und Dörfer legen.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Deutscher Offizier auf der Strandpromenade von Constanza.

Die wirtschaftlichen Quellen des Landes wieder fließen zu machen, konnte nach Lage der Dinge nur teilweise und nur allmählich gelingen. Wilnas blühender Handel war mit einmal abgerissen und vorderhand nicht wieder herzustellen; die Industrie, hauptsächlich in dem Bezirk Bialystok-Grodno zu Hause, leidet wie bei uns daheim an dem



Sturmangriff österreichisch-ungarischer Truppen an der italienischen Front. Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Mangel an Rohstoffen. Aber ein Glück für das Land ist es, daß sein Hauptwert und seine Hauptkraft in seinem Boden, in seiner Land- und Forstwirtschaft ruhen. Mit einer richtigen, auf wissenschaftlichen Grundsätzen fußenden Nutzung der ungeheuren Forsten des Landes, besonders des Südens, hat erst der Deutsche begonnen. Ohne Raubbau zu treiben und überall, wo er Holz schlug, für alsbaldige Wiederaufforstung besorgt, hat er Millionenwerte flüssig gemacht, die dem Lande und dem Bedarf des Heeres und der Marine zugute kommen. Die forstwirtschaftliche Erschließung des großen Waldes von Bialowicz, jenes gewaltigen kaiserlichen Jagdgeheges südlich von Bialystok, ist geradezu ein Muster- und Meisterwerk zu nennen, das um so höher anzuerkennen ist, als dem Charakter des Waldes als einzigartigem Naturdenkmal nicht zu nahe getreten ist. Und aus der Landwirtschaft des Gebietes von Obost hat die deutsche Verwaltung trotz der Verwüstung des Landes, trotz seiner Entblößung von Menschen, Vieh und Gespannen, trotz vielfach ausgefallener Winterbestellung und trotz einer nach besseren Hoffnungen schließlich doch enttäuschenden Ernte dank zielbewußter umfassender Arbeit und Anspannung aller irgend verfügbaren Kräfte der Bewohner und des Heeres im Wirtschaftsjahr 1915/16 mehr herausgeholt, als im Durchschnitt der letzten vorangegangenen Friedensjahre geerntet worden war. Ist dem Lande in dem neuen Jahr einigermaßen günstige Witterung beschert und bleibt es, was wir zuversichtlich hoffen, von kriegerischen Rückschlägen verschont, so werden wir erst recht erleben und ermessen können, welcher Leistungen es in Körner- und Futterbau, in Pferde- und Viehzucht fähig ist, wieviel es an Brot und Fleisch über seinen eigenen Bedarf hinaus zu erzeugen vermag.

Die politische Leitung des Landes ist einesteils erleichtert, andernteils erschwert durch die Vielsprachigkeit und die religiöse Spaltung. Erleichtert, weil die Gegensätze in dieser Beziehung eine Zusammenballung etwa vorhandener Bestrebungen des Widerstands verhindern, erschwert, weil eine schonende Rücksicht auf Volkstum und Religion — und die nimmt die deutsche Verwaltung in vollem Maß — mannigfache Umständlichkeiten mit sich bringt. Im Norden, in Kurland, sitzen neben den deutschen Rittergutsbesitzern und Stadtbürgern die protestantischen Letten, in Litauen überwiegend römisch-katholische Litauer, in Wilna-Suwalki ebenfalls Litauer, dann, besonders in den Städten, Polen und daneben auch schon Weißrussen, die in dem Bezirk Bialystok-Grodno mit ihrer Hauptmasse wohnen und zum Teil römisch-katholisch, zum Teil orthodox (griechisch-katholisch) sind. Überall dazwischen sitzen in sehr starken Anteilen die Juden, die sich hier, wie im Osten überhaupt, nicht national eingliedern, sondern ihr Stammesleben für sich führen, auch ihre eigene Sprache reden, ein aus dem Mittelhochdeutschen abgeleitetes, viel mit fremden Bestandteilen vermengtes Deutsch, das „Jiddisch". Endlich finden sich vielfach eingesprengte kleinere oder größere Reste alter deutscher Kolonien. Im allgemeinen kommt die deutsche Verwaltung mit der Bevölkerung aller Stämme und Konfessionen gut aus. Was sie abzuwehren hat, sind da und dort auftretende Versuche eines bestimmten Volkes, Übergewicht und Vorzugsrechte vor den anderen zu gewinnen. Besonders die Polen sind darin sehr eifrig. Das gibt es natürlich nicht; gleiches Recht für alle ist unbedingter Grundsatz. Für die Strenge der Stammes- und Rassenschranken ist es aber bezeichnend, daß zum Beispiel die Armenfürsorge Wilnas — sie hat ein reiches Feld — nur in der Form einheitlich zu regeln war, daß man die Unzahl konfessioneller und nationaler Sonderorganisationen in einer lose darüber gesetzten städtischen Armenkommission zusammenfaßte. In der mit den Wilnaer Arbeitsstuben, einer sehr segensreichen, vornehmlich dem Jugendschutz dienenden Einrichtung, verbundenen Ausstellung heimischer Gewerbserzeugnisse mußten je eine gesonderte litauische, weißrussische, polnische und jiddische Abteilung geschaffen werden, in der jeder Stamm seine Kunstfertigkeit besonders zeigen konnte. Und so geht es durch alle Erscheinungen des öffentlichen Lebens hindurch. Das spezifisch Russische, trotz aller Russifizierungsanstrengungen auf eine dünne Oberschicht beschränkt, die mit dem russischen Heere abgezogen war, spielt keine Rolle mehr. Die deutsche Verwaltung setzt als Vermittlungssprache überall das Deutsche ein. Deutsch ist, soweit es irgend praktisch angeht, die Sprache der Behörden und des öffentlichen Verkehrs, alle Aufschriften an den öffentlichen Gebäuden, Straßen, Läden sind deutsch, allein oder neben der oder den Landessprachen, in allen öffentlichen Bekanntmachungen steht das Deutsche den örtlichen Sprachen voran. Die Juden, die meist vermöge ihres Dialekts auch das Hochdeutsche verstehen, bilden die geborenen Dolmetscher. In allen Schulen wird von der untersten bis zur obersten Stufe in möglichst vielen Stunden Deutsch gelehrt, das Lehrpersonal, auch das einheimische, soll es im Verkehr mit der vorgesetzten

Behörde gebrauchen, ist also darauf angewiesen, es sich so rasch wie möglich anzueignen. Auch sind in den Städten vielfach deutsche Kurse für Erwachsene eingerichtet.

Wir wären im übrigen nicht Deutsche, wenn wir nicht auch in Obost der Schule, vor allem der Volksschule, alsbald besondere Aufmerksamkeit zugewendet hätten. Einen allgemeinen Schulzwang freilich wie in der Heimat einzuführen, konnte nicht in Frage kommen. Dazu hätte schon das Lehrpersonal gefehlt und die Kinder wären bei der Weiträumigkeit und Weglosigkeit des Landes und der dünnen Besiedlung einfach nicht erreichbar gewesen. Wo es aber irgend anging, wurden Schulen eingerichtet, zum Teil mit Lehrersoldaten besetzt, ein Schulzwang aber insoweit durchgeführt, als Eltern, die ihr Kind an einer Schule anmelden, sich auch verpflichten müssen, es regelmäßig zu schicken und sich durch Versäumnis strafbar machen. Eine ganze Anzahl deutscher und landessprachiger Zeitungen dürfen gleichfalls als Mittel der Volksbildung wie als Hilfsmittel der Landesverwaltung in der Durchführung ihrer Aufgabe betrachtet werden, wenn auch bei der immer noch mangelhaften Verbreitung der Kunst des Lesens ihre Wirkung nicht in die Tiefe reicht. Von den deutschen Zeitungen werden fünf von der Verwaltung selbst herausgegeben, zwei sind, wie auch die landessprachigen Blätter, Privatunternehmen unter behördlicher Aufsicht.

Eine ganz eigenartige Aufgabe bildete die Versorgung des Landes mit einem umlaufsfähigen Geld (siehe auch den Artikel Seite 110). Bei der Besetzung des Landes war das bisherige Rubelgeld so gut wie verschwunden, versteckt vor den räuberischen Nachzüglern des russischen Heeres und wegen der allgemeinen Unsicherheit. Ersatz mußte geschafft werden, wollte man einen geordneten Zahlungsverkehr herstellen und zugleich den gewaltigen Abfluß deutschen Geldes nach Obost — man schätzte den Betrag im Oktober 1916 auf 800 Millionen Mark — aufhalten. Aus politischen und wirtschaftlichen Gründen, die im einzelnen auseinanderzusetzen hier zu weit führen würde, entschied man sich für die Einführung eines eigenen Obostgeldes in Rubelwährung, dargestellt in Darlehenskassenscheinen von 100 Rubeln bis zu 50 Kopeken und eisernen Kopekenstücken zu 1, 2 und 3 Kopeken. In dieser Währung werden Zahlungen gegeben und genommen zu einem Kurs von ursprünglich 1 Mark 90 Pfennig, jetzt 2 Mark für den Rubel, und das Geld hat sich nach dem, was man hört, auch ganz gut einzubürgern begonnen. Nebenher geht übrigens in nicht geringem Umfang ein ganz urtümlicher Tauschverkehr in Naturalien. Den Bauern wird die Ernte vielfach nicht mit Geld bezahlt, sondern in notwendigen Nahrungs- und Genußmitteln, die sie sonst schwer bekommen können (Salz, Zucker, Tee) oder in landwirtschaftlichen Geräten.

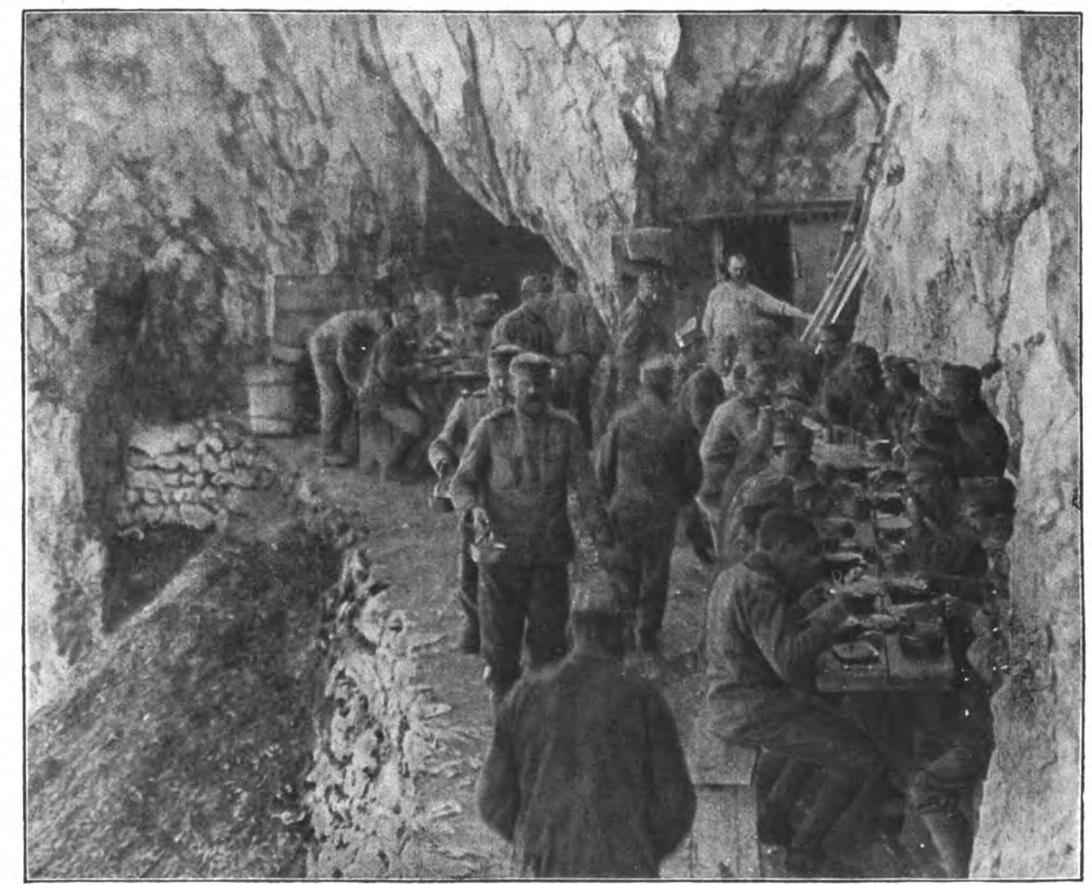
Die Rechtspflege ist so einfach wie möglich gestaltet. Am Sitz jedes Kreises und in jeder kreisfreien Stadt sind in Anlehnung an russische Verhältnisse Friedensgerichte mit einem deutschen Richter als Einzelrichter und sehr weitgehender Zuständigkeit eingerichtet. Über ihnen steht als Berufungsinstanz in Fällen von bestimmt begrenzter Erheblichkeit das Bezirksgericht für den Verwaltungsbezirk und das deutsche Obergericht am Sitz des Oberbefehlshabers. Auch ist in großem Maße den Kreis- und Stadthauptleuten unmittelbare Strafbefugnis eingeräumt. Die wesentlichste Veränderung, die sich den Eingeborenen fühlbar macht, ist immer wieder die, daß diese Gerichte und Verwaltungsstellen alle so vollständig unzugänglich sind für silberne Beeinflussung — für manche Elemente geradezu ein Grund der Abneigung gegen die deutsche Herrschaft. Die große Masse der Bevölkerung aber, insbesondere der kleinen Leute, dürfte gerade diese Seite der deutschen Verwaltung als eine unmittelbare Wohltat empfinden. Die Kosten der Verwaltung werden aus dem Lande aufgebracht, in der Hauptsache durch indirekte Steuern, Zölle und Monopole, teilweise auch durch direkte Steuern und Gebühren. So hat das Land auch seine eigenen Briefmarken, die üblichen deutschen Marken mit dem schwarzen Aufdruck „Postgebiet Ob.Ost". Die Kreise, Städte und Ortschaften erheben für ihre Zwecke Zuschläge zu den allgemeinen Verwaltungssteuern.

* * *

Dies in großen Zügen das Bild der militärischen Verwaltung von Obost. Als sie ins Leben trat, gab ihr Hindenburgs Generalstabschef, der jetzige General der Infanterie Ludendorff, die Losung mit auf den Weg: „In altpreußischer Pflichttreue und Sparsamkeit mit wenigem viel zu erreichen."

Der Erfolg hat bewiesen, daß das System und die Männer, denen es anvertraut ist, der Losung in vollem Maße gerecht geworden sind. Was das künftige Schicksal des Landes sein wird, wir wissen es nicht. Noch sprechen die Waffen und noch lastet des Krieges Härte wie auf der Heimat, so auf dem besetzten Gebiet. Aber auch wenn einmal die deutsche militärische Verwaltung einer anderen Platz machen wird — wir hoffen, es werde wieder eine deutsche sein — dann werden die gerecht Denkenden auch unter den Landesinsassen auf die Zeit der Kriegsverwaltung zurückblicken mit der Überzeugung, daß für ihre Wohlfahrt so gut gesorgt worden ist, als es nach den Verhältnissen menschenmöglich war.

Das Heer und die Heimat aber dürfen dankbar sein, daß das gesteckte Ziel, nämlich die Herstellung und die Erhaltung geordneter politischer und wirtschaftlicher Verhältnisse in dem besetzten Gebiet, zum Nutzen des Ganzen tatsächlich in vorbildlicher Weise erreicht worden ist.



Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Mittagessen österreichisch-ungarischer Soldaten bei einer Feldküche in luftiger Höhe an der italienischen Front.

Vom deutschen Kleinkrieg zur See.

Von Vizeadmiral z. D. Kirchhoff.

(Hierzu das nebenstehende Bild)

Während zu Beginn des großen Weltkrieges das deutsche Vorgehen gegen Schiffahrt und Handel der Gegner sich mehr in Übersee zeigte, wo die Auslandskreuzer und Hilfskreuzer so große Erfolge zeitigten, entwickelte sich mit dem Eingreifen der Minenleger, Unterseeboote, Torpedoboote und der verschiedenen Kreuzergattungen nach und nach ein ebenso tatkräftig durchgeführter Kleinkrieg zur See gegen Schiffahrt und Handel der vielen Gegner in den heimischen Gewässern.

Zuerst fanden die feindlichen Kauffahrteischiffe und auch viele mit Bannwaren beladene neutrale Dampfer und Segler dabei meistens ihr Ende, da eine Wegnahme und Überführung nicht erfolgen konnte.

Bei der Eigenart des Kreuzerkrieges der Unterseeboote war dies nicht anders möglich. Dann vernahmen wir von vielfachem Aufbringen meist neutraler Schiffe in der Ostsee, wo es vielen deutschen Hilfskriegschiffen oft gelang, die genommenen Prisen in die deutschen Häfen einzubringen. In der Nordsee war dies seltener der Fall und meistens nur in der Gegend der flandrischen Küste möglich.

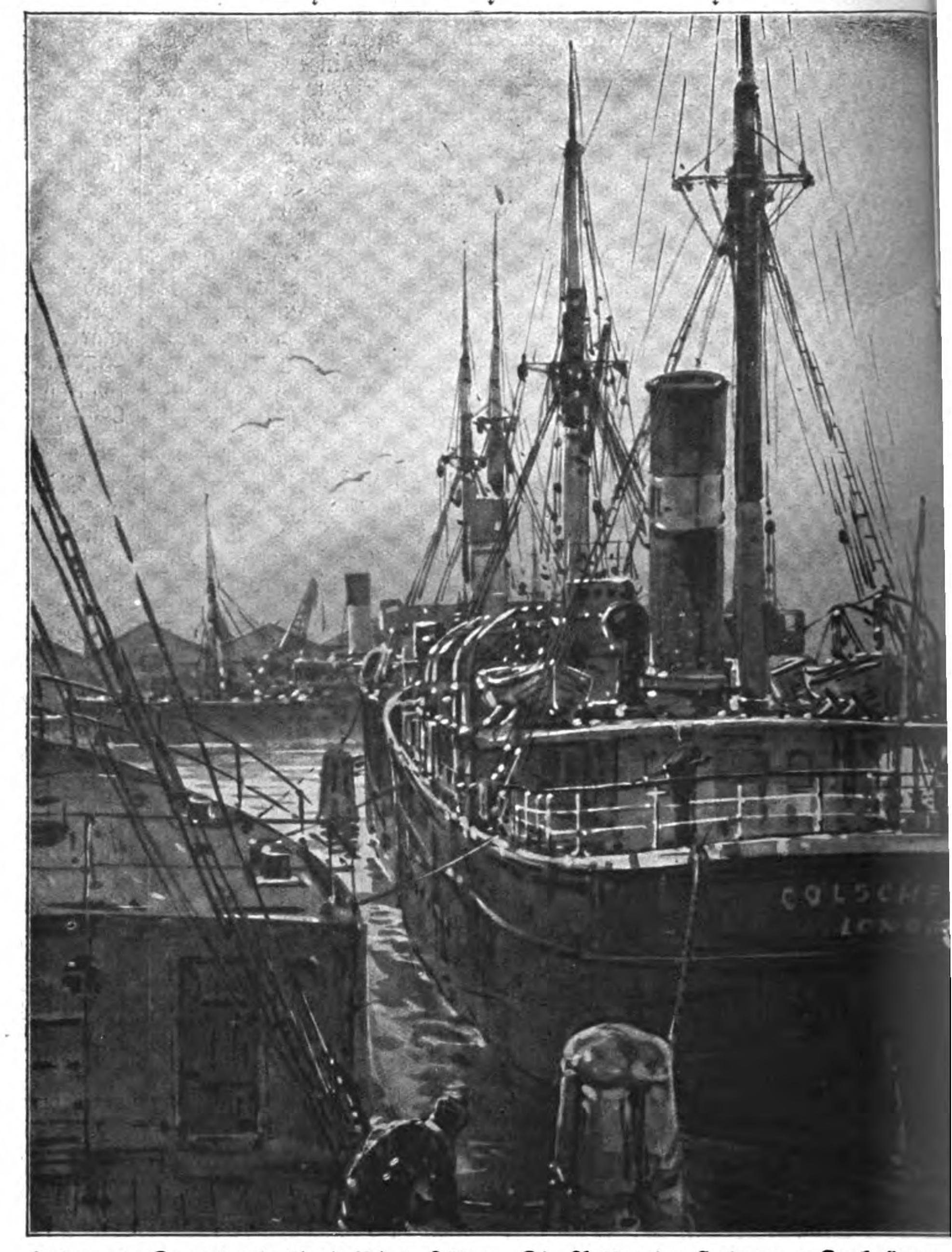
Aber nach der Skagerrakschlacht, jenem großen „Siege" der die Wogen und besonders die des German ocean — so heißt die Nordsee im Englischen — beherrschenden britischen Flotte, wurde das Bild auch dort ein anderes. Nachdem in dieser Schlacht Albions Seemacht, wie es jetzt selbst in ganz Großbritannien erkannt ist, eine schwere Schlappe erhalten hatte und sich zeitweilig ganz von den eigensten Gewässern in die gesicherten Häfen zurückziehen mußte, hatten die wagemutigen deutschen Seestreitkräfte öfters am östlichen Eingange zur Straße Dover—Calais Gelegenheit, feindliche und neutrale Schiffe nicht nur zu zerstören, sondern auch im unmittelbaren britischen Machtgebiet, ja an der eigenen Küste und unter den Augen der britischen Flotte als Prisen aufzubringen und in die nahen Häfen der besetzten Küste Flanderns zu überführen.

In England hat dies mit Recht großen Ärger, ja Bestürzung erregt, wobei die Fortnahme der regelmäßigen Post- und Fahrgästedampfer, die von Südostengland nach Holland in Fahrt waren, besondere Verstimmung hervorrief. Die Flotte mußte dementsprechende scharfe Äußerungen der Presse vernehmen.

Unser Bild zeigt eine Anzahl solcher genommener Prisen, die oft gute Beute lieferten, darunter den schönen Dampfer „Brussels", dessen Führer, Kapitän Fryatt, gefangen genommen und wegen früherer Vergehen gegen das Seekriegsrecht kriegsrechtlich verurteilt wurde, worüber die englischen Blätter ein wahres Wutgeschrei anstimmten und die Regierung sich zu schier unglaublichen Äußerungen verstieg.

Aber es ging flott weiter mit dem Versenken und Aufbringen im Eingang des Englischen Kanals. Der kühne Vorstoß der deutschen Torpedobootsflottille Ende Januar 1917 und das Wirken der Unterseeboote im Kanal legt erneut Zeugnis davon ab, daß England nicht in der Lage ist, seine eigene Schiffahrt überall gebührend zu schützen, nicht einmal an der eigenen Küste.

Daher die unablässigen Vergewaltigungen der neutralen Schiffahrt, die jeglichem Völker- und Seekriegsrecht Hohn sprechen, wobei es England an jedem Anstand und jeder Sitte fehlen läßt, wie wir das fast tagtäglich aus den verschiedensten Mitteilungen entnehmen. England weiß sich eben nicht anders zu helfen.



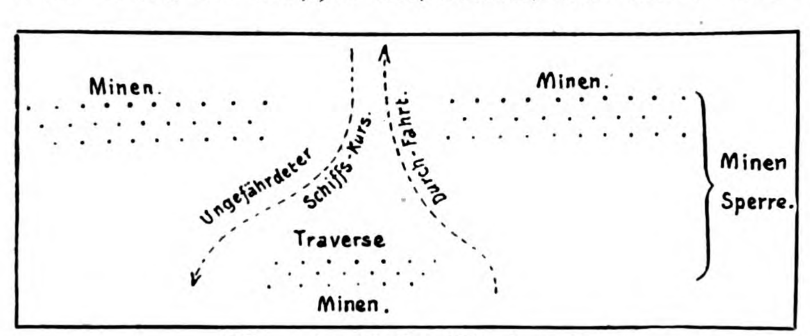
Gekaperte Dampfer in flandrischen Häfen. Die Prisen im Hafen von Zeebrügge.

Minensperren.

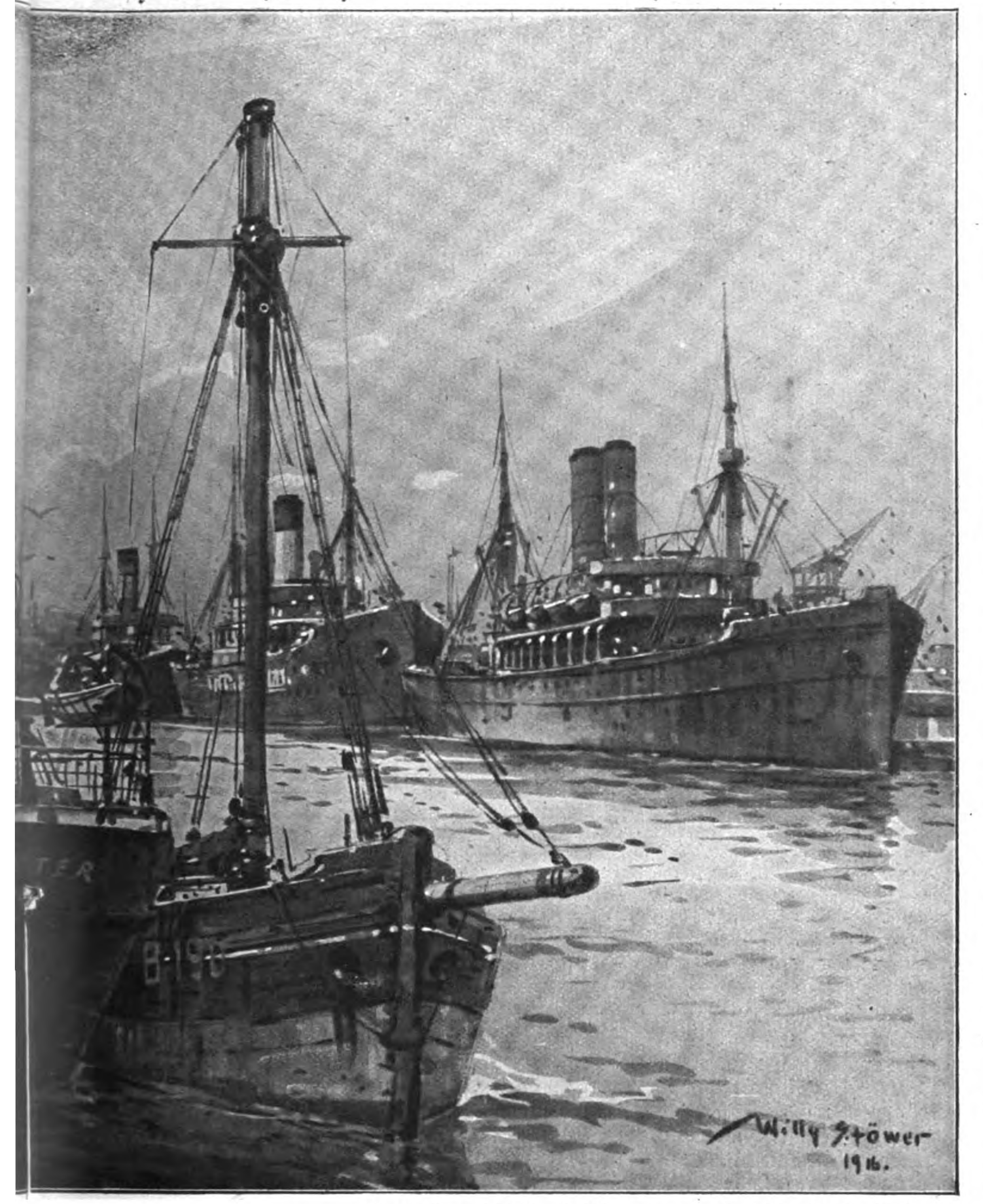
Von Konteradmiral a. D. M. Foß.

(Hierzu die Kunstbeilage sowie die Skizzen und Bilder Seite 172 bis 175)

Die britische Regierung hatte die Neutralen gewarnt, ihre Schiffe südlich und östlich einer durch die Nordsee gedachten Linie fahren zu lassen, die nördlich Esbjerg beginnt, nach Westen läuft, über Südwest nach Süden umbiegt und bei der holländischen Insel Terschelling endet. Es war nicht angedeutet worden, worin die Gefahren beständen, vor denen gewarnt wurde. Vermutlich handelte es sich um ausgelegte Minen. Ein erneuter Verstoß gegen internationale Abmachungen, nach denen die Verseuchung des offenen Meeres und der Küstengewässer neutraler Staaten verboten ist. Von Esbjerg war gemeldet worden, daß britische Minenleger bei der Arbeit beobachtet



Skizze zu dem Artikel „Minensperren".



Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

worden seien. — Welche strategischen Ziele die britische Admiralität dabei verfolgte, wissen wir nicht; wahrscheinlich sollte die Bewegungsfreiheit der deutschen Schiffe, insonderheit der deutschen Tauchboote beschränkt werden. Das veranlaßt uns, einiges über derartige Sperren zu berichten.

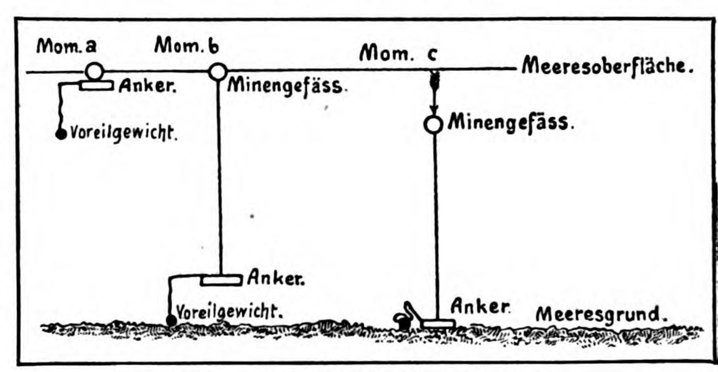
Es werden bei den Unterwasserwaffen Minen und Torpedos unterschieden; die Mine liegt still, der Torpedo wird an ein Schiff herangebracht.

Die Mine ist ein mit Sprengstoff geladenes Gefäß, das Auftrieb hat und im Wasser verankert wird. Die Entzündung der Ladung soll einem sie anfahrenden Schiff den Boden einschlagen und es dadurch zum Sinken bringen.

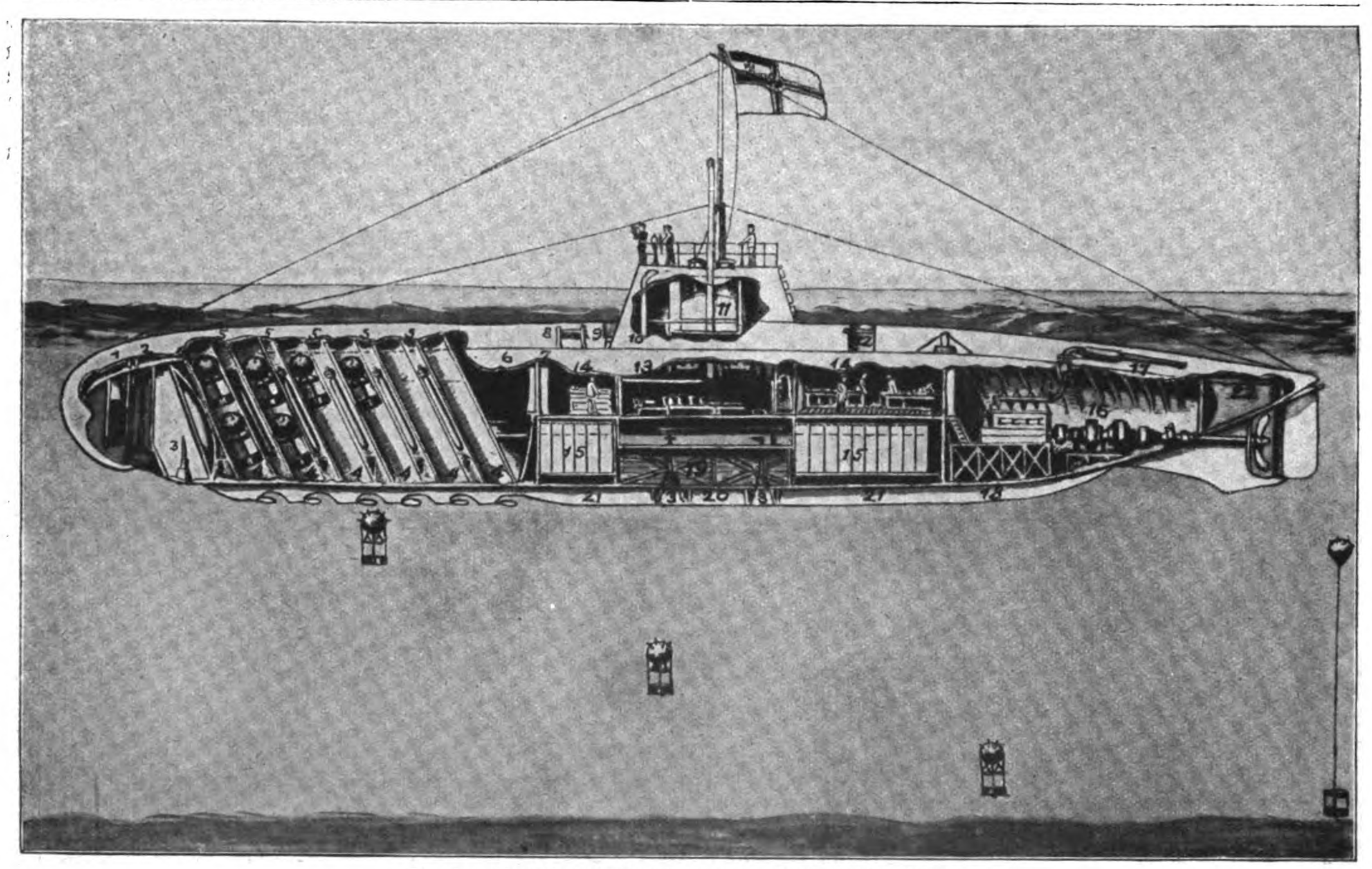
Es werden „selbständige" und „unselbständige" Minen unterschieden, je nachdem sie von einer Landstation abhängig oder selbsttätig sind. Bei der unselbständigen Mine wird der die Ladung entzündende Funken von einer Landstation aus entsandt, sobald das zu vernichtende Schiff sich über der Mine befindet. Um das zu erkennen, muß das Schiff auf seiner Fahrt beobachtet (daher die Bezeichnung „Beobachtungsmine"), seine jeweilige Stellung durch Kreuzpeilungen oder auf andere Weise festgelegt werden. Der österreichische Baron v. Ebner benutzte dazu eine Camera obscura. Die elektrische Mine kann so tief verankert werden, daß Schiffe über sie wegfahren können, ohne sie anzustoßen. Die Ladung muß deshalb stark genug sein, um das Durchschlagen des Schiffsbodens auch dann zu gewährleisten, wenn die Entzündung nicht in seiner nächsten Nähe erfolgt. Ein großer Fehler, der ihnen anhaftet, ist der Umstand, daß es bei unsichtigem Wetter kaum möglich sein wird, den richtigen Augenblick zu erfassen, in dem sich das Ziel über der Mine befindet.

Einen Übergang zu den selbständigen Minen bilden die Elektrokontaktminen, die durch Einschalten eines Stromes scharf gemacht und danach zu selbständigen werden. Wenn es bei dieser Art theoretisch möglich sein würde, daß Schiffe ungefährdet über sie wegfahren können, wenn sie durch Unterbrechung des Stromes entschärft sind, so muß in der Praxis doch damit gerechnet werden, daß die Minen durch das Anfahren von Schiffen beschädigt und damit unzuverlässig werden. Deshalb hilft man sich dadurch, daß man in den Sperren „Durchfahrtlücken" läßt (siehe die Skizze Seite 172) und hinter diesen kurze Sperren auslegt, die es den mit deren Lage vertrauten Schiffsführern gestatten, durch Einhalten eines gewundenen Kurses das Hindernis zu durchfahren. Mitunter werden mehrere derartiger Sperren in „Treffen" hintereinander angeordnet.

Die Zünder der selbständigen Minen sind sehr verschieden. Es gibt elektrische, mechanische und chemische. Letztere benutzte Jacobi, indem er eine Glasröhre so anordnete, daß sie zerbrechen mußte, wenn ein Schiff die Mine anrannte. Die in der Röhre befindliche Schwefelsäure ließ ein Gemisch von chlorsaurem Kali und Zucker aufflammen. In ähnlicher Weise kann die Röhre auch eine stromerregende Flüssigkeit enthalten, die in Elemente gelangt, wenn die Glasröhre zerbricht. Bei den mechanischen Zündern wird zum Beispiel durch den Anstoß das Vorschnellen eines Bolzens bewirkt, der eine Zündpille anschlägt. Ist die Zündung elektrisch, so wird durch Trockenelemente entwickelter Strom bei der Erschütterung oder bei starker Neigung der angefahrenen Mine ein Strom geschlossen. Die Aufnahme der Mine aber würde zu gefahrvoll sein, um sie überhaupt zu versuchen. Dagegen ist das Aufnehmen der Elektrokontaktminen einfach und ohne jede Gefahr. Das Durchfahren von Minensperren ist auch im feindlichen Feuer möglich, wenn es gelingt, eine Bresche in sie zu legen. Den Kriegschiffen voranfahrende Minensucher schleppen zum Beispiel zu je zweien eine Schleppleine hinter sich her, deren Bucht die Ankertaue faßt und die Minen von ihrem Platze losreißt; die auftauchenden Minen werden dann aus dem Wege geschleppt, durch Schüsse versenkt oder zum Auffliegen gebracht. Natürlich laufen die Minensucher nicht große Fahrt, und schon dadurch, daß der Feind zu langsamem Fahren gezwungen wird, kann eine Sperre ihren Zweck erfüllen. Die abzuwehrenden Schiffe bleiben dadurch länger im Bereich der Landbatterien und damit der Vernichtung durch deren Feuer ausgesetzt. Es werden auch Gegenminen verwandt, die innerhalb der Minenlinien zum Auffliegen gebracht werden und deren Entzündung die benachbarten Sperrminen mitzerspringen heißt. Es wäre auch denkbar, daß der Flottenchef, der eine Sperre gewaltsam zu durchfahren beabsichtigt, ein paar wertlose



Skizze zu dem Artikel „Minensperren".



Deutscher Tauchboot-Minenleger beim Auslegen der Minen.

Die in der Abbildung angegebenen Zahlen haben folgende Bedeutung: 1. Kettenlast. 2. Anker. 3. Flutventile. 4. Minenrohre. 5. Preßluftflaschen. 6. Druckschott. 7. Türe. 8. Lotmaschine. 9. Boje mit Fernsprecher und Lampe. 10. Ventilator. 11. Turm mit Sehrohr und Fernrohrmast. 12. Hintere Luke. 13. Zentrale. 14. Wohnraum. 15. Elektrischer Kraftsammler. 16. Maschine. 17 Schalldämpfer. 18. Ölkasten. 19. Wasserballast. 20. Sicherheitsgewicht. 21. Ballastkiel. 22. Hinterer Trimmraum. Das Legen der Minen vollzieht sich in folgender Weise: Nach Lösung des Sperrhebels vom Turm aus gleitet die Mine samt Stuhl und Anker zum Rohr hinaus und sinkt. Nach Berührung des Bodens beginnt die Sperrung der Mine im Stuhl sich zu lösen. Die nach gewisser Zeit freigewordene Mine steigt, das Ankertau wickelt sich ab. Die Mine stellt sich selbsttätig auf bestimmte Tiefe unter dem Wasserspiegel ein.

Schiffe opfert, die der Flotte voranfahren und beim Durchdampfen der Sperrlinie eine Anzahl von Minen zur Entzündung bringen, so daß das Geschwader durch die so geschaffene Bresche eindringen kann. Bei den aus Beobachtungsminen bestehenden Sperren wäre es denkbar, daß der Gegner sich durch einen Handstreich in den Besitz der Landstation setzt und die Minen von dort aus durch den elektrischen Strom zum Auffliegen bringt oder durch seine Unterbrechung entschärft. Durch besondere Batterien sucht der Verteidiger Arbeiten des Angreifers an der Sperre zu verhindern.

Das Auslegen der Minensperren ist nicht einfach. Soll das Gefäß in einer bestimmten Tiefe schwimmen, so muß die Länge der Ankertaue den sehr verschiedenen Wassertiefen angepaßt werden. Noch schwieriger wird die Arbeit, wo Ebbe und Flut die Wassertiefen derart schwanken lassen, daß über eine Mine, die bei Ebbe an der Oberfläche schwimmt, bei Hochflut das größte Schiff über sie fortdampfen kann, ohne sie zu berühren. Es sind gegen die verschiedenen Schiffsklassen Minen auch reihenweise übereinander verankert worden, so zwar, daß die oberste Linie gegen Torpedoboote, die mittlere gegen große Schiffe, die untere gegen U-Boote, die versuchen, die Sperre zu unterfahren, wirksam wird. Die Schwierigkeiten des Auslegens lassen sich überwinden, wenn Zeit zum ungestörten Arbeiten vorhanden ist. Handelt es sich aber um das Auslegen in feindlichen Gewässern, wo Eile geboten ist, da der Erfolg, den man beabsichtigt, auch davon abhängt, daß die Arbeit unbemerkt geschieht, und kann jeden Augenblick das Erscheinen feindlicher Schiffe die Tätigkeit unterbrechen, so ist das soeben geschilderte Minenmaterial unverwendbar. Das führte zur Anwendung der „Streumine", die zu einer hohen Stufe der Entwicklung gebracht ist und im russisch-japanischen Kriege eine große Rolle spielte. Die strategische und taktische Lage zur See ist durch sie in mitunter ausschlaggebender Weise beeinflußt worden. So zwangen die von den Japanern vor Port Arthur ausgelegten Streuminen die russischen Schiffe, die nach Wladiwostok durchbrechen wollten, zu so langsamem Fahren, daß die japanische Flotte Zeit erhielt, sich der russischen vorzulegen und deren Durchbruch zu verhindern. Damals sind den Streuminen viele Schiffe zum Opfer gefallen, im Weltkriege hat die britische Flotte durch sie bis Anfang 1917 mindestens 1 Großkampfschiff, 2 Linienschiffe, 2 Panzerkreuzer und 15 kleinere Schiffe verloren.

Eine Streumine muß folgenden Anforderungen genügen: Ihre Handhabung muß einfach und gefahrlos sein. Je schwieriger ihr Aufnehmen ist, desto besser. Der Gegner wird bemüht sein, sie unschädlich zu machen, sobald er von einer solchen Sperre Kunde erhält. Mag er sie vernichten; sie kann durch neue Minen ersetzt werden. Aber er soll das Material nicht für seine Zwecke benutzen können. Die Auslegung muß schnell möglich sein. Die Lage der Sperre muß den eigenen Schiffen bekannt sein, damit die nicht durch sie zu Schaden kommen. Aus dem gleichen Grunde ist es nötig, daß die Streumine entschärft wird, wenn sie von ihrem Ankerplatze wegtreibt. Um dies zu ermöglichen, erhielten die Streuminen unter anderem Einrichtungen, die sie die gewünschte Wassertiefe selbsttätig aufsuchen lassen, so daß ein Ausloten der Meerestiefen sich erübrigt. Eine derartige Anordnung (siehe die Skizze Seite 173) besteht zum Beispiel darin, daß auf dem flach gehaltenen Anker das Minengefäß ruht, dazwischen das beide verbindende Ankertau auf einer am Anker befestigten Rolle. Am Anker ist außerdem ein Voreilgewicht mittels einer Leine befestigt, deren Länge der Tiefe entspricht, in die sich die Mine unter Wasser selbsttätig einstellen soll. Wird die Mine über Bord geworfen, so bleibt das Gefäß zunächst an der Oberfläche schwimmen, während der Anker untersinkt und das Ankertau sich abrollt, bis das Voreilgewicht den Meeresboden berührt. Sobald das geschieht, wird die Trommel selbsttätig gebremst und das Gewicht des Ankers zieht das Gefäß nun unter Wasser, bis der Anker den Meeresboden erreicht hat. Eine andere Einrichtung benutzt das Eindrücken einer federnden Platte durch den Druck des Wassers, um die Rolle zu bremsen. Und so sind eine Unzahl verschiedener Modelle geschaffen worden. Aber die besten Einrichtungen nützen nichts gegenüber starken Strömungen. Diese suchen das Minengefäß fortzutreiben, und infolgedessen zeigt das Ankertau nicht mehr senkrecht, sondern schräg nach oben. Die Folge ist, daß die Mine tiefer taucht, als gewünscht war. So kann es kommen, daß Schiffe unbeschädigt über sie fortfahren. Daß das auch

bei starken Unterschieden der Tiefen bei Ebbe und Flut eintreten kann, wurde bereits erwähnt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Technik unserer Tage ohne weiteres die Aufgabe zu lösen imstande ist, Apparate zu schaffen, die ein selbsttätiges Verbessern der Tauchtiefe der Mine gewährleisten; aber sie dürfen nicht zu zart sein und müssen auch sicher arbeiten, wenn die Mine jahrelang unbeaufsichtigt ausliegt. Darin hat es der Verfertiger von Torpedo oder Granaten leichter. Wenn dessen Apparate für ein winziges Zeitteilchen ihre Pflicht tun, so haben sie ihren Zweck erfüllt. Da die Streuminensperren nicht so dicht liegen wie die in den heimischen Gewässern und in voller Ruhe ausgelegten, so hat man sie mitunter paarweise durch eine Leine verbunden. Läuft dann ein Schiff auch nicht unmittelbar auf eine Mine, so ist doch die Aussicht größer, daß es die Leine faßt und diese bei weiterem Vorwärtsdampfen die beiden Minengefäße an die Schiffseiten heranholt, wo sie alsdann zur Entzündung kommen.

Die größere Kraft der Sprengmittel unserer Tage hat zur Folge gehabt, daß die Minen kleiner gehalten werden konnten. Besitzt doch Schießwolle eine fünfzigfach größere Sprengkraft als Schwarzpulver. Das ist der Handlichkeit der Minen zugute gekommen.

Wie die Engländer, ohne sich um die internationalen Abmachungen zu kümmern, die ganze Nordsee und namentlich deren südlichen Teil mit Minen verseuchten, so machten auch in der Ostsee Russen, Deutsche sowie Neutrale von ihnen zur Sperrung von Küstengewässern Gebrauch.

Der durch Ebbe und Flut oder durch dauernde Winde erzeugte Strom setzt die Minengefäße in drehende Bewegung. Das hat vielfach zur Folge, daß sich die Ankertaue durchscheuern und die Minen dann vertreiben. Obgleich diese in solchen Fällen selbsttätig entschärft werden sollen, bleiben sie, auch wenn das eintritt, doch noch recht gefährlich, und man ist deshalb bestrebt, sie schleunigst unschädlich zu machen. Manche sind Schiffen verhängnisvoll geworden, zu Hunderten sind sie an den umliegenden Küsten gestrandet. Unsere Kunstbeilage zeigt, wie solche unbequemen Besucher durch Sprengung zerstört werden.

Fliegerhauptmann Buddecke.

Von Franz Carl Endres.

(Hierzu das Bild Seite 176.)

Das türkische Flugwesen lag vor dem Weltkriege in den Händen einer französischen Lehrabteilung, die, ebenso wie die englische Marinemission, nicht das geringste Interesse daran hatte, organisatorisch irgend etwas zu leisten. Infolgedessen besaß die Türkei, als die Engländer und Franzosen den großen Angriff auf die Dardanellen machten, kein brauchbares Flugzeug. Die feindlichen Flieger konnten nach Belieben Erkundungsflüge ausführen und durch Abwerfen von Bomben und Pfeilen mit großer Wirkung in den Kampf eingreifen. Ein Transport deutscher Flugzeuge mit der Bahn war durch das außerordentlich unfreundliche Verhalten Rumäniens unmöglich.

In dem Augenblick aber, in dem es dem deutschen Oberleutnant Buddecke gelang, sich mit seinem Kampfflugzeug in den Dardanellen niederzulassen, wendete sich das Blatt. Buddecke, der als Hauptmann in die türkische Armee eintrat, machte nicht nur die kühnsten Erkundungsflüge, sondern trat auch als erfolgreicher Kampfflieger auf und erhielt von den Türken den Ehrennamen Schahin (der Falke). Die goldene Liakatmedaille ist ein äußerer Beweis des Dankes, den die türkische Armee diesem deutschen Helden schuldet.

Die Milch-, Butter- und Käseversorgung während und nach dem großen Kriege.

Von Molkereidirektor Reimund, Fulda.

I.

Wie auf unzähligen anderen Gebieten wird der Weltkrieg 1914—1917 auch hinsichtlich der Versorgung unseres Volkes mit den wichtigsten, wertvollsten und gesündesten Nahrungsmitteln: Milch, Butter und Käse, ein großer Lehrmeister sein. Vor allem wird er die breitesten Volkschichten immer schärfer auf die Unentbehrlichkeit dieser Nahrungsmittel hinweisen und ihnen deren stiefmütterliche Behandlung vor dem Kriege als bedauerliche Hauptursache der während des Krieges entstandenen Schwierigkeiten ins Gedächtnis zurückrufen. Betrachten wir die genannten drei Lebensmittel nacheinander.

1. Milch.

Sie war vor dem Kriege leider nur sehr wenig geachtet, viel, viel weniger als andere, minder wichtige Nahrungs- und Genußmittel. Die Versorgung der Bevölkerung, namentlich der Bewohner großer Städte und dichtbevöl-



Italienischer Minenleger während der Fahrt. Nach einer englischen Darstellung.

kerter Industriegebiete, lag zu einem sehr großen Teil in den Händen des sogenannten Zwergmilchhandels. Jedermann konnte Milchhandel betreiben, einerlei, ob er von der Natur und von der großen Empfindlichkeit der Milch eine Ahnung hatte oder nicht. Es war weder ein Befähigungsnachweis noch ein Unbescholtenheitszeugnis, noch der Beweis der Reinlichkeit erforderlich. Jeder Kehrichtabführer konnte nebenbei Milchhandel treiben. Leute, die wegen Nahrungsmittelfälschung ein oder mehrere Male bestraft waren und heute aus dem Gefängnis kamen, konnten morgen wieder mit dem Milchhandel beginnen. Leute, die niemals Räume und Einrichtungen zur einwandfreien Aufbewahrung von Milch besaßen, durften Milchhandel betreiben. Jeder Eingeweihte weiß, daß in vielen Fällen die abends auf dem Bahnhof eingetroffene Milch in die dürftigen Wohnräume — oft in Mansardenwohnungen — der Zwergmilchhändler geschafft und am anderen Morgen der Kundschaft ins Haus gebracht wurde. Und wie hat man diesen Verkauf vielfach gehandhabt? Auf allen möglichen Handwagen, mit schmutziger Strohunterlage oder anderer, noch weniger einwandfreier Polsterung wurden die Kannen durch die Stadt befördert; jedermann hat schon gesehen, wie Milch auf offener Straße — unbekümmert um Staubwirbel, Regen und so weiter — aus einer Kanne in die andere gegossen wurde, daß Milchkannen vor den Haustüren standen, weil sie dem Austräger zu schwer waren, um sie neben der Handkanne mit in jedes Haus zu schleppen, daß Hunde diesen auf der Straße stehenden Kannen ihren Besuch abstatteten, und so weiter.

Dabei ist und bleibt die Milch das edelste, aber auch das empfindlichste aller Nahrungsmittel. Würde man sich eine Mißhandlung des Bieres oder Weines in der eben geschilderten Weise gefallen lassen? Sicherlich nicht! Bei der Milch, die ungleich wertvoller für die Menschheit, für unsere Kinder ganz unentbehrlich ist, läßt man sich die allen hygienischen Anforderungen Hohn sprechenden Unsitten aus träger Gewohnheit bieten.

Ich habe diese unliebsamen Vorkommnisse mit Bedacht hervorgehoben, weil ich hoffe, auf diese Art am eindringlichsten und kürzesten nachweisen zu können, daß Abhilfe geschaffen werden muß. Daß die in vielen Gegenden und namentlich in Großstädten bedauerlich hohe Säuglingssterblichkeit zum weitaus größten Teile auf mangelhafte Milchversorgung zurückzuführen ist, unterliegt keinem Zweifel, und da wir nach den riesigen Menschenverlusten alle Ursache haben, möglichst jeden Neugeborenen der Welt zu erhalten, werden wir uns der Verpflichtung nicht entziehen können, die handgreiflichsten Ursachen der Säuglingssterblichkeit gründlich zu beseitigen. Dazu gehört in allererster Linie:

1. Aufhebung des Zwergmilchhandels;
2. Einführung des Befähigungsnachweises für jeden, der mit Milch Handel treiben will;
3. das Vorhandensein geeigneter, hygienisch einwandfreier Räume und Geräte für die Aufbewahrung der Milch;
4. vollkommene Unbescholtenheit des Antragstellers, insbesondere auch ein einwandfreier Nachweis darüber, daß er noch nicht wegen Milchfälschung bestraft worden ist.


Fliegerhauptmann Buddecke, der auf dem türkischen Kriegsschauplatze bis zum 1. Oktober 1916 zehn feindliche Flugzeuge abgeschossen hat und dafür mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet wurde. Nach einem Originalaquarell von Georg Wagenführ.

Im übrigen werden bei der zweckmäßigen Einrichtung und Umgestaltung der Milchversorgung der Städte die bereits vorhandenen mustergültigen Betriebe zum Beispiel genommen werden können. Wo in größeren Städten derartige einwandfreie Betriebe noch nicht bestehen, da bietet sich kommunalwirtschaftlicher weitblickender Verwaltung ein Arbeitsfeld, wie man es sich dankbarer nicht wünschen kann. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich die Verbesserung der Milchversorgung vieler Städte für unendlich wichtiger und dringender erkläre, als städtische Gasanstalten, Elektrizitätswerke, Straßenbahnen und ähnliches. — Es bedarf aber nicht nur der Beseitigung von Mißständen beim Vertrieb der Milch, sondern der Hebel muß auch bei der Gewinnung der Milch und bei ihrer Behandlung vor Überführung in die städtische Molkerei oder Milchversorgungsanstalt angesetzt werden. Wie vom Milchhändler, muß auch vom Erzeuger, der Milch zum unmittelbaren Verbrauch liefern will, eine Art Befähigungsnachweis verlangt werden. Hauptsächlichste Voraussetzungen der Genehmigung zur Frischmilchlieferung müssen sein:

a) Ausschluß aller offensichtlich erkrankten Kühe von der Milchlieferung und Beseitigung solcher Tiere sofort nach Eintritt der Erkrankung;

b) gesunde (luftige und helle) Stallung;

c) ausschließliche Verwendung von gesundem Stroh als Streumaterial und dessen tägliche Erneuerung;

d) tägliches, gründliches Putzen der Milchkühe;

e) Verabreichung von nur gesundem Futter unter Verbot des Fütterns während des Melkens (zur Verhütung der Verstaubung der Milch);

f) Ausschluß erkrankter und unsauberer Personen von dem Melkgeschäft und von jeder Behandlung der Milch;

g) sofortiges, gründliches Durchseihen der ermolkenen Milch vermittels einfacher, aber wirkungsvoller Seihvorrichtungen;

h) sofortiges Abkühlen der frischgemolkenen und geseihten Milch auf einem Berieselungskühler in geeigneten Räumen und jedenfalls außerhalb des Stalles zwecks Auslüftung;

i) Kühlhaltung der solchermaßen sorgfältig gewonnenen und behandelten Milch bis zum Augenblick des Abtransportes zur Vertrieb- oder Verbrauchstelle;

k) Verwendung nur gut verzinnter unbeschädigter Melk-, Seih- und Kühlgeschirre. Zum Transport und zur Aufbewahrung der Milch dürfen nur gut verzinnte Kannen aus Eisenblech oder Holzkannen verwendet werden; tägliche gründliche Reinigung, bei Holzkannen tägliches Ausdämpfen, sind zur Bedingung zu machen.

Nun zur Kehrseite der Sache! Jedermann wird zugeben müssen, daß die obengenannten, an Gewinnung und Vertrieb der Milch zu stellenden Anforderungen erfüllbar sind, obwohl sie weit über das hinausgehen, was bisher im allgemeinen geleistet wurde. Aber soviel ist natürlich sicher, daß die notwendig zu stellenden größeren Anforderungen eine gar nicht unbeträchtliche Verteuerung der Milch verursachen müssen, und damit komme ich nun zum Kernpunkt der Besprechung, zu der Preisfrage. (Forts. folgt.)



Minensprengung an der kurländischen Küste.

Die bei Nordweststürmen antreibenden russischen Minen werden durch besondere Sprengkommandos entweder gesprengt oder entschärft, d. h. durch vorsichtiges Herausnehmen der Zündvorrichtung unschädlich gemacht.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Karl Storch.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Präsident Wilson hatte die ihm von den Kriegführenden auf seine Anregungen zur Herbeiführung des **Friedens** erteilten Antworten einer eingehenden Betrachtung unterzogen. Das Ergebnis seiner Bemühungen gab er am 23. Januar 1917 in Form einer Botschaft persönlich dem Senate der Vereinigten Staaten von Nordamerika kund. In hochtönenden Worten führte er aus, wie nach seiner Ansicht der ewige Friede unter den Völkern anzubahnen sei und daß die Grundlage zur Erreichung dieses wünschenswerten Zieles vor allem in der Beendigung des Weltkrieges durch einen Frieden ohne Sieg geschaffen werden müsse; denn nur ein Friede unter gleichen Bedingungen könne Dauer haben.

Auf den Krieg hatte die Botschaft keinen Einfluß. Wie im besonderen die Engländer darüber dachten, ergab sich aus der von ihnen vom 7. Februar ab geplanten Verschärfung der Blockierung der Nordsee. Die Deutsche Bucht sollte, hauptsächlich wohl durch Minen, in weitem Umkreis abgesperrt und die deutschen Tauchboote dadurch am Auslaufen verhindert werden. Die Blockadelinie verlief aber so, daß auch Neutrale, vor allem Dänemark und Holland, in das Gebiet mit einbezogen wurden und ihre Bewegungsfreiheit eine starke Beeinträchtigung erfuhr.

Um die selbe Zeit sah sich die deutsche Regierung veranlaßt, der britischen und der französischen Regierung mitzuteilen, daß ihr überzeugende Beweise für die mißbräuchliche Benützung feindlicher Lazarettschiffe zu Munitions- und Truppentransporten vorlägen; zugleich erklärte sie, daß der Verkehr der Lazarettschiffe zwischen den Linien Flamborough-Terschelling und Quessant-Landsend deshalb nicht mehr geduldet werde. Der Verkehr dieser Schiffe außerhalb des genannten Gebietes blieb den Feinden unbenommen, doch wurde die Sperrung weiterer Seewege vorbehalten, wenn etwa auch weiterhin Lazarettschiffe zu völkerrechtswidrigen Transporten verwendet werden sollten.

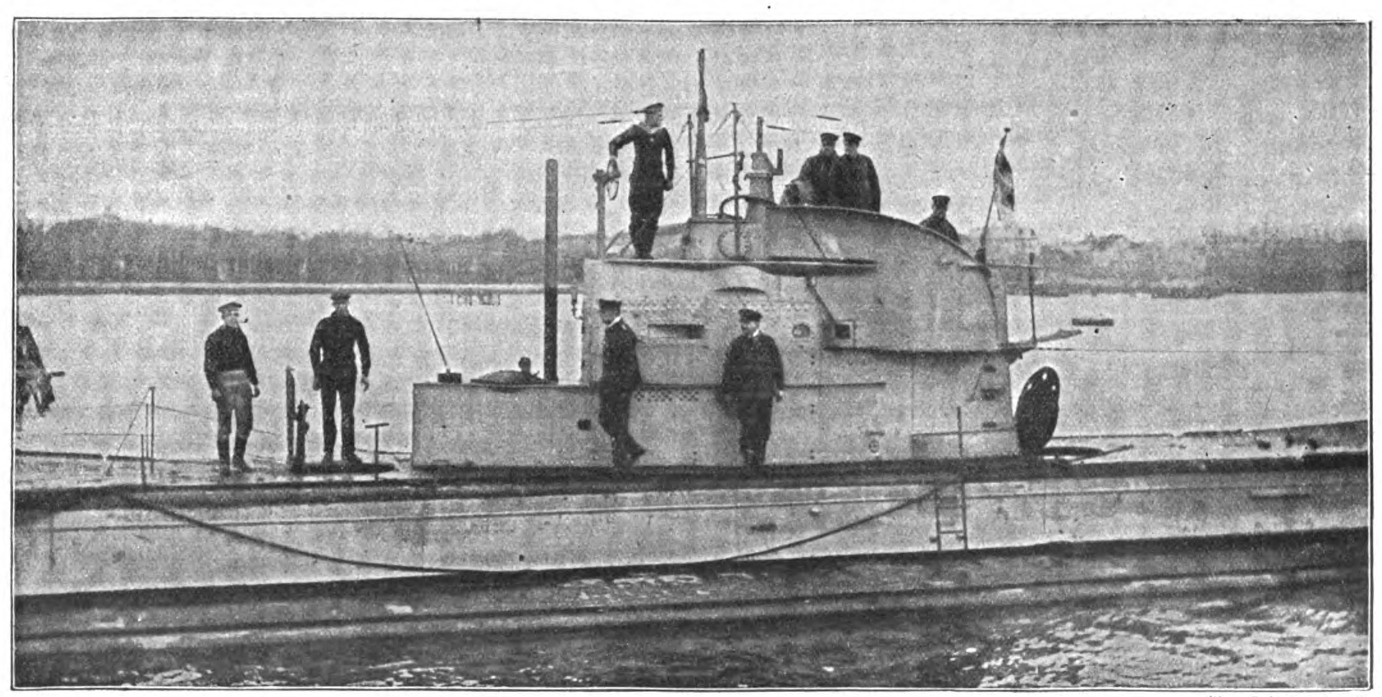
* * *

Der unbedingte Vernichtungswille, der in der Ablehnung des Friedensangebotes der Mittelmächte zum Ausdruck kam, zwang diese, für die Zukunft auch die bisher noch geübten Rücksichten fallen zu lassen und alle rechtmäßigen Mittel anzuwenden, die die Durchführung der schändlichen Pläne der Gegner unmöglich machen sollten. Der geeignetste Weg hierzu war der **uneingeschränkte U-Bootkrieg.** Ihn einzuführen konnten die Mittelmächte nicht länger zögern, denn der Augenblick war gekommen, der den Erfolg des Unternehmens erhoffen ließ. Die Zahl der deutschen Tauchboote hatte sich wesentlich erhöht, die schlechte Getreideernte in der ganzen Welt vermehrte die Schwierigkeiten der Feinde, und die Kohlennot half die Lage zu verschlimmern. Für die Mittelmächte dagegen waren die Aussichten entschieden günstig; Feldmarschall Hindenburg äußerte in einer Unterredung mit dem deutschen Reichskanzler: „Unsere Front steht auf allen Seiten fest. Wir haben überall die nötigen Reserven. Die Stimmung der Truppen ist gut und zuversichtlich. Die militärische Gesamtlage läßt es zu, alle Folgen auf uns zu nehmen, die der uneingeschränkte U-Bootkrieg nach sich ziehen könnte."

Der Übergang zum uneingeschränkten Tauchbootkrieg wurde deshalb beschlossen. Am 31. Januar gab die deutsche Regierung den Neutralen Kenntnis von der neuen Sachlage und bezeichnete genau die Sperrgebiete um Großbritannien, Frankreich und Italien herum und im östlichen Mittelmeer, in denen *jedem* Seeverkehr vom 1. Februar 1917 ab ohne weiteres mit allen Waffen entgegengetreten werden würde (siehe die Karte Seite 178). Neutralen Schiffen, die sich nach dem angegebenen Zeitpunkt auf der Fahrt nach Häfen der Sperrgebiete befanden, wurde eine angemessene Frist bewilligt, während der sie geschont werden sollten, ebenso sollten solche neutralen Schiffe geschont werden, die noch vor dem 5. Februar die gesperrten Zonen verlassen und freies Gebiet erreichen wollten.

Hieraus ergab sich allerdings eine starke Behinderung der Schiffahrt überhaupt, doch wurde dafür Sorge getragen, daß die Neutralen frei miteinander verkehren konnten. Um der ganz vom Meere abgeschlossenen Schweiz die Versorgung mit Lebensmitteln und Rohstoffen zu sichern, wurde sogar der französische Hafen Cette nicht mit in das Sperrgebiet einbezogen. Auch der Personenverkehr konnte unter bestimmten Vorschriften bis zu einem gewissen Grade aufrecht erhalten werden. Darin lag für Amerika und Holland ein besonderes Zugeständnis. Nur mit den Feinden der Mittelmächte war der Handel nicht möglich.

Die neue Maßnahme der Mittelmächte, die geeignet war, den Krieg abzukürzen, benützte Präsident Wilson, um am 4. Februar die diplomatischen *Beziehungen Amerikas zu Deutschland abzubrechen*, dem deutschen Botschafter in Washington die Pässe zuzustellen und den amerikanischen Botschafter in Berlin anzuweisen, Berlin zu verlassen. Diese Verfügungen traf derselbe Wilson (siehe auch den Artikel Seite 119), der sich während des ganzen Krieges als Hüter der Menschlichkeit und als Friedensapostel ge-



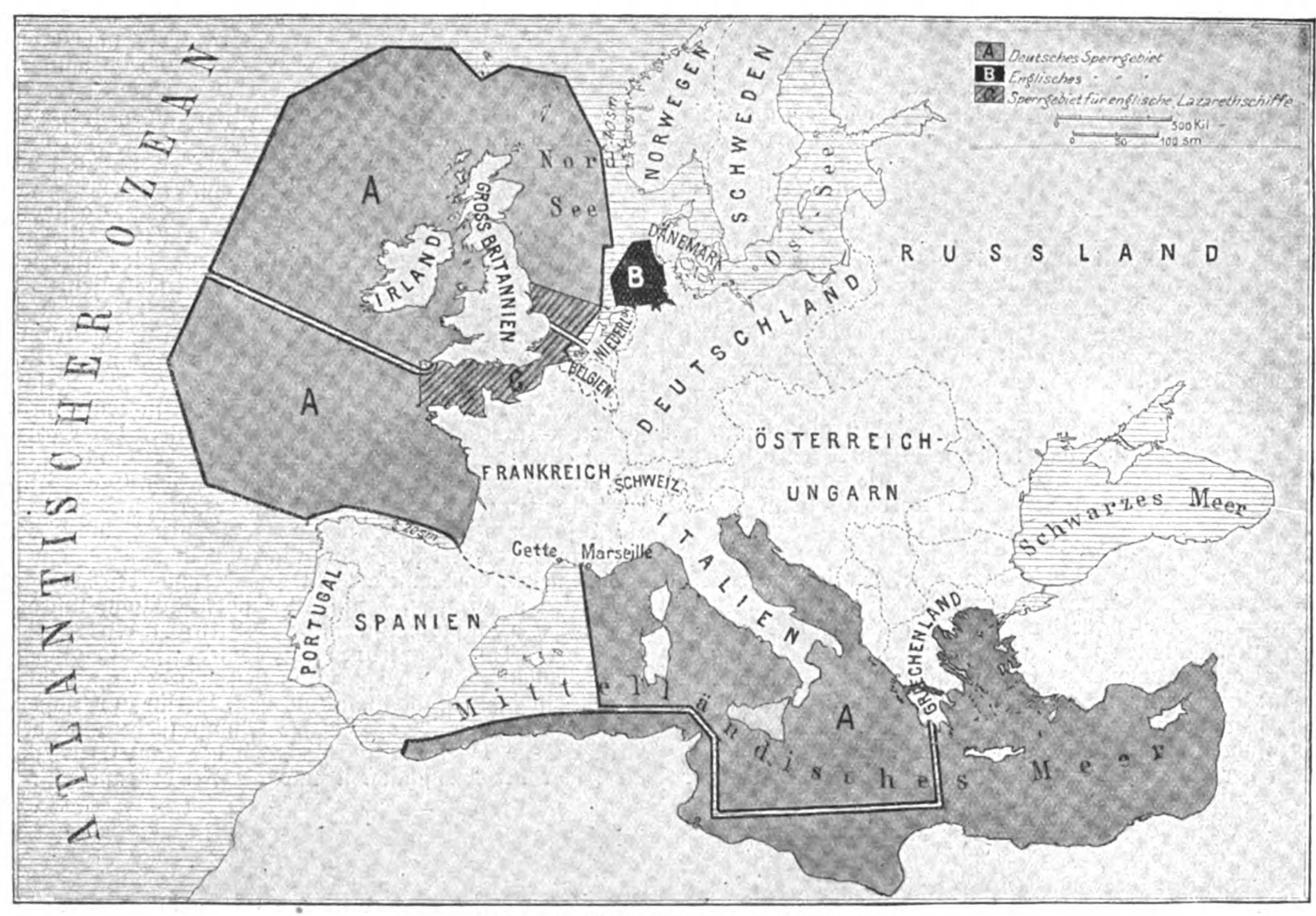
Phot. A. Groß, Berlin.

Auf der Kommandobrücke eines deutschen Unterseebootes. Das U-Boot beim Auslaufen aus einem deutschen Hafen.

bärdet hatte und der nun nicht davor zurückscheute, ohne Not sein eigenes Land in den Krieg mit allen seinen Schrecken hineinzutreiben. Als Grund für seine Handlungsweise hob er hervor, Deutschland habe die am 4. Mai 1916 gegebenen feierlichen Versicherungen plötzlich zurückgezogen, wobei er aber wohlweislich unterließ, hinzuzufügen, daß Deutschland gar kein bündiges Versprechen gegeben, sondern sich volle Handlungsfreiheit vorbehalten hatte, für den Fall, daß es Amerika und den anderen Neutralen nicht gelingen sollte, die Westmächte von ihrer völkerrechtswidrigen Kriegführung abzubringen. Das war nicht geschehen.

Im Lager der Mittelmächte trat man der neuen Sachlage zwar mit Ernst, aber auch mit größter Ruhe gegenüber. In Deutschland atmete man auf, weil nun endlich eine Klärung des Verhältnisses zu Amerika erfolgt war und Wilson die heuchlerische Maske hatte fallen lassen. Dem deutschen Volke waren im Laufe der Zeit die Augen geöffnet worden, und dem Präsidenten traute es mindestens seit dem Tage die Geltendmachung ihrer Rechte vor, für den Fall, daß ihre Staatsbürger bei der Durchführung des U-Bootkrieges zu Schaden kommen sollten. Das Verhalten der Neutralen konnte nicht weiter überraschen. Im Verlaufe des Krieges hatte sich oft gezeigt, daß in die Rechte der nicht am Kriege beteiligten Staaten tief eingreifende, häufig völkerrechtswidrige Maßnahmen Englands mit einer gewissen Ruhe hingenommen wurden, wie z. B. auch die für den 7. Februar angekündigte Erweiterung der Gefahrzone in der Nordsee, während sofort eine allgemeine Aufregung entstand, wenn sich Deutschland gegen die Erdrosselungsversuche Englands wehrte.

Hatten die Feinde und die Neutralen immer noch gehofft, der uneingeschränkte U-Bootkrieg würde wohl nicht so scharf geführt werden und seine Ankündigung solle mehr verblüffen und als Drohung angesehen werden, so wurden sie bald eines Besseren belehrt; die deutsche Regierung machte, um dieser irrigen Auffassung entgegenzutreten, wiederholt



Karte zur deutschen Sperrgebietserklärung.

nicht mehr, an dem dieser sich rühmte, Deutschland „niedergeboxt" zu haben.

Für Wilsons Gesinnung war bezeichnend, daß er nach dem Bruch mit dem Deutschen Reiche versuchte, die übrigen Neutralen zu einem gleichen Schritte zu bewegen, damit sie gegebenenfalls für das große Amerika die Kastanien aus dem Feuer holen könnten. Der zum Kriege bereite „Friedenstifter" hatte sich aber gründlich verrechnet; die Neutralen zeigten keine Lust, ihm Gefolgschaft zu leisten und lehnten seine Zumutung ab. Schweden wurde dabei besonders deutlich; es gab Wilson unverblümt zu verstehen, daß es in dem von ihm eingeschlagenen Verfahren nicht den Weg zur Herbeiführung eines baldigen Friedens erblicken könne, was er als Ziel seiner Pläne genannt hatte. Was Wilson mit seinen Verhetzungsversuchen bei den Neutralen erreichte, war somit einzig und allein eine schwere diplomatische Niederlage, die er sich im Glauben an seine Unfehlbarkeit zuzog.

Wenn nun die Neutralen auch nicht die Politik Amerikas unterstützen wollten, so waren sie doch auch nicht geneigt, die Maßnahmen des Vierbundes einfach gutzuheißen. Im Gegenteil, fast alle erhoben Einsprache und behielten sich darauf aufmerksam, daß von einer Abschwächung oder gar Zurücknahme der Maßregel keine Rede sein könne, und daß sie vielmehr ohne weitere Rücksichten unbedingt durchgeführt werden würde.

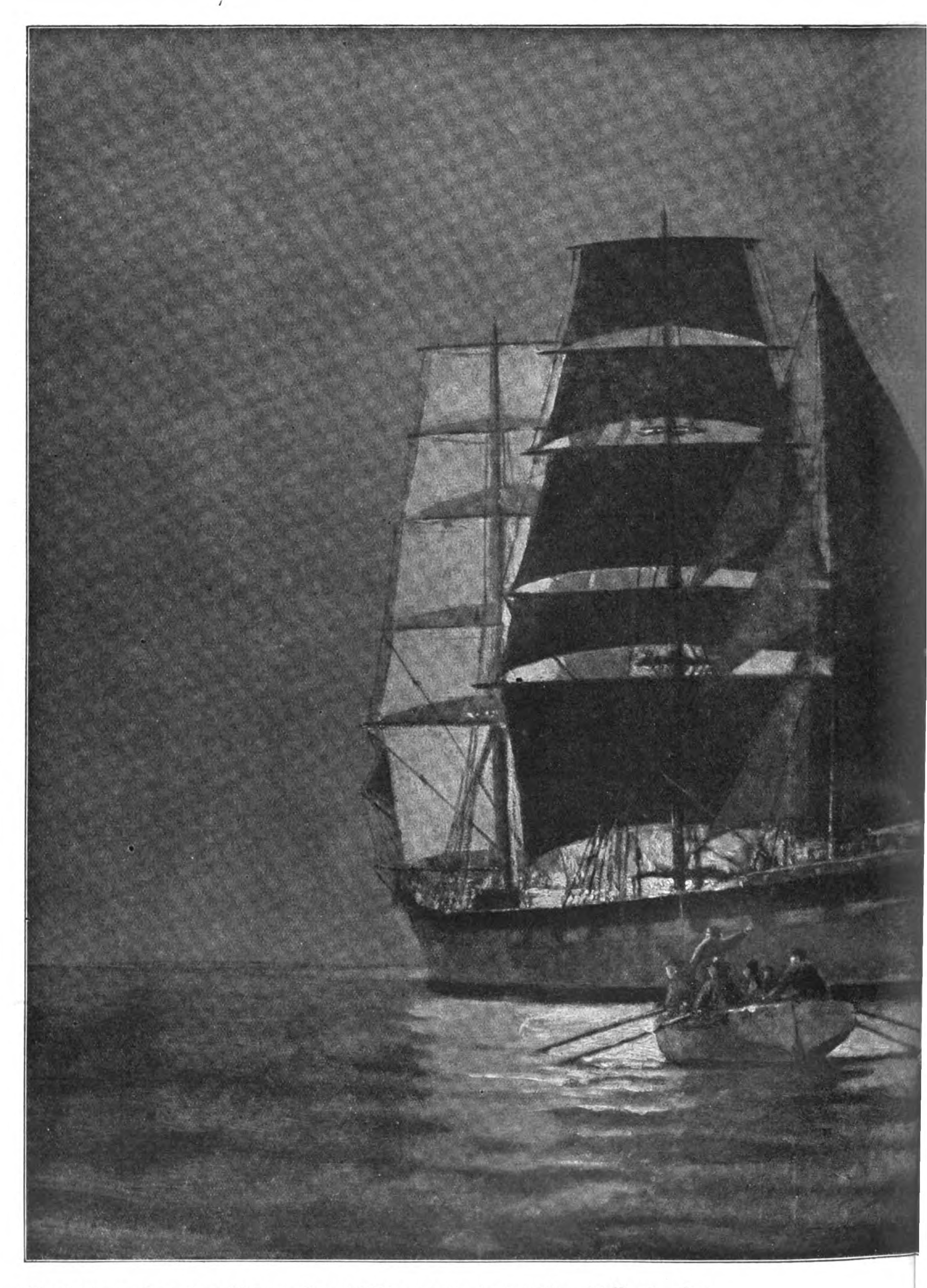
Das eröffnete für die Feinde und die den Handel mit Bannwaren pflegenden Neutralen keine guten Aussichten; hatten doch die deutschen Tauchboote schon vorher so manches Schiff zu den Fischen geschickt (siehe Bild Seite 180/181). Eines der deutschen Boote, das Ende Januar heimkehrte, hatte in der Zeit vom 13. bis zum 25. Januar 17 Schiffe mit 18056 Registertonnen vernichtet. Es kam auch zum Schuß auf einen englischen Zerstörer der M-Klasse, den es im Kanal am 13. Januar mit 120 Mann Besatzung versenkte. Dieses Kriegschiff war eines der neuesten englischen Torpedoboote, die erst während des Krieges in den Dienst gestellt wurden und 1000 Tonnen Wasser verdrängen. Ihre Bewaffnung besteht aus drei 10,2-cm-Geschützen und vier 53-cm-Torpedorohren. Ein anderes deutsches U-Boot vernichtete 21 Fahrzeuge mit insgesamt 30000 Tonnen.

Am 27. Januar abends hatte ein Tauchboot in den nördlichen Gewässern der Nordsee einen Kampf mit einem englischen Hilfskreuzer zu bestehen. Dabei erlitt es schwere

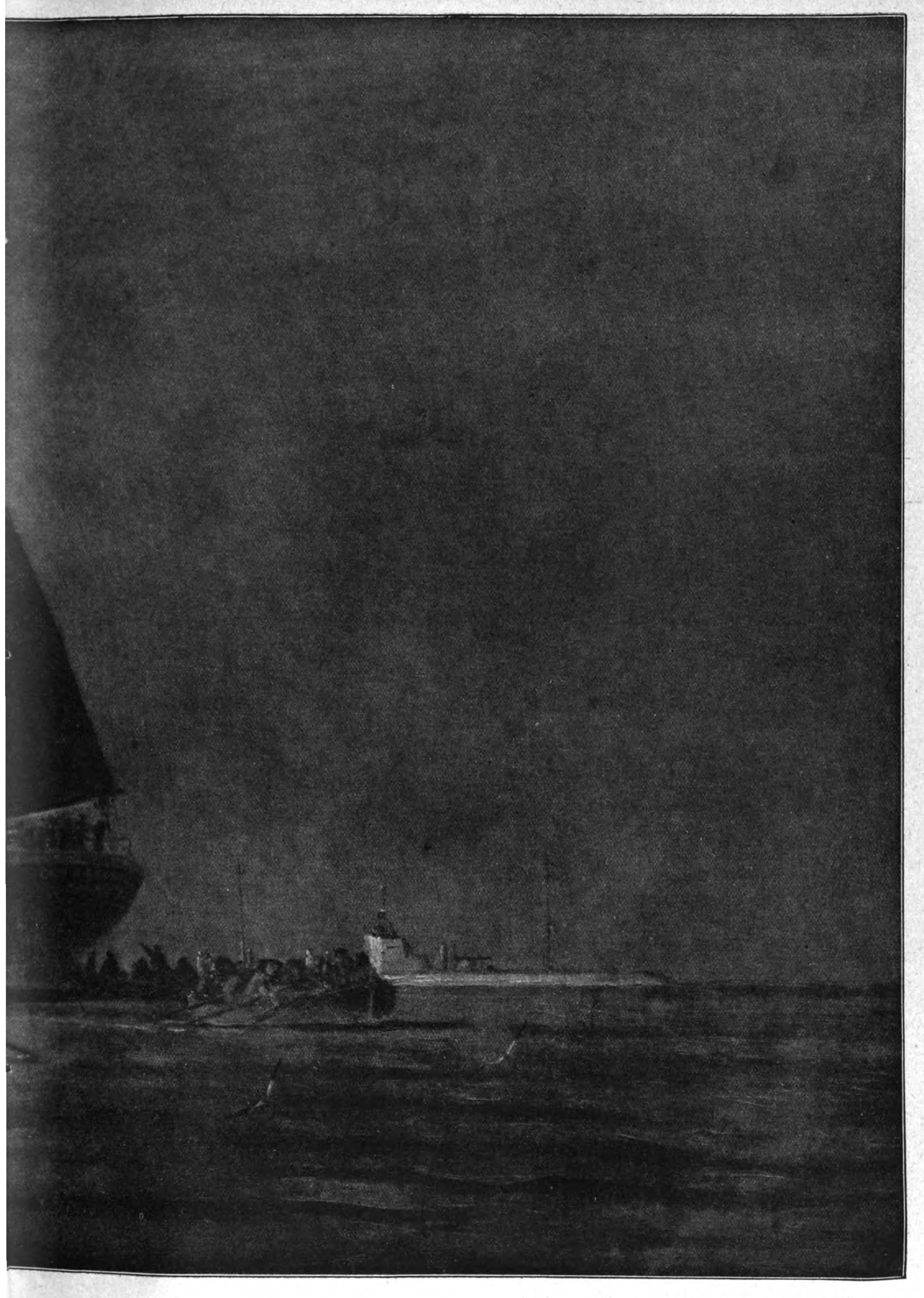


Abschießen treibender Minen von Bord eines Vorpostenschiffes aus.

Originalzeichnung nach den an Bord eines Vorpostenbootes angefertigten Skizzen von Kurt Hassenkamp.



Vernichtung eines französischen Segelschiffes durch ein deutsches U-Boot. Das Schiff wird, während die Mannschaft zu Boote gelassen wird, in Brand gesetzt.



Nach einem Originalgemälde
von Robert Schmidt, Hamburg.

Beschädigungen und suchte deshalb die norwegischen Hoheitsgewässer auf der Höhe von Hammerfest zu erreichen. Das Schiff ging jedoch unter; die Besatzung wurde bis auf den Ingenieur Hermann, der leider den Tod fand, von einem Fischerboot aufgenommen und nach Hammerfest gebracht, von wo aus sie die Heimreise antrat.

Wie groß der Anteil der neutralen Länder an den Schiffsverlusten war, ging aus einer Aufstellung der Svensk Sjöfartstidning hervor. Hiernach hatte Norwegen bis Anfang Dezember 316 430 Tonnen Schiffsraum verloren, Holland 113 543, Schweden 69 997, Dänemark 68 937, Griechenland 62 870, Spanien 36 932, die Vereinigten Staaten 21 558 und Brasilien 2258 Tonnen. Und trotzdem blühte der Handel mit Bannwaren. Unter den versenkten Schiffen befanden sich allerdings auch eine Reihe solcher, die von den Engländern durch Vorenthaltung von Kohlen und ähnliches zur Dienstleistung für die Westmächte gepreßt worden waren.

Mit der Ankündigung des verschärften U-Bootkrieges wurde die Unterstützung der Gegner Deutschlands durch Neutrale wesentlich eingeschränkt, weil die Reeder in den nicht am Kriege beteiligten Ländern wegen der erhöhten Gefahr die Schiffahrt fast ganz einstellten. Zum Teil geschah dies aus eigenem Antrieb, zum Teil auf Grund von Regierungsverfügungen. Am unklarsten war in dieser Beziehung die Haltung der amerikanischen Regierung; bemerkenswert zielbewußt ging dagegen die holländische Regierung vor. Der Verlauf des uneingeschränkten U-Bootkrieges rechtfertigte schon in den ersten Februartagen die angewandte Vorsicht. Ein am 6. Februar heimkehrendes deutsches Tauchboot meldete den Untergang von annähernd 20 000 Tonnen meist englischer Schiffe; der holländische Dampfer „Samarinda" gab zu der gleichen Zeit die drahtlose Nachricht, daß er 179 Mann von einer Anzahl versenkter Schiffe an Bord habe und damit Vigo anlaufen werde. Die Beute der deutschen U-Boote an der französischen und englischen Küste umfaßte bereits am 6. Februar eine ganze Reihe größerer englischer Dampfer, aber auch neutraler Schiffe. Am 8. Februar hatte ein Boot schon zehn Schiffe im Atlantischen Ozean mit einem Raumgehalt von 19 000 Tonnen versenkt, ein anderes gab am 9. Februar seine bisherigen Erfolge mit 16 000 Tonnen an, wieder ein anderes hatte bis dahin sieben Dampfer und acht Segelschiffe vernichtet, kurzum, es begann auf einmal ein allgemeines Schiffsterben. Bis zum 8. Februar einschließlich liefen bei Lloyds in London Anzeigen über den Verlust von 146 Schiffen ein, die seit dem 1. Februar versenkt worden oder verunglückt waren. In der Nacht zum 10. Februar sank nach einer englischen Meldung auch ein englischer Torpedobootzerstörer einer älteren Klasse, der auf eine Mine geraten war, als er den Aufklärungsdienst versah. Eine Liste der Feinde bezifferte die Verluste vom 11. Februar auf über 25 000 Tonnen.

Blick auf das Deck des amerikanischen Großkampfschiffes „New York".
Nach einer englischen Darstellung.

Gleich zu Anfang des Februars kamen Alarmmeldungen aus Amerika. Die dort in den Häfen liegenden deutschen Schiffe sollten beschlagnahmt, die Besatzungen verhaftet worden sein. Um etwaige Gegenmaßnahmen der Deutschen zu verhüten, gab die amerikanische Regierung bekannt, daß die Nachrichten unzutreffend seien. Sie bestritt auch nicht den deutschen Seeleuten das Recht, ihre Schiffe und die Maschinen zu beschädigen oder unbrauchbar zu machen, wenn dadurch die Benützbarkeit der Schifffahrtstraßen in den amerikanischen Gewässern nicht beeinträchtigt würde. Die Beschlagnahme der deutschen Schiffe durch die Vereinigten Staaten hätte allerdings auch den Übergang zum Kriegszustand mit Deutschland bedeutet. Diesen herbeizuführen zögerten die amerikanischen Behörden vorläufig immer noch; alle Drohungen, die in dieser Hinsicht laut geworden waren, verstummten, als die Neutralen ihre eigenen Wege gingen und Wilson allein ließen.

Die unklare Haltung der amerikanischen Regierung brachte es mit sich, daß keine Schiffe aus den amerikanischen Häfen ausfuhren. Erst am 10. Februar traten die unbewaffneten amerikanischen Frachtdampfer „Orleans" und „Rochester" unter amerikanischer Flagge die Ausreise nach Bordeaux, also in das Sperrgebiet, an. Keines der beiden Schiffe trug die von Deutschland zur Kenntlichmachung vorgeschriebenen Farbstreifen, sondern nur die aufgemalten großen Buchstaben U.S.A. (United States of North-America). Es handelte sich hier zweifellos um eine Herausforderung Deutschlands und um ein Spielen mit der Gefahr, wenn auch das gelegentliche Durchschlüpfen eines Dampfers durch das Sperrgebiet nicht in das Bereich der Unmöglichkeit gehörte. Wie unerwünscht die Fahrt hätte enden können, wurde am 12. Februar klar, als die deutsche Regierung

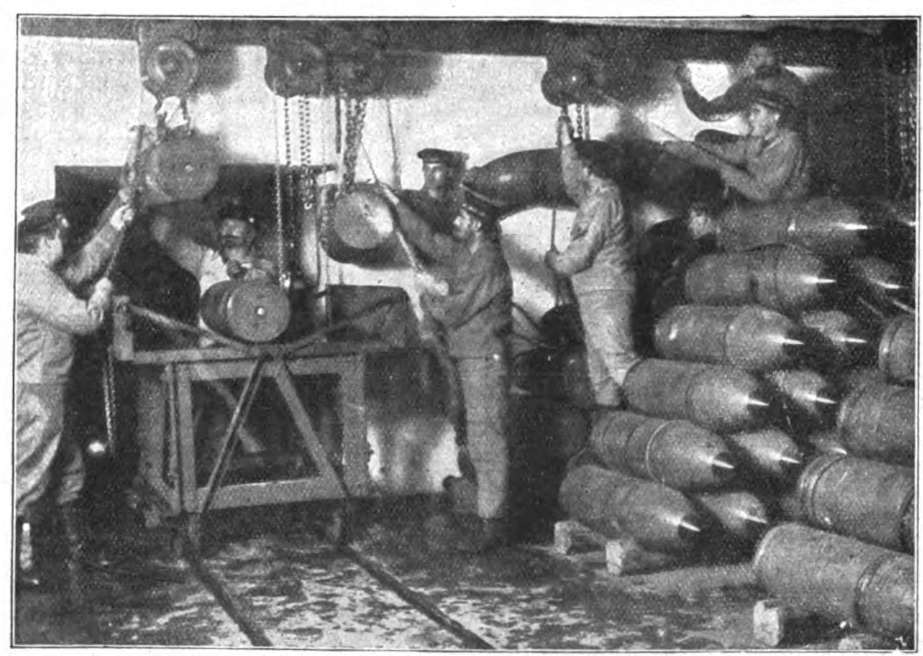
bekannt gab, daß die bisher geheim gehaltene Schonungsfrist im Sperrgebiet des Atlantischen Ozeans und des Ärmelkanals für neutrale Dampfer in der Nacht vom 12. zum 13. Februar abgelaufen sei. In der Nordsee war dies bereits in der Nacht vom 6. zum 7. Februar, im Mittelmeer in der Nacht vom 11. zum 12. Februar der Fall gewesen. Von nun an erfolgte keine Einzelwarnung der Schiffe mehr, es galt für die ganze Gefahrzone nur noch die erlassene allgemeine Warnung. Begab sich ein Schiff trotzdem in das erwähnte Gebiet, so tat es dies mit vollster Kenntnis der ihm und seiner Besatzung drohenden Gefahr.

Die Wirkungen des U-Bootkrieges, der täglich große Opfer forderte, wurden auch in England nicht unterschätzt; eine erhebliche Beunruhigung klang aus den Berichten der englischen Zeitungen heraus. Und nicht nur den Gegnern auf dem Wasser, sondern auch den Feinden in der Luft wurden die Tauchboote gefährlich. Eines von ihnen hatte bei der Schouwenbank ein Gefecht mit einem französischen Marineflugzeug, das mit wohlgezielten Schüssen heruntergeholt wurde. Das Flugzeug zerstörten die Deutschen, seine Insassen nahmen sie gefangen. —

* * *

Während der Kampf zur See schon schärfere Formen angenommen hatte, hinderte die strenge Kälte, die Ende Januar und Anfang Februar herrschte, auf dem **westlichen Kriegschauplatz** immer noch die Entwicklung größerer Unternehmen. Vollkommene Ruhe herrschte natürlich nicht, wenn auch die Berichte von der Front nichts Besonderes zu melden wußten. Die Artillerie schoß auf beiden Seiten, an einzelnen Punkten gab es auch kraftvolle Erkundungsvorstöße. Patrouillen drangen vorsichtig bis zu den feindlichen Linien vor und führten Überfälle mit Handgranaten (siehe die Bilder Seite 184) aus. Dann wieder galt es, zerstörte Drahthindernisse und beschädigte Stellungstücke auszubessern oder neu zu errichten; Ablösungen und Verstärkungen (siehe Bild Seite 185) eilten herbei, Fliegergeschwader klärten auf und auch sonst herrschte dauernd große Regsamkeit auf der ganzen Linie.

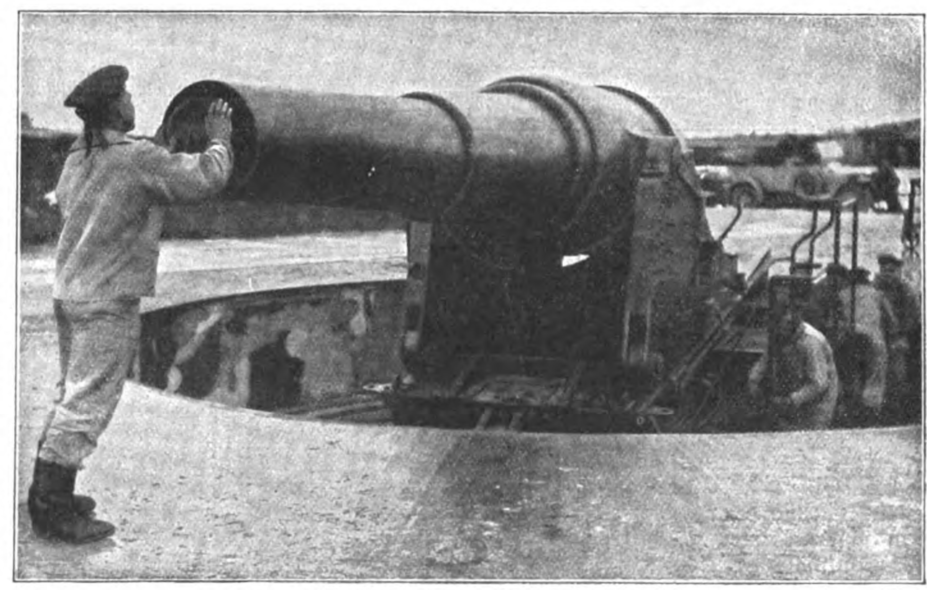
Nach und nach wurde die Gefechtstätigkeit in allen Abschnitten der 600-Kilometerfront wieder stärker; die Erkundungen und gelegentlichen Angriffe nahmen an Häufigkeit zu. Wieder war es im englischen Frontabschnitt am unruhigsten. Am 1. Februar stießen zwischen Armentières und Arras zahlreiche englische Aufklärungsabteilungen vor, konnten aber nur selten ihr Ziel erreichen. Auf dem alten Schlachtfelde zu beiden Seiten der Somme und der Ancre herrschte starke Feuertätigkeit. Deutsche Truppenteile führten kleine Angriffe aus, so südwestlich von Miraumont und nordöstlich von Le Sars, wo ein Offizier und 12 Mann aus den feindlichen Gräben geholt wurden. Die Engländer traten besonders zahlreich am Wege



Ein großer Geschoßlagerraum unter der Erde, in dem die Geschosse mittels Flaschenzuges auf kleine Karren geladen werden.



Ein schweres Geschoß wird zu einem Küstengeschütz befördert.



Das Klarmachen eines großen Küstengeschützes.

Aus einem deutschen Küstenfort.

Nach Aufnahmen von A. Grohs, Berlin

Gueudecourt—Beaulencourt auf und drangen nach heftiger Feuervorbereitung in Kompaniebreite in den vordersten deutschen Graben ein. Die Deutschen setzten sofort einen Gegenstoß an, bei dem es ihnen gelang, die Feinde wieder zu vertreiben. Bei Beaucourt zeigten sich die Engländer auffallend hartnäckig; Fortschritte, die sie dort erzielten, mußten sie aber am 4. Februar infolge eines deutschen Gegenstoßes wieder aufgeben; außerdem verloren sie über 100 Gefangene. Aber die Feinde wiederholten hier ihre Angriffe mit großen Massen Tag und Nacht, ferner östlich von Grandcourt bis südlich von Pys, und eröffneten auch am Wege Gueudecourt—Beaulencourt neue Kämpfe, ohne jedoch irgendwelche bemerkenswerten Vorteile erreichen zu können. Die Deutschen waren südlich von der Somme mit kleinen Erkundungsunternehmungen erfolgreich, bei denen sie Franzosen und Engländer, im ganzen 20 Mann, aus den feindlichen Stellungen zurückbrachten. Andere deutsche Erkundungstruppen führten Kämpfen zuteil werden ließen, nun doch einen Erfolg aufweisen konnten.

Trotz ihrer steten, auf Stellungsverbesserung gerichteten verlustreichen Angriffstätigkeit, die sie unterhielten, erzielten die Engländer doch keinen wirklich wertvollen Fortschritt. Hier und da gelang es ihnen, ein vorspringendes Stück der deutschen Linie zu besetzen, in dem sie meist gar keinen Widerstand fanden, weil die Deutschen die Stellung zur Vermeidung unnötiger Verluste schon längst aufgegeben hatten. Denn auch sie waren darauf bedacht, den Verlauf ihrer Front zu verbessern und diese so einzurichten, daß sie der Verteidigung und dem Angriff möglichst gleich gut diente. Deswegen wurden in ihrem Werte zweifelhafte Stellungen auch nicht unter allen Umständen gehalten. In der Nacht zum 8. Februar glaubten die Feinde einen großen Sieg erfochten zu haben. Sie sprachen von der „Eroberung" des ehemaligen Dorfes Grandcourt und bezeichneten dieses Ergebnis als einen „neuen Markstein



Phot. Boedecker, Berlin.

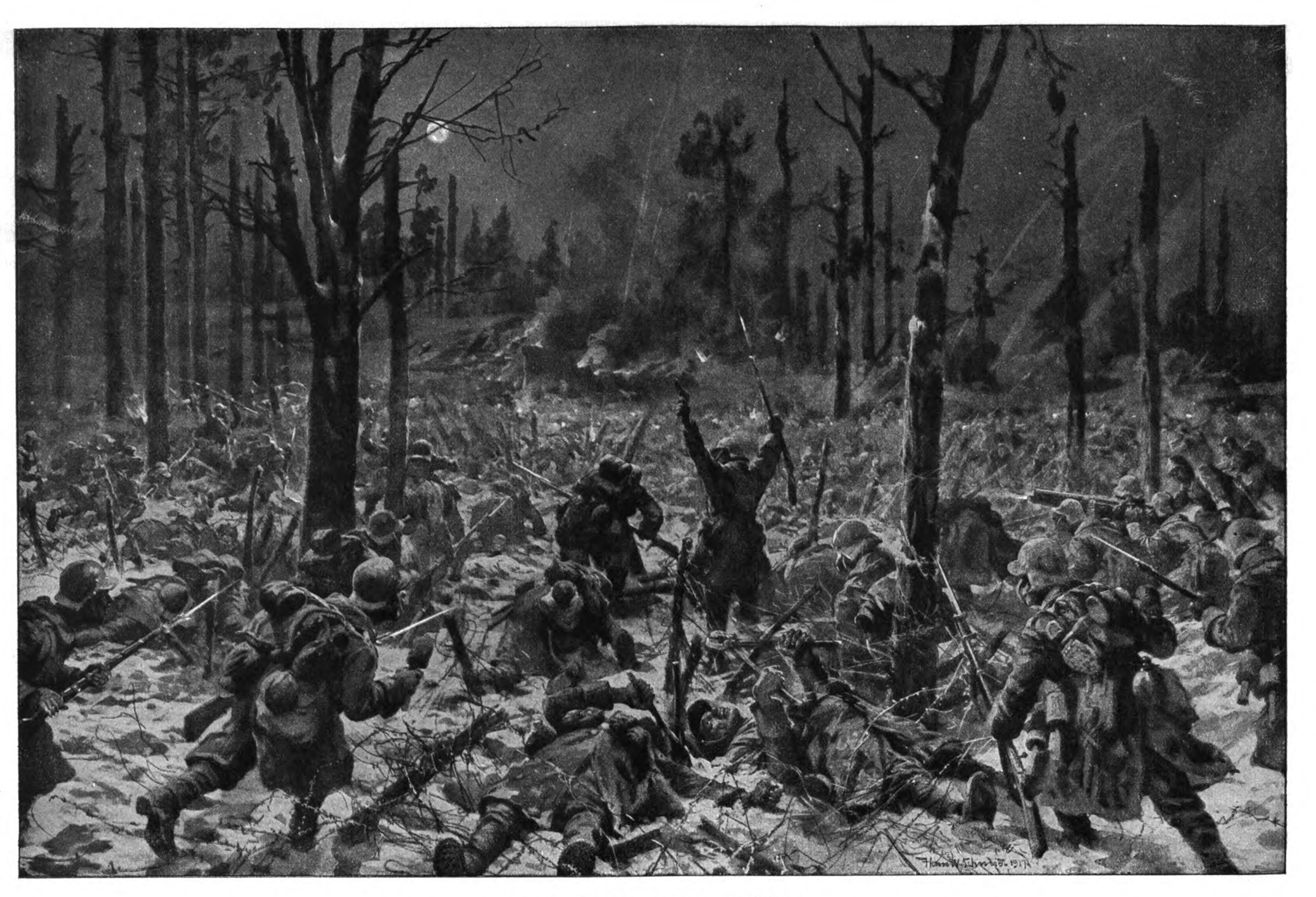


Phot. Boedecker, Berlin.

Die Verwendung deutscher Handgranaten im Schützengrabenkrieg.

schneidige Vorstöße auf dem Ostufer der Maas und an der lothringischen Grenze durch. Am folgenden Tage hinderte unsichtiges Wetter die Gefechtstätigkeit in dem englischen Abschnitt; umso lebhafter war es dafür an der Nordostfront von Verdun und am Parroywalde in Lothringen. Dort wurden insgesamt 60 Gefangene und 3 Maschinengewehre erbeutet. Die Franzosen griffen nach starker Feuervorbereitung in Kompaniestärke auch bei Sennheim im Elsaß an; sie wurden aber mit starken Verlusten zurückgeschlagen und verloren eine Anzahl Gefangener.

Die letzten Erkundungen im Sommegebiet hatten ergeben, daß die Franzosen den Engländern fast den ganzen Frontabschnitt zur Besetzung überlassen hatten, in dem sich die Sommeschlacht abspielte. In der französischen und englischen Presse wurde davon gesprochen, daß die Engländer ihre Linie bis nach Soissons ausdehnen sollten. Danach schien es, als ob die vielen Vorwürfe, die die Franzosen den Engländern wegen zu geringer Beteiligung an den auf dem Wege nach Bapaume". Nach der amtlichen deutschen Aufklärung hierüber sah aber der englische Sieg ganz anders aus. Von einer Eroberung des Dorfes konnte überhaupt nicht die Rede sein. Schon am 5. Januar hatten die Deutschen das in Schlamm und Trümmern aufgelöste Dorf, das ihnen wegen seiner tiefen Lage nach der Vernichtung der zu Stützpunkten geeigneten Häuserreste keinen Halt mehr bot und zudem im Feuer der feindlichen Geschütze lag, aufgegeben und eine höher gelegene, fest ausgebaute, vorteilhaftere Stellung bezogen. Davon hatten die Feinde trotz ihrer häufigen Erkundungsvorstöße offenbar gar nichts bemerkt. Sie überschütteten das Gebiet drei Tage hindurch mit heftigem Artilleriefeuer und zogen dann nachts in den geräumten Ort ein. Das war die Eroberung. Ganz so ohne weiteres wurde den Engländern die Stellung allerdings nicht überlassen, denn kaum hatten sie von ihr Besitz ergriffen, so nahm die deutsche Artillerie den Ort unter schweres Feuer und fügte den Feinden große Verluste zu.



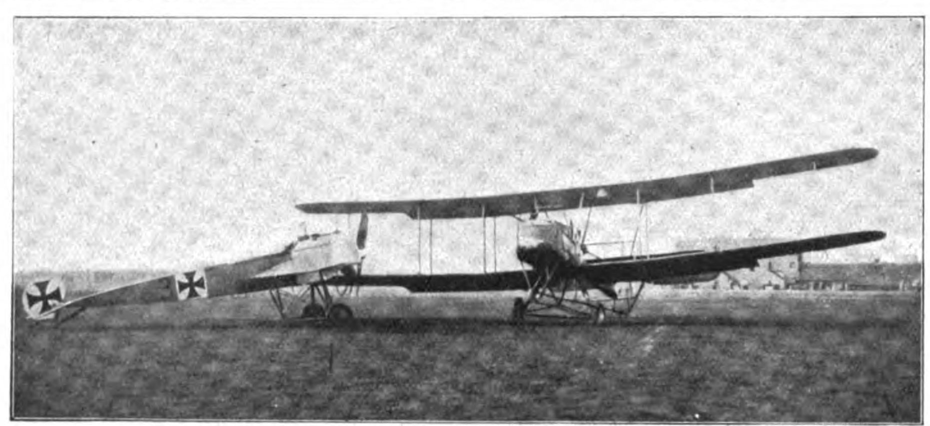
Aus den Kämpfen an der Aa bei Mitau.

Ostpreußische Füsiliere stürmen in der Nacht vom 23. auf den 24. Januar 1917 die russischen Stellungen im Walde von Mangal.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt.



Alarm in einem Ort der Champagne.
Nach einem Originalgemälde von Wilhelm Schreuer.



Phot. Photothek, Berlin.

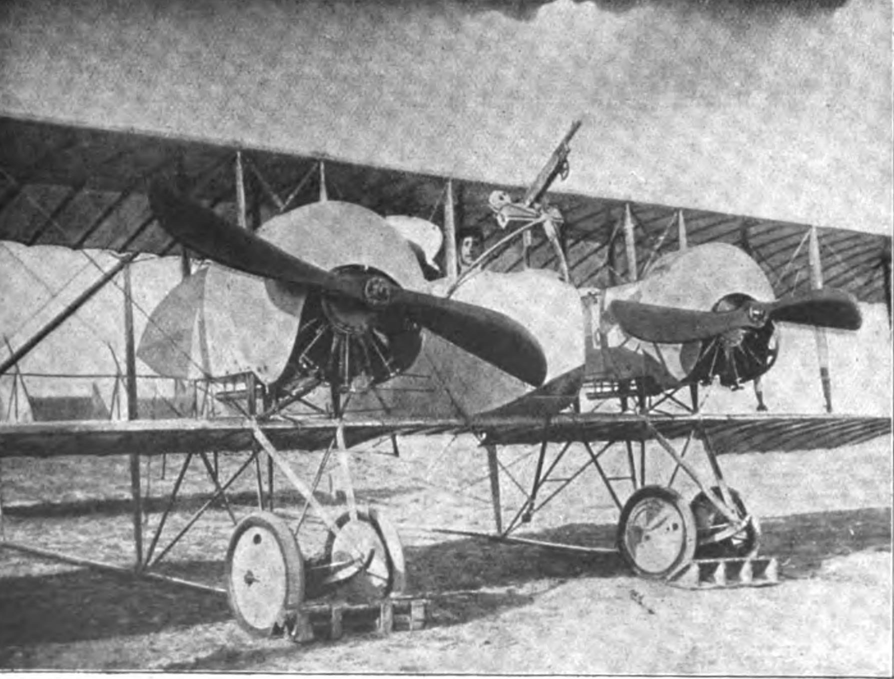
Ein Größenvergleich: Sieger und Besiegter.

Das kleine deutsche Fokkerflugzeug (links) und ein von ihm bezwungener englischer Kampfdoppeldecker.

Bis zum 10. Februar steigerte sich die Kampftätigkeit im Gebiete der Somme allmählich in einem solchen Maße, daß fast von einem langsamen Wiederaufleben der Sommeschlacht gesprochen werden konnte. An der Somme und Ancre tobte am 10. Februar der Artilleriekampf an vielen Punkten ganz gewaltig, und die Gesamtereignisse gestalteten sich zu einer ansehnlichen Schlacht. Östlich von Beaucourt und zwischen Le Transloy und Sailly wurde von den Engländern mit großer Zähigkeit angegriffen. Nördlich von der Ancre wuchs das Geschützfeuer der Feinde nach den für sie ungünstig verlaufenen Tagesgefechten zu regelrechtem Trommelfeuer an, dem bald der Infanterievorstoß folgte. Gegen zehn Uhr abends wurde er mit besonderer Kraft geführt. Gegenüber von Serre, das sich die Engländer schon so oft als Ziel gesetzt hatten, brachen ihre Sturmtruppen wieder zusammen; mehr nach der Ancre zu, im Westen der Landstraße Beaucourt—Puisieux drang der Feind in Kompaniebreite in die deutschen Linien ein. Ein späterer Angriff erfolgte auch östlich von Grandcourt und nördlich von Courcelette. Die erste Angriffswelle der Feinde wurde sofort niedergerungen; ein später einsetzender zweiter Stoß kam in die vordersten Gräben hinein; er brach sich dort aber an einem Gegenstoß der Deutschen. Gegen sieben Uhr abends hatte sich das englische Feuer auch bei der Butte de Warlencourt gesteigert, und die Sturmstellungen des Feindes füllten sich mit Truppen. Das erkannten die Deutschen rechtzeitig und sofort überschütteten sie die englischen Linien mit Granaten, wodurch sie den vorbereiteten Angriff vor seiner Entfaltung erstickten. Die einzelnen Unternehmen der Engländer erstreckten sich über ein Gebiet von mehr als 15 Kilometern Breite; Vorteile ausschlaggebender Art erlangten sie nirgends. — Die Franzosen versuchten am 9. Februar an der Höhe 304 die Stellungen, die ihnen dort am 25. Januar in eineinhalb Kilometer Breite entrissen worden waren, zurückzugewinnen. Am Nachmittag dieses Tages wuchs das französische Artilleriefeuer zum Trommelfeuer an. Nach mehrstündiger Dauer der Beschießung, die die deutsche Artillerie wuchtig erwiderte, wurde gegen sieben Uhr abends von den Deutschen bemerkt, daß in den französischen Gräben Sturmtruppen bereitgestellt waren. Da entwickelten die deutschen Geschütze ein wahres Vernichtungsfeuer, unter dem sich die französischen Gräben mit Toten und Verwundeten füllten; der Angriffsversuch wurde vereitelt.

* * *

Die **Flieger** hatten auch wieder Hervorragendes geleistet. Die deutschen Luftstreitkräfte waren ganz erheblich vermehrt worden und bewiesen ihre Tüchtigkeit in vielen Angriffsflügen über befestigte feindliche Plätze und Industrieanlagen (siehe Bild Seite 187) und in zahlreichen Luftkämpfen. Im Monat Januar wurden 55 feindliche Flugzeuge abgeschossen, von denen 26 in deutschen Besitz gerieten (siehe die Bilder auf dieser Seite). Die Deutschen verloren im selben Zeitraum insgesamt 34 Flugzeuge. Mit den Erfolgen, die die deutsche Luftflotte im Januar aufweisen konnte, ergaben sich 1002 Flugzeuge, die seit dem Beginn des Krieges durch deutsche Flieger und Abwehrmaßnahmen von der Erde aus heruntergeholt wurden. In dieser Zahl sind aber nur die englischen, französischen und russischen Flugzeuge enthalten, die an der Ost- und Westfront den Feinden verloren gingen, während Balkan und Türkei unberücksichtigt blieben. Einen Begriff von der gewaltigen Höhe der angegebenen Zahl bekommt man, wenn man sich überlegt, daß sie 167 feindliche Geschwader, jedes zu 6 Apparaten gerechnet, umfaßt, die zusammen einen Wert von ungefähr 50 Millionen darstellen, und mit denen ungefähr 1700 feindliche Flieger außer Gefecht gesetzt wurden. Im einzelnen entfielen auf die Jahre 1914/15 163, auf das Jahr 1916 784 und auf den Januar 1917 die schon genannten 55 Flugzeuge. Die deutschen Flieger hatten wirklich Grund, stolz zu sein. (Fortsetzung folgt.)





Französischer Doppeldecker mit zwei Motoren und einem Maschinengewehr zum Aufstieg bereit.

Nach einer französischen Darstellung.

Illustrierte Kriegsberichte.

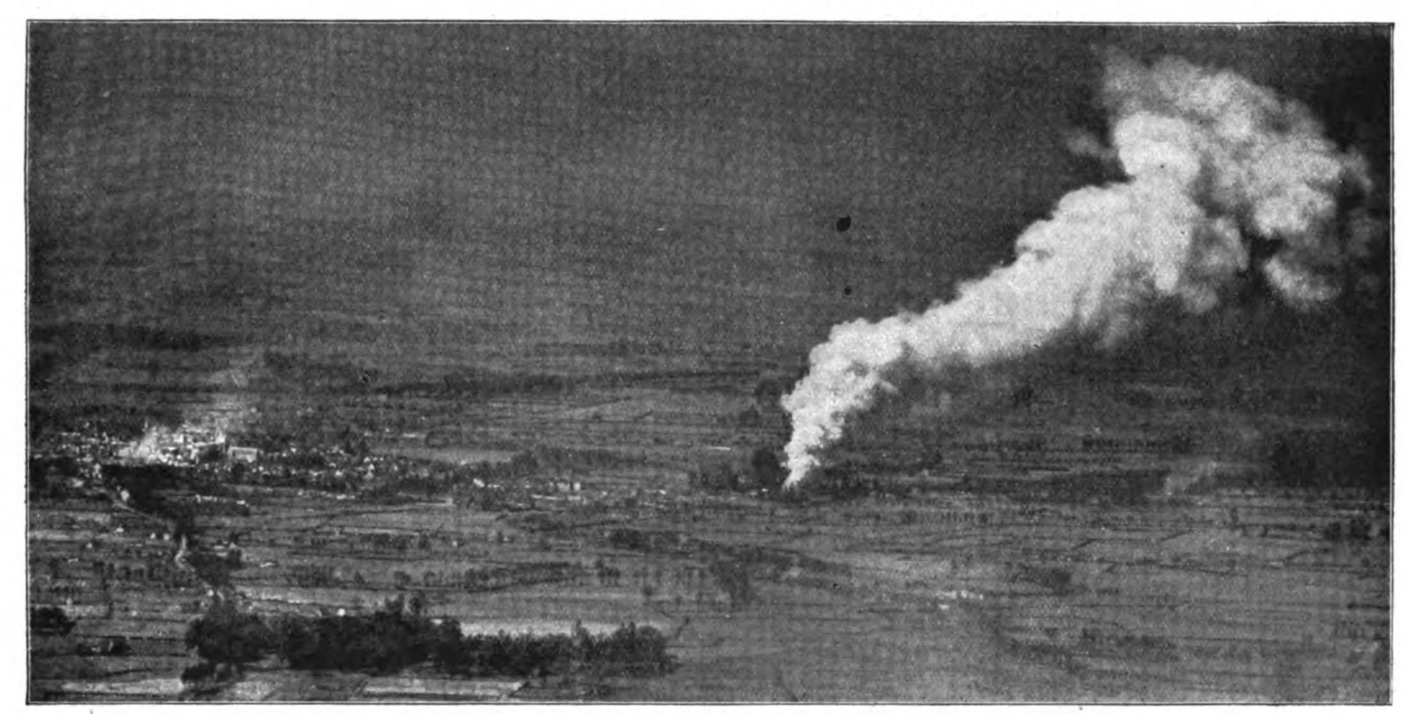
Abschießen von treibenden Minen.

Von Konteradmiral a. D. Foß.

(Hierzu das Bild Seite 179.)

Schon im russisch-japanischen Seekriege haben die unterseeischen Streitmittel eine große Rolle gespielt und im Weltkriege sind von unseren Feinden ganze Meere mit Minen verseucht worden. Da die vorhandenen Vorräte an modernen Höllenmaschinen für eine solche Massenverwendung nicht ausreichten, so mußte auf die Bestände von älteren Modellen zurückgegriffen werden, die weniger zuverlässig sind; unzuverlässig namentlich in bezug auf sichere Verankerung. Die Meeresströmungen setzen die Minengefäße in beständiges Drehen, und dieser Umstand führt schließlich dazu, daß die Ankertaue sich durchscheuern, brechen und die Minengefäße fortgetrieben werden. An der Oberfläche schwimmend, bedrohen sie alsdann Freund, Feind und Unbeteiligte in gleicher Weise, so daß es im allgemeinen Interesse liegt, sie unschädlich zu machen. Die gut durchgebildeten deutschen

Minen — die übrigens den internationalen Abmachungen entsprechend lediglich im Bereich der eigenen und feindlichen Küsten ausgelegt wurden — sind der Gefahr des Vertreibens weniger ausgesetzt. Geschieht es aber ausnahmsweise doch, so ist durch gewisse technische, selbsttätige Vorrichtungen dafür gesorgt, daß sie entschärft und damit ungefährlich werden. Nicht nur allgemeine ethische, sondern rein militärische Rücksichten verlangen solche Fürsorge, denn nichts wirkt entmutigender, als wenn eigene Kampfmittel den eigenen Streitern verhängnisvoll werden. Die Nachrichten über die an neutralen Küsten angeschwemmten Minen ließen erkennen, wie gering der Prozentsatz an deutschem Material war, der dabei in Frage kam, wie zuverlässig also die deutsche Mine arbeitete. Die auf Vorposten kreuzenden leichten Streitkräfte suchen durch Gewehr- und Geschützfeuer etwa gesichtete Minen zu zerstören. Treffen Geschosse den Zünder, so zerspringt die Mine; andernfalls wird das Minengefäß leck geschlagen, es tritt Wasser in sein Inneres und die Mine sinkt dann auf den Meeresgrund.



Zur Beschießung feindlicher Anlagen durch deutsche Flugzeuge. Fliegeraufnahme nach einer Beschießung.

Die Kämpfe zwischen Mitau und Riga im Januar 1917.

Von Major a. D. E. Moraht.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Es ist vom militärischen Standpunkt nicht ohne weiteres möglich, den Grund für das plötzliche Auftreten der Russen im Raume von Riga zu verstehen. Wie immer im Laufe dieses Krieges, sind es in Rußland nicht allein die Erwägungen der Heeresleitung, die zu militärischen Unternehmungen anregen. Es sind auch zwei andere Gesichtspunkte dabei maßgebend, nämlich die inneren Zustände des Zarenreiches nebst der Stimmung für und gegen den Krieg, und zweitens der Antrieb von außen, der namentlich, nachdem Frankreich in seinen Ansprüchen an die russische Kraft bescheidener geworden ist, von der Themse her kommt. Kurz bevor sich die russische Heeresleitung entschloß, dem als Draufgänger bekannten General Radko Dimitriew Vollmacht zu geben zu einem neuen Angriff aus dem Raume von Riga, hatte der Widerstand der Duma gegen die regierenden „Sphären" einen gefährlichen Grad angenommen und die Transport- und Hungersnöte Rußlands hatten die Unzufriedenheit mit dem Kriege verbreitet. Der englische Botschafter in Petersburg, Buchanan, erkannte diese warnenden Zeichen und es ist möglich, daß seine Rührigkeit die russische Heeresleitung in ihrem Angriffsgedanken bestärkte.

Wir kennen Radko Dimitriew bereits aus den Kämpfen in Galizien. Er hat Millionen von Russen auf dem Gewissen, die an der Karpathenfront später zerschellten, und man sagt von ihm, daß er auch in Sachen der Ablehnung des Friedensangebotes Ränke schmiedete. Kurz nachdem der Zar die Hand Deutschlands zurückgewiesen hatte, traten die ersten Anzeichen der großen Januarschlacht hervor. Wir müssen uns dazu erinnern, daß die Deutschen im Jahre 1915, solange der Sommer noch herrschte, durch Litauen und Kurland bis an die Dünalinie vorgedrungen waren. Ihr linker, nördlichster Flügel fand einen unüberwindlichen Widerstand in dem südwestlichen Brückenkopf Rigas. Es ist ein natürlicher Brückenkopf, verstärkt durch allerlei Bauten, die während des Krieges erst entstanden: der Tirulsumpf. Er dehnt sich in großer Breite zwischen Riga und dem Mitauer Forst aus und ist zur längsten Zeit des Jahres für militärische Handlungen unbrauchbar. Schmale Pfade führen hindurch und auch die sind nur mit Lebensgefahr zu begehen. Selten friert der Tirulsumpf zu. So blieb er im Winter 1915/16 ein starker Schutz für die Besatzung Rigas. Die deutsche Linie führte von der Küste von Raggasem zunächst nach Süden, bog sich dann südlich von Kalnzem nach Osten und folgte dieser Richtung durch den Raum von Katharinenhof und Bockowitz, bis sie die Düna erreichte (siehe die Karte Seite 162). Die Front war nicht in dem Sinne ausgebaut wie die übrigen Stellungslinien in West und Ost. Der Boden ließ es nicht zu, die Sicherungsfronten in ihm zu versenken. So mußten sich die Deutschen mit Hindernissen begnügen, die auf dem gewachsenen Boden aufgebaut und durch Drahtverhaue miteinander verbunden waren. Die Russen haben wiederholt versucht, diese durch Artilleriefeuer leichter zu erschütternde Front zu durchbrechen, so im Oktober und November 1915.

Der neue russische Angriff erwachte in der Nacht vom 4. zum 5. Januar 1917. Die scharfe Kälte hatte den Tirulsumpf begehbar gemacht, der Aafluß und die Düna waren mit Truppen zu überschreiten. Neue russische Regimenter hatte man herangezogen und ihnen wurde der Plan mitgeteilt, Mitau zu überrennen und ganz Kurland zu befreien. Wiederum bildeten Sibirier den Hauptteil der Angreifer. Das unausgesetzte Schneegestöber erleichterte den Russen die Annäherung. Die Truppe hatte man mit Schneehemden ausgestattet, und man wartete nicht einmal die Wirkung des vorbereitenden Artilleriefeuers ab. Nur der Wachsamkeit ihrer Postenkette hatten es die Deutschen zu danken, daß am Brückenkopf von Dünhof bei Kekkau, dann zwischen Schlok und Tukkum und in der ganzen Breite des Tirulsumpfes die Vorwärtsbewegung der Feinde zum Stehen kam. Die deutschen Landwehrleute haben sich wieder einmal als durchaus brauchbare, findige und kriegsgewohnte Soldaten erwiesen. Wo wollten die Russen angreifen und von wo sollte der Hauptstoß kommen? Die Flügel waren es zunächst nicht, die gefährlich werden sollten, sondern die russische Mitte. Sie reichte etwa von dem Orte Wisman, am Südzipfel des Babitsees (südlich von der Aa),

bis zu dem kleinen Orte Olai, etwas nördlich von der Mündung der Misse. Den Russen gelang ein Einbruch an mehreren Stellen. Sie verstärkten sich sogleich durch Reserven und es begann ein blutiges Ringen in dem Urwald, der in den Tirulsumpf hineinragt. Die deutsche Front war in großer Gefahr, besonders da auch die nach hinten führenden Telephonverbindungen abgeschnitten wurden. Bei Mangal mußten sich die Deutschen in heftigster Selbstverteidigung nach Süden zurückziehen. Aber die Reserven waren nicht mehr fern. Südwestlich von Mangal liegt der kleine Waldort Skangal. Hier griffen die Reserven im Mondenlicht mit ihren Maschinengewehren entscheidend ein. Die Deutschen gewannen Boden und trieben schon am 6. Januar die russischen Reserven nordöstlich von Mangal zurück, wobei sie 16 Offiziere und 1300 Mann gefangen nahmen. Die Russen kämpften mit äußerster Rücksichtslosigkeit, verbrannten die Verbandplätze mit ihren eigenen Verwundeten und ermordeten die Kranken, die transportunfähig waren. Aber gerade diese rohe Kriegführung hat die deutschen Landwehrleute, wie ehemals in Frankreich im Jahre 1871, zu jenem Zorn gebracht, der unaufhaltsam vorwärts treibt.

Nun setzten die Angreifer alles daran, sich auch am nordwestlichen Zipfel des Tirulsumpfes auszubreiten. Sie nahmen die „Lange Düne", die sich vom Babitsee nach Süden erstreckt, und nötigten die Deutschen zur Verteidigung westlich vom Aaflusse. Bei Wisman mußten diese ebenfalls zurückgehen und russische Kavallerie suchte sie niederzurennen. Dann wurde auch der linke Flügel der Russen zwischen Buobai und Olai vorwärts getrieben. Hier blieb der Angriff vergebens und kein weiteres Ergebnis als furchtbare Verluste begleiteten den taktischen Erfolg der russischen Überlegenheit.

Schwere Kämpfe brachten die Tage vom 23. bis zum 28. Januar. Ich hebe besonders den Kampf im sogenannten Dünengelände hervor. Die Russen schossen mit Gasgranaten und betrommelten alle Wege hinter den Angreifern mit stärkstem Feuer. Die deutsche Artillerie mußte zum Sturmschießen übergehen und dann bewegte sich die Infanterie, durch Schnee und Eis gehemmt, im furchtbarsten Feuer der Russen dennoch vorwärts. Am 23. abends war nicht nur die „Lange Düne" im Besitz der Deutschen, diese waren sogar noch darüber hinausgestoßen. Noch einmal setzten starke russische Gegenangriffe ein. Sie blieben vor der deutschen Front liegen. Über 1000 Tote bedeckten den Waldboden. Die Nacht vom 24. zum 25. Januar war ruhig. Aber die Ruhe täuschte. Neues russisches Angriffsfeuer und neuer Sturmangriff folgten. Als die Russen zurückfluteten, war für die Gegner der Angriffsaugenblick gekommen. Die „Bergman-Düne" weiter nördlich war nicht mehr ausschließlich in russischem Besitz. Auch der Geburtstag des Deutschen Kaisers war ein ernster Gefechtstag, und die Truppen haben sich neuen Ruhm in diesen Tagen geholt.

Nun aber antwortete die deutsche Heeresleitung mit einem gewaltigen Gegenangriff. Am 29. und 30. Januar, bei einem Frost bis zu zwanzig Grad Celsius, begann die Artillerie, während es sich aufklärte, ihr Vernichtungsfeuer. Die Russen antworteten und ließen ihre Geschütze, die im Raume von Riga an Land gebracht waren, wirken. Das hielt aber die ostpreußischen Regimenter nicht ab, auf den Wegen vorwärts zu dringen, die in der Nacht vorher durch die Drahthindernisse gebahnt waren. Das hatten die Russen nicht erwartet und so unwiderstehlich und überraschend gelangten die Angreifer in die russischen Stellungen, daß zwei Regimentsführer gefangen wurden. Bei diesem Vorstoß brachten die Ostpreußen 14 Offiziere und nahezu 1000 Mann nebst 15 Maschinengewehren ein. Fassen wir den Gesamterfolg zusammen, so zeigt sich, daß die Deutschen nicht nur auf ihrem linken Heeresflügel in Nordosten die russische Offensive zum Stehen brachten, sondern daß sie auch ihre Verteidigungslinie weiter nach vorne verlegten, und, was die Hauptsache ist: die Feinde haben erfahren, wie moralisch überlegen und wie kampffreudig ihre Gegner trotz der schweren Kampfbedingungen und trotz der langen Zeit des Krieges noch immer geblieben waren. Vergessen wir nicht, daß das Kampfgelände manchen Angreifer bis zum Leibe versinken ließ und daß die ungeheure Kälte die Glieder in Gefahr brachte, zu erstarren. Aus dem stillen Heldentum des Aushaltens ragt diese Tat der letzten Januartage als ein Angriff von wuchtiger Kraft empor, welcher den Franzosen und Engländern im Westen gezeigt hat, daß die russische Überlegenheit an Menschen die Deutschen nicht zu erschüttern vermochte. Die Januarbeute der deutschen Truppen aus der Schlacht bei Mitau belief sich auf 14 Offiziere und etwa 4500 Mann Gefangene, 60 Maschinengewehre und viel Material. Der Feind verlor an Toten und Verwundeten wenigstens 15000 Mann.



Deutsche Funkerabteilung beim Überschreiten einer Paßstraße in Siebenbürgen.

Phot. Kilophot, G. m. b. H., Wien.



Deutsche Alpentruppen im Kampf gegen Rumänen in den siebenbürgischen Karpathen.

Nach einer Originalzeichnung von H. Treiber.

Der Kampf gegen die Rumänen.

4.

Um die Serethlinie.

I. Der Vormarsch zum Sereth.

Von Walter Oertel.

(Hierzu die Bilder Seite 188—191.)

Die Kämpfe um den Besitz der Buzeulinie waren zuungunsten der Russen und Rumänen entschieden. Schwer erschüttert gingen die dort geschlagenen Heeresteile unter scharfen Nachhutgefechten auf eine stark ausgebaute Verteidigungslinie in der Ostwalachei (siehe die Karte Seite 135) zurück, die die inzwischen herangeführten beträchtlichen russischen Verstärkungen von der siebenbürgischen Grenze durch das Gebirge über den südlich vor Rimnicul-Sarat liegenden Raum, dann durch die Ebene von Filipesti zur Donau hergestellt hatten und besetzt hielten.

Im Plan des russischen Armeeoberkommandos lag es, den Vormarsch der Heere der Mittelmächte noch vor dem Einmarsch in den südlichsten Teil der Moldau zum Stehen zu bringen und gleichzeitig die wichtige Donaustadt Braila zu decken.



Phot. M. F. u. F.

General Hilmi-Pascha, der Führer der Türken, und General der Infanterie Kosch, der Führer der siegreichen Donauarmee und Eroberer von Braila, während der Kämpfe am Serethufer.

Der erste schwere Stoß erfolgte bei Filipesti. Längs der Bahn Buzeu—Braila vorgehend, packten deutsche und österreichisch-ungarische Truppen entschlossen die starken Befestigungen an, welche die Russen zum Schutze Brailas gegen Angriffe aus Südwesten angelegt hatten. Filipesti wurde nach hartem Ringen genommen, während die 9. Armee auch in nördlicher Richtung gegen Rimnicul-Sarat Gelände gewann. Durch den Fall des befestigten Dorfes Filipesti wurde naturgemäß die Bedrohung Brailas immer stärker und machte sich um so mehr geltend, als auch die Bulgaren die Donaustadt Tulcea erstürmten und im Verein mit deutschen und türkischen Regimentern nach Einnahme von Isaccea den Angriff gegen den Brückenkopf von Macin, den östlichen Schlüsselpunkt Brailas, einleiteten.

Mit unwiderstehlicher Gewalt wurde der Angriff auf der ganzen Front eingeleitet. Während im Norden die erprobte 9. Armee Falkenhayns durch die Ausläufer des Vorzagebirges bis ins westliche und südliche Vorfeld der Stadt Rimnicul-Sarat hinausdrang, schob sich am unteren Calmatuiul sowie am Westufer der Donau entlang die Donauarmee vorwärts; stets in gleicher Höhe mit der Armee Falkenhayn, die in breiter Front zum Angriff gegen die Verschanzungslinien westlich und östlich der Eisenbahn Buzeu—Rimnicul-Sarat antrat. Im Südwestraum der Bahnstation Rimnicul-Sarat sprengte ein gewaltiger Ansturm die russische Stellung in einer Breite von 17 Kilometern und trieb die sich verzweifelt wehrenden Russen auf die Stadt zurück, wo während der Nacht vorgeführte starke Reserven eiligst neue Schützengräben aufgeworfen hatten. In dichten Massen setzten sie hier am Morgen des 27. Dezembers zu einem gewaltigen Gegenstoße ein, der aber von bayerischen und preußischen Divisionen aufgefangen und unter schwerem blutigem Verlust abgeschlagen wurde. Nachdem der gegnerische Anlauf zerschellt war, gingen die deutschen Divisionen selbst zum Angriff vor, überrannten die russischen Linien und brachen in der Verfolgung durch Rimnicul-Sarat bis weit über diesen Ort hinaus vor. Während hier in der Mitte der Angriff glatt weiterging, durchstießen österreichisch-ungarische und deutsche Regimenter die gegnerischen Stellungen sowohl weiter südlich in der Ebene wie auch auf den Höhen nordwestlich der Stadt, die riesenhafte Bresche noch mehr verbreiternd. Gegen die Flanken dieser Offensivgruppe warfen die Russen ihre Heeresreserven vor, in der Hoffnung, den Durchbruch aufzuhalten. Doch im Nu waren die deutschen Reserven, die tief gestaffelt der Stoßgruppe folgten, heran, die Flügelgruppen schwenkten ein und in fürchterlichem Kreuzfeuer brach auch dieser russische Entlastungsstoß blutig zusammen.

Auf dem linken Flügel der Armee Falkenhayn vorgehend, hatte die Gruppe Krafft v. Delmensingen, das ruhmbedeckte Alpenkorps, schrittweise in den Bergen nordwestlich von Rimnicul-Sarat den Widerstand der Russen und Rumänen gebrochen (siehe Bild Seite 189). Die österreichisch-ungarische Division des Feldmarschalleutnants Goiginger entriß dem Gegner nach schwerem Kampfe den gut befestigten Ort Dedulesti auf dem rechten Flügel, während die linke Flanke der Gruppe Krafft engste Anlehnung an den Südflügel der Heeresgruppe des Erzherzogs Joseph bewahrte, deren Südflügel sich nunmehr selbst zu einer großzügig geleiteten Offensive anschickte. Unter dem Oberbefehl des Generals v. Gerok erstürmten deutsche und österreichisch-ungarische Truppen die hintereinander angelegten starken Höhenstellungen des Gegners an der oberen Zabala, der Naruja und Putna. Der Nordflügel der Armee Gerok hatte hierbei bei Sosmezö die siebenbürgische Grenze überschritten (siehe Bild Seite 188) und die russischen Stellungen bei Harja eingedrückt, so daß die Truppen des Erzherzogs Joseph nunmehr in einer Gesamtfrontbreite von nicht weniger als 100 Kilometern vom Tal der Zabala bis zum Gyimespaß sich der allgemeinen Vorwärtsbewegung angeschlossen hatten.

Wiederum wurde Gelände gewonnen. Der Südflügel der Front des Erzherzogs Joseph drang nach Osten bis über den oberen Rimnicufluß vor, während die Armee Falkenhayn in unermüdlicher Verfolgung beiderseits der Bahn Slobozia nördlich Rimnicul-Sarat erreichte und die Donauarmee die Linie Vizirul—Sutesti durchschritt, so den Angriff bis auf 36 Kilometer an Braila herantragend.

Unter unaufhörlichem Gefecht mit den sich hartnäckig wehrenden Russen, die nicht umsonst hier sibirische und ostrussische Korps rücksichtslos einsetzten, schob sich der Südflügel der Armee des Erzherzogs Joseph vor und drückte von Norden bereits auf Focsani, während der linke Flügel der Armee Falkenhayn von Westen her, die Nachhuten der Zarenarmee an den Bergfüßen und in der Ebene werfend, gegen die Brückenkopfstellungen dieses wichtigen Mittelpunktes der Serethlinie im Anmarsch war. Focsani wird im Norden von der Putna, im Süden vom Milcov umflossen, so daß diese beiden Wasserlinien im Verein mit den permanenten Befestigungen das natürliche Kampffeld bildeten. Am Südufer des Milcov hatten die Russen sowie die bei ihnen befindlichen Reste der Rumänen starke feldmäßige Verschanzungen angelegt. Gegen diese von Natur aus nicht ungünstige Verteidigungslinie ging die 9. Armee zum Angriff über und faßte vor allem die westlich und südwestlich Focsani gelegenen Brückenkopfschanzen kräftig an. Nach kurzem Kampfe wurden die stark befestigten Dörfer Mera und Pintecesti erobert; ersteres war nur 5 Kilometer von Focsani entfernt. Jetzt wurde es möglich, die Stadt selbst unter wirksames Artilleriefeuer zu nehmen. Nun

schritten auch die weiter nördlich vorgehenden Heeresteile in der Richtung auf Odobesci über den Milcov und gelangten damit in den Nordwestraum Focsanis. So war diese Stadt im Süden und Südwesten wie im Osten und Nordwesten durch die Armee Falkenhayn umspannt, so daß nur noch im Norden den Sereth aufwärts ein kleiner Raum offen blieb. Der Ernst der Lage wurde von der russischen Heeresleitung vollkommen erfaßt. Sie setzte in der Hinderniszone von Rimnicul-Sarat bis zu den Brückenkopfstellungen am Milcov alles an der Front ein, was sie an Reserven verfügbar hatte, doch alle ihre Bemühungen waren vergeblich.

Am 8. Januar sollte sich das Geschick Focsanis erfüllen. Mit mächtigem Ansturm durchbrachen, von Westen und Südwesten vordringend, deutsche Regimenter die feindlichen Linien, während von Odobesci her die bewährte österreichisch-ungarische Division Ludwig Goiginger die russische Front eindrückte. Der Russe wich auf der ganzen Front und um acht Uhr vormittags war die Mitte der Serethstellung genommen.

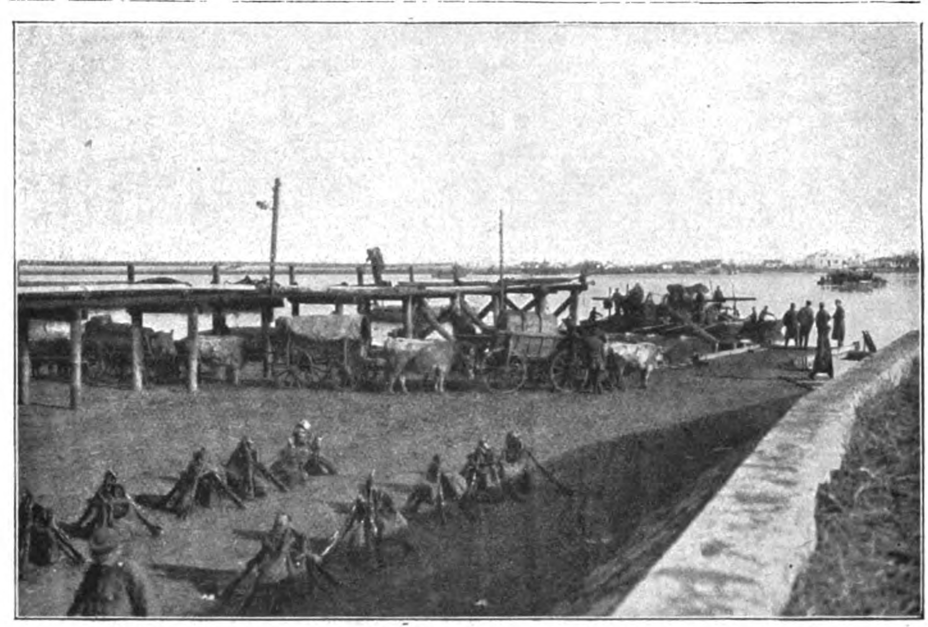
Auch Braila fiel.

Mit zäher Entschlossenheit vorgehend, hatte die 3. bulgarische Armee des Generals Nerezow, der deutsche, bulgarische und ottomanische Truppen angehörten, ihre Aufgabe schnell gelöst. Nachdem die Russen in den stark ausgebauten Brückenkopf von Macin geworfen worden waren, drängten die Bulgaren scharf gegen diesen an, erstürmten in erbittertem Kampfe die Höhen, die die Hauptstützpunkte der gegnerischen Stellung bildeten, und zwangen die Russen zur Aufgabe von Macin. Hierauf wurde dem linken russischen Flügel bei Vacareni eine schwere Niederlage bereitet und auch diese Heeresteile zum Rückzuge auf das nördliche Donauufer gezwungen, so daß sich nun kein russischer oder rumänischer Soldat mehr auf dem Boden der Dobrudscha befand.

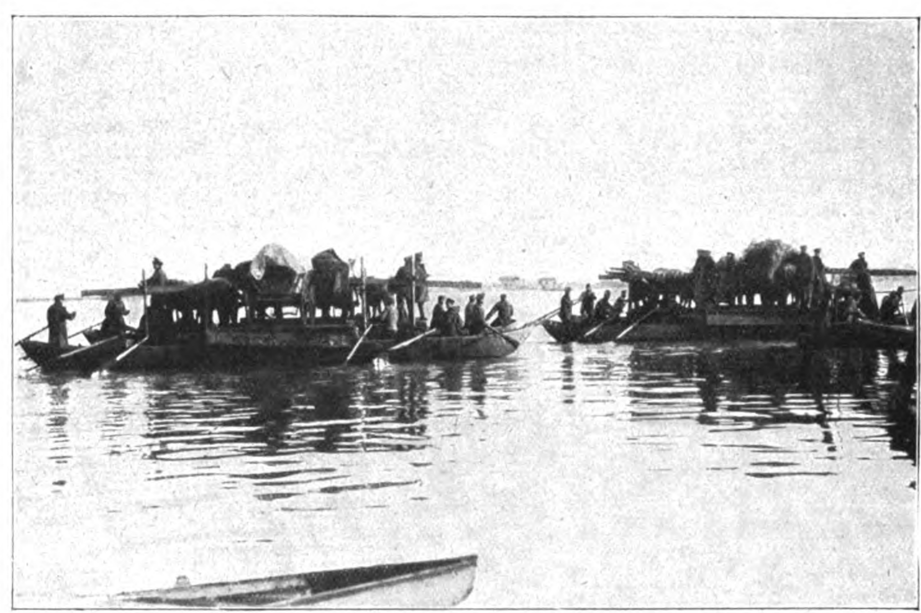
Sobald die Dobrudscha gesäubert war, wurde der Angriff auf Braila eingeleitet, gegen das von Westen her deutsche Truppen im Anmarsch waren. Westlich von Macin gingen die Bulgaren über die Donau (siehe nebenstehende Bilder). Unter dem Drucke dieses von zwei Seiten drohenden Angriffes gaben die Russen Braila auf und gingen auf das Nordufer des Sereth zurück.

In Braila zogen von Westen her deutsche Reiter, von Süden her bulgarische Infanterie ein und legten damit ihre Hand auf die wichtige Stadt. Auch in diesem Abschnitte gaben die Russen vor der Donauarmee des Generals Kosch (siehe Bild Seite 190) den Widerstand auf und räumten das südliche Serethufer.

Braila, das in Friedenszeiten über 60 000 Einwohner zählt, ist neben Constanza der wichtigste Ausfuhrhafen Rumäniens, da bis dorthin auch die Seeschiffe von Sulina donauaufwärts fahren können. Es besitzt unter anderem auch Getreidespeicher von 30 000 Tonnen Fassungsraum, in denen von den Ernten der letzten Jahre noch reiche



Blick auf das Donauufer. Die Truppen setzen auf Fähren über den Fluß.



Die Bagagewagen werden mittels der Fähre bei Braila über die Donau gebracht.



Das Beladen der Fähre zum Übergang über die Donau bei Braila.

Der Donauübergang bei Braila.

Nach Aufnahmen der M. F. u. F.

Vorräte lagerten, die zum größten Teile von England und dessen Verbündeten aufgekauft waren.

Auf der ganzen über 40 Kilometer langen Front, von der Mündung des Rimnicul bis Fundeni, waren die verbündeten Truppen bis dicht an den Sereth herangerückt, wo die Russen noch einige, allerdings recht stark ausgebaute, Brückenkopfstellungen behaupteten. Auch im Raume östlich von Focsani befand sich der Russe in rückgängiger Bewegung; sein linker Flügelstützpunkt Galatz aber lag bereits unter dem Feuer deutscher Batterien.

Die Milch-, Butter- und Käseversorgung während und nach dem großen Kriege.

Von Molkereidirektor Reimund, Fulda.

(Fortsetzung.)

II.

Die bisherige Mißachtung des hohen Wertes und der Unentbehrlichkeit der Milch führten in Verbraucherkreisen ganz von selbst zu der Ansicht, daß die Milchpreise hoch genug seien, und daß gegen alle Versuche der Erzeuger und Händler, die Milchpreise zu steigern, Sturm gelaufen werden müsse. Infolgedessen gibt es wenig Städte, die nicht in kürzeren oder längeren Zwischenräumen ihren „Milchkrieg" zwischen Erzeugern und Verbrauchern durchgemacht haben. Bei diesen unblutigen, aber doch, wie man heute sieht, verderblichen Kämpfen nahm der Handel einmal für die Erzeuger, ein anderes Mal wieder für die Verbraucher Partei, er war also schwankend und bewies dadurch, daß er sich seiner hohen Aufgabe nicht in vollem Umfange bewußt war. Andernfalls hätte er immer dafür eintreten müssen, die Beseitigung der offenbaren Mängel der Milchversorgung durch angemessene Preisgestaltung zu ermöglichen. So aber endeten die Kämpfe bestenfalls mit einer kleinen Aufbesserung der Preise, vielfach auch mit einer Ablehnung der geforderten Erhöhung, und die Folge davon war, daß weder Erzeuger noch Händler daran denken konnten, Verbesserungen einzuführen; sie waren zufrieden, wenn sie mit einer erkämpften Preiserhöhung ihre unausgesetzt wachsenden Kosten für den gewohnten Betrieb bestreiten konnten.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Abzeichen, das an der Heeresfront des Erzherzogs Karl (jetzigen Kaisers Karl) getragen wurde; hergestellt nach dem Entwurfe des Bildhauers Heinrich Kautsch, Wien.

Sehr viele Erzeuger verloren, erbittert durch die Preiskämpfe und die ihnen gewohnheitsmäßig gemachten Vorwürfe der Bewucherung, nach und nach gänzlich das Interesse am Kuhstall und wendeten sich anderen Betriebszweigen zu. Bei vielen anderen wurden die Milchkühe zwar behalten, aber weniger zur Milchgewinnung als zur Düngergewinnung; jedenfalls konnte von Bemühungen, die Beschaffenheit der Milch und die Art des Vertriebs zu verbessern, gar keine Rede sein. Unter solchen Umständen ist es nur zu leicht begreiflich, daß wir jetzt, wo bei der Knappheit aller anderen Nahrungsmittel der unschätzbare Wert und die Unentbehrlichkeit der Milch mit jedem Tage deutlicher erkannt werden, vor der Schwierigkeit stehen, nicht genug Milch herbeischaffen zu können.

Es rächt sich bitter, daß man nicht schon vor Jahren darangegangen ist, die Milchversorgung überall in gesunde, einwandfreie Bahnen zu lenken und sowohl dem Landwirt wie auch dem Händler Preise zu bewilligen, die einmal zu möglichst großer Steigerung der Milchproduktion und dann zu höchster Vervollkommnung der Milchversorgung in hygienischer Beziehung verlocken mußten. Wäre das geschehen, dann hätten wir heute sicherlich nicht mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Hat man nun aber, wenn auch mit Verspätung, die Fehler und Unterlassungsünden erkannt, so sollte man schleunigst die nötigen Folgen daraus ziehen und mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln die Umleitung der Milchversorgung in einwandfreie Bahnen in Angriff nehmen. Die Schwierigkeiten dabei liegen nur in der Preisfrage. Ich bestreite aber ganz entschieden, daß diese unüberwindlich wären. Wir sehen das gerade jetzt am besten, denn nicht der höhere Preis der Milch ist zurzeit das Übel, sondern allein die Knappheit beziehungsweise der große Mangel an Milch. Wäre jetzt soviel gute Milch vorhanden, wie die Verbraucher haben müßten, um den Mangel und die Knappheit in anderen Nahrungsmitteln auszugleichen, dann dürfte das Liter ruhig fünfzig Pfennige kosten. Niemand würde sich ernstlich darüber aufregen. Ich bestreite auch, daß ein solcher Preis unangemessen und unerschwinglich wäre. Unangemessen deshalb nicht, weil der Nährwert der Milch und Milcherzeugnisse fast alle anderen, meist erheblich teureren Nahrungsmittel übertrifft, und unerschwinglich deshalb nicht, weil man bei ausreichendem Verbrauch von Milch und Milcherzeugnissen sehr gut auf viele andere, teurere Nahrungsmittel verzichten kann.

Daß alles, ohne Ausnahme, teurer geworden ist, brauche ich, da es jedermann bekannt ist, nicht mehr ausführlich zu erörtern. Bei vielen Nahrungs- und Genußmitteln beträgt die Preissteigerung 200 und 300 Prozent. Trotzdem werden sie gekauft. Und wenn wirklich für einzelne Bevölkerungskreise, die ohne ihre Schuld einen ausreichenden Verdienst nicht haben, wesentlich höhere Milchpreise als unerschwinglich angesehen werden müßten, dann wäre es Pflicht der Allgemeinheit, einen Ausgleich dadurch zu schaffen, daß Verbraucher mit hohem Einkommen einen entsprechenden Aufschlag bezahlten. An der praktischen Durchführung dieser Maßnahmen könnte die Sache nicht scheitern. Der Verbrauch von Milch wird voraussichtlich noch für lange Zeit durch die Ausgabe von Karten geregelt werden müssen. Man hat es also sehr wohl in der Hand, die wohlhabenderen Leute und solche mit größerem Einkommen bei Empfangnahme der Milchkarten eine Sonderabgabe zahlen zu lassen, die dazu verwendet werden müßte, den Armen und Minderbemittelten bei Aushändigung der Milchkarten eine Beisteuer zum Milchpreise zu zahlen.

Beispielsweise: Beim Empfang der Milchkarten haben zu zahlen:

Verbraucher mit einem Jahreseinkommen	auf das Liter
von 6 000 bis 7 000 Mark	1 Pfennig
„ 7 000 „ 8 000 „	2 „
„ 8 000 „ 9 000 „	3 „
„ 9 000 „ 10 000 „	4 „
„ 10 000 „ 15 000 „	6 „
„ 15 000 „ 20 000 „	8 „
„ 20 000 „ 30 000 „	10 „

Dagegen würden bei Empfangnahme der Milchkarten als Barzuschuß zu erhalten haben:

Verbraucher mit einem Jahreseinkommen	auf das Liter
von weniger als 1000 Mark . . .	10 Pfennig
„ 1000 bis 2000 „ . . .	8 „
„ 2000 „ 3000 „ . . .	6 „
„ 3000 „ 4000 „ . . .	4 „
„ 4000 „ 5000 „ . . .	2 „

Vielleicht könnte, um einen Mißbrauch mit dem Bargeld zu verhüten, der Zuschuß in Gestalt von Marken gegeben werden, die von den Milchversorgungsanstalten in Zahlung genommen werden müßten.

Dieser Vorschlag, der natürlich an die beispielsweise genannten Zahlen nicht gebunden zu sein braucht, läuft darauf hinaus, daß für die wohlhabendere Bevölkerung nicht Höchstpreise, sondern Mindestpreise festzusetzen wären, denn es ist und bleibt ein Unding, daß für unentbehrliche Nahrungsmittel die arme Witwe mit einer Anzahl Kinder genau den gleichen Preis zahlen muß wie der reiche Fabrikant, der sich auch andere, teurere Nahrungsmittel gestatten kann. Ob derartige Vorschläge Gegenliebe und die zu ihrer Durchführung notwendige Unterstützung finden würden, muß ich dahingestellt sein lassen. Soviel erscheint mir aber sicher, daß bei einer derartigen Umgestaltung unendlich viel zur Verbesserung der Milchversorgung und damit zur Herabminderung der Kindersterblichkeit erreicht werden könnte. (Fortsetzung folgt.)



Auf der Rückzugstraße der geschlagenen Rumänen.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

An der **russischen Front**, im Abschnitt von Riga, zeigte das Thermometer bis zu 38 Grad Kälte. Trotzdem richteten die Russen in der Nacht zum 3. Februar gegen die von den Deutschen wiedergewonnenen Dünenstellungen ein regelrechtes Trommelfeuer. Die unter dem Befehle des aus dem bulgarischen Heere desertierten Generals Radko Dimitriew stehenden russischen Truppen versuchten danach zwar im Sturm vorzugehen, der von Nordosten her angesetzte Angriff mußte aber sehr bald abgebrochen werden, da seine Aussichtslosigkeit schon früh zu erkennen war.

Auf deutscher Seite wurde inzwischen der Ausbau der wieder- und neugewonnenen Linien, soweit die Kälte das zuließ, nach Kräften gefördert und die Stellungen wohnlicher eingerichtet, was meist besondere, mit Spitzhacken und Schaufeln versehene Arbeitertruppen besorgten (siehe Bild Seite 194). Zugleich wurde Vorsorge getroffen, daß die Russen bei einer etwaigen Wiederaufnahme ihrer Gegenstöße alles zur Abwehr wohl gerüstet antreffen würden. Mit größeren Unternehmen brauchte aber kaum gerechnet zu werden, weil dem Feinde dazu die Mannschaften fehlen mußten. Schon bei dem deutschen Ansturm, der Schritt für Schritt Boden gewann, waren die Russen gezwungen, die Rigaer Garnison ins Feuer zu führen, also ihre letzten Reserven in diesem Abschnitt anzugreifen. Die Schlacht bei Mitau, die den Russen außer schweren Menschenverlusten auch wieder Gelände gekostet hatte, erwies sich als eine unnütze Verschleuderung ihrer Kräfte; die Entlastung des Brückenkopfes von Riga war nicht eingetreten, sondern dieser wurde eher noch mehr eingeengt. Die Russen büßten bei diesen Kämpfen 4 Offiziere und annähernd 5000 Mann an Gefangenen, 60 Maschinengewehre und viel anderes Material ein. Elf frische Regimenter waren rücksichtslos auf die Deutschen gehetzt worden; vollkommen geschlagen mußten sie zurück.

Mitau (siehe das Bild Seite 195 oben), das nur wenig unter dem Krieg gelitten hatte, lag nach den letzten unruhigen Tagen wieder friedlich und ruhig da. Die sportlustige Jugend benützte die sich im weiten Tal der Aa bietenden Gelegenheiten, sich auf dem Eise zu tummeln (siehe Bild Seite 195 mitten) und niemand glaubte an Gefahren, die der Krieg vielleicht noch bringen könnte.

Als die Kälte nachließ, blieb es in dem nördlichen Frontabschnitt bis zur Ostsee (siehe Bild Seite 195 unten) noch ruhig. Weiter südlich dagegen kam es von Tag zu Tag häufiger zu heftigen Zusammenstößen, die meist auf die kühne Aufklärungstätigkeit der Deutschen und noch mehr südlich auf jene der Österreicher und Ungarn zurückzuführen waren. Am 6. Februar brach ein Erkundungstrupp, aus deutschen und österreichisch-ungarischen Abteilungen zusammengesetzt, nach sorgfältiger Feuervorbereitung bei Saberesina gegen die in eineinhalbjähriger Arbeit vortrefflich ausgebauten russischen Stellungen vor. Der Vorstoß gelang vollständig. Ausgezeichnetes Zusammenarbeiten der Artillerie und der Infanterie hatte mit verhältnismäßig geringen Mitteln einen schönen Erfolg herbeiführen können. Am 7. Februar hatte ein ähnlicher Vorstoß bei Kisielin westlich von Luck ein ebenso günstiges Ergebnis.

Die Russen stießen nördlich vom Naroczsee bei Postawy und südöstlich von Zloczow mit Jagdkommandos vor, die aber in die Flucht geschlagen wurden. Die Deutschen hingegen holten am Unterlauf des Stochod wieder ohne eigene Verluste eine größere Anzahl Gefangener aus den feindlichen Gräben. Tags darauf kam es bei Kisielin wieder zu für die Deutschen glücklichen Kämpfen, auch an der Düna fiel ihnen gute Beute in die Hände. Ein größerer Handstreich gegen die russische Stellung bei dem Dorfe Nurwiancy, 3 Kilometer südlich vom Dryswjatysee, glückte am 12. Februar. An der Bahn von Kowel nach Luck überwältigte eine deutsche Streifabteilung eine russische Feldwache, hob sie auf und nahm 41 Mann gefangen. Südwestlich davon, bei Kisielin, das um diese Zeit öfter genannt wurde, verloren die Russen bei einem von deutschen Truppen ausgeführten Vorstoß wieder 30 Mann an Gefangenen und 1 Maschinengewehr.

Ein weiterer großzügiger Überfall nördlich der Bahn von Zloczow nach Tarnopol fiel aus dem Rahmen dieser Art Unternehmen wesentlich heraus. Dort hatten die Russen eifrig miniert und waren, wie aus den Aussagen Gefangener hervorging, mit ihrer Arbeit so weit vorgeschritten, daß die Sprengungen nahe bevorstanden. Die deutsche Führung beschloß deshalb, hier zur zeitweiligen Vertreibung des Feindes vorzustoßen und die Ausführung seines Vorhabens zu verhindern. Nach kurzer, kräftiger Feuerwirkung brachen die Deutschen in die russischen Linien ein und drückten sie über 100 Meter weit zurück. 6 Offiziere und 275 Mann der feindlichen Grabenbesatzung wurden dabei gefangen.



Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Österreichisch-ungarische Mineure begeben sich zur Vornahme einer Sprengung in die dem Feinde am nächsten liegende Stellung.

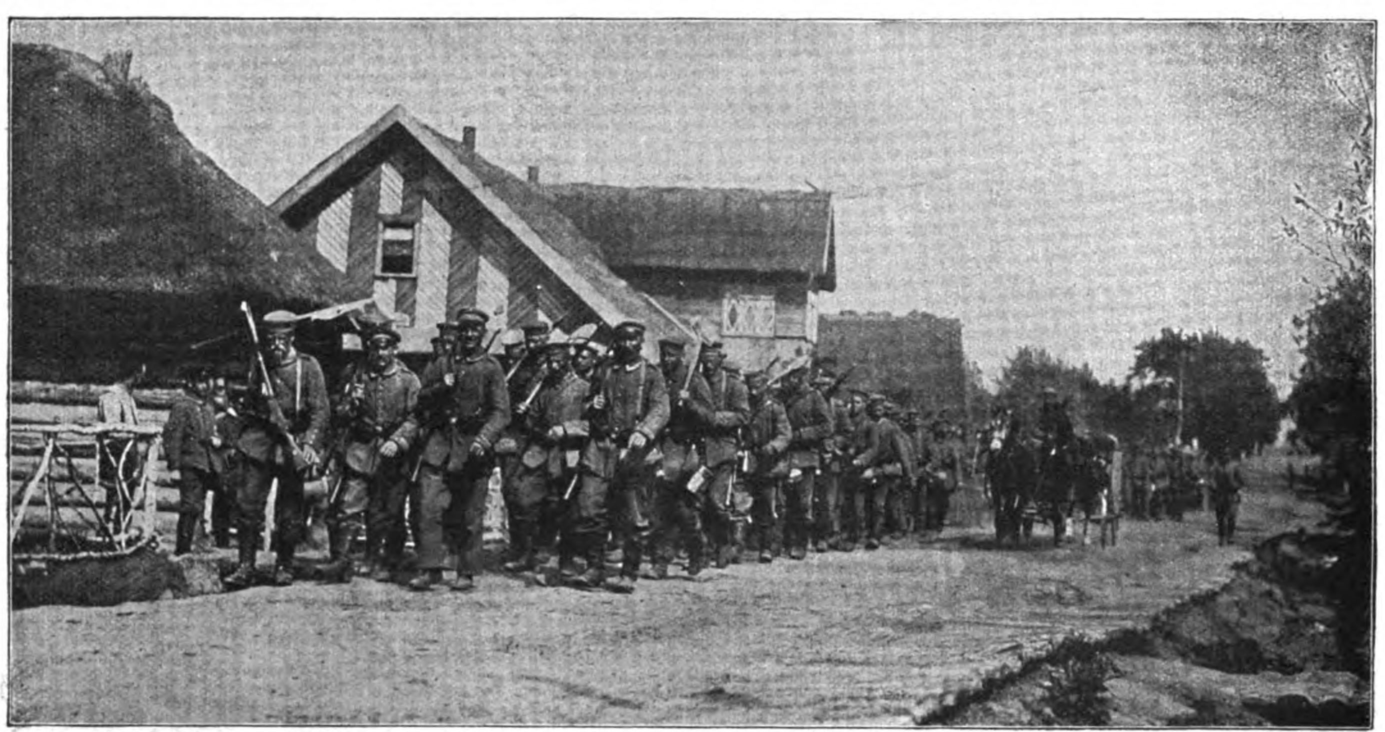
Dann erst begann die Hauptarbeit. Pioniere und Mineure (siehe nebenstehendes Bild) unterzogen die feindliche Stellung einer genauen Untersuchung. Ein Teil der Anlagen konnte ohne weiteres beseitigt und unbrauchbar gemacht werden; ein großer Minenstollen dagegen war schon bis unter die deutschen Gräben vorgetrieben und fast fertig geladen. Zu seiner Entladung und Zerstörung war eine fünfstündige heiße Arbeit unter der Erde nötig, während der den deutschen Truppen die Aufgabe zufiel, die genommene Stellung zu

halten, um den Pionieren das Unschädlichmachen des Ganges zu ermöglichen. Sobald dies geschehen und der Zweck des Überfalls erreicht war, zogen sie sich im Feuergefecht zurück, wie es beabsichtigt war, und überließen die ganz unbrauchbar gemachte Stellung wieder den Russen.

Im Mesticanestiabschnitt, im Gebiet der Dreiländerecke, waren die Russen mit starken Kräften bemüht, zu verhindern, daß es hier zu einem Durchstoß der Gegner kam, der bis an den Sereth hätte führen können. Die Einnahme des Gebietes zwischen Südkarpathen und den Bistritzuferhöhen bis an das Westufer des Sereth durch die k. u. k. Truppen hätte die Russen zur Räumung des von ihnen noch gehaltenen Hauptteiles der Bukowina gezwungen und wahrscheinlich auch die Zurücknahme ihrer Linien in Ostgalizien erfordert, ganz abgesehen von der Wirkung auf die rumänische Front. Nun aber stießen am 6. Februar österreichisch-ungarische Jäger bei Kirlibaba an der Westgrenze der Bukowina zu Erkundungen vor. Am 12. Februar kam es südlich von der Valeputnastraße zum Sturm auf einen stark befestigten russischen Stützpunkt. Der Angriff wurde glänzend durchgeführt und kostete den Feinden die Stellung, die auch 3 Offiziere und 168 Mann an Gefangenen sowie 3 Maschinengewehre verloren. Schon am nächsten Tage stürmten

Galatz (siehe die Karte Seite 198) stand dauernd unter planmäßiger Beschießung. Die in diesem Abschnitt aufklärenden Flieger meldeten, daß viele hundert Meter der Hafenanlagen unbrauchbar und die mächtigen Getreidespeicher schon längst ein Raub der Flammen geworden waren. Das Zeughaus fing unter der Wirkung der schweren Geschütze immer wieder Feuer, und die Petroleumtanks im nordwestlichen Teil der Stadt waren längst ausgebrannt.

Die Donaulinie wurde auch durch die Donaumonitore (siehe Bild Seite 196 unten), die sich wiederholt auch bei Landungsunternehmungen rühmlichst ausgezeichnet hatten, gesichert. In der Dobrudscha hielten die Bulgaren die Wacht; eigentliche Gefechte ereigneten sich nicht, aber häufig kam es zu einem Feueraustausch zwischen den einander gegenüberliegenden Truppen. Während die großen Kämpfe ruhten, suchten die verbündeten Streitkräfte in dem vom Kriege heimgesuchten Lande (siehe die Kunstbeilage) die Ordnung wieder herzustellen. Die vielen Tausend in Braila eingetroffenen Flüchtlinge (siehe Bild Seite 199), die unter der Roheit der russischen Soldaten schwer zu leiden gehabt hatten, wurden nach ihren Heimatsorten befördert, zu welchem Zwecke im Hafen von Braila zahlreiche Schleppkähne, auf denen oft 2000 Personen untergebracht



Ablösung von Schanzarbeitern aus der Feuerlinie im Osten. Hofphot. Kühlewindt.

österreichisch-ungarische und deutsche Truppen an der Valeputnastraße wieder eine weitläufige, geschickt ausgebaute russische Stellung, auf deren Besitz die Russen so viel Wert legten, daß sie zahllose Gegenangriffe unternahmen, die sie aber nur mit großen blutigen Opfern bezahlen mußten. Der von den k. u. k. Truppen hier erzielte Fortschritt bedeutete eine bedenkliche Gefährdung der russischen Stellungen im Raume westlich vom oberen Sereth.

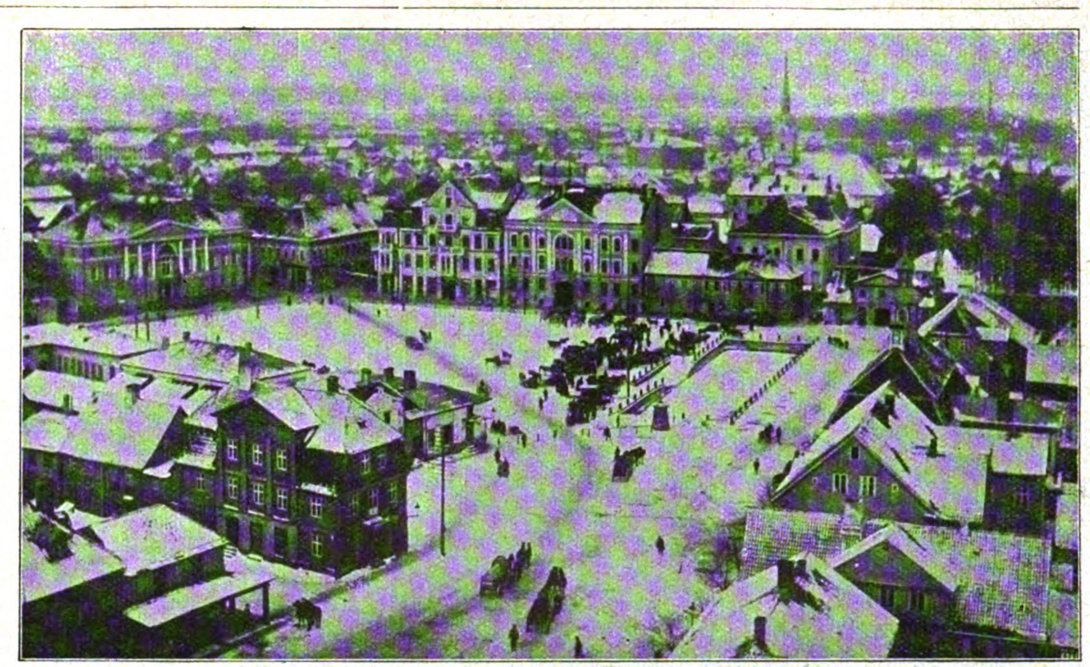
An der unteren Serethfront hemmte der Winter noch die Gefechtstätigkeit. Er war so hart, daß sich durch ihn die Gefahren und Strapazen der täglichen Teilkämpfe und der steten Bereitschaft bedeutend erhöhten. In feinen scharfen Eiskörnern trieb der Schnee durch die Luft und der Sturm wirbelte ihn den Menschen entgegen, daß die Körner sich wie mit spitzen Nadeln in die Haut einbohrten und die Soldaten mit einer Eiskruste überzogen. Trotz dieser Wetterunbilden mußte der Nachschub geregelt bleiben; Munition, Proviant und anderes Kriegsmaterial waren nach vorn zu schaffen und selbst Bohlen und Bretter mußten von weit her durch den Schnee herbeigeholt werden. Da kam die reiche Beute sehr gelegen, die in den großen rumänischen Sägewerken (siehe Bild Seite 196 oben) gemacht worden war. Wenn auch umfassendere Infanterieangriffe unterblieben und nur kleine Abteilungen kühne Überfälle ausführten, so wurde weder die Tätigkeit der Artillerie (siehe Bild Seite 197) noch die der Flieger eingestellt. Besonders

werden konnten, bereit lagen. Viele der Flüchtlinge mußten freilich damit rechnen, daß sie ihr Heim in einem traurigen Zustande wiederfinden würden, hatten doch, ganz abgesehen von den Russen, die Rumänen in ihrem eigenen Lande ähnlich gehaust wie in Siebenbürgen, wo sie ihre Zerstörungswut auch an Privatwohnungen ausließen.

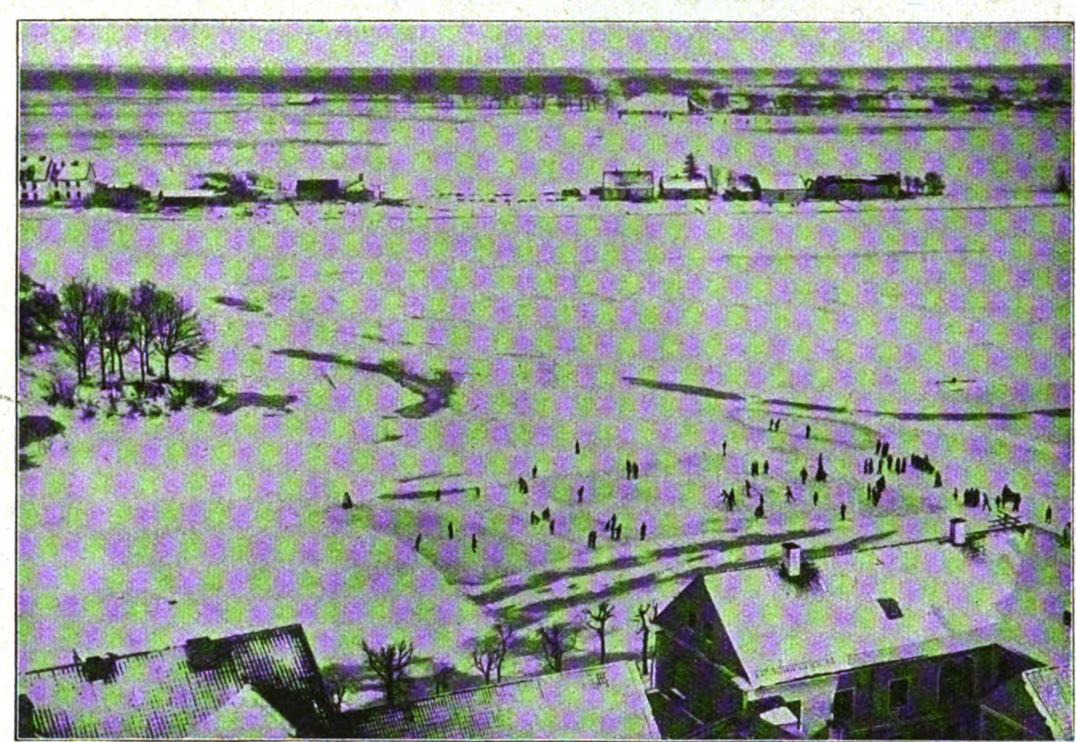
An der **mazedonischen Front** kamen die Ereignisse im Laufe des Februars wieder mehr in Fluß. Wenn auch die Truppen des Vierbundes ihre Stellungen immer noch weiter ausbauten, was in dem baumlosen Bergland mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft war, und sich mit der Herstellung von Wegen und Brücken beschäftigten (siehe die Bilder Seite 201), so nahm ihre Erkundungstätigkeit doch bedeutend zu und vielfach setzten sie zur Verbesserung ihrer Stellungen auch Vorstöße an, die gute Erfolge zeitigten. Am 7. Februar wurden bei Vorpostenzusammenstößen zwischen Ochrida- und Prespasee Franzosen gefangen genommen. Eine größere Unternehmung führten nach gründlicher Feuervorbereitung deutsche Truppen im Cernabogen aus. Sie griffen dort östlich von Paralovo eine feindliche Höhenstellung an, nahmen diese und stürmten dann auch einige dahinter liegende Lager. Der Vorstoß war gegen italienische Streitkräfte gerichtet, denen die Deutschen unter geringen eigenen Verlusten 2 Offiziere und 90 Mann als Gefangene und dazu 5 Maschinengewehre und 2 Minenwerfer abnahmen. An diesem Teil der Front hatten vorher Serben

gestanden, die hofften, von hier aus in ihre Heimat vordringen zu können. Einzelne sahen die Heimat auch bald wieder, allerdings nur als Gefangene (siehe Bild Seite 200 oben). Die serbische Bevölkerung fand sich gut mit den veränderten Verhältnissen ab. An vielen Stellen herrschte unter der Einwirkung der langen Zeit und der gerechten Verwaltung des Landes schon längst ein gutes Einvernehmen zwischen der Bevölkerung und den Truppen. Nahe der Front bekamen aber auch die Einwohner Proben von dem Ernst der Zeit, wenn gelegentlich Granaten und Schrapnelle über den Dörfern und Städten platzten oder wenn Flieger Bomben abwarfen, wobei oft auch Zivilisten getötet oder verletzt wurden (siehe Bild Seite 200 unten).

Im anschließenden Raume von Valona, der immer fester mit der Salonikifront verwuchs, herrschte trotz der Versuche der Vierverbandstruppen, hier ihre Front ähnlich wie um Saloniki fest zu verankern, noch verhältnismäßig Ruhe. In einem Abschnitt, der eigentlich in dem Bereich der Italiener lag, griff am 15. Februar ein ganzes französisches Regiment, das Artillerie mit sich führte, westlich von dem Orte Korea stehende österreichisch-ungarische Grenzjägerkompanien und Albaniertruppen an. Diese schwachen Streitkräfte zogen sich, ohne es auf einen schärferen Kampf ankommen zu lassen, auf ihre Höhenstellungen zurück, zu denen ihnen die Franzosen nicht nachzudringen wagten. Auf dem albanischen Schauplatz glückte es am 8. Februar einem in der Gegend von Berat patrouillierenden Gendarmen, ein italienisches Flugzeug abzuschießen. Derartige Mißgeschicke waren den Italienern wiederholt begegnet, wie zum Beispiel erst am 3. Dezember 1916 bei Marlinje im Karst, wo ihnen ein großes Caproniflugzeug verloren ging (siehe Bild Seite 202). — Die Österreicher und Ungarn waren auf diesem Teile des Balkan-



Blick über den Markt von Mitau, von der Trinitatiskirche aus.



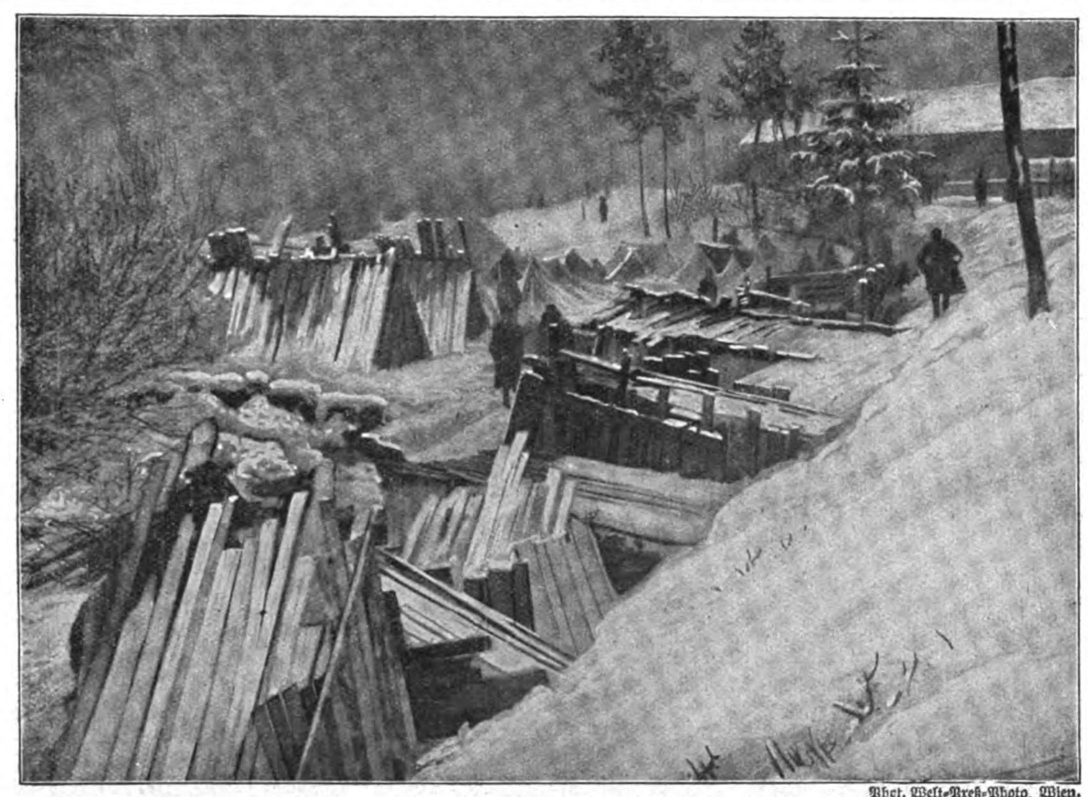
Blick in das verschneite Aatal bei Mitau.



Zurückkehrende Jägerpatrouille am kurländischen Ostseestrande.

Bilder zu den Kämpfen bei Mitau.

Nach Aufnahmen des Hofphotographen Kühlewindt.


Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Von österreichisch-ungarischen Truppen in Rumänien erbeutetes Bretterlager.

schauplatzes für alle Möglichkeiten gerüstet. Der Besitz mehrerer Häfen der Adria ermöglichte es ihnen, auch den Seeweg zur Versorgung ihrer Streitkräfte zu benützen (siehe Bild Seite 203), woran die Italiener sie nur wenig hindern konnten.

Während Sarrail sich auf der ganzen Linie im wesentlichen auf die Verteidigung beschränkte, hielt die Spannung zwischen Griechenland und dem Vierverband, der das unglückliche Land trotz seiner Nachgiebigkeit mit äußerster Rücksichtslosigkeit weiter quälte, an. Im besonderen bequemten sich diese seltsamen „Schutzmächte" nicht dazu die Blockade über die griechischen Küsten, die für das Land nichts anderes als die Hungersnot bedeuten konnte, wieder aufzuheben; die Maßregel wurde auch Mitte Februar noch fortgesetzt. —

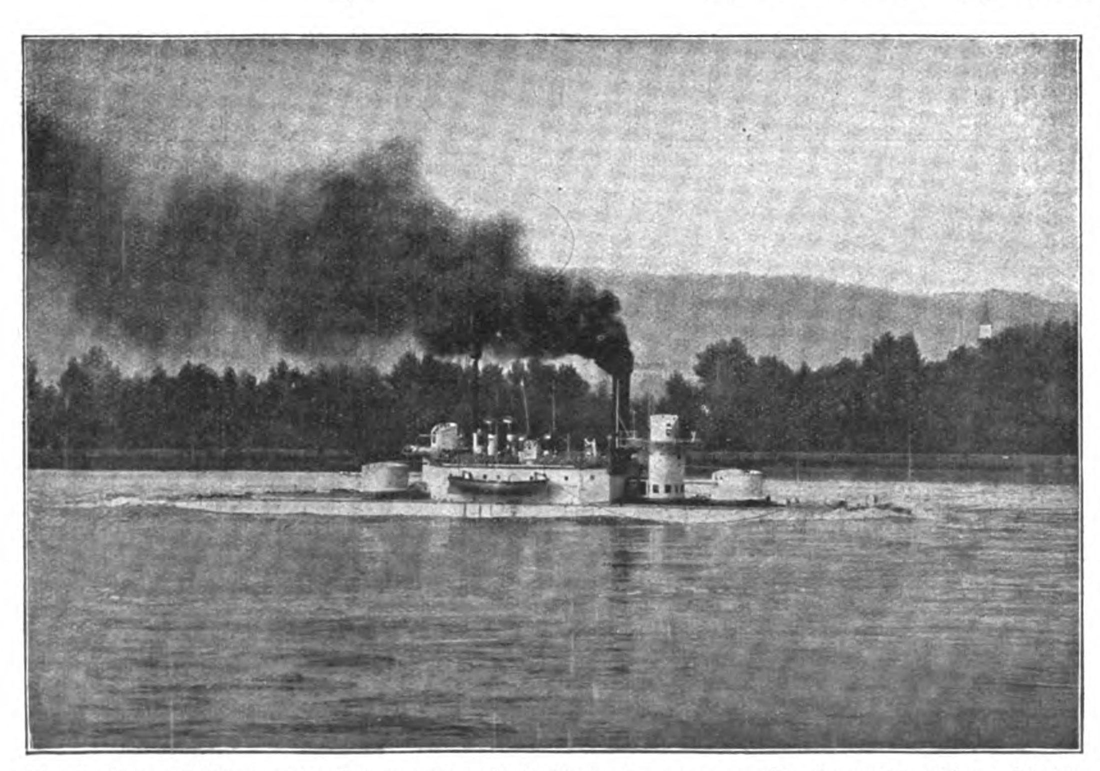
• • •

Die **italienische Front** wurde mit der fortschreitenden Jahreszeit immer häufiger der Schauplatz größerer Gefechte.

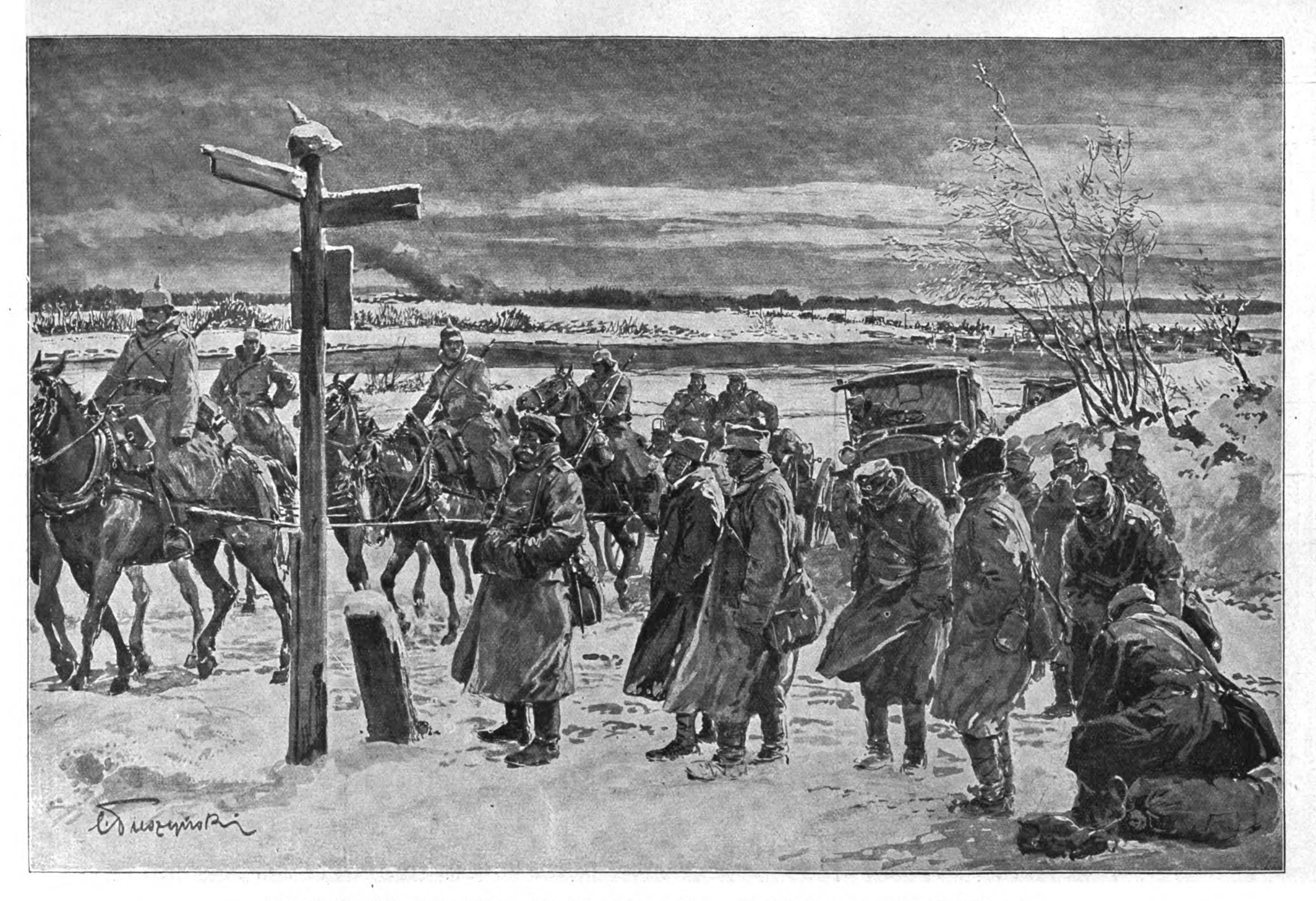
Am 4. Februar morgens drang eine Abteilung des k. u. k. Feldjägerbataillons Nr. 30 am Plöckenpaß in die italienischen Linien ein, zerstörte die Verteidigungseinrichtungen des Feindes und brachte von dem kühnen Erkundungsstoß 1 Offizier, 28 Mann an Gefangenen und 1 Maschinengewehr und 1 Minenwerfer mit in die eigenen Linien zurück.

Wenige Tage später unternahmen Abteilungen der Infanterieregimenter 85 und 87 und Landsturminfanterie aus Niederösterreich und der Bukowina im Abschnitt von Görz nachts einen Überfall der italienischen Stellungen. Sie fügten den Italienern schwere blutige Verluste zu und nahmen ihnen mehrere Grabenstücke weg, aus denen 15 Offiziere und 650 Mann, ferner 10 Maschinengewehre, 2 Minenwerfer und viel sonstiges Kriegsgerät fortgeführt wurden. Bei der Fortsetzung der Kämpfe am 10. Februar gelangten die Feinde zwar wieder in die ihnen entrissene Stellung, sie mußten diese aber dann doch in 1 Kilometer Breite den Österreichern und Ungarn endgültig überlassen. Am Stilfser Joch gingen die Italiener zu einer Erkundung vor; sie wurden aber blutig zurückgewiesen. Am folgenden Tage griffen k. u. k. Streitkräfte vom Infanterieregiment Nr. 14 im Suganertale südlich von der Coalbaschlucht erfolgreich an. Ebenso brachten im Vallarsaabschnitt nach einem nächtlichen Überfall Kaiserschützen aus der Lenoschlucht 22 Gefangene und 1 Maschinengewehr ein, und am Tonalepaß wurden bei einem Vorstoß gegen einen feindlichen Stützpunkt 23 Gefangene gemacht. Diese lebhafte Tätigkeit entfaltete sich, obwohl eigentlich gerade im Hochgebirge die Zeit für größere Kampfhandlungen noch nicht gekommen war.

Inzwischen kam auch der Ernst des uneingeschränkten Unterseebootkrieges, der auch im Mittelländischen Meer größeren Umfang annahm, den Italienern immer eindringlicher zum Bewußtsein. Besonders die fast vollständige Abschneidung der Kohlenzufuhren bedeutete für Italien eine ständig wachsende Gefahr, denn schon mußten hin und wieder die Munitionsfabriken ihre Tätigkeit einstellen, weil ihre Kohlenvorräte erschöpft waren. So hatten die Österreicher und Ungarn eine ganze mit Kohlen beladene Flotte vernichtet. Diese sollte für die Bahnen und Schiffe englische Kohlen von Cardiff nach Italien

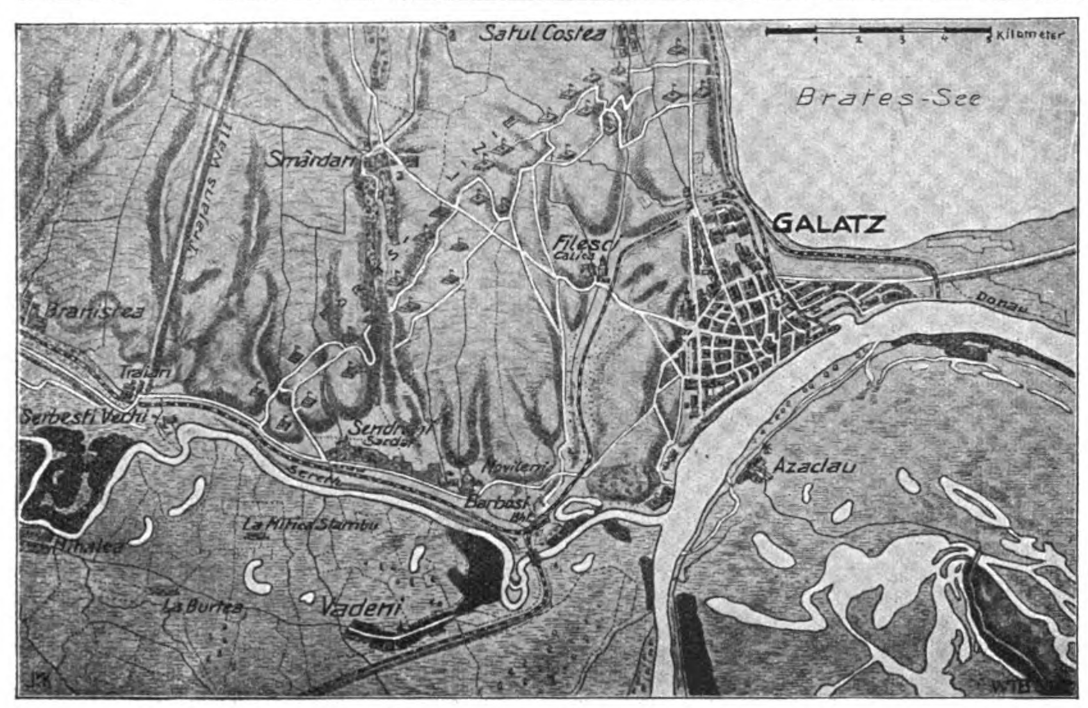


Einer der österreichisch-ungarischen Donaumonitore, die die Unternehmungen gegen Rumänien erfolgreich unterstützten.



Deutsche Artillerie auf dem Vormarsch an der unteren Donau. Im Vordergrunde rumänische Gefangene.

Nach einer Originalzeichnung von Ladislaus Tuszynski.



Vogelschaukarte zu den Kämpfen um Galatz.

bringen. Den Transport sicherten die Engländer dadurch, daß sie ihn von einer Anzahl Torpedoboote begleiten ließen. Bis zur Straße von Gibraltar, wo sich die Schiffe zur gemeinsamen Durchquerung des Mittelländischen Meeres sammelten, ging die Fahrt glatt vonstatten. Dann aber brach das Verhängnis herein, dem fast die ganze Flotte zum Opfer fiel. Nur der fünfte Teil aller aus Cardiff ausgelaufenen Schiffe erreichte mit seiner Fracht den italienischen Bestimmungshafen; die anderen waren durch österreichisch-ungarische U-Boote auf den Grund des Meeres geschickt worden.

Vor dem Hafen von Alexandria waren schon vorher, am 29. Januar, zwei englische Weizentransportschiffe von 10 000 und 11 000 Tonnen, die Ladungen für Saloniki führten, nach erhaltenen Torpedotreffern gesunken. Die scharfe U-Bootwacht im Mittelländischen Meere kam auch den Türken zugute, weil sie die Verbindung der außereuropäischen Kriegschauplätze der Engländer mit dem Mutterlande wesentlich erschweren half. Die Türken waren hier ebenfalls an dem Handelskrieg beteiligt und zwar besonders mit Wasserflugzeugen (siehe die Bilder Seite 204), die kühne Streifzüge bis in das Ägäische Meer unternahmen und kleinere Dampfer versenkten. —

* * *

Die Engländer führten die Kämpfe auf den **türkischen Kriegschauplätzen** weiter und erzielten auch Fortschritte, die jedoch nicht gerade hoch angeschlagen werden konnten. Aus dem Raume vor dem Suezkanal hatten sie die türkischen Posten, die ihnen hier manches Gefecht geliefert und manche Niederlage beigebracht hatten unter Anwendung großer Übermacht wieder verdrängt. Es war in diesem Gebiete, wo es keine fest abgegrenzten Stellungen gab, der englischen Übermacht nicht sehr schwer gewesen, die in der Wüste verstreuten Posten und Feldwachen durch Überflügelung zu gefährden und zurückzudrängen. Wenig östlich von El-Arisch wurde den Angreifern aber Halt geboten. Dort sahen sich die Engländer vor wirklichen militärischen Aufgaben und mußten infolgedessen erst entsprechende Vorbereitungen treffen, denn dort stießen sie auf geregelten Widerstand. In jener Gegend begann das türkische Straßennetz, das zu den großen Garnisonorten und Lagerplätzen führte. In diesen, wie zum Beispiel in Jerusalem (siehe die Bilder Seite 206—208), sammelten sich nicht nur neue türkische Truppen, sondern es wurden auch englische Gefangene dorthin gebracht.

Im westlichen Teile Ägyptens hatten die Engländer nach ihren Berichten gegen die Senussi ebenfalls wieder Raum gewonnen. Bei Girba, Siwa und Garabub wollten sie diesen kriegerischen Stamm unter dem Scheich Sayed Ahmed zu Anfang Februar geschlagen und in die wasserlose Wüste abgedrängt haben. Die Engländer bezeichneten die Sache der Senussi als „sehr geschädigt" und bezifferten die Verluste ihrer Gegner auf 200 Tote und Verwundete, darunter mehrere ottomanische Offiziere. Als Beute wollten sie ein Maschinengewehr, Munition, Vorräte, sowie einige Esel und Kamele eingebracht haben.

Größere Tätigkeit entfalteten die Engländer auch in **Mesopotamien**, am Schatt el Arab, um Rache für Kut el Amara und den Untergang des Heeres Townshends zu nehmen und die zahlreichen Niederlagen wettzumachen, die General Aymler erlitten hatte. Während die übrige Front der Türken in Kleinasien feststand, weil die Russen sowohl im Kaukasus wie in Persien nicht in großen Massen auftreten konnten, mußten sie in Mesopotamien scharf kämpfen, um den englischen Anstürmen zu begegnen. Das Ziel der Angriffe war zweifellos wieder Bagdad. Aber weil die Feinde auf Grund der üblen Erfahrungen, die Townshend und Aymler gemacht hatten, ihre Verbindungen sorgfältiger sichern mußten, verstrich immer mehr Zeit, in der die Türken ihre Abwehrunternehmungen ebenfalls großzügiger anlegen und vorbereiten konnten.

Nach dem türkischen Bericht zählte eine Schlacht, die in der Nacht zum 1. Februar geschlagen wurde, zu den blutigsten Kämpfen, die sich bisher im Irak ereignet hatten. In der ausführlichen Schilderung der Schlacht räumten die Türken ein, daß es den Engländern bei ihrem überraschenden Vorstoß gelungen war, einzelne türkische Bataillone auf die zweite Linie zurückzudrängen; dann aber setzten die türkischen Gegenangriffe ein, unter deren Wucht die Engländer auf dem ganzen Abschnitt zurückgeworfen wurden. Vor der Front eines einzigen Infanterieregimentes zählten die Türken viele Hunderte toter Engländer; sie berechneten den Verlust des Feindes allein an Toten auf mindestens 2000 Mann. Auch der mit dem Gewaltstoß dieses Tages gleichzeitig angesetzte Versuch einer Flankenüberflügelung glückte den Engländern nicht. Die Türken waren auf der Hut und fügten auf ihrem rechten Flügel dem Feind durch treffsicheres Zusammenwirken von Artillerie- und Maschinengewehrfeuer großen Schaden zu.

Nach den Mißerfolgen dieses Tages setzten die Engländer die schwere Beschießung der türkischen Stellungen im Irak zwar fort, sie mußten aber für eine neue Entscheidungschlacht zunächst wieder Kräfte sammeln. Bis Mitte Februar hörte man deshalb wieder häufiger von verwegenen Überfällen auf englische Verbindungspunkte durch kleinere türkische Streifabteilungen, die schnell auftauchten, die englischen Verbindungen störten, um danach spurlos zu verschwinden. Der Weg nach Bagdad war für die Engländer noch weit und reich an nicht geahnten Hindernissen.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Kampf gegen die Rumänen.

5.

Um die Serethlinie.

II. Die Wegnahme der Brückenköpfe und die russische Gegenoffensive.

Von Walter Oertel.

(Hierzu die Bilder Seite 197—199.)

Die Brückenkopfstellungen westlich und östlich von Braila bildeten gleichzeitig den mächtigen Südschutz des nördlich

der Serethmündung gelegenen Donauhafens Galatz (siehe die Karte Seite 198). Als nach Erstürmung der Verschanzungslinien von Jijila und Macin in der Dobrudscha sowie der Stützpunkte Gurgueti und Romanul südlich des Buzeu die Festung Braila fallen mußte, beeilte sich naturgemäß die russische Heeresleitung, auch Galatz von der Bevölkerung und den Behörden räumen zu lassen, weil die Stadt nunmehr im Feuer der weittragenden Geschütze der Verbündeten stand.

Das ausgedehnte Morastland an beiden Ufern der Donau wie auch südlich der Serethmündung bereitete den über Braila nordwärts rückenden deutschen, türkischen und bulgarischen Truppen Mackensens erhebliche Schwierigkeiten. Zudem hatten die Russen im Mündungsgebiet des Sereth eine feldmäßige Hinderniszone angelegt, deren stark ausgebaute Stützpunkte die Dörfer La Burtea in der Mitte, Mihalea 4 Kilometer westlich, und Vadeni ebenso weit östlich bildeten, wobei Vadeni, auf halbem Wege zwischen Braila und Galatz gelegen, noch die Aufgabe zufiel, die Eisenbahnbrücke über den Sereth zu decken.

Alle Hindernisse des Geländes überwindend, arbeitete sich die Donauarmee vorwärts (siehe das Bild Seite 197). In mächtigem Anlaufe wurde La Burtea von osmanischen Regimentern genommen, die am nächsten Tage auch den Ort Mihalea überrannten und dabei 400 Mann der Besatzung gefangen nahmen. Die überlebenden Verteidiger stürzten sich, von Schrecken ergriffen, in den eisigen Sereth und fanden in dessen Wellen fast alle den Tod. Vergebens versuchten die Russen durch einen Gegenstoß frischer Reserven von Vadeni aus La Burtea wiederzunehmen. Im rasenden Schnellfeuer zerschellte ihr Angriff, und Tags darauf erstürmten die Türken selbst Vadeni.

Damit fiel der letzte Ort am Südufer des Sereth in die Hände der Verbündeten. Nur die Flußmündung und ein 3 Kilometer breiter Streifen des Nordufers trennte die siegreiche Donauarmee noch von der wichtigen Handelstadt Galatz, in deren Hafen bereits die Flammen des in Brand geschossenen Marinearsenals sowie einer Anzahl Speicher den Nachthimmel röteten.

Die Lage war für die Feinde außerordentlich schwierig geworden; das sah auch die russische Heeresleitung ein. In Eilmärschen wurde die inzwischen im Raume von Jassy zusammengezogene Reservearmee auf das Südufer des Sereth gebracht, wo die Nachhuten der zwischen Braila und Focsani geschlagenen russischen Südmoldauarmee noch einige Brückenkopfstellungen verzweifelt verteidigten, vor allem die Feldbefestigungen nordwestlich von Focsani, den Brückenkopf von Fundeni, Namolosa an der Mündung des Rimnicul, sowie die Flußverschanzungen an der Eisenbahnbrücke nördlich von Vadeni.

Aus den Brückenkopfschanzen von Namolosa erfolgte zuerst ein mächtiger Vorstoß der neuangelangten Massen mit dem Bestreben, die enge Umfassung des Ostflügels der Armee Falkenhayn zu sprengen, zumindest aber zu lockern.

Der Eisenhagel deutscher Batterien mähte jedoch sofort die russischen Sturmscharen nieder und trieb ihre Reste hinter die Deckungen zurück. Am selben Abend versuchten die Russen abermals in tiefgestaffelter Aufstellung anzurennen, und wirklich gelang es ihnen, trotz des mörderischen Abwehrfeuers bis in die vordersten Gräben durchzustoßen. Ein wildes Handgemenge entspann sich, das endlich durch einen Angriff der Abschnittsreserven mit der Zurückwerfung des Feindes seinen Abschluß fand.

Bei Namolosa verzichteten die Russen zunächst einmal auf weitere Angriffe. Ihr Ostflügel aber übersetzte den Sereth nahe der Mündung und entwickelte sich zum Angriff gegen Vadeni sowie das westlich gelegene Dorf La Burtea. Bei Vadeni gelang es ihnen, die vorgeschobenen türkischen Posten auf die Hauptstellung zurückzudrängen, dagegen brach ihr Sturm auf La Burtea bereits im Sperrfeuer der Artillerie der Verbündeten völlig zusammen.

Da auch die wütenden Angriffe des im Gebirge stehenden, bedeutend verstärkten russischen Flügels an der Tapferkeit der Armee Gerok und der Gruppe des Feldmarschalleutnants v. Ruis scheiterten, so war die russische Gegenoffensive zunächst mit einem schweren Mißerfolg zu Ende gegangen.

Nach diesen mit schwersten Blutopfern erkauften geringfügigen Ortserfolgen hatte die russische Moldauarmee ihre Stoßkraft merklich eingebüßt, und sobald dies erkannt worden war, setzten in der Mitte der Serethfront zwischen Focsani und Braila die Verbündeten zu einem neuen Vorstoß an.

Deutsche Regimenter erstürmten den Ort Nanesti an der Mündung des Rimnicul und brachten damit einen Stützpfeiler aus dem starken Brückenkopf Fundeni-Namolosa zu Fall. Die Verteidiger wehrten sich wie rasend, und die angreifenden deutschen Regimenter, Pommern, Altmärker und Westpreußen, konnten sich erst nach erbittertem Häuserkampfe des heißumstrittenen Ortes bemächtigen. Allerdings war der blutige Verlust der Russen außerordentlich hoch, er wurde noch schwerer auf dem Rückzuge, da die über die Serethbrücken zurückflutenden Feinde von deutschen



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Vom Flüchtlingselend in Bessarabien.

Übergetretene rumänische und russische Flüchtlinge werden hinter den deutsch-österreichisch-ungarischen Linien in Sicherheit gebracht. Der Abschub der rumänischen Zivilbevölkerung nach der Moldau und nach Bessarabien hatte dort eine große Hungersnot verursacht, weshalb die russischen und rumänischen Familien in Scharen wieder auswanderten. Sie wendeten sich jedoch nicht, wie anzunehmen wäre, nach Rußland, sondern suchten bei ihren Feinden Schutz. Das bessarabische Kampfgebiet hinter den Linien der Verbündeten wurde von Flüchtlingskarawanen geradezu überschwemmt, und die zuständigen Stellen, die den armen Auswanderern Unterkunft und Nahrung verschaffen mußten, hatten eine schwierige Aufgabe zu lösen.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Serbische Gefangene kaufen Brot in einem serbischen Dorfe.

Ein recht empfindlicher Schlag für die Russen war auch die Zerstörung der Bahnhofanlagen von Galatz sowie derjenigen von Barbosi südwestlich Galatz, wodurch die einzige Linie zwischen Galatz und Reni derartig beschädigt wurde, daß jeder Verkehr bei Tage ausgeschlossen war. Überhaupt waren die Verhältnisse hinter der russischen Serethfront nicht gerade erbaulich. Noch immer waren die Straßen mit rumänischen Flüchtlingen überfüllt (siehe das Bild Seite 199), die Eisenbahnen auf weiten Strecken durch angehäuftes Material verstopft; dazu hatte sich ein unheimlicher Gast im russischen Lager eingestellt: die Cholera, die nach Gefangenenaussagen zahlreiche Opfer forderte.

Maschinengewehren flankierend gefaßt und fürchterlich zusammengeschossen wurden.

Bei Tulcea überschritten bulgarische Truppen der Dobrudschaarmee den Sankt-Georgs-Arm der Donau, setzten sich auf dem Nordufer fest und wiesen alle Angriffe der Russen ab. Dieser Vorstoß der Bulgaren erschien den Russen für das bessarabische Donaugebiet recht bedrohlich. Sie zogen deshalb schleunigst starke Kräfte in das Donaudelta, und ein mit erdrückender Übermacht geführter Angriff zwang die Bulgaren, wieder auf das Südufer des Sankt-Georgs-Armes zurückzugehen. Trotzdem blieb die Donau gänzlich für die Russen gesperrt.

Wiederholt versuchten im Laufe des Januars rumänische und russische Donaudampfer in den Mündungsarmen stromaufwärts nach Galatz zu gelangen, um der am Donauknie und an der Serethmündung versammelten Armee Kriegsmaterial und Nahrungsmittel zuzuführen. Sie wurden von den Uferbatterien, die den Verkehr zwischen Tulcea und Isaccea sperrten, stets in Grund geschossen oder zur Flucht gezwungen. Auch die so lange unsichtbar gewesenen rumänischen Monitore wagten sich im Laufe des Januars mehrere Male gegen die erwähnten beiden Orte vor; sie wurden jedoch sofort nachdrücklich unter Feuer genommen, so daß sie eiligst nach Galatz zurückdampften.

Der Krieg in Ostafrika im Dezember 1916 und im Januar 1917.

Auch diese beiden Monate standen im Zeichen erbitterter, wechselvoller Kämpfe. Die Hauptereignisse spielten sich vornehmlich nördlich und südlich vom Rufidjiflusse ab. Hier hatten sich die britischen Streitkräfte monatelang ruhig verhalten; sie benützten die Ruhezeit, um ihre infolge der vorhergegangenen Kämpfe hart mitgenommenen Truppenverbände neu zu ordnen und zu verstärken. In den ersten Dezembertagen gingen starke britische Kolonnen von dem Hafen Kilwa-Kiwindsche aus in nordwestlicher Richtung zum Angriff vor, der aber alsbald bei Kibata in den Matumbibergen zum Stehen gebracht wurde. Dort entwickelten sich vom 5. bis zum 16. Dezember größere Kämpfe, die für die deutsche Schutztruppe erfolgreich verliefen. Diese brachte dem Feinde, dem es bis Ende Januar nicht gelang, das heißumstrittene Kibata zu nehmen, schwere Niederlagen bei.

Ungünstiger waren für die Schutztruppe die Kämpfe nördlich vom Rufidjiflusse. Durch den Druck überlegener feindlicher Kräfte wurden die deutschen Abteilungen gezwungen, über den Rufidji nach Süden zurückzugehen; der befestigte Ort Kibambawe am nördlichen Ufer wurde aufgegeben und am 5. Januar von britischen Truppen besetzt. Auch das Rufidjidelta mußte geräumt werden. Die Deutschen zogen sich von dort in westlicher Richtung auf Utete zurück, wo sie während des ganzen Januars dem Feinde erfolgreich die Stirne boten. —

Im westlichen Gefechtsgebiet, im Mahenge- und Ssongeabezirk, zogen sich die Schutztruppenabteilungen, nur wenig vom Gegner belästigt, langsam weiter in der Richtung auf Mahenge an den Ruhudjefluß und näher auf Ssongea zurück. Nördlich davon, bei Likuju, wurde ein deutscher, aus 4 Offizieren, 35 Weißen und 52 Askari bestehender Trupp vom Feinde abgeschnitten und nach sehr heftigem, eintägigem Kampfe am 24. Januar gefangen genommen. Weiter nördlich von Likuju gab es gegen Ende Januar Gefechte, die für den Feind sehr verlustreich verliefen. —

Nach einer amtlichen englischen Meldung trat der bisherige Oberbefehlshaber der britischen Truppen in Ostafrika, General Smuts, am



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Durch einen Schrapnellschuß am Arm und an der Hand verwundeter Knabe in einem serbischen Grenzorte.

26. Januar von seinem Posten zurück; Generalleutnant Hoskins übernahm an seiner Stelle den Oberbefehl. —

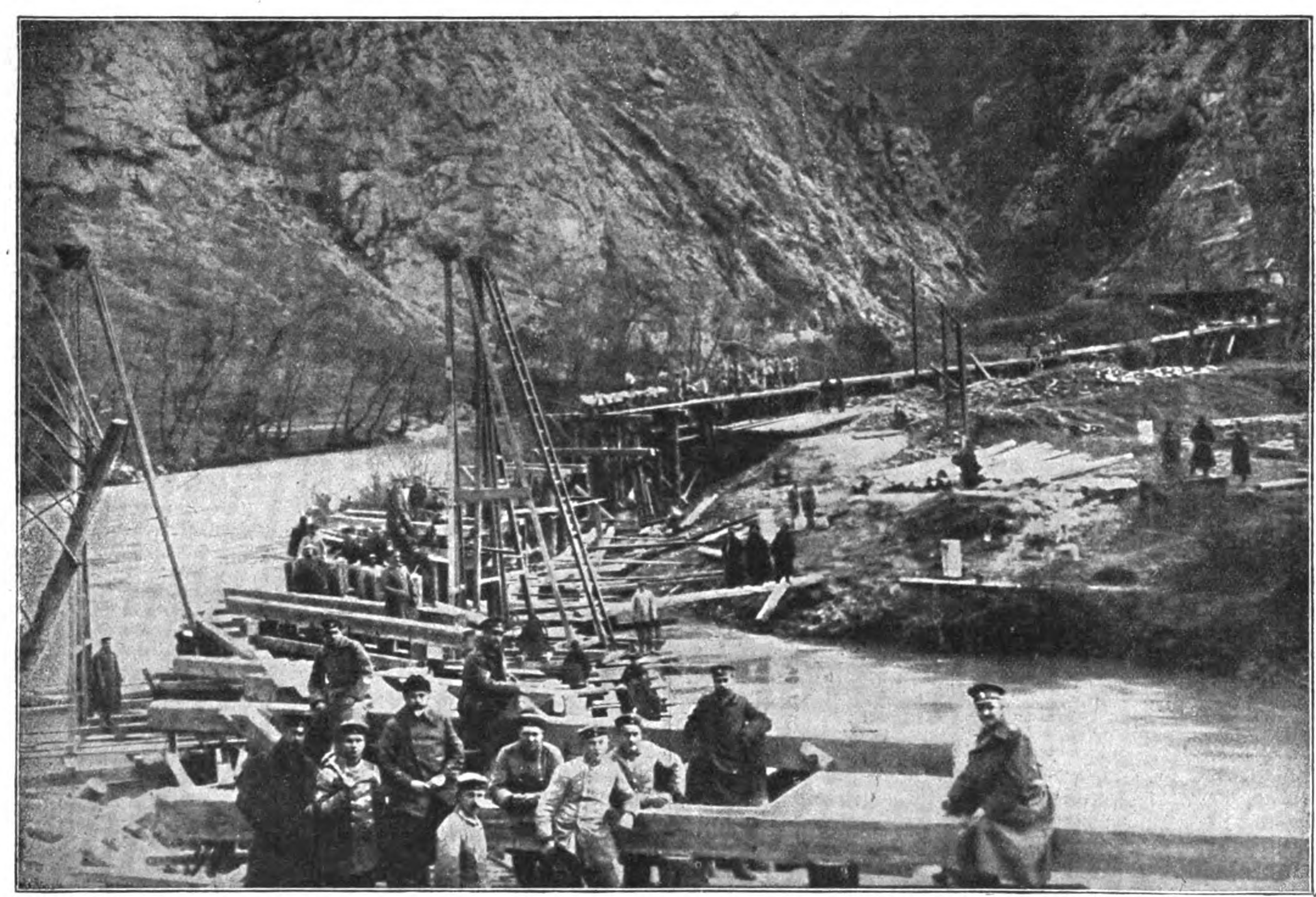


Phot. Deutscher Illustrat.-Verlag, Berlin.
Unterstände im Berglande an der griechischen Grenze, wo das zu ihrem Bau nötige Holz oft von weit her geholt werden mußte.

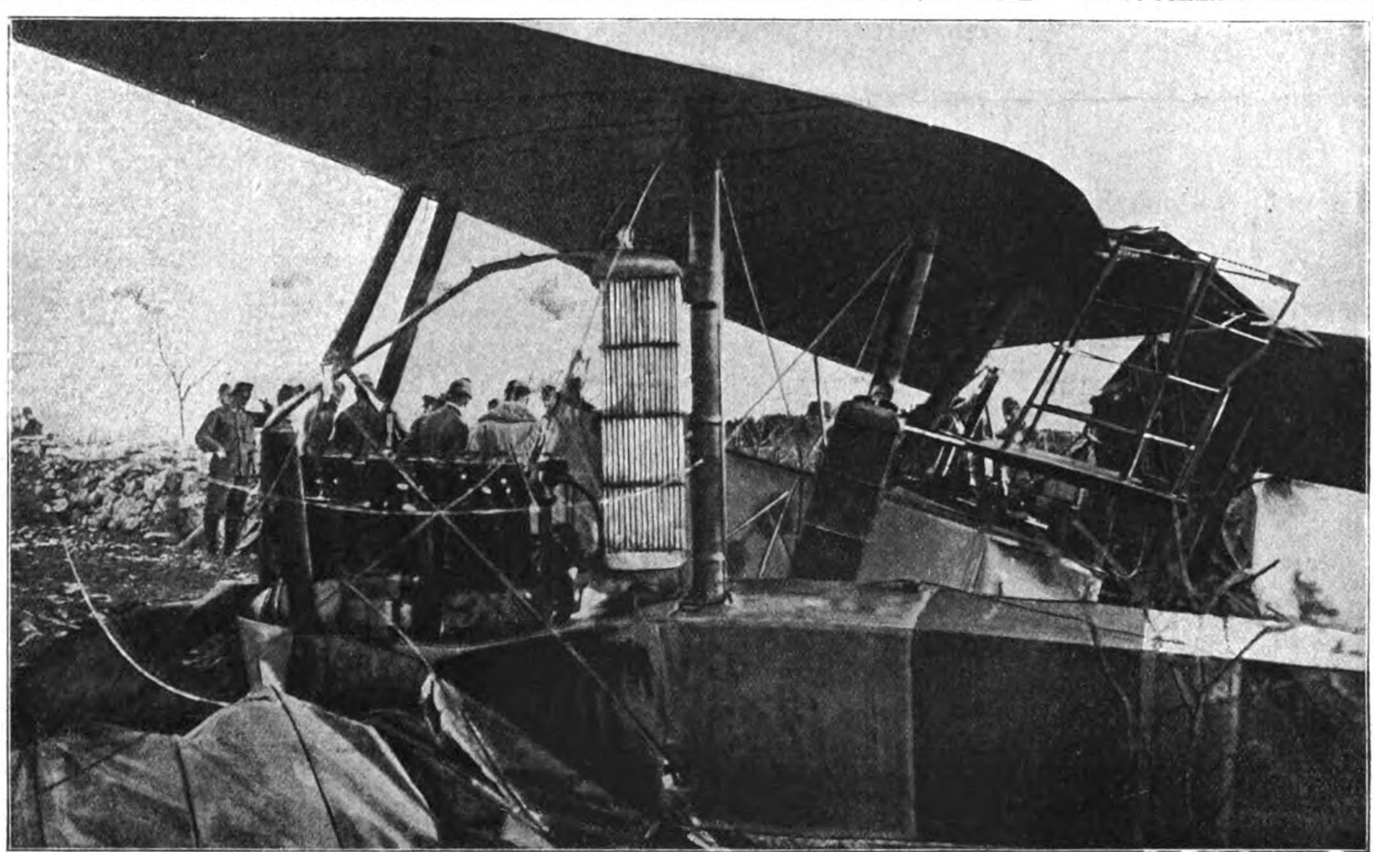
Die Erfolge, die die Schutztruppe im November 1916 gegen die Portugiesen in der südöstlichen Grenzecke des deutschen Schutzgebietes errang, nützte sie im folgenden Monat weiter aus. In schneidigem Angriff wurden die letzten portugiesischen Abteilungen in den ersten Dezembertagen von dem deutschen Boden vertrieben und über den Ruwumafluß, der die Grenze bildet, gejagt. So endete auch die von den Portugiesen mit großen Worten angekündigte Offensive gegen Deutsch-Ostafrika mit einer Niederlage für sie, die um so kläglicher erscheint, als die portugiesischen Kolonnen den Deutschen drei- bis vierfach überlegen und weit besser ausgerüstet waren als diese. Die deutschen Truppen, die gegen die Portugiesen im Felde standen, begnügten sich aber nicht mit den erwähnten Erfolgen, sondern sie gingen Mitte Dezember selbst gegen Portugiesisch-Ostafrika zum Angriff über. Eine stärkere Abteilung von ihnen, mit Geschützen und Maschinengewehren versehen, überschritt, einer amtlichen portugiesischen Meldung vom 16. Dezember nach, den Ruwuma in der Richtung auf den stark befestigten portugiesischen Grenzposten Nangadi und eroberten ihn nach kurzem, heftigem Gefechte, in dessen Verlauf die feindliche Besatzung schwer geschlagen und fast aufgerieben wurde. Reiche Beute blieb in den Händen der Sieger. Die Portugiesen wagten trotz ihrer Übermacht nicht, ihre Gegner wieder anzugreifen; sie hielten sich vielmehr abwartend in größerer Entfernung. —

Die hervorragende Tapferkeit der deutschen Schutztruppe in Ostafrika fand in einem Erlaß, den der Kaiser anläßlich seines Geburtstages an den Staatssekretär des Reichskolonialamtes Dr. Solf richtete, die gebührende Anerkennung. Der Erlaß lautete:

„Seit dreißig Monaten steht die Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika abgeschnitten von jeder regelrechten Verbindung mit der Heimat in ununterbrochenem Kampf gegen einen an Zahl und Kampfmitteln weit überlegenen Gegner. In tropischem Klima kämpfend, nur mit den einfachsten Mitteln versehen, hat die Schutztruppe unter ihrem tapferen Kommandeur Taten vollbracht, die den Leistungen der Streitkräfte in der Heimat würdig zur Seite stehen.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Deutsche und bulgarische Truppen beim Wiederaufbau einer von den Serben gesprengten Eisenbahnbrücke.



Das am 3. Dezember 1916 bei Marlinje im Karstgebiet abgeschossene Caproni-Flugzeug.

Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen hat sie in zahlreichen Schlachten und Gefechten die gegen das Schutzgebiet aufgestellten englischen, belgischen und portugiesischen Streitkräfte geschlagen und den Krieg lange Zeit in feindliches Gebiet getragen. In dem weiteren Verlauf der Kämpfe hat sie jeden Fußbreit deutschen Bodens erst nach zähester Gegenwehr überwältigender Übermacht überlassen und heute noch schirmt sie die deutsche Flagge in Ostafrika.

Welches Schicksal Gott der Herr auch der kleinen Heldenschar beschieden haben mag, das Vaterland gedenkt mit stolzem Bewußtsein seiner im fernen Afrika kämpfenden Söhne. Ich spreche der Truppe für ihr heldenmütiges Ausharren im ungleichen Ringen meinen kaiserlichen Dank und meine hohe Anerkennung aus. Ich beauftrage Sie, diesen meinen Erlaß sobald als möglich zur Kenntnis meiner Schutztruppe zu bringen.

Großes Hauptquartier, 27. Januar 1917. Wilhelm."

Die Milch-, Butter- und Käseversorgung während und nach dem großen Kriege.

Von Molkereidirektor Reimund, Fulda.

(Schluß.)

III.

2. Butter.

Auch bezüglich der Butterversorgung müssen sich die Verbraucher — und nicht zuletzt der Handel — einen großen Teil der Schuld an dem jetzigen Mangel selbst zuschreiben, denn vor dem Kriege war man bestrebt, immer größere Buttermengen aus dem Auslande einzuführen, nicht etwa, um einem Notstande abzuhelfen, sondern in der Hauptsache zum Zwecke einer Dämpfung der inländischen Preise. Der Butterverbrauch in Deutschland hatte sich weit über den notwendigen Bedarf hinaus gesteigert, und um der üppigen Ernährung bei billigen Preisen huldigen zu können, mußte das Ausland in immer stärkerem Maße herangezogen werden. Milliarden sind dadurch nach dem Auslande gegangen; man hat auf diese Art die beabsichtigte Dämpfung der inländischen Butterpreise erreicht und die von den inländischen Erzeugern vielfach angestrebte Preissteigerung verhütet. Aber auch etwas anderes hat man damit erreicht: das Interesse der Milchviehbesitzer und der Butterhersteller an einer Steigerung der Erzeugung ist erstickt worden.

Von Jahr zu Jahr wurde die Buttererzeugung im Inlande kleiner und die Einfuhr größer. Bei einem Butterpreise von 1 Mark 30 Pfennigen für das Pfund, wie man ihn lange Zeit als angemessen ansah, konnten Molkereien für das Liter Milch günstigenfalls neun bis zehn Pfennige bezahlen. Und bei einem solchen Erlös sollte sich der Landwirt für eine Vergrößerung der Erzeugung begeistern? Ausgeschlossen! Er mußte ja befürchten, daß jede Steigerung der inländischen Produktion einen weiteren Preissturz herbeiführen würde. Der tiefste Grund unserer jetzigen Butternot liegt also in dem völlig unzureichenden Schutz der heimischen Erzeugung vor dem Kriege. Keine, wie immer geartete Entgegnung wird diese Behauptung entkräften können. Daß auch der Mangel an Futter mit zu der Milch- und Butterknappheit beiträgt, ist zur Genüge bekannt. Ferner ist mit schuld das Verhalten vieler Milcherzeuger, die jahrelang Milch an Molkereien abgegeben, während des Krieges aber die Lieferung eingestellt haben und zur eigenen Verarbeitung der Milch übergegangen sind. Dabei wird dann die gewonnene Butter vielfach der Verbrauchsregelung entzogen und zu Phantasiepreisen an reiche Leute verkauft. Es gibt auch bei uns solche Leute in nicht unerheblicher Menge. Leute, die nach dem Geld nicht zu fragen brauchen, die aus der gewaltigen Wirkung des Krieges und seinen Folgeerscheinungen noch keinerlei Lehre gezogen haben, auch nicht ziehen wollen, Leute, die sich geradezu etwas darauf einbilden, Nahrungsmittel um jeden Preis hamstern zu können und die das „Einschränken" anderen überlassen wollen. Wer will es dem Erzeuger verargen, wenn er sich durch solche Hamster verleiten läßt, zehn Pfund Butter für einen blauen Lappen herzugeben?

Freilich, von aller Schuld freizusprechen sind auch diese Landwirte nicht, ganz bestimmt diejenigen nicht, die erst während des Krieges zur eigenen Verarbeitung der Milch übergegangen sind, hauptsächlich um auf diese Art alle Mager- und Buttermilch zur Verfütterung für das Vieh freizubekommen. Diese Landwirte, die nach Tausenden zählen, haben ihre früheren Milch- und Butterabnehmer im Stich gelassen, also sehr eigennützig gehandelt und sind an den heutigen großen Schwierigkeiten bei der Milch- und Butterversorgung mit schuld. Die Flucht der Landwirte aus den Molkereien nahm in den ersten beiden Jahren des Krieges immer größeren Umfang an. Die gewinnsüchtigen Bestre-

bungen wurden von Maschinenfabriken ausgenützt, es wurden Tausende von Handzentrifugen und Handbutterfässern verkauft. Das Schlimmste aber war, daß die zur Buttererzeugung im eigenen Betriebe übergegangenen Landwirte für ihre Kollegen, die bei den Molkereien geblieben waren, Hohn und Spott äußerten. Man schalt sie „die Dummen", weil sie es bei der wachsenden Futter- und Nahrungsmittelknappheit nicht fertigbrachten, die Milch für sich zu behalten und alle Magermilch zu verfüttern. Aber auch hier muß ich nochmal hinzufügen — nicht zur Entschuldigung der betreffenden Landwirte, sondern als Kennzeichen der früheren Kurzsichtigkeit der Verbraucher —, daß die Neigung der Landwirte, Milch zu verfüttern, niemals einen solchen Umfang angenommen hätte, wenn der unentbehrlichen Milch und der Butter schon früher bessere Preise zugebilligt worden wären.

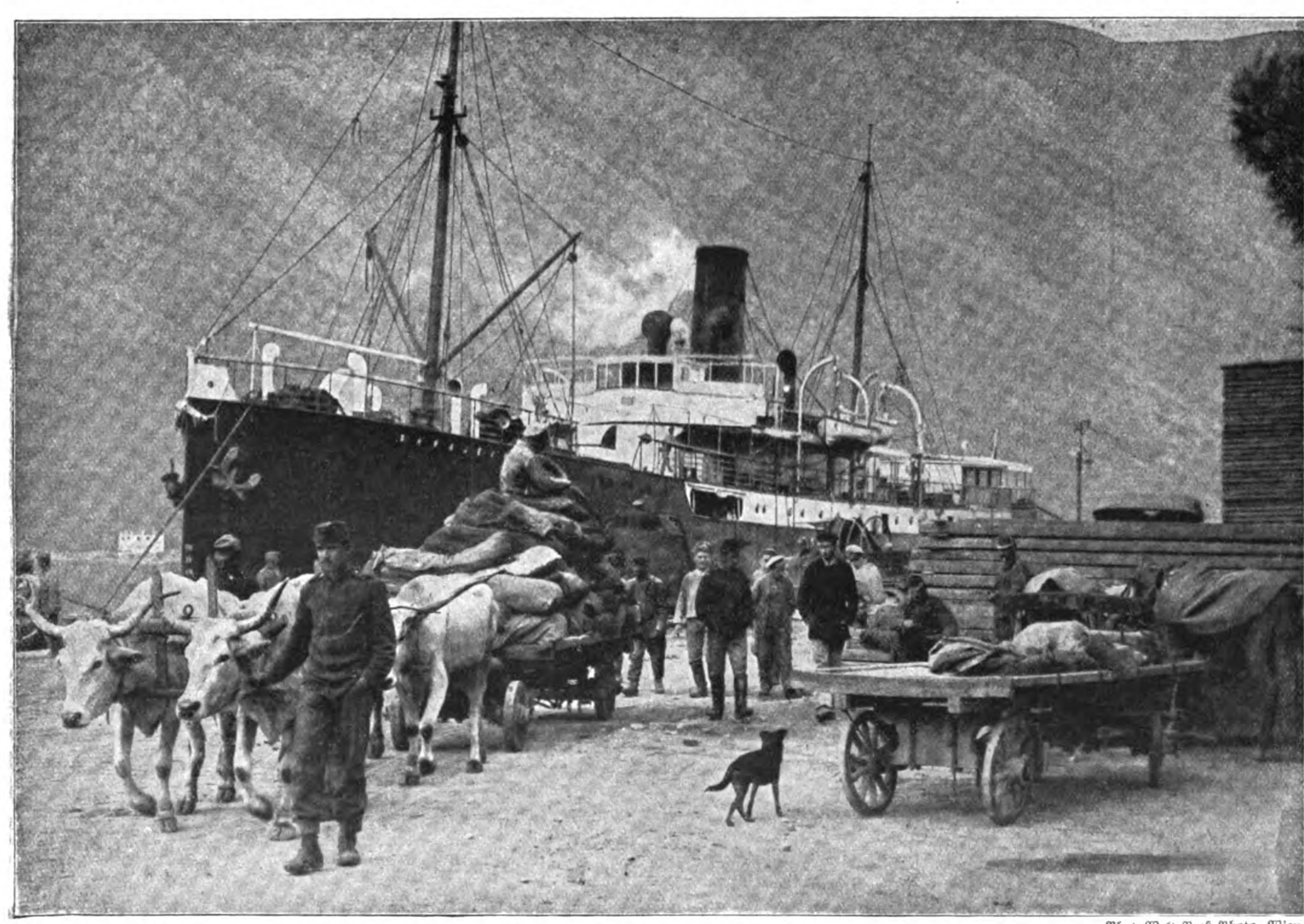
3. Käse.

Der Käse ist leider fast ganz vom Markte verschwunden; aus dem Auslande kommt nur sehr wenig herein, und die inländische Erzeugung beträgt kaum noch den zehnten Teil der sonstigen Mengen. An diesem Rückgang ist einesteils natürlich auch die Massenflucht der Landwirte aus den Molkereien und Käsereien schuld, anderenteils der Rückgang der Milcherzeugung an und für sich. Trotzdem könnte aber noch wesentlich mehr Käse hergestellt und auf den Markt gebracht werden, wenn man sich an maßgebender Stelle dazu entschließen wollte, bestimmte Mindestmengen von Milch der Verfütterung zu entziehen und dafür ihre Verarbeitung zu Käse anzuordnen. Dabei würde die ausschließliche Herstellung von Magerkäse durchaus genügen, denn dieser stellt selbst bei erheblich höherem Preise gegen früher doch noch das billigste und nahezu auch das gesündeste Nahrungsmittel dar. Wie unschätzbar wertvoll wäre es, wenn man an jeden minderbemittelten Versorgungsberechtigten wöchentlich ein Pfund Magerkäse verteilen könnte! Es würde von unzähligen Hausfrauen ein Teil der Ernährungssorgen genommen sein. Ob das möglich wäre, soviel Magerkäse jetzt noch herzustellen? Ich glaube es bejahen zu müssen, allerdings auf Kosten der Viehfütterung, und wenn ich auch durchaus auf dem Standpunkte stehe, daß die Jungviehaufzucht nicht gefährdet werden darf, gewisse Milchmengen also immer der Verfütterung vorbehalten bleiben müssen, so weiß ich andererseits, daß in vielen Gegenden Deutschlands alle in Molkereien gewonnene Magermilch (Millionen Liter täglich!) verfüttert wird. Und dies ist angesichts der großen Schwierigkeiten, die arbeitenden Klassen ausreichend zu ernähren, ein unbegreiflicher Zustand. Mag die Fleischgewinnung für die Daheimbefindlichen ruhig noch etwas weiter zurückgehen, es wird vielen Leuten, die sich jetzt noch reichlich Fleisch leisten können, weil andere darauf verzichten müssen, gar nichts schaden, wenn sie noch weniger Fleisch essen, wenn sie also, wie die anderen Menschen, einfacher leben.

Um mehr Magerkäse auf den Markt bringen zu können, müßte, wie schon wiederholt den maßgebenden Stellen vorgeschlagen worden ist, angeordnet werden, daß keine Molkerei mehr als vierzig Prozent Mager- und Buttermilch (von der eingelieferten Vollmilchmenge berechnet) zurückgeben darf, mithin sechzig Prozent zur Versorgung der Städte mit Magermilch und zum Verkäsen übrig bleiben. Das Verkäsen möglichst großer Magermilchmengen halte ich für wirtschaftlicher als die Versorgung der Verbraucher mit Magermilch. Mit dem Käse aus dreieinhalb Litern Magermilch (täglich ein halbes Liter) kommt ein Verbraucher weiter als mit der Milch.

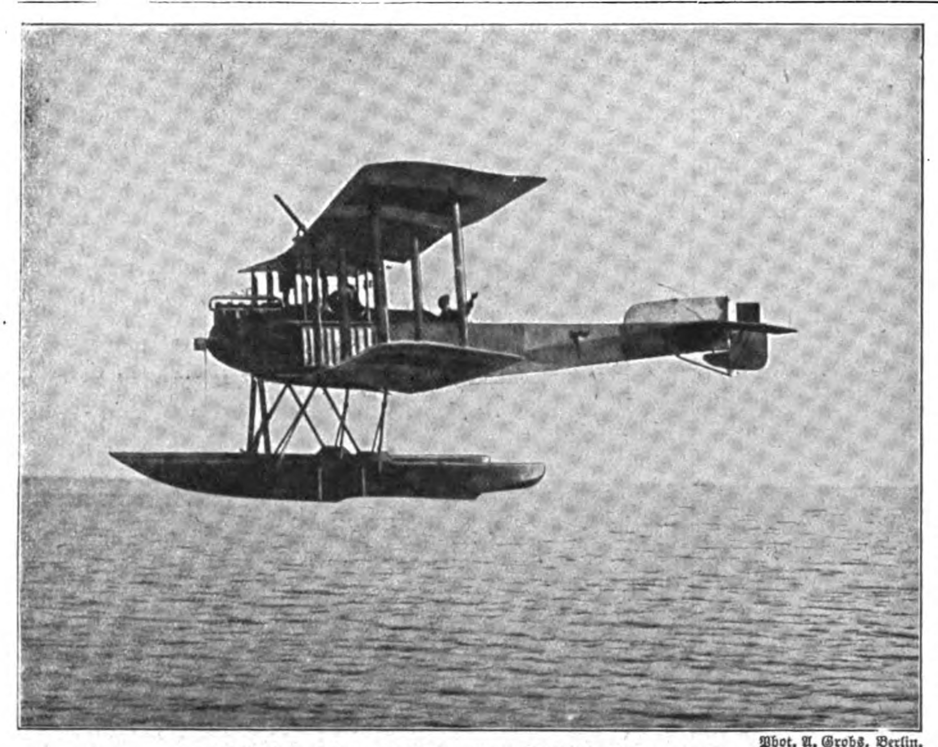
Unerläßlich ist aber die weitere Anordnung, daß möglichst alle Milch in die Molkereien geliefert werden muß, und daß nicht Tausende von Landwirten, die recht gut Milch an eine Molkerei liefern könnten, zu ihrer Verarbeitung im eigenen Betriebe schreiten. Alle für diese Verarbeitung im eigenen Betriebe ins Feld geführten Gründe sind jetzt, wo es sich um die Ernährung der Menschen handelt, nicht stichhaltig, sie sind auch größtenteils leicht zu widerlegen. Es liegt nur am Wollen, nicht am Können.

Das Kapitel „Käse" kann ich nicht schließen, ohne noch der beschämenden Tatsache zu gedenken, daß vor dem Kriege Tausende vornehmer Herrschaften grundsätzlich nur ausländische, hauptsächlich französische Käse gekauft haben.



Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Ausladen von Lebensmitteln für die österreichisch-ungarische Armee in Albanien in einem Hafenort der südlichen Adria.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Aufsteigen eines türkischen Kampf-Wasserflugzeuges.

entschloß sich wirklich ein feines Delikatessengeschäft, in Deutschland hergestellte Käse zu führen und seiner Kundschaft anzubieten, dann wurde die Nase gerümpft und im Tone des Sachverständigen gesagt: „Nein, ich wünsche französische Ware.“ Man gab sich nicht mal die Mühe, einen Versuch zu machen. Dabei gab es in Deutschland mehrere große Käsereien, deren Erzeugnisse den französischen Marken mindestens ebenbürtig waren. Einzelne deutsche Marken wurden selbst von den besten französischen nicht erreicht. Daß die Franzosen ihre besten Käse für sich behalten und nur die weniger guten nach Deutschland geschickt haben, ist schon oft festgestellt worden, auch ich konnte mich beim Besuch Pariser Käselager davon überzeugen. Wenn diese Käse nur eine hübsche Verpackung mit französischen Aufschriften bekamen, dann besaßen sie ohne weiteres das Merkmal der „feinen Ware“.

Auch in dieser Beziehung wird der große Krieg hoffentlich eine Änderung herbeiführen und es späterhin dem fleißigen und reinlicheren deutschen Käsehersteller ermöglichen, seine Erzeugnisse auch in den allerersten Feinkostgeschäften abzusetzen.

Deutsche Minenleger bei der Arbeit.

(Hierzu das Bild Seite 205.)

Die Minen sind zu einem Hauptkampfmittel des Seekrieges geworden. Täglich lesen wir von Minensperren und Minenfeldern; England will durch sie die deutschen Schiffe am Auslaufen aus der Deutschen Bucht hindern, und die Deutschen arbeiten in dem riesigen Sperrgebiet, je nachdem es die Verhältnisse fordern und zulassen, mit den gleichen Mitteln. Der die Mine umhüllende geheimnisvolle Schleier breitet sich auch über die Tätigkeit der sie legenden und wegräumenden Schiffe aus; wir hören und sehen nichts oder nur selten von der harten Arbeit der Besatzungen der Minenschiffe, ahnen kaum, daß sie täglich bei jedem Wind und Wetter in See ihre schwere Aufgabe erfüllen. Oft schweben sie in Gefahr, vom Gegner überrascht zu werden, und dann wehe dem Minenleger, wenn eine Mine getroffen wird und sich entzündet; die Vernichtung des Schiffes ist dann unausbleiblich. Aber auch in sicheren Gewässern ist das Minenlegen und das Entfernen dieser Kampfmittel eine saure Arbeit, die, wenn das Schiff schlingert, große seemännische Geschicklichkeit fordert. Minen haben ein Gewicht von mehreren Zentnern; sie reißen sich leicht los, und dann heißt es oft stundenlang im nassen Zeug unverdrossen arbeiten. Die Minen werden entweder vom Oberdeck der Minenschiffe aus ins Wasser gekippt oder mit besonderen Vorrichtungen über Bord ins Wasser gelassen; die neueste Art des Minenlegens ist die durch Unterseeboote.

Charakterköpfe der Weltkriegsbühne.

Von Dr. Freiherrn v. Mackay.

3. Großwesir Talaat Pascha.

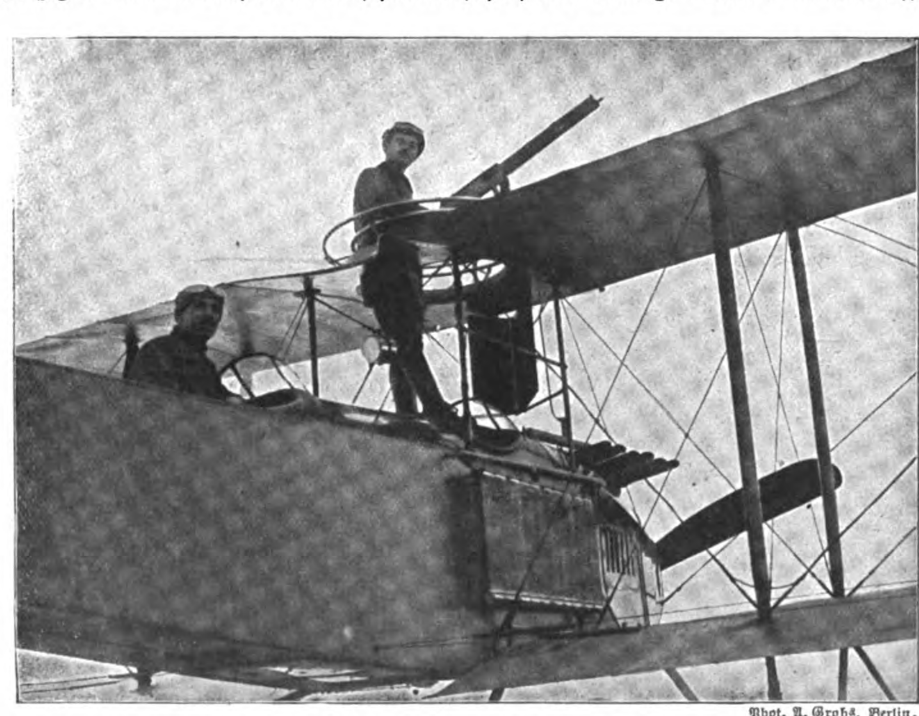
(Hierzu das Bild Seite 208.)

Mechmed Emin Bei, der Dichter der jungen Türkei, bekannte einmal offen in scharfer Erkenntnis der Verderbtheit seiner Zeitgenossen, daß erst von einem heranwachsenden Geschlecht die Erfüllung der nationalen Zukunftsaufgaben zu erwarten ist. Er hat dann aber diesem Geschlecht in seiner Ode „Der Wanderer“ die hoffnungsfreudige Mahnung zugerufen, die heute wie seherisches Vorahnen höchster Kraftbezeugung in schwersten Schicksalsprüfungen klingt:

Es tobt der Sturm! Laß ihn toben, wie wenn der Jüngste Tag anbräche!
Du geh auf deinem Weg mit Riesenschritten vorwärts!
Nur vorwärts, verweile nicht! Mögen deine Füße vom Gehen anschwellen,
Vom Tode rettet dich nur das Vorwärtsgehen!
Vorwärts, vorwärts! Auf halbem Weg bleib nicht zurück! Vorwärts!

Wenn auf irgend einen der Männer, die in der sturmumbrandeten Gegenwart das Staatsschiff unter dem Halbmond auf hohem Wogengang zu steuern haben, so paßt auf den neuen Großwesir des Reiches dieses männliche Trutzwort.

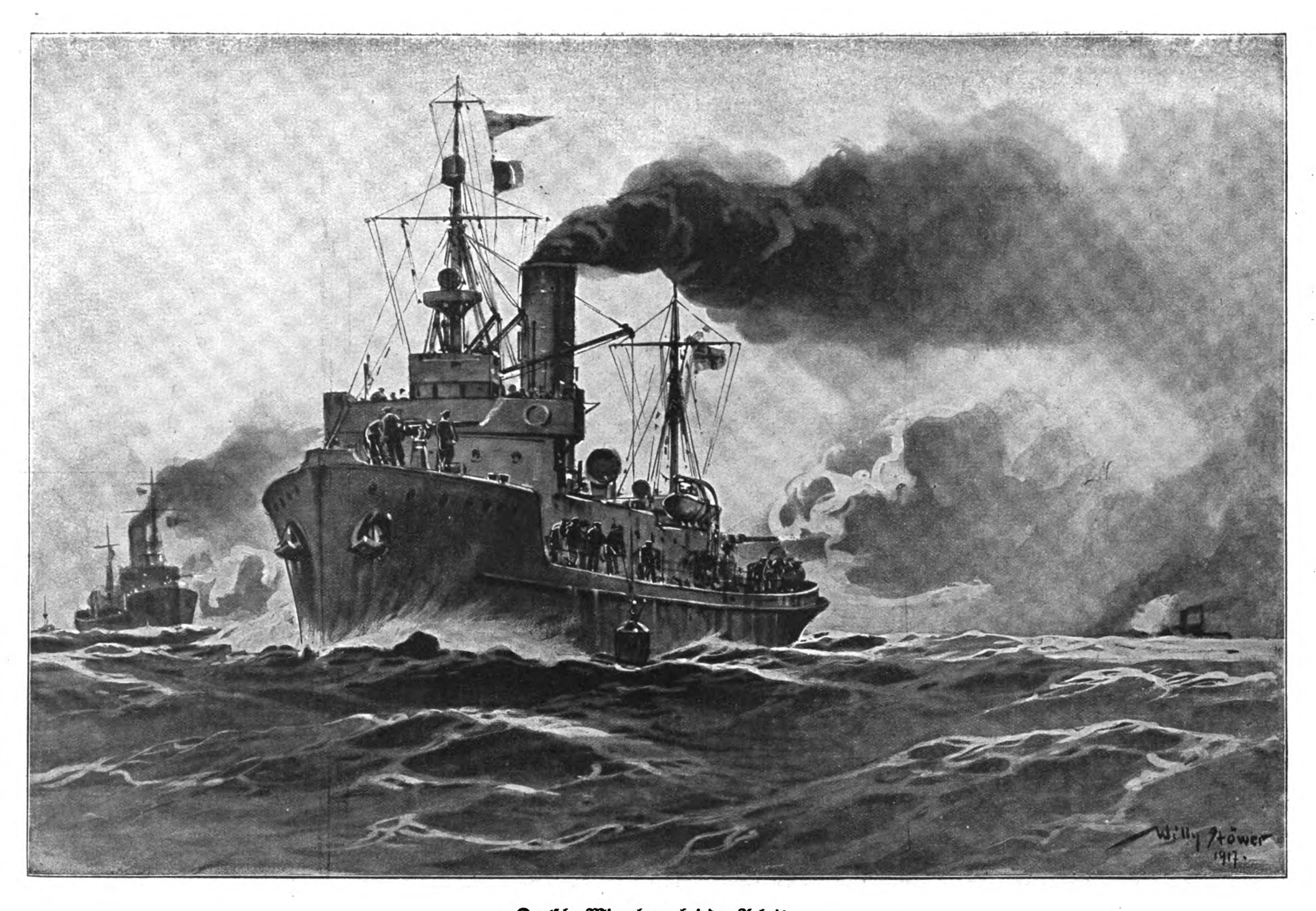
Talaat Pascha hat sich von niederem Stand als ein Mann der eigenen Kraft durch gleich hervorragende geistige Fähigkeiten wie sittliche Vorzüge



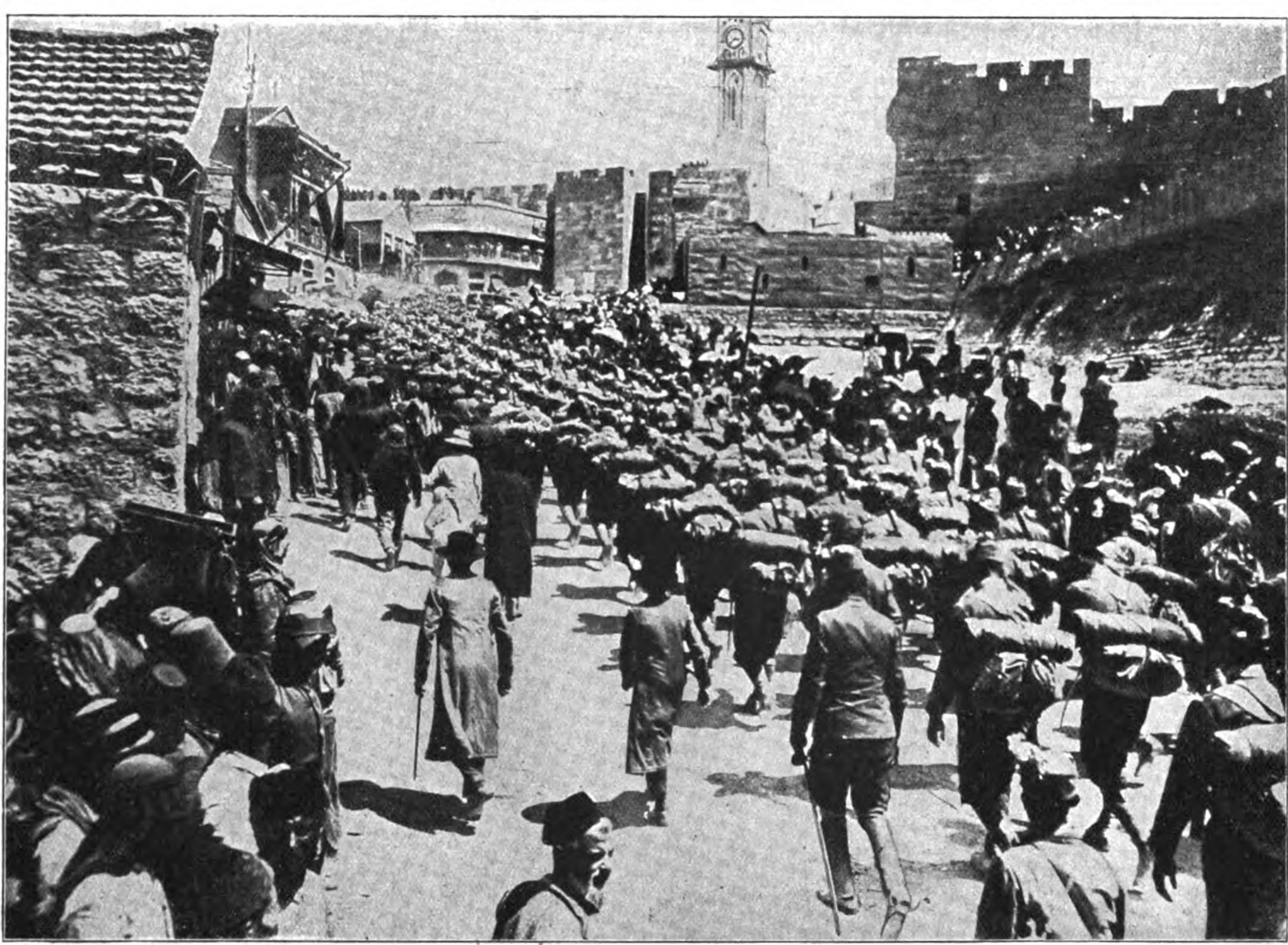
Phot. A. Grohs, Berlin.

Zur erfolgreichen Tätigkeit der türkischen Flieger im Ägäischen Meer, die eine Anzahl Dampfer auf hoher See versenkt haben.

Zwei türkische Offiziere in ihrem Kampf-Wasserflugzeug, fertig zum Aufstieg.



Deutsche Minenleger bei der Arbeit.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.



Einzug türkischer Truppen in Jerusalem. Phot. Deutscher Illustrat.-Verlag, Berlin.

emporgearbeitet, und die Geschichte seines Lebens ist zugleich das scharfe Spiegelbild der Geschicke der Türkei in ihrem neuen Daseinsabschnitt seit dem Sturz des hamidischen Regiments. Er ist 1875 in Adrianopel, dem alten Sultansitz, geboren, also wohl der jüngste der führenden Staatsmänner Europas, und war ursprünglich Telegraphengehilfe. Seinen schnellen Aufstieg zu hohen Staatsämtern verdankte er der Ittihad, für deren Pläne er sich mit jugendlicher Feuerseele und Freiheitsbegeisterung einsetzte und in deren Kreisen sich alsbald die Aufmerksamkeit auf seine Fähigkeiten lenkte. Als das Komitee in Verruf kam, griff auch nach ihm eines Tages die Feme der Willkürherrschaft Abd ul Hamids. Wegen Hochverrats verurteilte ihn das Gericht zu drei Jahren schweren Kerkers, einer Strafe, die in Verschickung nach seiner Heimatprovinz verwandelt wurde.

Jahrelang war er dann in Saloniki als einfacher Postbeamter, zugleich aber auch als eifriges Mitglied der Jungtürken, deren Hochburg das alte Thermä war, tätig; mit der Umsturzkrise zog er als Abgeordneter in Konstantinopel ein und wurde schon im Herbst 1909 Minister des Innern. Aber er zeichnete sich in diesem Amt nicht nur durch hervorragendes Organisationstalent aus, sondern blieb auch der gute Geist des Komitees. Seinem Einfluß war es hauptsächlich zu danken, wenn die Losung Einheit und Fortschritt nicht leere Schlagworte politischer Marktschreier und unfähiger Streber wurden, wenn vielmehr in der Partei ernst denkende, arbeitstüchtige Kräfte die Oberhand behielten. Es kam darauf an, zwischen den beiden Abgründen des Einflusses der an abendländischen demokratischen Schlagwörtern sich berauschenden jungtürkischen Weltverbesserer und der Macht der neuerdings das Haupt erhebenden Reaktion einen zu wirklich fortschrittlichem Ziel führenden Weg zu finden und zu sichern, mit anderen Worten, den verdeckt fließenden, aber nicht versiegbaren Triebkräften jener staatsmännischen Veranlagungen, heldischen Tugenden und sittlichen Innenkräften, die einst das Osmanentum zu seiner geschichtlichen Bedeutung und Weltsendung emporführten, freie Bahn zu schaffen. Unter allen Männern, denen die Türkei den Brückenbau über diese Kluft zu danken hat, nimmt zweifellos Talaat einen allerersten Rang ein. Ihm fiel, nachdem er an die Spitze des Ministeriums des Innern gestellt worden war, die denkbar schwierige Aufgabe zu, in die verfahrenen Verhältnisse der türkischen Verwaltung Ordnung zu bringen, sie auf einen festen wirtschaftlichen Unterbau zu stellen und auf den Trümmern des alten Paschasystems die Grundlagen einer Organisation zu schaffen, wie sie den unendlich gesteigerten Ansprüchen eines neuzeitlichen Staatswesens von den großzügigen Formen entspricht, in die das osmanische Reich als Zukunftsweltmacht hineinwachsen soll. Eine Aufgabe, deren vollkommene Lösung natürlich nicht einem einzelnen Mann und nicht in der Zeitspanne eines Menschenalters möglich, aber doch von Talaat mit meisterhafter Hand angegriffen und gefördert worden ist. Die Probe darauf hat der Krieg geliefert. Ohne die Neuerungen, die er auf mannigfachsten, in der Öffentlichkeit wenig hervortretenden, für die innere Kraftgewinnung des Staatswesens um so wichtigeren Gebieten mit geschickter und zielsicherer Hand in geschäftsmäßiger, jeder ruhmredigen Schaustellung abgeneigter Sachlichkeit und mit leuchtendem Beispiel der unantastbaren Ehrlichkeit durchgeführt hat, wäre es der Türkei sicherlich unmöglich gewesen, nach den furchtbaren Schlägen und Erschütterungen des Balkankampfes an der Seite der Mittelmächte mit der siegreichen und unüberwindlichen Heldenkraft in den Weltkrieg einzutreten, die sie zum Erstaunen und zur Demütigung ihrer Gegner bewährte. So gehörte er in der Krisenzeit des Jahresendes 1914 zu denjenigen Führern, die, in verantwortlicher Ministerstellung und zugleich an der Spitze des Komitees stehend, sich kräftig gewissen Heißspornen und Hetzern zu unbedachtem Drauflosschlagen entgegenstemmten, die sich dann aber, als die Stunde gereifter Vorbereitungen geschlagen hatte, nicht minder tatkräftig an der Seite Enver Paschas für den Schritt zum Freiheitskampf gegen den russischen und britischen Reichserbfeind einsetzten.

In seinem Äußeren, mit seiner gedrungen-kernigen, stiernackigen Gestalt, seinen vorspringenden Backenknochen, und

der breiten, eckigen Stirn, zeigt Talaat ausgesprochen den Schlag des Tataren, des Turkstammes, der die völkische Wurzel des osmanischen Reiches bildet, ethnographisch und sprachlich grundverschiedenen Charakters von den semitischen Arabern, dagegen rasse- und sprachverwandt mit den Mongolen, Finnen, Samojeden, Bulgaren, Ungarn, überhaupt den Völkern uralaltaischer Wurzelung ist. Aber auch in seinem Charakter ist er unverkennbar der Erbe all der Eigenschaften, die einst dieses Muttervolk der Türken zu einem ersten Herrenvolk der Welt erhoben haben. Er verfügt über eine zähe und rastlose Tatkraft, ist ehrlich, aufrichtig, ritterlich und gottergeben und besitzt einen durchdringenden Verstand, bewegliche Auffassungsgabe und großen Bildungseifer.

Talaat ist durch und durch ein Mann der Wirklichkeit. Auf die Frage, weshalb er sich für den Anschluß der Türkei an die Mittelmächte eingesetzt habe, soll er einmal geantwortet haben: „Weil ich auf deren, nicht des Vierverbands Seite den größten Vorteil für die Türkei sah.“ Hundert andere Durchschnittstaatsmänner würden an seiner Stelle in allen möglichen Redensarten von der vorbildlichen Art der Beziehungen zwischen dem Goldenen Horn, Wien und Berlin sich gefallen haben. Er, in seiner unbedingten Ehrlichkeit, scheute nicht das offene Bekenntnis, daß Politik keine Tugendübung ist, hatte aber doch in jener entscheidenden Stunde geschichtlich geschulten und sittlich ernsten Sinn genug, um zu wissen, daß nicht die Rücksichten zeitlicher Geschäftsmache in solchen Prüfungszeiten maßgeblich sein dürfen, daß vielmehr andere Gewichte den Fall der Wage zu bestimmen haben. Das sind die Gesetze, aus denen sich ergibt, wie ein Volk den geschichtlichen Bedingungen seines Werdens und Wachsens und den sittlichen und religiösen Wurzeln des Daseins gemäß zu den Gipfeln einer höheren nationalen Sendung sich durchzukämpfen hat, welche Freundschaften diesen Grundsätzen widersprechen und letzten Endes nur als erdrückende Umklammerungen des Staatskörpers wirken, welche Bündnisse die Gewähr für dauernde, ständig sich verdichtende und beiderseitig vorteilhafte Bindung unter Sicherung der Entwicklungsfreiheit jeder Vertragsmacht bieten.

Den staatsmännischen Veranlagungen aber gesellen sich gleich große diplomatische Fähigkeiten. Er kann, wo es darauf ankommt, ein letztes Hindernis auf dem Pfad zur Verwirklichung eines Plans wegzuräumen, äußerst hartnäckig sein; aber er weiß auch, daß man in dieser Welt der menschlichen Schwächen, Eitelkeiten und Torheiten oftmals nur auf krummem Weg zum geraden Ziel gelangen kann. Er hat so nicht selten selbst übel beleumundete Beamte um sich geduldet, wenn es galt, die Einflüsse hochmögender Herren, ohne diese vor den Kopf zu stoßen, durch kluges allmähliches Abgraben der Quellgründe ihrer Macht mattzusetzen. Er wäre so zweifellos ein hervorragender Geschäftsträger an fremdländischen Höfen geworden, wenn ihn das Komitee auf eine solche äußerlich glänzende Laufbahn hätte drängen wollen, die doch seiner stets schlicht und anspruchslos gebliebenen Natur widersprach.

Daß es ihm anderseits in der Krisenzeit des Aufloderns des Weltkriegsbrandes nach Maßgabe seiner stark französisch beeinflußten Erziehung und des Glanzes der britischen Macht, die er am Nil kennen gelernt hatte, schwer fiel, die Schwenkung gegen die Entente mitzumachen, ist ebenso klar, wie heute nicht verschwiegen zu werden braucht, daß die Entscheidung in gewissen Schicksalsstunden auf des Messers Spitze schwebte und ohne Enver Paschas Auftreten, ohne den Einfluß der deutschen Botschaft, insbesondere des Admirals Souchon und des Militärbevollmächtigten v. Lossow, kaum so gefallen wäre, wie sie fiel. Als dann aber das Machtwort des Sultans gesprochen war, hat er mit unbeirrbarer Tatkraft und vollendetem diplomatischem Geschick nicht nur am Abschluß und Ausbau des deutsch-türkischen Bündnisses, sondern auch am Ausgleich mit Bulgarien und weiterhin an der systematischen Befestigung und Entwicklung der gesamten Vierbundorganisation gearbeitet.

Es ist die verheißungsvollste Bürgschaft einer glücklichen Zukunft der Türkei, daß sie mitten in den Kriegswirren



Phot. Deutscher Illustrat.-Verlag, Berlin.

Gefangene Engländer werden nach einem erfolgreichen Gefecht auf der Sinai-Halbinsel in Jerusalem eingebracht.

nicht nur den Willen, sondern auch die Arbeitsfähigkeit zu den verwaltungstechnischen, sozialen und kulturwirtschaftlichen Neuerungen bezeugt, deren stetiges Mißlingen das Krankheitsbild des alttürkischen Regiments war. Für diese neuen Aufgaben aber bedarf das Reich eines neuen Führers. Daß Talaat dazu der gegebene Mann ist, beweist schon seine Umgebung. Die Räume, in denen Prinz Said Halim, sein Vorgänger, seines Amtes waltete, trugen den Abglanz jener vollendeten Schöpfungen arabischer Kultur, wie sie uns in den Schlössern von Gusreh, Kalifa, Naura, Assahara märchenhaft anblickt, und inmitten der Pracht von Erzeugnissen erlesenen Schönheitssinnes, dem Prunk von Teppichen und Seidenstoffen, dem Zauber von Kunstschätzen aller Art vollzogen sich die Empfänge in echt orientalischem Stil, in gedämpftem Zeremoniell, nach strenger, alle Hast ausschließender Etikette. Die Zimmer, in denen der neue Pascha sein Amt versieht, sind nüchterne Amtsstuben mit geschäftseiligem Verkehr und modernster Ausstattung, nüchterne, kaufmännischen Sinn atmende Kontore.



Aus dem „Illustrierten Blatt" in Frankfurt a. M.

Der neue türkische Großwesir Talaat Pascha (links), der türkische Kriegsminister Enver Pascha (rechts) und der Militärbevollmächtigte der deutschen Botschaft in Konstantinopel, bayrischer Generalmajor v. Lossow.

Mit einer prachtvollen, kernigen Rede hat sich der Großwesir der Kammer vorgestellt. Er betonte den unbeugsamen Willen der Türkei, an der Seite der Mittelmächte, „im Bündnisse auf Leben und Tod", bis zum endgültigen Sieg durchzuhalten, entwickelte aber zugleich in scharfen Linien ein festgeformtes Reformprogramm.

Die Grundsteine zu einem solchen Umbau des osmanischen Staatswesens sind zwar gesetzt. Jetzt aber gilt es, rüstig, in zeitgemäßem Geist und in großzügigen Formen, am begonnenen Werke fortzuschaffen, und Talaat weist trefflich die Wege dazu: der Neuzeit entsprechende Umgestaltung der Landwirtschaft und der auf sie bezüglichen Rechte, Förderung der Volksbildung, Hebung der Industrie in Zusammenarbeit mit den Verbündeten und ihrer vorgeschrittenen Wissenschaft und Technik. Daß er auch durchzuführen weiß, was er sich vorgenommen hat, verbürgt, was er bisher auf dem Dornenpfade der inneren türkischen Verwaltung geleistet hat.



Phot. Deutscher Illustrat.-Verlag, Berlin.

Ankunft englischer Offiziere in Jerusalem, die in einem Gefecht an der Suezkanal-Front gefangen wurden.

Die Erstürmung der Höhe 185 bei Ripont in der Champagne am 15. Februar 1917.

Nach der Zertrümmerung der feindlichen Stellung durch das deutsche Trommelfeuer wurde die französische Besatzung von den deutschen Sturmwellen überrannt und mit Handgranaten, Kolben und Bajonett niedergerungen. Abgeschnitten, durch das deutsche Feuer fast aufgerieben, verschüttet in Gräben und Unterständen, mußten sich die Franzosen gruppenweise ergeben.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.



Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

In der zweiten Hälfte des Monats Februar beschränkte sich die Kampftätigkeit an der **deutschen Westfront** im wesentlichen auf die Fortsetzung der Erkundungen. Nur die Engländer waren lebhafter und es hatte den Anschein, als ob sie diesmal größere Massen von Streitern in den Kampf führen würden, als sie es sonst getan hatten. Die Franzosen sollten offenbar geschont werden. Hatten diese doch fast buchstäblich den letzten Mann im Felde und waren im Begriff, die sogenannten „letzten Reserven" mittels einer neuen Durchsiebung der dauernd Untauglichen nochmals aufzufüllen. Wie weit sie in der Mobilisierung ihrer Mannschaften schon gegangen waren, erhellt daraus, daß nach den Angaben eines Pariser Blattes bis zum 4. Februar 60 000 Mann als schwer lungenkrank hinter die Front abgeschoben worden waren. Eine weitere Schwächung erfuhr die französische Feldarmee noch durch den Abgang zahlreicher farbiger Truppen (siehe die Bilder Seite 218 und 219), die unter der Einwirkung der großen Kälte zugrunde gingen oder in hohem Grade erholungsbedürftig wurden.



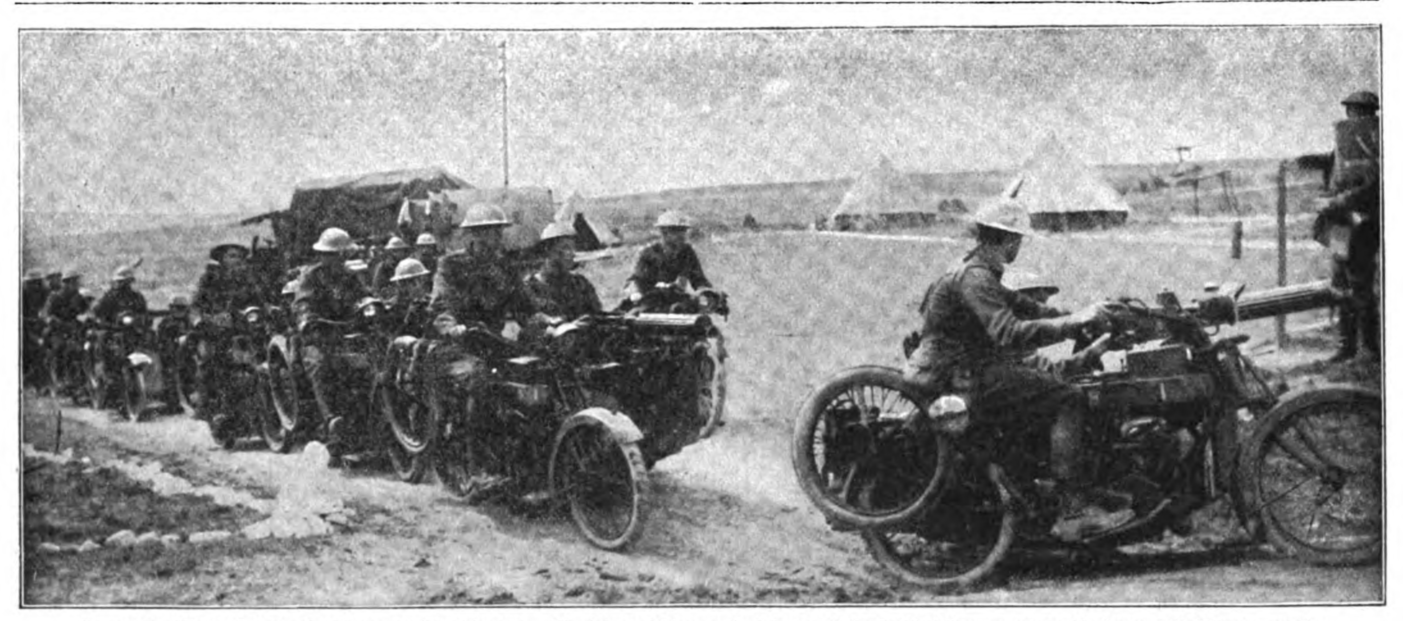
Karte zu den Kämpfen südlich von Ripont.

Mit ihren bisherigen Vorstößen hatten die Engländer aber nicht viel erreicht. Es war ihnen wohl gelungen, von der hochgelegenen Dorfstellung der Deutschen bei Serre einzelne Grabenstücke abzubröckeln, aber ihre Verluste standen kaum im richtigen Verhältnis zu dem Gewinn. Am 13. Februar vormittags griffen sie nach schwerer Artillerievorbereitung mit starken Infanteriekräften südlich von Serre wieder zweimal an. Die englischen Massen arbeiteten sich so nahe an die deutschen Gräben heran, daß sich ein Nahkampf entspann. Blutig wurden sie zurückgeschlagen und ließen 35 Gefangene und 2 Maschinengewehre in den Händen der Deutschen. Als sich Teile der englischen Truppen in Granattrichtern vor den deutschen Linien einzunisten versuchten, wurden sie von ihren Gegnern mit der blanken Waffe vertrieben. Nördlich und südlich von der Ancre nahm die deutsche Artillerie herbeigeführte Verstärkungen der Feinde unter kräftiges Feuer, fügte ihnen große Verluste zu und ver-



Deutscher Alarmposten im vordersten Graben auf Vauquois.

Nach einer Originalzeichnung des bei der Kronprinzenarmee weilenden Kriegsmalers Ernst Vollbehr.



Englische Motorfahrerabteilung an der Somme. An jedem Motorrad befindet sich ein Anhängewagen mit einem Maschinengewehr.
Nach einer englischen Darstellung.

hinderte dadurch die geplanten Angriffe. Das gab den Engländern Veranlassung zu dem Versuch, die deutschen Stellungen von Serre bis an die Somme durch Wirkungsfeuer möglichst zu erschüttern und die ihnen sehr lästig gewordenen deutschen Batterien niederzukämpfen. Einen Infanterievorstoß konnten sie nicht zur Entwicklung bringen, weil die Deutschen durch ihr gut liegendes Feuer alle Ansätze dazu im Keime erstickten.

An vielen anderen Stellen der Ancre- und Sommefront, und noch mehr in den nördlicheren englischen Abschnitten zwischen Armentières und Arras, unternahmen die Engländer an diesem Tage viele kleinere Teilvorstöße, bei denen sie mitunter bis in die deutschen Gräben gelangten, ohne jedoch ein bemerkenswertes Ergebnis zu erzielen. Wo ihnen ihre Erfolge nicht streitig gemacht wurden, nutzten sie diese nur mit großer Vorsicht aus; so besetzten sie erst Mitte Februar bei Grandcourt Minentrichter, die von den Deutschen schon in der Nacht zum 5. Februar aufgegeben worden waren. Bei Armentières erstickte deutsches Artilleriefeuer im Entstehen begriffene feindliche Angriffe, und an der Kohlenhalde von Loos, wo die beiderseitigen Linien sehr dicht beieinanderlagen, blieben zwei Vorstöße, die zwei englische Kompanien überraschend auf die deutschen Gräben ausführten, vergeblich. Ähnliche Vorfeldkämpfe ereigneten sich auch am 15. Februar.

An diesem, wie am vorhergehenden Tage, regten sich die Franzosen in der Champagne; aber auch die Deutschen traten hier mit einem bedeutenderen Unternehmen hervor. Während diese seit ihrem geglückten Überfall auf die Höhe 304 auf dem westlichen Maasufer ebenso wie der Feind lediglich mit eng begrenzten Erkundungen die Front abgetastet hatten, setzten sie bei Ripont (siehe das Kärtchen Seite 209) auf der Linie Reims—Verdun, etwa 30 Kilometer westlich von Verdun und annähernd 50 Kilometer östlich von Reims, einen größeren Vorstoß auf die aus vier hintereinanderliegenden Linien bestehende französische Stellung an, die sich von dem Gehöft Les Maisons de Champagne über die Höhe 185 an der Straße von Cernay-en-Dormois nach Perthes-les-Hurlus hinzog. In diese südlich von den Trümmern des Dorfes Ripont gelegene Stellung brachen die Deutschen nach sorgfältiger artilleristischer Vorbereitung in einer Breite von reichlich 2½ Kilometern und einer Tiefe von 800 Metern ein, obwohl sich die Franzosen tapfer wehrten (siehe die Kunstbeilage). Der genommene Abschnitt erwies sich als ungewöhnlich stark besetzt; nach dem deutschen Bericht gerieten 23 Offiziere und 953 Mann der Feinde in Gefangenschaft. Daneben wurden 30 Maschinengewehre und eine nur schwer übersehbare Fülle von Kriegsgeräten aller Art erbeutet. Während die blutigen Verluste der Deutschen bei diesem gut vorbereiteten und glänzend durchgeführten Unternehmen gering waren, wiesen jene der Gegner eine beträchtliche Höhe auf.

Die Deutschen richteten sich mit großer Schnelligkeit in der neuen Stellung ein und trotzten, obwohl die Franzosen nicht mit Granaten sparten, allen Wiedereroberungsversuchen mit unerschütterlicher Festigkeit. Die Feinde mußten die ausgezeichnete Höhenstellung, die ihnen guten Einblick in die weiter zurückliegenden deutschen Linien geboten hatte, verloren geben.

Am selben Tage erlitten die Franzosen auch auf dem Westufer der Mosel eine kleine Niederlage, die ihnen 44 zumeist aus ihrer dritten Linie geholte Gefangene kostete.

An den nördlichen Abschnitten der englischen Front hatten unterdessen die Feuerkämpfe eine wesentliche Steigerung erfahren. Im Wytschaetegebiet bemerkten die Deutschen während des feindlichen Vorbereitungsfeuers die Ansammlung größerer Streitkräfte in den englischen Gräben. Das daraufhin einsetzende deutsche Feuer vereitelte jedoch die Ausführung der feindlichen Absichten. Besonders lebhaft war auch der Feuerkampf zwischen Armentières und Fromelles, sowie zwischen Hulluch und Arras, unter dem hauptsächlich die hinter der deutschen Front liegenden größeren französischen Siedlungen zu leiden hatten. Allein in Lens wurden durch die englischen Granaten 19 französische Einwohner getötet. Im Ancreabschnitt flammte der Artilleriekampf vorzugsweise im Raume von Grandcourt wieder äußerst heftig auf. Östlich von Grandcourt und südlich von Miraumont entwickelten sich auch starke englische Infanterievorstöße, die aber kraftvoll abgewiesen wurden. Das gleiche Schicksal teilten schwerere englische Handgranatenangriffe südlich von Serre und bei Gueudecourt. Dabei steigerte sich das englische Artilleriefeuer, namentlich um Miraumont, zu einem regelrechten Trommelfeuer. Besonders heftig wurden die deutschen Stellungen bei Baillescourt an der Straße von Beaucourt nach Miraumont, auch die Postenlinie östlich von Grandcourt, die fast nur aus besetzten Granattrichtern gebildet war, beschossen. Die genannten Trichterstellungen erwiesen sich nach der heftigen Beschießung während des Tages als wertlos, so daß die Deutschen ihre Preisgabe beschlossen. Sie überließen dem Feinde gegen Abend ein Grabenstück, das die einstige Moulin-Ruine umfaßte, von dort nach Osten lief und knapp südlich von der noch gehaltenen deutschen Stellung von Miraumont hinzog. Auf einer Front von 6 Kilometern Breite hatten die Engländer an diesem Tage nicht weniger als 3 Divisionen angesetzt; was sie erreicht hatten, war so gut wie nichts.

Starker Nebel zwang am 18. und 19. Februar zu einer Kampfpause. An den folgenden Tagen aber kam es stellenweise trotz des regnerischen Wetters bereits wieder zu schweren Zusammenstößen. So führten die Deutschen einen Überfall auf einen englischen Stützpunkt südlich von Le Transloy aus (siehe Bild Seite 217), den sie besetzten, wobei ihnen 38 Engländer und 5 Maschinengewehre in die Hände fielen. Südlich von Armentières stürmte ein kriegsstarkes englisches Bataillon nach einem kräftigen Trommelfeuer gegen die deutsche Stellung vor. Die Deutschen ließen die Feinde erst bis zum zweiten Graben durch, dann

aber setzte ihr Gegenangriff von vorn und von der Seite ein, der schwere Nahkämpfe zur Folge hatte und in dessen Verlauf die Angreifer vollständig zurückgeschlagen wurden. Während die Deutschen nur geringe Verluste erlitten, ließen die Engländer allein in den deutschen Gräben über 200 Tote liegen.

An anderen Punkten durften die Engländer wieder einige von ihren Gegnern längst aufgegebene Stellungen im völlig verschlammten Sommeabschnitt besetzen. Obwohl sie die Besetzung solcher ihnen freiwillig überlassenen Strecken regelmäßig als einen Erfolg feierten, ließ sich die deutsche Heeresleitung nicht beirren und arbeitete weiter an der Festigung und Ausfeilung ihrer Linien, wie sie es der örtlichen und der Gesamtlage nach für angemessen hielt. Wertlose Abschnitte gab man auf, wenn dadurch ein günstigerer Verlauf der Stellung erzielt wurde und gleichzeitig eine Verhütung unnötiger Verluste damit verbunden war. So hatten die Deutschen in der Nacht zum 13. Januar die Vorstellung von Serre planmäßig geräumt; am 27. Januar ließen sie die Besetzung ihrer zerwühlten vordersten Linien südwestlich von Le Transloy durch den Feind zu, und in der Nacht zum 5. Februar gaben sie freiwillig Grandcourt auf, das die Engländer in siebenmonatiger Schlacht nicht hatten erringen können und das sie erst drei Tage nach der Räumung teilweise zu besetzen wagten. Danach verzichteten die Deutschen noch auf die in der Hauptsache aus Granattrichtern bestehende Linie vor Miraumont. Das Dorf selbst lag 2 Kilometer östlich von den geräumten Resten Grandcourts, war aber immer noch 8 Kilometer von Bapaume, dem heißersehnten Ziel der Engländer, entfernt. Diese gewollte Preisgabe des nicht leicht zu sichernden und nicht unbedingt notwendigen Geländes war ein Zeichen der Überlegenheit, nicht der Schwäche. Der deutschen Führung kam es augenscheinlich darauf an, zweifelhafte Stellen der Front dem Feinde zu überlassen, diesem aber Verteidigungspunkte, die geeignet waren, den Verlauf der deutschen Linien zu verbessern und zu stärken, wegzunehmen. Das war bei Le Transloy und in viel größerem Umfange bei Ripont geschehen. —

Die deutschen Luftstreitkräfte hatten wieder häufig Gelegenheit, sich zu betätigen. Besonders heiße Kämpfe in der Luft spielten sich am 14. Februar ab, an dem sieben feindliche Flugzeuge außer Gefecht gesetzt wurden. Zwei davon schoß der Fliegerleutnant v. Richthofen ab, der damit seinen 20. und 21. Gegner überwand. Schon am nächsten Tage verloren die Feinde wieder 7 Flugzeuge. Tags darauf griffen deutsche Fliegergeschwader wichtige Anlagen hinter der feindlichen Front an. Dabei flogen an der Somme eine ganze Reihe von Munitionslagern in die Luft; die durch die Explosionen hervorgerufene starke Erderschütterung wurde noch in St. Quentin gespürt. In der nächsten Nacht belegten deutsche Luftschiffe die Stadt Boulogne sowie ihren Hafen ausgiebig mit Bomben. Der Küstenstrich hinter der feindlichen Front war überhaupt zeitweilig das Ziel von Angriffen deutscher Marineflugzeuge. Solche bewarfen am 14. Februar morgens die Flugplätze bei Dünkirchen (siehe Bild Seite 215) und Coxyde wirkungsvoll mit Bomben; ein Wasserflugzeug streifte auch über den Kanal und belegte feindliche Handelsschiffe in den Downs mit Bomben. Ein anderes Wasserflugzeug warf dort in der Nacht zum 16. Februar wieder 20 Bomben ab; gleichzeitig wurden die Flugplätze St. Pol bei Dünkirchen und Coxyde abermals angegriffen, wobei die Einschläge großer Geschosse in Gebäuden der Flugplatzanlagen deutlich wahrgenommen wurden. Auch an der deutschen Ostfront beteiligte sich ein deutsches Marineluftschiff an den Kriegshandlungen. Es erschien am Abend des 18. Februars über Arensburg auf der Insel Ösel und ließ auf den Hafen und die militärischen Anlagen Spreng- und Brandbomben fallen, die starke Wirkungen hervorbrachten.

Ein besonders unerwünschter Verlust traf die Franzosen in der Nacht zum 24. Februar, in der eines ihrer großen Lenkluftschiffe (siehe Bild Seite 112) der Vernichtung anheimfiel. Es hatte die deutschen Linien in der Richtung auf Saargemünd überflogen, geriet westlich von der genannten Stadt, bei Wölferdingen, in das Abwehrfeuer deutscher Geschütze und fing Feuer. Fast augenblicklich stürzte es daraufhin zur Erde, wobei die mitgeführten Abwurfgeschosse explodierten und die 14 Mann starke Besatzung den Tod fand (siehe Bild Seite 216). —

* * *

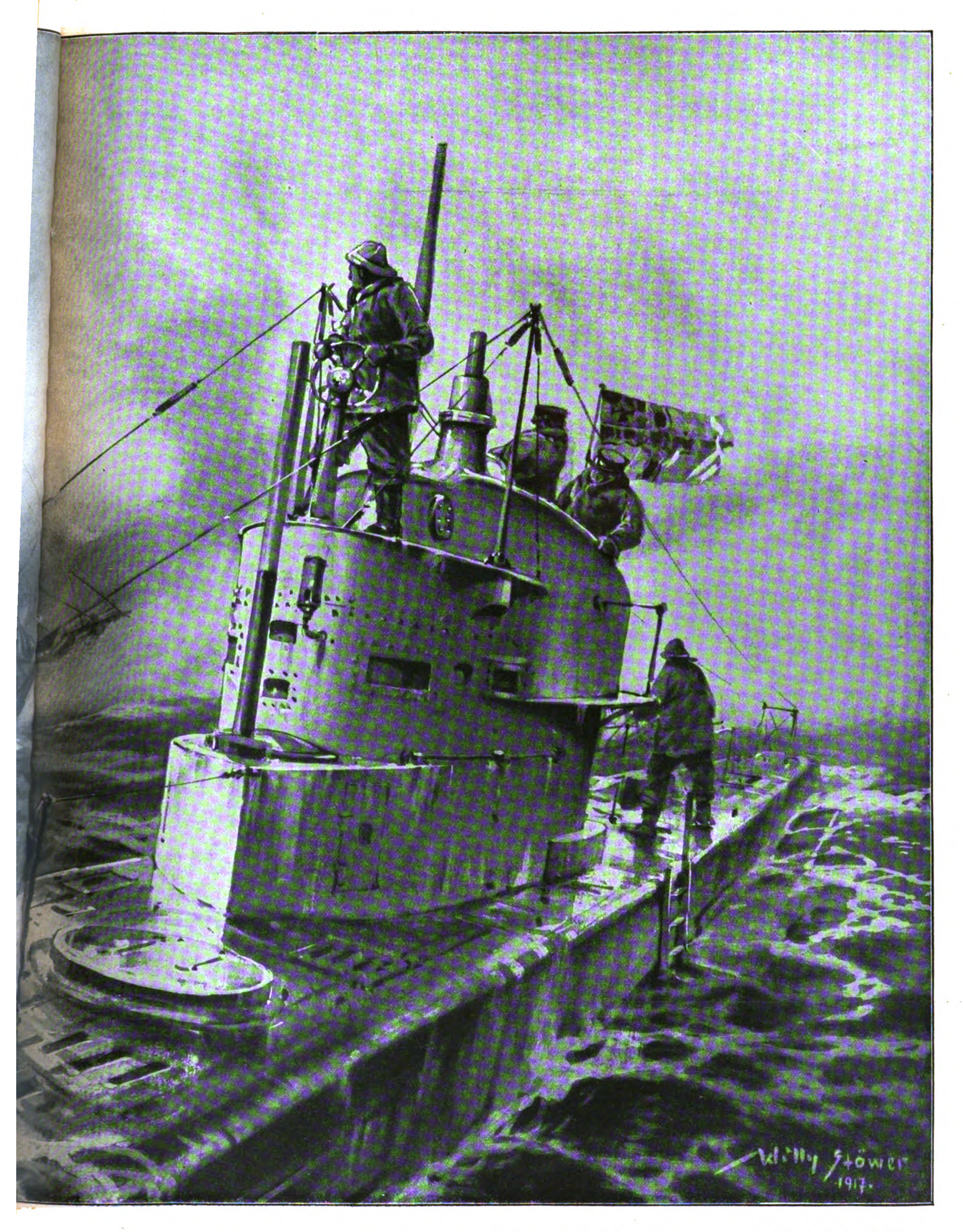
Der Verlauf des **uneingeschränkten U-Bootkrieges** entsprach seinem erfolgreichen Anfang; zahlreiche Schiffe wurden versenkt. Die englische White-Star-Linie verlor am 12. Februar wieder einen ihrer stattlichsten Dampfer, den 11 999 Tonnen fassenden „Africa". Das Schiff, das als Transportschiff der englischen Kriegsflotte die Bezeichnung „A 19" führte, wollte den Weg von Liverpool nach Plymouth zurücklegen, als es von einem Torpedo eines von Kapitänleutnant Petz (siehe Bild Seite 214) geführten U-Bootes getroffen und vernichtet wurde. Am 13. Februar waren nach einer bei der deutschen Admiralität eingelaufenen Meldung weitere 6 Dampfer mit insgesamt 25 000 Bruttotonnen versenkt worden. Ununterbrochen trafen neue Berichte über die Vernichtung von Schiffen ein. Die Beute eines Bootes, die am 9. Februar auf 16 000 Tonnen berechnet wurde, belief sich nach seiner Rückkehr in den Stützpunkt auf 35 000. Darunter befand sich ein Dampfer von 4500 Bruttotonnen, der Kriegsmaterial im Werte von 60 Millionen Mark an Bord hatte und auf dem Wege nach Ägypten war. Ein anderes U-Boot versenkte innerhalb vierundzwanzig Stunden 51 800 Bruttoregistertonnen; darunter war ein englischer Hilfskreuzer von 20 000 Tonnen, ferner gehörten dazu zwei Hilfskreuzer oder Transportdampfer von 13 600 Tonnen und ein Transportschiff von 4600 Tonnen.



Englische Soldaten begeben sich an die Front, um neue Drahtverhaue anzulegen, zu deren Befestigung sie an Stelle der Holzpflöcke Eisenstäbe benützen, die an einem Ende schraubenförmig gebogen sind und sich deshalb leicht in den Boden bohren lassen.



Englische Viermastbark wird im Sperrgebiet von einem deutschen U-Boot versenkt.



Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

Es war nicht zu verwundern, daß solchen Ergebnissen gegenüber die feindliche Presse nach Schutz- und Abwehrmaßnahmen rief. Die französische Presse verwies dabei auf die Abwehrmittel der Italiener, die aus einer großen Zahl kleiner Lenkballone und anderer besonders eingerichteter Ballone bestanden, die sowohl die Boote als auch die ausgelegten Minen in den italienischen Gewässern leicht festzustellen in der Lage sein sollten. Wie wenig sicher aber auch diese Maßnahmen waren, hatte sich bei der Versenkung der nach italienischen Häfen bestimmten Kohlenschiffe (siehe Seite 196) erwiesen, und es stellte sich auch am 17. Februar wieder heraus, als einem deutschen U-Boote die Vernichtung des italienischen Truppentransportdampfers „Minas“ glückte. Das Schiff führte eine große Munitionsladung an Bord und außerdem für Saloniki bestimmtes Gold im Werte von 3 Millionen Mark. Außer diesem Dampfer fiel noch eine große Anzahl anderer wertvoller Schiffe im Sperrgebiet des Mittelmeeres den U-Booten zum Opfer, darunter einer der schönsten und größten französischen Dampfer, der „Athos“, 12644 Tonnen groß. Das Schiff kam von seiner ersten Ausfahrt nach China zurück, als es sein Schicksal ereilte; an Bord befanden sich hauptsächlich Kolonialbeamte und Arbeiter und außerdem ein großer Transport französischer Senegalschützen.



Phot. Ferd. Urbahns, Kiel.

Unterseeboot-Kommandant Kapitänleutnant Willy Petz, der innerhalb 24 Stunden 52000 Tonnen feindlicher Handelsschiffe versenkte.

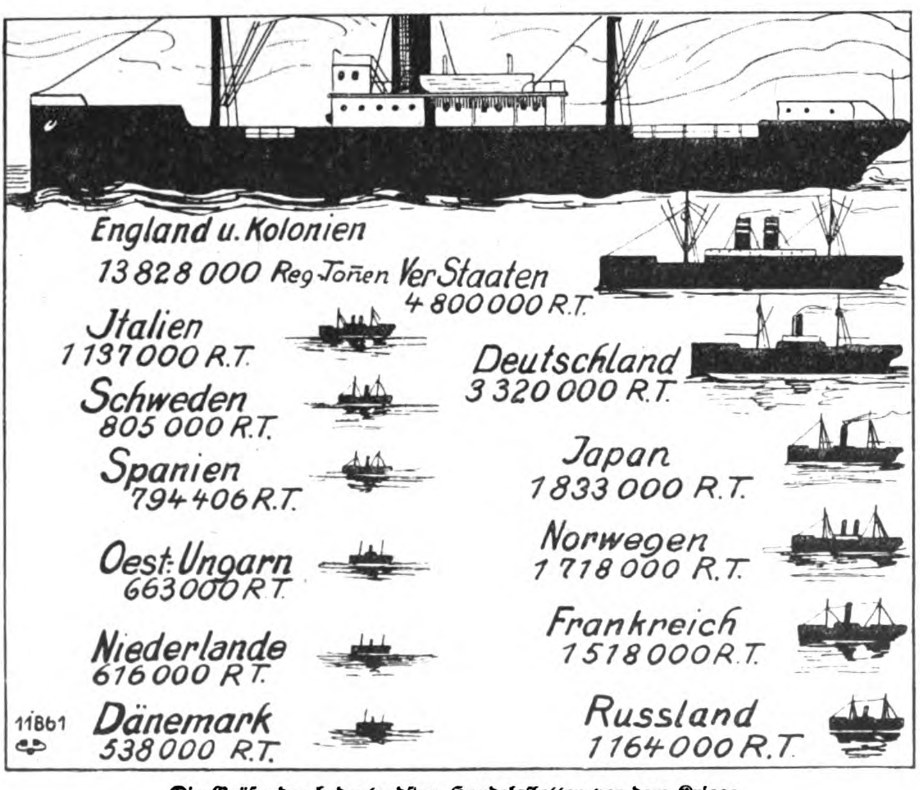
Alle diese Schiffe waren mit Munition und Lebensmitteln schwer befrachtet, so daß nicht nur der versenkte Schiffsraum, sondern auch die versenkte Ladung einen schweren Verlust für die Feinde bedeutete.

Die größten Verluste hatte naturgemäß die englische Handelsflotte (siehe Bild Seite 212/213). Bis zum 20. Februar betrugen diese nach den Angaben von Lloyds in London etwas über 200000 Tonnen. Diese Zahl war aber nach den bisher eingelaufenen Meldungen der deutschen Unterseebootführer viel zu niedrig gegriffen. Die englische Regierung hatte ganz offen scharfe Maßregeln gegen die Veröffentlichung der Schiffsverluste getroffen, um zu verhüten, daß die Beunruhigung des englischen Volkes noch weiter um sich greife, als es ohnehin schon der Fall war.

Wurde die Lage Englands doch von Tag zu Tag schlimmer. Hatten die Engländer die Deutschen aushungern wollen, so sahen sie infolge der Wirkung des U-Bootkrieges jetzt das Hungergespenst vor sich selbst drohend aufsteigen. Um der Gefahr vorzubeugen, mußten sich die Engländer mit einer Fülle unbequemer Einschränkungen abfinden, die die Regierung verfügte. Darunter fielen in erster Linie eine Reihe von Bestimmungen, die, um Frachtraum zu sparen, die Einfuhr auf ein Mindestmaß von Gütern beschränkten, die lediglich für die Ernährung und die Erhaltung der Kriegsbereitschaft Englands berechnet waren. Dann folgte ein Aufruf zur freiwilligen Einschränkung des Nahrungsmittelverbrauches, die so weit gehen sollte, daß sie sich fast in allen Teilen den Mengen näherte, die in Deutschland zur Verteilung gelangten. Es wurde unter anderem gefordert, die wöchentlich von einer Person zu verbrauchende Mehlmenge, einschließlich der zum Brotbacken nötigen, auf 3 Pfund herabzusetzen. Drei englische Pfund entsprechen 1360 Gramm; die zugestandene Mehlmenge blieb also nicht unwesentlich hinter der in Deutschland auf den Kopf der Bevölkerung berechneten Durchschnittsmehlmenge zurück. Auf eine ausreichende Einfuhr von Nahrungsmitteln konnte nicht mehr gerechnet werden, denn die Neutralen, die bisher zur Versorgung Englands beigetragen hatten, ließen ihre Schiffe in den Häfen und weigerten sich, die Fahrten unter den obwaltenden Umständen wieder aufzunehmen.

Um sie dennoch nach Möglichkeit zur Dienstleistung für England zu zwingen, bestimmten die Engländer am 21. Februar, daß jedes nicht nach einem englischen Hafen oder einem solchen der anderen Vierverbandsmächte bestimmte Schiff als feindliches angesehen werde, wenn es nicht zu seiner Kontrolle einen englischen Hafen anliefe. Die in englischen Häfen liegenden Schiffe neutraler Staaten durften nur auslaufen, wenn sie sich verpflichteten, mit einer Ladung für England zurückzukehren. Damit das Versprechen auch gehalten wurde, mußten vor der Abfahrt große Summen hinterlegt werden. So sah die Freiheit der Meere in der englischen Auffassung aus.

Wie recht die Neutralen taten, indem sie ihre Schiffe im sicheren Hafen behielten, bewies das Schicksal von 7 holländischen Schiffen, die sich, mit Getreide und Futtermitteln beladen, auf dem Wege nach Holland befanden. Mit Rücksicht auf die Lage dieser Schiffe in englischen Häfen hatte ihnen die deutsche Regierung für den 17. März sichere Fahrt durch das Sperrgebiet gewährleistet, gleichzeitig wurde darauf hingewiesen, daß die Reise auch am 22. Februar unternommen werden könnte, aber nur mit verhältnismäßiger Sicherheit, weil nicht alle deutschen Streitkräfte bis zu diesem Zeitpunkte entsprechende Weisungen erhalten konnten. Trotzdem fuhren die Schiffe ab, und alle wurden von deutschen U-Booten, denen die Sachlage unbekannt war, vernichtet. Die Besatzungen konnten gerettet werden. Die Schuld an dem Vorfall traf die



Die Größe der bedeutendsten Handelsflotten vor dem Kriege.

holländischen Reeder, die ihren Schiffen die Anweisung gegeben hatten, trotz der Warnung der deutschen Regierung zu fahren; aber auch die englische Regierung war mitschuldig, weil sie die Schiffe am 9. und am 11. Februar am Auslaufen hinderte. An beiden Tagen hätte nach einer früheren Zusicherung der deutschen Regierung die Heimat ohne Gefahr erreicht werden können.

Auch über ein neues, geheimnisvolles deutsches Kaperschiff, „Puyme" genannt, liefen wieder Meldungen ein, nach denen es im südlichen Teil des Atlantischen Ozeans bis zum Dezember 1916 26 Schiffe versenkt hatte. Wo es sich im Januar und Februar 1917 aufhielt, war aus den aus Amerika stammenden Nachrichten nicht zu entnehmen. Es wurde vermutet, daß es einige der von ihm aufgebrachten Dampfer auch als Kaperschiffe ausgerüstet hatte.

Das glänzende Ergebnis des Seekrieges im Monat Januar ließ die Hoffnungen auf seine friedenfördernde Wirkung berechtigt erscheinen. In diesem Monat büßten die Feinde durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte 170 Fahrzeuge mit 336 000 Bruttoregistertonnen ein; dazu kamen 58 neutrale Handelsfahrzeuge mit 103 500 Tonnen, die beim Bannwarenhandel abgefaßt wurden. Die Gesamtsumme des vernichteten Schiffsraums belief sich somit auf 439 500 Tonnen; davon waren 245 000 Bruttoregistertonnen von 91 Schiffen englischen Ursprungs. Hatte schon der Kreuzerkrieg der U-Boote so große Erfolge aufzuweisen, so konnte mit vollkommener Sicherheit darauf gerechnet werden, daß der uneingeschränkte Tauchbootkrieg noch ganz wesentlich höhere Ergebnisse bringen würde, umsomehr als am 28. Februar auch die Schonfrist ablief, die auf dem Atlantischen Ozean befindlichen Segelschiffen gewährt worden war.—

* * *

Die **amerikanische Regierung** hatte sich bis Ende Februar noch nicht zu weiteren Maßnahmen gegen Deutschland entschlossen. Durch Vermittlung des schweizerischen Gesandten in Washington setzte sie sich sogar wieder mit Deutschland in Verbindung und gab ihre Geneigtheit zur Aufnahme von Verhandlungen zu erkennen, wenn der U-Bootkrieg in der seit dem 1. Februar geübten Form aufgegeben würde. Die deutsche Regierung war zu unmittelbar mit Amerika zu führenden Verhandlungen bereit, lehnte aber die Zumutung, die in bezug auf den U-Bootkrieg erlassenen Anweisungen zurückzunehmen, entschieden ab, höchstens einige Erleichterungen für die Neutralen, im besonderen für die Amerikaner, sollten unter Umständen in Erwägung gezogen werden. Darauf ging Amerika nicht ein, und so schlug dieser Versuch Wilsons, England aus seiner bedrängten Lage zu befreien, fehl. Währenddessen verstärkte die amerikanische Regierung unausgesetzt Heer und Flotte; gleichzeitig verhandelte sie mit Japan, um sich dessen Wohlwollen für den Fall eines Krieges mit Deutschland zu sichern.

Das alles konnte die deutsche Regierung nicht wankend machen; sie war entschlossen, den Krieg jetzt möglichst rasch mit allen Mitteln zu beenden. In diesem Bestreben wurde sie durch den deutschen Reichstag unterstützt, der in seiner Sitzung vom 23. Februar den geforderten neuen Kriegskredit von 15 Milliarden Mark bewilligte. — (Fortsetzung folgt.)



Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Leutnant z. S. d. R. Badewitz.

Ein deutsches Prisenkommando in Stärke von 16 Mann von der Besatzung des deutschen Hilfskreuzers „Möwe II" brachte unter Führung des Leutnants Badewitz den im Atlantischen Ozean gekaperten englischen Dampfer „Yarrowdale" (4600 Tonnen) mit 469 Gefangenen in Swinemünde ein.

Illustrierte Kriegsberichte.

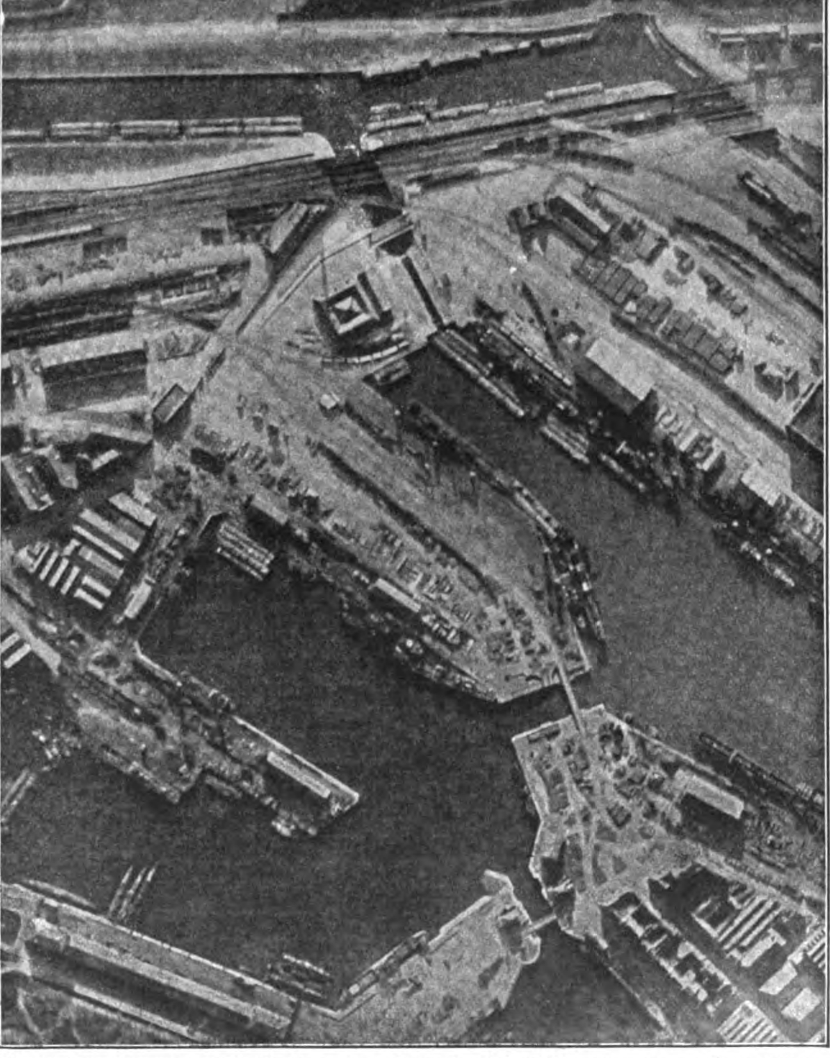
Mit der neuen „Möwe" auf hoher See.

(Deutsch von Werner Peter Larsen.)

(Hierzu das nebenstehende Bildnis.)

Die Kopenhagener Zeitung „Politiken" veröffentlicht einen langen Bericht des norwegischen Kapitäns A. Anderson über seine Erlebnisse an Bord der neuen „Möwe". Das Schiff des betreffenden Kapitäns wurde im Dezember 1916 von dem deutschen Hilfskreuzer im Atlantischen Ozean versenkt und die Mannschaft zuerst auf den Kreuzer, dann aber auf den erbeuteten englischen Dampfer „Yarrowdale" und mit diesem nach Deutschland geschafft. Von hier aus ist sie in ihre Heimat zurückbefördert worden. Wir entnehmen dem Bericht des norwegischen Kapitäns das folgende:

Mein Schiff „Hallbjörg" war am 23. November von Neuyork mit der Bestimmung nach Frankreich abge-



Die Hafenanlagen von Dünkirchen, von einem deutschen Flugzeuge aus aufgenommen. Man sieht im Hafen eine Anzahl feindlicher Kriegschiffe liegen.

fahren; das Wetter war klar, die See ruhig, und alles ging deshalb bis zum 4. Dezember nach Wunsch. An diesem Tage lagen wir auf 20 Grad westlicher Länge und dachten selbstverständlich nicht, daß schon die nächsten Stunden uns eine sehr peinliche Überraschung bescheren würden. Ich saß unten in der Messe und speiste zu Mittag, als von der Brücke gemeldet wurde, daß ein Dampfer in Sicht sei, was ja an sich nichts Besonderes weiter war. Als ich jedoch hinaufkam, sah ich zu meiner Verwunderung, daß der Dampfer zuerst mit Kurs von Norden nach Süden lief, dann jedoch den Kurs mehrfach änderte, schließlich einen großen Bogen um uns beschrieb und dann geradeswegs auf uns zuhielt. Ich suchte ihm durch ein eiliges Steuermanöver aus dem Wege zu gehen, er aber drehte uns plötzlich die Breitseite zu und hißte im gleichen Augenblick das Signal: „Stoppen Sie sofort!" Gleich darauf ging auch die deutsche Kriegsflagge hoch, die Bordverkleidung verschwand, und wir gewahrten zu unserem Schrecken, daß wir anstatt eines friedlichen Handelsdampfers ein modernes deutsches Kriegschiff vor uns hatten, das die Mündungen seiner Geschütze auf uns gerichtet hielt. Wenn noch irgend ein Zweifel möglich gewesen wäre, so hätten ihn die vier Torpedoausschußrohre



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Die Überreste des in der Nacht vom 23. zum 24. Februar 1917 durch Abwehrfeuer brennend zum Absturz gebrachten **französischen Luftschiffes im Walde bei Wölferdingen.**

und die, außer den anderen Geschützen, am Bug, am Heck und auf dem Mitteldeck aufgestellten Kanonen sehr bald beseitigen müssen.

Der deutsche Kreuzer setzte alsbald zwei Boote aus, die mit 2 Offizieren, 30 Mann und 1 Signalgast bemannt wurden; diese waren samt und sonders bis an die Zähne bewaffnet und brachten auch gleich einige für unser Schiff bestimmte Bomben mit. Die Offiziere und einige Mann gingen mit mir in den Salon hinunter und verlangten die Papiere zu sehen, aus denen hervorging, daß das Schiff mit Stückgut nach Bordeaux fuhr, während die Offiziere behaupteten, daß sich Bannware an Bord befinde und das Schiff deshalb versenkt werden müsse. Ich gab schließlich zu, daß ein Drittel der Ladung in der Tat aus Bannware bestehe, daß es jedoch gegen alle Übung sei, aus einem solchen Grunde ein Schiff zu versenken. Daraufhin schritten die Offiziere zu einer näheren Untersuchung der Ladung, und als sie entdeckten, daß ich Zink und Messing an Bord hatte, schickten sie den Signalgast auf die Kommandobrücke und holten vom gegenüberliegenden Kreuzer Anweisungen ein. Diese lauteten: „Das Schiff wird versenkt!"

Die Offiziere fragten, ob wir noch etwas von unserem persönlichen Eigentum mitnehmen möchten; dann müßten wir uns allerdings beeilen. Inzwischen wurden im Maschinenraum schon die Bomben gelegt. Es glückte mir jedoch noch, die Schiffspapiere und zwei Säcke mit 500 Konservenbüchsen auf den Hilfskreuzer hinüberzunehmen.

Als ich an Bord des Kreuzers kam, legte ich bei dessen Kapitän gegen die Versenkung des „Hallbjörg" Protest ein. Ich fand den Kapitän in seiner Kabine, und während ich mit ihm sprach, wurde ich auf die an der Wand hängende Abbildung eines Schiffes und eines Schiffsdurchschnitts aufmerksam; über beiden stand „S. M. S. Puyme".

„Das Bild scheint Sie ja lebhaft zu interessieren," sagte der Kapitän, dem mein Blick nicht entgangen war, „ich mache Sie deshalb von vornherein darauf aufmerksam, daß Sie sich nicht etwa an Bord des Schiffes dort befinden ..."

Mehr sagte er darüber nicht.

Ich fragte sodann, ob es mir erlaubt sei, die Versenkung meines Schiffes zu photographieren, was mir gestattet wurde. Als es soweit war, ließ mich der Kapitän rufen und sagte mir, mit der Uhr in der Hand: „In zwei Minuten erfolgt eine Explosion im Maschinenraum."

Und in der Tat — nach genau zwei Minuten gab es einen furchtbaren Knall und gewaltige Maschinenteile wurden durch das Deck hindurch wie Spielzeug in die Luft geschleudert.



„Nach genau drei Minuten wird das Achterschiff folgen," sagte der Kapitän, „und dann erst kommt das Vorderschiff." Und ganz so geschah es auch. Es war Punkt drei Uhr fünfundvierzig Minuten auf 49 Grad nördlicher Breite und 26 Grad westlicher Länge, als ich mein Schiff zum letzten Male sah....

In den unteren Räumen des Kreuzers fanden wir 93 Mann von dem englischen Dampfer „Voltaire" aus Liverpool vor, der am Tage vorher versenkt worden war; am übernächsten Tage gesellten sich zu uns von einem mit Fischen beladenen, nach Gibraltar bestimmten Neufundlandschoner noch 6 Mann. ... Am Abend desselben Tages kam der der Canadian Pacific Railway, Quebec, gehörige Dampfer „Mount Temple" in Sicht, der gegen 750 Pferde, eine große Hundeherde und über 5000 Tonnen Stückgut an Bord hatte. Der Dampfer wurde wie jeder andere versenkt.

Am 8. Dezember gab es schon wieder eine neue Begegnung: diesmal war es der von London stammende Dampfer „King George", der außer einer Ladung Stückgut auch noch 750 Tonnen Pulver an Bord führte. — Auf dem deutschen Kreuzer schien man es sich eine Weile zu überlegen, was mit dem Engländer anzufangen sei; dann aber wurden langsam und sehr vorsichtig die Seeventile geöffnet und nach rund acht Stunden war der Dampfer von der Meeresfläche verschwunden. Die Berechnung der Deutschen war auch in diesem Falle sehr richtig, denn hätten sie dem Dampfer ein Torpedo geschickt oder Bomben in ihn gelegt, so wäre alles im Umkreis von vielen Meilen — und darunter auch das deutsche Schiff selbst — durch die Explosion der riesigen Pulverladung zerstört worden.

Am 9. Dezember wurde der in Liverpool beheimatete Dampfer „Cambrian Range" versenkt, der mit Stückgut und 38 Mann Besatzung von Baltimore nach Liverpool unterwegs war; am nächstfolgenden Tage bereits kam der der White Star Line gehörige „Georgic" in Sicht, der außer 7000 Tonnen Stückgut gegen 1200 Pferde geladen hatte. Der deutsche Kreuzer mußte vier scharfe Schüsse abfeuern, bis der englische Dampfer, der sich auf der Fahrt



Aus den Kämpfen einer Reservedivision an der Somme.

Aufrollen eines feindlichen Grabenstückes.

Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Martin Frost.

von Philadelphia nach Brest befand, endlich abstoppte. An Bord des Engländers schien eine unbeschreibliche Panik ausgebrochen zu sein, denn gegen 50 Mann, die offenbar geschlafen hatten, eilten wie besessen auf Deck und stürzten sich, nur mit dem Hemd bekleidet, ins Meer, obwohl ihnen bis dahin niemand auch nur das geringste getan hatte. Es stellte sich dann heraus, daß das Schiff in der Hauptsache Baumwolle führte; es sank deshalb, trotz der Öffnung der Ventile, sehr langsam, und bekam nach Verlauf von fünf Stunden einen Torpedo zugesandt.

Am 11. Dezember endlich tauchte der englische Dampfer „Yarrowdale" auf, der mit Stückgut auf der Fahrt von Philadelphia nach Havre begriffen war und gewiß nicht ahnte, welches Schicksal seiner mitten im Atlantischen Ozean wartete. Bisher hatten sich auf dem deutschen Kreuzer gegen 500 Mann von den versenkten Schiffen angesammelt; dieser Belastung wollte sich der Kreuzer gern entledigen, und er folgte deshalb zwei Tage lang dem „Yarrowdale", der sich der Verfolgung vergeblich zu entziehen suchte....

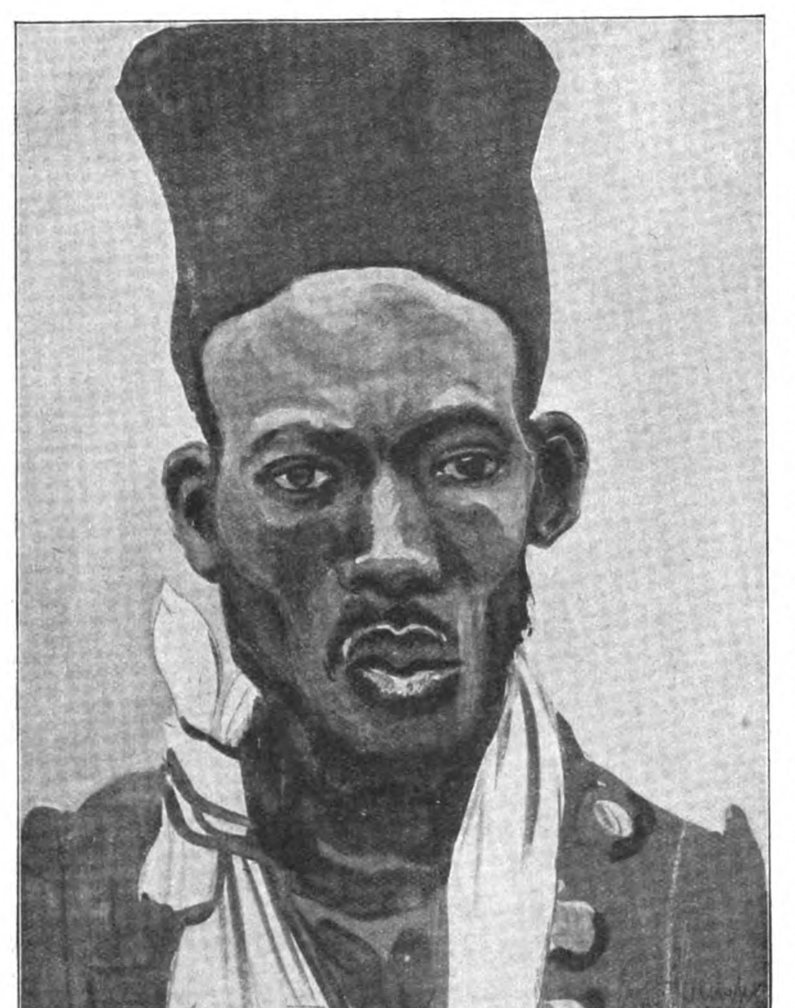
Das Wetter war vorerst außerordentlich ungünstig, als es sich jedoch langsam gebessert hatte, schickte der deutsche Kapitän 20 Mann zum „Yarrowdale" hinüber und zwang das Schiff, sich dem Kurs des deutschen Kreuzers anzuschließen. Nach einigen Tagen tauchte dann der Kohlendampfer „Saint Theodore" aus London auf, der der dritte im Bunde wurde, selbstverständlich, nachdem er eine entsprechende Prisenbesatzung erhalten hatte....

Die Norweger wurden sodann zusammen mit einer Anzahl anderer Seeleute an Bord des „Yarrowdale" geschafft, den Leutnant z. S. Badewitz bekanntlich am Silvestertage in Swinemünde einbrachte. Über den Aufenthalt an Bord des aufgebrachten Schiffes und dessen Führer äußert sich der Norweger folgendermaßen:

„Einen so merkwürdigen Menschen wie den Führer dieses Schiffes habe ich meiner Lebtage nicht gesehen, und ich wundere mich heute noch, wie er überhaupt zu leben vermochte. Er schlief anscheinend niemals. Von dem Tage an, an dem er das Kommando übernahm, bis zu dem Augenblick, da wir das Schiff in Swinemünde verließen, blieb er hartnäckig an Deck, und das einzige, was man von Ruhe bei ihm sah, war, daß er ab und zu für einige Augenblicke in seinem Lehnstuhl einnickte. Dieser Mann, aus dem eine rücksichtslose Energie sprach, schien wirklich unverwüstlich zu sein ..."

Als wir auf Norwegen zusteuerten, sprangen zwei von einem bewaffneten Handelsdampfer stammende Engländer, die fürchteten, in Deutschland zu harten Strafen verurteilt zu werden, mitten in der Nacht im Hemd über Bord. Ein deutsches Patrouillenschiff fischte sie aber wieder auf.

Am 31. Dezember lief ‚Yarrowdale', von allen Seiten auf das freudigste beglückwünscht, in Swinemünde ein. Wir wurden erst dort, dann aber in Neustrelitz untergebracht und konnten erst am 27. Januar nach Erledigung von mannigfachen Förmlichkeiten in die Heimat zurückkehren."



Senegalschütze, in der Champagne bei Berry au Bac gefangen.
Nach einer Originalzeichnung des bei der Kronprinzenarmee weilenden Kriegsmalers Ernst Vollbehr.
(Original im Besitz des Deutschen Kaisers.)

Die Bewertung der Erfolge des U-Bootkrieges.

Von Kapitän z. S. v. Kühlwetter.

Am 31. Dezember 1916 waren durch die Kriegsmittel der Mittelmächte über 4 1/2 Millionen Tonnen Handelsschiffsraum vernichtet, und am 1. Februar 1917 beliefen sich die Kriegschiffverluste der feindlichen Flotten im ganzen Kriege auf 822 535 Tonnen. Ein U-Boot versenkte an einem Tage Hilfskriegschiffe und Transportdampfer von 52 000 Brutto-Registertonnen und jeden Tag erneut lesen wir von den Erfolgen des ungehemmten U-Bootkrieges, die sich in der Vernichtung einer gewissen Summe von Schiffsraum kundgeben. Jeder führt solche Zahlen heute im Munde, wenige aber nur sind imstande, sich von ihrer wirklichen Bedeutung Rechenschaft zu geben. Und doch ist das gar nicht unwichtig, wenn man sich ein Urteil über die Wirkung des U-Bootkrieges, der doch die Entscheidung im ganzen Kriege bringen soll, bilden will.

Die Sache ist auch in der Tat gar nicht so einfach, einmal, weil die Bedeutung des Wortes Tonne durchaus nicht jedem geläufig ist, zum andern aber, weil das Wort Tonne außerdem noch in verschiedenem Zusammenhange ganz verschiedene Bedeutung hat. Es kommt darauf an, ob das Wort in bezug auf Handelschiffe oder auf Kriegschiffe gebraucht wird, Hilfskriegschiffe und Transportdampfer, die ja eigentlich Handelschiffe sind und nur im Kriege zu Kriegschiffen gemacht werden, sind hierbei ihrer ursprünglichen Art nach immer als Handelschiffe anzusehen.

Beginnen wir mit den Handelschiffen, weil sie ja jetzt tatsächlich für die Erzwingung der Kriegsentscheidung fast die wichtigste Rolle spielen. Wenn von Tonnen im Zusammenhang mit Handelschiffen gesprochen wird, sind immer Raumtonnen gemeint, die Tonne ist also in diesem Fall ein Raummaß. Meist wird deswegen ausdrücklich von Raumgehalt gesprochen, oder wenigstens von „Register"-Tonnen. Dieser Zusatz bedeutet immer, daß Raumtonnen gemeint sind. Daß es unter allen Umständen am wichtigsten ist, von einem Handelschiff den Raumgehalt zu kennen, liegt auf der Hand. Der Handelswert eines solchen Schiffes hängt selbstverständlich davon ab, wieviel Raum es hat, der zum Handel nutzbar gemacht werden kann. Den Gesamtrauminhalt eines Handelschiffes gibt man in Brutto-Registertonnen an; aus ihm kann man sich am leichtesten eine Vorstellung von der Gesamtgröße des Schiffes machen. Wenn man von diesem Bruttoraumgehalt die nicht für Waren oder Fahrgäste bestimmten Räume in Abzug bringt, erhält man den Nettoraumgehalt, der in „Netto-Registertonnen" angegeben wird und den gewinnbringenden Raumgehalt des Schiffes darstellt. Nach ihm werden billigerweise die Schiffe mit Hafenabgaben und Durchfahrtsgebühren in Kanälen belegt, und er muß im Meßbrief, den jedes Schiff mitzuführen hat, amtlich beglaubigt sein. Daß man den

Ausdruck „Tonne“ für die Einheit des Raummaßes anwendet, stammt daher, daß es zu einer gewissen Zeit üblich war, das Ladevermögen nach der Zahl von Fässern, Tonnen, von einer gewissen Größe zu bezeichnen, die untergebracht werden konnten. Jetzt mißt man natürlich die Schiffsräume aus. Die Registertonne ist ein international angenommenes, ursprünglich rein englisches Maß von 100 englischen Kubikfuß, die 2,83 Kubikmetern des metrischen Systems entsprechen. Brutto- und Netto-Raumgehalt verschiedener Schiffe stehen natürlich in gar keinem bestimmten Verhältnis zueinander, da bei zwei Schiffen, die beispielsweise 10 000 Tonnen Brutto-Raumgehalt haben, für Waren und Fahrgäste ein sehr verschiedener Netto-Raumgehalt übrig bleibt, wenn das eine Schiff eine riesige Maschinen- und Kesselanlage bekommt, um damit 25 Seemeilen Fahrgeschwindigkeit zu erzielen, und das andere eine ganz kleine, um bescheidene 10 Seemeilen in der Stunde zu laufen. Hieraus ist es auch ohne weiteres verständlich, daß man sich einen Begriff von der Gesamtgröße eines Schiffes nur aus dem Brutto-Raumgehalt machen kann; deshalb wird auch nur dieser in Deutschland bei allen Bekanntmachungen über Handelschiffversenkungen angegeben. Und wenn die Engländer fast nur den Netto-Raumgehalt nennen, so ist das aus dem leichtverständlichen Bestreben zu erklären, der Öffentlichkeit, die man ja gerne, solange es geht, über die deutschen Erfolge täuscht, mit möglichst niedrigen Zahlen aufzuwarten. Liest man die Listen über die versenkten Dampfer, so findet man 2000 bis 3000 Brutto-Registertonnen am häufigsten; das sind also Frachtdampfer von durchschnittlicher Größe. 6000 bis 10 000 Brutto-Registertonnen haben die großen Fracht- und Passagierdampfer, über 10 000 Tonnen sind schon sehr ungewöhnlich, und 20 000, 30 000 und mehr haben die Riesen, die es nur in ganz geringer Zahl gibt. Der deutsche Riesendampfer „Vaterland“ hat 54 282 Brutto-Registertonnen und ist damit das größte Schiff der Welt.



Senegalschütze vor dem Abtransport nach Deutschland.
Nach einer Originalzeichnung des bei der Kronprinzenarmee weilenden Kriegsmalers Ernst Vollbehr.
(Original im Besitz des Deutschen Kaisers.)

Das Wort „Tonne“ wird außerdem noch als Gewichtsmaß gebraucht. Nach dem metrischen Maß- und Gewichtsystem wiegt ein Kubikmeter Wasser 1000 Kilogramm; diese Gewichtseinheit bezeichnet man als Tonne. Wenn wir also davon sprechen, daß ein Schiff 3000 Tonnen Ladung hat, dann sind damit selbstverständlich Gewichtstonnen gemeint. Aus dem Gesagten ist schon ohne weiteres verständlich, daß ein Dampfer von 4000 Brutto-Registertonnen Raumgehalt 5000 Gewichtstonnen Ladung haben kann. Angenommen, er habe 3000 Tonnen Netto-Raumgehalt, so sind das in unserem Maß ausgedrückt 8490 Kubikmeter. Dieser Raum würde also Wasser im Gewicht von 8490 Tonnen aufnehmen können. Ob er die tragen kann, ist eine andere Frage, es ist aber gar nichts Absonderliches, wenn ein Handelschiff mehr Gewichtstonnen Ladung hat als Raumtonnen Inhalt.

Beim Kriegschiff liegen die Verhältnisse natürlich ganz anders. Auf seinen Raumgehalt kommt es nicht wesentlich an, da er ja nicht für Handelszwecke nutzbar gemacht wird. Bei diesen Schiffen spricht man vielmehr immer von der Wasserverdrängung. Bei jedem im Gleichgewicht schwimmenden Körper wird dieser Zustand des Gleichgewichts dadurch hergestellt, daß dem in senkrechter Richtung abwärts wirkenden Gewicht des Körpers der durch die Wasserverdrängung entstehende Auftrieb entgegenwirkt. Wasserverdrängung und Eigengewicht sind also einander gleich, und wir drücken beide in Gewichtstonnen aus. Beim Handelschiff würde man mit einer solchen Größe gar nicht rechnen können, weil es je nach Umfang und Art seiner Ladung ganz verschiedene Wasserverdrängung hat. Das Kriegschiff hingegen hat eine ständige, im Gewicht fast unveränderliche Ladung an Kanonen, Panzern, Munition, Vorräten und Menschen, die die Berechnung nach Gewichtstonnen ohne weiteres gestattet, und die aus militärischen Rücksichten manche Vorteile bietet. Wenn wir also von einem Kriegschiff von 25 000 Tonnen sprechen, so ist immer Gewicht, gleich Wasserverdrängung oder Deplacement gemeint.

Brutto-Raumgehalt, Netto-Raumgehalt und Wasserverdrängung stehen also in gar keinem festen Verhältnis zueinander und sind gar nicht miteinander vergleichbar. Eines nur ist immer der Fall: die Wasserverdrängung ist immer viel größer als der Raumgehalt. Für den Größenbegriff von Kriegschiffen mag die Angabe genügen, daß ein Großkampfschiff etwa 30 000 Tonnen Wasser verdrängt und zum Vergleich mit den Handelschiffsriesen mag die Angabe dienen, daß der Dampfer „Vaterland“ mit voller Beladung 61 000 Tonnen Wasserverdrängung hat.

Hauptsache für alles Verständnis ist also, die Raumeinheit der Registertonne nicht mit der Gewichtstonne zu verwechseln.

Dazu mag man sich zur Beurteilung der deutschen Erfolge noch vor Augen halten, daß die gesamte deutsche Handelsflotte zu Beginn des Krieges etwa $5^1/_2$ Millionen Brutto-Registertonnen umfaßte und heute der vernichtete Schiffsraum gewiß schon dem der gesamten deutschen Handelsflotte entspricht (siehe Bild Seite 214). An feindlichen Kriegschiffen sind bereits 100 000 Tonnen mehr vernichtet, als die gesamte französische Flotte zu Kriegsbeginn aufwies.

Ein tapferes Regiment.

(Hierzu das Bild Seite 220/221.)

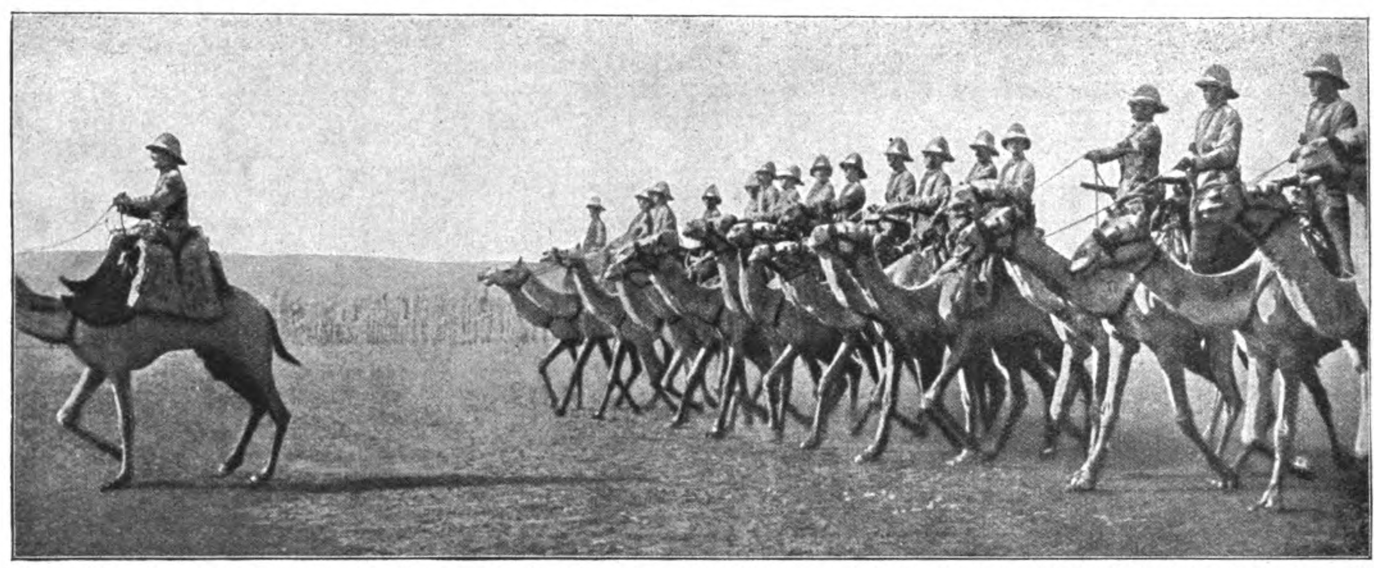
Die Brussilowsche Offensive, die am 1. Juni 1916 einsetzte, hat mit ihrer ungeheuren Übermacht und schonungslosen Aufopferung von Menschenleben, namentlich zu Beginn der Kampfhandlungen, unbestritten zu erheblichen Teilerfolgen geführt. Diese Tatsache und die unzweifelhafte Absicht, die Erfolge auch politisch möglichst auszunutzen, veranlaßte die russische Heeresleitung zu übertriebenen und unwahren amtlichen Mitteilungen über österreichisch-ungarische und deutsche Verluste, in denen be-



Das tapfere Olmützer k. u. k. Landwehr-Regiment Nr. 13 bei Werben am Styr, von dem der russische Gener bericht vom 22. Juli 1916 fälschlich behauptet hatte, daß es in diesen Kämpfen gefangen genommen wo



Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.



Ein englisches Kamelreiterkorps am Suezkanal. Die Kamele werden wie Pferde verwendet, der Reiter benutzt Sattel und Steigbügel; nur die Offiziere erhalten einen bequemeren Sitz.

sonders die Einbuße an Gefangenen eine geradezu ungeheuerliche Rolle spielte. Die österreichisch-ungarische Heeresleitung ließ aber die russischen Angaben durch amtliche Erhebungen auf das richtige Maß zurückführen und wies nach, daß die Verluste der österreichisch-ungarischen Truppenteile nur ein Geringes über 100 000 Mann betrugen, somit um weitaus mehr als das Dreifache hinter den russischen Angaben zurückblieben. Dem mag bei dieser Gelegenheit die Tatsache gegenübergestellt werden, daß nach übereinstimmenden Berichten schweizerischer Blätter vom 27. September die Gesamtverluste der südrussischen Offensivarmee nach den Ausweisen des Kiewer Zentralerkennungsdienstes vom Beginn der Offensive bis zu dem genannten Zeitpunkt 756 580 Mannschaften und 76 330 Offiziere betrugen, Ziffern, die auf die russische Gewalttaktik und den heldenhaften, zähen Widerstand, den die erbarmungslos vorgetriebenen Sturmkolonnen an den deutschen und österreichisch-ungarischen Verteidigungslinien fanden, ein helles Licht werfen.

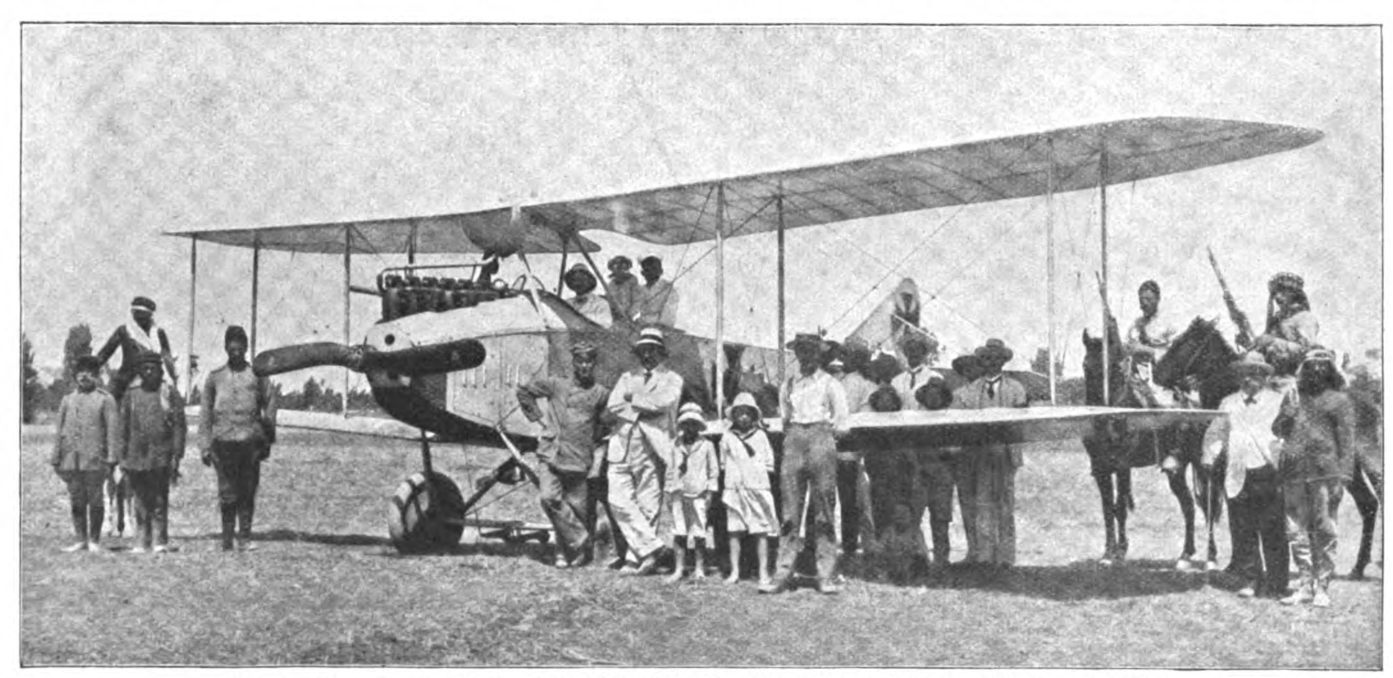
In das Kapitel russischer Unwahrheiten gehört unter anderem auch ein völlig willkürlicher Angriff auf die Waffenehre des tapferen Olmützer k. u. k. Landwehrregiments Nr. 13, das sich nach dem russischen Generalstabsbericht vom 22. Juli nach einer Umzinglung bis zum letzten Mann ergeben haben sollte. Dieses Regiment befand sich am 20. Juli am Styr in Stellung, wo es aus der Richtung Werben in der Front angegriffen wurde, die feindlichen Massen aber, obwohl sie zwanzig Glieder tief zum Stoße ansetzten, wie immer aufs tapferste und unter riesigen Verlusten abwies. Die Gefechtslage brachte es jedoch mit sich, daß es russischen Abteilungen, begünstigt durch die Bodenbeschaffenheit und hohes Getreide, möglich wurde, die Flügelstellungen zu umgehen und in den Rücken der schwer kämpfenden Truppe zu gelangen. Aber auch dann noch, im erbitterten Nahkampf hinter der Front, haben Teile des Regiments mit Bajonett und Handgranaten tapferen Widerstand geleistet und in zähem Ringen die Lage wiederherzustellen gesucht. Aber neue russische Massen, so heißt es im Bericht des k. u. k. Kriegspressequartiers, die sich in die Lücken ergossen, die in dem schweren Kampf nach zwei Seiten in der Hauptfront entstanden, zwangen das Regiment schließlich zum Rückzug. Es hatte das Menschenmögliche geleistet und den tapferen Kommandanten, Oberstleutnant Dokoupil, hingeben müssen: er fiel an der Spitze seines Stabes im Handgemenge. Wenn auch das Regiment schwere Verluste erlitt und Teile desselben nach tapferster Gegenwehr in Gefangenschaft gerieten — seine Waffenehre, besiegelt durch den Heldentod seines Kommandanten, hat es, entgegen der leichtfertigen russischen Behauptung, unverletzt bewahrt.

Der Suezkanal.

Von Franz Carl Endres.

(Hierzu die Bilder und die Kartenskizze Seite 222—224.)

Der Plan einer Verbindung des Mittelmeeres mit dem Roten Meere hat die Geister schon seit Jahrtausenden be-



Ein deutscher Doppeldecker vom ägyptischen Kriegschauplatz wird von deutschen Ansiedlern besichtigt.

schäftigt. 1300 Jahre vor Christi Geburt faßten die Pharaonen diese Idee auf. Aber trotz riesigster Anstrengungen und Menschenopfer scheint das Unternehmen damals nicht geglückt zu sein.

Später beschäftigte sich Darius-Hystaspes (521 bis 485 vor Christo) mit der gleichen Absicht in Rücksicht auf bequemere Handelsverbindungen mit Indien. Sein Kanalbau gelang, und wie uns Herodot mitteilt, führte dieser Kanal von einem Nilarm zum Roten Meer und war so breit, daß zwei Schiffe aneinander vorbeifahren konnten. Ptolemäus II. (285—247 vor Christo) verbesserte diesen Kanal, der aber in der Folgezeit versandete und erst wieder unter dem römischen Kaiser Trajan (98 bis 117 nach Christo), aber in bescheidenerer Form, entstand. Im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung wird noch von einem Kanal berichtet, der von Kairo aus an das Rote Meer zog. Erst im Mittelalter beschäftigten sich türkische Herrscher Ägyptens wieder mit dem Gedanken, den Kanal auszubauen (1586).

Dann wurde der Gedanke um die Mitte des 18. Jahrhunderts neu aufgenommen und seine Verwirklichung von Napoleon dem Ingenieur Lepère übertragen. Lepère hat sich aber bei den Messungen der beiden Meeresspiegel verrechnet, und so kam der Kanal damals nicht zustande. Erst als der Khedive Said im Jahre 1858 den österreichischen Ingenieur v. Negrelli mit dem Ausbau des Kanals beauftragte, wurden die Vorarbeiten derartig gründlich besorgt, daß der Plan verwirklicht werden konnte. Er wurde von dem Franzosen Lesseps geschickt ausgenützt und durchgeführt. Am 25. April 1859 erfolgte der erste Spatenstich bei Port Said. Am 16. November 1869 wurde unter glänzenden Feierlichkeiten, die dem verschwenderischen Khediven Ismail in einer Woche 20 Millionen Mark kosteten, der Kanal eröffnet. Die größten Gegner des Kanalbaus waren die Engländer, an ihrer Spitze Disraeli und Palmerston. Da die Engländer damals noch nicht im Besitz von Ägypten waren, befürchteten sie eine Schädigung ihres Handels durch die wesentlich verkürzte Verbindung der Mittelmeerländer und namentlich der französischen Häfen mit der indischen Welt. Allgemeine Gründe menschlicher Kulturentwicklung waren den Engländern von jeher ganz gleichgültig.

Die englische Diplomatie hetzte in Konstantinopel gewaltig gegen den Kanal, die englische Presse warnte in den höchsten Tönen vor dem „Schwindelunternehmen" mit der deutlichen Absicht, das Weltkapital zu strenger Zurückhaltung zu bewegen und damit den Bau unmöglich zu machen.

Lord Palmerston, der zu dieser Zeit englischer Ministerpräsident war, leistete sich bei dieser Gelegenheit ein Schurkenstück bester Güte. Er ließ die Beteiligten in der gemeinsten Weise verdächtigen, erklärte amtlich im Parlament, daß der Plan unausführbar sei, und daß die Kanalunternehmer einfach als Hochstapler zu betrachten seien, teilte aber zu gleicher Zeit vertraulich Lesseps mit, daß die englische Regierung das Zustandekommen des Planes mit aller Kraft fördern würde, wenn Frankreich erlauben würde, daß England die Stadt Suez ständig militärisch besetzen und den Schiffahrtsverkehr auf dem Kanal überwachen dürfte. Naturgemäß wurde dieser Vorschlag von Frankreich abgewiesen, und nun erklärte England dem Vizekönig Said, daß England Ägypten das Recht absprechen müsse, dieses Unternehmen selbständig durchzuführen. Selbst als trotz aller dieser Intrigen, zu denen sich auch der berühmte Ingenieur Stephenson herbeiließ, die Arbeiten doch in Angriff genommen wurden, hörten die englischen Machenschaften nicht auf und brachten das ganze Unternehmen wiederholt in größte Gefahr.



Phot. A. Grohs, Berlin.
Reichsgraf Fritz v. Hochberg mit Mitgliedern seiner Sanitätsexpedition in Jericho am Toten Meer.

Als dann auch der englische Plan eines Konkurrenzkanals nicht durchging, ließ England die Maske fallen und machte sich durch den Ankauf von mehr als einem Viertel sämtlicher Anteilscheine zum Hauptaktionär des Kanals und damit zu dem Teilhaber, der aus dem Kanal den größten Gewinn zog. Die politische Geschicklichkeit Englands setzte sich fort, indem es nun aus der Tatsache seines finanziellen Interesses die Notwendigkeit politischer Festsetzung in Ägypten ableitete.

Von 1882 an begann der Kampf Englands um Ägypten, der im Sudanfeldzug 1898 seinen Höhepunkt erreichte und mit der Einverleibung Ägyptens durch England während des Weltkrieges sein vorläufiges Ende nahm.

Die Bedeutung des Suezkanals liegt auf der Hand. Es ist die entscheidende Annäherung der indischen, ostasiatischen und australischen Welt, ja selbst der pazifischen Seite Amerikas mit Europa.

Diese Bedeutung zeigt sich in nachfolgenden Tabellen am klarsten.

Übersicht über den Schiffsverkehr durch den Kanal:

Jahre	Anzahl der Schiffe	Nettotonnen
1870	486	436 609
1877	1663	2 355 448
1883	3307	5 775 862
1893	3341	7 659 068
1901	3699	10 824 000
1905	4116	13 134 105
1910	4533	16 581 898
1911	4969	18 324 794
1912	5373	20 275 120

Anteil der Nationen am Schiffsverkehr 1912:

England	3254	Schiffe	=	63,4 %
Deutschland	698	„	=	14,9 „
Niederlande	339	„	=	6,1 „
Österreich-Ungarn . .	245	„	=	4 „
Frankreich	220	„	=	3,9 „

Die von der Kanalgesellschaft eingenommenen Gebühren betrugen im Jahre 1912 135 424 000 Franken.

Die durch den Kanal bedingte Verkürzung des Seewegs:

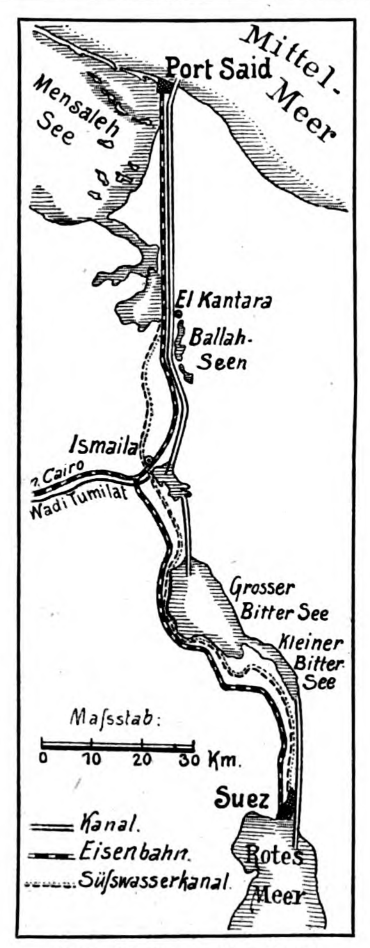
Von London nach	Entfernung in Kilometern durch den Kanal	Entfernung in Kilometern um das Kap der Guten Hoffnung	Unterschied zugunsten des Suezkanals in Prozenten
Bombay	11 350	20 140	43,5
Colombo	12 160	19 640	38
Rangun	14 360	21 680	33,5
Singapore	14 930	21 860	31,5
Yokohama	20 240	26 000	24

Der Kanal beginnt am Mittelländischen Meer bei der Stadt Port Said und zieht als gerade nach Süden gerichtete Linie am Mensalehsee entlang durch ein Gebiet trockengelegten Meerbodens an El Kantara, dem Ort des unglücklich verlaufenen türkischen Angriffs, vorbei, etwa 60 Kilometer lang bis dahin, wo früher die Ballahseen sich befanden, die jetzt eingetrocknet sind.

Von da beginnt das hügelige Gebiet, das sich etwa 40 Kilometer nach Süden ausdehnt, und in dessen Mitte der Timsachsee (Krokodilsee) liegt. Am Norduſer des Timsachsees liegt die Stadt Ismailia mit einem Schloß des Khediven. Hier erreicht der Kanal die Wasserscheide zwischen Mittelländischem und Rotem Meer. Bei Ismailia mündet der Wadi Tumilat in den Kanal ein, ihn direkt mit dem Nil verbindend.

Südlich dieses Hügelgebietes, dessen eigene Höhe nicht über 25 Meter beträgt, tritt der Kanal in den Großen Bittersee ein, dessen südliche Verlängerung der Kleine Bittersee bildet. Die beiden Bitterseen sind etwa 25 Kilometer lang, die Kanalstrecke in diesem Gebiet etwa 36 Kilometer. Die letzte Strecke von 26 Kilometern Länge bildet der hügelige Zwischenraum zwischen dem Kleinen Bittersee und Suez, der Stadt, bei der der Kanal in das Rote Meer mündet.

Auf ägyptischer Seite ist der Kanal leicht zu erreichen. Seiner ganzen Länge nach wird er von einer Eisenbahn begleitet; von Ismailia geht eine Zweigbahn nach Kairo ab. Ein mit dem Kanal gleichlaufender Süßwasserkanal versorgt die Orte, die mit Ausnahme von El Kantara alle auf ägyptischer Seite liegen, mit Trinkwasser. Die Engländer haben im Laufe des Weltkrieges eine gewaltige befestigte Linie viele Kilometer östlich vom Kanal erbaut und mit schwerster Artillerie ausgerüstet. Panzerzüge mit schweren Kanonen laufen auf der Bahn und auf besonders angelegten Geleisen hinter der Stellung, so daß überall da, wo ein Angriff droht, rasch eine Überlegenheit an Artillerie geschaffen werden kann. Der Anmarsch gegen den Kanal von der türkischen Seite aus führt etwa 10 Tagemärsche durch vollständige Wüste. Eine neue Bahn ist während des Weltkrieges von Palästina aus in das Wüstengebiet gebaut worden, aber auch sie kann die Schwierigkeiten des Angriffes nicht beseitigen, der, nachdem die ersten türkischen Versuche gegen den Kanal gescheitert sind, heute keinen Erfolg mehr verspricht, wenn er nicht von deutschen Truppen und deutscher Organisation durchgeführt wird.



Kartenskizze vom Suezkanal.

Die strategische Frage der Operation gegen den Suezkanal hat seinerzeit die Köpfe in Deutschland Tag und Nacht beschäftigt und Leute, die von der ganzen Sache gar nichts verstanden, haben die wildesten Prophezeiungen ausgesprochen. Ein Geograph schrieb, daß sich hier am Kanal der Kampf um Englands Weltstellung abspielen und die letzte Entscheidung des gewaltigen Krieges fallen werde. Ein anderer behauptete, daß die von den Engländern angelegten Werke und Batterien nicht lange Widerstand leisten könnten. Man sprach von den „katastrophalen Wirkungen" einer längeren Sperrung des Suezkanals.

Alle diese Behauptungen beweisen, daß wir Deutschen noch lernen müssen, irgend eine politische oder militärische Sachlage nüchtern zu betrachten. Wir verfallen viel zu leicht in den Fehler zu schwärmen und unseren Wunsch mit der Wirklichkeit zu verwechseln. Wir sollten da von unserem militärischen Altmeister Moltke lernen, der einmal geschrieben hat: „Man darf nicht mit Wünschen und Hoffnungen, sondern muß mit gegebenen Größen rechnen."



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Der Chef des Stabes der Suezexpedition, Oberst Freiherr Kreß v. Kressenstein (X), mit seinem Stabe im Hauptquartier in Jerusalem.

Zu den Kämpfen im südöstlichen Kaukasus.

Die Vorhut russisch-kaukasischer Reiterei gerät in einen türkisch-persischen Hinterhalt.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.





Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

An der **Ostfront** hatten die Russen ihre ganze Linie in drei große Abschnitte eingeteilt, die von den Generalen Rußki, Ewerth und Gurkow befehligt wurden. Rußki hatte, wie immer schon, den ganzen Norden bis in die Gegend von Pinsk unter seinem Kommando, Ewerth war Befehlshaber der Mitte von Pinsk bis in die Waldkarpathen, und Gurkow führte im wesentlichen an der Serethfront.

Ihnen gegenüber lagen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen, die zum Teil durch ottomanische und bulgarische Streitkräfte verstärkt worden waren.

Auf dem nördlichen Frontteil, der auf deutscher Seite unter dem Befehle des Prinzen Leopold von Bayern stand, griffen Stoßtruppen der Deutschen am 17. Februar an der Lawkessa, südwestlich von Dünaburg, die russischen Stellungen mit gutem Erfolge an. Die beabsichtigte Erkundung gelang vollständig, wobei noch 50 Gefangene mit zurückgeführt werden konnten.

Östlich von Lipnica Dolna an der Narajowka hatten die Russen Minen gelegt. Sie sprengten einen Stollen, zerstörten dadurch einen Abschnitt der vordersten österreichisch-ungarischen Gräben, besetzten den entstandenen Trichter, wurden aber im Gegenstoß sofort aus ihm hinausgeworfen. Südlich von Brzezany bereiteten die Russen mit schwerem Minenwerferfeuer ein Unternehmen vor, doch blieben ihre Anstrengungen vergeblich. Auch in Wolhynien konnten sie an diesem Tage an verschiedenen Punkten nichts gegen österreichisch-ungarische Truppen ausrichten. Trotzdem setzten die Russen die Vorstöße fort, an denen nicht selten ganze Kompanien und Bataillone beteiligt waren, wie zum Beispiel am 21. Februar südwestlich von Riga und am Südufer des Narocz-sees (siehe Bild Seite 229), wo sie aber wieder keinen Erfolg erzielten.

Glücklicher waren ihre Gegner, die bei Labusy an der Schtschara und an mehreren Stellen zwischen dem Dnjestr und den Waldkarpathen kecke Handstreiche ausführten, wobei sie den Russen großen Schaden zufügten. Bei Zwyzyn, östlich von Zloczow, war festgestellt worden, daß die Russen Minenstollen angelegt hatten, deren Entzündung nahe bevorstand. Zur Abwendung der drohenden Gefahr wurde deshalb am 22. Februar ein Angriff angesetzt, dem ein kurzes, aber schweres Artillerie- und Minenwerferfeuer vorausging. Der Sturm der Infanterie (siehe Bild Seite 226 oben) hatte ein glänzendes Ergebnis. Die Russen wurden aus ihrer vorderen Linie vertrieben und konnten trotz zahlreicher Gegenstöße nicht verhindern, daß die Angreifer die Stellungen gründlich zerstörten (siehe Bild Seite 226 unten). Vor allem gelang das Unschädlichmachen von vier fast fertigen Minenstollen. Nachdem der Zweck des Vorstoßes erreicht war, zogen sich die Sturmtruppen auftragsgemäß unter Mitnahme von 253 Gefangenen und 2 Maschinengewehren in ihre Ausgangstellung zurück.

Am 25. Februar gingen die Russen westlich von der Aa und an einem südlicher gelegenen Punkte bei Brzezany zum Angriff über, doch erfuhren sie in beiden Fällen eine entschiedene Abweisung. An der Bahn Kowel—Luck verloren sie wieder eine Feldwache, die durch einen kühnen Vorstoß deutscher Truppen aufgehoben wurde.

Ein ähnliches Unternehmen, wie das am 22. Februar durchgeführte, wurde am 1. März zur Vernichtung russischer Minenstellungen am Ostufer der Narajowka ins Werk gesetzt. Auch hier konnten die vom Feinde beabsichtigten Sprengungen unmöglich gemacht werden, obwohl dieser sich die größte Mühe gab, die in seine Stellungen Eingedrungenen bei ihrer Arbeit zu hindern. Die stattliche Beute des Vorstoßes belief sich auf 1 Minenwerfer, 7 Maschinengewehre, 3 Offiziere und 276 Mann. Einen größeren Umfang hatte ein Vorstoß der Verbündeten am nächsten Tage. Bei Woronczyn, westlich von Luck, drangen sie in 2,5 Kilometern Breite etwa 1,5 Kilometer tief in die russischen Linien ein, die sie vollständig zerstörten. Sie fügten dabei dem Feinde schwere Verluste zu und kehrten nach der Ausführung ihres Auftrages mit 4 Maschinengewehren und 122 Gefangenen zurück.

Im Frontabschnitt des Generalfeldmarschalls Erzherzogs Joseph unternahmen die Russen am 17. Februar in den Bergen nördlich vom Oitoztale heftige Angriffe, die aber vollkommen fehlschlugen. Am 24. Februar begann eine neue Reihe von Vorstößen am Tatarenpaß, wo die Stellungen in der Bukowina mit jenen in den Waldkarpathen zusammenliefen (siehe die Bilder Seite 230). An dieser wichtigen Stelle wollten die Russen einen neuen Durchbruchsversuch machen, um nach dem ungarischen Tieflande vorzudringen. Nach siebenstündiger Artillerievorbereitung setzten an dem genannten Tage die heftigen Stürme der Russen ein. Sie erreichten stellenweise auch die österreichisch-ungarischen Gräben, an denen sich schwere Nahkämpfe entwickelten, aber an keiner Stelle vermochten sie sich festzusetzen. Mit starken Kräften wiederholte der Feind an den nächsten Tagen seine Durchbruchsversuche, ohne den Sieg an seine Fahnen heften zu können.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Feldmarschalleutnant Szurmay, der volkstümlichste ungarische Heerführer, ist zum ungarischen Honvedminister ernannt worden.

Während die Russen sich hier vergeblich abmühten, gingen am 27. Februar in dem Südteil der Waldkarpathen die Verbündeten an der Valeputnastraße (siehe die Bilder Seite 231) zu einem Stoße vor, der einen der wichtigsten russischen Verteidigungspunkte kräftig traf und von der den Sereth sichernden Stellung der Russen am Oberlaufe des Flusses wieder mehrere wertvolle Höhenpunkte absplitterte. Der Feind erlitt starke blutige Verluste und büßte außerdem 12 Offiziere und über 1300 Mann an Gefangenen, sowie 11 Maschinengewehre und 9 Minenwerfer ein. Um die Niederlage wettzumachen, unternahm er zahlreiche Gegenstöße, durch die seine Verluste noch wesentlich erhöht wurden. Schon in der Nacht, die auf den Tag, der den Verbündeten den Sieg brachte, folgte, mußten sich diese auf dem eroberten Gebiete kraftvoller russischer Wiedereroberungsversuche erwehren, die aber keine Änderung der Lage herbeiführten. Am 28. Februar entbrannte deshalb der Kampf fast auf der ganzen Linie in den Waldkarpathen wieder mit großer Heftigkeit. An den Bistritzhöhen bereiteten die Russen einen neuen Durchbruchsversuch durch heftiges Artilleriefeuer vor, an der Valeputnastraße setzten sie ihre Gegenangriffe fort und ließen im Zusammenhange damit auch im Slanic- und Oitoztal die Kämpfe wieder aufflammen, wobei sie auf den Höhen zwischen Susita- und Putnatal ebenfalls starke Kräfte, darunter Rumänen, vorschickten, ohne indessen Fortschritte zu erzielen.

An der Valeputnastraße steigerten die Russen ihre Gegen-



Phot. Photopresse Kankowsky, Budapest.

Angriff österreichisch-ungarischer Truppen im Osten.

maßnahmen am 1. März zu stärkstem Druck. Nach schwerem Vorbereitungsfeuer der Artillerie begannen die zahlreichen russischen Sturmwellen sich aus ihren Gräben zu wälzen. Südlich von der Straße hatte aber schon das Sperrfeuer der Verbündeten so gründlich gewirkt, daß sich die Gräben der Russen mit Toten füllten und die Überlebenden nur schwer vorzubringen waren. Einzelne Truppe, die aus den Gräben getrieben wurden, suchten rasch die Deckung wieder auf, als sie in den dichten Granatregen gerieten. Im Norden der Straße opferten die Russen vorzügliche Soldaten in einem fünfmaligen, hatnäckigen und rücksichtslosen Angriff. Vor den Hindernissen der neuen deutschen Stellungen brachen die kühnen Streiter im Maschinengewehr- (siehe Bild Seite 227) und Infanteriefeuer zusammen. Gleichwohl ließen sie sich nach diesen Mißerfolgen am Nachmittag von einer Wiederholung des Vorstoßes nicht abhalten. Nach ungemein starker Vorbereitung durch Artillerie mußten frische Streitkräfte in 2 Kilometern Breite zum Sturm vorbrechen. Bis zum Abend erfolgten fünf wütende Angriffe. Wie rasch und mutig auch die feindlichen Sturmwellen vorprallten, an die deutschen Stellungen kamen sie nicht heran. Der ganzen wohldurchdachten und mit höchster Todesverachtung durchgeführten Reihe von Stürmen war kein Erfolg beschieden.

Die eigentliche Serethfront stand bis zur Donau hinunter noch im Zeichen der Vorbereitungen. Hier zogen die Russen starke Kräfte zusammen und häuften viel Material auf, was durch Flieger und Erkundungsabteilungen erkannt worden war. Auch die Russen klärten eifrig auf und gingen zu diesem Zwecke vielfach wieder mit ganzen Kompanien vor. Bei einer solchen Gelegenheit wurden sie am 22. Februar in der Serethniederung von Corbul energisch zurückgewiesen. Nördlich von Focsani, bei Fauri, wurden sie am 28. Februar ebenfalls zurückgetrieben, ehe sie ihre Erkundung ausführen konnten. Die inzwischen wiedergekehrte Kälte verhinderte Anfang März an dieser Front größere Unternehmungen; auch nahe der Serethmündung waren solche noch nicht möglich, weil die nach einer Reihe wärmerer Tage eingetretene Schneeschmelze weite Gebiete in Seen verwandelt hatte (siehe Bild Seite 228). Die Kampfpause, die der Winter so ungewöhnlich in die Länge zog, wurde auch dazu benützt, die in erbitterten Straßenkämpfen (siehe Bild Seite 232) zerstörten Dörfer als Unterkunftsorte für die Truppen wieder herzurichten. Ebenso wurden vernichtete oder beschädigte Industrieanlagen, wie die von den Russen auf ihrer Flucht zerstörten Maschinenhallen am Bahnhof von Fauri (siehe Bild Seite 233 unten), sorgsam aufgeräumt und, soweit möglich, instand gesetzt. Eine ganze Anzahl von Räumlichkeiten in der Nähe der Front fanden Verwendung als Lazarette, die den Russen und Rumänen gerade hier sehr gefehlt hatten, so daß viele ihrer Verwundeten starben, die noch zu retten gewesen wären. Die Verpflegung der Truppen des Vierbundes erleichterten die reichen Vorräte (siehe Bild Seite 233 oben), die in Rumänien erbeutet worden waren. —

* * *

Auf dem **mazedonischen Kriegschauplatz** kam es wiederholt zu sehr lebhaften Kämpfen. Nördlich vom Doiransee versuchte am 17. Februar eine englische Kompanie, sich den vorgeschobenen Posten der Verbündeten zu nähern, doch schon das Artilleriefeuer zerstreute sie. Am nächsten Tage verloren die Vierverbandstruppen zwei Flugzeuge. Zwischen dem Wardar (siehe Bild Seite 234) und dem Doiransee unterhielten englische Batterien am 20. Februar während des ganzen Tages ein heftiges Feuer. Gegen Abend wagten sich starke englische Infanterieabteilungen zum Angriff vor, aber ihre Gegner wiesen sie ab. Einige Truppen, die sich östlich vom Wardar in der Nähe der Verteidigungslinie der Vierbundstreitkräfte einzunisten suchten, wichen am nächsten Tage einem blutigen Handgranatenangriff. Auch von der See her griffen



Phot. Photopresse Kankowsky, Budapest.

Österreichisch-ungarische Flammenwerfer-Schleichpatrouille vernichtet feindliche Drahthindernisse im Osten.

Engländer und Franzosen am 23. Februar in die Kämpfe ein, indem sie hauptsächlich griechische Ortschaften östlich der Struma beschossen. Als dann die Landbatterien der Verbündeten die feindlichen Schiffe unter Feuer nahmen, hielten diese es für geraten, schleunigst abzudampfen.

Im Cernabogen gingen am 27. Februar die Italiener wieder im Sturm gegen die Deutschen vor, die ihnen zwei Wochen vorher wichtige Höhenstellungen, darunter die Höhe 1050 bei Paralovo, abgenommen hatten. Wie gewöhnlich leiteten sie ihren Rückeroberungsversuch mit einem heftigen, langanhaltenden Artilleriefeuer ein. Dann näherten sich die Sturmkolonnen mit großer Übermacht den deutschen Stellungen, brachen aber fast auf der ganzen Linie unter der Wirkung des deutschen Abwehrfeuers zusammen. Wo es ihnen gelang, in zerschossene Grabenteile einzudringen, wurden sie nach kurzer Zeit wieder vertrieben und verloren dabei noch 36 Gefangene, darunter 5 Offiziere. —

Es lag nicht in der Absicht des Generals Sarrail, die Fortführung des Feldzuges über Monastir hinaus zu verzögern. Aber gerade für seinen Frontabschnitt machte sich die Wirkung des unbeschränkten Unterseebootkrieges ebenso wie für den italienischen Kriegschauplatz am allerempfindlichsten bemerkbar. Die ersehnten Verstärkungen und besonders wichtige Lebensmittel- und Munitionssendungen blieben aus. Die Lähmung der Schlagkraft der Armee von Saloniki schritt immer weiter vor, je mehr Schiffe vernichtet wurden. Die Zahl der Versenkungen hatte im Laufe des Monats Februar ständig zugenommen. Zu den schon mitgeteilten schweren Verlusten der englisch-französischen Transportflotte im Mittelmeer kam am 17. Februar noch ein vollbesetzter, ostwärts steuernder Truppentransportdampfer von über 9000 Tonnen, obwohl er durch zahlreiche Begleitfahrzeuge gesichert war. Am 23. Februar fielen den U-Booten zwei andere Transportdampfer von etwa 5000 Tonnen zum Opfer, zu denen sich am nächsten Tage der bewaffnete Truppentransportdampfer „Dorothy" von 4494 Tonnen, mit etwa 500 Mann Kolonialtruppen, Artillerie und Pferden an Bord, gesellte. Solche Vorfälle wurden für Sarrail zu einer Quelle schwerer Sorgen; denn wenn der Nachschub seinen Bestimmungsort nicht erreichte, so konnte sich schon bald die Unmöglichkeit ergeben, den mit der Einnahme von Monastir abgebrochenen Feldzug weiterzuführen. Da die Armee darauf angewiesen war, sich zur Beschaffung ihres gesamten Bedarfes des Seeweges zu bedienen, so mußte sie einer Katastrophe entgegengehen, wenn dieser Weg dauernd unterbunden wurde. —

* * *

Sehr stark litten die **Italiener** unter dem unbeschränkten U-Bootkrieg. Er erschwerte gerade jetzt recht unangenehm die Versorgung der Front mit Lebens- und Kriegsmitteln, wo Cadorna im Begriffe stand, die zehnte Isonzoschlacht zu wagen. Mißlang ihm der verheißene Schlag, dann boten sich für Italien trübe Aussichten. Wiederholt schien es gegen Ende Februar, als ob die seit vielen Wochen erwartete Schlacht ausbrechen würde, aber immer wieder flaute das Artillerie- und Minenwerferfeuer ab und wurde von einer ruhigeren Gefechtstätigkeit abgelöst. Die Erkundungen setzten beide Gegner fort. So überfielen Abteilungen des Infanterieregiments 73 nördlich von Asiago und östlich vom Berge Zebio am 18. Februar die Italiener und kehrten mit 22 Gefangenen zurück. Ein im Judikarienabschnitt aufklärendes italienisches Flugzeug geriet zwei Tage später östlich vom Berge Cadria in die Geschoßgarbe eines österreichisch-ungarischen Maschinengewehrs und mußte niedergehen. Der Führer war tot, der Beobachter schwer verletzt. Am 24. Februar entwickelte sich an der küstenländischen Front wieder ein lebhafter Artilleriekampf; auch im Görzischen steigerten die Italiener im Abschnitt von Vertojba das Geschütz- und Minenfeuer zu großer Heftigkeit, das während der ganzen Nacht anhielt und morgens zu ungeheurer Kraft anwuchs. Dann legten die Italiener plötzlich ein machtvolles Sperrfeuer hinter die österreichisch-ungarischen Linien und griffen mit Infanterie die österreichisch-ungarische Stellung an. Einzelne italienische Kompanien kamen stellenweise in die vordersten Gräben der Gegner, sie wurden aber von Abteilungen des k. u. k. Landsturminfanterieregiments Nr. 2 vertrieben und bis in die italienischen Sappen verfolgt. Große Verluste der Italiener waren das einzige Ergebnis dieses fehlgeschlagenen Unternehmens. Am 25. Februar nachts drangen Österreicher und Ungarn in eine stark besetzte italienische Sappe ein, machten fast die gesamte Besatzung nieder und gingen mit dem Rest in ihre eigene Linie zurück.


Phot. Photo-Bericht, München.

Soldaten einer deutschen Schneeschuhtruppe bringen ein Maschinengewehr in die Feuerlinie.

Eine Nachricht, die für den italienischen Kriegschauplatz von weittragender Bedeutung werden konnte, war der am 2. März gemeldete Wechsel im österreichisch-ungarischen Generalstab. Freiherr Conrad v. Hötzendorf (siehe Bild Band I Seite 3) wurde seines Postens als Chef des österreichisch-ungarischen Generalstabes enthoben und zwar, wie in dem Handschreiben des Kaisers Karl ausdrücklich hervorgehoben wurde, um seine bewährte Kraft an anderer wichtiger Stelle zur Geltung zu bringen. An die Spitze des Generalstabes trat General Arz v. Straußenberg (siehe Bild Band III Seite 248), der sich während des Krieges wiederholt rühmlich hervorgetan hatte. Conrad v. Hötzendorf galt seit Beginn des Krieges als ausgezeichneter Kenner des italienischen Kriegschauplatzes. Deshalb wurde angenommen, besonders auch von den Feinden, daß seine Verwendung an der italienischen Front ins Auge gefaßt sei. In diesem Falle konnte mit dem Eintritt von Ereignissen gerechnet werden, die von den Italienern nicht in Betracht gezogen worden waren. Dazu kam, daß gerade jetzt der U-Bootkrieg den Italienern wachsende Schwierigkeiten bereitete. Am 1. März wurde bekannt, daß ihm im Mittelmeer wieder 13 Schiffe zum Opfer gefallen waren, unter denen sich überwiegend große ita-

lienische und englische Schiffe befanden, die Getreide- und Kohlenlieferungen für Italien an Bord führten (siehe Bild Seite 235). Dieser starke Ausfall an notwendigen Vorräten konnte auch durch Zufuhren auf dem Landwege über Frankreich nicht ausgeglichen werden, denn dazu reichten die Beförderungsmittel gar nicht aus. —

* * *

Von den **türkischen Kriegschauplätzen** zogen gegen Ende Februar die Kaukasusfront und besonders jene im Irak wieder die Blicke auf sich. An der Kaukasusfront herrschte die Erkundungstätigkeit vor; da aber die Russen auch hier für diese Aufgabe überlegene Streitkräfte einsetzten, ereigneten sich mitunter größere Zusammenstöße, die, trotzdem sie nicht unter dem Gesichtspunkt weitgesteckter Ziele ausgefochten wurden, mehrfach in schlachtenmäßige Kampfhandlungen übergingen. Namentlich am 17. Februar schickten die Russen sehr starke Erkundungskolonnen gegen den linken türkischen Flügel vor und führten an drei Stellen größere Angriffe aus. Einer davon wurde schon durch das wirksame türkische Sperrfeuer im Entstehen erstickt. Bei dem zweiten Vorstoß kamen die Russen in die türkischen Stellungen hinein, doch konnten sie diese nicht halten, als die Ver-



Phot. Leipziger Presse-Büro.
Durch Schneeschmelze eingetretene Überschwemmung in einer deutschen Waldstellung vor Galatz in Rumänien.

teidiger einen Gegenangriff unternahmen. Der dritte Stoß gelangte zwar wieder tief in die türkischen Linien, aber der Erfolg beruhte auf einem Scheinrückzug der Türken. Diese hatten einen Hinterhalt gelegt, in den sich der Feind mit ziemlich starken Kräften verstrickte (siehe die Kunstbeilage). Die Russen wurden überrascht und wirksam angegriffen, hatten sehr schwere blutige Verluste und büßten zahlreiche Gefangene ein.

An der Irakfront hatten die Türken auch gegen Ende Februar ungewöhnlich schweren Angriffen zu begegnen. In dieser Zeit kam eine lange vorbereitete Unternehmung der Feinde zum Austrag. Die Engländer, die in Mesopotamien schon große Mißerfolge erlebt hatten, gingen jetzt sehr vorsichtig zu Werke, um sich vor neuen Rückschlägen zu bewahren. Unter einem neuen Oberbefehlshaber, dem General Stanley Maud, war ein neues, gut ausgerüstetes Heer aufgestellt worden, dessen Hauptmacht sich aus berittener, mit Maschinengewehren bewaffneter Infanterie zusammensetzte. Mehrere Flußpanzerfahrzeuge trugen zur Verstärkung der Armee bei. Auch eine Schmalspurbahn war entstanden, auf der besonders der Munitionsnachschub von Basra her (siehe Bild Seite 236 unten) vor sich ging. Die langwierigen Vorbereitungen der Engländer waren so weit gediehen, daß Mitte Dezember der Angriff kraftvoll eingeleitet werden konnte. Sie mußten aber bald erkennen, daß auch die Türken die Zeit nicht ungenützt hatten verstreichen lassen und zum Empfang der Feinde wohl gerüstet waren. Kut-el-Amara bildete einen vorgeschobenen starken Stützpunkt ihrer Linie. Während die Türken auf dem nördlichen Tigrisufer Kut-el-Amara durch die weit vorgeschobene Fellahiestellung sicherten, diente ihnen Kut für das südliche Ufer als vorspringender Ausfallposten, weil die Tigrisschleife dort einen Landteil weit nach Süden aus-



greifen läßt. Über den südlichen Bogen noch erheblich hinausgeschoben war die Sannaiyatstellung, die unter Benutzung verschiedener Nebenflüsse des Tigris in weitem nach Süden ausholenden Bogen um Kut herumstrich.

In unendlicher mühsamer und verlustreicher Arbeit gelang es den Engländern noch Mitte Februar, sich dicht an die türkischen Stellungen hinanzuarbeiten und ihnen überall in die Flanke zu kommen. In den letzten Tagen des Februars wurde der Entscheidungskampf um Kut geschlagen. Es war vorauszusehen, daß die Engländer durch die langanhaltende Beschießung der türkischen Stellungen mit schwerem und schwerstem Geschütz allmählich die Oberhand gewinnen würden; so leicht sollten sie aber ihr Ziel nicht erreichen. Sie mußten riesige Blutopfer bringen. Nach vorsichtigen Schätzungen der Türken büßten die Engländer bei den fortwährenden Gefechten und Massenangriffen mindestens 30000 Mann ein, ehe die Fortschritte des wuchtigen Angriffes sichtbar wurden. Wie diese schließlich zur Zurücknahme der türkischen Truppen von Kut und zur Besetzung Bagdads führten, schildert in eingehender Weise unser Sonderbericht aus fachmännischer Feder auf Seite 235.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

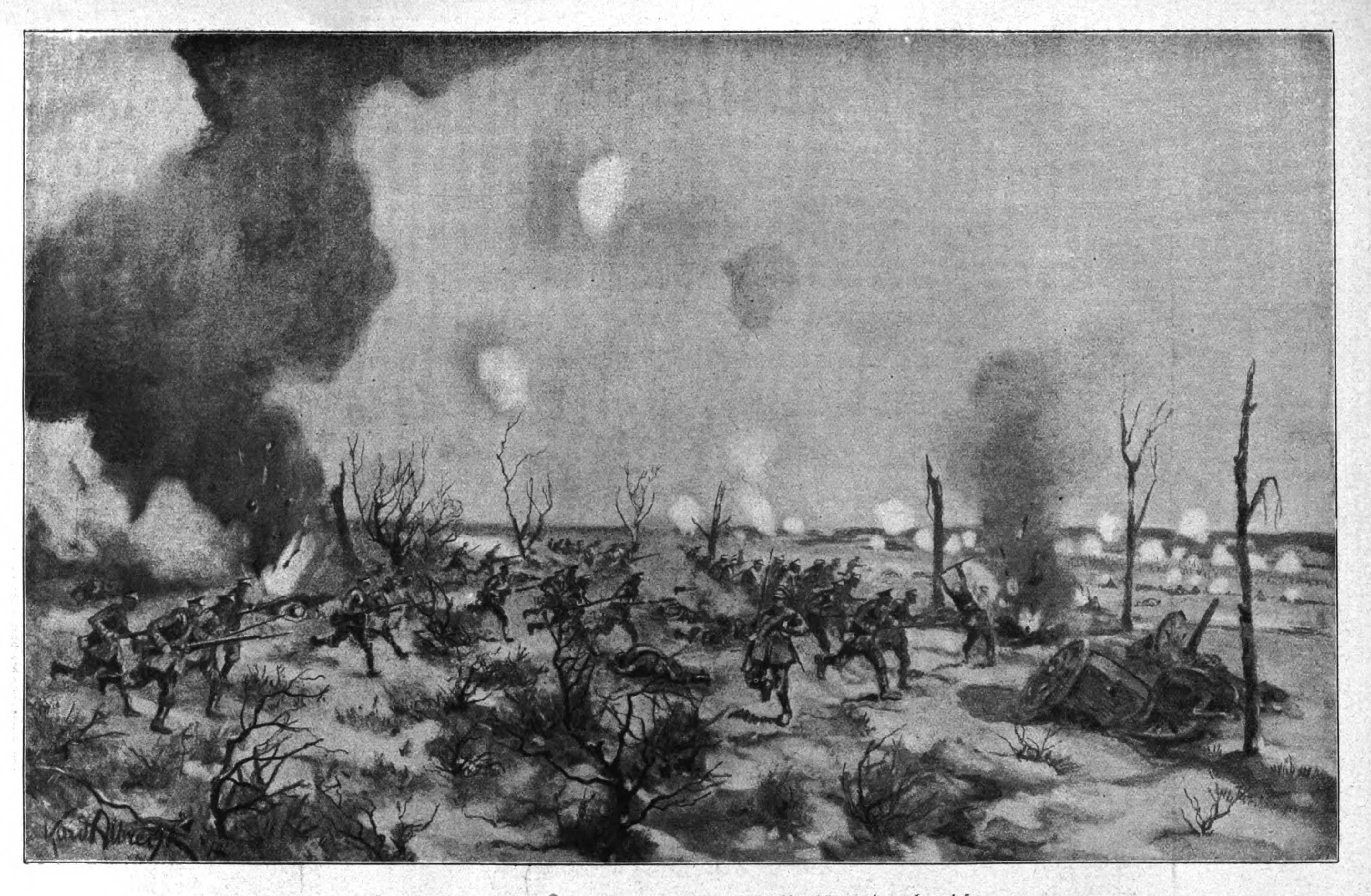
Winterflug im Osten.

Von Adolf Victor v. Koerber.

Auf einer Lichtung mitten im tiefverschneiten russischen Fichtenwald lagen die zwei Flugzeugeinheiten. Unendliche Schneemassen trennten sie seit Wochen von ihrer Abteilung, die weiter zurück in einem kleinen Nest geblieben war. Unaufhörlich fiel der Schnee; er lag schließlich auf der kleinen Waldlichtung so tief, daß der Abflug der Maschinen immer schwieriger wurde. Doch wußte sich der junge Fliegeroberleutnant und Kommandoführer zu helfen.

Nicht weit von der Blöße war ein großer See — mehrere Kilometer lang und breit, mitten im Walde. Auf ihm hatte der Wind Raum gehabt zu fegen. Seine Fläche lag spiegelglatt. Eine prächtige Abflugbahn.

Eine feindliche Kavalleriedivision war gestern als im Anmarsch telephonisch gemeldet worden; ob die Nachricht von Fliegerkameraden, von Gefangenen oder von Spionen stammte, niemand wußte es. — Aber diese Reiterdivision sollte da sein. Sie mußte erkundet werden, um der Armeeleitung eine unangenehme Überraschung zu ersparen. Aus ihrer Marschrichtung und Stärke ließen sich wichtige Schlüsse ziehen. Andere Truppen konnten ihr folgen; eine Teiloffensive mochte geplant sein. Die Division mußte also recht-



Zu den Kämpfen an der litauischen Front. Russische Angriffe werden abgewiesen.

Nach einer Originalzeichnung von Kurd Albrecht.



Feldwache in Ostgalizien.



Vorgehende Batterie in den Karpathen.



Sumpfstellungen in Ostgalizien. Im Hintergrund sieht man deutlich die Drahtverhaue.

Österreichisch-ungarische Wacht in Ostgalizien.

Nach Aufnahmen der Photopresse Kankowsky, Budapest

zeitig festgestellt werden. — Mit dieser Aufgabe flog der Oberleutnant mit seinem Flugzeugführer, einem kriegsfreiwilligen Gefreiten, in Sturm und Eisschnee ab. Er wollte sie finden — die Kosaken.

Im Norden führte eine große Straße durch die Waldwildnis. Auf sie zu hält das Flugzeug. Schon sind die feindlichen Linien überflogen. Die ganze endlose Straße scheint verlassen. Der Offizier beugt sich immer wieder zur Seite und späht hinunter. Es mußte ja etwas darauf sein — ganz einsam liegt keine Straße dicht hinter der Front, zumal bei den Russen, die riesige Heeresmassen aus ihren Menschenvorräten in die Kampflinie zu werfen haben. Doch erscheint die endlose Straße allem Suchen zum Trotz völlig leer. Die gemeldeten Reitermassen marschieren jedenfalls nicht darauf. Einmal hebt der Beobachter — durch manche List des Gegners vorsichtig gemacht und gewitzigt und belehrt, daß man sich manches besser doppelt ansieht — die linke Hand und beschreibt mit ihr einen Kreis. Der andere hinter ihm versteht. Zum Zeichen dafür pocht er ihm leicht auf den dick von Pelz, Lederzeug und Wollschal umhüllten Nacken. Dann legt er das Fahrzeug in eine Linkskurve und läßt es einen Kreis fliegen, so daß der Offizier die schon abgeflogene Strecke der Straße noch einmal zurückblicken kann. Und da sieht er etwas — wenn's auch nicht die gesuchte Kavallerie ist.

Er sieht, wie sich von der Straße unzählige Menschen erheben, lange Glieder bilden und in der Frontrichtung marschieren. Nun kann er sich die vielen matten Querstriche erklären, die er wohl auf dem verschneiten Weg beobachtete, die er sich aber zuerst nicht anders zu deuten vermocht hatte, als daß es etwa zur Wegeverbesserung frisch hingeworfene Holzknüppel seien, wie sie die Russen zu verwenden pflegen, um eine stark beschädigte Straße wieder fahrbar zu machen.

Eine beträchtliche Truppenmasse rückte nach der Front. Der Länge der Marschkolonne nach konnte sie wohl ausreichen, einen Durchbruch zu versuchen, und gerade mit jener gesuchten Kavalleriedivision zusammen mochte sie zu einer gewissen Gefahr werden. Noch war sie ja allerdings fern der Kampflinie, die sie erst nach langem Marsch erreichen konnte. So blieb Zeit, zunächst den Auftrag zu Ende zu führen. Jeder Beobachter muß wie ein Generalstabschef im kleinen erwägen. Während die alte Flugrichtung wieder aufgenommen wurde, kritzelte der Oberleutnant mit den klammen Fingern in den Meldeblock: „Etwa ... Kilometer hinter der feindlichen Front westlich marschierende Kolonnen auf Straße von ... nach ... Kolonne etwa ... Kilometer lang. Zeit: elf Uhr zwanzig Minuten vormittags."

Als der Offizier wieder aufblickt, merkt er, daß ein frischer Wind von Südwesten her bläst. Der Albatros saust mit immer größerer Geschwindigkeit dahin; fern im Rücken zieht

ein schmaler Wolkenstreif über dem Horizont auf, ein zweiter dicht darüber. Das deutet auf Sturm aus dieser Richtung. Der Motor arbeitet prächtig. Freilich wird dann der Rückflug viel Zeit und viel Gas erfordern, denn was der Vogel jetzt durch den starken Wind im Rücken gewinnt, das muß er später in mühsamem Ringen gegen ihn aufholen.

Die blankgefegten Seen liegen totenstill und in eisiger Trockenheit. Die wenigen Landstraßen sind weiß, tiefblau schimmern die Schatten der Waldränder und keine Wagenspur, kein auffallend eingetrampelter breiterer Weg stört diese wunderbare Harmonie blendender Farbe. Hier kann keine Kavalleriedivision durchgezogen sein. Nur in dem Walde muß sie stecken. Die Unermüdlichen wenden sich wieder südwärts und überfliegen nach längerem Suchen erneut die große Straße.

Ferne Wolken sind inzwischen über der deutschen Front heraufgezogen. Ihre Gestalt haben sie mehrmals verändert. Zusammengeballt zu einem gewaltigen Haufen, der den halben Himmel bedeckt, haben sie die Form einer riesenhaften Glasglocke angenommen. Die schwere Masse steht grauschwarz und dunkeldrohend, als hätte die lichtgelbe Sonne, die selbst die beschneiten Häupter der Fichten so hell aufschimmern läßt, keine Gewalt über die ungeheure Wolkenburg, dieses dunkle Untier, das sich drohend und unheilkündend erhebt. Schneewetter steigt herauf. —

Aber die Kosaken müssen gefunden werden.

Die Gedanken des Offiziers jagen einander: soll er umkehren — heimkehren? Ehe die Schneewoge heranbraust? — Wie tief stürmt das Wetter ostwärts? Wie lange wird es währen, bis es heran ist? Denn es kommt ... Kann man durch den Schneesturm hindurch? — Wird der Motor durch die Massen durchhalten? Durch die eisige Kälte? — Und wenn die Wolke kilometerlang ist? Wird man durch sie zum Boden finden? Zum Landeplatz?

Zwanzig Minuten fast sind sie südlich geflogen, seit sie die große Straße gekreuzt haben. Da! Was ist das da unten? — Ein Blick auf die Karte. — Das ist eine Straße, die nicht eingezeichnet ist, viel schmaler als die bisherige, nicht so gerade, manchmal in schwachem Bogen ausbiegend. Und südlich von ihr ziehen sich spinnenwebartig Schneisen tief in den Wald. Der Schnee auf ihr ist manchmal glänzend weiß, manchmal fleckig und schmutzig, immer auf einem Stück vor dem Eingang der Schneisen. Dort also sind sie marschiert, die Schneisen hinein und wieder heraus. Vielleicht wollten sie einen Durchgang durch den Wald gewinnen. Auf einem dieser schmalen Wege müssen sie stecken.

Plötzlich findet sie das scharfe Auge: in der vierten, in die sie hineinblicken können, stehen die Schwadronen — eine unübersehbare schwarze Reihe.

Kurve! Tiefer gehen! 1500 Me-



Blick in das Putnatal mit einer von deutschen Truppen über den Fluß geschlagenen Holzbrücke.



Vorgeschobener deutscher Posten in den Waldkarpathen.



Deutsches Lager in einem Walde der Putnaniederung.

Winterbilder aus Rumänien.

Nach Aufnahmen von Hanns Eder, München.

ter ... 1200 ... 1000 ... mögen sie nur aus ihren Karabinern schießen. — — —

Der Oberleutnant visiert durch sein Abwurfglas. Dann reißt er Bombe auf Bombe los und beugt sich aus dem Rumpf, soweit es nur irgend geht — wilde Verwirrung ist dort unten geschlagen; Pferdeleiber wälzen sich, einzelne Reiter jagen wie toll die Schneise entlang, die Reihen sind aufgelöst in Unordnung und Tumult. Die Division wird eine lange Zeit brauchen, sich zu sammeln. —

Nun heißt es wenden und zurück zur Abteilung. Doch die Sonne ist verschwunden und jäh stürmen die dunklen Massen den Fliegern entgegen.

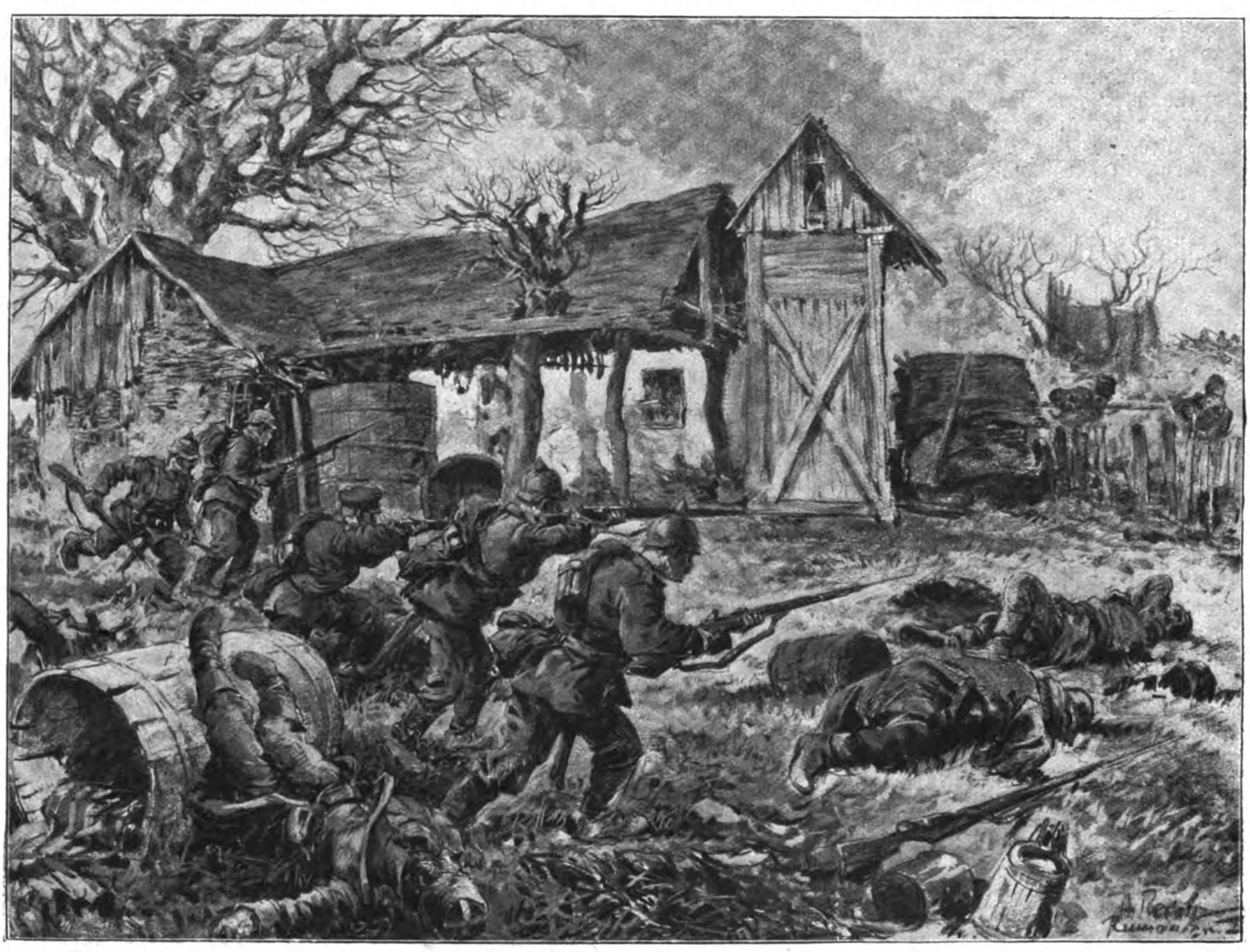
Jetzt erst merken sie, nachdem die Spannung des Suchens vorüber ist, wie eiserstarrt alle ihre Glieder sind. Kaum kann der Führer die ersten Sturmböen parieren. Da weht es auch schon um sie her. Weißer Gischt ringsum, ein Meer tanzender, wirbelnder Watteflocken. Die wehren, da sie den Boden nicht sehen. Anderthalb Stunden Flug mit Seitenwind, das können Meilen sein, die sie nach Nordosten geschleudert werden.

Der Führer preßt das Steuer, tiefer zu gehen. 1000 Meter ... nichts zu sehen, 800 ... 500 ... 200 ... Nichts! Tiefer ist unmöglich. Jede starke Fallbö kann sie in die Kronen der Bäume schmettern.

Wo werden sie landen? Zwischen russischen Soldaten, um bestenfalls als Gefangene abgeführt, bei Landeseinwohnern, um mißhandelt oder gar schimpflich erschlagen zu werden? Zufall ... Fliegerlos. —

Eine entsetzliche Kältemüdigkeit schleicht sich in die Glieder der um jedes Kilometer Luftweg Ringenden. Sie reißen sich immer wieder zusammen, es muß ein Heraus geben aus der Wüste treibenden Schnees:

Der Benzinvorrat ist verbraucht. Das Fallbenzin, der letzte kleine Rest, muß in den gierig saugenden Motor. Noch



Erstürmung eines rumänischen Dorfes vor Mizil.
Nach einer Originalzeichnung des auf dem rumänischen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmalers A. Reich-München.

Flieger schieben die großen Brillen über ihre Sturzhelme, da die eisbeschlagenen Gläser jede Sicht nehmen. Scharf prickelt der körnige Schnee gegen die freie Gesichtshälfte. Oft sticht es darein wie mit Nadeln.

Kein Blick reicht mehr nach unten, nach den Seiten. Sie sind vollkommen eingehüllt in jagende Kristallheere, jede Orientierung ist vorbei. Wohin fliegen sie, sind sie noch im rechten Kurs zur deutschen Front? Noch zeigt der Kompaß die Linie an, die sie einhalten müssen. Doch ist es ungewiß, ob er den elektrischen Strömungen der Schneewolke standhalten wird. Eine einzige flüchtige Entladung kann ihn entwerten. Dann sind sie dem Zufall preisgegeben, kennen nicht mehr Richtung noch Raum. Von der kleinen zuckenden Eisennadel hängt ihr Geschick ab, ob sie die wichtige Meldung vom Anmarsch der Feinde heimbringen werden.

Der Wind treibt sie seitlich ab. Sie fühlen's mit dem feinen Instinkt der Flieger. Wieviel ... wohin ... sie wissen's nicht und können sich gegen die Abweichung nicht zwanzig Minuten reicht der Lebensstoff. Sie setzten ihn ein. Ohne Bodensicht müssen sie zum Gleitflug übergehen — vielleicht krachen nach Sekunden schon Baumstämme oder Hausdächer gegen die Sitze. Nun denn!

Das eisumsponnene Steuerrad folgt dem Druck der halberstarrten Führerhände. Plötzlich schweben sie im Licht. Die tiefe Wolkenschicht jagt weit hinter ihnen. Sonnenglanz beizt ihnen die Augen. Keine 100 Meter mehr sind sie über einem weißen Feld. Sie landen.

Deutsche Landstürmer laufen ihnen aus den Hütten eiligst entgegen. Sie waren weit nach Norden abgetrieben, doch befanden sie sich noch im Bereich ihres Armeeoberkommandos.

„Wo ist die nächste Fernsprechstation?"

„Gleich im Dorf rechts, Herr Oberleutnant!"

Sie melden dem Generalstabsoffizier persönlich. Er dankt ihnen und verspricht, noch vor Einbruch der Dunkelheit das nötige Benzin beschaffen zu lassen. Langsam nur weicht die Starrheit aus ihren eiskalten Körpern.

Offensive.

Von Franz Carl Endres.

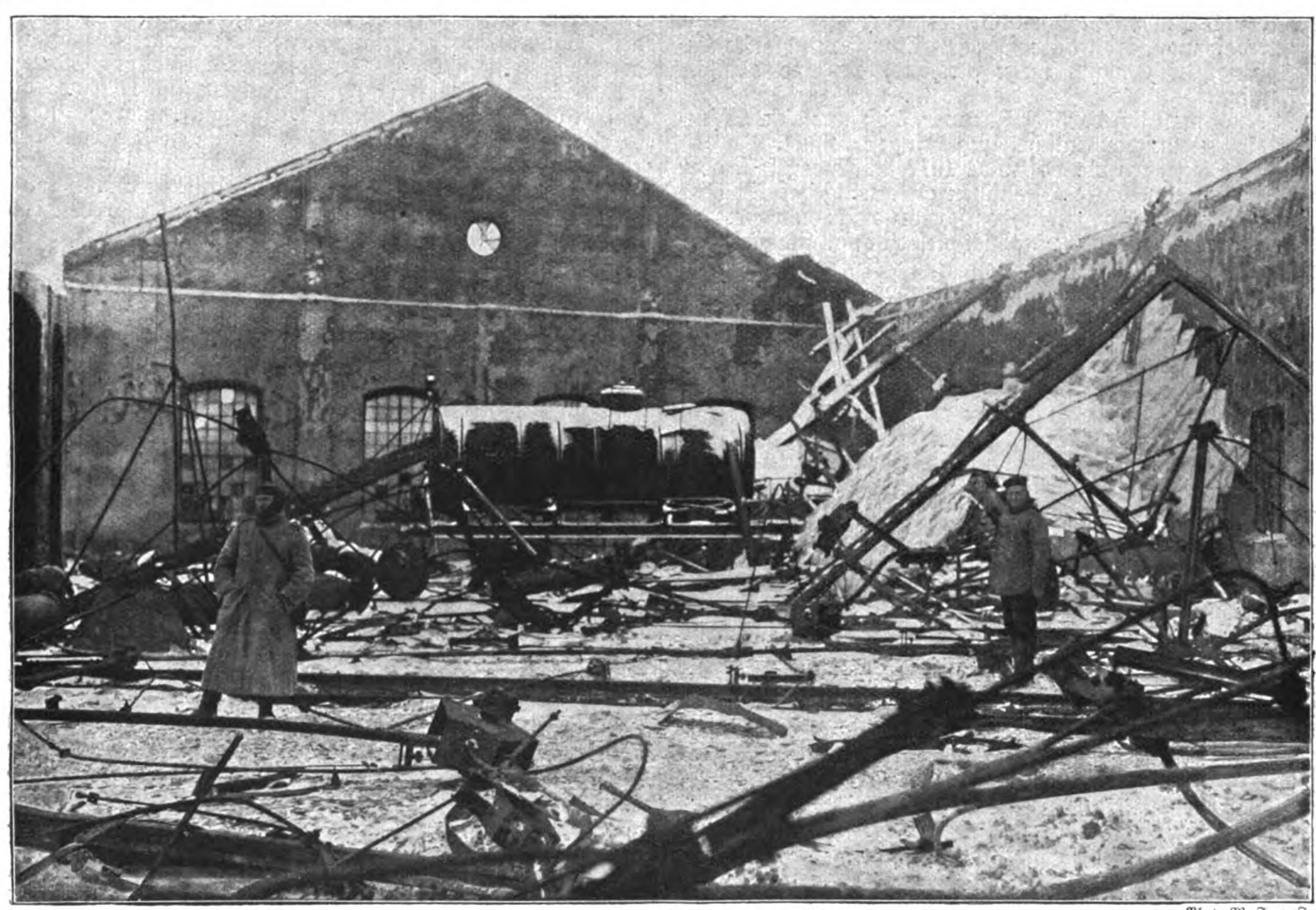
Für die geplanten großen Entscheidungen des Jahres 1917 haben alle kriegführenden Staaten im Lauf der Wintermonate die angestrengtesten Vorbereitungen getroffen. Ergänzung und Verstärkung der Heere, Aufstapelung der den modernen Bedürfnissen entsprechenden riesigen Mengen von Munition, Neubeschaffung von Waffen und Kriegsmaterial aller Art sind die rein materiellen Teile dieser Vorbereitung. Mehr in das Gebiet der Taktik fällt die Verstärkung der bisherigen Fronten unter Berücksichtigung aller seither gemachten Erfahrungen.

Phot. M. F. u. F.
Eines der Lager reifer rumänischer Maiskolben in Braila, von denen eine große Menge in die Hände der Eroberer fiel.

Die operative Vorbereitung aber, mit der sich beispielsweise auch der Kriegsrat in Rom beschäftigte, besteht im großen und ganzen aus der Lösung dreier Probleme: des Personalproblems, des Planproblems und des von diesem letzteren ziemlich abhängigen Gruppierungsproblems.

Das Personalproblem, in Deutschland durch die Ernennung Hindenburgs auf das glücklichste gelöst, macht unseren Feinden die größten Schwierigkeiten. In ihm liegt das innerste Motiv der Einheitsfront begründet. Unsere Feinde haben keine so überragende oder vom Vertrauen der Gesamtheit so getragene Persönlichkeit, wie die Mittelmächte in Hindenburg. Liegt darin schon ein Beweis dafür, daß sie trotz aller Prahlereien eben doch keine Erfolge hatten — denn der Feldherrnruhm baut sich auf dem Erfolg auf —, so wird die Schwierigkeit, eine einheitliche Leitung zu schaffen, durch die trotz aller Gemeinsamkeit des Hasses doch auseinandergehenden Interessen der Verbündeten ganz wesentlich erhöht. Es bedeutet nämlich die „Einheitsfront" nicht irgend etwas Geometrisches oder Materielles, sondern etwas durchaus Geistiges und Ideelles. Einheitsfront ist nichts anderes als Einheitsleitung, also die Leitung durch „Einen".

Das Planproblem ist, gerade während der Zeit, in der es seine größte Bedeutung hat — in der Vorbereitungszeit für das Kommende nämlich — gar nicht oder nur ganz unsicher und höchstens andeutungsweise erkennbar. Denn ganz naturgemäß bewahren alle beteiligten Staaten über ihren grundlegenden Plan das größte und strengste Stillschweigen. Soviel steht allerdings fest: jeder Plan, der



Phot. M. F. u. F.
Von den Russen auf ihrer Flucht zerstörte Maschinenhallen in Fauri.



Phot. Deutscher Illustrat.-Verlag, Berlin.

Deutsche Soldaten an einem Sonntagmorgen am Wardar im serbischen Mazedonien.

der zufolge sich die Engländer nur rund 12 Kilometer nach Süden weiter ausdehnten als bisher. Diese geringfügige Übernahme französischer Front deutete darauf hin, daß hier **zwei operative Zentren gebildet wurden**: ein englisches und ein französisches, die das Material für zwei nebeneinanderlaufende Offensiven geben **können**.

Zum Verständnis der großen Offensiven, die der Weltkrieg schon gebracht hat und zweifellos noch bringen wird, dient eine einigermaßen klare Vorstellung von den Bedingungen einer operativen Offensive unter Zugrundelegung der modernen Stellungskriegsverhältnisse.

Nur diese letzteren sollen in den folgenden kurzen Ausführungen berücksichtigt werden.

eine siegreiche Entscheidung des Krieges im Jahre 1917 will, **muß** die eigene Offensive in sein Programm stellen. Und so ist das Charakteristikum der Monate Januar und Februar die Vorbereitung der großen Offensive 1917 gewesen. Die Feinde befürchteten eine solche von Hindenburg und bereiteten selbst eine solche vor. „Hindenburg in Tirol", „mögliche Landung deutscher Truppen in England", das sind einige von den Schlagworten der Vierverbandspresse, die der Winter 1916/17 geprägt hat und die deutlich ein Dreifaches erkennen lassen:

1. daß die beispiellos rasche Niederwerfung Rumäniens von größter Wirkung hinsichtlich der Einschätzung deutscher Kraft und Hindenburgschen Genies war;

2. daß man, trotz aller Phrasen über Deutschlands Erschöpfung, doch nichts mehr fürchtete, als eine deutsche Offensive;

3. daß man sich darüber klar war, daß nur eine Offensive die gewünschte Entscheidung bringen konnte.

Die Frage, wo die Offensive 1917 stattfinden soll, oder ob eine oder mehrere Offensiven gleichzeitig geführt oder erwartet werden, ist endlich entscheidend für das **Gruppierungsproblem**. Auch dieses ist von strengen Geheimnissen durchsetzt, so daß mehr als Theoretisches nicht darüber gesagt werden kann. Die Grundlage jeder Offensivgruppierung ist seit den Kriegen Alexanders des Großen und Julius Cäsars unverändert geblieben. Der leitende Gedanke baut sich auf den Grundgesetzen jeder Strategie auf:

1. daß der Sieg nur **durch Überlegenheit** an entscheidender Stelle zu erringen ist;

2. daß Überlegenheit an **einer** Stelle nur durch Kraftersparnis an soundso viel anderen Stellen zu erreichen ist.

Die schwierigen praktischen Fragen, die sich aus diesen Grundgesetzen der Strategie für den gegebenen Fall entwickeln, betreffen zum Beispiel die Entscheidung über folgendes:

Wo liegt der Punkt oder wo liegen die Punkte der Entscheidung? Wieviel Kraft muß an diesen Punkten in Bewegung gesetzt werden? Woher ist diese Kraft zu nehmen? In wie hohem Maße sind andere Stellen von Kraft zu entblößen, ohne allzu große Gefahr, dort einem feindlichen Angriff zu erliegen?

Alle diese Fragen sind heute, wenigstens im großen, bei allen Kriegführenden entschieden. Im Februar erfolgte noch die wahrscheinlich endgültige Gruppierung der russischen Armeen in eine Nordgruppe Rußki, eine Mittelgruppe Ewerth und eine Südgruppe Gurkow. Innerhalb dieser Dreiteilung wird die Hauptkraft einer Gruppe zugewiesen.

Schon einige Wochen früher fand die Gruppierung der Engländer und Franzosen vor der deutschen Westfront statt,

Von Meer zu neutralem Staat liegen sich im Westen seit Herbst 1914 eiserne Mauern gegenüber. Jede Möglichkeit, strategische Bewegungen zu machen, ist beiden Teilen **zunächst** genommen. Man befindet sich im Zustande völliger „Gebundenheit". Diese Gebundenheit ist das charakteristische Merkmal moderner „Schützengrabenstrategie". Früher war das alles ganz anders. Man ging da in strategischer Freiheit aufeinander los (ein solches Bild operativer Freiheit zeigt der Krieg in Rumänien) und konnte sich beim Vormarsch zur Schlacht für die taktischen Verhältnisse **in** der Schlacht und sogar **nach** der Schlacht vorbereiten, das heißt gruppieren. Moltke bereitete schon im Vormarsch 1866 die Umfassung der österreichisch-ungarischen Armee bei Königgrätz vor, er zwang durch seine Strategie Bazaine am 18. August 1870 bei Gravelotte-St. Privat zur Schlacht mit verkehrter Front, er schloß die französische Armee bei Sedan durch die Form seines strategischen Anmarsches schon so ein, daß ein einfaches Weitervordringen der deutschen Armeekorps in der eingeschlagenen Richtung die Kapitulation der französischen Armee herbeiführen **mußte**.

Die strategischen Maßnahmen bereiteten also den taktischen Erfolg in höchst wirksamer Weise vor.

Im Schützengrabenkrieg ein ganz anderes Bild: hier muß die Taktik zunächst einmal der Strategie gewissermaßen zum Leben verhelfen.

Es handelt sich hier in allererster Linie darum, die feindliche Front an einer Stelle in hinreichender Ausdehnung zu durchbrechen. Ein solcher Durchbruch ist eine rein kampftaktische Handlung, die an sich mit Strategie gar nichts zu tun hat.

Der Durchbruch wird also zum ersten Akt der Offensive. Was heißt nun durchbrechen? Wenn beispielsweise auf 5 Kilometer Front eine feindliche Linie genommen ist, so ist das in einer Hinsicht ein Durchbruch, in anderer Hinsicht wieder keiner. Es ist ein Durchbruch in bezug auf die vorderste Linie des Feindes, von der ja ein Stück von 5 Kilometern Breite in die Hand des Angreifers fiel. Es ist aber **kein** Durchbruch, sondern nur ein unter Umständen ganz bedeutungsloses Annagen der Front in Hinsicht auf das gesamte Verteidigungssystem des Feindes, das aus mehreren Stellungen, von denen wiederum jede aus mehreren Linien zusammengesetzt ist, besteht. Ein Durchbruch ist dann erst vollendet, wenn das ganze System durchbrochen ist und die durchgebrochenen Truppen sich im freien Gelände befinden.

Hier kann dann die Strategie erst eigentlich beginnen. Jetzt kann sie sich entscheiden, ob sie die übrige Front des Gegners nach rechts oder nach links „aufrollen", oder ob sie nach vorwärts weiterdrängen will. Jetzt erst ist der Stellungskrieg in den Bewegungskrieg umgewandelt, jetzt

erst wird der Krieg in den Formen geführt, die denen früherer Kriege annähernd gleichen.

Über die taktische Durchführung des Durchbruchs soll hier nicht gesprochen werden, das würde zu weit führen.

Nur eines muß noch erwähnt werden. Der Gegner wird, da jeder großangelegte Durchbruch in seinen riesigen Vorbereitungen sich kaum verbergen läßt, nicht völlig überrascht werden können, wenigstens nicht was die allgemeine Lage des Angriffsfeldes betrifft. Eine Überraschung ist nur möglich in bezug auf den Zeitpunkt, wann der Angriff beginnt.

Der Angegriffene führt alle erreichbaren Reserven an Mannschaften, Artillerie, Munition und Material an die gefährdete Stelle seiner Front, wie es die Franzosen bei Verdun, die Deutschen an der Somme getan haben. Es entsteht nun bei jedem Durchbruch ein Kampf der Mittel und der Munition nicht minder als ein Kampf der Menschen und ihres Willens. Dabei spielt die Zeit die größte Rolle. Der Angreifende beginnt, sofern er reelle Taktik treibt, erst, wenn er genügend Kraft an allem zur Stelle hat, um den ganzen Durchbruch durchzuführen. Der Verteidiger verstärkt sich dagegen allmählich und braucht desto mehr Zeit hierzu, je später er die Durchbruchsabsicht des Angreifers erkannt hat. Je mehr es ihm nun gelingt, durch zäheste Gegenwehr das Angriffstempo zu verlangsamen, desto größer sind seine Aussichten, den Angriff nach und nach zu ersticken.

Die größten Aussichten hat daher jeder Durchbruch in den ersten Tagen der Schlacht, und wenn es da gelingt, im Vorschreiten zu bleiben, wie es Mackensen bei Tarnow-Gorlice gelang, dann sind die Folgen eines Durchbruchs ganz entscheidender Art. Denn die Furcht des Verteidigers, daß seine noch unversehrte Front von dem durchgebrochenen Angreifer „aufgerollt" oder gar von hinten her angegriffen wird, veranlaßt ihn meistens zur Zurücknahme dieser Frontteile. Es beginnt das ganz charakteristische „Abbröckeln" der Front und damit die erste strategische Folge des taktischen Sieges des Angreifers.

Das wollte ja auch der Angreifer. Nun schafft er sich den Bewegungskrieg mit all den großen Möglichkeiten und Freiheiten eines solchen.

Der Kampf um Bagdad.

Von Walter Oertel.

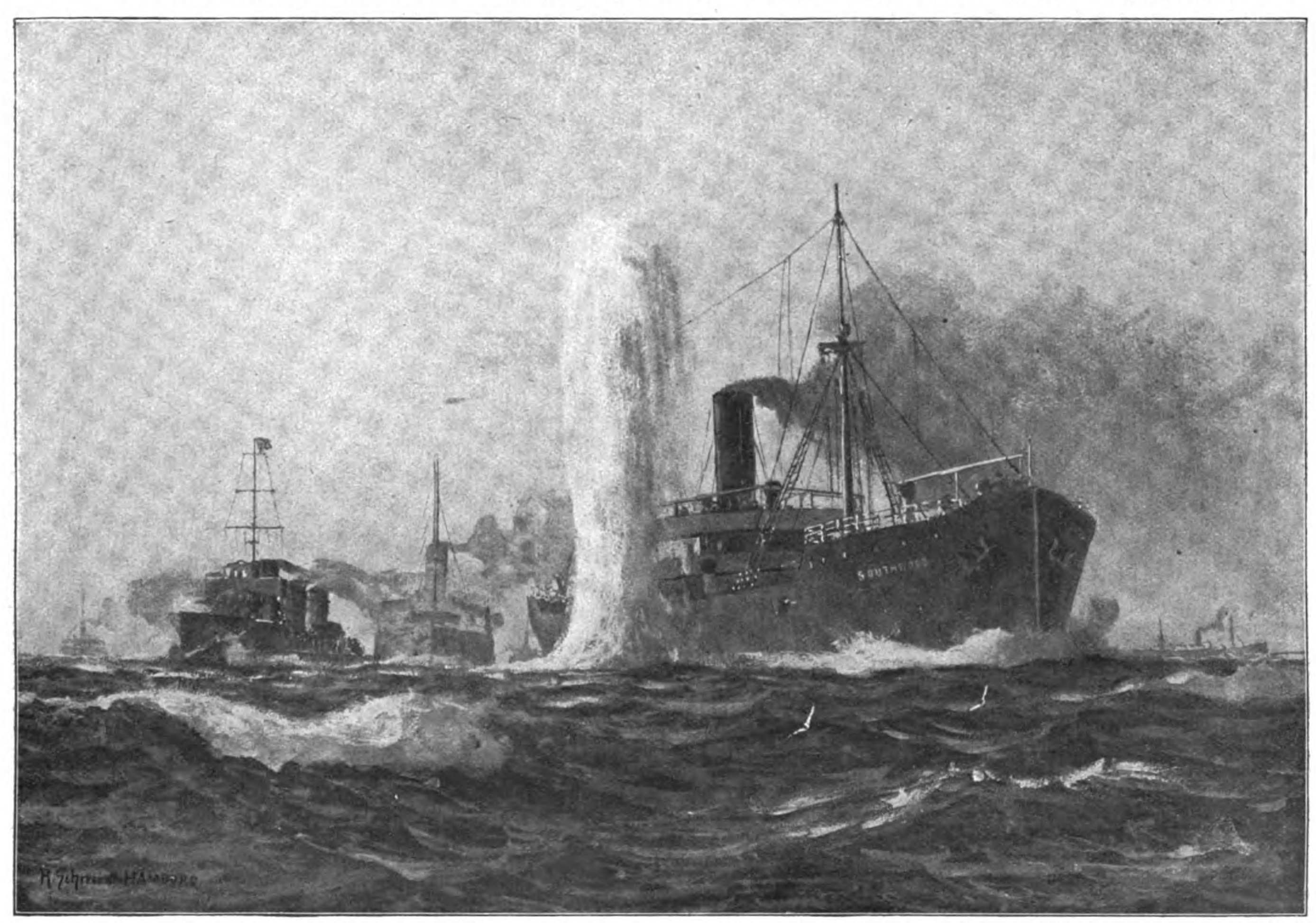
(Hierzu die Kartenskizze Seite 236 und das Bild Seite 237.)

Nach der schweren Niederlage, die die Engländer im Mai 1916 in Mesopotamien erlitten hatten, und die ihnen allein bei Kut-el-Amara 11 000 Mann an Gefangenen, darunter den General Townshend, gekostet hatte, waren sie zunächst wieder zurückgegangen, trafen aber sofort neue Vorbereitungen, um diesen ersten mißlungenen Versuch, Bagdad einzunehmen, mit stärkeren Kräften zu wiederholen. So hatten sie denn starke Kräfte aus Ägypten und Indien in Mesopotamien zusammengezogen, mit denen sie im Laufe des Januars 1917 vorsichtig vorfühlten. Auch eine Bahn war hinter ihrer Front angelegt worden, die die Unternehmung leistungsfähiger gestalten sollte.

Die türkische 6. Armee, die hier den Engländern gegenüberstand, hatte ihre Hauptstellung etwa 10 Kilometer von Kut-el-Amara entfernt an den Tigris gelehnt und ihre Vorstellung weitere 20 Kilometer bis Fellahie vorgeschoben.

5 Kilometer östlich von Es Sinn macht der Tigris einen Bogen nach Süden. Es lag im Plan der Engländer, die Türken, die auf dem linken Ufer des Tigris standen, zu umfassen und zu vernichten. Die Türken waren jedoch auf der Hut, bogen dem Stoße gewandt aus und setzten selbst einen Gegenstoß flankierend an, der die feindliche Infanterie in Auflösung zurückwarf, während ein vom Gegner unternommener Umgehungsversuch durch Kavallerie, die von Infanterie unterstützt wurde, schon im Artilleriefeuer zusammenbrach. Nachdem es nicht gelungen war, die Stellungen der Türken durch Umfassung zu nehmen, entschloß sich der englische Oberbefehlshaber zum Frontalangriff auf Fellahie, weil der linke türkische Flügel durch die Suwekiesümpfe gegen Umklammerung geschützt war.

Zunächst legte die englische Artillerie ein schweres Feuer auf die gesamte Front; dann griffen englische Infanterie-



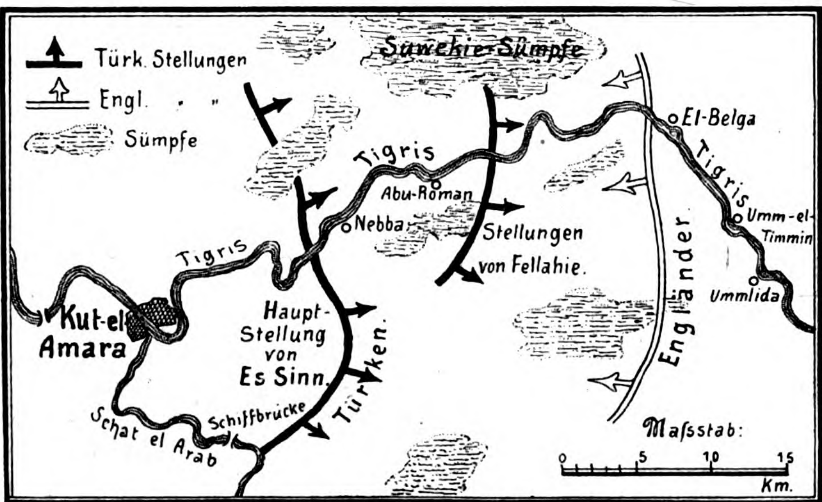
Zum verschärften U-Bootkrieg. Englische, von Zerstörern begleitete und nach Italien bestimmte Kohlenflotte wird im Mittelmeer von deutschen Unterseebooten mit Erfolg angegriffen.

Nach einem Originalgemälde von Robert Schmidt-Hamburg.

abteilungen frontal an, während eine Reiterbrigade südlich vom Tigris gegen den linken Flügel vorzugehen versuchte. Da sich die Bemühungen der beiden Kavallerieregimenter als erfolglos erwiesen, setzten die Engländer an ihrer Stelle ebenfalls Infanterie zum Sturme an, die jedoch auch abgeschlagen wurde.

In der folgenden Nacht nahmen die Engländer abermals die gesamte Front sowie auch die rückwärtigen Verbindungen der Türken unter heftiges Feuer und gingen am 1. Februar südlich vom Tigris mit starken Kräften in einem mächtigen Angriff vor. Unter dem Drucke bedeutender zahlenmäßiger Überlegenheit des Feindes mußten die Türken an einer besonders nachdrücklich angegriffenen Stelle bis zur zweiten Linie zurückweichen, wo der Vorstoß zum Stehen kam. An den anderen Punkten war der Angriff nach erbittertem Handgemenge abgewiesen worden. Als die Engländer nachher auch gegen die zweite Linie vorgehen wollten, wurden sie scharf abgewiesen. Ein Versuch englischer Reiterei nebst Artillerie, längs des Tigris vorzudringen, wurde schon durch das Feuer der türkischen Kanonenboote an der Entwicklung gehindert.

Wenige Tage später erneuerte der Feind, der inzwischen weitere Verstärkungen erhalten hatte, seine Angriffe, deren Schwerpunkt wiederum auf den türkischen Stellungen südlich vom Tigris lag. Der erste Vorstoß scheiterte vollkommen, und als es bei einer Wiederholung desselben den Engländern gelang, in die vorderste türkische Grabenlinie einzudringen, wurden sie während eines mit äußerster Erbitterung durchgeführten Handgranaten- und Bajonettkampfes sehr rasch wieder hinausgeworfen. Diesem hartnäckigen Ringen folgten einige Tage leichteren Geplänkels.



Kartenskizze zu den Kämpfen um Kut-el-Amara.

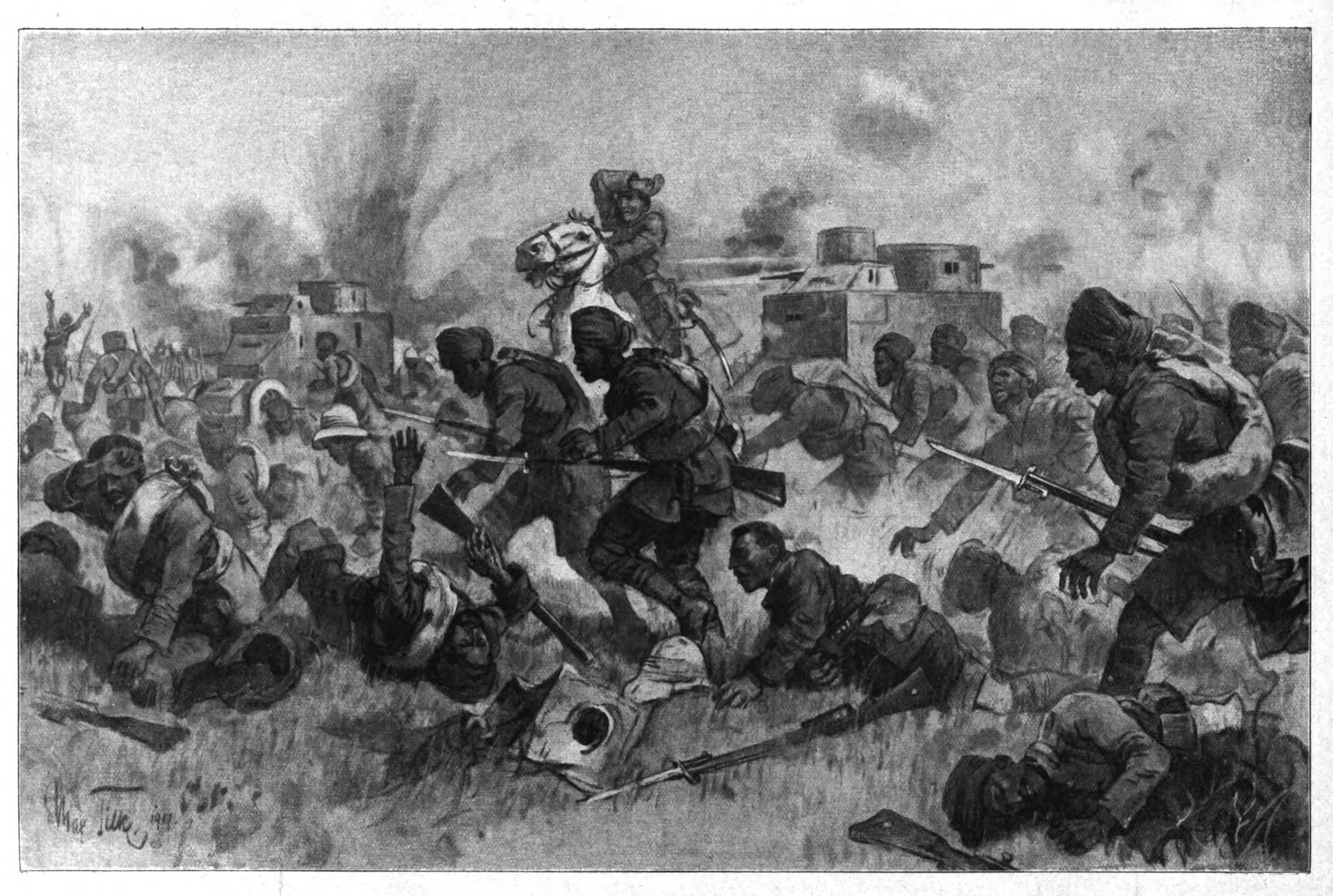
Aussagen von Gefangenen war zu entnehmen, daß während des Kampfes vom 1. Februar auf englischer Seite zwei Bataillone, jedes in einer Gefechtstärke von 700 Mann, völlig vernichtet wurden und der Gesamtverlust der Engländer sich an diesem heißen Kampftage auf mehr als 2000 Tote belief.

Erst am 9. Februar wurden die Kämpfe wieder heftiger; sie entwickelten sich zu einer Schlacht, die ihren Höhepunkt am 17. Februar erreichte. Die Engländer griffen, unterstützt durch starke, mit reichlicher Munition ausgerüstete Artillerie, energisch an. Das Ergebnis war recht unbedeutend. Die Stellung von Fellahie wurde gegen alle wütenden Anstürme gehalten; nur einige südlich von Kut-el-Amara am Tigris gelegene Grabenstücke gaben die Türken auf. Kut-el-Amara selbst sowie die umliegenden Stellungen konnten sämtlich behauptet werden. In dieser Schlacht setzte der Gegner die stärksten, bisher auf diesem Kriegschauplatz verwendeten Verbände ein; so zum Beispiel trieb er gleichzeitig vier Brigaden Infanterie zum Sturme gegen die Stellungen von Fellahie vor, ohne jedoch mit diesen Massen den Durchbruch erreichen zu können. Von den vier



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Idyll am Kanal von Basra am westlichen Ufer des Schat-el-Arab, von wo die Engländer auf einer neu angelegten Schmalspurbahn ihren Munitionsnachschub an die Irakfront bewirkten.



Ein unter Aufopferung indischer Hindutruppen von den Engländern unternommener Ansturm bei Kut-el-Amara.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.

Brigaden wurden drei glatt abgeschlagen, die vierte, farbige Engländer, ging bei dem türkischen Gegenstoß zugrunde. Die von den Türken wiedereroberten Gräben waren mit Leichen der Feinde gefüllt.

Die Schlacht ging zu Ende. Die Angriffskraft der Engländer, die in diesem blutigen Ringen über 30000 Mann verloren hatten, begann langsam zu erlahmen. Immer neue Schiffe mußten sie mit Verwundeten beladen und Tausende ihrer besten Truppen lagen tot vor den türkischen Stellungen. Die indischen Regimenter hatten besonders schwer gelitten.

Am 22. Februar tasteten die Engländer wieder vor und besetzten nach leichtem Gefecht die nur von Sicherungstruppen gehaltene Stellung von Sannaiyat. Weitere Vorstöße zu Aufklärungszwecken und nachfolgende ernstere Unternehmen waren zu erwarten, denn in England forderte man die Besitzergreifung von Mesopotamien.

Aus Indien und Ägypten waren neue Regimenter eingetroffen und die englische Heeresleitung sah sich nun in der Lage, erneut energisch vorzugehen. Auf türkischer Seite war der mächtige Nachschub an Truppen und Kriegsmaterial, den die Engländer erhielten, nicht unbemerkt geblieben; ihre Armee stand jetzt vor einem sehr schweren Entschlusse. Angesichts der erdrückenden Übermacht des Gegners war die Annahme einer neuen Schlacht zur Deckung von Kut-el-Amara außerordentlich gewagt. Die Schwäche der eigenen Stellung lag auf dem rechten Flügel, wo eine von den Engländern mit Übermacht durchgeführte Umfassung die Lage der gesamten Armee sehr gefahrvoll gestalten konnte. So entschloß man sich denn, Kut-el-Amara zu räumen. Artillerie und Bagagen sowie alle Vorräte wurden nach und nach zurückgezogen, dann verließ die Besatzung die Stellungen, starke Nachhuten zurücklassend, die sich in lebhafte Gefechte mit dem Gegner verwickelten, um den Abmarsch zu verschleiern und darauf selbst nach und nach abzuziehen, bis endlich nur noch Kavallerie den Engländern gegenüberstand. Durch das kräftige Auftreten der Nachhuten ließen sich die Engländer tatsächlich täuschen, und erst als auch die türkische Reiterei der Hauptmacht folgte, wurde ihnen die Rückzugsbewegung klar. Sie stießen nun mit Macht auf Kut-el-Amara vor und besetzten diesen Platz, dessen glorreiche „Wiedereroberung" sofort in alle Welt hinaus gekabelt wurde. Als sich aber die Engländer zur Verfolgung anschickten, um dem zurückgehenden Gegner gänzlich den Garaus zu machen, fanden sie zu ihrer unangenehmen Überraschung die Straßen durch starke türkische Nachhuten gesperrt, die teilweise selbst zum Gegenstoß übergingen. Während die Engländer so aufgehalten wurden, richtete sich die Hauptmasse des türkischen Heeres ruhig in einer neuen, günstigeren Stellung ein, gegen die die Engländer schon im Laufe der nächsten Tage mehrere Angriffe ansetzten. An der Mündung des Diala in den Tigris kam es nochmals zu einem sehr harten Kampfe. Die Türken wehrten sich verzweifelt, als aber die Engländer immer neue Massen heranzogen, neigte sich der Sieg zugunsten der Übermacht, und schweren Herzens gab der türkische Oberbefehlshaber den Befehl zur Räumung Bagdads. In voller Ruhe wurde diese ausgeführt; dann brachen die Truppen staffelweise das Gefecht ab und gingen zurück. Bagdad gehörte den Engländern.

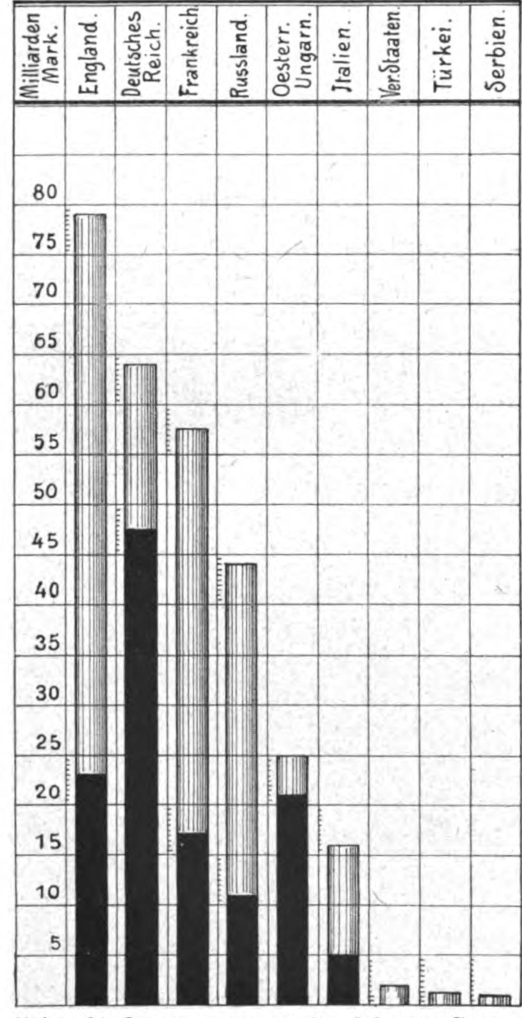


Abb. I. **Die Kriegsausgaben der kriegführenden Staaten vom August 1914 bis zum 6. Februar 1917 in Milliarden Mark.**

Die schwarzen Teile der Blöcke bezeichnen die durch feste Anleihen aufgenommenen Beträge.

Die Ausgaben für den Krieg.

Von Fab. Landau.

(Hierzu die bildlichen Darstellungen Seite 238 und 239.)

Die Geldbeträge, die von den Landesverbänden, Stadtverwaltungen, Vereinigungen und Privaten als freiwillige Gaben, Hilfen und Unterstützungen an die Krieger und die Zivilbevölkerung verausgabt wurden, entziehen sich jeder Berechnung.

Als Ausgaben für den Krieg können wir somit nur die reinen baren Ausgaben, die von den Staaten zur Finanzierung des Krieges seit August 1914 aufgebracht wurden, in Betracht ziehen.

Eine genaue, reinliche Scheidung der von den einzelnen Regierungen seit August 1914 nur für diesen Zweck beanspruchten Kredite und verausgabten Beträge läßt sich nur bei Deutschland durchführen, indem hier von der Regierung außerordentliche Kriegskredite gefordert werden.

In England und Frankreich wird der gesamte Staatshaushalt, in dem auch die Kriegsausgaben enthalten sind, als „Etat" aufgestellt, mittels der Zölle, Steuern und so weiter gedeckt und der fehlende Betrag durch Kredite (schwebende und feste Schulden) ergänzt.

In Rußland wurden vom Kaiser Anleihen ausgeschrieben und die Papierrubelpresse in Tätigkeit gesetzt.

In Österreich-Ungarn und anderen Ländern wird Geld für den Krieg größtenteils durch Anleihen beschafft.

Bei Berücksichtigung aller seit dem 1. August 1914 erfolgten Veröffentlichungen über bewilligte Kredite, Etatsvorlagen, Berichte der Finanzminister, aufgenommene Anleihen, ausgegebene Schatzanweisungen, Bons, Schecks und dergleichen haben wir nachstehende Ergebnisse gefunden.

Die Umrechnung der verschiedenen Landeswährungen in deutsche Reichswährung erfolgte nach folgenden Sätzen: 1 Pfund Sterling = M. 20,40, 1 türkisches Pfund = M. 18.—, 1 Dollar = M. 4.20, 1 Escudas = M. 3.83, 1 Rubel = M. 2.16, 1 Jen = M. 2.10, 1 niederländischer Gulden = M. 1.70, 1 österreichisch-ungarische Krone = M. —.85, 1 Frank, Lira, Lei = M. —.80.

	Millionen M.
England	78 581
Deutschland	64 000*)

*) Den vom Deutschen Reichstage am 23. Februar 1917 der Regierung bewilligten Kredit von 15 Milliarden Mark haben wir noch nicht als Ausgabe betrachtet.

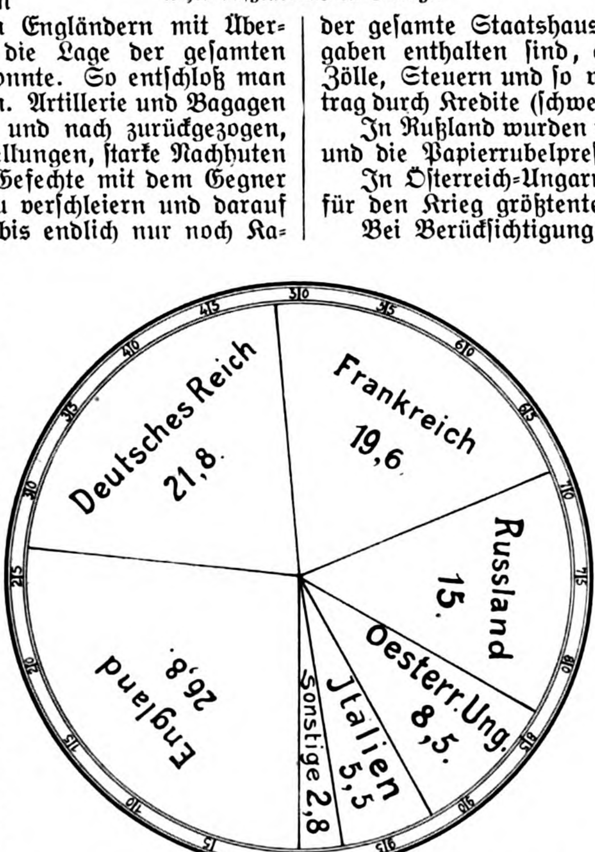


Abb. III. **Prozentualer Anteil der kriegführenden Staaten an den Gesamtausgaben für den Krieg im Betrage von 293 Milliarden Mark.**

	Millionen M.
Frankreich	57 600
Rußland	44 071
Österreich-Ungarn	25 010
Italien	16 000
Vereinigte Staaten von Nordamerika	2 100
Türkei	1 412
Serbien	1 120
Niederlande	765
Rumänien	640
Schweiz	520
Bulgarien	500
Japan	294
Belgien	240
Portugal	115

Mit einer Summe von mindestens 293 Milliarden Mark ist im wirtschaftlichen Gebaren, seit die Welt besteht, nicht gerechnet worden; derartige Zahlen sind nur zur Bezeichnung von Entfernungen im Weltall gebraucht worden.

Um unserem Begriffsvermögen zur Beurteilung der Höhe dieser Summe etwas zu verhelfen, führen wir hier die Werte einiger Haupterzeugnisse der Weltwirtschaft an. — Der Wert der im Jahre 1914 auf der nördlichen Erdhälfte und 1914/15 auf der südlichen Erdhälfte geernteten wichtigsten Nährfrüchte war (die Preise sind die Großhandelspreise in Deutschland aus dem Jahre 1913 und zwar Durchschnittspreise von acht Hauptmärkten):

Nr. in Abb. IV		Millionen Doppelztr.	Preis Mark	Millionen Mark
1	Weizen	976	22.50	21 960
2	Reis	544	23.—	12 512
3	Hafer	619	16.80	10 399
4	Mais	947	8.50	8 049
5	Roggen	433	16.75	7 253
8	Kartoffeln	1584	3.75	5 940
9	Gerste	305	16.33	4 981

7 Hierzu die Baumwollernte im Werte von 6 232 Millionen Mark.

11 Die Edelmetallgewinnung der Welt stellte sich im letzten Betriebsjahre: Gold 684 348 Kilogramm im Werte von 1910 Millionen Mark, Silber 6 596 000 Kilogramm im Werte von 498 Millionen Mark.

6 Der Wert der auf der Erde geförderten Stein- und Braunkohlen betrug im Durchschnitt der letzten Jahre jährlich 7150 Millionen Mark.

10 An Erzen wurden gewonnen im letzten Berichtsjahr (der Wert nach den Durchschnittspreisen der Einfuhr in Deutschland berechnet): Eisenerz 2491 Millionen Mark, Kupfererze 733 Millionen Mark, Bleierze 274 Millionen Mark, Zinkerze 233 Millionen Mark.

Der Gesamtwert aller dieser in einem Jahre erzeugten Artikel war somit nur 90 615 Millionen Mark.

12 Um den Kreis der bildlichen Darstellung weiter zu füllen, nehmen wir die Edelmetallgewinnung der Welt seit 1493.

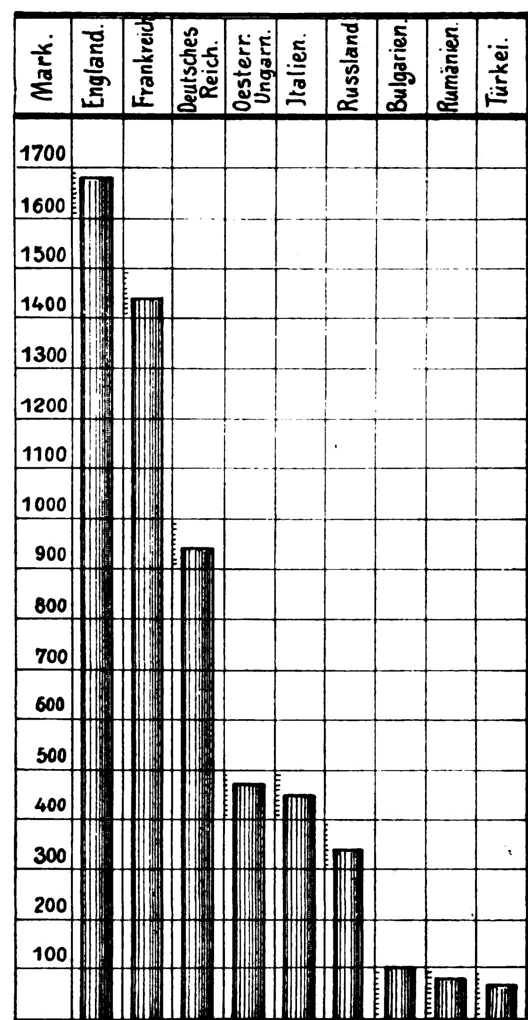


Abb. II. Die Kriegsausgaben der kriegführenden Staaten vom August 1914 bis zum 6. Februar 1917 auf den Kopf der Bevölkerung berechnet.

Seit damals bis zum Jahre 1917 sind gewonnen: Gold 22 941 386 Kilogramm im Werte von 64 006 Millionen Mark und 351 644 967 Kilogramm Silber im Werte von 52 102 Millionen Mark.

Alle diese Werte decken erst $70^1/_2$ Prozent der Summe, die in zweieinhalb Jahren für den Krieg verausgabt wurde.

Die bildlichen Darstellungen zeigen in Abbildung I die Höhe dieser Summe; die schwarzen Teile der Blöcke bedeuten die Höhe der Beträge, die von den einzelnen Staaten auf feste Anleihe aufgenommen wurden.

Abbildung II veranschaulicht die jeweiligen auf den Kopf der Bevölkerung entfallenden Beträge.

Aus Abbildung III ist der prozentuale Anteil der einzelnen Staaten an den Gesamtausgaben bis zum 6. Februar 1917 zu ersehen.

Abbildung IV bringt den Wert der einzelnen Erzeugnisse in demselben Maßstabe wie Abbildung III.

Motorboote im Kriegsdienst.

Von Oberingenieur C. E. Heymann, Bootsoffizier im Freiwilligen Motorbootkorps.

(Hierzu das Bild auf Seite 240.)

Zu den Neubildungen des Heeres, die für den gegenwärtigen Feldzug aufgestellt wurden, gehört auch das Freiwillige Motorbootkorps, dessen Schaffung durch Allerhöchste Kabinettsorder am 30. September 1914 genehmigt wurde. Der gesamte deutsche Wassersport, Ruderer, Segler, Motorbootfahrer aus den Kreisen des organisierten Sportwesens und Wassersporttreibende ohne sonstigen Anschluß folgten in Scharen dem Aufruf zum Beitritt. Viele hundert Freiwillige meldeten sich als Bootsführer, Maschinisten oder Matrosen oder stellten ihr Boot der Heeresverwaltung zur Verfügung, so daß der Bedarf an Booten und namentlich an Mannschaften bald überreichlich gedeckt war.. Kein Wunder, denn die Vaterlandsliebe hat im Sport eine gedeihliche Pflegestätte, und sein Ziel ist Sieg über den Gegner.

Der Kaiser verlieh den Mitgliedern des Korps, die Boote führten, Offiziersrang und den Maschinisten Unteroffiziersrang, sowie den Booten eine besondere Flagge, schwarz-weiß-rot mit dem Reichsadler in der Mitte. Als Uniform wurde die kleidsame Klubtracht beibehalten mit militärischen Rangabzeichen auf Rock und Mantel, sowie Kokarde an der Mütze.

Als Bewaffnung hatten sich die Offiziere ein kurzes Seitengewehr sowie eine Handfeuerwaffe, Maschinisten und Mannschaften ein Seitengewehr selbst zu beschaffen. Ein Teil der Boote wurde sogar mit Maschinengewehren ausgerüstet, die Mannschaften in deren Bedienung ausgebildet oder durch Maschinengewehrschützen ergänzt.

Wie glänzend sich das deutsche Organisationstalent auch auf diesem Sondergebiet bewährte und wie fleißig vorgearbeitet worden war, möge der Umstand beweisen,

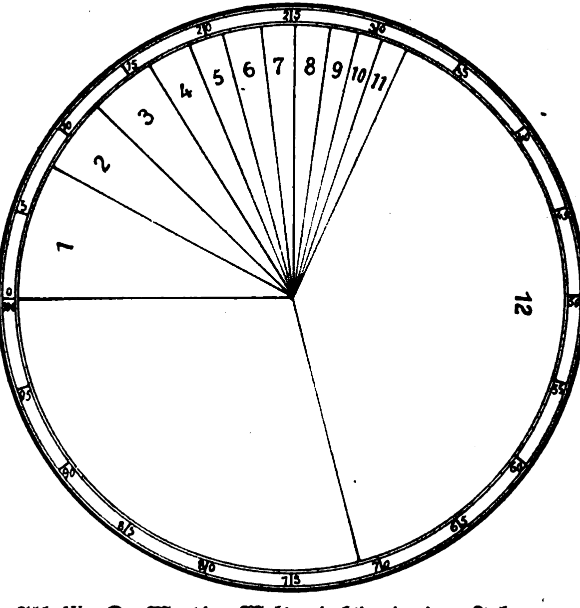


Abb. IV. Der Wert der Weltproduktion in einem Jahre an: 1. Weizen, 2. Reis, 3. Hafer, 4. Mais, 5. Roggen, 6. Stein- und Braunkohlen, 7. Baumwolle, 8. Kartoffeln, 9. Gerste, 10. Erzen, 11. Edelmetallen, der zusammen 90 615 Millionen Mark beträgt, sowie 12. der Edelmetallgewinnung seit 1493 (116 108 Millionen Mark) im Verhältnis zu den Gesamtausgaben für den Weltkrieg.

daß schon dreiundvierzig Stunden nach Eintreffen der kaiserlichen Genehmigung zur Bildung des Korps die ersten Bootsflottillen sowohl nach dem Osten wie nach dem Westen von Berlin aus ins Feld geschickt werden konnten.

Welche Dienste die vornehmen, für den Kriegsdienst jedoch einheitlich grau gestrichenen, sonst nur dem Sport und dem Vergnügen dienenden Motorboote mit ihren empfindlichen Maschinen im Felde, im Sommer sowohl wie im Winter, leisteten, mögen folgende kurze Tätigkeitsberichte zeigen.

Auf der Weichsel bis in die Nähe von Warschau klärten Maschinengewehrboote auf und sicherten die rückwärtigen Verbindungen gegen Kosakenschwärme. Sie kamen häufig in Gewehrfeuer — einzelne von ihnen wurden von vielen Kugeln getroffen und förmlich durchsiebt — und wurden auch durch Minensperren und treibende Balken bekämpft. Ohne größere Verluste konnten die wackeren Freiwilligen jedoch die erlittenen Schäden stets wieder ausbessern. Erst schwerer Eisgang auf der Weichsel nötigte sie zum Rückzug in den Hafen, doch beteiligten sie sich an eisfreien Tagen sofort wieder am Etappendienst.

In ähnlicher Weise waren Flottillen in Ostpreußen auf dem Njemen tätig und drangen vereint mit bewaffneten Dampfern sowie mit Seitendeckungen von Infanterie und Kavallerie wiederholt weit nach Rußland hinein vor.

Im Frühjahr nahmen Motorboote zur Unterstützung der deutschen Weichselflotte wieder den Dienst auf dieser wichtigen Wasseretappenstraße auf.

In Belgien bot sich den Motorbooten ein noch viel ausgedehnteres Betätigungsfeld.

Zahllose Aufgaben fanden sie auch im Winter, der in Belgien eisfrei blieb, im Aufklärungsdienst auf den durch unzählige Hindernisse gesperrten Gewässern. Sie meldeten den Pionieren und Eisenbahntruppen den Zustand der zerstörten Eisenbahnbrücken zwecks deren Beseitigung oder Wiederherstellung und suchten sogar in den Kanälen und Flüssen versenkte Kanonen der Belgier auf. In den Häfen Antwerpen, Gent, Brügge lagerte reiche Beute, zu deren Abführung wie auch zur Herbeischaffung von Schanzmaterial an die Front Schiffe und Schleppdampfer beschlagnahmt werden mußten. Nach monatelanger Arbeit kam dann der gesamte Binnenschiffahrtsbetrieb wieder in Gang.

Oft wurden die Boote von feindlichen Fliegern angegriffen, die sie mit Maschinengewehrfeuer abwehrten. Auch auf Grenzwache fanden viele Boote Verwendung, um den Schiffahrtsverkehr zu überwachen und um belgische Überläufer daran zu hindern, nach Holland überzutreten, von wo aus sie wieder zu den Resten des belgischen Heeres zu stoßen versuchten.

Mir selbst war es vergönnt, mit dem ersten deutschen Boote die belgisch-französische Grenze zu überschreiten. Bei Cambrai lagen über 250 mit Kohlen beladene, für Paris bestimmte Schiffe, die der deutschen Verwaltung zugeführt wurden, und selbst die mit Grubenholz für die französischen Kohlenzechen beladenen Schiffe wurden von uns wieder nach Belgien zurückbefördert, so daß den Parisern die Kohlen recht knapp wurden.

Aber nicht nur bei der Armee, sondern auch bei der Marine kamen zahlreiche Motorboote des Korps zu sehr nützlichen Diensten zur Verwendung, wobei eine ganze Anzahl Mitglieder des Korps sich im Felde das Eiserne Kreuz erwarben.

Der Kaiser hat neuerdings genehmigt, daß das Freiwillige Motorbootkorps in Zukunft die Bezeichnung „Kaiserliches Motorbootkorps" führt. Die Mitglieder tragen an beiden Unterärmeln des Rockes eine mattfeldgrau gestickte Kaiserkrone.



Motorboote im Kriegsdienst.
Ein Motorboot mit einem Torpedoboot auf der Streife.

Feldmarschalleutnant Alexander Szurmay.

(Hierzu das Bild Seite 225.)

Weit über Ungarns, seines engeren Vaterlandes, Grenzen hinaus ward der inzwischen auch zum ungarischen Honvedminister ernannte Feldmarschalleutnant Alexander Szurmay in diesem Weltkrieg bekannt. Er ist eine geradezu typische Gestalt, der echte schneidige ungarische General, ein Mann von großer Herzensgüte, von gewinnender Liebenswürdigkeit, dabei aber streng und kühn, ein Mann der Tat, ein echter Draufgänger. Und doch saß er vor dem Krieg lange Jahre im Büro, war ein Meister der Feder und hat sich um die Ausgestaltung der Honved große Verdienste erworben.

Im Jahre 1860 zu Bokſanbanya geboren, machte er die Ludovika-Akademie in Budapest durch und wurde Leutnant in einem Honvedinfanterieregiment. Verhältnismäßig früh besuchte er die Kriegschule in Wien und wurde dem Generalstab zugeteilt. Später kam er in das Honvedministerium, das er dann nur noch für kürzere Dienstleistungen bei der Truppe verließ und in dem er 1907 Sektionschef wurde. Als der Weltkrieg ausbrach, war er Staatssekretär dieses Ministeriums, er ruhte aber nicht, bis ihm das Kommando einer Infanterietruppendivision übertragen wurde und er so tatsächlich das Schwert mit der Feder vertauschen konnte.

Sehr bald erbrachte er glänzende Beweise seines praktisch-militärischen und strategischen Könnens, seiner Tatkraft und seines kühnen Mutes. Er wurde infolgedessen mit wichtigen Aufgaben betraut, und es war ihm vergönnt, den von ihm so heiß geliebten ungarischen Boden zweimal vom Feinde, den eingedrungenen Russen, zu säubern. Als im November 1914 die Kosaken in das Ungtal bis Homonna vorgedrungen waren, wurde ihnen Feldmarschalleutnant Szurmay als Kommandant einer eigenen Armeegruppe entgegengestellt. Er trieb sie mit seinen tapferen Scharen in kühnem Vorgehen über die Karpathen (vgl. Band I Seite 474), nachdem er durch ein schneidiges Manöver Homonna entsetzt hatte, und verfolgte den Feind bis Neu-Sandec. Durch seinen erfolgreichen Zug hat er sich mittelbar auch um den überaus wichtigen Sieg der österreichisch-ungarischen Truppen bei Limanowa (vgl. Band II Seite 130) sehr verdient gemacht.

Später befehligte Feldmarschalleutnant Szurmay im Verband der Armee des Generalobersten Boroevic. Er erzielte insbesondere am Uzsoker Paß neue glänzende Erfolge und spielte mit seinen Truppen bei der endgültigen Vertreibung der Russen aus Ungarn und den Karpathen eine wichtige Rolle.

Es ist begreiflich, daß ein Heerführer von den persönlichen Eigenschaften und den Erfolgen Szurmays von seinen Soldaten, insbesondere von denen magyarischer Nationalität, in einer Weise verehrt wird, die an Vergötterung grenzt.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

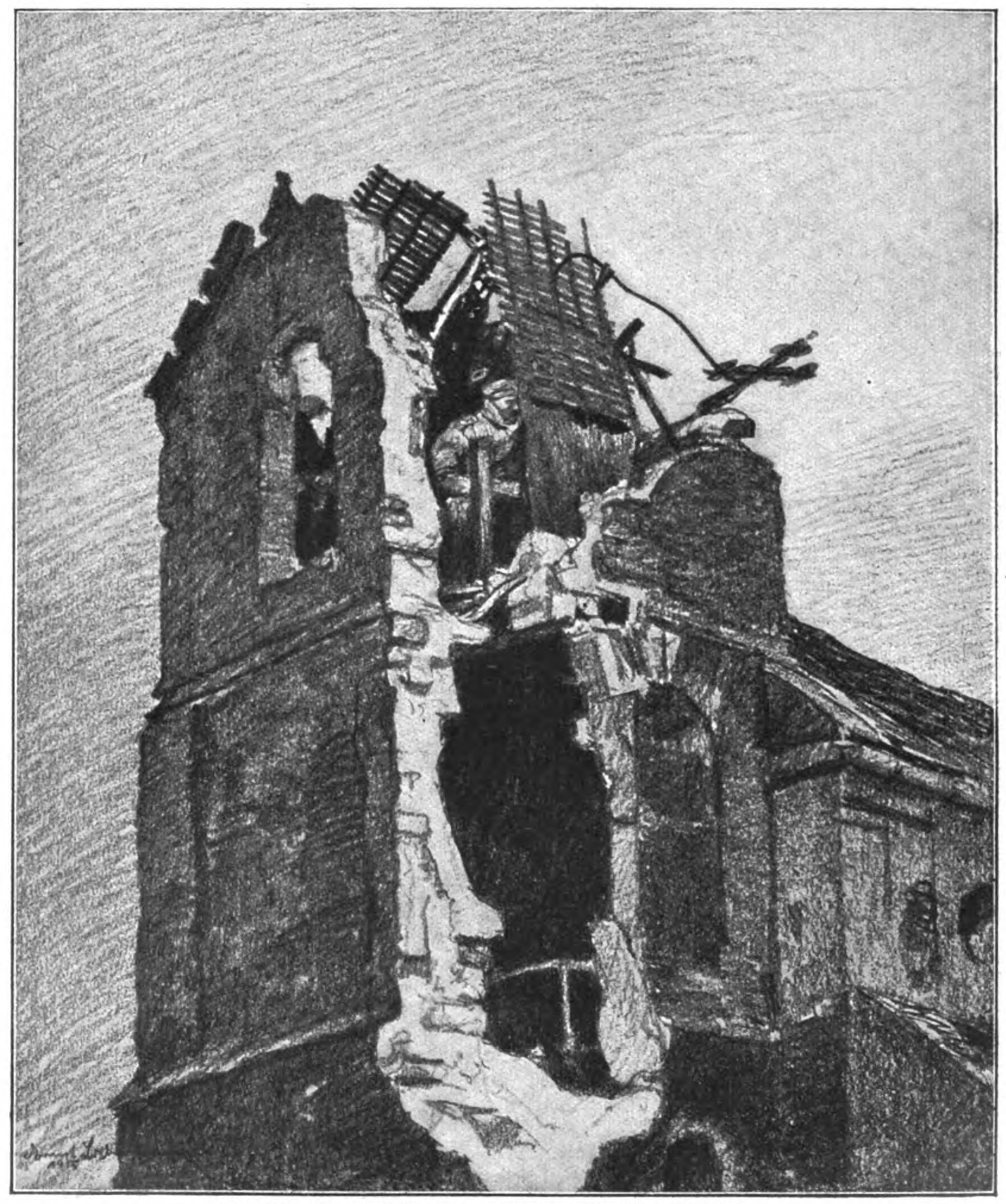
(Fortsetzung.)

Gegen Ausgang des Monats Februar und zu Anfang des Märzes gab es an der deutschen **Westfront** lebhafte Erkundungskämpfe, die mitunter in umfangreichere Kampfhandlungen übergingen und namentlich auf dem nördlichen Teile der Front, auf dem Engländer standen, die Vorboten für nahe bevorstehende größere Zusammenstöße zu sein schienen. So wuchs in den Abschnitten von Armentières, bei Cernay in der Champagne, zwischen Maas und Mosel, bei Ypern, an der Somme und bei Arras das Artilleriefeuer am 25. und 26. Februar zu bedeutender Wucht an. Ihm folgten starke Angriffe, die von den Deutschen in kraftvoller Gegenwehr abgewiesen wurden. Am folgenden Tage setzten die Franzosen an vier Punkten bei Markirch in den Vogesen Aufklärungsabteilungen an. Auf dem linken Maasufer unterhielten sie tagsüber ein starkes Wirkungsfeuer und schickten in der Nacht starke Abteilungen gegen die deutschen Gräben nordöstlich von Avocourt vor. Ein Erfolg war ihnen weder hier noch dort beschieden.

Während sich so auf allen Teilen der Front der Feind in fieberhafter Tätigkeit zeigte, vollzog sich zu beiden Seiten der Ancre in einer Gesamtbreite von zunächst 20 Kilometern, etwa zwischen Gommecourt und über Le Transloy hinaus (siehe die Karte Seite 244/245), die schon auf Seite 211 erwähnte, lange vorbereitete strategische Bewegung der Deutschen, die eine beträchtliche Abflachung des vorspringenden Frontbogens und damit eine wesentliche Verkürzung der Kampflinie bezweckte. Sie glückte in vollem Maße, während kleine entschlossene Maschinengewehrabteilungen einen Schleier über die Stellungsverlegung der Deutschen breiteten und den mit überlegenen Streitkräften nachdrückenden Feind aufhielten. Wie das ihm überlassene Gebiet aussah, zeigen unsere Bilder auf Seite 242 und 243. Die französischen Dörfer waren durch die Geschosse der Engländer völlig zerstört, teilweise so vollständig vom Erdboden vertilgt, daß nach dem Eingeständnis englischer Berichterstatter nicht einmal die Feinde selbst sicher wußten, ob sie sich in, vor oder hinter den eroberten Dörfern befanden; es gab überall nur ein weites Feld von Granattrichtern in den verschiedensten Größen, zerschossene Gräben und zerstörte Unterstände ehemaliger deutscher Truppenlager.

Was dem Feinde nur irgendwie von Nutzen hätte sein können, war von den Deutschen vernichtet worden. Häuserreste und Deckungen wurden gesprengt; jeder Schritt vorwärts führte den Feind in neue, geschickt angelegte deutsche Hinterhalte hinein. Hoch war der Blutzoll, den die Deutschen auch jetzt noch für jedes Vordringen in das aufgegebene Gebiet verlangten. Die englische Artillerie, die das ganze Gelände mit Granaten zudeckte, vermochte nicht, die verwegenen deutschen Abteilungen zu vertreiben, die, tagelang auf sich selbst angewiesen, in dem geräumten Gebiet versteckt waren. Solange diesen Munition und spärliche Nahrung zur Verfügung stand, und solange die Engländer nicht ganz außerordentlich überlegene Kräfte zu ihrer Überwältigung ansetzten, nachdem sie vorher unter großen Opfern festgestellt hatten, wie und wo Massenangriffe gegen die verborgenen deutschen Truppen anzusetzen wären, ließen die Verteidiger den Feind in Stacheldrahtgassen und andere Hindernisse, die genau in dem Schußfelde der Maschinengewehre lagen, hineinschlüpfen und hämmerten ihn dann unbarmherzig nieder.

Allmählich hörten die Engländer auch auf, von Siegen zu berichten. Auf die Frage nach der Siegesbeute blieben sie die Antwort schuldig. Das war kein Wunder, denn es gab in den deutschen Stellungen keine Beute. Geringe Reste der allertapfersten und kühnsten Abteilungen, die



Deutscher Beobachtungsposten auf einem Kirchturm im Westen.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Ernst Liebermann.

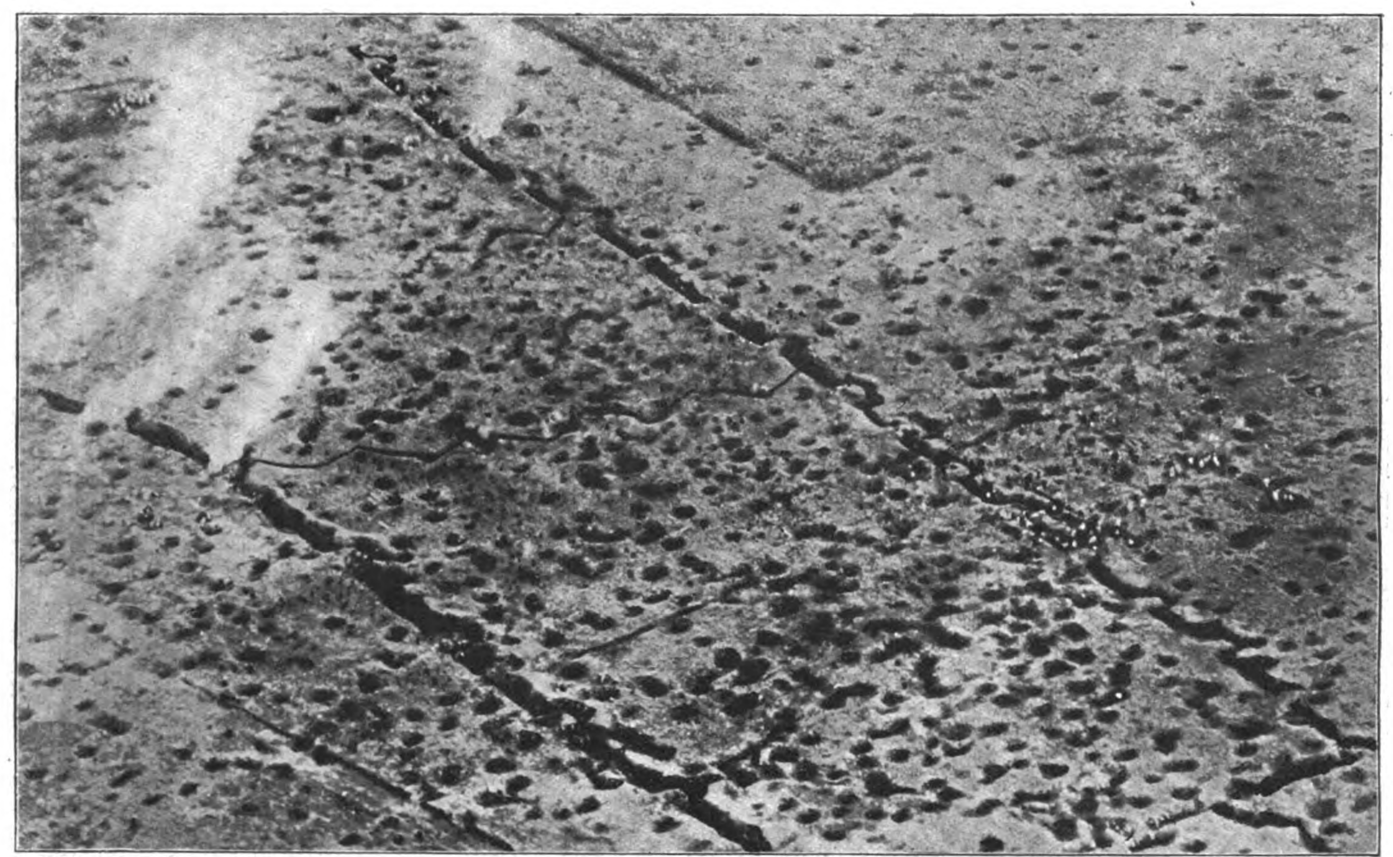
buchstäblich ihre Stellungen bis zum Äußersten verteidigten, wurden gefangen genommen, aber mit diesen einzelnen Leuten konnte man doch keinen Sieg auf einer Zwanzigkilometerfront beweisen. Die Deutschen dagegen brachten bis zum 28. Februar an der Ancre 11 Offiziere, 174 Mann und 4 Maschinengewehre ein. Das Vorfeld der deutschen Stellungen war an diesem Tage noch völlig in der Gewalt der deutschen Truppen. Ihre überlegene Schulung im Bewegungskampfe, der zu ihrer Genugtuung einstweilen in dem geräumten Gebiete ausschlaggebend war, gab ihnen zu kühnen Handstreichen reiche Gelegenheit und kostete den Engländern viele Mannschaften. Vor allem beherrschte auch die deutsche Artillerie das preisgegebene Gelände bis in den letzten Winkel. Eine feindliche Batterie, die bei Warlencourt in Stellung gehen wollte (siehe Bild Seite 247), zog im Nu deutsche Granaten auf sich und wurde vollkommen vernichtet.

Die Engländer wollten sich dann auch über die geräumten Linien, die über Bapaume hinaus einen nun ausgeglichenen Vorsprung der deutschen Stellungen gebildet hatten, vorschieben. Bei Le Transloy und Sailly griffen sie am 23. Februar nach starker Feuervorbereitung mit großen Massen an; ihre hartnäckigen Versuche scheiterten jedoch fast durchweg. Nur an einzelnen Punkten kam der Feind in die deutschen Gräben der vordersten Linie hinein. Der nächste Tag brachte ihm aber auch dort die Vernichtung oder Gefangenschaft. An dieser Stelle und im Ancregebiete wurden 30 Engländer gefangen und 3 Maschinengewehre eingebracht.

Am 1. März kämpften die Engländer mit dem gleichen Mißerfolg bei Ypern, Arras und Souchez. Die Infanteriegefechte des nächsten Tages waren zu beiden Seiten der Ancre ungewöhnlich heftig; die Engländer verloren dabei 60 Gefangene und 8 Maschinengewehre. Auch bei Gommecourt büßten sie Tags darauf Gefangene und 2 Maschinengewehre ein. Bei Bouchavesnes wagten sie am 4. März auf einer Breite von 2 Kilometern einen größeren Sturmangriff. Sie gelangten in die vorderste deutsche Linie hinein, wurden dort aber von beiden Flanken her im Gegenangriff gefaßt und mit großen Verlusten zurückgeschlagen. Westlich von Wytschaete konnten die Engländer am 8. März nicht verhindern, daß die Deutschen in ihre Gräben eindrangen und sich daraus 37 Gefangene, 2 Maschinengewehre und einen Minenwerfer holten.

Die Franzosen hatten den Engländern den nördlichen Teil der Front, etwa bis Roye, überlassen und dadurch Mannschaften freibekommen, die sie nun zur Verstärkung ihrer übrigen Stellungen verwendeten. Auf ihrer verkürzten Front wurden sie allmählich lebhafter und setzten zahlreiche und starke Erkundungsstöße an. Die Deutschen gaben ihnen in dieser Hinsicht nichts nach. An der Straße Etain—Verdun fielen sie am 3. März in die französischen Gräben ein und holten daraus 3 Maschinengewehre und über 100 Gefangene.

Noch schwerer wurden die Franzosen am Ostufer der Maas gefaßt. Am Courrièreswald brachen die Deutschen nach kräftiger Artillerievorbereitung in etwa 1500 Metern Breite gegen die französischen Stellungen vor und fügten den Feinden schwere Verluste zu. 3 Offiziere und 306 Mann mußten den Deutschen in die Gefangenschaft folgen, die außerdem 6 Maschinen- und 24 Schnelladegewehre erbeuteten. Zu derselben Zeit führten die Deutschen auch einen erfolgreichen Sturm am Fosseswalde aus, durch den sich die Gesamtbeute des Tages auf 578 Gefangene, 16 Maschinen- und 25 Schnelladegewehre erhöhte. Die Verluste der Angreifer waren dagegen unbedeutend.



Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

Das Schlachtfeld von Soyécourt an der Somme. Französische Schützengräben und Granattrichter in allen Größen; links schlagen deutsche Granaten ein.

Zahlreiche, von den Franzosen in ununterbrochener Folge Tag und Nacht unternommene Versuche, ihren Gegnern das gewonnene Gelände streitig zu machen, mißlangen ausnahmslos. Mit besonders starkem Aufwand an Artillerie bereiteten die Franzosen am 6. März einen sorgfältig angelegten Stoß gegen die neuen deutschen Stellungen am Courrièreswald vor. Von fünf Uhr dreißig Minuten bis sieben Uhr nachmittags tobte ein schweres Trommelfeuer über die deutschen Linien hin, nach dem die Franzosen ihrer Sache sicher zu sein glaubten. Sie hatten sich aber getäuscht, denn ihre Angriffe wurden schon im deutschen Vernichtungsfeuer erstickt.

Am 8. März gingen die Franzosen mit starken Kräften an zwei vielumstrittenen und wichtigen Punkten vor: an der Höhe 304 und an der Höhe 185. Gegen den Südhang der Höhe 304 auf dem linken Maasufer stürmten sie abends an, sie wurden aber abgefangen und blutig heimgeschickt. Gleichzeitig hatten die Deutschen in der Nähe, am Walde von Avocourt, ein eigenes, kleineres Unternehmen angesetzt, das sie glücklich durchführten und das ihnen ohne eigene Verluste 6 Gefangene und 2 Maschinen-

gewehre einbrachte. Der französische Vorstoß an der Höhe 185 bei Ripont blieb ebenfalls erfolglos. Südlich von dem Orte lag auf den deutschen Linien ein ungemein heftiges Feuer, das sich gegen drei Uhr zum Trommelfeuer steigerte. Eine Stunde später setzten die Franzosen einen Angriff an, durch den sie die ihnen von den Deutschen am 15. Februar abgenommenen Stellungen zurückerobern wollten. Unter dem Druck stark überlegener französischer Streitkräfte konnten die Deutschen Grabenteile am Südost- und Südwestabhang der Höhe nicht halten. Diese gehörten zu der früheren vierten französischen Linie, lagen also den Franzosen am nächsten. Aber auch dort schafften sich die Deutschen durch sofort eingeleitete Gegenstöße wieder Raum; nur die Champagne-Ferme und ein westlich davon gelegenes Grabenstück blieben im Besitz der Franzosen. Die Höhe 185 selbst vermochten sie jedoch nicht wieder einzunehmen. Um die Ferme wurde am nächsten Tage noch erbittert gerungen; sie wechselte mehrmals den Besitzer. In der Champagne, bei Prosnes, tauchten sogar Russen unter französischer Führung auf; sie holten sich aber bei ihrem Angriffe ebenso blutige Köpfe wie schon so oft in ihrer Heimat bei ähnlichen Gelegenheiten.

Den kräftigsten Schlag des gefechtsreichen Tages führten die Deutschen am Courrièreswalde, wo sie nach kurzem Artilleriefeuer in die feindlichen Linien einfielen, zahlreiche Franzosen niedermachten und nach völliger Zerstörung der feindlichen Verteidigungsanlagen mit 6 gefangenen Offizieren und 200 Mann sowie 2 Maschinengewehren zurückkehrten. Auch an zahlreichen anderen Orten kam es zu Zusammenstößen, so bei Reims und Flirey.

Eine blutige Abweisung erfuhren die Franzosen am 10. März bei neuen Angriffen auf die Höhe 185. Gerade an diesem Punkt hatten die Deutschen mit ihrem Er-



Ansicht der Dorfstraße von Le Transloy.



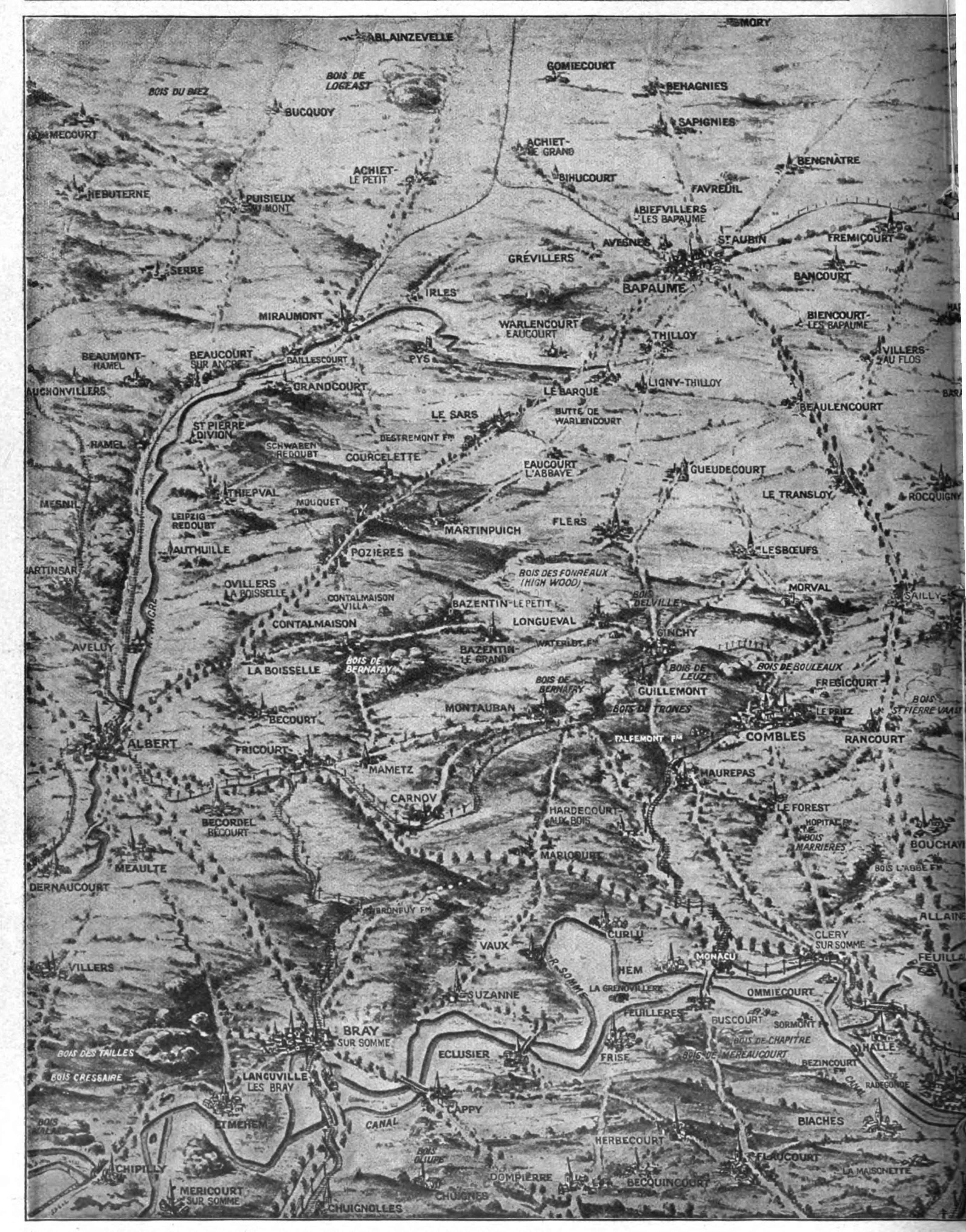
Ein Teil der Straße Bapaume—Le Transloy—Peronne.



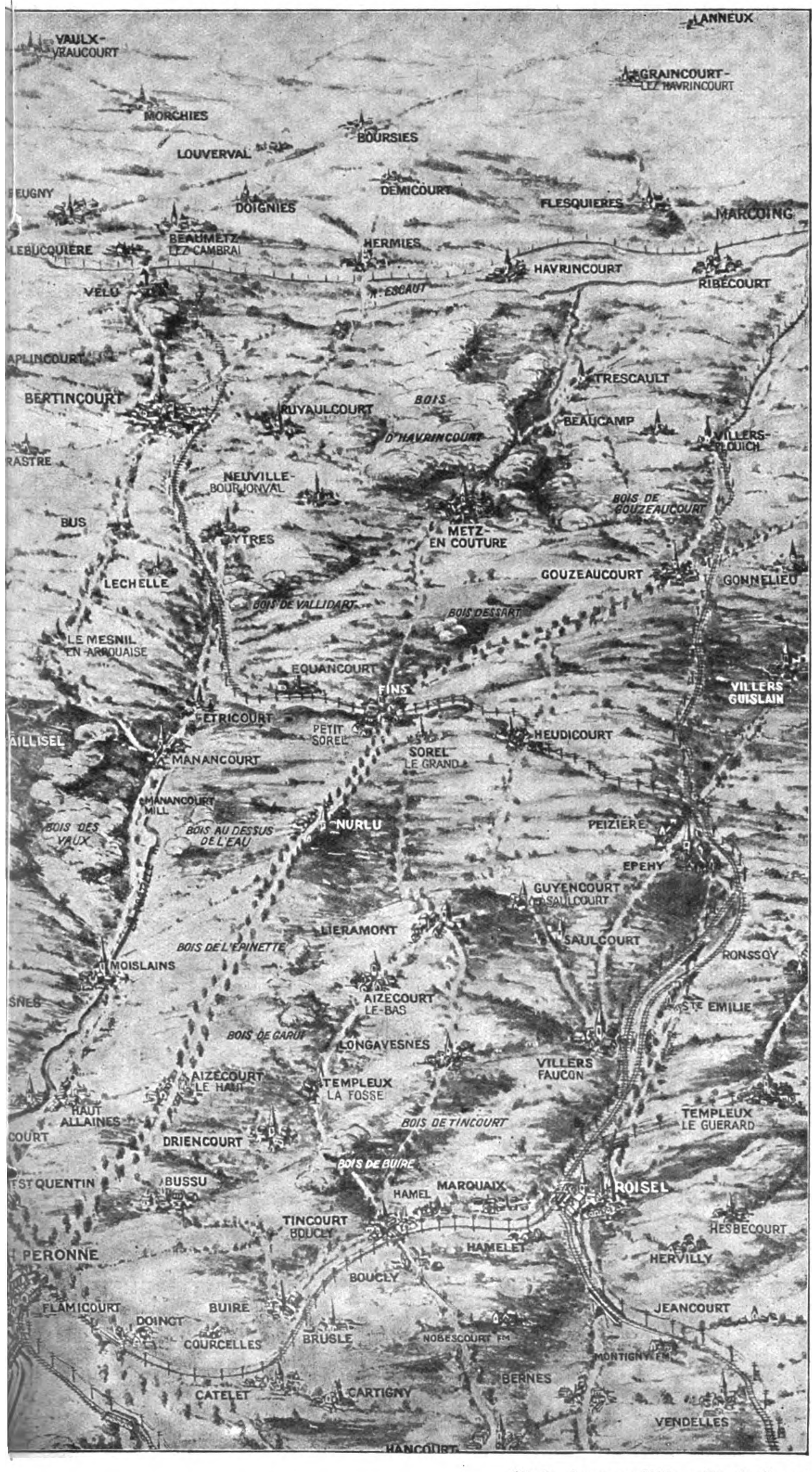
Ein französisches Dorf im Sommegebiet, das dauernd unter englischem Artilleriefeuer lag.

Bilder aus dem von den Deutschen freiwillig geräumten Gebiete zwischen Bapaume und Peronne.

Nach Aufnahmen der Photothek, Berlin.



Das Kampfgebiet an der Somme und Ancre aus der Vogelschau.



Nach einer englischen Darstellung.

folg im Februar anscheinend einem großzügigen französischen Angriff den Boden entzogen, denn sie entdeckten weit vorgeschrittene Vorbereitungen zu einem Gasangriff von riesigem Umfang. Weitere Anzeichen kündeten auf allen Teilen der Westfront die Einleitung großer Unternehmen an.

Hierzu gehörten auch die häufiger werdenden Fliegerkämpfe. Am 25. Februar stiegen auf beiden Seiten gegen Mittag, als die Sonne die Dunst- und Wolkenmassen durchbrach, die Geschwader auf, um den Tag zu nützen. Im Verlauf der sich sehr bald an den verschiedensten Punkten der Front entfesselnden Luftgefechte vernichteten die Deutschen 7 Flugzeuge der Feinde (siehe Bild Seite 250); zwei davon wurden aus einem englischen Geschwader herausgeholt, das Saargemünd anzugreifen suchte.

Noch ereignisreicher war der 4. März, der den Feinden nicht weniger als 13 Flugzeuge kostete. Von diesen wurde vor Arras und an der Somme allein ein Dutzend heruntergeholt. Der deutsche Verlust an jenem Tage stieg nicht über 4 Flugzeuge. Viel Glück hatte der Vizefeldwebel Manschott, der nördlich von Verdun seinen achten Gegner abschoß und außerdem einen Fesselballon vernichtete, der südlich vom Bellevillerücken brennend abstürzte.

Am gleichen Tage wurde auch der wichtige russische Bahnhof Molodeczno von Fliegern mit 500 Kilogramm Bomben beworfen und an der mazedonischen Front von einem deutschen Geschwader ein Angriff auf feindliche Munitionslager nördlich von Saloniki ausgeführt.

An der Westfront war dann wieder der 6. März für die Flieger ein Kampftag erster Ordnung. Allein zwischen Lens und Arras wurden 140 feindliche Flieger gezählt, von denen die Deutschen sieben zur Strecke brachten. Ebensoviele Flugzeuge holten ihre Luftstreitkräfte an Somme und Ancre herunter; ein anderer Apparat fiel den deutschen Abwehrkanonen zum Opfer. Somit büßten die Feinde wieder 15 Flugzeuge ein, während die Deutschen nur eins verloren.

Nördlich von Arras durchbrach am 10. März ein englisches, aus 7 Vikkerseinsitzern bestehendes Kampfgeschwader die deutsche Sperrfeuerzone; es wurde südlich von Lens von deutschen Fliegern zum Kampf gestellt und um 4 Flugzeuge vermindert. Im ganzen kosteten die Unternehmungen dem Feinde an diesem Tage 6 Flugzeuge, die hinter den deutschen Linien und vier, vielleicht sogar sechs weitere, die hinter seinen eigenen Linien abstürzten. Leutnant Freiherr v. Richthofen besiegte am gleichen Tage seinen fünfundzwanzigsten Gegner, Leutnant Schäfer seinen siebenten. Vizefeldwebel Manschott schoß bei Belrupt wieder einen Fesselballon der Feinde in Brand, einen zweiten vernichtete Leutnant Albert bei Suippes.

Die deutschen Marineflieger waren nicht weniger tätig. Ihnen lag hauptsächlich die Pflicht ob, die Vorgänge auf der See zu beobachten, was seit dem Beginn der deutschen Seesperre besonders wichtig war. Mit dieser Erkundungstätigkeit verbanden sie auch Angriffe auf feindliche Schiffe und englische Hafenplätze. Am 1. März schleuderten sie auf die in den Downs, dem oftgenannten Punkt in der Nähe der Themsemündung, liegenden Handelsdampfer Bomben ab und schädigten mit solchen auch den befestigten englischen Platz Ramsgate. —

Einen herben Verlust erlitt die deutsche Luftschiffahrt am 8. März, an dem der tatkräftige Erfinder der Zeppelinluftschiffe, Ferdinand Graf v. Zeppelin, in Berlin an den Folgen einer Lungenentzündung im hohen Alter von 78 Jahren starb. Ganz Deutschland betrauerte diesen Mann, der so Großes geleistet hatte, und dem es nicht vergönnt war, das Ende des großen Krieges zu erleben, dessen für die Mittelmächte günstiger Verlauf zu einem nicht geringen Teile seiner Erfindung mit zu danken war.

* * *

Beachtenswerte Ereignisse spielten sich auch wieder im **Seekrieg** ab. In der Nacht zum 26. Februar erfolgte ein neuer Vorstoß deutscher Torpedobootstreitkräfte (siehe die Kunstbeilage) unter Führung der Korvettenkapitäne Tillessen und Albrecht (siehe Bild Seite 248) bis über die Linie Dover—Calais und in die Themsemündung. Im Kanal entspann sich zwischen ihnen und englischen Zerstörern ein heftiger Artilleriekampf, in dessen Verlauf mehrere englische Schiffe durch Treffer beschädigt wurden, was sie veranlaßte, auf die Fortsetzung des Gefechts zu verzichten und ihr Heil in schleuniger Flucht zu suchen. Ein Teil der deutschen Boote gelangte, ohne Feinde zu sichten, bis nach North Foreland und in die Downs. Die militärischen Küstenanlagen von North Foreland und die Stadt Margate wurden beschossen, wobei auch einige vor Anker liegende Fahrzeuge mit gutem Erfolg unter Feuer genommen wurden. Sämtliche Boote kehrten unversehrt zurück.



Deutscher Motorradfahrer auf einer Erkundungsfahrt im Westen.
Nach einer farbigen Aquarellskizze des Kriegsmalers Th. Rocholl.

Viele Opfer forderte wieder der **uneingeschränkte Tauchbootkrieg**. Das Wirken der U-Boote erregte in England große Besorgnis und war die Ursache großer Einschränkungen aller Art, die sich die Engländer nun gefallen lassen mußten. Nach dem deutschen Bericht gingen im Februar, dem ersten Monat des verschärften U-Bootkrieges, infolge kriegerischer Maßnahmen der Mittelmächte im ganzen 368 Handelschiffe mit 781 500 Bruttoregistertonnen verloren. Davon entfielen 292 Schiffe mit 644 000 Tonnen auf die Feinde und 76 Schiffe mit 137 500 Tonnen auf die Neutralen.

Die Verluste der Feinde während des 2½jährigen Seekriegs **vom 1. August 1914** bis zum 31. Januar 1917 berechnet und erläutert Dr. Siegfried Toeche Mittler in einer kleinen Schrift: „2½ Jahre Verluste unserer Feinde zur See“ nach einer in der Frankfurter Zeitung gegebenen Zusammenstellung folgendermaßen:

Kriegschiffe	Hilfskriegschiffe	Handelschiffe
	Erstes Jahr	
80 mit 329 481 t	9 mit 57 808 t	498 mit 803 564 t
	Zweites Jahr	
97 mit 319 449 t	26 mit 83 758 t	692 mit 1 483 819 t
	Drittes Jahr (6 Monate)	
34 mit 163 320 t	11 mit 98 875 t	771 mit 1 310 995 t
211 mit 812 250 t	46 mit 240 441 t	1961 mit 3 598 378 t

Die Zahl 3 598 378 für Handelschiffe umfaßt nur die mit Namen bekannt gewordenen Schiffe. Hierzu sind weitere 373 831 Tonnen für nicht mit Namen genannte, aber amtlich bestätigte Verluste zu rechnen. Um die Gesamtzahl der durch kriegerische Maßnahmen vernichteten Handelschiffe zu erhalten, müssen die 240 441 Tonnen der vernichteten Hilfskriegschiffe, sowie die 189 000 Tonnen der in Häfen der Mittelmächte beschlagnahmten feindlichen Handelschiffe hinzugerechnet werden. Die Gesamtzahl der Tonnage der Handelschiffe beträgt somit nach 2½ Kriegsjahren: 4 401 650 Tonnen, das heißt nach Toeche Mittlers Berechnung 16,7 Prozent der Gesamthandelschiffstonnage der Feinde im Jahre 1914. Aus einer graphischen Darstellung sei noch erwähnt, daß der Hauptanteil der vernichteten Handelstonnage auf die Schiffe zwischen 3000 und 4000 Tonnen entfällt.

Doch auch den Tauchbooten selbst drohten mancherlei Gefahren. So hatte am 22. Februar ein deutsches U-Boot einen Kampf mit einem als U-Bootfalle hergerichteten englischen Tankdampfer zu bestehen, worüber wir Einzelheiten in dem besonderen Artikel „Eine U-Bootfalle“ auf Seite 248 berichten. Das Boot hatte während seines Streifzuges zusammen mit einem anderen, das um dieselbe Zeit zurückkehrte, 22 Schiffe mit 64 500 Tonnen Frachtraum versenkt. Dabei waren den Feinden unter anderem auch 8800 Tonnen Granaten verloren gegangen.

Wie unzureichend alle Verteidigungsmittel gegen die U-Boote waren, bewies der Umstand, daß die Tätigkeit der Boote nicht ab- sondern zunahm. Täglich fügten sie den Feinden schweren Schaden zu. Am 25. Februar wurde der 18 099-Tonnen-Dampfer „Laconia“ der Cunardlinie torpediert, der erst 1912 vom Stapel gelaufen war. Jenes U-Boot, das in der Nordsee am 27. Januar einen erbitterten Kampf mit einem englischen Hilfskreuzer zu bestehen gehabt hatte und schließlich in der Nähe der norwegischen Küste unterging, hatte bis zu diesem Augenblick im Eismeer neun stark bewaffnete russische Dampfer zur Strecke gebracht, die von Rußland in Südamerika gekauft worden waren und den russischen Hafen Romanow ansteuern wollten. Das deutsche U-Boot, das am 12. Februar nahe der Adourmündung in Südfrankreich aufgetaucht war, traf wohlbehalten wieder in Deutschland ein und meldete, daß es auf seiner Fahrt Schiffe von zusammen 37 500 Bruttoregistertonnen versenkt hatte. Am 3. März wurde bekannt, daß weitere 41 Schiffe mit insgesamt 91 000 Tonnen zerstört worden waren, und am 7. März wurde gemeldet, daß auch im Mittelmeer wieder 40 000 Tonnen verloren gingen. Zu dieser Beute kamen am 9. März noch 32 000 Tonnen und am 10. März weitere 42 117 Tonnen.

Aber nicht nur auf den Atlantischen Ozean und das Mittelmeer blieben die Schiffsverluste beschränkt; die Befürchtungen der Feinde wegen ihrer Schiffahrt im Indischen Ozean erhielten durch die Versenkung zweier englischer Dampfer bei Colombo, also in der Nähe der indischen Küste, ihre Bestätigung. Carson mußte im englischen Parlament mitteilen, daß Küstengebiete von Südafrika, ferner der Golf von Aden und indische Gewässer mit Minen verseucht seien. Die Gefahr zur See nahm nun also auf allen Weltmeeren für England bedrohliche Formen an.

Von Kriegschiffen büßten die Feinde im Monat Februar mindestens vierzig kleinere Vorpostenfahrzeuge ein. Am 1. März sank ein englischer Zerstörer, der vermutlich auf eine Mine gelaufen war. Ein deutsches U-Boot vernichtete am 28. Februar im Mittelmeer den französischen Torpedoboot-

Englisches Geschütz wird durch den vom Regen aufgeweichten und von unzähligen Granaten durchwühlten Boden an der Westfront in Stellung gebracht.

Nach einer englischen Darstellung.



zerstörer „Cassini". Ferner sollte Anfang Januar im Mittelmeer vor Port Said ein großer russischer Kreuzer auf eine Mine gelaufen sein, und von dem russischen Panzerkreuzer „Rurik" wurde berichtet, daß er im Finnischen Meerbusen ebenfalls durch ein Minenunglück schwere Beschädigungen erlitten habe.

* * *

In **Amerika** trat Wilson am 2. März mit einer „Enthüllung" an die Öffentlichkeit, in der Absicht, den Kongreß zu überrumpeln und ihn für seine Absichten geneigt zu machen. Er teilte mit, daß Deutschland die Mexikaner, und auf dem Umweg über sie auch die Japaner, zu einem Bündnis aufgefordert hätte, das gegen Amerika gerichtet sein sollte. Die deutsche Regierung machte kein Hehl daraus, daß sie einen ähnlichen Plan gehabt hätte. Danach hatte der deutsche Gesandte Eckhardt in Mexiko den Auftrag, mit Vorschlägen an die mexikanische Regierung heranzutreten, wenn der Kriegszustand zwischen Amerika und Deutschland sicher eingetreten sein würde. Für einen solchen Fall sich rechtzeitig nach Bundesgenossen umzusehen, war Deutschlands gutes Recht und es wurde ihm von den einsichtigen Neutralen auch nicht bestritten.

Wie die amerikanische Regierung aber von der Weisung, die auf geheimem Wege erteilt worden war, und von dem Schlüssel zu der Geheimschrift Kenntnis erhalten hatte, war nicht festzustellen, aber zweifellos lag auf amerikanischem Boden begangener Verrat vor. Wilson kannte das Geheimnis auch bereits, ehe der uneingeschränkte U-Boot-krieg eingeleitet wurde; damit ergab sich, daß Wilson diesen nur als Vorwand zum Abbruch der Beziehungen zu Deutschland genommen hatte. Seine Absicht, Amerika zugunsten Englands in den Krieg zu verwickeln, trat immer deutlicher hervor; er bedauerte nur, daß er noch so viele Widerstände überwinden mußte. Auf dem Wege über eine sogenannte „bewaffnete Neutralität" wollte er das Land langsam in den Krieg hineingleiten lassen.

Wilson mußte jedoch erkennen, daß sich das nicht ohne weiteres bewerkstelligen ließ. Ein Dutzend Senatoren unter Führung des Senators Stone machte ihm einen Strich durch die Rechnung, indem sie die Tatsache, daß die Geschäftsordnung des amerikanischen Senates keinen Schluß der Debatte kannte, zusammen mit dem formellen Ablauf der Präsidentschaft Wilsons, die am 3. März mittags zwölf Uhr zu Ende ging, ausnutzten, um den Plan des Präsidenten vorläufig zum Scheitern zu bringen. Sie dehnten ihre Reden mit beachtenswerter Beharrlichkeit bis zu einem Zeitpunkte aus, zu dem auch die gesetzliche Wirksamkeit des amerikanischen Parlaments ablief. So war wieder Zeit gewonnen. Wilson ruhte freilich nicht. Schon in seiner Rede, die er zu Beginn der neuen Präsidentschaft hielt, griff er die dem Frieden geneigten Senatoren an und verlangte eine Änderung der Geschäftsordnung, nach der es einer Zweidrittelmehrheit des Parlaments möglich sein sollte, den Schluß der Aussprache herbeizuführen. Die Freunde Englands arbeiteten fieberhaft, bis die Änderung der Geschäftsordnung schließlich durchgesetzt wurde. Wilson entdeckte dann plötzlich, daß er aus eigener Machtvollkommenheit berechtigt sei, Handelschiffe bewaffnen zu lassen. Er zögerte auch nicht, die Bewaffnung durchzuführen, womit er dem Kriege schon wieder einen Schritt näher kam.

(Fortsetzung folgt.)



Phot. Ferd. Urbahns, Kiel.

Korvettenkapitän Konrad Albrecht, Führer eines Teils der deutschen Torpedobootstreitkräfte, die in der Nacht vom 25. zum 26. Februar bis über die Linie Dover—Calais und in die Themsemündung vordrangen.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Kapitänleutnant Hans Walter, der für die Versenkung des französischen Linienschiffes „Suffren" den Orden Pour le Mérite erhielt.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Oberleutnant z. S. Otto Steinbrinck, einer der erfolgreichsten deutschen U-Bootkommandanten, der das Ritterkreuz des Hohenzollerischen Hausordens mit Schwertern und den Orden Pour le Mérite erhielt.

Illustrierte Kriegsberichte.

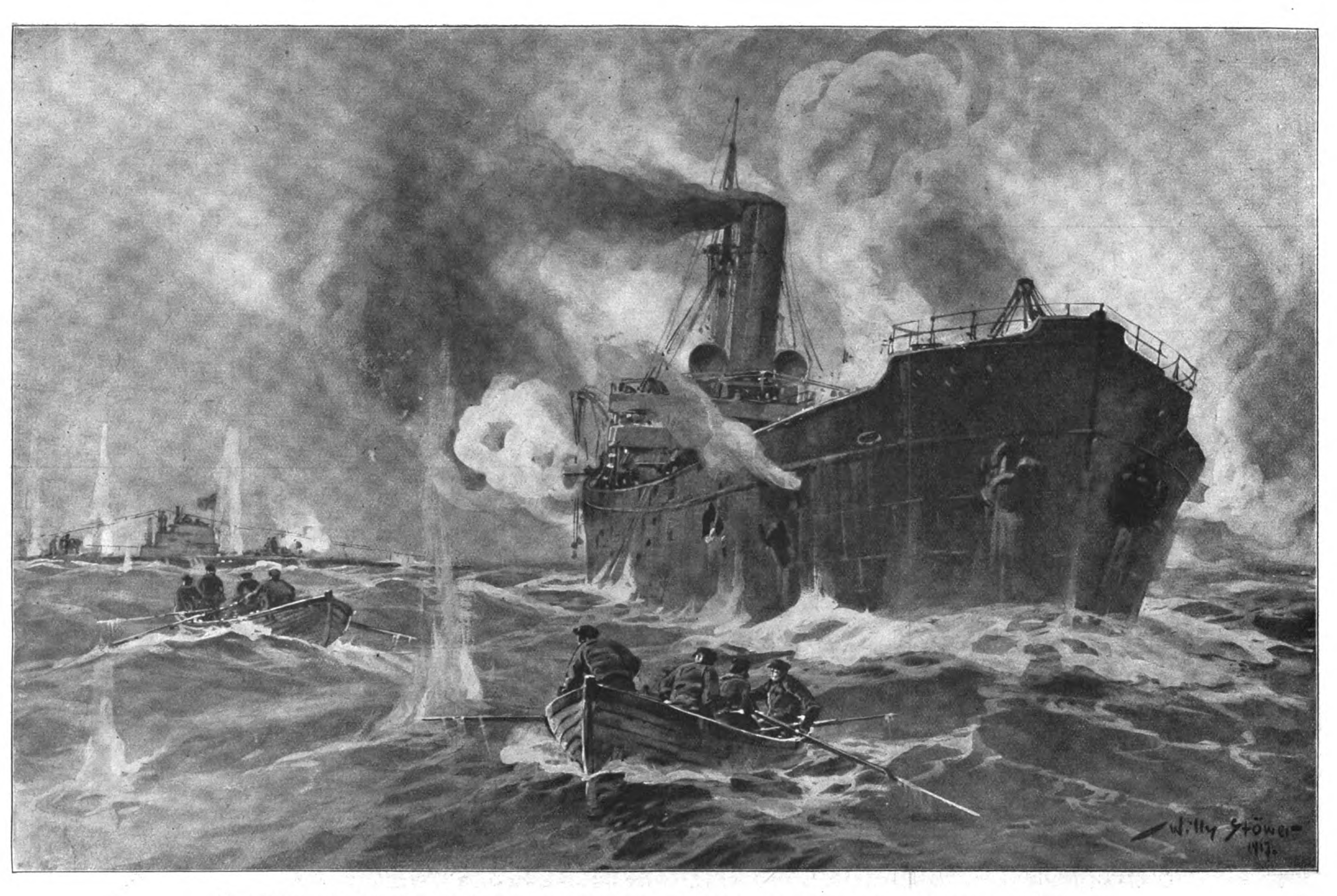
Eine U-Bootfalle.

(Hierzu das Bild Seite 249.)

Vor dem Westausgang des Kanals und südlich von Irland ist schon eine große Zahl feindlicher und neutraler Handelschiffe durch deutsche U-Boote versenkt worden. Die nach dem Kanal, der Irischen See und den walisischen Kohlenhäfen bestimmten Schiffe müssen dieses Gebiet durchfahren. England möchte ihnen gern andere Wege zuweisen, aber dann würde der größte Teil der Ein- und Ausfuhr lahmgelegt werden, weil die übrigen Häfen den Verkehr nicht bewältigen können. Wohl stockte hier mitunter die Schiffahrt für kurze Zeit, wenn die U-Boote gar zu empfindlich gewirkt hatten, aber nach wenigen Tagen mußten

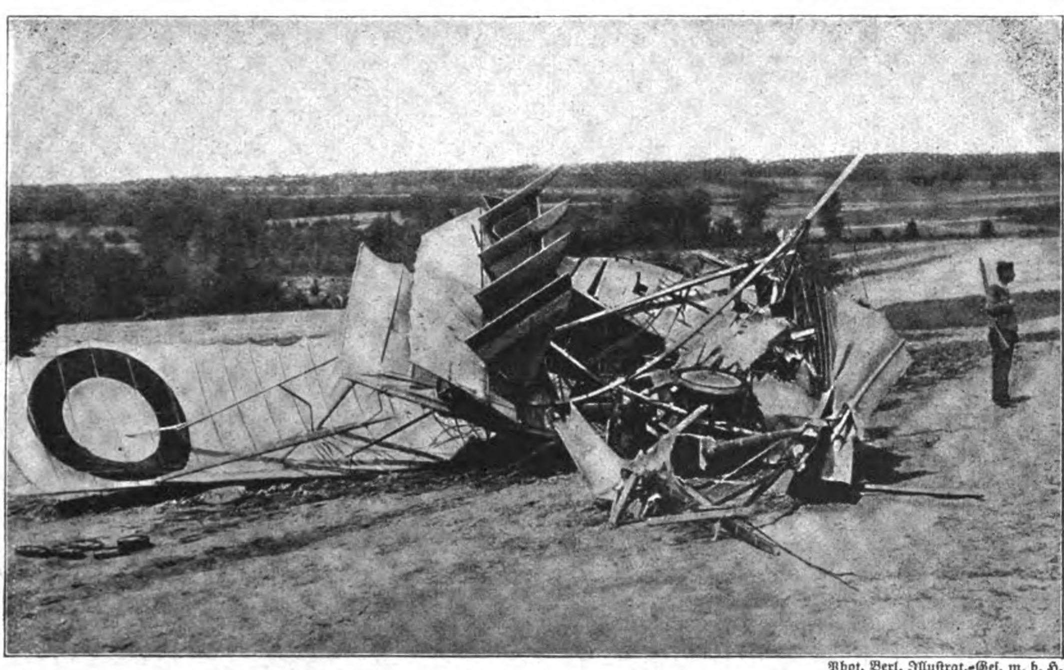
Deutsches Torpedoboot im Kampf mit englischen Zerstörern bei bewegter See.

Nach einer Originalzeichnung von Gustav Romin.



Deutsches Tauchboot im Kampf mit einem als U-Bootfalle eingerichteten englischen Tankdampfer vor dem Bristolkanal.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Doppelmotoriger französischer Caudron, im Luftkampf abgeschossen.

die Fahrten notgedrungen wieder aufgenommen werden. Die in flachen und engen Gewässern angewandten Abwehrmittel gegen die U-Boote waren hier nicht zu gebrauchen; man mußte auf neue Maßnahmen sinnen und fand sie in den heimtückischen sogenannten U-Bootfallen. Nur schnellstes Tauchen kann die Boote vor der Vernichtung durch eine solche Falle retten; doch nicht immer gelingt das. „U 27" wurde in diesen Gewässern durch die „Baralong-" Mörder vernichtet, und auch das Grab Weddigens müssen wir in dieser Gegend suchen. Daß die Engländer dort weiterhin mit U-Bootfallen arbeiteten, beweist das Erlebnis eines U-Bootes, das am 22. Februar 1917 um ein Haar das Opfer einer solchen Falle geworden wäre.

Von Westen kam ein mittelgroßer Dampfer heran, schon von weitem durch den im Achterschiff stehenden Schornstein als Tankdampfer kenntlich. Das Schiff fuhr in dem von den Deutschen als gesperrt erklärten Gebiet; kaum war es in Schußweite, als es auch schon von dem U-Boot durch Granatschüsse etwas unsanft zum Stoppen veranlaßt wurde. Die Mannschaft kletterte eiligst in die Boote und ruderte davon. Unter Wasser näherte sich das U-Boot und tauchte 500 Meter vom Schiff wieder auf, da auf dessen Deck weder Kanonen noch Menschen zu sehen waren. Die Luken waren eben geöffnet worden, als aus vier verborgenen Geschützen des Dampfers Granaten heranheulten, die das Boot an mehreren Stellen trafen. Schnell tauchte es unter. Die Mannschaften in den inzwischen zurückgekehrten Schiffsbooten warfen zwei Wasserbomben nach dem U-Boot, die auf dessen Turm und Rumpf aufschlugen. Die erhaltenen Beschädigungen an den Rudern und an wichtigen Apparaten zwangen es dann, nach kurzer Zeit in etwa 2500 Meter Entfernung von der Falle aufzutauchen. Sofort begann zwischen beiden Schiffen ein Gefecht. Durch den Kanonendonner angelockt, kam dem Dampfer ein englischer Zerstörer zu Hilfe, der das Feuer des U-Bootes auf sich zog und dadurch dem Tankdampfer Gelegenheit zur Flucht gab, so daß dieser mit seiner Mannschaft dem wohlverdienten Schicksal leider entging. Dem U-Boot gelang es, sich des Zerstörers zu entledigen, nachdem es ihm einige Treffer beigebracht hatte. In der Nacht wurden die Schäden des Bootes notdürftig ausgebessert, und dank der Geschicklichkeit seiner Besatzung war es möglich, das Fahrzeug sicher in einen heimatlichen Hafen zu bringen.

Die Luftwaffe.

Von W. L. Fournier, Leutnant einer Feldluftschifferabteilung.

(Hierzu das Bild Seite 251.)

Die Luftschiffahrt hat dem modernen Krieg ein ganz neues Gesicht gegeben. Selbst in dem großen Ringen von 1870/71 und im russisch-japanischen Kriege hörte man von ihr noch so gut wie nichts. Bei dem Entwischen einiger Luftballone aus den belagerten Festungen Paris und Metz handelte es sich um gänzlich nebensächliche Ereignisse. Heute — wenige Jahre später — kann kein Heerführer die Luftwaffe bei wichtigeren Unternehmungen missen; sie ist beinahe ausschlaggebend geworden. Betrachten wir nur einen Großkampftag bei Verdun oder an der Somme, selbst der Laie wird sich dann der Bedeutung der Luftwaffe nicht mehr verschließen können.

Kaum graut der Morgen, so sieht man am Horizont auf geringer Frontbreite zehn, fünfzehn, mitunter noch mehr feindliche Fesselballone 1000 bis 1500 Meter hoch in den Lüften hängen, und dreht man sich um, so findet man hinter den eigenen Linien fast das nämliche Bild; auch hier schaukelt eine ganze Anzahl dieser Ungetüme hoch oben im Winde. Sie sollen beobachten und melden, was in und hinter den feindlichen Linien vorgeht, das ist klar. Der Telephondraht reicht bis in den Ballonkorb, leicht kann der Beobachter der Division, der Brigade, den Batterien seine Wahrnehmungen einige Sekunden später mitteilen. Bei guter Sicht kann er das Vorgelände auf 30 bis 40 Kilometer übersehen, keine wichtige Veränderung wird seinem scharfen Prismenglas entgehen, und um auch für schlechtes Wetter die Rundschau, die sich seinem Auge bietet, festzuhalten, wird sie durch Fernphotographie auf die Platte gebannt. Auf den vielfach vergrößerten Bildern sind die feindlichen Stellungen haarscharf zu erkennen. Jeder Batterie- und Kompanieführer hat Kopien der ihn gerade besonders interessierenden Abschnitte in seinem Unterstand, er kann sich mit dem feindlichen Gelände genau vertraut machen und, was die Hauptsache ist, er ist in der Lage, die versteckt aufgestellten feindlichen Batterien bequem niederzukämpfen. Auch dabei leistet der Ballonbeobachter die wertvollsten Dienste. Er steht in ununterbrochenem telephonischem Verkehr mit beliebig vielen schweren Batterien, er kennt genau jedes feindliche Ziel, das die Batterie A, B oder C bekämpfen will, jeder Schuß wird ihm gemeldet, er beobachtet den Einschlag und berichtigt das Feuer solange, bis die Schüsse im Ziel sitzen. Im Stellungskrieg oder bei der Belagerung von Festungen kann auf Ballonbeobachtung schlechterdings nicht mehr verzichtet werden.

Wenn die Stellungen stunden- oder gar tagelang unter dem gröbsten Trommelfeuer liegen und ununterbrochenes Sperrfeuer jeden Verkehr der obersten Leitung mit den vorderen Linien unterbindet, kein Meldegänger mehr lebendig durch diese Hölle kommt, alle Telephonverbindungen ohne Ausnahme zerschossen sind, dann entsteht eine äußerst kritische Lage, von der nicht nur das Wohl und Wehe der Tausende, die vorn im Feuer liegen, sondern unter Umständen das Schicksal der ganzen Schlacht abhängt. Auch jetzt ist nur der Ballon in der Lage, den Verkehr zwischen den vordersten Linien und der Leitung aufrecht zu erhalten. Er empfängt und gibt durch drahtlose Telegraphie oder durch Lichtsignale jede gewünschte Meldung über die Lage.

Der große Bruder des Fesselballons ist der Zeppelin. Nicht wie jener an seinen Platz gebunden, kann er weit besser und viel weiter nach vorn aufklären, photographieren und wichtige Punkte ausgiebig mit Bomben belegen. Seine größten Dienste leistet er der Marine; ihm hat der Vierverband nichts Gleichwertiges entgegenzustellen.

Die Tätigkeit der Flieger ist fast noch vielseitiger wie die der Ballone. Beide müssen verständnisvoll Hand in Hand arbeiten; einer allein leistet nur Stückwerk. Die vielen toten Winkel, die der Ballonbeobachter nicht einsehen und photographieren kann, erkundet der Flieger; nach seinen

Meldungen und Lichtbildern werden die Karten ergänzt, und es sind nicht immer die unwichtigsten Batterien, die der Flieger in diesen toten Winkeln findet. Die mannigfaltigsten Spezialaufträge hat heute der Flieger zu erfüllen. Die Jagdstaffeln, die Kampfflieger, sollen feindliche Flugzeuge, wo sie ihrer habhaft werden, vernichten; alles andere kümmert sie nichts. Der Artillerieflieger leitet das Feuer irgend einer schweren Batterie nach einem Ziel 30 bis 40 Kilometer hinter der feindlichen Front oder in nur von ihm eingesehenen toten Winkeln; er beobachtet die Einschläge, meldet die Treffpunktlage und berichtigt das Feuer so lange, bis die Granaten das Ziel gut zudecken. Dann hat er seinen Zweck erfüllt. Andere Flieger belasten ihre Maschinen mit Bomben, soviel sie tragen können, und werfen ihre verderbenbringende Last auf feindliche Festungen, Hafenanlagen, wichtige Brücken und Viadukte, Eisenbahnzüge, Truppenansammlungen, Munitions- oder Truppenlager, je nach Auftrag. Wieder andere sollen nur photographieren oder zur Absperrung der eigenen Linien über diesen fliegen, damit es keinem feindlichen Flieger gelingt, Kenntnis von beabsichtigten Unternehmen zu erhalten.

Wer sich heute im Krieg der Überlegenheit in der Luftwaffe rühmen kann, hält den besten Trumpf in der Hand. Er kann seine eigenen Pläne verschleiern und sieht dem Gegner bequem in die Karten. Und einen Waffengang kann nur der gewinnen, der nicht nur ahnt, sondern genau weiß, wohin der Gegner mit seinem nächsten Schlage zielen wird. Ein Heerführer, der seine Luftwaffe restlos auszunutzen versteht, kann niemals überrascht werden. Aber in der Überraschung liegt im Kriege bereits der Keim des Erfolges.

Das „Schloßkasino" bei Francs-Fossés.

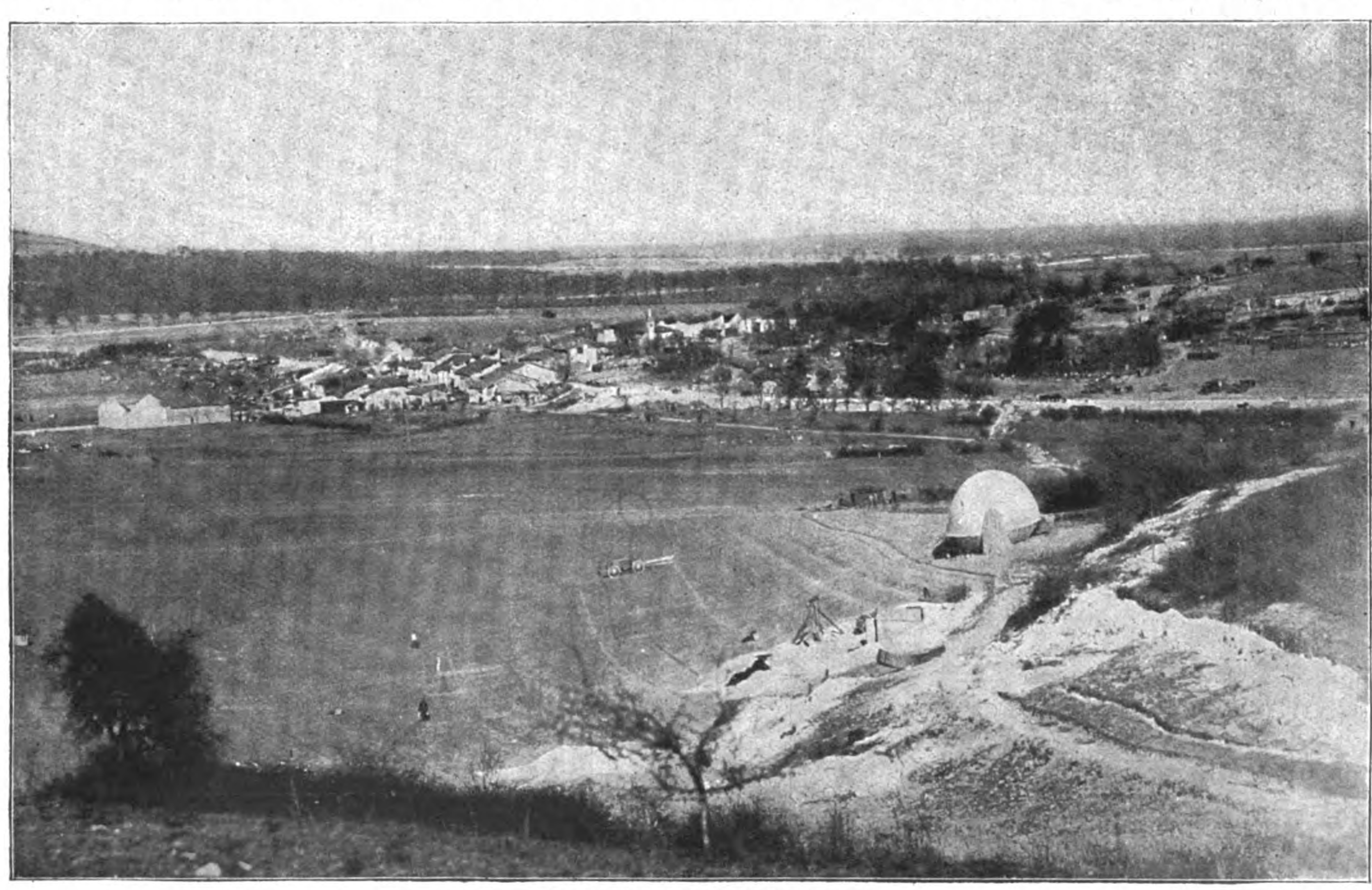
Von Chefarzt Dr. Vulpius (Landwehrfeldlazarett Nr. 13).

(Hierzu das Bild Seite 252/253.)

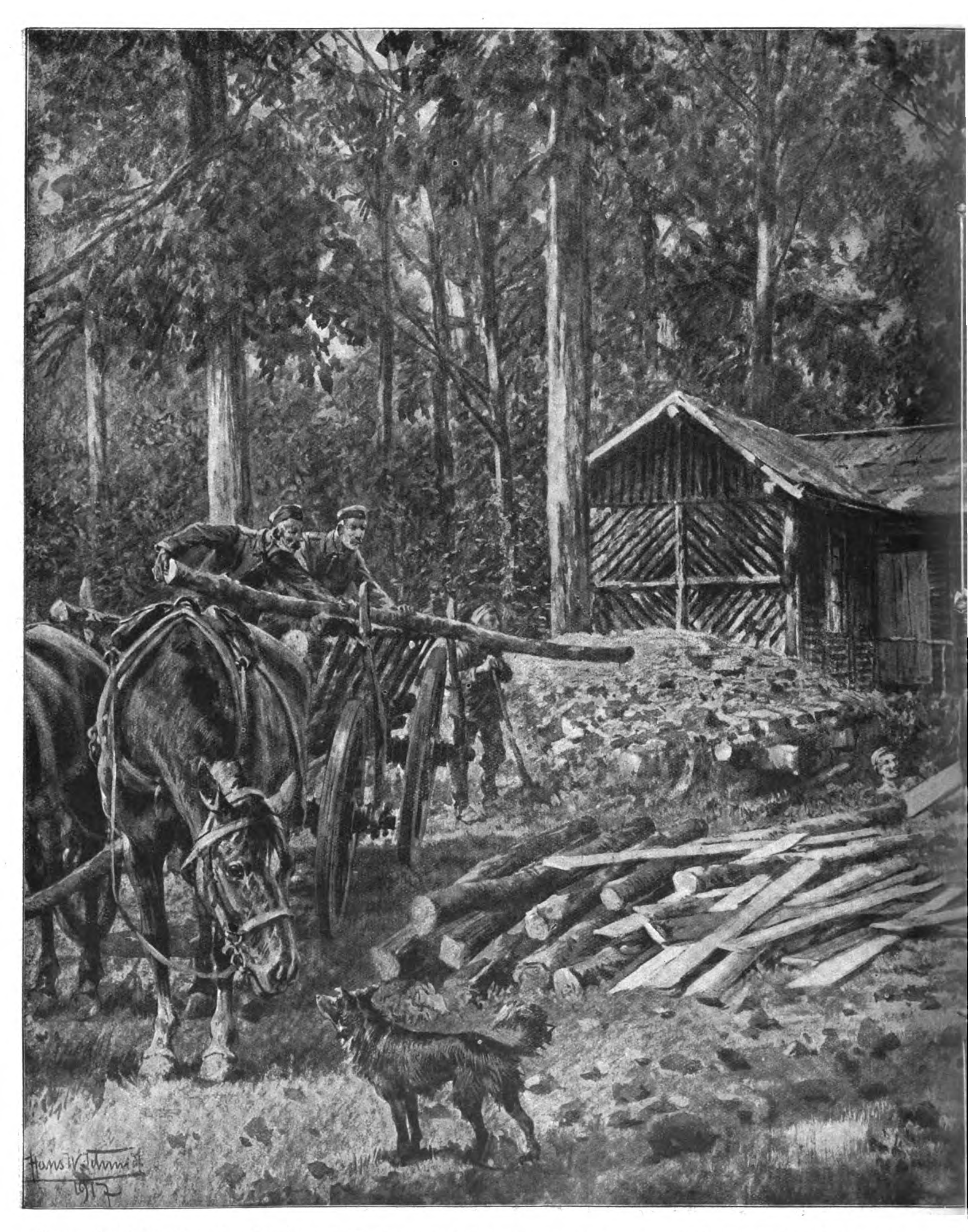
In einem vereinzelt gelegenen Landschlößchen, nicht weit von dem in den Argonnenkämpfen vielgenannten Dorfe Autry, hatte sich der Stab einer Reservedivision, die den äußersten Flügel der Argonnenheeresgruppe nach der Champagne hin bildete, eingenistet. Das ziemlich schmucklose Wohngebäude zeigt eine beträchtliche Breiten- und Höhenentwicklung bei sehr geringer Tiefe, so daß es wie eine Kulisse wirkt. Das Grundstück ist von offenen Wassergräben umgeben, die sich nach Süden zu in einem dem Wohngebäude unmittelbar vorgelagerten Teich treffen. Die Gräben haben dem Besitztum seinen Namen Francs-Fossés gegeben. Eine gewölbte Steinbrücke bildet die Hauptzufahrt nach der durch ein hohes Eisengittertor zwischen massigen Steinpfeilern abschließbaren Gebäudegruppe. Kleinere Stege waren noch an verschiedenen Stellen nach Bedarf von deutschen Soldaten angelegt worden. Den Hauptschmuck des umgebenden Parks bilden — wie bei den meisten französischen Landsitzen — Gruppen alter, prachtvoll entwickelter Kiefern und Fichten. Sie überragen das Wohnhaus noch beträchtlich, so daß dieses trotz seiner schlichten Architektur, besonders wenn es sich bei warmer Abend- oder Morgenbeleuchtung oder vom Mond beschienen im Teich spiegelt, ein malerisch wirksames Bild bietet. Jenseits des Teiches erstreckt sich ein langer Wiesengrund zwischen zwei Waldparzellen hin, deren eine das Grundstück auch von Westen her umfaßt. Sie wird durchschnitten von einer nach der Gegend der Kampfstellungen führenden Chaussee. Tritt man hier aus dem Wald heraus, so sieht man, wo die Straße sich etwas hebt, nach Südwesten hin am Horizont die heiß umstrittene Höhe 191 bei Massiges und etwas mehr nördlich den von zahllosen Stollen und Unterstandsbauten siebartig durchlöcherten, in eine furchtbare Festung umgeschaffenen Kanonenberg. Von dieser Straße zweigt, noch vor dem Walde, eine vierreihige Allee deutscher Pappeln nach dem Schlößchen hin ab. Zwischen ihr und dem Waldrand breitet sich ein Wiesenstreifen aus, auf dem gleichfalls Gruppen alter Kiefern stehen.

Hier hatte der zum Divisionstab gehörige Fernsprecherzug seine Wohnstätte aufgeschlagen: ein aus Birkenstämmen errichtetes Blockhaus mit Wellblechdach, das sich gegen Fliegersicht und Sonnenbrand unter dem Schutz und Schatten des nahen Eichenwaldes barg. Ein Steg mit doppeltem Birkengeländer führte über den an der Vorderseite vorbeiziehenden Graben nach dem in den Wiesengrund eingewühlten, mit Eisenschienen und dicker Erdschicht bedeckten, vermeintlich bombensicheren Unterstand. Wie ein Hünengrab wölbte sich dieser Maulwurfsbau hervor.

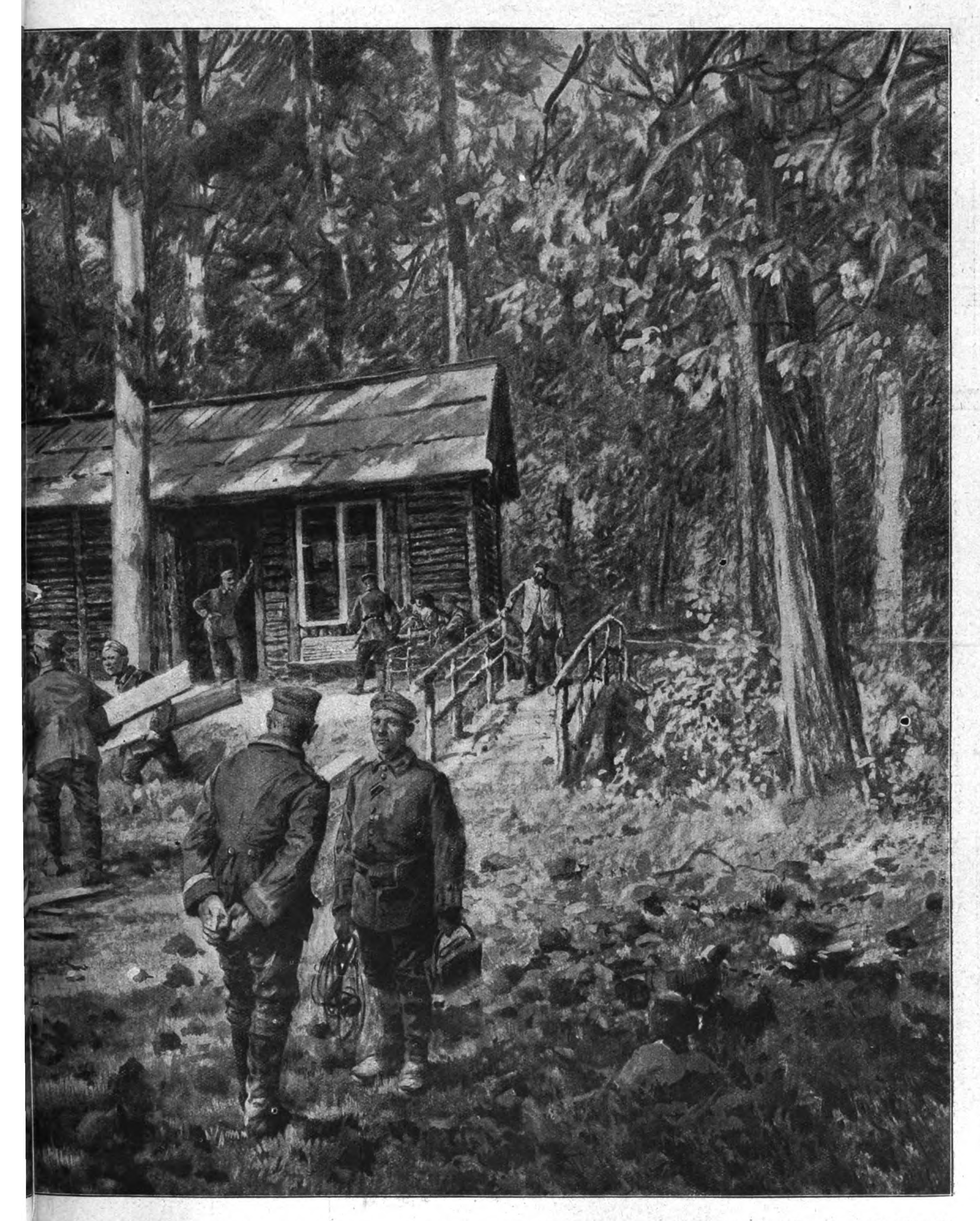
In den schönen Sommertagen des zweiten Kriegsjahres war lange Zeit hindurch keine Veranlassung gewesen, in diese dumpfe Erdhöhle zu flüchten, und die jungen Fernsprecher — meistens freiwillig eingetretene Studenten und Abiturienten — führten unter ihrem gemütlichen Wachtmeister ein ziemlich sorgloses und behagliches Dasein, ebenso



Ballonaufstiegplatz bei Verdun.



Lager „Schloßkasino“ der Fernsprechabteilung einer Reservedivision bei Francs-Fossés in den Argonnen.



Nach einer Originalzeichnung auf Grund eigener an Ort und Stelle gefertigter Skizzen von Professor Hans W. Schmidt.



Dromedar-Proviantkolonne in Deutsch-Ostafrika. Phot. Photothek, Berlin.

Zu gleicher Zeit war der nahegelegene Bahnhof Autry beschossen und mehrere dazu gehörige Magazine völlig zerstört worden. Hier nun fanden die Fernsprecher das Material: Bretter und Stollen, deren sie zum besseren Ausbau ihres bis dahin sehr luftigen Quartiers dringend für den Winter bedurften. Unverdrossen zimmerten sie wochenlang, bis sie in ihr Häuschen eine Decke eingezogen, alle Wände verschalt und sogar mit Sackleinwand bespannt hatten. Photogravüren und Buntdrucke aus illustrierten Zeitschriften in sauberen, selbstgefertigten Rähmchen zierten die

wie die benachbarten Offiziere vom Stab mit „Väterchen", dem Divisionär, an der Spitze, die häufig ihre Mahlzeiten in einem Lusthäuschen des schön gepflegten Gartens einnehmen konnten.

Die Fernsprecher hatten außer der im Schloßkeller eingebauten Zentrale noch eine Vermittlungstation in dem im angrenzenden Wald ausgebauten Truppenlager zu bedienen. Nebenher ging reihum der Hausdienst in der Blockhütte, wobei mancher von den jungen Leuten ganz ungeahnte Talente für Haus- und Küchenwirtschaft entwickelte. Sie wurden nicht aus einer Feldküche gespeist, sondern empfingen die Rohmaterialien für ihre Verpflegung zu eigener Zubereitung. Dabei wurden sie vom zuständigen Proviantamt vorzüglich bedacht, denn mit Fernsprechern, die einem den Verkehr so sehr erleichtern oder erschweren können, sucht man sich immer gut zu stellen.

Die Beschaulichkeit dieses Kriegsidylls wurde aber gerade als der Sommer zum Herbst sich wendete, rauh unterbrochen. Die große französische Herbstoffensive in der Champagne griff auch auf das Kampfgelände der xten Division herüber und es zeigte sich, daß der französische Flieger, der fast an allen klaren Abenden über Francs-Fossés seine Runden gezogen, die taktische Bedeutung dieses Punktes richtig erkannt hatte.

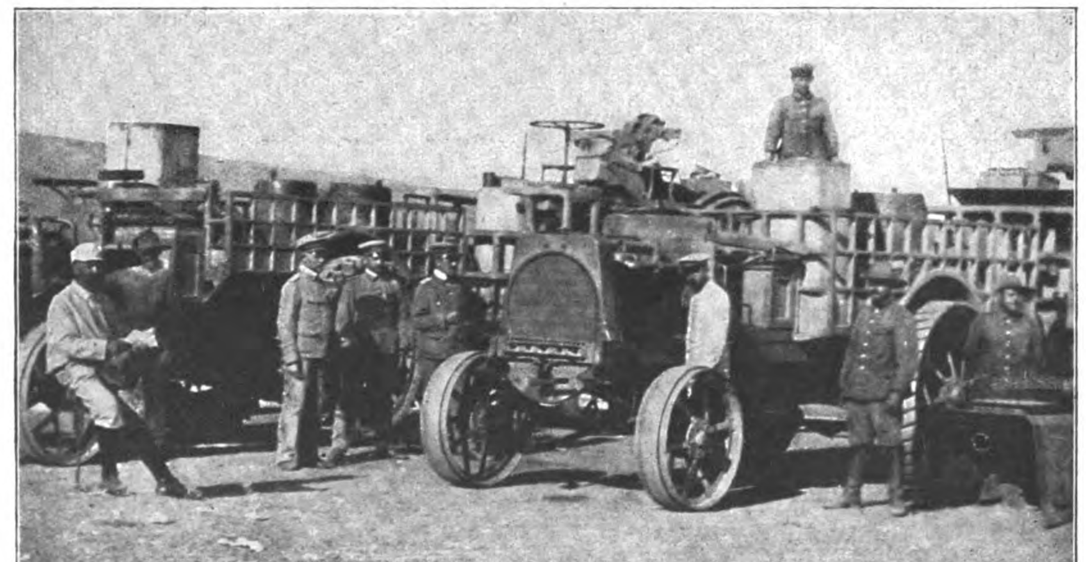
Mit weittragenden Geschützen nahmen die Franzosen das Schloß unter wirksames Feuer, so daß der Stab ebenso wie die Fernsprecher in ihren mehr oder weniger sicheren Unterständen — „Heldenkeller" genannt — Zuflucht suchen mußten. Große und kleine Granattrichter sah man danach auf der Wiese vor dem Blockhäuschen, das selbst jedoch nur geringen Schaden durch kleinere Sprengstücke genommen hatte. Einige Blindgänger wurden später noch ausgegraben.

Wände. Schließlich kam das Einweihungsfest des „Schloßkasinos", wie sie ihr schön hergerichtetes Heim mit berechtigtem Stolz benannt hatten. Da gerade ein Thüringer den Küchendienst versah, wußte er seine Kameraden zu überzeugen, daß es kein besseres Festmahl geben könnte als rohe Kartoffelklöße mit Sauerbraten.

Immer wieder aber kreiste der unheimliche Vogel über dem Schloß, so daß der Divisionstab anfing, sich dort unbehaglich zu fühlen. Er zog sich deshalb in ein weiter rückwärts gelegenes Dörfchen zurück. Als dann die Bäume kahl wurden, konnte trotz aller Vorsicht das im nahen Waldtruppenlager sich abspielende Leben dem Flieger nicht länger unbemerkt bleiben, und so wurde dieses sowie das Schlößchen abermals in der Nacht vom 3. zum 4. Januar 1916 mit einem Hagel von mehr als zweitausend Granaten aller Kaliber überschüttet. Auch diesmal gelang es den Fernsprechern, noch rechtzeitig in ihren 2 Fuß hoch voll Wasser gelaufenen Unterstand zu flüchten, ehe eine Granate in nächster Nähe des Blockhäuschens einschlug und dieses an vielen Stellen durchlöcherte.

Die Fernsprecher gaben nun ihr zerfetztes „Schloßkasino" auf und siedelten in das noch wenig beschädigte Erdgeschoß des Schlößchens über. Gleichzeitig begannen sie für ihre Station den Bau eines wirklich bombensicheren Unterstandes aus Eisenbeton. Nach monatelanger, unsäglich mühsamer Arbeit war die neue Zufluchtstätte fertig und eingerichtet, da erwies sich auch diese Mühe wieder als vergebens: die Station wurde verlegt.

Das Schlößchen ist seitdem fast ganz verödet und verwüstet, die Nebengebäude sind völlig abgetragen, das „Schloßkasino" ist zusammengefallen und als Brennholz verbraucht worden. Nur der Grabensteg mit Birkengeländer zeugte im Herbst 1916 noch von entschwundener Pracht und dem kameradschaftlich-fröhlichen Kriegsleben, das über ihn ein- und ausgezogen war.



Militär-Kraftwagenkolonne in Deutsch-Ostafrika. Phot. Photothek, Berlin.

Die Kämpfe am Kilimandscharo im März 1916.

(Hierzu die Bilder Seite 254—256, sowie in Band IV Seite 368—369.)

Über den Verlauf der für die deutsch-ostafrikanische Schutztruppe so ruhmreichen Verteidigungskämpfe am Kilimandscharo im März 1916 war man bisher noch ziemlich im unklaren. Es lagen nur Meldungen von feindlicher Seite vor,

auf denen auch unser Bericht in Band IV, Seite 368 fußt. Inzwischen sind weitere Einzelheiten über dieses schwere Ringen bekannt geworden.

Die heftigen, für die deutsche Schutztruppe größtenteils glücklichen Gefechte, die sich im Februar 1916 östlich vom Kilimandscharo und an der Ugandabahn auf britischem Boden ereigneten, bildeten gewissermaßen das Vorspiel zu dem Entscheidungskampf am Kilimandscharo im März. Unter dem starken Drucke überlegener feindlicher Streitkräfte hatte sich der Hauptteil der Schutztruppe Mitte Februar wieder auf seine am linken Ufer des Lumi gut angelegten Hauptstellungen zurückgezogen.

Die Engländer trafen schon im Februar große, umfassende Vorbereitungen für ihren Angriff auf diese Stellungen. Bis gegen das Ende des Februars hatten sie riesige Mengen von Kriegsbedarf, wie schwere Geschütze, zahlreiche Feldgeschütze, Panzerautos, Lastkraftwagen, Flugzeuge, Munition und anderes herbeigeschafft und rund 60 000 Mann britischer, meist berittener Truppen zum Angriff zusammengezogen. Diese waren aus Engländern, Südafrikanern, Indern und Negern unter dem Oberbefehle geschlossen werden wollte. Aber ungebrochenen Mutes und in vollster Ordnung ging die Truppe an der Usambarabahn entlang bis zu dem mit dichten Buschwäldern bestandenen Ruwufluß zurück, wo sie neue starke Stellungen einnahm.

Wie schwer der Feind um den Besitz des Kilimandscharogebietes ringen mußte, gibt ein Tagesbefehl des Generals Smuts an seine Truppen wieder. Es heißt darin: „Am Ende der Woche, die mit den militärischen Operationen des 7. März begann, wünsche ich den Offizieren und Mannschaften der Streitkräfte unter meinem Kommando für die außerordentlich großen Anstrengungen und schweren Opfer zu danken, die sie für den Erfolg unserer Waffen gebracht haben. Am 7. März lag die feindliche Armee (!) uns in einer außerordentlich starken Stellung gegenüber, die sich hinter dem Lumi hinzog. Die Front dieser Stellung wurde durch dichten Busch in einer Ausdehnung von sieben Meilen geschützt. Zur Rechten deckten sie die Pareberge und die Sümpfe des Ruwuflusses und des Djipesees, und zur Linken die gefährlichen steilen Hügel am Fuße des Kilimandscharo. Nach einem sehr anstrengenden Nachtmarsch



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Erkundungsabteilung der 13. Kompanie der deutsch-ostafrikanischen Schutztruppe bei einer Aufklärungsfahrt in der Gegend von Mahenge.

des Generals Smuts, den die Generale Tighe, Berenger, van Deventer, Hoskins und Hannington unterstützten, zusammengesetzt. Angesichts dieser zwölf- bis fünfzehnfachen Truppenübermacht war der Erfolg des Angriffes schon von vornherein gegeben; doch so leicht, wie der Oberbefehlshaber dachte, sollte es nicht gehen.

In den ersten Märztagen rückte die Smutssche Armee gegen die deutschen Stellungen vor. Am Morgen des 7. März kam es zum ersten Treffen, in dem auf deutscher Seite mit großer Erbitterung gekämpft wurde. Trotzdem gelang es der britischen Übermacht, nach mehrstündiger heftiger Artilleriewirkung und unter den ganzen Tag andauernden Kämpfen, den linken deutschen Flügel, der noch auf britischem Boden stand und sich an die steilen Hügel am Fuße des Kilimandscharo anlehnte, gegen das deutsche Gebiet zurückzudrängen. Die Angreifer mußten schwere Blutopfer bringen, um diesen Erfolg zu erzielen; rasch weiter vorwärts zu kommen, gelang ihnen aber nicht. Erst als am 13. März eine berittene Burendivision von Longido her das Kilimandscharogebirge nach Süden umritt und im Rücken der deutschen Hauptstellung auf den Kitovohügeln erschien, war die Schutztruppe gezwungen, die Stellung und die anschließenden Gebietsteile um den Kilimandscharo zu räumen, wenn sie nicht ein- durch den Busch gelang es uns, früh am nächsten Morgen den Übergang über den Lumi zu sichern. Von unseren berittenen Truppen wurden am gleichen Tage der Chalahügel und einige andere Stellungen genommen, die Taveta von Norden her beherrschten. Am 9. März wurde sowohl Taveta als auch Salaita von uns besetzt. Der Feind zog sich auf die starke Kitovostellung westlich von Taveta zurück (freiwillig), wo unsere Reiterei am 10. März mit ihm in Fühlung trat. Als festgestellt war, daß der Feind die Stellung stark besetzt hatte, erhielt am 11. März die erste ostafrikanische und die zweite südafrikanische Infanteriebrigade Befehl, die steilen, buschbedeckten Hügel Reata und Latema anzugreifen, auf denen sich die Hauptstellungen des Feindes befanden. Nach furchtbar hartem Kampfe, der bis Mitternacht andauerte, sicherten sich Teile unserer Truppen Stellungen auf den Hügeln, in denen sie sich zu halten vermochten, bis am Sonntagmorgen, den 12. März, Verstärkungen vorgeschickt werden konnten. Der Feind leistete tapfer und hartnäckig Widerstand; die Schützengräben mußten mehrmals genommen werden, da der Feind sie immer wieder zurückeroberte. Es gab schweres Handgemenge und heftige Bajonettkämpfe. Bei Tagesanbruch räumte der Feind seine Stellungen und ließ ein Geschütz, drei Maschinengewehre, Waffen und Munition in unserer Hand.

Montag, den 13. März, besetzte unsere berittene Brigade Moschi (auf deutschem Gebiet) und die erste Division erreichte, nachdem sie das Land zwischen Meru und dem Kilimandscharo gesäubert hatte, die Straßen zwischen Moschi und Aruscha. Müssen wir auch den Verlust vieler tüchtiger Kameraden beklagen, so hat der erreichte Erfolg doch unsere schweren Opfer gerechtfertigt erscheinen lassen. Indem ich Offizieren und Mannschaften danke, fühle ich mich versichert, daß die noch bevorstehenden Ansprüche an ihre Leistungsfähigkeit in dem gleichen Geiste getragen werden, wie bisher."

Die britischen Truppen hatten in der Zeit vom 7. bis zum 13. März außerordentlich schwere Verluste; sie büßten insgesamt ein Viertel ihrer Streitkräfte, nämlich über 14 000 Mann, ein; davon allein die Burenregimenter über 7500 Mann.

Infolge dieser großen Verluste fehlte dem Feinde die Kraft zu einer wirksamen Verfolgung der zurückgehenden Schutztruppe; nur zaghaft folgte er nach. Ungehindert konnten die deutschen Streiter die vorbereiteten Stellungen am Ruwu einnehmen.

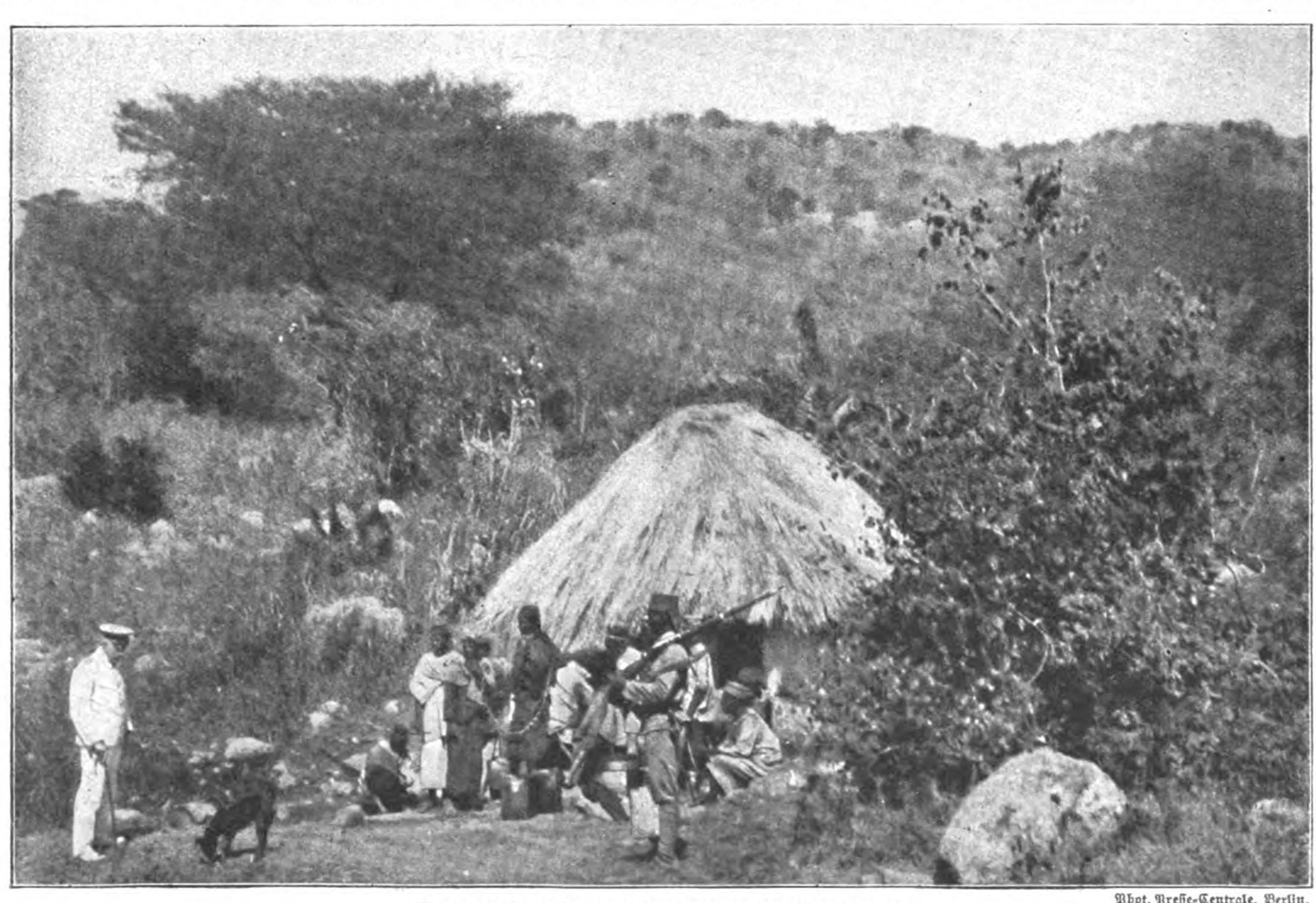
Erst als der Feind am 18. März den Fluß erreichte, gab es weitere, erbitterte Kämpfe. Die deutschen Abteilungen unternahmen kräftige Gegenstöße und brachten das langsame Vorrücken des Gegners zum Stehen. Es gelang aber der ihnen an Zahl weit überlegenen südafrikanischen Reiterei, den linken deutschen Flügel zu umgehen, und die Station und den Hügel Kahe am 20. März zu besetzen. Dies nötigte die Deutschen, ihre Linien etwas zurückzunehmen. Sie leisteten dann aber in dem dichten Busch erfolgreichen Widerstand. Doch am 23. März wurden die deutschen Streitkräfte infolge eines großangelegten Umfassungsangriffes veranlaßt, ihre Stellung am Ruwu aufzugeben und nach Süden zurückzugehen, ohne aber vom Feinde besonders belästigt zu werden. Die Usambarabahn leistete ihnen dabei gute Dienste, so daß das gesamte Material in Sicherheit gebracht werden konnte.


Schausch (eingeborener Unteroffizier) von der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika (vom Stamm der Manyema), der sich durch hervorragende Tapferkeit auszeichnete.


Sol (eingeborener Feldwebel) von der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika (vom Stamm der Sudanesen) mit dem Militärehrenzeichen für Tapferkeit am schwarzweißen Bande.

Auch in diesen Kämpfen hatten die Feinde recht empfindliche Verluste; sie betrugen einige tausend Mann. Sonach kostete dem Feinde die Besetzung des deutschen Kilimandscharogebietes über 16 000 Mann.

In der deutschen Kolonialgeschichte wird dereinst die Beschreibung dieser heißen, erbitterten Kämpfe am Kilimandscharo eines der ruhmreichsten Gedenkblätter bilden.


Phot. Presse-Centrale, Berlin.

Die Stationsquelle in Kilimatinde in Deutsch-Ostafrika.

Die nach stärkerem Artillerie- und Minenwerferfeuer bei Kostanjevica vorbrechenden Italiener werden von den k. u. k. Truppen mit Handgranaten und Bajonetten zurückgeworfen.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann



Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

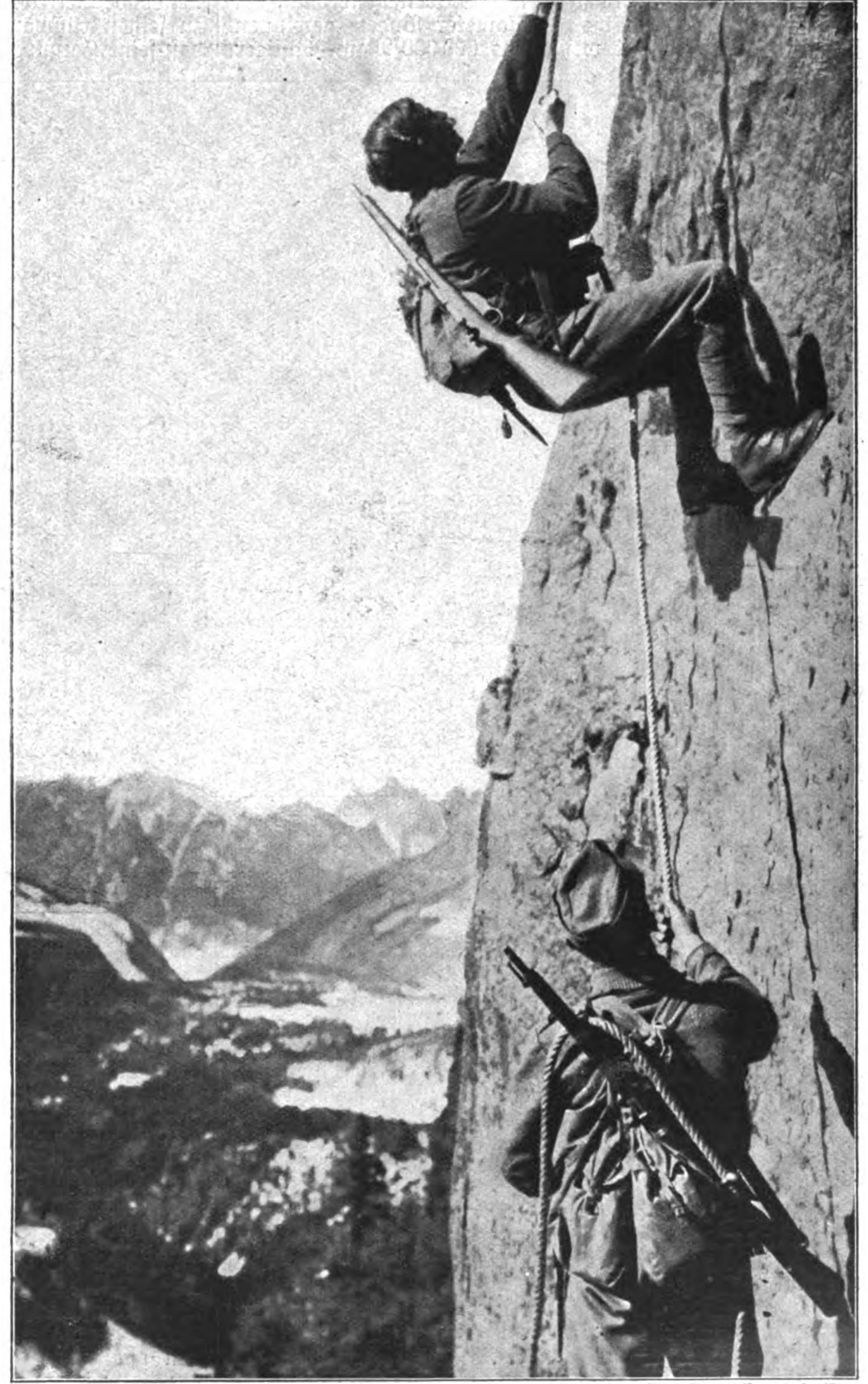
(Fortsetzung.)

Die Wirkungen des uneingeschränkten U-Boot-Krieges machten sich allmählich auch im Mittelmeer stärker bemerkbar, wo deutsche und österreichisch-ungarische U-Boote durch Schiffsversenkungen und Auslegen von Minen den Verkehr fast vollkommen lahmlegten. **Italien** sah sich immer gründlicher von allen Zufuhren abgeschnitten. Es trat großer Mangel an Kohlen und Lebensmitteln ein; sogar bei der Herstellung der Munition stieß man auf erhebliche Schwierigkeiten. Wegen des Fehlens von Heizmaterial sah man sich in vielen oberitalienischen Städten, wie Padua, Treviso, Mailand, gezwungen, Tausende von Bäumen zu fällen, um der Kohlennot einigermaßen abzuhelfen. Immer mehr drang deshalb in Italien die Auffassung durch, daß es den Krieg nicht gewinnen könne, wenn der U-Boot-Krieg in gleicher Schärfe aufrechterhalten würde. Er konnte die Ursache zu einer verhängnisvollen Verzögerung der geplanten Offensive werden, die nur dann aussichtsreich erschien, wenn sie frühzeitig genug in die Wege geleitet würde.

Aus diesem Grunde bemächtigte sich der Italiener eine nicht geringe Aufregung, als schweizerische Zeitungen von Truppenbewegungen berichteten, die in Tirol (siehe die Bilder Seite 259) vor sich gehen sollten und in die auch deutsche Verbände einbezogen seien. Sie waren deshalb eifrig bestrebt, Fühlung mit dem Feinde zu halten, um von den Ereignissen nicht überrascht zu werden. Wenn dann günstiges Wetter die Gelegenheit zu besonderer Feuerwirkung bot, entfesselte sich, besonders im Küstenlande, stets eine heftige Artillerieschlacht. Gelegentlich brachen die Feinde auch mit großen Infanteriemassen vor und konnten, wenigstens vorübergehend, örtliche Erfolge erzielen. Italienische Alpentruppen griffen nach starker Feuervorbereitung am 4. März nördlich des San-Pellegrinotales an der Tiroler Ostfront in der Richtung auf den als Riegelstellung wichtigen Gipfel Costabella an. Die Österreicher und Ungarn wehrten sich mit außerordentlicher Tapferkeit gegen die feindliche Übermacht, drängten diese mehrmals zurück, mußten ihr aber schließlich doch Raum geben, so daß die Feinde sich dort einer Vorstellung bemächtigen konnten.

Auf dem Col Bricon wollten die Italiener ihre Gegner mit einem Handgranatenangriff überraschen, und am Berge Sief versuchten sie, die österreichisch-ungarischen Stellungen durch Sprengungen zu schädigen. In beiden Fällen war ihnen kein Erfolg beschieden. Sie setzten dann am 6. März auf die k. u. k. Stellung am Sief einen Überfall an, der aber schon durch das Sperrfeuer blutig abgewiesen wurde. Mit wiederholten Vorstößen, auch solchen, die sie nachts gegen die Costabellastellung durchführten, hatten die Italiener nur Mißerfolge; sie wurden regelmäßig zurückgetrieben. Ebenso erging es einer Abteilung, die an der Mündung des Masobaches einen Handstreich gegen die österreichisch-ungarischen Linien ins Werk setzte. Tags darauf blieb es an der Tiroler Front ruhiger, so daß die Schäden an den Stellungen ausgebessert werden konnten. Fieberhaft wurde gearbeitet und oft genug war es nötig, daß die Truppen ihre ganzen bergsteigerischen Fähigkeiten entwickelten, wenn es galt, steile Wände zu erklettern (siehe untenstehendes Bild), um zerstörte Fernsprechleitungen, die die Wachtkommando (siehe Bild Seite 261) mit den Truppenteilen verbanden, wieder in gebrauchsfähigen Zustand zu versetzen.

An der küstenländischen Front holten am 7. März Sturmabteilungen eines Honvedinfanterieregiments wieder einmal Gefangene aus der italienischen Stellung westlich von Kostanjevica. Durch solche Teilvorstöße störten die k. u. k. Truppen die Unternehmungen der Feinde bedeutend, die sich gerade in diesem Abschnitte an jedem klaren Tage bemühten, mit Hilfe weittragender Schiffsgeschütze (siehe

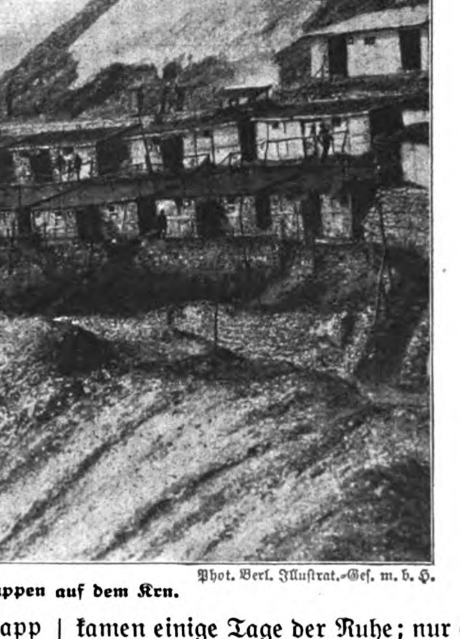


Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Erkletterung einer Felswand im Hochgebirge an der Südwestfront.

Bild Seite 260), großer Mörser und französischer Haubitzen die tief in den Karst hineingebohrten österreichisch-ungarischen Gräben und Lagerhöhlen (siehe untenstehendes Bild) zu zermürben. Sie trieben auch Sappen vor, von denen aus die Minenwerfer mit riesigen Massen von Sprengstoffen das Zerstörungswerk der Geschütze vollenden sollten. Der beabsichtigte Zweck wurde damit allerdings nicht erreicht, denn die Österreicher und Ungarn hatten ihre Schutzeinrichtungen im Laufe der Zeit so vervollkommnet, daß ihnen die Feinde nicht viel anhaben konnten, ja, sie fanden sogar immer wieder Gelegenheit, ihre ungebrochene Schlagkraft in kühnen Teilangriffen zu beweisen. Allein im Görzischen hatten sie durch Überfälle und Einbrüche in die feindlichen Verteidigungslinien im Verlauf des letzten Monats über 1500 Gefangene eingebracht und 14 Maschinengewehre sowie 2 Minenwerfer erbeutet.

Triest war noch immer das Ziel Cadornas. Sein Unterführer, der Herzog von Aosta, hatte zwischen San Martino del Carso und Kostanjevica die italienische Front um etwas über 9 Kilometer vorgeschoben und weiter nördlich, im Raume von Görz, 3 bis 4 Kilometer Boden gewinnen können, allerdings mit wenigstens 600000 Mann blutiger



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Unterstände österreichisch-ungarischer Truppen auf dem Krn.

Verluste. Die österreichisch-ungarische Linie hielt knapp 1500 Schritt östlich vom Görzer Kastell und vom Kloster Castagnavizza. Hier schob sie sich in den Februar- und Märzkämpfen sogar noch dichter an Görz heran, ohne daß die Feinde es hindern konnten. Oftmals gelang es auch den österreichisch-ungarischen Fliegern und Abwehrgeschützen, die besten Flugzeuge der Feinde herunterzuschießen, wie am 9. März bei Görz, wo durch die Artillerie wieder ein Capronifluggzeug vernichtet wurde. — An diesem Tage glückte es auch dem Infanterieregiment Nr. 74, im Pellegrinogebiet durch einen Schneetunnel in die italienischen Linien einzubrechen, wobei 1 Offizier und 30 Mann gefangen genommen wurden.

Während in den Bergen nun wieder mehr Ruhe eintrat, gab es an der Karstfront weiterhin Vorfeldgefechte. Nach stärkerem Artillerie- und Minenwerferfeuer stießen die Italiener bei Kostanjevica am 11. März in starkem Angriff vor; sie wurden aber verlustreich zurückgeworfen (siehe die Kunstbeilage). Auch mit Unternehmungen an den folgenden Tagen hatten sie keinen Erfolg. Dagegen konnten österreichisch-ungarische Erkundungsabteilungen nördlich von Asiago am 14. März wieder durch Schneetunnel in die italienischen Stellungen eindringen und daraus 2 Maschinengewehre und 22 Alpini mit zurückbringen. — Nach guter Vorbereitung nahmen die Österreicher und Ungarn im Costabellagebiet am 16. März den Italienern auch den Stützpunkt wieder ab, den diese am 4. März an sich gebracht hatten. Die schneidige Unternehmung kostete den Feinden viel Blut, außerdem 3 Offiziere und 34 Alpini an Gefangenen, sowie 2 Maschinengewehre. —

* * *

Trotz der Schwierigkeiten, vor die sich die Italiener an ihrer Hauptfront gestellt sahen, sollten sie nach den Bestimmungen, die in den verschiedenen Kriegsräten der Verbandsmächte getroffen worden waren, auch für die Auffüllung der **mazedonischen Front** (siehe die Bilder Seite 263 und 264 unten) mit sorgen. Nach einem bekannt gewordenen Briefe des Generals Brussilow glaubte man ja nicht einmal mehr in London daran, daß General Sarrail in absehbarer Zeit die starke Stellung der Mittelmächte auf dem Balkan auch nur antasten könnte. Sein aus so vielen schlecht miteinander arbeitenden Bestandteilen zusammengesetztes Heer war stark verseucht, es hatte schwer zu überwindende Verteidigungslinien vor sich und weite Wege bis zu seinen rückwärtigen Stützpunkten. Vor allem sah er, daß seine Hauptverkehrslinie über See, die für ihn dringend notwendig war, mehr und mehr unterbunden wurde, denn gerade im Mittelmeer wurde ja von den U-Booten der Mittelmächte die geschlossenste und für die Mittelmeerküsten der Feinde verderblichste Arbeit geleistet.

Wenn somit auch die mazedonische Front für den Vierverband keine Aussichten auf Erfolg versprach, so kam es doch zeitweilig zu erbitterten Gefechten. Zwischen dem Ochrida- und dem Prespasee stießen Streitkräfte der Mittelmächte am 5. März gegen eine französische Feldwache vor, überraschten sie und nahmen sie gefangen. Am nächsten Tage spielten sich auf dem von den Engländern besetzten Abschnitt zwischen dem Wardar und dem Doiransee und in der Strumaniederung Erkundungsunternehmungen ab, die mit einem Fehlschlage für die Engländer endeten. Dann kamen einige Tage der Ruhe; nur auf dem albanischen Teile der Front suchten südöstlich von Berat italienische und österreichisch-ungarische Plänkler einander Schaden zuzufügen. Am 11. März wurden die Kämpfe zwischen dem Ochrida- und Prespasee wieder aufgenommen und hielten auch während der folgenden Tage an. Ganze französische Bataillone versuchten größere Vorstöße, doch wurden sie von der Verteidigung jedesmal blutig abgewiesen.

Zu gleicher Zeit setzten die Österreicher und Ungarn an dem äußersten östlichen Flügel der Feinde, an der Front von Valona, einen größeren Angriff ihrer Marineflugzeuge — das gesamte österreichisch-ungarische Seeflugwesen unterstand dem Linienschiffsleutnant Mikulezky (siehe Bild Seite 263 oben) — an, die durch Abwerfen zahlreicher Bomben auf das italienische Etappenlager, die Ausladerampen und den Hafen von Valona schwere Verwüstungen anrichteten. Die k. u. k. Truppen konnten an dieser Front den Feinden nun überhaupt viel wirkungsvoller entgegentreten, weil sie die lange Zeit der Kämpfruhe dort zur Wegbarmachung des nordalbanischen Etappenraums verwendet hatten.

Während die kraftvollen Vorstöße der Feinde zwischen den ostalbanischen Seen trotz starken Vorbereitungsfeuers am 15. März wieder abgeschlagen wurden, gelang es ihnen im Abschnitt von Monastir unter Aufbietung aller Kräfte einen kleinen Vorteil zu erringen. Nordwestlich und nörd-



In 1600 Meter Höhe liegende Fassungstelle in Tirol.

Für einen Feldzug in Kleinasien begann um die Mitte des März der Rückzug der Türken in **Mesopotamien** die Vorbedingungen zu schaffen. Eine Folge dieses Rückzugs war auch die Zurücknahme der türkischen Truppen aus Persien, wo sie bis nach Hamadan vorgedrungen waren und den Zusammenschluß der englischen und russischen Streitkräfte unterbunden hatten. Jetzt wurde aber für die Vereinigung der Russen mit den Engländern der Weg frei. Das türkische Hauptheer in Mesopotamien, das zunächst nach dem Westen in der Richtung auf das militärisch wichtige Aleppo abzuziehen schien, wandte sich nun nach Norden, um die aus Persien kommenden Truppen aufzunehmen und zu verhindern, daß der englische General Maude sie zwischen sich und die Russen brachte und vielleicht eine Katastrophe herbeiführte. Mitte März standen die Hauptkräfte Maudes in Bagdad; der russische General Baratow hatte bereits Kirmanschah erreicht und sah sich auf dem 300 Kilometer langen Wege zu Maude vor keinem Hindernis mehr. Die Türken weilten im Raume von Samara und blieben im Rückzuge auf Mossul; dorthin wiesen auch die Rückzugslinien der türkischen Streitkräfte, die Persien verließen. Von Mossul ging die Hauptverbindungslinie der Türken nach dem Urmiasee; es war endlich auch die gegebene günstige Verbindung mit dem Endpunkt der Bagdadbahn, auf der sich die Herbeischaffung von Truppen und Kriegsgerät für eine neue türkische Angriffsbewegung verhältnismäßig leicht vollziehen ließ. Denn die Kämpfe in Mesopotamien konnten nicht als abgeschlossen gelten; neue feindliche, aber auch neue türkische Unternehmungen blieben zu erwarten. —

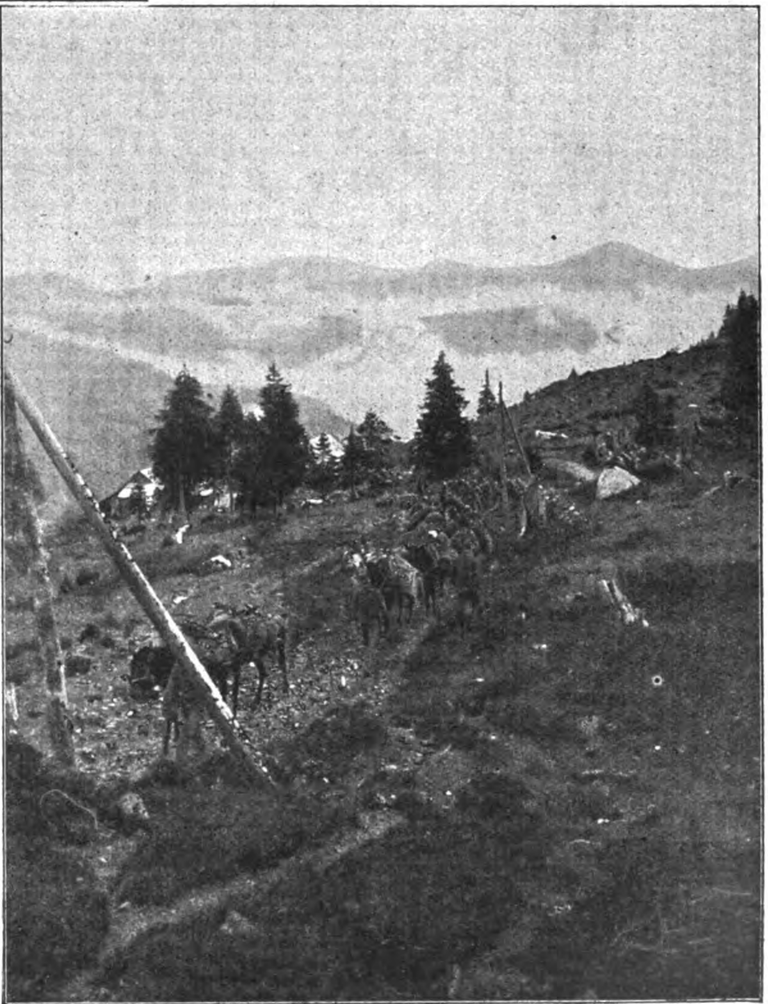
* * *

Am ruhigsten war es im März bis über die Mitte des Monats hinaus an der **russischen Front** (siehe die beiden oberen Bilder auf Seite 264). Die

lich von Monastir rangen die Franzosen äußerst erbittert um Stellungsverbesserungen. In geringer Breite konnten sie schließlich westlich von Nizopole in dem vordersten Graben der Verteidiger festen Fuß fassen, wogegen sie an den übrigen Punkten überall auch während der folgenden Tage trotz ihrer starken Übermacht abgewiesen wurden. Auch die Engländer mußten den kleinen Vorteil, den sie am 16. März durch die Besetzung des Bahnhofs von Poroj gewonnen zu haben glaubten, wieder aufgeben; sie verloren am 18. März den Bahnhof wieder, als ihre Gegner einen überraschenden Angriff unternahmen.

Weshalb die Franzosen bei Monastir zu dieser neuen Angriffsbewegung ausholten, war nicht recht erkennbar, denn an ein Vordringen bis an die rumänische Front etwa war nicht zu denken. Eine ernsthafte Bedrohung der Stellung der Mittelmächte auf dem Balkan kam gar nicht in Betracht, wenn diese auch nur eine verhältnismäßig geringe Streitmacht dem starken Heere Sarrails gegenüberliegen hatten. Mit der Angriffsbewegung konnte es also höchstens auf eine Bindung von Kräften abgesehen sein, durch die der Ausfall, den die Armee Sarrail für den westlichen Kriegschauplatz bedeutete, einigermaßen wettgemacht werden sollte. Anderseits konnte die Armee noch einmal besondere Bedeutung erlangen, und zwar für den schon lange in Aussicht genommenen Feldzug in Kleinasien. Der Feldzug in Mazedonien war ja aus dem Kriege gegen die Türkei mit erwachsen. Als das Gallipoliabenteuer verlustreich zusammenbrach, führten die Engländer nur einen Teil ihrer Truppen nach Ägypten, den anderen, der nach und nach aus Ägypten wieder große Nachschübe erhalten hatte, brachten sie an die mazedonische Front in der Hoffnung, mit Hilfe dieser Verstärkung dort vordringen und dann auch wieder die Türkei fassen zu können.

* * *



Österreichisch-ungarische Kolonne mit Vorräten im Aufstieg zu einer 2500 Meter hoch liegenden Lebensmittelfassungstelle an der italienischen Front.

ganze Stellungslinie von Riga bis zum Schwarzen Meer blieb im allgemeinen unverändert; größere Gefechte ereigneten sich nur an den Brennpunkten, wie an der Dreiländerecke und im Frontabschnitt an der Narajowka.

Am 5. März griffen die Russen nachts auf der Front des Generalfeldmarschalls Leopold von Bayern die deutschen Stellungen südlich von Brzezany an. Die schon oft erprobten Verteidiger dieses Punktes wurden mit den Feinden sehr rasch fertig, so daß diese keinen Vorteil erreichen konnten. Die Russen hatten den Angriff zwar nachdrücklich vorbereitet, aber der auch an der Ostfront wieder eingezogene harte Winter hatte den Boden fest und dadurch die Unterstände so gut wie bombensicher gemacht. Den Verteidigern wurde dadurch das Ausharren im feindlichen Wirkungsfeuer und die Abwehr der feindlichen Sturmwellen bedeutend erleichtert.

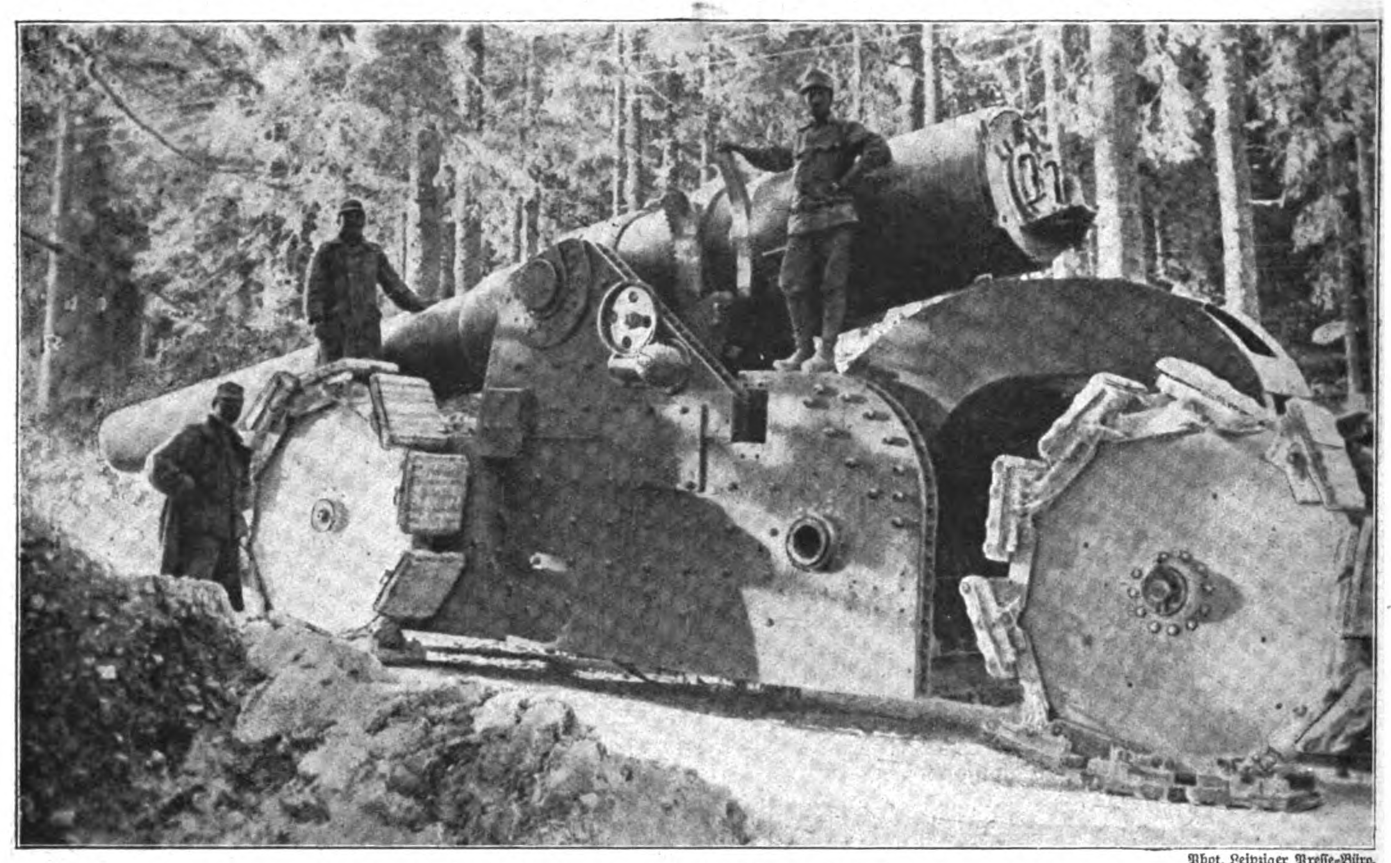
Aber was die Russen nicht durchführen konnten, glückte den Verbündeten immer wieder. Als in dem Abschnitt nördlich von der Bahn Zloczow—Tarnopol am 12. März Freiwillige zur Ausführung eines größeren Erkundungsstoßes gegen die feindlichen Gräben verlangt wurden, da meldete sich die dreifache Zahl der benötigten Mannschaften. Gründlich und umsichtig wurde der Angriff bei Hukalowce gegen die den Meierhof Lipnik umgebenden feindlichen Stellungen eingeleitet. Völlig unerwartet sahen sich die Russen einem mörderischen Feuerüberfall ausgesetzt; Minenwerfer und Batterien sandten Massen ihrer gefährlichen Geschosse auf die vollbesetzten feindlichen Gräben. Die Wirkung war furchtbar. Die gut ausgebauten feindlichen Sicherungsposten wurden völlig zerschlagen; die Besatzung litt entsetzlich. Nach der Beschießung stürmten die Stoßabteilungen rasch über die erste und die zweite russische Linie hinaus vor. Während die zweite Linie ausgeräumt und zerstört und gegen einen Gegenstoß gehalten wurde, säuberten andere Truppen die Anlagen der ersten Linie. Im Handgranatenkampf wurden die Grabenbesatzungen und die Mannschaften in den Verbindungsappen zur Übergabe gezwungen und dann abgeführt; alle russischen Widerstands- oder Gegenangriffsversuche wurden kraftvoll erstickt. Das glänzend durchgeführte Unternehmen brachte den Deutschen 3 Offiziere, 320 Mann und 13 Maschinengewehre als Beute ein.

Tags darauf waren die Deutschen, Österreicher und Ungarn auch an der Narajowka erfolgreich. Schleichtruppen der Flammenwerfer vernichteten feindliche Drahtverhaue, dann folgte ein kraftvolles Vorbereitungsfeuer und nachher gingen die Schwarmlinien zum Angriffstoß vor. Die Beute des Einbruches in die feindlichen Linien betrug 2 Offiziere, 266 Mann, 7 Maschinengewehre und 2 Minenwerfer. Noch wichtiger als die Beute war, daß man wieder einem schon weit gediehenen russischen Minenangriff zuvorgekommen war. Nicht weniger als vier Stollen waren gegen die Stellungen der Verbündeten an diesem Punkte vorgetrieben worden. Zwei davon hatten eine Länge von 60 und 90 Metern und waren bereits geladen und abgedämmt, also vollständig fertig für die Sprengung. Die Stellung wurde auch hier so lange besetzt gehalten, bis alle Vorbereitungsarbeiten der Russen zerstört und die Minen gesprengt waren.

Größere Unternehmungen gelangen den Verbündeten auch am 14. März bei Witoniecz am Stochod und bei Jamnica südlich vom Dnjestr in den Sumpfgebieten von Ostgalizien. Dabei glückte die Erbeutung mehrerer Maschinengewehre und Minenwerfer, sowie die Gefangennahme von über 100 Russen.

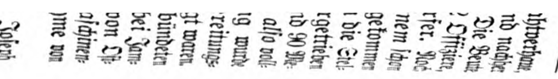
An der Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph ereigneten sich am 5. März an den Osthängen des Kelemengebirges im Südteil der Waldkarpathen heftige Vorstöße russischer Kompanien. Sie konnten keine Vorteile erzielen, sondern wurden entschieden zurückgeschlagen. Hier und im Mesticanestiabschnitt (siehe Bild Seite 266) setzten die Russen ihre Angriffe längst nicht mehr in dem Umfange wie früher fort, nachdem sie in den Schlachten zu Anfang März hier allein über 4000 Mann auf schmalem Raum liegen gelassen hatten. Die siegreichen Verteidiger dieser Front der Verbündeten trafen unausgesetzt Vorbereitungen zur Abwehr neuer russischer Unternehmungen. Fortwährend arbeiteten sich in den Waldkarpathen Kolonnen und Batterien vorwärts, und wo die Kraft der Pferde nicht mehr ausreichte, da griffen, wie einst in Rumänien (siehe Bild Seite 267), die Menschen in die Speichen. Die Hindernisse, die der Winter bot, mußten überwunden werden, und sie wurden es auch. So gewannen die Verbündeten auch in dem unwirtlichen Gebirge zwischen Trotus- und Uztal die notwendige Kraft zur Ausführung eines größeren Angriffes, der den Feinden schwere Verluste kosten sollte.

Am 8. März griffen sie die Magyaroshöhe an (siehe Bild Seite 269). Der wichtige Gebirgskamm liegt mitten zwischen den genannten Tälern, die er mit seiner Höhe von



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Von österreichisch-ungarischen Truppen erobertes italienisches Riesenschiffsgeschütz im verschneiten Wald.



Österreichisch-ungarisches Wachtkommando auf dem Tonale.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz van der Venne.

1340 Metern vollkommen beherrscht. Diese Lage machte den stark verschanzten Kamm zu einem ausgezeichneten Beobachtungspunkt für die Artillerie. Auf einer Breite von 4 Kilometern wurden unauffällig Sturmtruppen angesammelt, die aus galizischen Infanterie- und ungarischen Landwehrregimentern, sowie Teilen eines deutschen Regiments bestanden. Die Pioniere, Flammenwerfer, Minenwerfer und sonstigen Hilfstruppen wußten genau, wo ihre Arbeit anzusetzen war. Kraftvolle Vorbereitung durch Minenwerfer- und Artilleriefeuer ermöglichte es dann schon im ersten Ansturm, die ganze Höhe zu nehmen. Die Angreifer hatten, trotzdem sie steil aufwärts stürmen mußten, nur geringe Verluste, weil die Russen nach dem heftigen Vorbereitungsfeuer nicht mehr imstande waren, besonders starken Widerstand zu leisten. Um so hartnäckiger war der Gegenstoß, den sie sofort unternahmen. Allein die Verbündeten hielten den erstürmten Grenzkamm fest; sie behaupteten ihn auch am nächsten Tage gegen schwere Angriffe. Außer der wichtigen Stellung hatten die Russen über 1000 Gefangene, 17 Maschinengewehre und 5 Minenwerfer verloren.

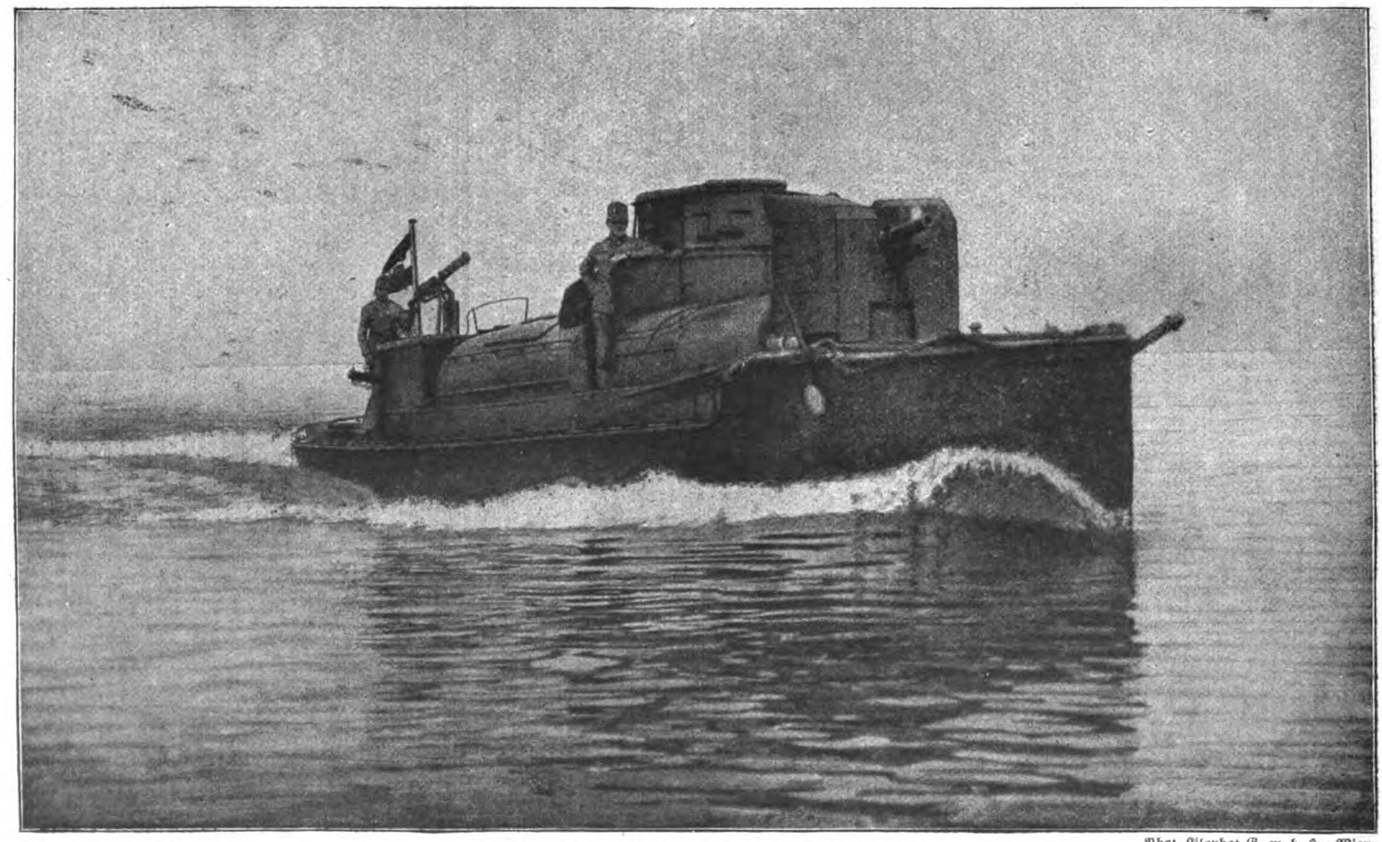
Die Gefechtstätigkeit an der Ostfront wurde in der nächsten Zeit durch von neuem eingetretene Kälte vermindert, doch kam es immer noch zu kleineren Kämpfen, die sich häufig auf den zugefrorenen Flüssen abspielten und die an die Zusammenstöße auf der vereisten Donau erinnerten. Dort hatte einmal eine Abteilung russischer Infanterie versucht, sich auf dem zugefrorenen Sankt-Georgs-Arm der Donau an die bulgarischen Posten heranzuschleichen. Diese bemerkten die Annäherung des Feindes rechtzeitig und trafen alle Vorkehrungen, um ihn gebührend zu empfangen. Die russischen Infanteristen wurden mit Handgranaten und Gewehrfeuer vertrieben; mehrere Tote und Verwundete blieben auf den Eisschollen der Donau liegen (siehe Bild Seite 265). — Für die nächsten Wochen war noch eine weitere Behinderung der Kampftätigkeit wegen des zu erwartenden Tauwetters anzunehmen, durch das dort alljährlich weite Strecken des Landes in überschwemmte Sumpflandschaften verwandelt werden. Ausgetretene Wasserläufe bilden dann große Seen, Straßen und Wege werden zu Flüssen, so daß an kriegerische Unternehmungen in dieser Zeit kaum gedacht werden kann. An der Front in Rumänien war bereits Tauwetter eingetreten und hatte dort ähnliche Wirkungen hervorgebracht.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Vizeadmiral v. Keiler,
der neue österreichisch-ungarische Marineminister.

* * *

Unterdessen war in Rußland ein Ereignis eingetreten, das auf den Krieg großen Einfluß haben konnte. Die oft prophezeite **russische Revolution** (siehe die Bilder Seite 268), die man seit dem Beginn des Krieges erwartet hatte, war um den 10. März zum Ausbruch gekommen. Der häufige Ministerwechsel in Rußland und zahlreiche andere Verwirrungserscheinungen hatten längst erkennen lassen, daß die Revolution auf dem Wege war. Die amtliche Petersburger Telegraphenagentur teilte unterm 14. März dem Auslande den Erfolg der Bewegung mit, an der sich auch das Militär beteiligt und dadurch der Revolution zum raschen Siege verholfen hatte. Engländer und Franzosen jubelten, und mit einem Gefühl der Erleichterung teilte Bonar Law im englischen Parlamente mit, daß Zar Nikolaus der Krone entsagt habe. Die Leitung hatte der Führer der fortschrittlichen Partei der Duma, der Kadett Miljukow, übernommen, der in der neuen Regierung, die unter dem Präsidenten Rodzianko


Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Gepanzertes österreichisch-ungarisches Küstenfahrzeug.

von den Aufständischen gebildet worden war, das Ministerium des Äußeren erhielt. Er hatte erst wenige Wochen vorher gesagt: „Wenn die Revolution die kriegerische Niederlage bedeutet, dann verzichte ich lieber auf sie.“

So schien es denn, als ob die Umwälzung in Rußland eine stärkere Beteiligung der Russen am Kriege im Gefolge haben würde. Die Kadetten (Miljukows Parteigänger nannten sich „Konstitutionelle Demokraten“. Durch Zusammenziehung der Anfangsbuchstaben K und D und Anhängen der Endungen ist die abgekürzte Benennung „Kadetten“ entstanden) und Oktobristen, die beiden fortschrittlichen Dumaparteien, die die Herrschaft vorläufig ausübten, konnten den Engländern und Franzosen hinsichtlich der Fortsetzung des Krieges schon als zuverlässig gelten. Diese Parteien hatten ja nun allerdings die Revolution gemacht, aber nur mit Hilfe der sozialistischen Arbeiter und der hungernden Massen, die nicht Krieg, sondern Brot wollten.

In den ersten amtlichen Kundgebungen der neuen Regierung, die von der Thronentsagung des Zaren Nikolaus Kenntnis gaben und einen Aufruf des einstweiligen Regenten Großfürsten Michael Alexandrowitsch verbreiteten, stand auffallenderweise so gut wie nichts vom Kriege, und in der am 17. März ausgegebenen Note der russischen Regierung an ihre Vertreter im Auslande fehlte der Hinweis auf eine kraftvolle Fortführung des Krieges, der in allen amtlichen russischen Dokumenten des letzten Jahres enthalten war, vollständig. Erst auf das Drängen der Westmächte hin erhielt die Note einen entsprechenden Zusatz. Sehr bald trat deutlich zutage, daß die Sozialisten und radikalen Revolutionäre, die von der neuen Regierung nicht beiseite geschoben werden konnten, gar nicht daran dachten, nun erst einmal den Krieg weiterzuführen und nach seinem Ende das Land nach neuen Grundsätzen innerpolitisch aufzubauen. Weitgehende Neuerungen wurden sofort auf das allerbestimmteste verlangt. Zu dem Druck, den der Arbeiterführer Tscheidse auf die neue Regierung ausübte, kam noch, daß den hungernden Massen in den großen Städten die nötigen Lebensmittel zugeführt werden mußten. Die Beschaffung solcher konnte aber nur auf Kosten der Versorgung des Heeres mit Kriegsbedarf geschehen, weil die unzureichenden Transportmittel vollständig in den Dienst der Lebensmittelbeschaffung hätten gestellt werden müssen, wenn die Regierung eine befriedigende Lösung dieser brennendsten Frage hätte herbeiführen wollen. Die Revolution verlief eben doch nicht so glatt, wie die Führer gehofft hatten. — (Fortsetzung folgt.)



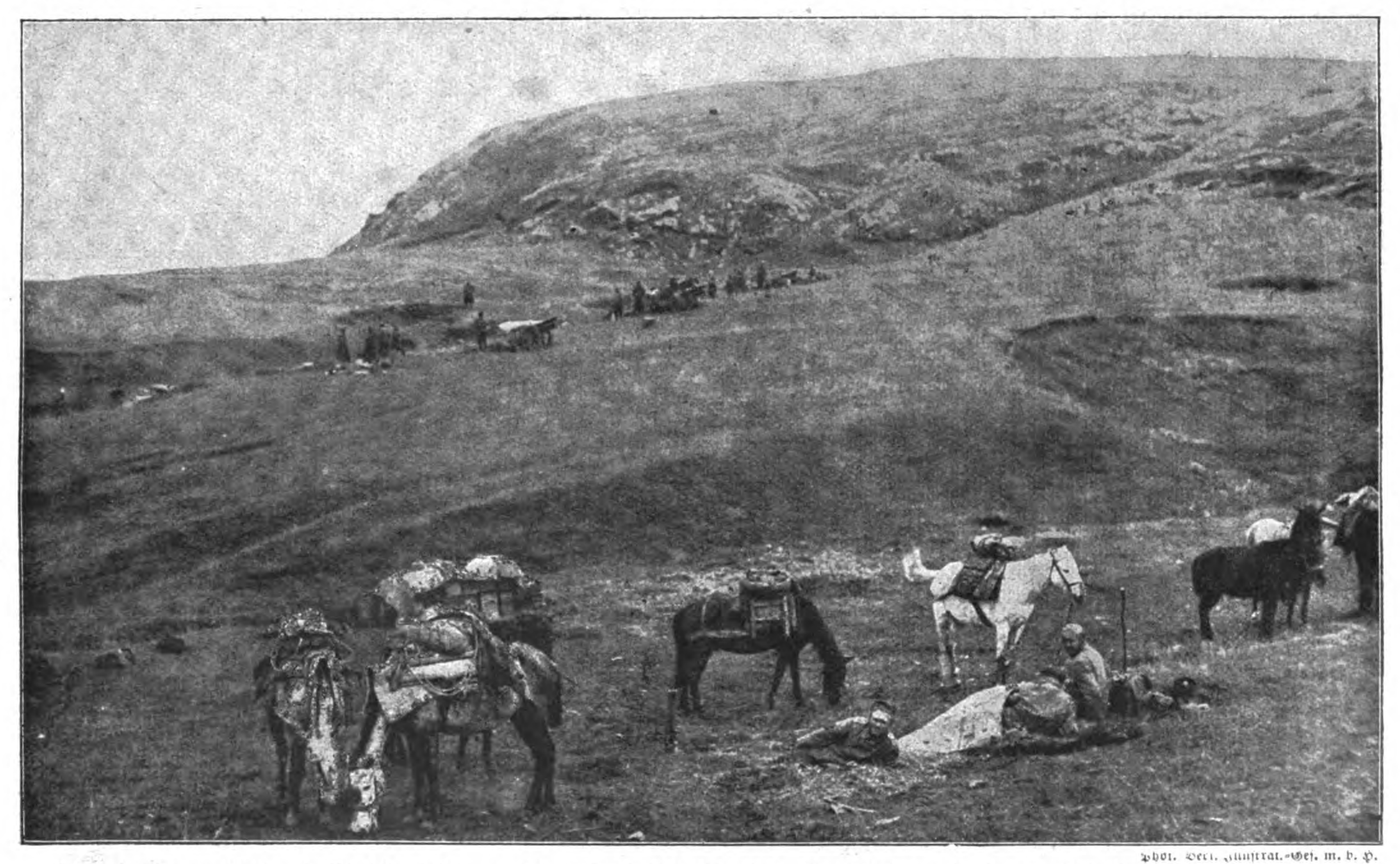
Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Linienschiffsleutnant Franz Mikulezky,
der Chef des österreichisch-ungarischen Seeflugwesens.

Illustrierte Kriegsberichte.

Kriegsentschädigungen.

Von Dr. H. Friedemann.

Kriegsentschädigung ist der Gegenwert für die Gewährung des Friedens; etwa dem gerichtlichen Vergleich entsprechend. Sie läßt die Staatshoheit des Unterliegenden unangetastet, die durch Abtretung von Land oder durch Tributpflicht gemindert wird. Sie schont auch sein Ehrgefühl, eben indem sie sich als „Entschädigung“, nicht als Abgabe, Strafe oder dem Besiegten auferlegte Selbstschädigung gibt. Dadurch unterscheidet sich die Kriegsentschädigung von jeder Art Beute ebenso wie von kriegerischer Besitzergreifung. Sie gehört schon dem Frieden an und bringt den Anspruch des Siegers in die



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Rastende Lebensmittel- und Munitionskolonne auf dem Balkankriegschauplatz. Im Hintergrunde eine Haubitzenbatterie in Feuerstellung.



Phot. Az Érdekes Ujság, Budapest.

Russische Überläufer.

höflichere Form der Verrechnung. — Natürlich entspricht nicht immer das Wesen der Form. Der tatsächlichen Wirkung nach kann die Kriegsentschädigung der Kontribution gleichkommen, oder auch einem dauernden Tribut, der mit den eigentlichen Kriegskosten kaum etwas zu tun hat. In jedem Fall erzielt durch sie der Sieger eine Stärkung der eigenen Wirtschaftskraft und eine entsprechende Schwächung des Gegners. Die letztgenannte Wirkung kann, braucht aber nicht der wirkliche Zweck zu sein. Im Grenzfall der Siegerbeute fast gleichbedeutend, bleibt die Kriegsentschädigung als Friedensinstrument so wandelbar, beziehungsreich und biegsam wie das Geld, in dem sie sich ausdrückt.

Von Kriegsentschädigungen hören wir, sobald die kämpfenden Staaten politisch fortgeschritten genug sind, um Friedensverträge von Macht zu Macht zu schließen und wenn ihre Geldwirtschaft hinreichend ausgebildet ist. Die barbarische Vorform ist die Beute (die Schätze des persischen Reiches, die Alexander erbeutete, werden auf 1200 Millionen Mark unseres Geldes berechnet). Rom mit seiner durchgebildeten Staatlichkeit und seinem geschärften Sinn für Rechtsbeziehungen hat schon frühzeitig seinen Gegnern Kriegsentschädigungen auferlegt. Nach dem ersten Punischen Kriege mußte Karthago 3200 Talente mit einer Frist von zehn Jahren bezahlen; das sind, der Goldmenge nach, etwa 16 Millionen Mark, an der Kaufkraft gemessen wohl nicht viel weniger als 100 Millionen Mark unseres Geldes. In der Art der Abgabe, die nach dem zweiten Punischen Kriege Rom den Karthagern abforderte, haben wir bereits das lehrreiche Beispiel einer politischen Kriegsentschädigung. Diesmal verlangten die Römer im ganzen 10 000 Talente (gleich 50 beziehungsweise 300 Millionen Mark); aber sie verteilten, in scheinbarem Entgegenkommen, die Bezahlung auf einen Zeitraum von fünfzig Jahren. Der Gegner sollte ein halbes Jahrhundert lang in der Geldabhängigkeit bleiben. Karthago war trotz des Söldnerkrieges und anderer Schwierigkeiten bereit, den Gesamtbetrag der Entschädigung schon nach zehn Jahren herauszuzahlen. Rom aber lehnte ab. Es wußte, warum.

Die höchste aus dem Altertum bekannte Kriegsentschädigung war wohl die vom Römischen Reich dem König Antiochus



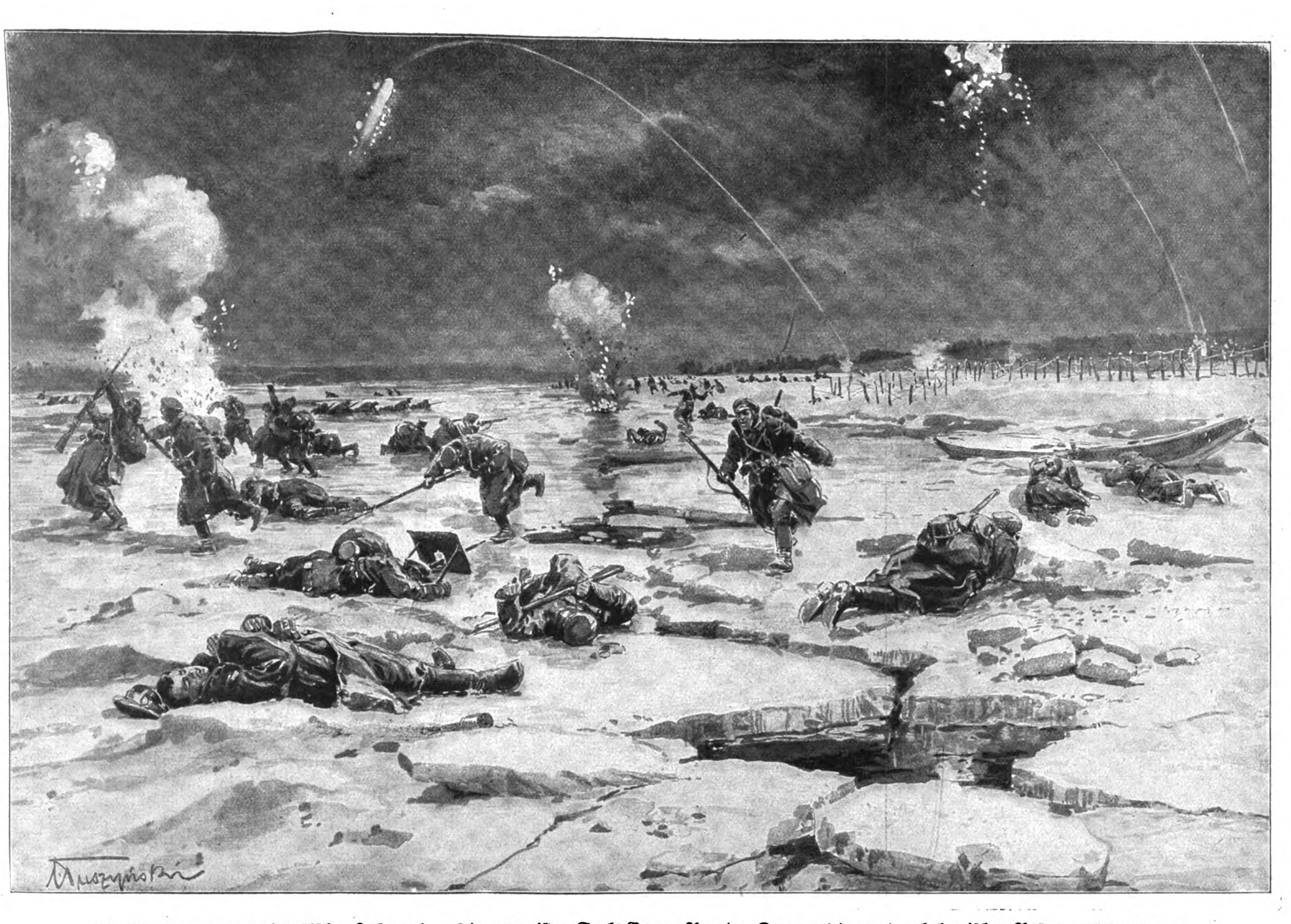
Phot. G. Riebicke, Berlin.

Deutsche Offizierpatrouille auf Schneeschuhen mit Vorspann bei der Postenrevision.



Phot. Bufa.

Deutsche Husarenabteilung setzt bei Sdruga in Mazedonien über die Drina.



Ein Annäherungsversuch russischer Infanterie auf dem vereisten Sankt-Georgs-Arm der Donau wird von den bulgarischen Posten zurückgewiesen.

Nach einer Originalzeichnung von L. Tuszynski.



Die vielumstrittene Höhe Mesticanesti in den Waldkarpathen.

Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

(dem Dritten) von Syrien auferlegte: sie betrug 15000 Talente oder 75 (400) Millionen Mark.

Das ganze Mittelalter mit seiner unentwickelten Geldwirtschaft kennt so hohe Entschädigungsummen nicht. Selbst noch der Betrag von 5 Millionen Talern, die nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges das Deutsche Reich an Schweden zu zahlen hatte, erscheint nicht sonderlich bedeutend. Erst Napoleon lehrte hier, wie auf manchem Gebiet, die Welt mit anderen Zahlen rechnen. Die Kontribution, die er im Tilsiter Frieden dem besiegten und verkleinerten Preußen auferlegte, war mit 120 Millionen Talern vergleichsweise ungeheuerlich hoch; auf die Verhältnisse des heutigen Deutschen Reiches übertragen, das heißt mit Berücksichtigung der Einwohnerzahl, des vermehrten Wohlstandes und des veränderten Geldwertes müßte die Summe etwa verhundertfacht werden.

Während Frankreich im Jahre 1814 noch ohne Geldabgabe wegkam, wurde ihm nach dem zweiten Einzug in Paris, im Jahre 1815, eine Kriegsentschädigung von 700 Millionen Franken auferlegt. Die Kriegsentschädigung von 1871 veranschaulicht dann zum ersten Male den bis dahin nur den Weltbörsen geläufigen Begriff der Milliarde. Bismarck forderte 6000 Millionen Franken, einen Betrag, der im Weiterverhandeln auf 5000 Millionen ermäßigt wurde. Die Zahl wirkte verblüffend; seit Anbeginn der Welt war eine solche Summe nicht auf einmal bewegt worden. Einschließlich der Zinsen, der Kontribution der Stadt Paris und so weiter zahlte Frankreich fünfeinhalb Milliarden Franken an den Sieger; das sind mehr als drei vom Hundert des französischen Volksvermögens. Über den Begriff der Entschädigung ging diese Abgabe hinaus, da Deutschland an eigentlichen Kriegskosten nur 1500 Millionen Mark aufgewendet hatte. Einschließlich der kapitalisierten Rente und der Wiederherstellungskosten waren es gegen 2200 Millionen, also immer noch erst die Hälfte der von Frankreich gezahlten Summe. Der Zweck der Kriegsentschädigung war eben ein politischer: die französische Revanchelust sollte durch Geldmangel gezügelt werden. Man weiß, daß diese Wirkung nicht eintrat.

Jahrzehntelang schien es, als sei die Bismarcksche Geldforderung nach der Höhe der Summe eine Neuheit, dem Wesen nach die letzte „Kriegsentschädigung" alten Stils. Ja, man konnte glauben, daß sich unter den neuen Verhältnissen eine völlige Wandlung vollzog, in dem Sinne etwa, daß sich mit wenig Übertreibung behaupten ließ: nach den Kriegen des sinkenden neunzehnten und beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts habe — der Sieger die Entschädigung gezahlt. Da der Besiegte fast immer auch der wirtschaftlich Schwächere war, so mußte der Sieger ihn stützen, und Landabtretung wurde zur Abtretung von — Schulden. Schon die Entschädigung, die noch 1878 die Türkei in fünfundsiebzig Jahresraten den Russen bezahlen sollte, kam nicht zur vollen Auszahlung; ein erheblicher Rest wurde zur Zeit der türkischen Revolution mit — Bulgarien verrechnet, als Gegenwert für den Verzicht der Türken auf Ostrumelien. Frankreich befestigte seine Herrschaft in Marokko, indem es dem Scherifen die Zahlung von Sühnegeldern auferlegte, die es selbst vorstreckte. Ähnlich verfuhr Italien in Tripolis. Die Balkanstaaten endlich mußten nach ihrem erfolgreichen Krieg gegen die Türkei die Schulden der eroberten Gebiete übernehmen und die Einkünfte aus den Krongütern ablösen — ein System von Verrechnungen, das durch den Weltkrieg unterbrochen wurde. — Ob es nach dem Weltkrieg zu „Entschädigungen" in der Art der früher üblichen kommen wird, oder welche Formen sie annehmen werden, vermag noch niemand zu sagen. Gewiß ist, daß keine Geldabtretung die wirklichen Kriegskosten einer Staatengruppe erreichen, geschweige denn übersteigen kann. Die Schlußabrechnung wird unter allen Umständen einen Verlust aufweisen. Im Vergleich zum Kriege von 1870/71 sind die Ausgaben der kriegführenden Parteien durchschnittlich mindestens die hundertfachen; wir stehen also vor völlig andersgearteten Verhältnissen. Nur dies sei, andeutungsweise, bemerkt: niemand weiß, was nach dem Kriege die Zahlungsmittel irgend eines Staates wert sein werden. Eine Entschädigungspflicht müßte sich in eine Staatsschuld verwandeln, und diese in einen Bankrott — falls nicht der Gegner greifbare Pfänder hat. Das Papier des zahlungspflichtigen Staates ist unter allen Umständen nur so viel wert, wie die Bergwerke, Nutzungsrechte und sonstigen Sicherheiten, die er dafür verpfändet. „Kriegsentschädigung", unter den heutigen Umständen, ist gleichbedeutend mit wirtschaftlicher Eroberung.

Giftgase als Kampfmittel.

Von Dr. Heinz Leo.

I.

Der Weltkrieg hat eine Fülle neuartiger Erscheinungen auf dem Gebiete der Angriffswaffen und Verteidigungs-

mittel gezeitigt. Ihre Zahl ist um so größer, als durch das Vorgehen unserer Feinde der Unterschied zwischen völkerrechtlich erlaubten Kriegsmitteln und solchen, deren Anwendung laut internationaler Übereinkunft ausgeschlossen sein sollte, in weitgehender Weise verwischt worden ist.

So galt bis zum Ausbruch des Weltbrandes auf Grund der Haager Konvention von 1899 die Verwendung solcher Geschosse für unzulässig, deren alleiniger Zweck die Verbreitung von erstickenden oder betäubenden Gasen ist. Die Engländer dürfen den fragwürdigen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, auch auf diesem Gebiet der Nichtachtung anerkannter Kriegsitten beispielgebend vorangegangen zu sein.

Bereits Ende des vorigen Jahrhunderts bei ihren Kämpfen im Sudan, vornehmlich aber im Burenkriege, bedienten sie sich der berüchtigten Lydditgranaten, die auf 100 Meter im Umkreise alles Lebende dem Erstickungstode überlieferten.

Lyddit, so benannt nach dem Orte der ersten Versuche, dem Artillerieschießplatz Lydd in der englischen Grafschaft Kent, ist geschmolzene Pikrinsäure (Trinitrophenol). Sie wird gewonnen durch längere Einwirkung von Salpetersäure auf Phenol (Karbolsäure) und bildet in reinem Zustande farblose, meist aber gelbliche, geruchlose Blättchen von stark bitterem Geschmack und erheblicher Giftigkeit. Gleich vielen modernen Sprengstoffen ist das Lyddit gegen Stoß unempfindlich und brennt im Gegensatz zum alten Schwarzpulver ohne Explosion ab, wenn man es anzündet; hingegen zersetzt es sich mit großer Gewalt, wenn man es mittels eines Sauerstoffüberträgers (Knallquecksilber, Schießbaumwollzünder oder dergleichen) zur Explosion bringt. Dabei werden bedeutende Mengen grünlichgelber Gase entwickelt, die eine erstickende Wirkung äußern und die Umgebung der Explosionstelle mit einem grüngelben Anflug überziehen; und zwar wird reichlich der dreifache Betrag der bei der Explosion des gewöhnlichen Schwarzpulvers erzeugten Gasmengen entwickelt, die sich beispielsweise für 1 Kilogramm Schwarzpulver bei 0 Grad und 760 Millimeter Druck auf etwa 290 Liter belaufen. Erst im Laufe des letzten Jahrzehnts befaßte man sich damit, die bei der explosiven Zersetzung moderner Pulversorten entstehenden Gase auf ihre chemische Zusammensetzung und ihre Giftwirkung hin eingehend und planmäßig zu untersuchen. Dabei stellte sich heraus, daß für die Giftigkeit der Explosivgase der modernen Schieß- und Sprengstoffe in erster Linie ihr hoher Gehalt an Kohlenoxyd und weiterhin die nitrosen Gase verantwortlich zu machen sind. Es zeigte sich, daß die Zersetzungsgase der Pikrinsäure 61,05 v. H. Kohlenoxyd enthalten, eine Verhältniszahl, deren Bedeutung klar wird, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Kohlendunst im Mittel nur etwa 0,4 v. H., Leuchtgas durchschnittlich etwa 6 v. H. Kohlenoxyd enthalten.

Die hochgradige Giftigkeit des Kohlenoxyds wird am besten durch die Tatsache verdeutlicht, daß bei einem Gehalt von etwa nur $^1/_4$ v. H. Kohlenoxyd in der Atmungsluft bereits 60 v. H. der roten Blutkörperchen in Kohlenoxyd-Hämoglobin übergeführt werden, wodurch diese eigentlichen Träger des Lebens ihren für den Atmungsvorgang unentbehrlichen Aufgaben nicht mehr zu entsprechen vermögen. Als besondere Eigenart der Kohlenoxydvergiftungen fällt die Vielseitigkeit des Krankheitsbildes auf, die den Arzt immer wieder überrascht und bei Stellung der Diagnose gar zu leicht auf eine falsche Fährte bringt, denn außer einer Anzahl akuter Anzeichen stellen sich im Gefolge von Explosivgasvergiftungen unter Umständen die verschiedenartigsten Nacherkrankungen ein.

Dieser in verschiedenen Kolonialkriegen erprobten Giftwirkung ihrer Lydditgranaten eingedenk, versprachen sich die Engländer im Herbst 1914 beim Übergang zum Stellungskampf besondere Vorteile von dem tückischen Kriegsmittel, mußten sich aber gar bald davon überzeugen, daß die Lydditgeschosse im Kampfe mit den technisch auf der Höhe stehenden Mittelmächten die auf die Gaswirkung gesetzten hohen Erwartungen in keiner Weise erfüllten. Sie gingen daher zur Anfertigung von Artilleriemunition, Minen, Gewehr- und Handgranaten über, bei denen die Sprengwirkung nur insoweit berücksichtigt wurde, als sie bestimmt war, der Gasfüllung eine möglichst rasche und ausgiebige Verbreitung zu sichern. Hiermit gaben sie auch den letzten Schein von Achtung vor der Haager Konvention von 1899 preis. England fand in seinem auf die Erzeugung hochgiftiger Gasfüllungen gerichteten Bemühen bei seinen Bundesgenossen, besonders den technisch gut veranlagten Franzosen, gelehrige Schüler und bei dem neutralen Amerika einen freundwilligen Helfer. In diesem Zusammenhange verdient die aus glaub-



Phot. Hanns Eder, München.

Deutsche Artillerie auf dem Vormarsch in dem zerklüfteten Bereczker Waldgebirge.


Großfürst Michael Alexandrowitsch, der Bruder des Zaren, zu dessen Gunsten der Zar abdankte, war anfänglich für die Regentschaft in Aussicht genommen.


Der entthronte Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen Zar Nikolaus II.


Großfürst Nikolai Nikolajewitsch. Vom Zaren vor der Abdankung zum Oberbefehlshaber der russischen Armee ernannt.

würdiger amerikanischer Quelle stammende Nachricht erwähnt zu werden, wonach beim Untergang der „Lusitania" am 7. Mai 1915 eine erhebliche Zahl Menschenleben aus dem besonderen Grunde verloren ging, weil dieses mit Kriegsmaterial aller Art beladene schwimmende Arsenal bedeutende Mengen von Rohstoffen in seiner Ladung führte, die zur Herstellung von erstickenden Gasbomben bestimmt waren. Die Gewalt der Torpedoexplosion setzte große Mengen giftiger Gase in Freiheit, die an Leben vernichteten, was die Fluten vielleicht verschont hätten.

Etwa um die gleiche Zeit berichtete die „Times", daß in einer hinter der französischen Front bei Chalons sur Marne gelegenen Munitionsfabrik eine neue Art von Geschossen hergestellt würde. Es handle sich um eine Handgranate, deren Ladung beim Aufschlagen ihren Mantel sprenge und eine chemische Flüssigkeit zum Ausströmen bringe. Die Wirkung der sich daraus entwickelnden Gase wäre überraschend, indem sie die Tränendrüsen zu derartigen Ergüssen reize, daß die Besatzung des feindlichen Schützengrabens nichts mehr sehen könne und das Schießen einstellen müsse. Die Zahl der täglich hergestellten Bomben dieser Art wurde mit 6000 bis 7000 angegeben.

Die Beweise planmäßiger Herstellung von völkerrechtlich verbotenen Kriegsmitteln in Gasform ließen sich durch weitere Stimmen der feindlichen Presse noch beliebig vermehren.

Gleichwohl erkühnte sich die britische Heeresleitung, in einer Veröffentlichung vom 21. April 1915 Verwahrung dagegen einzulegen, daß die Deutschen „entgegen allen Gesetzen zivilisierter Kriegführung" bei der Wiedereinnahme der Höhe 60, südöstlich von Ypern, Geschosse, die beim Platzen erstickende Gase entwickelten, verwendeten. Das offiziöse „Wolffsche Bureau" ließ darauf den Briten die folgende wohlverdiente Abfertigung zuteil werden:

„Wie aus den deutschen amtlichen Bekanntmachungen hervorgeht, gebrauchen unsere Gegner seit vielen Monaten dieses Kriegsmittel. Sie sind also augenscheinlich der Meinung, daß das, was ihnen erlaubt sei, uns nicht zugestanden werden könne. Eine solche Auffassung, die in diesem Kriege ja nicht den Reiz der Neuheit hat, begreifen wir, besonders im Hinblick darauf, daß die Entwicklung der deutschen Chemiewissenschaft uns natürlich gestattet, viel wirksamere Mittel einzusetzen als die Feinde, können sie aber nicht teilen. Im übrigen trifft die Berufung auf die Gesetze der Kriegführung nicht zu. Die deutschen Truppen verfeuern keine ‚Geschosse, deren einziger Zweck ist, erstickende oder giftige Gase zu verbreiten' (Erklärung im Haag vom 29. Juli 1899), und die beim Platzen der deutschen Geschosse entwickelten Gase sind, obschon sie sehr viel unangenehmer empfunden werden als die Gase der gewöhnlichen französischen, russischen oder englischen Artilleriegeschosse, doch nicht so gefährlich wie diese. Auch die im Nahkampf von uns verwendeten Rauchentwickler stehen in keiner Weise mit den ‚Gesetzen der Kriegführung' im Widerspruch. Sie bringen nichts weiter als eine Potenzierung der Wirkung, die man durch ein angezündetes Stroh- oder Holzbündel erzielen kann. Da der erzeugte Rauch auch in dunkler Nacht deutlich wahrnehmbar ist, bleibt es jedem überlassen, sich seiner Einwirkung rechtzeitig zu entziehen."


Michael Rodzianko, Präsident der Duma und Vorsitzender des revolutionären Vollziehungsausschusses. — George W. Buchanan, britischer Botschafter in Petersburg. — Miljukow, der neue russische Minister des Auswärtigen.



Eroberung des Grenzkammes des 1340 Meter hohen Magyaros in den ostsiebenbürgischen Karpathen durch galizische Infanterie- und ungarische Landwehrregimenter sowie Teile eines deutschen Regiments.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.

Einen interessanten Einblick in die Art und Vielseitigkeit des von unseren Feinden für Gasangriffe zur Anwendung gelangenden chemischen Rüstzeuges erhielten wir durch die Mitteilungen, die von Guareschi Anfang 1916 in einem Vortrag vor der „Chemisch-technischen Gesellschaft“ in Turin gemacht wurden. Guareschi unterscheidet zwischen erstickenden und tränenreizenden Gasen.

Die Reihe der erstickenden Gase eröffnet Guareschi mit dem bekannten Chlorgas. Dies ist ein grüngelbes, giftiges, die Schleimhäute heftig angreifendes Gas von eigentümlichem Geruch. Es ist zweiundeinhalbmal schwerer als Luft und findet zu Desinfektionszwecken, sowie in der Bleicherei vielfache gewerbliche Anwendung. Es schließt sich das Chlorwasserstoffgas an, ein farbloses, stechend riechendes Gas, das einundeinviertelmal schwerer als Luft ist und an der Luft raucht, weil es dieser Wasser entzieht und, obwohl — wie erwähnt — ursprünglich farblos, damit sichtbare Salzsäurenebel bildet. Die wässerige Auflösung dieses Gases ist allgemein bekannt unter dem Namen Salzsäure. Weiterhin erwähnt Guareschi das Brom, eine braunrote, giftige, schon bei gewöhnlicher Temperatur stark flüchtige Flüssigkeit von eigenartigem Geruch, dem der Stoff seinen Namen verdankt (βρῶμος, Gestank). Die gelbroten Dämpfe greifen die Schleimhäute stark an. Das Brom hat in chemischer Hinsicht große Ähnlichkeit mit dem Chlor. — Dem Chlorwasserstoff entspricht der Bromwasserstoff, ein rauchendes, stechend riechendes Gas.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Begrüßung der in Genf angekommenen Hilfsdienstpflichtigen durch eine Ansprache des Rittmeisters Schnitzler.

Es folgt das Stickstoffdioxyd, ein rotbraunes, erstickend riechendes, ätzendes und giftiges Gas, das anderthalbmal schwerer als Luft ist; ferner wird empfohlen das Phosgengas, ein die Tränendrüsen reizendes Gas von außerordentlicher Giftigkeit. Auch die bekannte Blausäure, die in wasserfreiem Zustande eine schon bei 27 Grad siedende, furchtbar giftige Flüssigkeit darstellt, darf in der Liste des Italieners nicht fehlen. Ferner erscheint ihm das bekannte Ammoniak, dessen schwache wässerige Auflösung, als Salmiakgeist allbekannt, bereits so unangenehme Wirkungen auf die Schleimhäute der Nase und Augen ausübt, in konzentriertem Zustande für Gasangriffe empfehlenswert. Weiterhin führt Guareschi den Schwefelwasserstoff an, dessen Giftigkeit mit seinem üblen, an faule Eier erinnernden Geruch wetteifert. (Fortsetzung folgt.)

Charakterköpfe der Weltkriegsbühne.

Von Dr. Freiherrn v. Mackay.

4. Miljukow, Rußlands Revolutionsheld.

(Hierzu das Bild Seite 268.)

Staaten und Völker haben als Führer ihrer Freiheitsbewegungen merkwürdige Gestalten aller Art auf der Bühne des Umsturzes gesehen; einen Hochschullehrer der Geschichte und Sozialwissenschaftler zur Rampe zu rufen, blieb aber Rußland vorbehalten. Man sagt, Professoren seien meist schlechte Politiker. Das mag damit zusammenhängen, daß die Zugehörigkeit der Politik zur Wissenschaft überhaupt fragwürdig insofern erscheint, als die Staatskunst wohl in der Theorie nichts als angewandte Geschichtskenntnis, ihr eigentliches Lebensgesetz aber freier Wille, eiserner Charakterwuchs und die über die Masse sich erhebende und sie lenkende Tatkraft ist, die nicht unbedingt auf dem Katheder groß wird. Miljukows Lebensgang erscheint als das nur zu beredte Zeugnis dessen.

Er stammt, 1859 geboren, aus alter, vornehmer Bojarenfamilie, die in anfechtbarer Genealogie auf deutschen Ursprung ihren Stammbaum zurückführt. Ursprünglich Volkswirtschaftler, war er in dieser wissenschaftlichen Richtung als Privatdozent an der Petersburger Universität tätig und ging allmählich zur Kulturgeschichte über, deren Wesen er im modernen soziologischen Sinn auffaßte. Parteipolitisch vertrat er damals durchaus die Richtung der Sapadniki, der „Westler“, also der im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts begründeten Gruppe Solowjews, der in Deutschland unter Raumer und Schlosser studiert hatte und für das Ideal einer geistigen und kulturellen Annäherung des Russentums an den Westen lebte, das nur so zu höheren Stufen freiheitlichen Wachstums und glücklicheren Daseins sich erheben könne. Aber diesem Ideal blieb er nicht lange treu. Nachdem er in Moskau eine Professur für Geschichte erhalten hatte, wurde er um die Jahrhundertwende wegen Teilnahme an der damals kräftig sich rührenden liberalen Bewegung aus Rußland ausgewiesen und ging nach Sofia, an dessen Universität er eine gleiche Stellung wie in der alten Moskowiterresidenz bekleidete, und wo er seine vorzüglichen Kenntnisse des verwickelten Gewebes der Balkanpolitik sammelte. Nach der ersten Revolution vor zwölf Jahren kehrte er zurück, verfaßte den berühmt gewordenen Wiborger Aufruf, trat in die zweite Duma als Abgeordneter der Linken ein und schwang sich alsbald kraft seiner Redegewandtheit und geistigen Überlegenheit zum angesehenen, von der Regierung gefürchteten Führer der „Kadetten“, das heißt konstitutionellen Demokraten, auf. Am Hofe ging man sogar mit dem Gedanken um, ihm die Ministerpräsidentschaft anzutragen, ein Plan, der aber an zu großen Meinungsverschiedenheiten zwischen den „Sphären“ und dem Professor-Politiker scheiterte. Jetzt setzte der Rückstoß ein. Ein Nassor und Rubinschit konnten geistig überlegene Führer vom Schlag des Fürsten Lwow und Dolgoruki ablösen, ein Durnowo entwickelte sich zum Reaktionär waschechter Farbe, und mit ihm tauchten die Köpfe eines Dubrowin, Markow und des Hanswurstes Purischkjewitsch aus der Versenkung empor, um das Schwarze Hundert zu bilden, das auf seinen Versammlungen offen die Abschaffung des Oktobermanifestes forderte. Anstatt nun mit aller Kraft und Unbiegsamkeit sich diesem verhängnisvollen Entwicklungsgang entgegenzustemmen, glaubten die Kadetten in der törichten Anwendung bekannter Parteifechterkniffe dem Gegner das Wasser abgraben zu können, wenn sie sich dem allslawischen Programm verschrieben und sich damit ins politische Schaufenster als Schrittmacher zu staatlicher Machtgröße stellten. Und ihr Führer Miljukow vorab verwandelte sich im Handumdrehen aus einem Saulus in einen Paulus. Hatte er früher die Fremdvölkerhetze aufs schärfste verurteilt, für den paritätischen Nationalitätenstaat geschwärmt, die Unterstützung der Balkanslawen als eitle Heuchelei an den Pranger gestellt, für ein vernünftiges Vertragen mit Deutschland sich eingesetzt und Österreich-Ungarn als den „Staat der Zukunft“ verhimmelt, so stieß er jetzt mit in das Horn derjenigen, die als Vierverbandschwurgenossen verbissen und gewissenlos auf den Krieg hinarbeiteten. Und es war, als ob damit sein Charakter allen Halt verloren hätte. Hier nur wenige besonders auffällige

Kennzeichen dieser Seelenwandelung. Stolypin konnte wiederholt seine Politik zur Mattsetzung der Duma nur dadurch planmäßig vorwärtsbringen, daß ihm Miljukow jedesmal dienstbereit war, wenn es galt, den eigenen Parteigenossen von der äußeren und äußersten Linken in den Rücken zu fallen, daher er sich auch von dieser Seite den Spottnamen eines Rollschuhläufers verdiente. Die ihm in der Redaktion des „Rjetsch", des Leiborgans der Kadetten, von gemieteten Handlangern der Rechten zugeteilten Ohrfeigen hat er mit ebensolcher philosophischen Ruhe hingenommen, wie ihn der wenig rühmliche Ausgang seines Duells mit Gutschkow nicht aus dem seelischen Gleichgewicht brachte. 1909 unternahm er eine seiner politischen Geschäftsweltreisen, belehrte in London den König: „Majestät, wir machen Opposition nicht gegen, sondern für den Zaren!", stimmte auf dem Lord-Mayor-Bankett das Bosche zarja chrani (Gott schütze den Zaren!) an und zeigte sich eine Woche darauf, im Land der unbegrenzten Möglichkeiten gelandet, am Hudsonstrand in der Jakobinermütze des rosafarbenen radikalen Demokraten. In den Krisentagen von 1915, als die russischen Heere aus Galizien und Polen in wilder Flucht zurückfluteten, spielte er sich vollends als eisengeschienter Vaterlandsretter auf. In tönenden Reden eiferte er gegen alle, die von Frieden zu munkeln begannen, und zauberte in blendenden Farben das neue Kriegsziel, Zargrad am Goldenen Horn, vor. Man vergleiche damit seine nunmehrige Haltung als Revolutionshäuptling: im Manifest an die Verbündeten fließt sein Mund vom Wein der Kriegsleidenschaft über, seinen Landsleuten predigt er Wasser und unterschlägt die Stelle vom Kampfeseifer Rußlands. Immer wieder stellt er in seiner Selbstüberhebung seine Fertigkeit, zweierlei Sprachen zugleich sprechen zu können, zur Schau.

> So schließen wir, daß in die Läng'
> Euch nicht die Ohren gellen;
> Vernunft ist hoch, Verstand ist streng,
> Wir rasseln drein mit Schellen!



Phot. A. Grohs, Berlin.

Anmeldung der Hilfsdienstpflichtigen in Gent bei Rittmeister Schnitzler und Leutnant Davidts in der Schreibstube Abteilung II b.

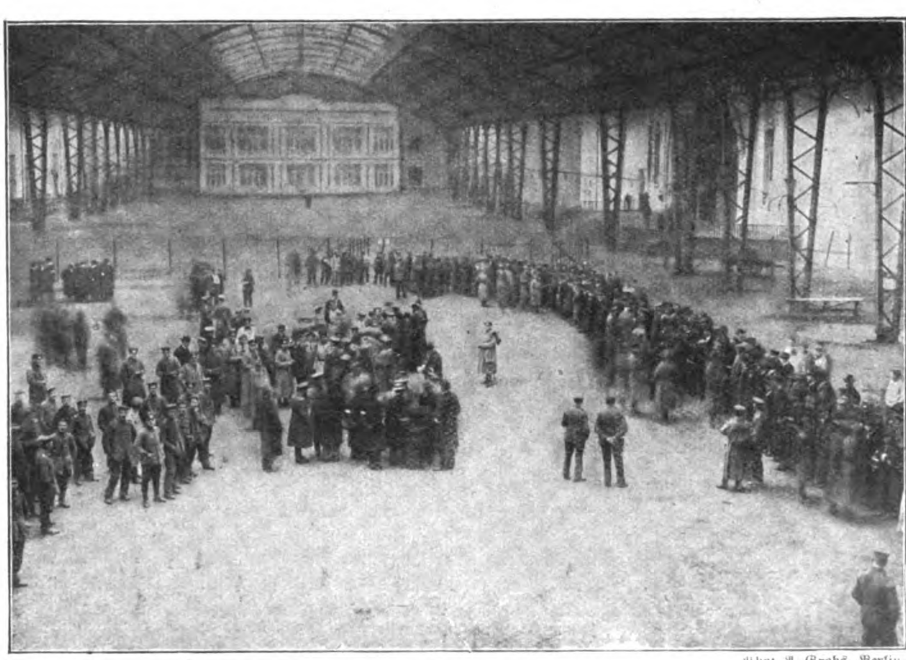
Wer wollte einem Mann, der seine Jugendideale preisgibt, die Umkehr verübeln, wenn sie tiefere Einsicht, reifere Weltanschauung bedingt? Große Reformatoren haben oftmals der Menschheit den Stempel ihres Genius mit dem Gegenstück ihrer ersten Überzeugung aufgedrückt. Aber solcher Wechsel bedeutet erfahrungsgemäß nur dann einen Fortschritt, wenn er sich mit Kräftigung des sittlichen Rückgrats verbindet. Thiers mahnt in seiner „Histoire du consulat et de l'empire": „Die Politik ist viel mehr Charakter als Geist, und darin sündigte Napoleon." Miljukow hat in der gleichen Weise weit mehr als der Korse gesündigt und besitzt daher sicherlich schon aus diesem Grunde nicht die Fähigkeit, wie dieser seine Nation wenigstens zeitweilig aus Irrungen und Wirrungen der Umsturznöte zu Sieg und zu erträumten Ruhmeshöhen emporzuführen. Ihm geht es wie dem Gesinnungs- und Artgenossen in England, Lloyd George, den seine Bewunderer wie einen zweiten Cromwell feiern: das Volk mißtraut ihm. Der Kadettenführer hat zu oft bewiesen, daß er zugleich rechts und links schreiben kann, als daß die aufgeregten Massen, die immer mehr das Heft in die Hand bekommen, irgendwelchen Wert auf seine schönen Versprechungen legten und nicht fürchteten, daß er hinter ihrem Rücken, um seine Macht zu erhalten, mit denjenigen paktiert, die sie als ihre Erzfeinde betrachten. Das um so mehr, als er, der einst in idealistischer Rotglut sich aufbäumende Verteidiger der Nationalitätenrechte, zum knüttelschwingenden Machtpolitiker reinsten Wassers sich entwickelte. In seiner 1905 erschienenen Flugschrift „Die Landerwerbung Rußlands" stellte er, der ehedem die Mittelmächte oftmals mit seinen salomonischen Urteilen in Schutz nahm, Forderungen so deutschfeindlich und verstiegen, wie sie die schlimmsten imperialistischen Marktschreier und Ideologen kaum phantastischer aufstellen könnten. Und als er den Weg nach Byzanz wies, ließ er vollends jede Maske des Billigkeitsinns fallen; seine Predigt hieß einfach: Macht geht vor Recht, also gehört uns Konstantinopel, die Welt! Arbeiter und Bauern, die Frieden wollen, wissen also, woran sie mit ihm sind, nicht minder aber auch die gehetzten Fremdvölker, die sich gewiß nicht danach sehnen, vom Joch der zarischen Bureaukratie in den Zwinger eines russischen „Freiheitstaates" überzugehen, dessen Führer unter dem neuen Völkerglück, wie einst die Pariser Revolutionsgenerale die Allmacht Frankreichs, moskowitische Diktatur in Europa verstehen.

Der vaterländische Hilfsdienst.

Von Prof. Dr. Theobald Ziegler, Frankfurt a. M.

(Hierzu die Bilder Seite 270/271.)

Fast gleichzeitig tat Deutschland zwei scheinbar ganz entgegengesetzte Dinge: es lud die Feinde zu Friedensver-



Phot. A. Grohs, Berlin.

Die nach Gent gekommenen Hilfsdienstpflichtigen werden den einzelnen Arbeitsstellen zugeteilt.

handlungen ein und es erließ das vaterländische Hilfsdienstgesetz, — jenes mitten in unserem Siegeslauf ein beispielloses Zeichen von Mäßigung, Friedensliebe und Menschlichkeit, dieses das Zeichen ebenso beispielloser Entschlossenheit eines ganzen Volkes, sich selbst zu behaupten in seiner nationalen und in seiner staatlichen Existenz und Macht. Und doch kein Widerspruch! Alle Welt, Feinde und Neutrale, sollten sehen, daß wir nicht aus Ermattung oder gar aus Angst die Hand zum Frieden bieten, sondern daß wir willens und bereit sind, wenn sie in diese Hand nicht einschlagen wollen, den Krieg mit Aufbietung der ganzen Volkskraft fort- und durchzuführen zum siegreichen Ende. Sie haben unser Friedensangebot in schnödester und rohester Form zurückgewiesen: so tritt nun der Krieg wieder und mit schärfster Benützung aller uns zu Gebot stehenden Mittel in seine Rechte.

Aber zum Kriegführen braucht man nicht nur Soldaten und Geld, sondern auch Zivilisten, in erster Linie — und davon ist wohl der Gedanke an den allgemeinen Hilfsdienst ausgegangen — Leute zur Anfertigung von Munition und sonstigem Kriegsmaterial. Dann sind Arbeitskräfte zur Bestellung der Felder nötig, damit der teuflische Aushungerungsplan zuschanden wird; und endlich werden Helfer auf tausend anderen Gebieten gesucht, so daß möglichst jeder kampffähige Mann von sonstigen Dienstleistungen freigemacht wird und wirklich zum Kämpfen verwendet werden kann. Das ist der Sinn und die Absicht des Hilfsdienstgesetzes vom 6. Dezember 1916, das jeden Jüngling und Mann vom vollendeten siebzehnten bis zum vollendeten sechzigsten Lebensjahr in den Dienst des Staates stellt und ihn als Arbeiter für seine Zwecke in Pflicht nimmt. Damit erst entspricht der Feldarmee die Heimarmee vollends, damit erst ist die allgemeine Wehrpflicht, der „Militarismus", wirklich durchgeführt und zur Wahrheit geworden.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Der zur Einführung bestimmte neue schweizerische Stahlhelm.
(Siehe auch Bild Seite 142.)

Aber bleiben nicht doch noch Unterschiede und Ausnahmen? Unterschiede: um was handelt es sich denn beim vaterländischen Hilfsdienst, um sittliche Verpflichtung oder um staatlichen Zwang? Zunächst wendet sich der Staat an die Freiwilligkeit. Das ist, möchte ich sagen, das Schöne und das Große, daß man darauf rechnet und sich, wie die bisherigen Erfahrungen zeigen, darin auch nicht verrechnet hat, daß das deutsche Volk seine Zeit und das, was es in dieser Zeit dem Staat schuldig ist, so völlig begreift, und darum nun, wo der Staat ruft, die vielen von selber kommen und das, was sie bisher nicht getan oder im persönlichen Interesse getan haben, freiwillig und bereitwillig als Staatsdienst und als Kriegsdienst hinter der Front auf sich nehmen. So stellt der Staat den freien Willen, das Moralische, den Pflichtgedanken in seinen Dienst und in seine Rechnung ein. Daß er sich daneben den Zwang vorbehält, wo einzelne doch versagen oder sich nicht willig den besonderen Aufgaben, die ihnen gestellt werden, unterziehen und in den notwendig straffen Organisationsplan im ganzen einreihen lassen sollten, ist selbstverständlich; er wäre sonst nicht der Staat, der Gewalt über uns hat, und der seinem Wesen und Begriff nach zwingen können muß. Fürs zweite die Ausnahmen: auf Frauen ist das Hilfsdienstgesetz nicht ausgedehnt worden. Nicht als ob der Staat auf weibliche Hilfe verzichten wollte; daß das nicht geschieht, zeigt ja der Blick auf die tausend und aber tausend in den Munitionsfabriken beschäftigten Frauen und Mädchen, und zeigt der Blick auf das, was Frauenhände in Lazaretten und im Nationalen Frauendienst leisten und schaffen. So rechnet der Staat auch bei ihnen darauf, daß sie ihm wie die Männer freiwillig und von selber helfen. Aber daß Frauenarbeit vielfach individueller ist als Männerarbeit und darum nicht ebenso in den Rahmen eines allgemein gültigen Gesetzes einbezogen und eingespannt werden kann, diese Einsicht ließ ihr gegenüber auf das staatliche Mittel des Zwangs verzichten. Und daher gilt hier: auch Haushalten und Wirtschaften in Stadt und Land, auch sparsam Kochen und Kindererziehen ist vaterländischer Hilfsdienst; aber ihn muß jede Hausfrau und jede Mutter individuell und doch immer im Aufsehen zum Staat und im Gedanken an die Staatsnotwendigkeiten besorgen und leisten.

So ist der vaterländische Hilfsdienst eine gewaltige Probe auf das, was man Staatsozialismus nennt und was sich schon vor dem Krieg unter diesem Namen als die Neigung gezeigt hat, das, was eben noch Privatsache gewesen war, im nächsten Augenblick schon zu einer öffentlichen, einer sozialen Angelegenheit zu machen. Deswegen fordern dabei auch allerlei soziale Probleme der Arbeitszeit und der Lohnfestsetzung, des Verhältnisses von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, von Kündigungsrecht und Koalitionsfreiheit, von Arbeiterschutz und Schiedsgerichten Berücksichtigung, und der Reichstag hat gerade hier mit Recht und mit gutem Verständnis allerlei Vorkehrungen gesucht und glückliche Lösungen gefunden. Aber die Hauptsache ist doch das Allgemeine: die Versöhnung des einzelnen mit dem Staat, der große Friedenschluß, der auf dieser tief sittlichen Grundlage zwischen dem deutschen Industrievolk und dem deutschen Staat zustande gekommen ist, und dessen Segen uns gewiß auch über den Krieg hinaus begleiten wird, wie er uns vom ersten Tag des Krieges an durch diesen hindurch begleitet hat.

Wertvoll ist endlich auch die — ich möchte sagen: die Verlängerung der deutschen Heimarmeefront über die Grenzen unseres Vaterlands hinaus und hinein in die von uns besetzten feindlichen Gebiete, die Verwendung der sich zum Hilfsdienst Stellenden in der Etappe. Unsere Bilder zeigen beispielsweise die Ankunft und Begrüßung, die Anmeldung und Verteilung solcher Hilfsdienstpflichtigen in der alten belgisch-flämischen Handels- und Universitätstadt Gent. Von dieser Ausdehnung des Hilfsdienstes dürfen wir uns, neben der allgemeinen Erweiterung des Gesichtskreises und dem speziellen eigenen Erleben des Krieges oder doch eines Bruchstücks davon, noch zweierlei versprechen: einmal eine nicht bloß ideelle, sondern ganz reale und ganz besonders enge Verbindung von Heimarmee und Feldarmee; „die draußen", das sind jetzt auch Zivilisten, die die Verbindung zwischen unseren Feldgrauen nach rückwärts und uns zu Hause Gebliebenen nach vorwärts herstellen. Und fürs zweite wird dadurch Einsicht und Verständnis verbreitet für das Viele und Vielartige, das in Feindesland und in der Etappe an Verwaltungs- und Organisationsarbeit zu leisten ist, und das wird auch die Schwierigkeit ähnlich vielgestaltiger Aufgaben zu Hause, zum Beispiel bei dem Volksernährungsproblem, zum Bewußtsein bringen und den Fehlern und Mißgriffen gegenüber, an denen es ja dort wie hier nicht fehlt, duldsamer und geduldiger machen.

Aber über alles ist es doch die Erkenntnis, mit der die Hilfsdienstpflicht unser ganzes Volk durchdringen wird, daß wir durchhalten müssen um jeden Preis und durchhalten wollen mit jedem Endchen unserer Kraft. Und dazu trägt das Pflichtbewußtsein jedes einzelnen, der im Hilfsdienst tätig ist, und sein Glaube mächtig bei, daß es wesentlich auch auf ihn und seine Mitarbeit ankomme. Nicht bloß tragen ohne zu klagen, sondern tragen, indem man stützt und das Ganze tragen hilft — wenn darin das ganze Volk einig und wenn es dazu entschlossen ist, führt es zum Sieg. Ohne Sieg aber kein Friede! Und so ist das Hilfsdienstgesetz letzten Endes doch auch ein Friedensgesetz, neben dem uneingeschränkten Tauchbootkrieg ein zweiter gewaltiger Schritt vorwärts auf dem Weg zu einem baldigen Frieden und zu einem guten deutschen Frieden, wie wir ihn alle wollen und brauchen.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

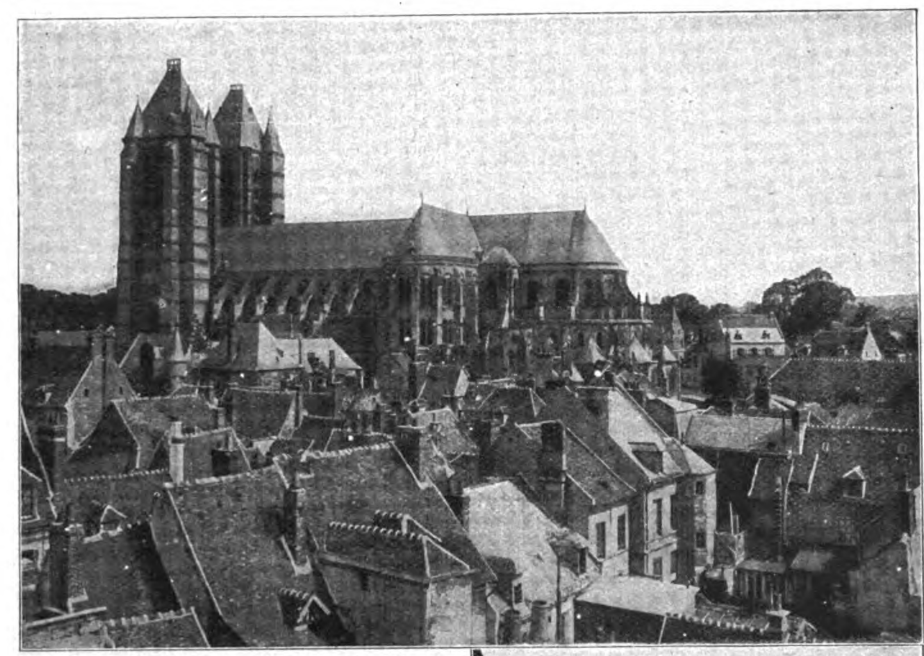
Die **deutsche Westfront** schien um die Mitte des Monats März 1917 aus ihrer Erstarrung herauszutreten. Seit dem Abschluß der großen Sommeschlacht im November 1916 hatten die sich gegenüberliegenden Armeen mit neuen Rüstungen gewetteifert. Millionen von Menschen waren unermüdlich Tag und Nacht mit dem Ausbau der Stellungen beschäftigt und vollbrachten ungeheure Leistungen. Munition wurde in den Lagerplätzen an der Front zu riesigen Bergen aufgehäuft. Nicht nur Frankreichs und Englands Fabriken sorgten für die Beschaffung ausreichender Kriegsmittel für die Westmächte, sondern auch jene Amerikas und Japans trugen nach Kräften zur Auffüllung der gelichteten Bestände bei. Hinter ihren Linien bauten die Feinde neue Bahnen und andere Zufahrtswege, um die Kriegsmittel dauernd und regelmäßig bis dicht an die Front bringen zu können. Auf ihnen wurden neue Truppen vorgeführt, die die Tausende französischer und englischer Soldaten ersetzen sollten, die bei Serre, Sailly und Le Transloy in heftigen Anstürmen gegen die unerschütterlichen deutschen Linien verblutet waren. Auch der Front entlang zogen sich Straßen und Eisenbahnen, die es ermöglichen sollten, Truppenverschiebungen rasch und leicht vorzunehmen. Es war beabsichtigt, in noch stärkerem Maße als in der Sommeschlacht die deutschen Linien samt ihren Besatzungen mit Hilfe vieler Millionen schwerer Granaten auf einer Front von weit über hundert Kilometern zu vernichten und die Stellungen an einem sich zeigenden schwachen Punkte mit großer Übermacht zu durchstoßen. Daraufhin war das ausgedehnte neue Wegnetz hinter den Linien der Feinde angelegt worden.

Im Jahre 1916 hatte sich gezeigt, daß die Deutschen auch sehr schwere Angriffe abzuwehren verstanden, denn die Feinde vermochten nach vielmonatigen, ungeheuer verlustreichen Kämpfen kaum 300 Quadratkilometer zu besetzen. Trotzdem mußte noch ein Versuch unternommen werden, die Deutschen zu bezwingen, und seiner glücklichen Durchführung sollten die umfassenden Vorbereitungen dienen.

Die Deutschen suchten ebenso wie der Feind die Entscheidung des Krieges. Auch sie hatten die Wintermonate nicht ungenützt verstreichen lassen und hatten neue Geschütze und zahlreiche neue Mannschaften herbeigeführt. Ihren Aufklärungsfliegern war die Tätigkeit der Feinde nicht verborgen geblieben. Die Meldungen, die sie brachten, ließen erkennen, daß ein Angriff auf die Befestigungen der Gegner mit ähnlich hohen, dabei vielleicht auch so verhältnismäßig vergeblichen Blutopfern verbunden sein würde, wie die Stürme der Feinde an der Somme. Dieser Gefahr wollte sich die deutsche Heeresleitung nicht aussetzen, und deshalb entschloß sie sich, einen Raum zu schaffen, in dem zu gegebener Zeit eine entscheidende offene Feldschlacht zum Austrag gebracht werden konnte. Für diesen Zweck wählte sie, wie an der Ancre schon im kleinen, nun im großen auf der etwa 135 Kilometer langen Front zwischen Arras und Soissons das Gelände zwischen den beiderseitigen Stellungen und dazu einen schon von Granaten zerpflügten Landstreifen hinter den deutschen Linien (siehe die Karte Seite 276). Die Aufgabe, die Truppen in vorbereitete zurückliegende neue Stellungen zu bringen, ohne daß die Feinde aufmerksam wurden, war nicht leicht. Es wurden deshalb alle



Angriff eines deutschen Stoßtrupps mit Handgranaten und Flammenwerfer auf einen englischen Trichtergraben bei Sailly-Saillisel nördlich vom St. Pierre-Vaastwalde. Nach einer Originalzeichnung von Adolf Wald.



Blick auf die Kathedrale von Noyon vom Rathausturm aus.

möglichen Vorsichtsmaßregeln und Täuschungsmittel angewandt, als die Deutschen am 16. März ihre zwei Jahre lang gehaltenen Stellungen zwischen der Scarpe und der Aisne räumten und in den Richtungen auf Cambrai, Le Chatelet, St. Quentin, La Fère, Laon und Bailly zurückgingen.

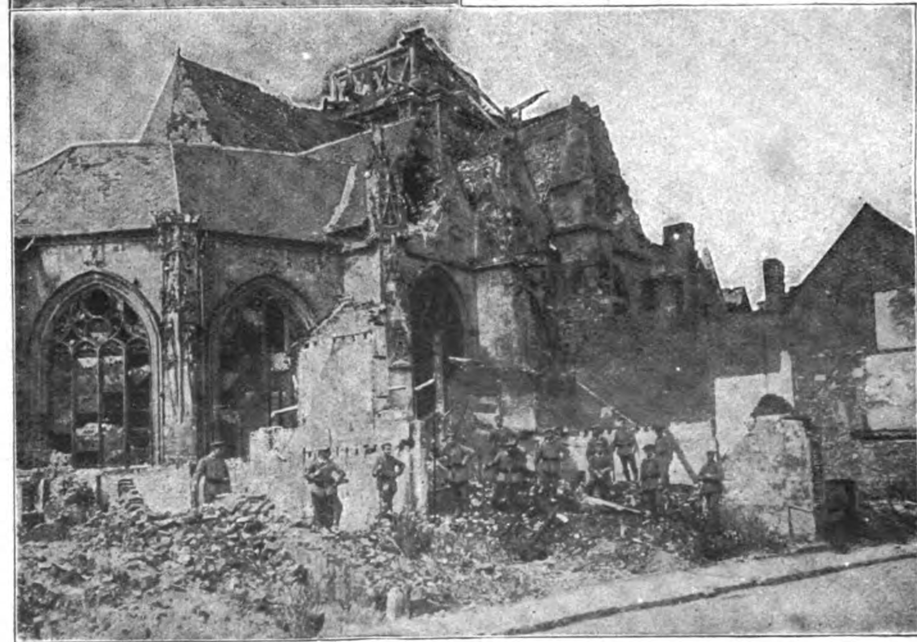
Das Unternehmen gelang glänzend; die Franzosen bemerkten den Vorgang erst, nachdem ein Nachstoß den Deutschen nicht mehr gefährlich werden konnte. Sie rechneten auch mit unangenehmen Überraschungen und arbeiteten sich deshalb nur langsam und sehr vorsichtig vorwärts, wobei sie von den schwachen deutschen Nachhuten sofort in heftige Gefechte verwickelt wurden, die sich für die Franzosen äußerst verlustreich gestalteten.

Um den Feinden die militärische Ausnützung des ihnen überlassenen Gebietes unmöglich zu machen, hatten die Deutschen alles, was dazu hätte dienen können, vernichtet. Soweit es vom militärischen Standpunkte aus gerechtfertigt erschien, wurden die Überreste von Ortschaften zerstört, Wege und Straßen aufgerissen, Wälder und Wiesen durch Aufwühlen des Bodens und Überschwemmung in Seen verwandelt (siehe Bild Seite 275). Kein Keller und kein ehemaliger Unterstand blieb dem Feinde als Deckung; alles Kriegsbrauchbare, wie Kabel, Drähte, Holz, hatten die Deutschen mitgenommen. Kunstdenkmäler wurden geschont und den Feinden unangetastet oder in dem Zustande überlassen, in den sie die Kirchen und Schlösser durch ihre Geschosse selbst versetzt hatten (siehe das Bild hier unten auf dieser Seite). Wo die Wege, die von den Deutschen für ihren Abzug benutzt werden mußten, Zeitmangels wegen nicht tief genug durchgepflügt werden konnten, lagen Bäume quer über den Straßen und hinderten das Vorwärtskommen. Die Bewohner der Ortschaften wurden in eine schmale, unversehrt gehaltene Schutzzone gebracht. Zurückgelassen wurden aber nur ältere Frauen und Kinder und alte Männer. Die wehr- und arbeitsfähige Bevölkerung brachten die Deutschen an andere Orte hinter ihrer Front, damit die Franzosen die Leute nicht für irgendwelche Kriegszwecke verwenden konnten. Gegen den 23. März durfte der deutsche Abmarsch als vorläufig beendet und durchgeführt gelten.

Wenn die Gefechte und schlachtmäßigen Kampfhandlungen, die während der Durchführung der Rückzugsbewegung in dem neuen Kampfgelände ausgetragen wurden, auch keine Änderung der Lage herbeiführen konnten, so waren sie doch recht wuchtig und örtlich meist von großer Tragweite. Wie schwer es war, den Deutschen rasch zu folgen, erfuhren die Engländer neuerdings an der Ancre. Schon am 12. März meldete Haigh in seinem amtlichen Bericht, daß die Deutschen die Hauptverteidigungsanlagen des vordersten Kammes des Bapaumer Höhenrückens geräumt hätten, wobei er deutsche Nachhuten zurückgeworfen haben wollte. Das war nicht richtig, denn die Deutschen hatten sich ganz einfach kämpfend zurückgezogen, weil ihre Aufgabe erfüllt war. Wie wenig Haigh als Sieger auftreten konnte, bewies er selbst, denn erst fünf Tage, nachdem er die deutschen Nachhuten „geworfen" haben wollte, am 17. März, wagte er die Besetzung der Trümmer von dem zerstörten Bapaume.

Die Deutschen befanden sich mit dem Wiedereinsetzen des Bewegungskrieges so recht in ihrem Elemente. In der Friedenszeit waren sie für diese Kriegführung geschult worden, und die meisten Regimenter hatten bei den großen Kämpfen im Osten, in

Malerische Straße in Noyon, im Hintergrunde die Kathedrale.



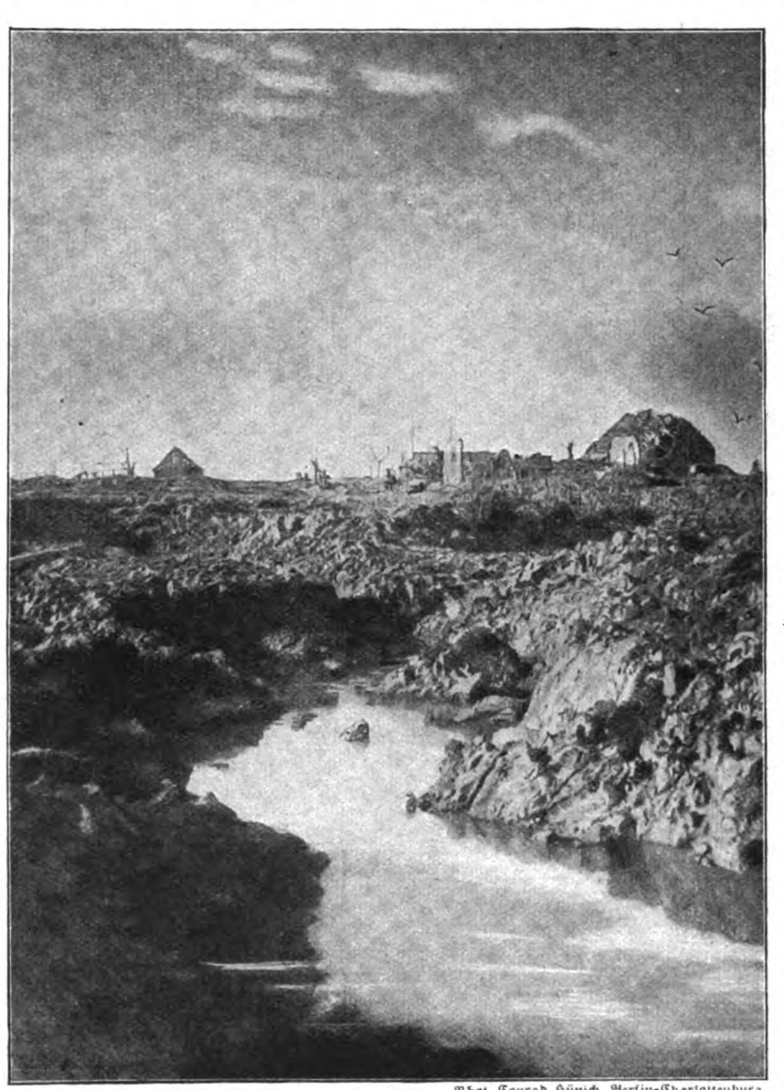
Die von den Franzosen zerschossene katholische Kirche in Roye.

Bilder aus dem von den Deutschen freiwillig geräumten Gebiet im Westen.

Nach photographischen Aufnahmen der Gebrüder Haeckel, Berlin.

Serbien und Rumänien den Bewegungskrieg geübt, hatten gesiegt und waren als erprobte Kämpfer zum Teil an die Westfront zurückgekehrt. Die Engländer besaßen weder diese Übung noch entsprechende Schulung; sie waren sehr unsicher und litten infolgedessen schwer. Wo immer sie in den Besitz deutscher Stellungspunkte kommen wollten, hatten sie stets große blutige Verluste. Kleinere Truppe kühner Deutscher machten verwegene Vorstöße gegen den Feind, griffen ihn mit Handgranaten, Flammenwerfern oder auch mit rasch in Stellung gebrachten Maschinengewehren an (siehe Bild Seite 273) und setzten ihm furchtbar zu. Das Gefühl, einen zaudernden und entschlußunfähigen Gegner zu bekämpfen, steigerte noch die Sicherheit der deutschen Nachhuten, die Fühlung mit dem Feinde zu behalten hatten. Massenhaft meldeten sich Freiwillige zu besonderen Vorstößen, und Führer wie Mannschaften zeichneten sich bei allen Unternehmungen, die zur Verschleierung des deutschen Abzuges ins Werk gesetzt wurden, durch Schneid und Findigkeit aus.

Südlich von Arras, bei Beaurains, machten am 12. März englische Abteilungen nach heftiger Feuervorbereitung auf breiter Front einen Vorstoß, bei dem starke Kräfte ins Gefecht kamen. Die erste englische Welle drang in raschem Ansturm in die vorderen deutschen Gräben ein und wurde dort im Nahkampfe völlig vernichtet. Die zweite, ebenso wie die dritte Sturmwelle, brach schon vor den Hindernissen der Verteidiger blutig zusammen. Recht ausgiebig bereiteten die Engländer ihre Angriffe auf Dörfer oder Dorfreste im geräumten Gebiete vor. Hunderte und Tausende schwerer Granaten schossen sie auf Ruinen von Siedlungen, die von den Deutschen mitunter seit mehreren Tagen schon nicht mehr besetzt waren. Gelegentlich konnten deutsche Truppen, die gegen die ehemaligen deutschen Linien vorgingen, die schwache englische Besatzung niederkämpfen oder gefangen abführen. Am 13. März stießen die Feinde nachts zwischen Achiet-le-Petit und Grevillers (siehe die Karte Seite 244/245) ohne Artillerievorbereitung vor; aber auch diese Überraschung wurde ein Mißerfolg, den die Engländer mit zahlreichen Toten und Verwundeten bezahlen mußten. — Drei Tage später besetzten zwischen Sailly und dem St. Pierre-Vaastwald, den weder die Engländer noch die Franzosen in monatelangen Kämpfen den Deutschen entreißen konnten, englische, und zwischen Beuvraignes und Lassigny auch französische, Truppen die von den Deutschen aufgegebenen Gräben.


Phot. Conrad Hünich, Berlin-Charlottenburg.

Wie es auf dem von den Deutschen im Westen geräumten Geländestreifen aussah.

Die Franzosen zeigten sich in der neuen Kriegführung geschickter als die Engländer. Sie hatten allerdings auch nicht so schwere Arbeit wie diese, denn sie sahen gleich ein 40 Kilometer tiefes Geländestück frei von Deutschen vor sich, auf dem sie sogar Kavallerie vorzutreiben wagten. Auch die Deutschen verwendeten auf diesem Stellungstreifen Reiterei, die sich durch Kühnheit hervorzutun suchte. Den Deutschen glückte dabei manch guter Fang, wenn das Reiterhandwerk auch viel schwieriger war als in den ersten Kriegsmonaten von 1914, wo die angreifenden Reiter noch auf wenig vom Kriege berührtem Gelände ihre Pferde in flotten Galopp setzen konnten (siehe Bild Seite 277).

Über die weitreichenden deutschen strategischen Maßnahmen gaben die Meldungen des Generalquartiermeisters über die Ereignisse vom 17. März zum ersten Male klaren Aufschluß. An diesem Tage hatten die Feinde Bapaume, Peronne, Roye und Noyon (siehe die Bilder Seite 274) erreicht. Bis zum 23. März stießen sie in eine Linie vor, die durch folgende in ihre Hände gekommenen Ortschaften bezeichnet wird: Beaurains (südöstlich von Arras), Croisilles, Velu (östlich von Bapaume), Nurlu, Etreillers (westlich von Peronne), St. Simon (östlich von Ham, am Kanal von St. Quentin), Tergnier, Chauny, Couzy, Anizy und Vailly (an der Aisne). Allein, diese Linie war durchaus kein sicherer Besitz der Feinde. Während die deutschen Meldungen über die Ereignisse wenig verrieten, berichteten die französischen und englischen oft von deutschen Gegenstößen. Am 24. März trafen die Feinde bei Beaumetz, Roisel und östlich vom Corzat-Kanal in der Sommegegend auf deutsche Sicherungstruppen, die ihnen schwere Gefechte lieferten und dann befehlsgemäß auswichen. Nordöstlich von Soissons, bei Vregny, wurden französische Bataillone in einem für sie verlustreichen Gefecht zurückgeschlagen. —

Der strategische Rückzug der Deutschen machte den Westmächten einen dicken Strich durch die Rechnung, denn ihre wohlvorbereitete Offensive konnte einstweilen nicht zur Ausführung kommen, weil sie sich vollkommen neuen Verhältnissen gegenübersahen. Die Deutschen waren dem Schlag geschickt ausgewichen und hatten neue treffliche Stellungen eingenommen, die ihnen eine bessere Stütze boten als jene, die sie mehr zufällig im Jahre 1914 besetzt hatten. Die Londoner Zeitschrift „Truth“ (auf deutsch „Wahrheit“) sagte wörtlich: „Der deutsche Rückzug an der Ancre erscheint als die größte Meisterleistung des deutschen Generalstabes während des Krieges.“ Wenn das von dem Ancrerückzug galt, so paßte die Bemerkung noch viel mehr auf die Gesamtabmarschfront Arras—Soissons. Das wurde von den Franzosen nach und nach auch zugegeben. Die Engländer hatten zu ihrem Teile die Mühen, die ihnen der Abmarsch des Gegners auferlegte, schon kennen gelernt; sie mußten im versumpften und verschlammten Gebiet der Ancre (siehe die Bilder Seite 275 und 278 oben) nicht weniger als 200000 Arbeiter zum Aufbau neuer Stellungen zusammenziehen.

Wie vollständig es den Deutschen durch ihren Abmarsch und vorher durch bestimmte Teilangriffe gelungen war, die feindlichen Pläne zu verwirren, ging daraus hervor, daß die Franzosen die Stellung von Ripont, die mit der beherrschenden Höhe 185 in die Hand der Deutschen gefallen war, unter Anwendung ganz unverhältnismäßig großer Mittel und Kräfte wiederzugewinnen trachteten. Am 11.,

12. und 14. März suchten sie die Höhe unter allen Umständen zurückzubekommen. Zehntausende von Granaten prasselten in die ehemaligen französischen Linien, die nun fest in deutscher Hand waren; mächtig prallten die französischen Sturmtruppen immer wieder vor. Jedoch nur kleine Grabenstücke brachten sie gelegentlich in ihre Gewalt; die Höhe wurde von den Deutschen gehalten.

Auch in den übrigen Abschnitten der Front vom Meer bis zu den Alpen wurde lebhaft gekämpft. Vielfach gelangen den Deutschen Vorstöße, die ihnen Gefangene und Maschinengewehre einbrachten. Ein kraftvoller Angriff wurde von ihnen am 18. März nach sorgfältiger Feuervorbereitung im Südostteil des Waldes von Malancourt und auf den Osthang der Höhe 304 ausgeführt; gleichzeitig fielen sie am „Toten Mann" in die feindlichen Linien ein. In 500 und 800 Metern Breite überrannten sie mehrere feindliche Linien; im Walde von Malancourt wurden drei hintereinander liegende Stellungen erstürmt. Hier und an der Höhe 304 (siehe Bild Seite 278 unten) wurden die gewonnenen französischen Abschnitte von den Deutschen behauptet, während sie am „Toten Mann" ihrer Absicht gemäß unter Wegführung von Beute und Gefangenen in die eigenen Linien zurückkehrten. Dieser Tag kostete den Franzosen neben dem Geländeverlust einige tausend Tote und Verwundete, 500 Gefangene und mehrere Maschinengewehre. Mit rastlosen Gegenangriffen suchten die Franzosen die empfindliche Niederlage an demselben und am nächsten Tag wieder wettzumachen, doch wurden sie jedesmal blutig zurückgeschlagen. Als die Feinde nach einem mißlungenen Angriff in ihren Graben zurückeilten, stieß eine deutsche Kompanie dem weichenden Gegner aus eigenem Antriebe nach und besetzte ein neues Grabenstück von 200 Metern Breite, dessen noch am Leben gebliebene Besatzung in Gefangenschaft geriet.

Diese Mißerfolge trugen mit dazu bei, das Vertrauen der Franzosen zu ihrer Regierung immer mehr zu untergraben. Der oft angefeindete Ministerpräsident Briand sah sich deshalb am 17. März gezwungen, sein Amt niederzulegen, das am 20. März von dem greisen Politiker Ribot (siehe Bild Seite 279), der zuletzt die Kriegsfinanzen verwaltete, übernommen wurde. Aber auch ihm gehörte das Vertrauen der französischen Abgeordneten eigentlich nur der Form nach. —

Die bedeutungsvollen Vorgänge auf dem westlichen Kriegschauplatz hatten auf beiden Seiten die **Luftstreitkräfte** auf den Plan gerufen. Die Feinde strebten danach, die neuen deutschen Linien und den Umfang des Abmarsches festzustellen, was die Deutschen nach Kräften zu verhindern suchten. Daraus erwuchsen zahlreiche Luftkämpfe, in denen die Deutschen aufs neue ihre Überlegenheit bewiesen. Diese verdankten sie unter anderem auch einer neueren Flugzeugart, dem „Kampf-Albatros". Ein englischer Fliegerunterleutnant, der seit vier Monaten im Felde stand und gleich mehreren seiner Kameraden heruntergeschossen worden war, als einmal vier deutsche Flugzeuge gegen neun englische kämpften, gab zu, daß sich seine Abteilung im Gefühl der Unterlegenheit gegenüber den deutschen Flugzeugen am 6. März geweigert hätte, aufzusteigen. Die Folgen hätten bewiesen, wie begründet die Besorgnis der englischen Flieger gewesen sei.

Die Kämpfe in der Luft am 11. März kosteten den Feinden mindestens 16 Flugzeuge, von denen wenigstens 4 hinter den deutschen Linien niederstürzten. Ein siebzehntes Flugzeug fiel in der Gegend von Zillebeke einem Abwehrgeschütz zum Opfer. Außerdem holte Leutnant v. Bülow nordwestlich von Armentières einen feindlichen Fesselballon herunter; ein zweiter Fesselballon wurde von dem Oberflugzeugmeister Schönfelder bei Sivry-la-Perche abgeschossen. Freiherrn v. Richthofen gelang es, an diesem Tage seinen 26., Leutnant Baldamus seinen 12. und Leutnant Pfeiffer seinen 9. Gegner zu besiegen. Am 16. März vernichteten deutsche Flieger 4 Fesselballone. Am gleichen Tage bombardierten deutsche Seeflugzeuge mit guter Wirkung die englische Küste, von Westgate. In der darauffolgenden Nacht waren London und die südöstlichen Grafschaften Englands das Ziel eines deutschen Marineluftschiffgeschwaders, das die englische Hauptstadt eine halbe Stunde lang mit Bomben bewarf, obwohl der Himmel mit 50 bis 60 großen Scheinwerfern nach den Luftschiffen abgesucht wurde und eine Unmenge englischer Abwehrgeschütze ihre Geschosse gegen die Angreifer schleuderten. Auch feindliche Flieger beteiligten sich an der Abwehr der Luftschiffe, die jedoch allen Gefahren entrannen. Auf ihrer Rückfahrt ging dann allerdings das Zeppelinschiff L 39 verloren, das die Franzosen aus einer Höhe von 3500 Metern zum Absturz brachten, wobei es vernichtet und die Mannschaft getötet wurde. Tags darauf flog ein deutsches Marineflugzeug nach Dover und warf dort Bomben auf den Hafen und die Gasanstalt ab.

Karte des von den Deutschen geräumten Gebietes im Westen.

Am 17. März ereigneten sich auch an der Front viele Luftkämpfe, in denen die Deutschen 19 Gegner außer Gefecht setzten und durch Abwehrfeuer noch 3 Flugzeuge vernichteten. Zwei Tage später büßten die Feinde wieder 15 Apparate ein, von denen 2 dem Abwehrfeuer, die anderen im Luftkampf unterlagen. Hierzu kamen am 21. März noch 3 und am 23. März weitere 17 Flugzeuge.

Den Deutschen blieben Verluste natürlich auch nicht erspart. Vizefeldwebel Manschott (siehe Bild Seite 280 oben), der innerhalb dreier Monate 8 Flugzeuge und 3 Fesselballone vernichtete, fiel am 16. März im Luftkampf, und der Flieger Prinz Friedrich Karl von Preußen (siehe Bild ebenda) erhielt am 23. März während eines Luftgefechtes eine Verwundung, die ihn zum Landen zwang. Der Prinz geriet in englische Gefangenschaft und starb bald danach.

* * *

Der **Krieg zur See** zeitigte im März ebenfalls gute Ergebnisse für die Deutschen. Unter den Fahrzeugen, die am



Wegnahme eines französischen Bagagetransportes.
Nach einem Originalgemälde von Wilhelm Schreuer.



Phot. G. Riebicke, Berlin-Charlottenburg.

Im Frühjahrschlamm an der Ancrefront.

14. März als versenkt gemeldet wurden (zusammen 48 150 Tonnen), war auch ein feindlicher kleiner Kreuzer und das als Unterseebootfalle eingerichtete Sonderschiff „O 27", von dem 1 Leutnant, 1 Deckoffizier und 4 Mann gefangen wurden. Eine amtliche Nachricht vom 16. März verkündete die Vernichtung von weiteren 18 Schiffen. Dann wurden am 19. März noch 116 000 Tonnen und am 25. März abermals 80 000 Tonnen als versenkt gemeldet.

In der Nacht vom 18. März stieß wieder ein Teil der deutschen Seestreitkräfte in die Straße Dover—Calais und in die Themsemündung vor. Dabei wurde ein feindlicher Zerstörer vernichtet und ein anderer schwer beschädigt. In der Themsemündung beschossen die Deutschen feindliche Schiffe, und bei North-Foreland versenkten sie einen feindlichen Handelsdampfer von 7500 Tonnen durch Torpedoschuß. Zwei Vorpostenschiffe fielen dem Artilleriefeuer zum Opfer. Nachher beschossen die Deutschen auf nahe Entfernung den Hafen Margate längere Zeit mit Granaten, ohne daß sie von den Landbatterien daran gehindert werden konnten. Alle deutschen Schiffe, die sich an diesem Vorstoß beteiligt hatten, erreichten unbeschädigt ihren Hafen wieder.

Der Kapitänleutnant Moraht (siehe Bild Seite 280 oben) torpedierte am 19. März im westlichen Mittelmeer das 18 400 Tonnen verdrängende französische Linienschiff „Danton", trotzdem es Torpedoboote begleiteten. Das von zwei Torpedos getroffene Fahrzeug sank in 30 Minuten. 806 Mann wurden durch das begleitende Torpedoboot „Massue" und die herbeigeeilten Patrouillenschiffe gerettet (siehe Bild Seite 281). Die Zahl der Opfer betrug 296. Damit wuchs der Verlust der Feinde an Kriegschiffen ausschließlich der untergegangenen Hilfskreuzer und Hilfschiffe auf 850 000 Tonnen an.

Große Freude rief in Deutschland die Nachricht hervor, daß der deutsche Hilfskreuzer „Möwe" am 22. März wieder in Kiel eingelaufen war. Abermals unter dem Kommando des Grafen Dohna-Schlodien stehend, hatte er im Atlantischen Ozean 21 Dampfer und 5 Segler von zusammen 123 000 Tonnen versenkt, worunter sich auch bewaffnete Schiffe befanden. Mit einem englischen Hilfskreuzer hatte die „Möwe" einen heftigen Kampf zu bestehen gehabt, wobei die Besatzung 6 Tote und mehrere Verwundete zu beklagen hatte. Das Schiff brachte 569 Gefangene von seinem Streifzuge mit. —

In das gesperrte Seegebiet wurde von den Deutschen am 24. März auch das Nördliche Eismeer einbezogen, wodurch der überseeische Handel Rußlands, besonders mit Amerika, unterbunden werden sollte. Auch in diesem Falle erhielten neutrale Schiffe eine Schonfrist, die bis zum 5. April 1917 lief.

* * *

Unter den in der letzten Zeit versenkten Schiffen befanden sich auch mehrere **amerikanische** Schiffe. Trotzdem hielt Wilson den Kriegsfall noch nicht für gegeben. Die zögernde Haltung, die er einnahm, bewies, daß seine Berechnungen falsch waren und die Dinge einen anderen Verlauf nahmen, als er gehofft hatte. Wilson war nun bemüht, die Verantwortung für die Folgen seiner Handlungsweise nach Möglichkeit von sich abzuwälzen, und berief zu diesem Zwecke für den 2. April den amerikanischen Kongreß ein, um ihm seine Vorschläge zur Zustimmung zu unterbreiten. Es war kein Zweifel, daß Amerika dem Kriege immer mehr entgegentrieb, worauf auch die Mobilisierung verschiedener Truppenteile hinwies. Die Kriegshilfe der Amerikaner für die Westmächte (siehe Bild Seite 280) sollte allerdings weniger in der Bereitstellung von Truppen als in der Hergabe von Geldern bestehen. Das war die gleiche Auffassung über die Kriegführung, wie sie England vertreten hatte — solange es möglich war. Es handelte sich also auch für den Präsidenten der Vereinigten Staaten um einen „Geschäftskrieg".

* * *

Dem Werben des Friedensapostels Wilson um Bundesgenossen gegen Deutschland hatte **China** endlich nachgegeben. Die Chinesen schlossen sich dem Vorgehen des amerikanischen Präsidenten nach langem Schwanken an und brachen die Beziehungen zum Deutschen Reiche ab.



Eroberte französische Gräben auf der Höhe 304 bei Verdun.

Das geschah freilich mehr unter dem Druck des Vierverbandes, der den Chinesen finanzielle Vorteile zusicherte, wenn sie sich ihm anschlössen. Da China mit Deutschland auf gutem Fuße stand und sein Handel durch den U-Bootkrieg nicht gefährdet war, so lag auch gar kein Grund zu dem unternommenen Schritte vor. Die wenigen Chinesen, die durch den U-Bootkrieg geschädigt wurden, standen im Dienste der Feinde Deutschlands; sie konnten somit nicht mit Recht in die Begründung einbezogen werden. Eine äußerlich erkennbare Folge hatte der Abbruch der Beziehungen zunächst nicht; nur wurde das Kanonenboot „Tsingtau", das in dem Mündungsgebiet des Jangtse bei Schanghai lag, vorsichtshalber von der Mannschaft in die Luft gesprengt, um es nicht durch eine vielleicht in Aussicht stehende Beschlagnahme in die Hände der Feinde fallen zu lassen. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Aus meinem Tiroler Kriegstagebuch.

Von Karl Graf Scapinelli, k. u. k. Kriegsberichterstatter.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

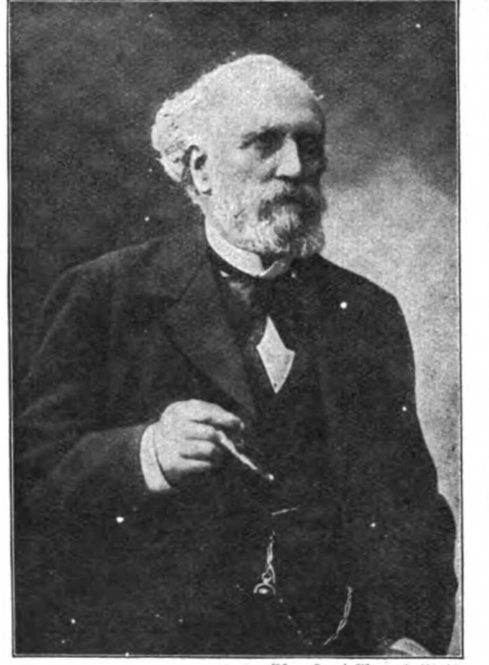
Der Posten in der Spitzstellung.

Droben war's, in den verschneiten Südtiroler Bergen, in mehr als zweitausend Metern Höhe, an einem vorspringenden überragenden Punkt, den die Österreicher und Ungarn hielten.

Der überragende Zipfel Bergland beherrscht das Land weit voraus, und wer ihn hat, besitzt den Schlüssel zu den dahinterliegenden Tälern, wer auf ihm steht, kann mit seinen Geschützen weit, weit Freundes- und Feindesland bestreichen. Die ganze Stellung ist darum sehr wichtig, noch wichtiger aber ist die dort im Keil vorspringende Spitzstellung; darum stehen dort immer die Wackeren, die die Spielhahnfeder am Mützenrand tragen, die Kaiserschützen aus Tirol und Vorarlberg.

Zwischen hohen Wänden von Schnee, die jeden Einblick wehren, kann man da im Winter auf und ab gehen: ein Gewirr tiefgefurchter weißer Wege zieht sich um die Stellung, als wäre die Kuppel des Berges von riesigen Ameisen durchwühlt worden.

Enge Gänge, Schneetunnel, mit Säcken überdeckte Ecken und Kehren durchschreitet man und ist dann plötzlich, sich drehend, in einer eckigen, stark ausgebauten Befestigung: in der Spitzstellung. Sie ist der Angelpunkt der Verteidigung, überragt alles und läßt den Blick nach drei Seiten ins Tal und zu den Bergen frei.



Phot. Henri Manuel, Paris.



Ribot, französischer Minister des Äußern und Vorsitzender des Ministeriums.

Zur Rampe, die den Blick ins Feindesland wehrt, führen in Schnee und Eis geschlagene Stufen. Eine schützende Schranke erhebt sich, auf der ein Wächter steht, ein hoher, bärtiger Kaiserschütze, der den Feind stundenlang scharf beobachtet.

Der Major und der Hauptmann gehen mit mir. Die Leute im Unterstand werden lebendig, grüßen und nehmen wieder die Ruhestellung ein. Nur der Bärtige steht unbeweglich; er sieht die Vorgesetzten nicht, er will vom Besuch nichts wissen und schaut nur angestrengt starr vor sich. Heimatland, Familie, das alles liegt hinter ihm, er dreht sich nicht um nach diesen Dingen: nur auf den Feind ist sein Auge gerichtet.

Sein Blick umschließt das Gelände, er sucht es ab, sucht immer wieder Neues zu entdecken.

Ich trete ganz nahe an ihn heran, der Major warnt, ich solle den Kopf nicht zu weit hinausstrecken, denn die Italiener rächten solche Neugierde gern mit einem wohlgezielten Schuß. Der Posten in den großen Strohschuhen und mit dem geschulterten Gewehr zuckt in solchen Fällen nicht einmal mit den Wimpern; seine Aufgabe ist, hier zu stehen und hinauszusehen, und darum tut er es.

Der Major beginnt zu erzählen. Drüben auf der Bergkuppe sitzen die Italiener. Wenn sie einen von uns erblicken, dann schießen sie aus genau eingerichteten, mit Zielfernrohr versehenen Gewehren zu uns herüber. „Wir nennen den Kerl dort oben den Pankmann, weil seine Kugeln so hell und frech ‚pank pank' machen!"

„Arzhuber, gib auch acht!" sagt der Major, „die Welschen zielen immer hierher."

Der Arzhuber verzieht keine Miene auf seinem Posten; er schüttelt nur den Kopf und schaut weiter vor sich hin, als wollte er sagen, er muß da stehen, das ist heute seine Pflicht, und der drüben muß auch dort stehen; sie beide sind im Dienst und werden sich schon gegenseitig nichts tun.

Aber so hart er tut, der Arzhuber, er hat doch ein gutes Herz. Die weite Schneelandschaft da vorne ist heute sein Reich, er lugt aus und beherrscht es mit seinem Blick. Soll einer herauskommen aus dem feindlichen Graben! Er ist der Herr dieser weiten Fläche, drum streckt er jeden, der sie betritt, nieder wie ein Stück Wild. Das ist sein Besitz, größer, weit größer wie sein Berggütel mit den paar Joch Grund im Inntal. Unter der weichen Schneedecke liegen Wiesen, Matten; dieser neue Besitz im Feindesland wäre grad gut für seine zwei Kühe, denn die Frau schreibt, daß das Futter heuer gar so knapp gewesen sei. Und dort, der Streifen Waldes mit den himmelhohen Tannen, der gehört heute auch ihm, da ließe sich im Herbst gut Holz schlagen; und wenn er drei dieser riesigen Stämme fällen würde, dann gäbe das einen schönen Anbau zu seinem Stadel, in dem er leicht zwei Ziegen halten könnte. Die Kuhmilch könnte er dann eher verkaufen, denn für die Seinen wäre auch Ziegenmilch gut. Die Äcker tief unten am Bergfuß sind sicher besser als seine im Inntal und täten wohl leicht zweimal soviel tragen. Das wäre sehr gut, jetzt, wo die Kartoffeln so rar sind.

Plötzlich leuchtet sein Blick auf. „Teufi, Teufi!" murmelt er leise, und wie ein Adler schaut er mit klarem Blick dort hinunter. Ein Welscher drückt sich in „seinem" Wald herum, zwischen den drei Stämmen, die seinen Ziegenstall geben sollen. Schon reißt er sein Gewehr an die Wange und zielt. Ein leichter Knall: „Liegt," sagt er, schultert die Flinte und steht wieder aufrecht, ruhig auslugend, da. Denn da vorne, das ist jetzt sein Reich, das muß er verteidigen und halten, dafür haben sie ihn geholt und die Flinte ihm gegeben, und deswegen ist er da. — — —

„Viel Schwerter klirren und blitzen."

Es war ein heißer Kampf gewesen, bis man die Italiener, die nach starkem Trommelfeuer in die Gräben eingedrungen waren, wieder hatte hinauswerfen können. Freilich fanden die wenigsten von ihnen den Weg aus den Gräben, denn die Kaiserschützen hatten so drauflosgeschlagen und sich so gewehrt, daß die meisten der Italiener tot in der Stellung blieben. Mancher der Verteidiger hatte auch seinen Hieb, seinen Dolchstoß abbekommen; viele bemerkten es aber erst später, als es etwas ruhiger geworden war.

„Denen haben wir's geben," rief der schon graubärtige Bartelhackinger aus. Er wurde dann plötzlich sehr blaß, nachdem er im Kampf so fuchsteufelswild und rot gewesen war. Auch die roten Flecken auf dem grauen Tuch hatte er nicht beachtet. Na ja, die kamen vom Raufen, dachte er, aber dann sah er, daß ihm ein frisches Brünnlein aus der



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Vizefeldwebel Friedrich Manschott,
einer der erfolgreichsten deutschen Kampfflieger, ist im Luftkampf gefallen. Er hat in drei Monaten acht Flugzeuge und drei Fesselballone vernichtet. Noch an seinem Todestage schoß er einen feindlichen Fesselballon ab.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Kapitänleutnant Moraht,
Kommandant des deutschen Unterseebootes, durch dessen Torpedoschüsse das 18400 Tonnen verdrängende französische Linienschiff „Danton" am 19. März 1917 im westlichen Mittelmeer versenkt wurde.



Phot. Atelier Eberth.

Prinz Friedrich Karl von Preußen,
der zweite Sohn des Prinzen Friedrich Leopold, eines Vetters des Deutschen Kaisers, wurde im Luftkampf zwischen Arras und Peronne abgeschossen und geriet, schwer verwundet, in englische Gefangenschaft, wo er an den Folgen einer Operation starb.

rechten Brustseite floß. Er ward so blaß. „Die Kerle han mich g'stochen!" schnaufte er und sank plötzlich ganz sanft um. Er sah noch den Kopf des Nachbarn über sich, der gleich einen Klumpen frischen Schnee nahm und ihm den Rock öffnete. Dann wußte er nichts mehr.

Irgendwann erwachte er in einem hellen Zimmer für kurze Zeit, sah eine Menge Feldgraue und viele Betten um sich und schlief dann wieder ein. Nachher hatte er die Wände eines ratternden Lazarettzuges vor sich, und dann wußte er wieder nichts, bis er in irgend einer Stadt irgendwo in einem sauberen Bette zu sich kam und Schwestern sah, die sich eifrig um ihn bemühten. Sobald er nur zu lallen vermochte, begehrte er angstvoll nach seiner Mütze mit dem Abzeichen und nach seiner silbernen Tapferkeitsmedaille. Es ist merkwürdig, selbst wenn sie dem Tode nahe sind, wenn man sie sterbend aus dem Wagen hebt, sterbend ins Stroh des ersten Verbandplatzes bettet, immer greifen die Wackeren über sich und suchen die Mütze.

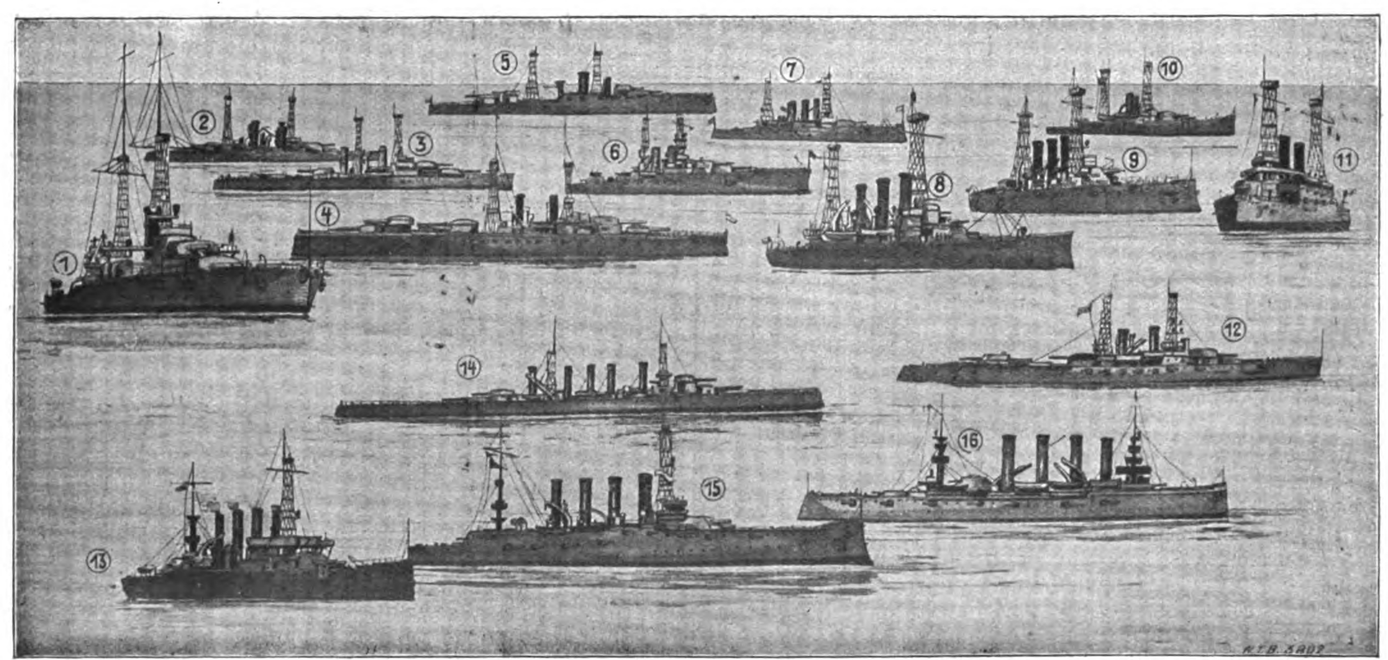
„Es wird schon werden, Bartelhackinger," sagte die sanfte Stimme einer Schwester.

Aber er fühlte sich so elend, so weit, weit von hier weg, fast schon im Jenseits, daß er nur den Kopf schüttelte und sagte: „Woher kennen S' mich denn?" Ganz ängstlich kam ihm das vor, daß ihn da so eine „noblichte" Dame beim Namen kannte.

Doch die Schwester sagte lächelnd: „Sehr einfach, Bartelhackinger, hinter Ihnen am Kopfende des Bettes steht doch Ihr Name."

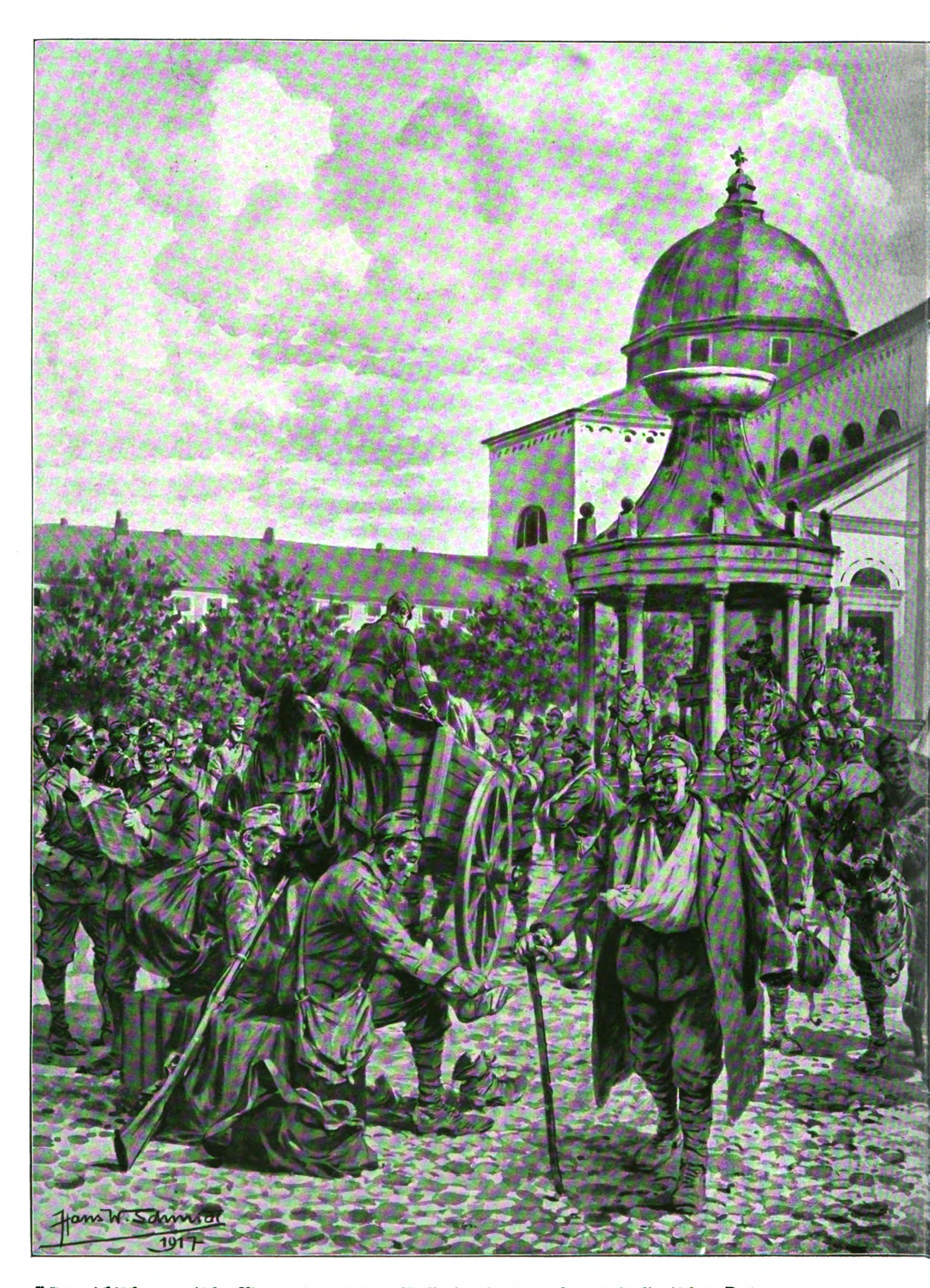
„Wie auf einem Grabstein!" meinte er bitter und drehte den Kopf, so gut es ging, wieder der Wand zu.

War das Schlaf, war's nur Mattigkeit? Ihm schien es, als täten sich die alten Zeiten auf. Von den Jüngsten war er keiner mehr — er hatte als Kind noch den Erzherzog-Kronprinz gesehen — und nun kam seine Kindheit, kam seine Jugend zurück und gaukelte ihm allerhand vor. Mittenhinein, wie er sich noch als hilfloses Büberl fühlte, fragte



Die neueren Typen der amerikanischen Linienschiffe und Panzerkreuzer.

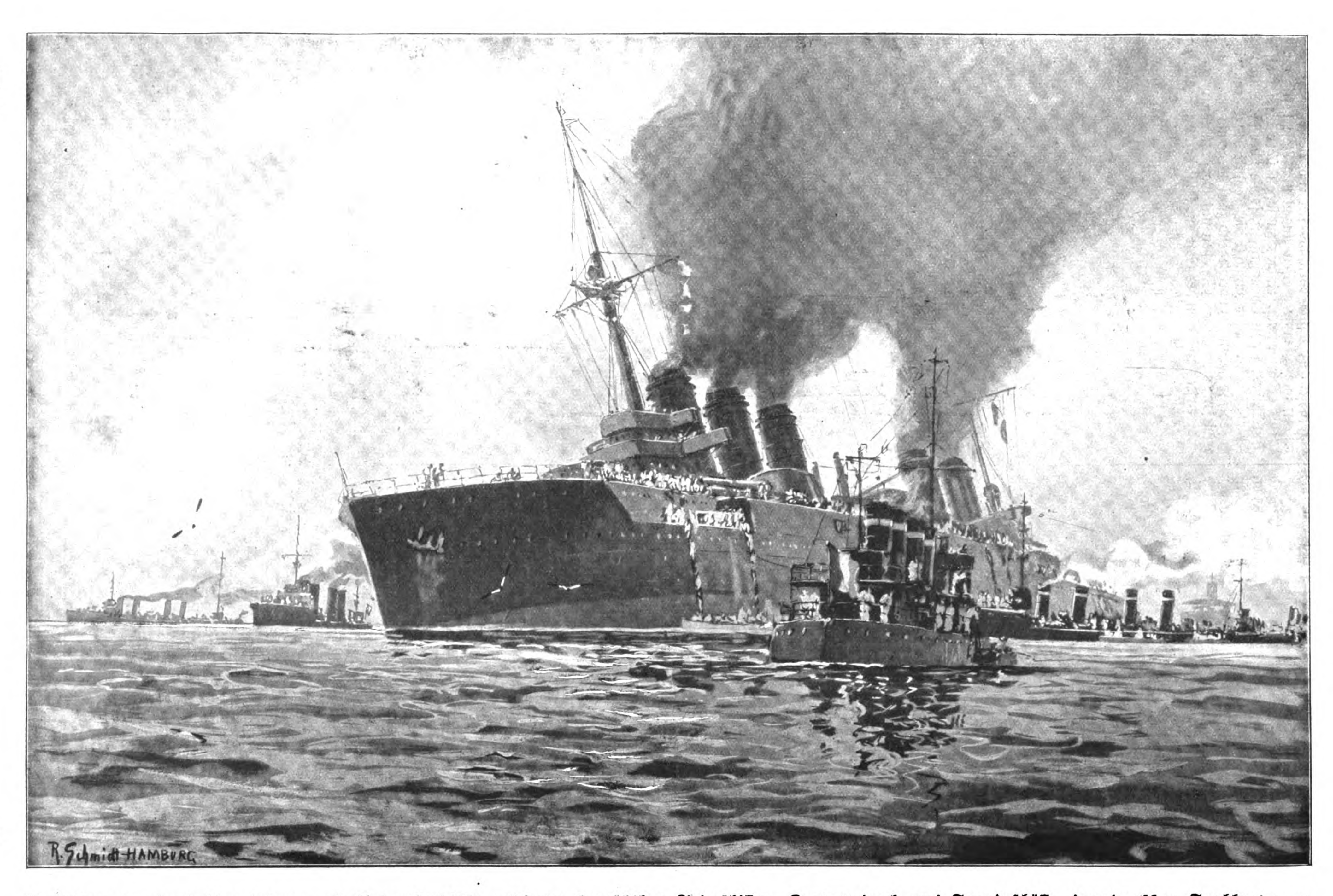
1. L. Oklahoma und Nevada. 2. L. Michigan und South Carolina. 3. L. Delaware und North Dakota. 4. L. Texas und New York. 5. L. Arizona und Pennsylvania. 6 L. Florida und Utah. 7. L. Missouri, Maine und Ohio. 8. L. Vermont, Minnesota, New Hampshire, Louisiana, Kansas und Connecticut. 9. L. Virginia, Georgia, Nebraska, New Jersey und Rhode Island. 10 L. Alabama, Illinois und Wisconsin. 11. L. Kentucky und Kearsarge 12 L. Arkansas und Wyoming. 13. P.-K. Montana, North Carolina, Washington und Tennessee. 14. P.-K. Constitution, Constellation, Alliance und Congreß. 15. P.-K. South Dakota, San Diego, West-Virginia, Colorado, Maryland und Pittsburgh. 16. P.-K. St. Louis, Milwaukee und Charlestown.



Österreichisch-ungarische Verwundetensammelstelle in einem eroberten italienischen Ort.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt.





Vernichtung des durch Torpedoboote und Patrouillenschiffe gesicherten französischen Linienschiffes „Danton“ durch zwei Torpedoschüsse eines deutschen Tauchbootes am 19. März 1917 im westlichen Mittelmeer.

Nach einem Originalgemälde von Robert Schmidt-Hamburg.

er laut: „Wo bin ich denn?“ Und eine ferne Stimme antwortete: „In Bozen, im Lazarett!“

Dann kamen tausend Bilder aus der Jugend, tausend Gestalten zogen vorüber, mitten durch seine Wunde schienen sie zu kommen, und darum wohl schmerzte sie ihn so. Neben den Dirndeln und Buben vom Ort kamen die Großen der Zeit, der General, der ihm die „Silberne“ für die Stürme am Col di Lana angeheftet hatte, dann Exzellenz v. Dankl, den er einmal gesehen, dann Hindenburg, wie ihn das aus dem Kalender geschnittene Bild, das im Unterstand hing, zeigte: mit dem martialischen Bart und dem Stoppelkopf, dann verwechselte er ihn wieder mit dem gestorbenen Kronprinzen Rudolf, von dem zu Hause bei den Eltern ein Bild gehangen hatte. Der trug auch so stoppelige Haare und einen solchen Bart und jetzt sah er auf einmal viel älter aus.

Endlich schlief er wirklich; traumlos, schwer stöhnend, wimmernd wie ein Kind. Denn die Helden lassen, solange sie wachen, keinen Laut des Schmerzes über ihre Lippen, nur im Schlaf, wenn sie wie Kinder werden, wimmern auch sie.

Plötzlich drang irgend etwas Süßes, Weiches, Singendes in seinen Schlaf, irgend eine große Freude, eine Himmelsmelodie. Er schlug die Augen auf: klingendes Spiel, jubelnde Weisen — aufhorchend starrte er vor sich hin. Er richtete sich auf, doch die Schwester kam und drückte ihn sanft in die Kissen zurück.

„Musik, Musik!“ rief er.

„Der junge Kaiser kommt, der junge Kaiser!“ hieß es.... Unten auf dem Platze vor dem Lazarett nahm er die Parade ab.

Und der Bartelhackinger war nicht dabei und hatte sich doch geschlagen schier hundertmal für Kaiser und Reich!

„Schwester, ich muß ihn sehen!“ Er wollte aus dem Bett. „Schwester, bringen S' mich ans Fenster.“

„Sie dürfen nicht aufstehen, Bartelhackinger, ein anderes Mal!“

„Dann ist's zu spät!“

Die Schwestern sahen sich an, dann rückten zwei von ihnen sein Bett ans Fenster.

Die Volkshymne wurde gespielt. Verklärt sah der Bartelhackinger hinab auf den Platz; Tränen liefen ihm über das Gesicht. „Der Kaiser, der junge Kaiser!“

Mit hochroten Wangen starrte er hinab, dann wurde er auf einmal ganz weiß vor Freude. Der Kaiser hatte zu den Braven, die sich an den Fenstern des Lazarettes drängten und hinausschauten, den Soldaten, die die weiße Uniform der verwundeten Kämpfer trugen, hinaufgewinkt, lächelnd, treuherzig, dankbar! — — —

Giftgase als Kampfmittel.

Von Dr. Heinz Leo.

II.

Als nächstes den feindlichen Zwecken dienendes Mittel findet das Schwefeldioxyd Erwähnung. Seine zum Husten reizende, die Mundschleimhaut angreifende Wirkung ist jedem bekannt, der sich einmal mit dem Ausschwefeln von Weinfässern oder Räumlichkeiten befaßt hat, da es ein direktes Verbrennungsprodukt des käuflichen Schwefels ist. Das Schwefeldioxyd ist ferner daran kenntlich, daß es bei Gegenwart von Wasser die meisten Pflanzenfarbstoffe entfärbt. Daher erhält durch einen bei feuchter Witterung mittels Schwefeldioxyds ausgeführten Gasangriff die gesamte Vegetation ein eigenartiges geisterbleiches Aussehen, was das Unheimliche solcher Kampfmittel noch erhöht.

Ferner muß der gasförmige Phosphorwasserstoff, auch Phosphin genannt, ein giftiges, knoblauchartig riechendes Gas, den Zwecken unserer Feinde dienen. Die Giftigkeit des Phosphins wird noch übertroffen durch das gleichfalls von Guareschi empfohlene Arsin, den gasförmigen Arsenwasserstoff, ein ebenfalls nach Knoblauch riechendes Gas.

Unter den Tränen erzeugenden Gasen führt Guareschi zunächst das Phosgen und das Ammoniak an, um sich dann dem Chlorkohlensäuremethylester zuzuwenden, einer scharf riechenden Flüssigkeit, die das Chlor sehr leicht abgibt und ihm ähnliche Wirkungen hervorruft. Ihm schließt sich an das Nitrochloroform oder Chlorpikrin, eine farblose, stechend riechende Flüssigkeit. Auch das Benzylchlorid und das Benzylbromid werden als für Gasangriffe brauchbar empfohlen. Es sind ebenfalls stechend riechende Flüssigkeiten; ihre Dämpfe greifen Augen und Nase heftig an.

Es erübrigt noch, einiges zu sagen über die technische Durchführung von Gasangriffen, sowie über die Mittel zu ihrer Abwehr. Was zunächst die Technik der Gasangriffe angeht, so haben sich vorwiegend zwei Wege als zweckmäßig erwiesen: einmal das Schießen mit Gasgranaten und zum anderen das Abblasen der Gase aus feststehenden Behältern. Die erstgenannte Methode hat neben dem Vorteil, bestimmte Ziele ausgiebig vergasen zu können, noch den Vorzug, weniger abhängig von den meteorologischen Verhältnissen zu sein, während die zweite Art größere Vorteile bietet, wenn es sich darum handelt, ausgedehnte Frontabschnitte nebst den zugehörigen Reservestellungen unter eine Gasatmosphäre zu setzen. Zu diesem Zweck werden Stahlflaschen, nach Art der beim Bierausschank mittels Kohlensäuredrucks verwendeten, in großer Zahl in die vordersten Linien eingebaut. Ein System von Röhren und Schläuchen mit zahlreichen Austrittsöffnungen sorgt für eine möglichst vorteilhafte Verteilung des unter hohem Druck ausströmenden Gases. Immerhin sind günstige Witterungsumstände bei diesem Verfahren nicht zu entbehren. Das Abblasen von Gas verspricht nur dann einigen Erfolg, wenn die Windrichtung günstig und voraussichtlich von Dauer ist. Ferner darf, je nach der spezifischen Schwere des betreffenden Gases, der Wind eine gewisse Stärke nicht überschreiten, da sonst die Schwaden zu schnell über das zu vergasende Gebiet hinwegstreichen. Zur Vorbereitung eines Gasangriffs dieser Art gehört also eine sorgfältige meteorologische Beobachtung unter gleichzeitiger Berücksichtigung verschiedener physikalischer Faktoren. Dennoch kann plötzlicher Windwechsel den klug berechneten Erfolg in Frage stellen oder gar in sein Gegenteil verkehren, indem der Pfeil auf den Schützen zurückfliegt, wie überhaupt dieses Kriegsmittel eine zweischneidige Waffe ist.

Von Gasangriffen ist seit dem Frühjahr 1915 auf nahezu allen Fronten ein immer ausgiebigerer Gebrauch gemacht worden. Die ausgedehnteste Anwendung fand dieses Kampfmittel bisher anläßlich der großen Sommeoffensive. Noch während des 168 Stunden, sieben Tage und sieben Nächte, ununterbrochen anhaltenden, beispiellosen Trommelfeuers schickten die Feinde, durch ständige Nordwestwinde unterstützt, dicke Schwaden schwerer Gase in und hinter unsere umgepflügten Linien; freilich ohne den erhofften Erfolg, denn wir haben uns in vortrefflicher Weise gegen die chemischen Kriegsmittel schützen gelernt. Das beste Mittel gegen giftige Gase bilden die Gasmasken, von ähnlicher Art, wie sie bei den Feuerwehren zum Schutze gegen Rauchvergiftung gebräuchlich sind. Diese Masken mit ihren großen Augengläsern und den rüsselähnlichen Fortsätzen verleihen den Soldaten jenes eigenartige Aussehen, das ihre Träger eher Amphibien als Menschen gleichen läßt. Die Masken wirken in der Weise, daß die giftige Luft veranlaßt wird, durch eine oder mehrere Schichten von Neutralisierungsmitteln hindurchzustreichen, bevor sie zu den Atmungsorganen gelangen kann. Als bestes Bindemittel für die meisten Stickgase wird von feindlicher Seite Natronkalk empfohlen; gegen Dämpfe sauren Charakters werden alkalische Lösungen, zum Beispiel Soda, angeraten; zum Schutze gegen Chlorgas dienen in Frankreich Schwämme oder Masken, die, mit Natriumthiosulfat getränkt, vor Nase und Mund gebunden werden. Die dabei frei werdenden Dämpfe von Chlorwasserstoff und Schwefelsäure werden durch Beigabe von Soda gebunden.

Die Besorgnis vor Wiedervergeltung ließ unsere Feinde auf weitere Schutzmittel gegen die Giftgase bedacht sein. So empfiehlt John B. C. Kershaw in „Cassier's Magazine“ die Erzeugung eines Gegenstromes, der die Gase abwendet oder in die feindlichen Linien trägt. Er hält es für möglich, die Motore und Propeller von Flugzeugen dieser Arbeit anzupassen oder mit Petroleum getriebene Luftpumpen und Fächer an den gefährdeten Punkten aufzustellen. Auch Koks- oder Steinkohlenfeuer erscheinen ihm brauchbar, da sie einen Luftstrom in die Höhe längs der Grabenlinien verursachen und die betäubenden Dünste über die Verbindungslinien tragen helfen würden. Diese Feuer müßten jedoch durch Zuführung frischer Luft aus den hintersten Gräben unterhalten werden.

Was den taktischen Wert der gasförmigen Kampfmittel anbelangt, so darf gesagt werden, daß sie zu den kleinen Mitteln der Angriffsvorbereitung im Stellungskriege ge-

hören, aber wohl kaum geeignet sein werden, größere Entscheidungen herbeizuführen, es sei denn durch Überraschung. Sie sind eine Gelegenheitswaffe, schon deswegen, weil ihre Anwendungsmöglichkeit das Vorhandensein bestimmter meteorologischer Bedingungen zur Voraussetzung hat. Seit man sich hüben und drüben in ausreichender Weise gegen die Schädigungen durch Gase zu schützen weiß, sind sie nicht viel mehr als eine Belästigung, allerdings eine recht unangenehme.

Wir mußten uns bei den vorstehenden Ausführungen auf die Äußerungen der feindlichen Presse beschränken, da das vaterländische Interesse verbietet, tatsächliche Angaben über das von den Mittelmächten für den Gaskrieg bereitgestellte Material zu machen. Immerhin darf soviel gesagt werden, daß uns die Feinde auch auf diesem Sondergebiet chemisch-technischen Könnens gerüstet und willens finden werden, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.



Phot. Photopresse Kankowsky, Budapest.

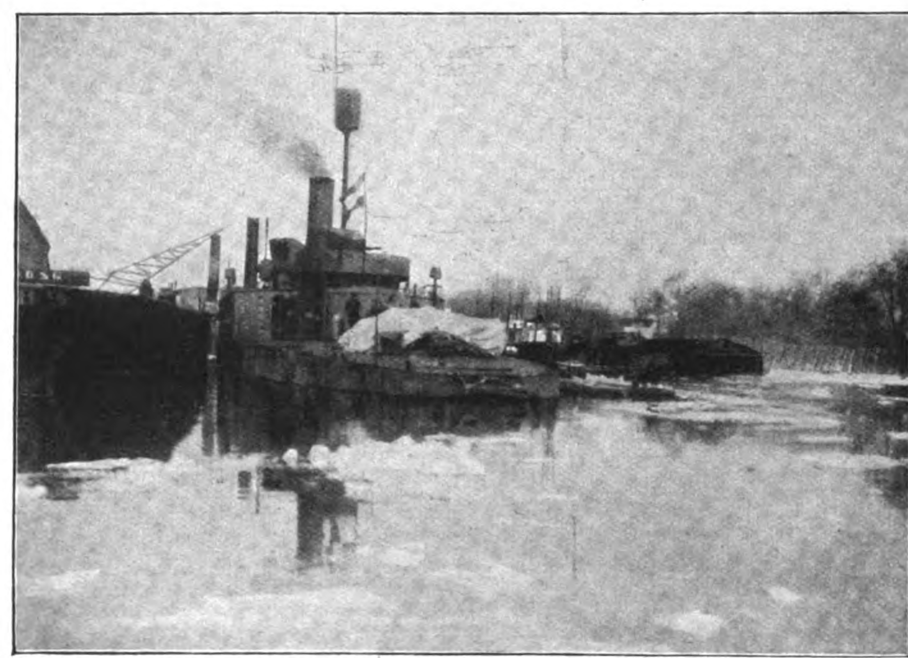
Eduard Kankovszky, Kommandant des österreichisch-ungarischen Donaumonitors S. M. Schiff „Szamos", der für seine kühnen Leistungen in den Kämpfen an der unteren Donau das Eiserne Kreuz und den Eisernen Kronenorden erhielt.

S. M. Schiff „Szamos" und sein tapferer Kommandant.

(Hierzu die Bilder auf dieser Seite.)

An den Kämpfen an der unteren Donau hatte auch die österreichisch-ungarische Donauflottille hervorragenden Anteil. Bei Rahovo hatten die Rumänen, begünstigt von nächtlicher Finsternis, eine Brücke geschlagen, um auf bulgarisches Gebiet vorzudringen. Sie waren dabei von den österreichisch-ungarischen Monitoren beobachtet worden, die, gedeckt von den Donauinseln, in Bereitschaft lagen. Ein alsbald von ihnen unternommener Vorstoß glückte und hatte den Erfolg, daß die Brücke und mit ihr 16 000 Mann des rumänischen Heeres vernichtet wurden.

Linienschiffsleutnant Eduard Kankovszky, Kommandant S. M. Schiff „Szamos", hatte sich bei den Kämpfen besonders ausgezeichnet. Für sein tapferes Verhalten erhielt er den Eisernen Kronenorden, Allerhöchste Anerkennung, das Eiserne Kreuz und die bulgarische Tapferkeitsmedaille. Das Schiff war bei den Kämpfen stark beschädigt worden. Bevor es jedoch ins Dock kam, wurde nach Beendigung der Donaukämpfe auf seinem Oberdeck ein Tedeum für die gefallenen Donauhelden abgehalten, an dem auch Generalfeldmarschall v. Mackensen teilnahm.



Phot. Photopresse Kankowsky, Budapest.

S. M. Schiff „Szamos", dessen Beschädigungen im Dock ausgebessert werden.

Erstürmung der Höhen von Tameczysko bei Grybow durch die Bayern.

(Hierzu das Bild Seite 285.)

Nachdem es den Russen weder in Ostpreußen noch in Polen und Westgalizien gelungen war, die eiserne Kette der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere zu durchbrechen, glaubte der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, in den Karpathen die schwächste Stelle der Front der Verbündeten gefunden zu haben. Hier setzte deshalb die russische Heeresleitung die ganze Kraft ihrer Armeen ein, um den Gegner durch ihre Übermacht zu erdrücken.

Am erbittertsten tobten die Kämpfe in Westgalizien um die Berghöhen der zwischen Neu-Sandec und Gorlice gelegenen Stadt Grybow. Hier setzte der energische Durchbruch der verbündeten Heere ein, die nun in unaufhaltsamem Siegeslauf binnen weniger Wochen die Russen unter den schwersten Verlusten aus den Karpathen wie aus Galizien zurücktrieben. Vor anderen zeichnete sich dabei das 3. bayrische Infanterieregiment aus, das schon in den Kämpfen an der Westfront wahre Wunder an Tapferkeit und Heldenmut vollbracht hatte, und das nun Schulter an Schulter mit den österreichisch-ungarischen Kameraden in den Maitagen des Jahres 1915 auf den Höhen Galiziens neue Lorbeeren erntete. Eben erst waren die Bayern — meist Ersatzreservisten und Landwehrleute — nach langer Fahrt aus ihrer Garnisonstadt Augsburg in dem staubigen Städtchen Grybow eingetroffen, als sie schon nach kurzer Rast auf kleinen galizischen Bauernwagen, bespannt mit struppigen, zähen Pferdchen, durch grünende Täler und Wälder in die Berge zogen, um eine k. u. k. Traindivision abzulösen und zu ergänzen. Hoch über dem Tal der brausenden Sekowa lagen die russischen Stellungen, zwei, drei, oft noch mehr Linien hintereinander. Der Hauptwert wurde von der deutschen Heeresleitung auf die Wegnahme des hohen und steilen Tameczyskoberges gelegt, der weithin die nördlichen Gegenden beherrschte und von den Russen auch dementsprechend zu einer starken Festung ausgebaut worden war. Hier wurde das 3. Infanterieregiment mit einem k. u. k. Bataillon eingesetzt, während das Nachbarregiment die südlich anschließenden Stellungen angreifen sollte. — Am Abend des 1. Mai war alles zum Sturmangriff bereit. Eine letzte Nacht der Ruhe, bevor der Tod eine grausige Ernte hielt. Schon frühmorgens begannen die Kanonen zu donnern. „Punkt 10 Uhr legte sich dann," so erzählt ein bayrischer Offizierstellvertreter in einem Brief an seine Angehörigen, „unser schweres Feuer auf die rückwärtigen Stellungen des Feindes; die Infanterie stieg mit blitzenden Bajonetten aus den Gräben und kletterte die steilen Hänge empor. Aber die brave russische Infanterie hatte in den Stellungen

wacker ausgehalten und warf der Sturmtruppe ein heftiges Feuer aus Gewehren und Maschinengewehren entgegen. Da und dort stockte der Angriff; die Infanterie nahm das Feuer auf, dort erreichten einzelne das Drahthindernis, um es mit den Scheren zu zerstören. Und da an der vorspringenden Nase, die mit ihrem Gebüschbestand und den Steilhängen trotz dreifacher Gräben dem Angriff besonders günstig war, sind sie schon in den untersten Graben eingedrungen. Das Hurra unserer siegreichen Kameraden spornte auch uns wieder an. Vorsichtig kriechend gelangten wir allmählich auf den höchsten Punkt des Berges. Kaum 30 Meter von uns entfernt war der erste russische Schützengraben. Das ist der Augenblick, wo die Pulse rascher klopfen, wo alle Nerven bis aufs äußerste gespannt sind; jetzt wird der Flinkere, der Gewandtere Sieger, der, der am raschesten laden, zielen und schießen kann. Ein furchtbares Feuer auf beiden Seiten begann, doch schon nach wenigen Minuten räumten die Russen den Graben und liefen etwa 300 Meter zurück. Dann machten sie kehrt, sammelten sich, stürmten wieder auf den Schützengraben zu und gaben die erste Salve auf uns ab. Aber sie konnten in ihren alten Stellungen, in denen sich schon die Unsrigen verschanzt hatten, nicht mehr Fuß fassen. Doch zäh und todesmutig blieben die Russen, und immer wieder füllten sich die Lücken, die unsere Kugeln in ihre dichten Reihen rissen. Eine Weile dauert das Gefecht so unentschieden an, dann aber reißt unseren Bayern die Geduld. Sie sehen, daß die Russen an der Flanke zu wanken anfangen, daß ihre Verstärkungen nachlassen und ihr Feuer schwächer wird. Das ist für uns das Zeichen zum Sturmangriff; jetzt gilt es, dem Feind die Höhe zu entreißen. Durch unsere Reihen pflanzt sich das donnernde Hurra fort, Bajonette blitzen, Stechmesser der verschiedensten Sorten fahren aus den Stiefelschäften. Jetzt gibt es kein Halt, kein Zurück mehr. Die Unsrigen breiten sich aus, schwenken nach rechts und bahnen den Folgenden den Weg. Immer höher hinauf, unaufhaltsam. Schon sind sie im zweiten Graben, wo die Russen verzweifelt Widerstand leisten. Man sieht, sie wollen die Höhe um jeden Preis halten. Aber ihre Reserven sind erschöpft, ihre Artillerie antwortet nur noch schwach. Sie warten trotzdem auf Verstärkungen, auf Entsatz. Weiter tobt das erbitterte, furchtbare Handgemenge, Mann gegen Mann, gleich wilden Tieren fallen die Menschen übereinander her. So wird ein Graben nach dem anderen von uns gestürmt, bis die Russen in wilder Flucht zurückfluten. Gegen Abend räumten sie auch die letzten Stellungen. Um 8 Uhr abends hatten wir ihr letztes Bollwerk auf Tameczysko genommen — ein neues Ruhmesblatt in der glorreichen Geschichte des 3. Regiments."

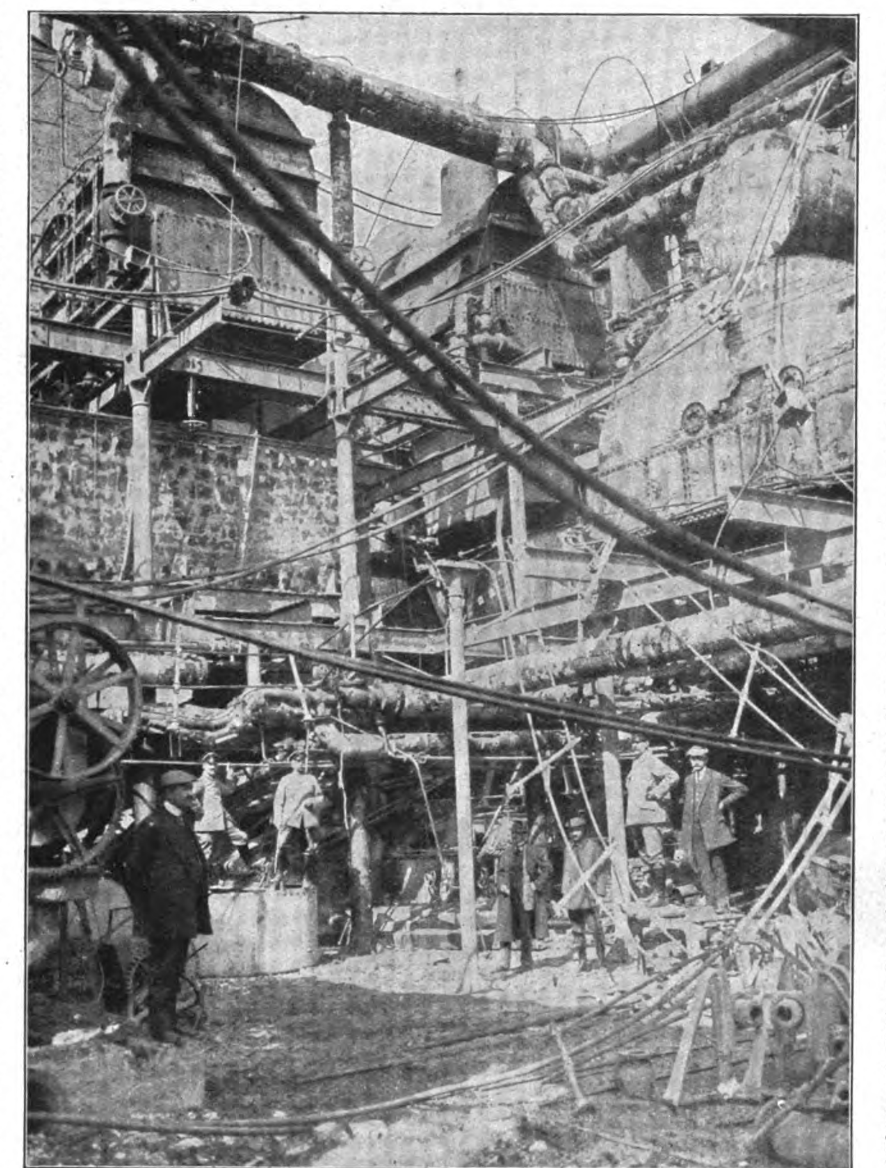
Nicht minder groß war aber auch der strategische Erfolg: die letzte russische Karpathenfront war endlich eingedrückt, der Weg nach Przemysl und Lemberg geöffnet.

Die Sicherung marschierender und ruhender Truppen im Kriege.

Von Franz Carl Endres.

(Hierzu die Bilder Seite 286 und 287.)

Wenn jemand durch ein ihm fremdes, dunkles Zimmer geschickt wird, so wird er, um nicht anzustoßen, mit vorgehaltenen Armen und Händen sich durchtasten. Diese ganz natürliche Schutzmaßregel, die dazu dient, edlere Körperteile, wie die Augen und das Gesicht, vor unliebsamen Zusammenstößen mit harten Gegenständen zu bewahren, ist ihrem Beweggrund nach auch in der Taktik zu finden. Die langen, unbeholfenen, unter plötzlichem Feuer des Feindes sehr leidenden Marschkolonnen einer großen Truppenabteilung können in dem Gelände nicht einfach auf den Feind losmarschieren. Er könnte unerwartet auftreten, sie überraschen, mit Feuer überfallen, und große Verwirrung, schwere Verluste und eine Niederlage wären die unausbleibliche Folge.

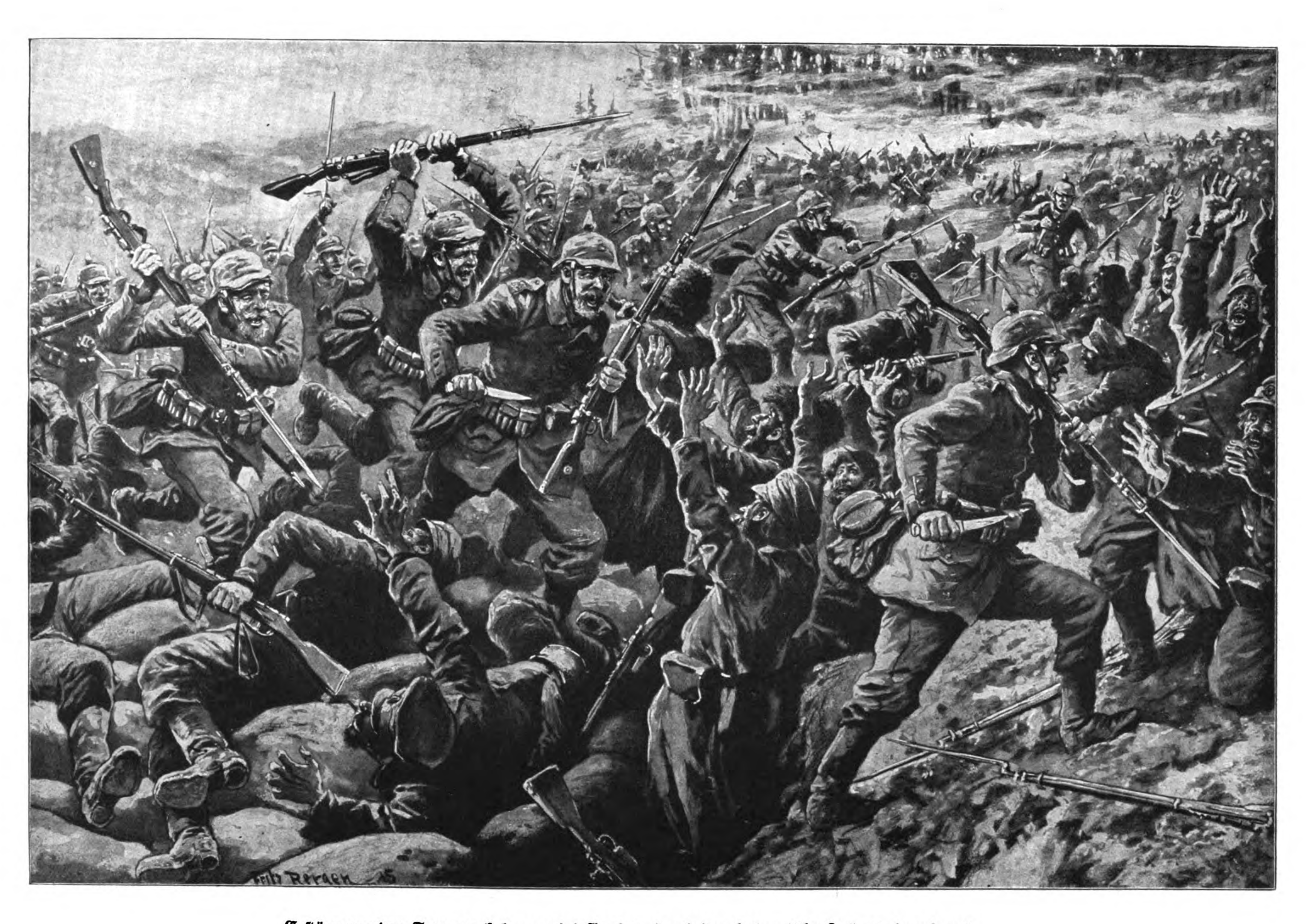


Phot. R. Sennecke, Berlin.

Die Ruinen der Zuckerfabrik in Przeworsk bei Jaroslau, die die Russen am Tage ihres Rückzugs in Brand setzten.

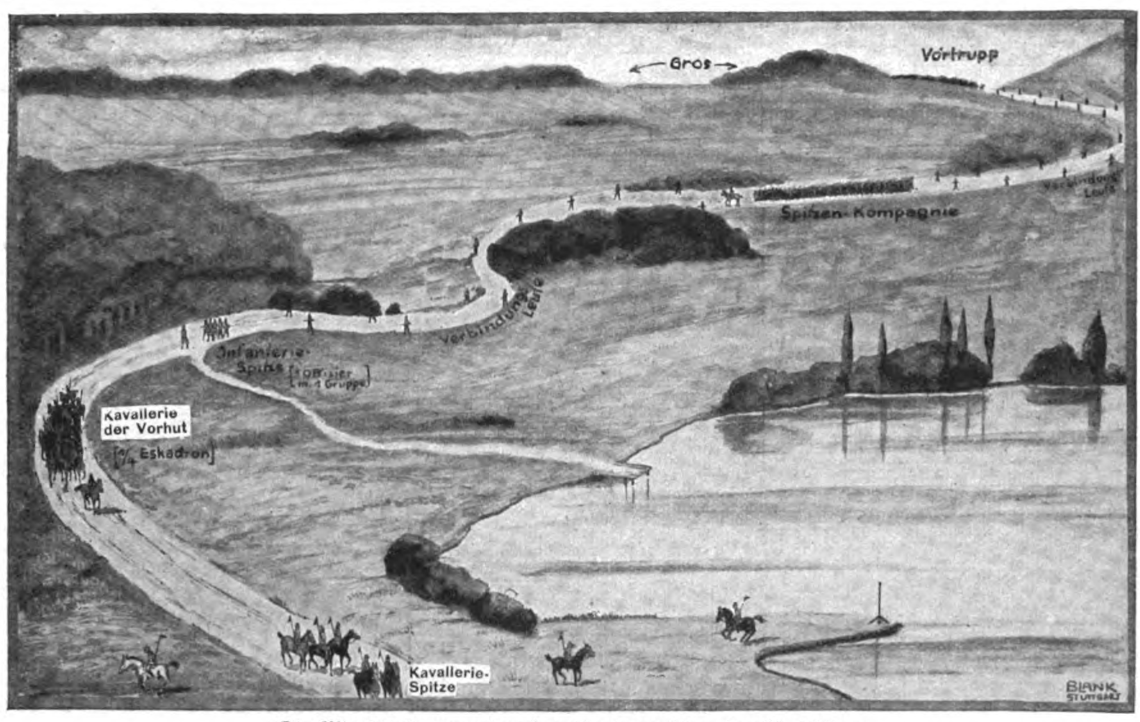
Was wir militärisch die „Vorhut" nennen, ist auf taktischem Gebiet nichts anderes wie die vorgestreckte Hand des im Dunkeln tappenden Mannes. Ebenso wie der Mann sich im Dunkeln die Finger der vorgestreckten Hand auch einmal anstoßen kann, was ihm aber nicht so weh tut, als wenn er sich ein Auge ausstößt, ebenso wird auch die Vorhut gelegentlich plötzlich, trotz aller sonstigen Sicherungsmaßnahmen auf den Feind stoßen. Da leiden aber dann nur die Truppen der Vorhut, also im Verhältnis zum Ganzen recht kleine Teile, während die große Masse gewarnt ist und sich dementsprechend verhalten kann.

Die Vorhut sichert sich wieder durch einen Vortrupp, der ihr gegenüber dieselben Aufgaben hat, wie sie selbst gegenüber dem Ganzen. Das „Auge des Truppenführers" ist die Kavallerie, die oft weit vorausgeschickt wird, die feindliche Kavallerie aus dem Felde schlägt und sich einen Einblick in die Verhältnisse beim Feinde verschafft. Solche vorgeschobene und selbständige Kavallerie hat große strategische Aufgaben. Ihre Ergebnisse sind für den Feldherrn, für den Führer des Ganzen, wichtig. Die Aufklärungen im Bereich der einzelnen Marschkolonnen werden von der Vorhutkavallerie besorgt, die ihre Fühler (= Patrouillen) nicht so weit ausstreckt, sondern sich damit begnügt, das näherliegende Gelände zu erkunden. Die seitlichen Patrouillen, die sie aussendet und die Kavalleriespitze, die sie vortreibt, sind aber viel weiter von der Infanteriespitze



Erstürmung des Tameczyskoberges bei Grybow durch das 3. bayrische Infanterieregiment.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.



Die Marschsicherung eines den Vortrupp bildenden Bataillons.

Der Abstand der aufklärenden Kavalleriespitze ist beliebig, ebenso der der Kavallerievorhut von der Infanteriespitze. Die Entfernung der Infanteriespitze von der Spitzenkompanie beträgt 400 bis 500 Meter, von der Spitzenkompanie bis zum Vortrupp ebensoviel. Dazwischen gehen Verbindungsleute oder -rotten in Ruf- und Sichtweite zu beiden Seiten des Weges.

entfernt, als auf unserem, diese Verhältnisse darstellenden Bild hier oben angegeben ist.

Infanteriespitze, Spitzenkompanie, Vortrupp und so weiter nennt man „Sicherungsglieder". Der Abstand, mit dem sie einander folgen, hängt von einer ganzen Reihe von Umständen ab und wechselt mit der Größe der Abteilung, der Entfernung des Feindes, dem Gelände und dem Sichtigkeitsgrad des Wetters und wird jedesmal im Befehl besonders bestimmt. Es ist nun sehr wichtig, daß die Gesamtkolonne nicht abreißt. Es würden sonst rückwärtige Marschkolonnenteile einen anderen Weg nehmen als die vorderen, und Unordnung höchsten Grades würde einreißen. Um das richtige Nachmarschieren rückwärtiger Teile zu gewährleisten, sind die Abstände durch „Verbindungsleute" ausgefüllt, die eine sehr wichtige und verantwortungsreiche Aufgabe haben. Namentlich bei Märschen in Nacht und Nebel oder durch Wälder und über unübersichtliches Gelände sind die Verbindungsleute wichtige Hilfsglieder. In größeren Vorhuten marschiert auch Artillerie im Haupttrupp. Der Führer der Marschkolonnen reitet gewöhnlich bei der Vorhut, um sich persönlich über die Lage unterrichten zu können und auf Grund eigener Wahrnehmungen seine Maßnahmen zu treffen.

Beim Rückmarsch folgt dem Haupttrupp der Marschkolonnen eine Nachhut, die in ähnlicher Weise in Richtung auf den Feind gegliedert ist. Meist enthält sie stärkere Artillerie als die Vorhut, weil die Artillerie diejenige Waffe ist, der es am leichtesten gelingt, den Feind weit weg zu halten und damit eine der Hauptaufgaben der Nachhut zu erfüllen.

In gleicher Weise schutzbedürftig wie eine marschierende Truppe ist auch eine rastende oder ruhende Truppe. Die Sicherungsglieder ruhender Truppen stehen, während die marschierender Truppen marschieren. Truppen übernachten entweder in Biwaken (siehe Bild hier unten) oder in Ortsunterkünften (siehe Bild Seite 287 oben) oder endlich in sogenannten Ortsbiwaken. Das sind Biwake, die in engster Anlehnung an einen Ort bezogen werden und die Häuser, Ställe und sonstigen Einrichtungen eines Ortes nach Möglichkeit ausnützen.

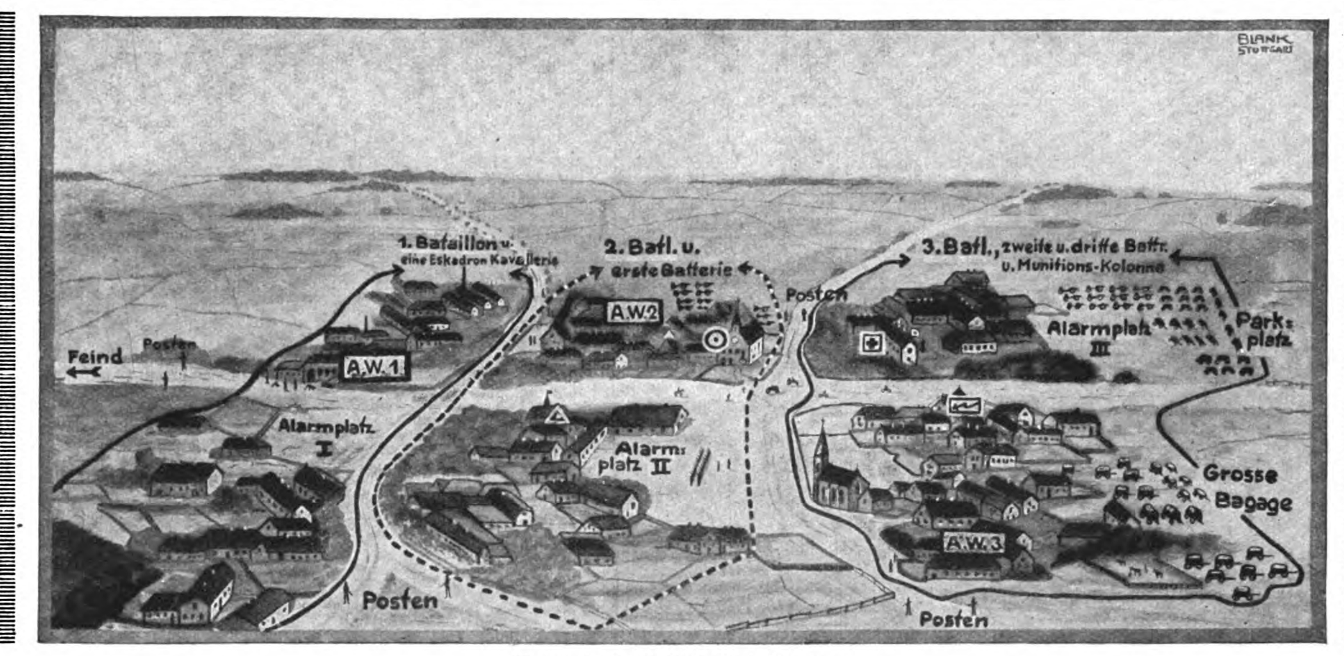
Ruhende Truppen, die sich nahe am Feinde befinden, müssen jederzeit eines Alarms gewärtig sein. Infolgedessen ist Ordnung die erste Pflicht. Die Truppe muß, alarmiert, rasch zusammenkommen und rasch gefechtsfähig sein. Telephonische Verbindungen mit den Sicherungsabteilungen, von diesen unverzügliche Meldung über den heranmarschierenden Feind, sowie im Innern des Ortes allen Leuten bekannte Alarmsammelplätze sind hierfür Bedingung. Jeder Ort muß sich, auch wenn Vorposten vorgeschoben sind, durch besondere

Biwak eines Bataillons.

Bei sehr schlechtem Wetter wird das Lederzeug mit in die Zelte genommen. Beim Alarm eilt jede Kompanie auf ihren Alarmplatz, schnallt um und tritt zugweise an die Gewehre.

Die Sicherung marschierender und ruhender Truppen.

Nach Zeichnungen von Hermann Blank.



Ortsunterkunft eines Detachements.

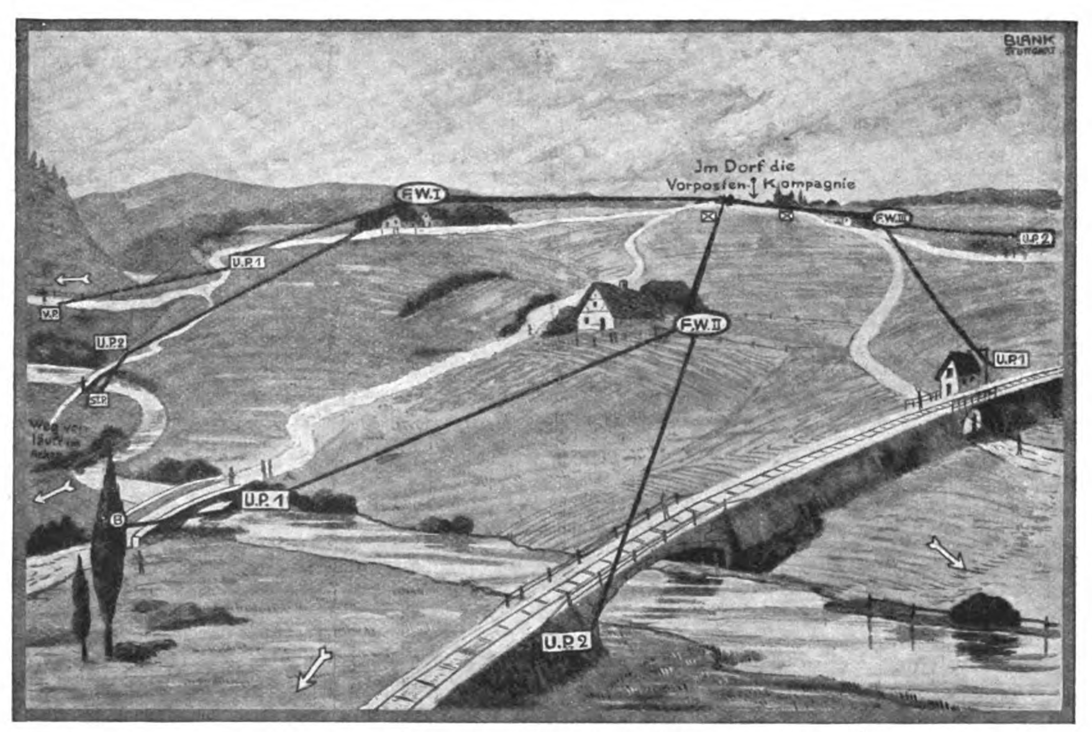
In dem Dorfteil, der dem Feinde zugekehrt ist, liegt das 1. Bataillon und die Kavallerie, in der Mitte das 2. Bataillon und ein Teil der Artillerie, in der vom Feinde abgekehrten Seite das 3. Bataillon und der Rest der Artillerie sowie die Bagage. Zeichenerklärung: [A.W.1] Außenwache 1, △ Quartier des Ortskommandanten, ⊙ Innenwache, Regimentstab und Artillerieabteilungstab, ⊞ Ortskrankenstube, [⟋] Telegraph.

Außenwachen gegen Überraschungen sichern. Die Innenwachen haben die Aufgabe der Wachen in den Friedensgarnisonen; sie ist also mehr polizeilicher Natur, während die Aufgabe der Außenwachen in das Gebiet der Taktik fällt.

Die Vorposten sollen den anmarschierenden Feind frühzeitig feststellen, ihm Widerstand leisten und die feindliche Erkundung erschweren, bis die Hauptmacht gefechtsfähig ist. Bei Marschkolonnen (bis etwa zur Division aufwärts) wird ein Bataillon mit etwas Kavallerie mit der Sicherung betraut, in größeren Verhältnissen haben diese Aufgabe mehrere Bataillone nebeneinander. Das Bataillon sendet Vorpostenkompanien aus. Der Rest der nicht für diesen Zweck verwendeten Kompanien mit dem Bataillonstab bildet die Vorpostenreserve. Der Widerstand gegen den Feind wird in der Regel in der Linie der Vorpostenkompanien geleistet, auf die sich die weiter vorgeschobenen Sicherungsglieder beim Angriff des Feindes zurückziehen. Die Vorpostenkompanien stehen an den Hauptanmarschstraßen des Feindes, sie senden selbst Feldwachen aus, die im Bereich der gleichen Kompanie vom rechten zum linken Flügel durchnumeriert werden. (Rechts oder links ist immer die rechte oder linke Seite eines nach dem Feinde zu schauenden Mannes.) Diese Feldwachen sichern sich durch noch weiter vorgeschobene Posten, in der Regel sogenannte Unteroffizierposten (1 Unteroffizier und 6 Mann, von denen 2 tatsächlich auf Posten stehen), die innerhalb der Feldwache numeriert sind. Die Aufklärung gegen den Feind besorgen Kavallerie- und Infanteriepatrouillen, besondere Beobachtungsposten und so weiter. Die Verbindung zwischen den einzelnen Vorpostengliedern übernehmen Patrouillen innerhalb der Postenkette.

Je näher man am Feinde ist, desto stärker müssen die Vorposten sein, desto enger das Netz der vordersten Sicherungsglieder. Geländeabschnitte erleichtern die Sicherung. Über die verschiedenen Arten, Vorposten aufzustellen, könnte man ein Buch schreiben. Es ist nicht möglich, alle Verhältnisse in diesen wenigen Zeilen zu berühren. Namentlich zeigen die Vorposten im Festungskrieg und im Stellungskrieg ganz andere Verhältnisse als im Bewegungskrieg, der unserem Bilde zugrunde lag. Aber in allen Verhältnissen ist die Aufgabe der Vorposten eine ähnliche, wie wir sie schon angedeutet haben.

Ihre Tätigkeit erfordert höchste Anspannung der Auf-



Vorpostenaufstellung im Gelände.

Die Posten sind in Wirklichkeit nicht sichtbar, sondern befinden sich in voller Deckung. Zeichenerklärung: [⨯] Außenwache, [U.P.] Unteroffizierposten, [F.W.] Feldwache, [St.P.] stehende Patrouille, [V.P.] vorgeschobener Posten, Ⓑ Beobachtungsposten, [⟵] Richtung nach dem Feinde.

Die Sicherung marschierender und ruhender Truppen.

Nach Zeichnungen von Hermann Blank.

merksamkeit vom einzelnen Mann und lastet ihm ein ganz gehöriges Stück Verantwortung auf. Nur vorzügliche Erziehung kann den Soldaten befähigen, diesen Aufgaben in jeder Hinsicht gerecht zu werden. Im Vorpostendienst ist der Mann ganz auf seine Geschicklichkeit, Findigkeit und Entschlossenheit angewiesen und manche frische, unglaublich waghalsige Tat bewies, wie der deutsche Infanterist im Weltkriege seinen Vorpostendienst auffaßte, wie er als ein Meister dieser taktischen Kleinkunst aufzutreten imstande war.

Angriff eines deutschen Stoßtrupps mit Handgranaten und Flammenwerfer auf einen englischen Trichtergraben bei Sailly-Saillisel.

(Hierzu die Bilder Seite 273 und 288.)

Zu Anfang des Jahres 1915 wurde an der deutschen Westfront verschiedentlich der Wunsch rege, nach französischem Muster zur Vervollkommnung der Kampfarten im Stellungskriege Sturm- und Stoßtruppe auszubilden. Infolgedessen stellten einzelne Armeen zunächst Sturmbataillone (Abteilungen) auf, die nicht nur als Lehrtruppen, sondern auch zur Lösung schwieriger Sturmaufgaben dienen sollten.

Ihre Ausbildung, die auf besonderen Übungsplätzen erfolgt, ist dementsprechend gründlich. Das Führer- und Mannschaftspersonal ist ausgesucht gut. Körperlich und geistig hervorragend für ihre schwere Aufgabe befähigt, kaltblütig und entschlossen und mit einem gewissen Stolz im Bewußtsein ihrer gefahrbringenden Sonderbestimmung, bilden diese prächtigen Leute mit ihrer eisernen Manneszucht und lebendigen Dienstfreudigkeit wahre Vorbilder für ihre Kameraden. Häufig kehren sie bleich und erschöpft von der Anstrengung des Körpers und der Nerven zurück, oft auch blutend, mit rauchgeschwärztem Gesicht, zerrissenen und schmutzigen Kleidern; doch ihre Augen leuchten vor freudigem Stolz, wenn sie von den ihnen zujubelnden Kameraden in der Ruhestellung umringt werden. Bald ist dann unter frohem Gesang das geistige Gleichgewicht und die körperliche Leistungsfähigkeit wiederhergestellt, zumal die Handstreiche infolge ihrer überaus gründlichen Vorbereitung meist gelingen und mit verhältnismäßig geringen Verlusten verbunden sind.

Unteroffiziere und Mannschaften der Sturmtruppen erhalten erhöhte Löhnung und einen besonderen Verpflegungszuschuß, außerdem noch Beutegelder.

Die Ausrüstung des Sturmsoldaten besteht aus Rock, Hose mit Lederbesatz am Knie und Gesäß, Wickelgamaschen, Gebirgschnürschuhen, Stahlhelm (aus Cromnickelstahl, etwa 2 Pfund schwer), Karabiner oder Revolver, Dolch, zwei Säcken mit 8 bis 12 Stielhandgranaten und vier leeren Sandsäcken zum Ausbauen der neuen Stellung oder zum Abdämmen eines Grabenteils. Einzelne Leute tragen eine Ledertasche mit 8 bis 12 Eierhandgranaten und haben am linken Unterarm eine Abreißvorrichtung für Handgranaten. Am Koppel oder auf der Brust wird die Bereitschaftsbüchse für die Gasmaske befestigt. Zwei Feldflaschen, der Brotbeutel mit eiserner Portion und Munition vervollständigen die Ausrüstung.

Unser Bild auf Seite 273 zeigt eine Sturmgruppe, die, mit einem tragbaren kleinen Flammenwerfer versehen, einen noch besetzten englischen Grabenteil ausräumt. Die Mannschaften gehören einem Pionierregiment der Garde an, das als Auszeichnung auf dem linken Unterärmel die Nachbildung eines Totenkopfes trägt. Nach gehöriger Vorbereitung durch Minenwerfer und Grabengeschütze galt es zunächst eine Einbruchstelle zu schaffen. Diese Arbeit übernahm der Flammenwerfer. Während die in Minentrichtern liegenden Handgranatenwerfer ihre Geschosse fortwährend auf den Feind schleuderten, arbeitete sich der Flammenwerfer bis auf wirksame Entfernung, etwa 30 Meter, zu dem Gegner hin und spritzte von dort aus den flammenden Ölstrahl, der riesige schwarze Rauchwolken entwickelte, in die feindliche Stellung. Diesen Augenblick benutzten die gedeckt in den Granatlöchern liegenden Stoßmannschaften, um, zahlreiche Handgranaten werfend, vorzubrechen und in die englischen Grabenreste einzudringen. Sofort setzte sich die Welle des Unterstützungstrupps, der ungefähr 50 Meter weiter zurück ebenfalls bereit gestanden hatte, in Bewegung, um mit wenigen Sprüngen den feindlichen Graben zu erreichen. Da aus einigen Unterständen heraus noch Widerstand geleistet wurde, „pinselte“ der Flammenwerfer einmal hinein, worauf sich die Kanadier ergaben. Dem Befehle entsprechend wurden mit behelfsmäßigen Ladungen (im Bilde links) noch einige Sperren im Graben beseitigt und dann wurde mittels Sprengmunition der Rest der Stellung gründlich zerstört. 16 Kanadier gerieten bei der Unternehmung in Gefangenschaft. Derartige Überfälle fanden in der Gegend von Sailly-Saillisel sehr häufig statt.



Gefreiter eines sächsischen Sturmtrupps.
Nach dem Leben gemalt von dem bei der Kronprinzenarmee zugelassenen Kriegsmaler Ernst Vollbehr.
Nach dem im Besitz des Deutschen Kronprinzen befindlichen Originalgemälde.

Aus den Straßenkämpfen der russischen Revolution.

Vor dem kaiserlichen Winterpalast in Petersburg.

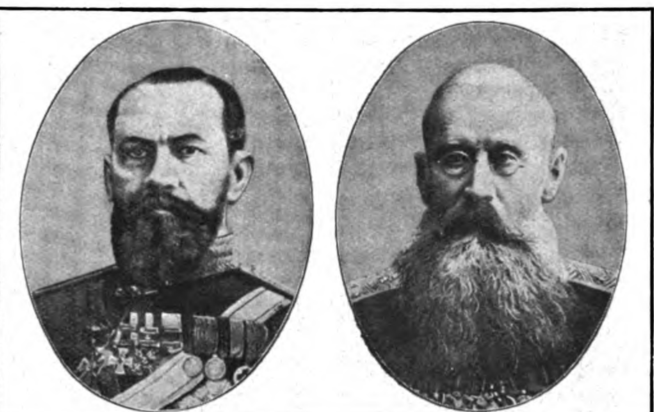
Nach einer farbigen Originalzeichnung von Max Tilke.



Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Die **russische Revolution** war einstweilen noch ohne äußerlich erkennbaren Einfluß auf die Kriegführung geblieben, obwohl die Engländer und Franzosen geprahlt hatten, die junge Revolution würde die Deutschen aus dem Lande fegen. Sehr bald erhoben sich denn auch bei den Westmächten warnende Stimmen und man begriff, daß ein Land nicht zugleich Krieg führen und Revolution machen kann. Man verhehlte sich auch nicht, daß das hungernde Volk (siehe Bild Seite 290) nicht daran dachte, Eroberungspolitik zu treiben. Dazu kam, daß der Justizminister Kerenski (siehe untenstehendes Bild), der Vertreter der sozialrevolutionären Partei der Duma und eigentliche Führer der Revolution, wie schon früher, so auch jetzt seine Neigung zum Frieden erkennen ließ. Das entsprach gar nicht den Wünschen Englands, das nun, um einem etwaigen Sonderfrieden vorzubeugen, einen neuen Lügenfeldzug unternahm. Es verbreitete dreist die Mär, die Deutschen hätten Schritte getan, um dem Zaren wieder zu seinem Throne zu verhelfen. Diesem Lügengewebe trat am 29. März der deutsche Reichskanzler im Reichstage entgegen, wobei er auch erklärte, daß der Friede mit einem freien, wohlgeordneten Rußland der Wunsch aller Deutschen sei und daß die Mittelmächte zu einem für sie und die Russen ehrenvollen Frieden stets bereit sein würden.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H. **General Ewerth.** — Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H. **General Iwanow.**

Russische Generale des alten Regimes,
von denen sich Ewerth mit Rußki und Alexejew (siehe Abbildung Band III, Seite 304) der Revolution anschloß, während Iwanow dem Zaren treu blieb.

Die neuen Machthaber, neben Kerenski der Landesverteidigungsminister Gutschkow, der Ministerpräsident Fürst Lwow und der Sozialist Tscheidse (siehe die untenstehenden Bilder), hatten sich beeilt, die Truppen auf die neue Regierung zu vereidigen. Wenn diese dem Anschein nach des Heeres im großen und ganzen auch sicher sein konnte, so fehlte es doch nicht an Erscheinungen, die nicht gerade für die vollständige Geschlossenheit der russischen Armee und Flotte Zeugnis ablegten. So hatte es bei der Ostseeflotte Unruhen gegeben, bei denen einige Admirale und mehrere hundert andere Schiffsoffiziere den Tod fanden. Auf vielen Kriegschiffen waren von den Mannschaften die Maschinenteile entfernt und ins Meer geworfen worden. Auch zahlreiche Offiziere des Landheeres waren von meuternden Soldaten getötet worden. In Petersburg, wo die Straßenkämpfe zwei Tage andauerten und die in den öffentlichen Gebäuden, den Kirchen und auf den Hausdächern postierten, mit Maschinengewehren bewaffneten Polizeiabteilungen einzeln niedergekämpft wurden (siehe die Kunstbeilage), bedurfte es scharfer Maßnahmen, um die Ordnung in den meisten Regimentern wiederherzustellen. Um das Heer ganz auf die Seite der Revolutionäre zu ziehen, versprach man den Soldaten, eine Einrichtung zu schaffen, nach der sie ihre Offiziere bis zum Major selbst wählen dürften.

Über die Haltung der Armeeführer herrschte ebenfalls noch keine rechte Klarheit. Eine ganze Anzahl Generale konnte nicht als überzeugte Anhänger der neuen Regierung betrachtet werden. General Ewerth (siehe nebenstehendes Bild), der Oberbefehlshaber der Mittelgruppe von Pinsk bis zu den Karpathen, wurde abgesetzt, trotzdem von ihm zunächst gesagt worden war, daß aus ihm eine Stütze der neuen Regierung werden könnte. Iwanow (siehe nebenstehendes Bild), der von den Russen hochgeachtete Führer, hatte offen für den Zaren Partei ergriffen und wurde verhaftet. Das gleiche Schicksal widerfuhr dem General Gurko. Brussilow machte nach einigem Schwanken die Wendung der Dinge mit und hielt mit General Alexejew (siehe Bild Band III Seite 304) zu den Revolutionären. Über Rußki (siehe Bild ebenda) war bis Ende März nichts Bestimmtes zu erfahren. Sicher war nur, daß gerade in seinem Befehlsbereich unter den Truppen bedeutende Unruhen Platz gegriffen hatten, die mit Mühe blutig niedergeschlagen wurden. Es blieb somit eine gewisse Unsicherheit bestehen. —

* * *

Die Gefechtstätigkeit an der **russischen Front** blieb bis Ausgang März noch auf Erkundungskämpfe beschränkt. Die Unternehmungen der Russen waren zwar sehr zahlreich, aber auch erfolglos. Ihre Gegner begnügten sich in der Regel mit der blutigen Abwehr der Angreifer; wo sie aber eigene Vorstöße ausführten, handelten sie nach einem sorgfältig durchdachten Plan, so daß sie stets einen schönen Erfolg aufzuweisen hatten.



Gutschkow, Landesverteidigungsminister.



Tscheidse, der Führer der Sozialisten.



Kerenski, Justizminister.



Fürst Lwow, Ministerpräsident.

Die Führer der russischen Revolution.

An der Front des Prinzen Leopold von Bayern wurde es am 19. März lebhafter. Deutsche und österreichisch-ungarische Abteilungen führten einige kecke Streifzüge aus und konnten an der Beresina und am Stochod insgesamt 25 Gefangene einbringen. Zwei Tage später unternahmen die Deutschen östlich von Lida einen größeren Vorstoß, der ihnen einen beachtenswerten Fortschritt brachte. In diesem Abschnitt lief die deutsche Front hinter den Flüssen Olschanka

und Beresina südlich von Wischnew durch Sümpfe (siehe Bild Seite 291) und sumpfige Wälder. In diesem unwirtlichen Gelände lagen die Stellungen wegen der Sümpfe und des Dickichts bis zu 3 Kilometern auseinander und boten Streiftruppen gute Gelegenheiten zu Überraschungen des Feindes. Südlich von dem Waldgelände, etwa an der von Osten in die Beresina einmündenden Islotsch, bildete eine Sanddüne festeren Untergrund, der die beiden Gegner, die diesen günstigen Umstand ausnützten, näher zusammenführte, so daß das Zwischengelände hier nur ungefähr 100 Meter breit war. Hier sollte der Feind zurückgeschlagen werden. Zweck des Angriffs war, die starken feindlichen Verhaue und Unterstände völlig zu zerstören. Zur Ermöglichung der Sprengungen sollte bis an die zweite russische Verteidigungslinie auf dem Ostrand der Saberesina vorgestoßen werden.

In aller Frühe begannen Minenwerfer und Artillerie sich auf ihre Ziele einzuschießen. Punkt acht Uhr setzte schweres Trommelfeuer ein. Nachdem es zweieinhalb Stunden gedauert hatte, stürmten die deutschen Soldaten aus ihren Stellungen vor. Ihr Weg führte über die festgefrorene Beresina und tiefen, aber ebenfalls gefrorenen und gut tragenden Schnee. In 4 Kilometern Breite konnten sie unter geringen Hemmungen durch feindlichen Widerstand vorwärtskommen. Die Russen waren stellenweise schon dem deutschen Wirkungsfeuer gewichen. Ihr Bestreben, sich in Sicherheit zu bringen, führte sie aber in das weit vorgelegte deutsche Sperrfeuer, das zahlreiche Opfer forderte. Nach Überwindung der ersten feindlichen Linie setzten sich die Deutschen auch in einer dahinter liegenden feindlichen Riegelstellung fest. Hier unternahmen die Russen einen starken Gegenstoß, der sich aber an dem Widerstande ihrer Gegner vollständig brach. Diese drangen dabei kräftig weiter vor und brachten die Russen auf der ganzen Breite des Angriffs zum Weichen (siehe Bild Seite 293). Nach beiden Seiten wurde die Angriffsfront sogar noch auf 5 Kilometer erweitert, und in dieser Ausdehnung stießen die Deutschen, von ihrem Ausgangspunkt gerechnet, 2 Kilometer tief in den Bereich der feindlichen Linien vor. Streiftruppe, die sich weit in die zweite russische Stellung hineinwagten, fanden diese schon verlassen. Die leichteren Feldgeschütze, die hier eingebaut waren, hatten die Russen mitgenommen. Die Deutschen befanden sich am Ziel und gruben sich zur Abwehr etwaiger Gegenunternehmungen der Feinde ein. Unterdessen begannen andere Truppenteile mit der Zerstörung der ersten Linie. Nicht weniger als 160 Betonunterstände wurden gesprengt. Unter der reichen Beute befanden sich außer 226 Gefangenen große Mengen von Pioniergeräten, 2 Revolverkanonen, 6 Maschinengewehre und 14 Minenwerfer. Ferner verloren die Russen wenigstens 500 Tote, darunter viele Offiziere. Nach gründlicher Vernichtung der Stellungen gingen die Deutschen an ihre Ausgangspunkte zurück. Die 81. russische Division, die für besonders schlagfertig galt und erst zwei Tage zuvor von Baranowitschi her im Fußmarsch in den angegriffenen Abschnitt gekommen war, erlebte eine schwere blutige Niederlage, während die Deutschen, weil sie vorsichtig zu Werke gingen, nur geringe Verluste erlitten. Die hier gefangenen Russen wußten noch nichts von der Revolution und wollten auch nicht recht an sie glauben. Sie erzählten ferner, daß sie am liebsten schon früher übergelaufen wären, aber eigens gegen Überläufer bereitgestellte Maschinengewehre hätten sie daran gehindert.

Die Russen griffen am 23. März nach kraftvoller Feuervorbereitung auch bei Smorgon, Baranowitschi und am Stochod an. Ihre hier vorstoßenden Sturm- und Aufklärungsabteilungen wurden durch Abwehrfeuer leicht zurückgewiesen. Die auflebende Gefechtstätigkeit der Feinde hatte viele Flieger zum Aufstieg veranlaßt. Bei Dünaburg verloren die Russen im Luftkampf ein Flugzeug und am Dryswjatisee büßten sie einen Fesselballon ein.

In der Gegend von Illuxt gab es an den nächsten Tagen heftigere Zusammenstöße, bei denen die Russen neben blutigen Verlusten auch 30 Gefangene und 1 Maschinengewehr einbüßten. Westlich von Luck, nördlich von der Bahn Zloczow—Tarnopol und bei Brzezany richteten die Feinde am 26. März heftiges Trommelfeuer auf die Stellungen der Verbündeten, worauf sie in ganzen Bataillonen angriffen. Die Feinde wurden aber von dem Abwehrfeuer der Verteidiger gefaßt und die Stürmenden trachteten deshalb, ihre Ausgangslinien schleunigst wiederzugewinnen.

An demselben Tage konnten die Deutschen infolge eines gewissenhaft vorbereiteten Unternehmens einen wertvollen Fortschritt erzielen. Südöstlich von Baranowitschi (siehe die Karte Seite 292 oben) sprang die deutsche Front in der Nähe der im Besitz des Feindes befindlichen Ruinen von Labusy und Nagornja rund 600 Meter stark nach Osten vor und bog sich dann in einem spitzen Winkel, der berüchtigten Nase von Baranowitschi, wieder nach Westen zurück. Bei dem Dorfe Darowo näherte sie sich dem Westufer der Schtschara. Bei Labusy bildet der Fluß eine Ausbuchtung nach Osten, die die Russen zu einem starken Brückenkopf ausgebaut hatten und die durch ein vielverschlungenes, stark gesichertes Grabennetz zu einem wertvollen Ausfalltore geworden war. Weil Baranowitschi ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt ist und die Russen bis tief in das Gelände hinter dem Brückenkopf eine vollspurige Bahnlinie gelegt hatten, mußte damit gerechnet werden, daß etwaige Angriffe der Russen hier die deutschen Linien gefährden könnten. An dem Vorsprung selbst spielte sich seit langem schon ein Kampf mit Minen ab, der zwar den Russen die meisten Opfer kostete, aber auch den Deutschen Verluste brachte. Deshalb beabsichtigten die Deutschen, ihre Stellung hier durch einen kräftigen Vorstoß zu verbessern und die Russen nördlich von Labusy aus dem Schtscharaknie auf das östliche Flußufer zurückzudrängen. Die deutsche Linie sollte soweit vorgeschoben werden, daß der Feind nicht daran denken konnte, sich in gefährlicher Nähe einzunisten. Dazu mußte ein Angriff in $2^1/_2$ Kilometern Breite und 700 Metern Tiefe durchgeführt und zugleich die russische Feldwache bei

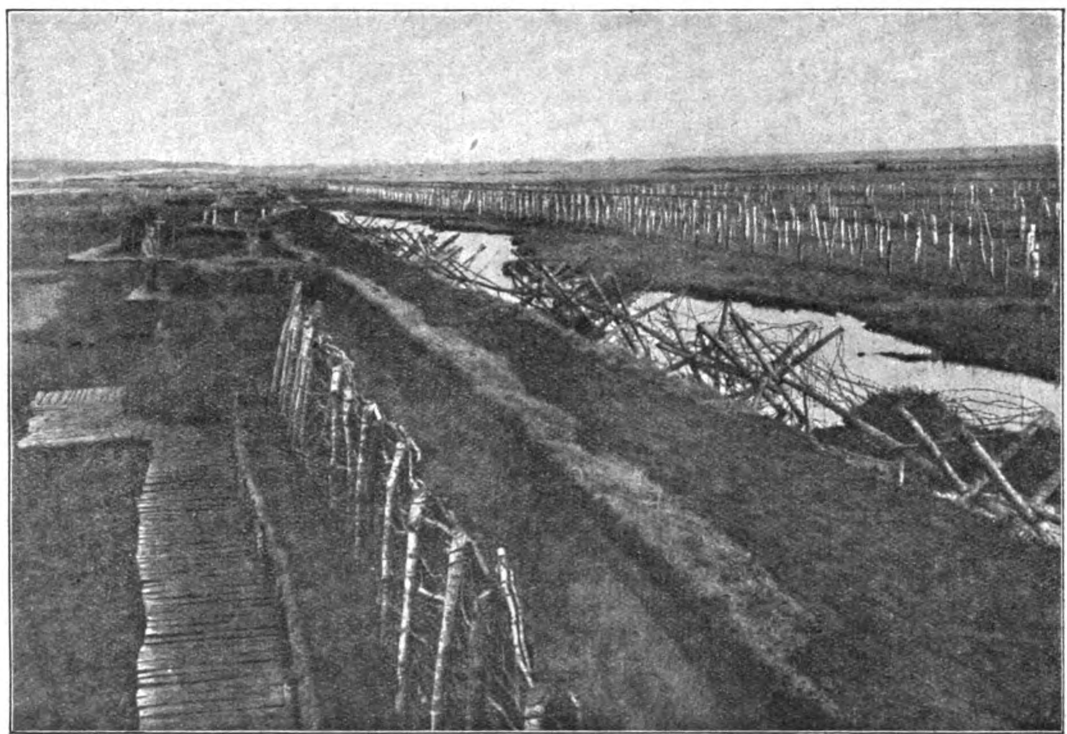


Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Von der russischen Revolution.
Brotverteilung durch eine der in den Stadt- und Landbezirken eingesetzten Brotkommissionen.

Darowo durch eine deutsche ersetzt werden.

Der Vorstoß der Deutschen kam für die Feinde überraschend. Wie wenig sie gerade an diesem Punkte einen Angriff erwarteten, ging daraus hervor, daß an diesem Tage in Tumaschi die Vereidigung der russischen Soldaten auf die neue Regierung stattfinden sollte. Der genannte Ort wurde in das Feuer der Deutschen einbezogen, weil man dort den Sitz eines höheren militärischen Kommandos vermutete. Um zwei Uhr mittags erfolgte auf die russischen Artilleriestellungen ein Überfall mit Gasgranaten. Eine halbe Stunde später sandten auch die Minenwerfer ihre schweren Geschosse in das Grabengewirr der Gegner. Die feindliche Artillerie raffte sich zu nur unwesentlicher Gegenwirkung auf, ein Zeichen, daß die Gasgranaten ihren Zweck erfüllten. Scharenweise verließen die Russen ihre Gräben, um sich in Sicherheit zu bringen. Ein feindlicher Fesselballon stieg auf: ein deutscher Flieger schoß ihn in Brand. Einen zweiten Ballon ereilte das gleiche Schicksal. Als der Tag zur Neige ging, tauchten die deutschen Stoßtruppen aus ihren Stellungen auf und arbeiteten sich gegen das zerschossene feindliche Gebiet vorwärts. Labusy fiel und ruckweise näherte sich der Sturmangriff seinem Ziel. Da nach vier Uhr schon die Feldwache von Darowo vom Feinde gesäubert worden war, hatten die tapferen schlesischen Landwehrleute bald ihre Aufgabe vollständig gelöst und dank der gründlichen Vorbereitung des Angriffes nur ganz geringe Verluste zu beklagen. Der Feind dagegen hatte schwer gelitten; außer vielen Toten und Verwundeten büßte er 250 Gefangene, 11 Maschinengewehre, 20 Minenwerfer, einen Scheinwerfer, mehrere tausend Gewehre und große Mengen von Geschossen und Patronen ein. Wichtiger als diese Beute war die gelungene Frontverbesserung. Bei der Besetzung der russischen Stellungen zeigte sich auch, daß die Deutschen wieder einmal einem schon weit vorbereiteten Minenangriff zuvorgekommen waren.



Stellung im Sumpfgelände der Ostfront. — Phot. Max Wipperling, Elberfeld.

Bei Widsy und Nowogrodek glückte den Deutschen am 30. März die Zerstörung russischer Verteidigungsanlagen und die Sprengung mehrerer Blockhäuser, wobei 75 Gefangene und 5 Minenwerfer eingebracht wurden.

An der Front des Generalobersten Erzherzogs Joseph fanden in den Südost-Karpathen weitere Kämpfe statt, in die auch deutsche Artillerie eingriff. Am 23. März gelang die Erstürmung der von den Russen besetzten Solyomtarhöhe zwischen Csobanos- und Sultatal. Nach gehöriger Vorbereitung durch Artillerie- und Minenwerferfeuer (siehe Bild Seite 292 unten) und unter Benützung von Flammenwerfern (siehe Bild Seite 294) brachen Teile zweier galizischer Infanterieregimenter in 2 Kilometern Breite zum Sturm vor und drangen gleich im ersten Anlauf unter geringen Verlusten $1^1/_2$ Kilometer tief in das feindliche Grabensystem ein. Sie nahmen dabei über 500 Russen gefangen und erbeuteten viel Kriegsgerät. Ein äußerst heftiger Gegenstoß der Feinde wurde abgewiesen und kostete den Russen wenigstens 800 Tote.

Südlich vom Uztale besetzten die Österreicher und Ungarn am 27. März einen fest verschanzten Höhenkamm, machten dabei über 150 Gefangene und nahmen einige Minenwerfer und Maschinengewehre. Am 30. März fingen sie östlich von Kirlibaba und südlich von Mesticanesti über 200 Russen und holten mehrere Maschinengewehre aus den feindlichen Gräben

Unter den vielen Unternehmungen der Flieger ragte besonders ein Angriff hervor, den 18 deutsche und österreichisch-ungarische Flugzeuge gegen den Bahnhof Radziwilow richteten. Fast jedes der Flugzeuge hatte dabei ein Luftgefecht zu bestehen, aber trotzdem gelang es, 1200 Kilogramm Bomben auf den Bahnhof und militärische Anlagen zu werfen, wo furchtbare Verwüstungen hervorgerufen wurden (siehe Bild Seite 295).

* * *

Die Front im Kaukasus war viele Monate hindurch in den Hintergrund getreten. Das änderte sich, als die Engländer die **Türken** aus Bagdad verdrängt hatten. Da wurde es klar, daß die Russen und Engländer eine großzügige Angriffsbewegung eingeleitet hatten, um den Widerstand der Türken im Kaukasus, in Persien, in Mesopotamien, auf der Sinaihalbinsel und in Ägypten durch gleichzeitigen Druck auf allen Fronten entscheidend zu brechen.

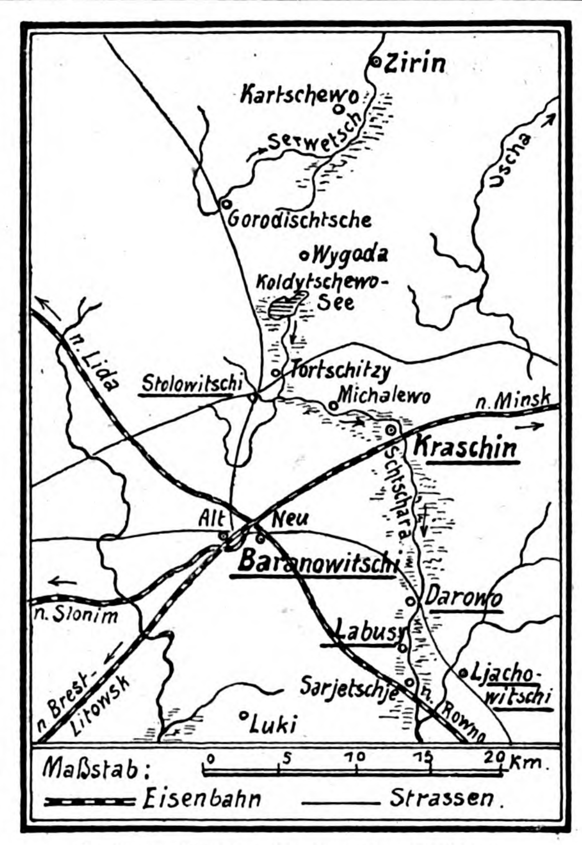
In Armenien suchten die Russen den rechten Flügel der Türken im Gebiete des Wansees einzudrücken, doch reichten ihre Kräfte dazu nicht aus. Sie wurden von ihren Gegnern sogar ziemlich stark belästigt und mitunter empfindlich geschädigt.

Die von Persien abziehenden Streitkräfte der Türken konnten sich der scharf nachdrängenden Russen unter General Baratow, die ihnen über Kirmanschah auf Kerind folgten, sehr gut erwehren und führten mit ihrer Reiterei oft genug Überfälle auf die Vorhuten der Feinde aus. Ihr Abzug ging infolgedessen in Ordnung vor sich und sie hatten die beste Aussicht, ihren Gegnern um Mossul genügend stark entgegentreten zu können und den Anschluß an die Hauptmacht in Mesopotamien zu finden. Die Russen stiegen zwar ebenfalls schon in der Richtung auf Mossul vom Gebirge herab, sie kamen aber nicht schnell vorwärts und konnten sich bis Ende März auch nicht mit den Engländern vereinigen.

Diese mühten sich, ihren Erfolg in Mesopotamien auszunützen und ihre Verbindungen nach rückwärts zu sichern, die die Türken häufig zu unterbrechen versuchten. Die Engländer waren deshalb zu neuen Angriffen gegen die Türken gezwungen. Es entwickelten sich viele Zusammenstöße, in die nach und nach immer größere Truppenverbände eingriffen. Auf dem östlichen Tigrisufer gingen die Türken am 25. März gegen ihre Feinde vor und brachten ihnen eine empfindliche Niederlage bei, durch die die Division Lahore schwere Verluste erlitt und neben mehr als 180 Gefangenen 6 Maschinengewehre, 3 automatische Gewehre, zahlreiche Handgranaten und viel Infanteriemunition einbüßte. Der Vormarsch der Engländer geriet etwas ins Stocken. — Um dieselbe Zeit drangen die Feinde auch gegen Syrien und Palästina durch die Sinaihalb-

insel (siehe Bild Seite 296 unten) vor. Das geschah in der Absicht, die Türken in Mesopotamien von ihren Etappenorten Jerusalem und Beirut und ihren Verbindungslinien nach dem Taurus (siehe Bild Seite 296 oben) abzuschneiden und sie so dem sicheren Untergange zu weihen.

Am 20. März wurde in der Gegend von Haname ein englisches Flugzeug heruntergeschossen und in der Nacht darauf bewarf ein türkisches Luftschiff den Hafen Mudros auf der Insel Lemnos mit 3400 Kilogramm Bomben und traf dort ankernde feindliche Schiffe. Es wurde heftig beschossen, konnte aber unversehrt seinen Ausgangspunkt wieder erreichen. Bei Feludje brachten türkische Abwehrkanonen am 25. März hinter den türkischen Linien ein feindliches Flugzeug brennend zum Absturz. Der Ort ist nur 40 Kilometer von Jerusalem entfernt, und da dieses der bedeutendste Waffenplatz Syriens und Palästinas geworden war, der durch starke Zufuhren, die den weiten Weg durch Anatolien zurückzulegen hatten (siehe Bild Seite 297), dauernd beträchtlich verstärkt wurde, lag der Schluß nahe, daß die Engländer einen Angriff auf diesen Platz vorhatten. Am 27. März meldeten die Türken, daß ein feindlicher Angriff in Vorbereitung sei, und Tags darauf berichteten sie so ausführlich, daß mit einem Schlage die Bedeutung der Kämpfe an der Sinaifront klar wurde. Die Engländer hatten nach langer und sorgfältiger Vorbereitung vier Divisionen mit zahlreicher Artillerie und vielen Panzerautomobilen bei Gaza zum Angriff angesetzt. Gaza liegt schon in dem türkischen Sandschak Jerusalem und ist nur 85 Kilometer von der Heiligen Stadt entfernt (siehe die Karten Band I Seite 399, Band II Seite 306 und Band V Seite 247). Die Engländer hatten demnach die Gewalt über die ganze Sinaihalbinsel gewonnen und auch noch einen Teil Palästinas besetzt. Sie wurden nach einer heißen Schlacht besiegt und mußten das Feld, auf dem sie über 3000 Tote und einige hundert Verwundete zurückließen, in südwestlicher Richtung räumen. Die Türken nahmen ihnen 200 Gefangene, 12 Maschinengewehre, 20 Schnelladegewehre, 1 Panzerautomobil und 2 andere Kraftwagen ab. Die Engländer äußerten sich bis Ende März nicht zu dem Ereignis. Sie meldeten nur, daß sie von Rafa, das 50 Kilometer südwestlich von Gaza liegt, auf Wadi-hussin in der Richtung auf den Schlachtort vorgerückt seien.



Karte zum deutschen Erfolg an der Schtschara.
(Siehe Seite 290.)

Auch zur See waren die Türken erfolgreich. Eines ihrer U-Boote griff am 25. März im Golf von Alexandria einen englischen Transportdampfer von etwa 7000 Tonnen an und versenkte ihn. Teile der Besatzung wurden gefangen genommen. Auf dem Schwarzen Meer, wo früher bereits die in türkischen Besitz übergegangenen deutschen Kreuzer, insbesondere die „Goeben" (Javus Sultan Selim), russische Transportdampfer vernichtet hatten (siehe Bild Seite 300/301), sichteten die Türken am 26. März in nur 40 Kilometern Entfernung von der Küste drei Torpedoboote, zwei Flugzeugmutterschiffe, einen kleinen Hilfskreuzer und drei Wasserflugzeuge der Feinde. Türkische Land- und Seeflieger stiegen zur Abwehr auf. Die Schiffe wurden mit Bomben beworfen und zum Teil schwer beschädigt; besonders ein Flugzeugmutterschiff erhielt mehrere Treffer. Ein Teil der Flieger verwickelte die feindlichen Wasserflugzeuge in einen Luftkampf, in dessen Verlaufe die Feinde von ihren Schiffen abgedrängt und in die Flucht geschlagen wurden. Die Flieger Leutnant Keiper und Unteroffizier Kautsch verfolgten die Gegner 70 Kilometer weit und zwangen durch wohlgezieltes Maschinengewehrfeuer zwei der feindlichen Flugzeuge, in schwer beschädigtem Zustande auf das Meer niederzugehen.

Am 30. März ereignete sich in der Nähe von Smyrna wieder ein Luftgefecht, bei dem zwei feindliche Flugzeuge verloren gingen. Eines war ein Farman-Doppeldecker, dessen Führer und Beobachter gefangen wurden, das andere, ein Nieuport, stürzte in der Umgebung von Budscha bei Smyrna herunter; seine Insassen fand man tot auf. —

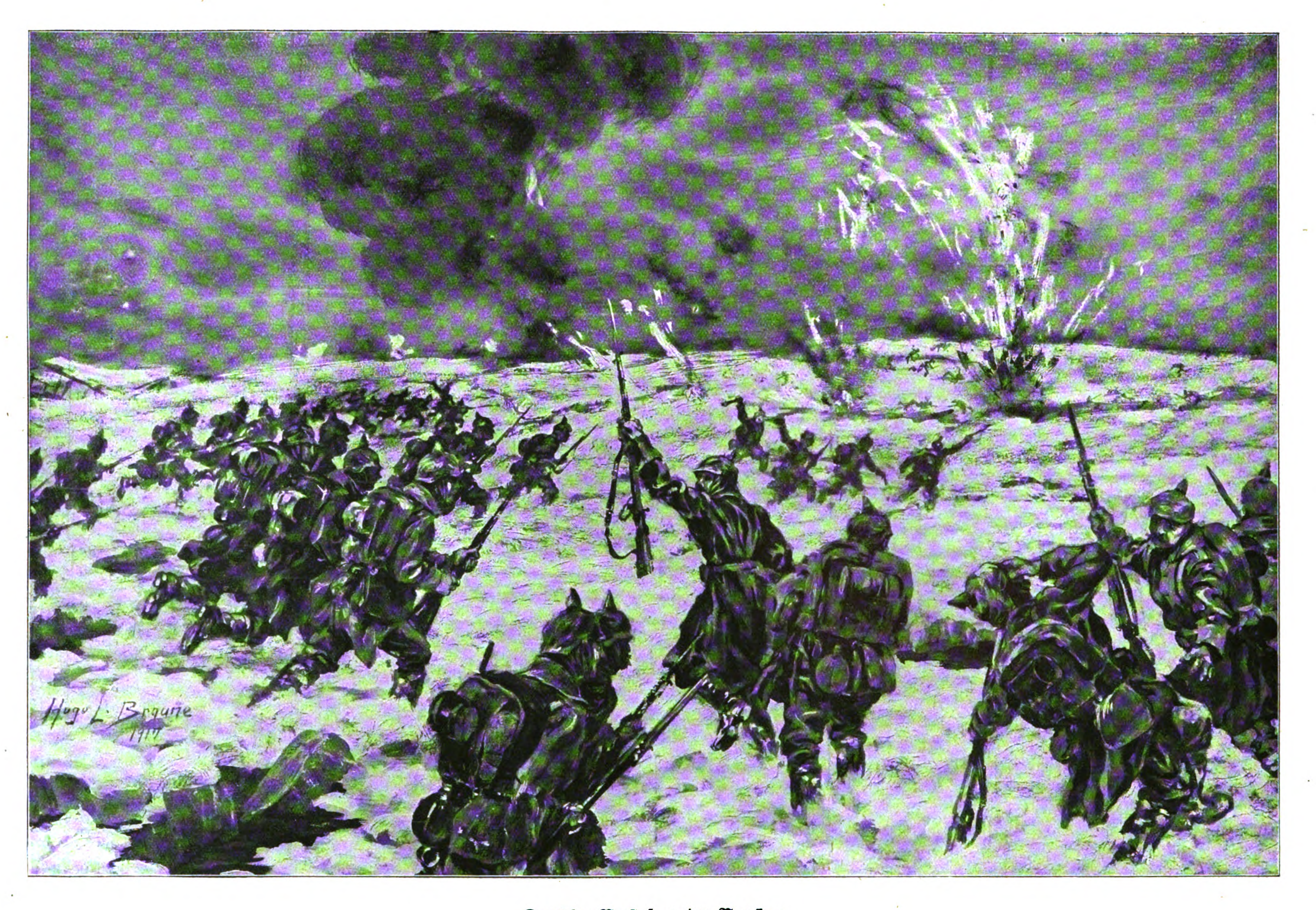
* * *

Auf dem **mazedonischen Schauplatz** standen ebenfalls türkische Kräfte mit im Kampf. Dort unternahm General Sarrail größere Angriffe, die verschiedene Zwecke verfolgten. Der umfassende Angriff auf die türkischen Streitkräfte sollte durch Bindung der hier stehenden Türken unterstützt werden, um ihre Beförderung nach anderen Punkten zu verhindern; gleichzeitig sollte der Vorstoß auch Truppen der Mittelmächte festhalten, die für die Abwehr der beabsichtigten großen englisch-französischen Frühjahrsangriffe in Betracht gekommen wären. Dieser Grund für das plötzliche Losschlagen der Salonikiarmee wurde durch den strategischen Rückzug der Deutschen an ihrer Westfront hinfällig. Vor allem aber wollte Sarrail seinen weit abhängenden linken Flügel stützen. Für ihn galt es, dort bessere Stellungen zu erkämpfen und eine festere Anlehnung an die italienische Front von Valona zu gewinnen. Gelang es, Ochrida zu besetzen, dann konnte mit einiger Mühe eine brauchbare Verbindung von Valona über Ochrida nach Monastir hergestellt werden. Die be-



Phot. Photopresse Kankowsky, Budapest.

Österreichisch-ungarische Minenwerferstellung.



Deutscher Vorstoß an der Beresina.
Nach einer Originalzeichnung von Hugo L. Braune.

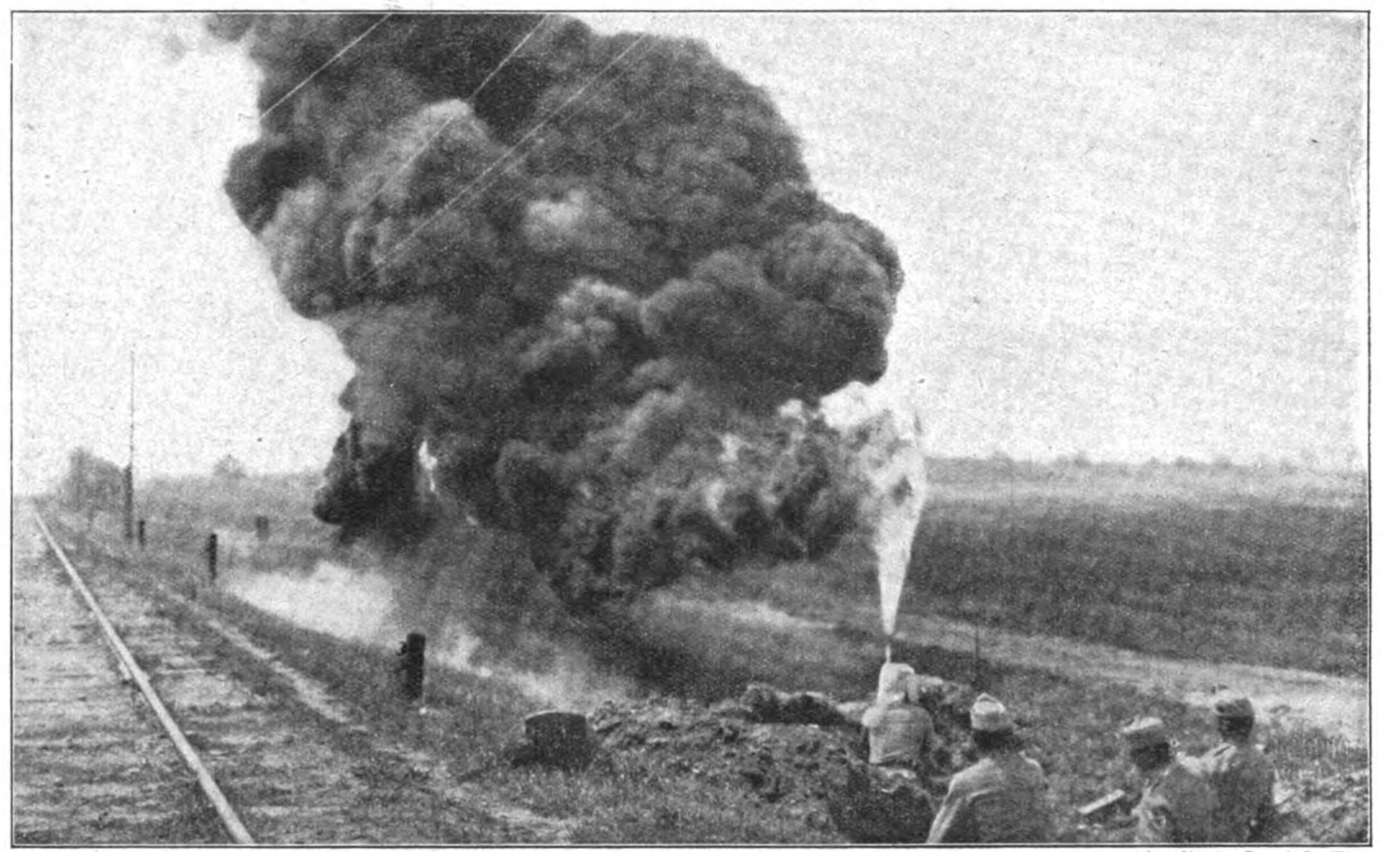
drängte Lage Sarrails, die durch längere Wirksamkeit der U-Boote schließlich verzweifelt werden konnte, rechtfertigte schon einen besonderen Einsatz. Die Straße Ochrida—Monastir sollte in der Umgebung des letztgenannten Ortes erreicht werden, Ochrida selbst wurde aus der Seenenge zwischen Ochrida- und Prespasee angestrebt.

Die Offensive war so angelegt, daß, falls sie durchdrang, der westliche Heeresflügel der verbündeten Mittelmächte eingedrückt und umklammert werden konnte. Über 240 Geschütze wirkten allein auf die Höhe 1248, die den Besitzer zuweilen wechselte, schließlich aber doch in der Gewalt der Verteidiger blieb. Die Hauptlast des Angriffes hatten die Franzosen auf sich genommen. Teilweise gewannen sie Gelände, doch verloren sie es gewöhnlich bald wieder. So wurden sie am 20. März von den Höhen vertrieben, die sie nordöstlich von Trnova und bei Snegovo erstürmt hatten. Am 21. März standen die Feinde trotz eines Verlustes von 40000 Mann ungefähr wieder in den Stellungen, von denen sie am 12. März ausgegangen waren. Der große Angriff Sarrails war fehlgeschlagen. In den folgenden Tagen führten Türken, Bulgaren und Deutsche zahlreiche Stöße in die feindlichen Linien aus, bei denen sie viele Gefangene, eine ganze Anzahl Maschinengewehre und sonstiges Kriegsgerät erbeuteten. —

* * *

Die Erkundungsgefechte an der **italienischen Front** wurden in der Nacht zum 19. März durch einen Angriff der Österreicher und Ungarn unterbrochen, durch den sie die beherrschende Spitze der „Hohen Schneid" in ihre Hände brachten. Dieser Gipfel ist 3000 Meter hoch und liegt auf italienischem Gebiete, rund 5 Kilometer südlich vom Stilfser Joch. Durch große Sprengungen und mühsames Aushauen von Eistunneln mußte dem Angriff monatelang vorgearbeitet werden. Die Italiener, die sich auf dem Grate festgesetzt hatten, wurden durch das schnelle Anstürmen der k. u. k. Abteilungen vollkommen überrascht, obwohl sie eigentlich mit einem Angriff rechnen konnten, denn Tags vorher waren ihre Patrouillen dort vernichtet worden. Die wackeren Alpentruppen hatten bei dem Unternehmen nur einen Leichtverwundeten.

Auch im Karstgebiet bewiesen die k. u. k. Streiter große Schlagfertigkeit. Aus ihren vortrefflich ausgebauten Stellungen (siehe Bild Seite 298) gingen sie am 26. März im Görzischen unweit Biglia an der Wippach unter kräftiger Artillerieunterstützung vor und drangen in die italienischen Linien ein. Über 300 Italiener konnten dabei gefangen abgeführt werden (siehe Bild Seite 299). Die Angreifer, die das besetzte Gebiet gegen sehr heftige Wiedereroberungsversuche der Italiener zu halten vermochten, erbeuteten auch ein Maschinengewehr und einen Minenwerfer. In andauernden hin und her wogenden Gefechten stieg die Zahl der Gefangenen am 27. März auf über 500 Mann und 15 Offiziere. In anderen kleineren Unternehmungen machten die k. u. k. Truppen weitere Gefangene und nahmen ihren Gegnern auch mancherlei Kriegsgeräte ab. (Forts. folgt.)



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Österreichisch-ungarischer Flammenwerfer.

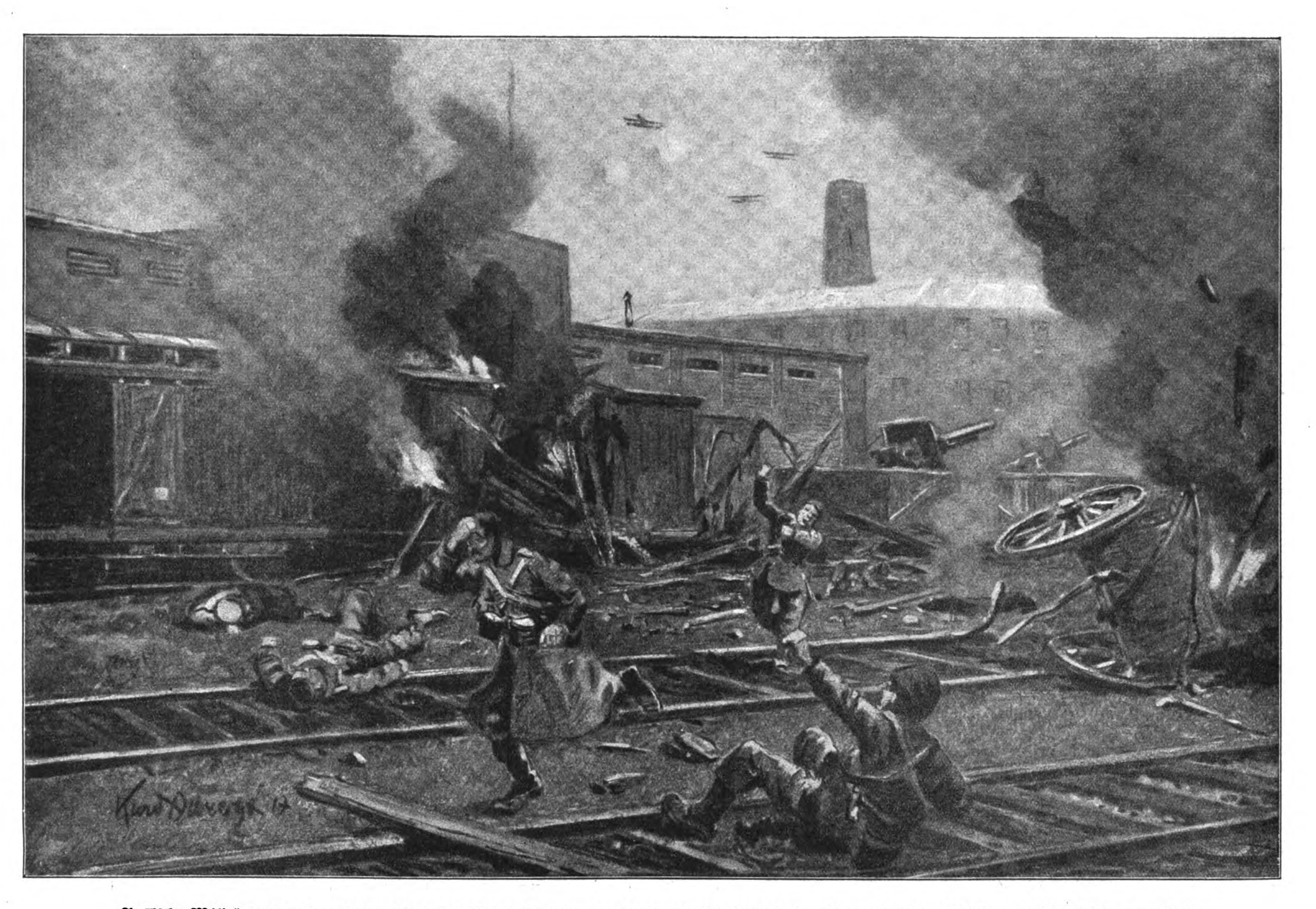
Illustrierte Kriegsberichte.

Die Verpflegung unseres Feldheeres.

Von Max Wießner, Berlin.

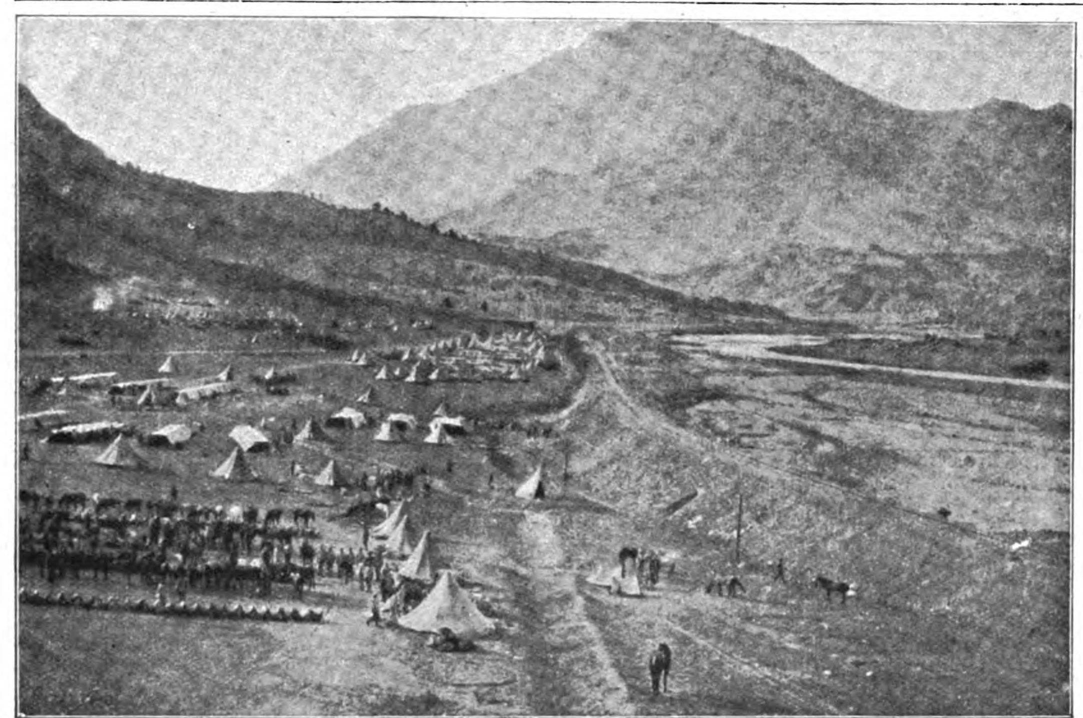
I.

Kein Krieg zuvor hat ein solches Massenaufgebot an Kämpfern gebracht wie das gegenwärtige Völkerringen. Noch kennen wir nicht die genauen Zahlen, auch nicht von unserem eigenen Feldheer, aber wir wissen, daß es Millionen von Männern sind, die unsere Heimat draußen mit den Waffen verteidigen. Seit dem Tage ihres Übertrittes zu der bewaffneten Macht sind sie ausgeschieden aus dem Stande der volkswirtschaftlich Erzeugenden, sie sind reine Verbraucher geworden, die, abgesehen von Zuschüssen aus den besetzten Gebieten, die gewiß erfreulich sind, die aber verhältnismäßig genommen gegenüber dem ungeheuren Bedarf doch verschwinden, aus der Heimat versorgt und verpflegt werden müssen. Infolgedessen hat die Ernährungs- und Verpflegungsfrage in diesem Kriege eine Bedeutung erlangt, wie es niemand hat vorausahnen können, auch nicht der Kreis der Fachleute, deren Lebensaufgabe es war, die Lehren der Kriegsgeschichte zu sammeln und zu verwerten. Denn wer konnte mit dieser Ausdehnung eines modernen Völkerkrieges rechnen, wer hat es im Frieden für möglich gehalten, daß solche Massen und auf so lange Zeit aufein-



Russische Militärtransporte auf dem Bahnhof Radziwilow werden durch Bombenabwürfe deutscher und österreichisch-ungarischer Flieger zerstört.

Nach einer Originalzeichnung von Kurd Albrecht.



Lagernde türkische Division im Taurus in Kleinasien. Phot. R. Sennecke, Berlin.

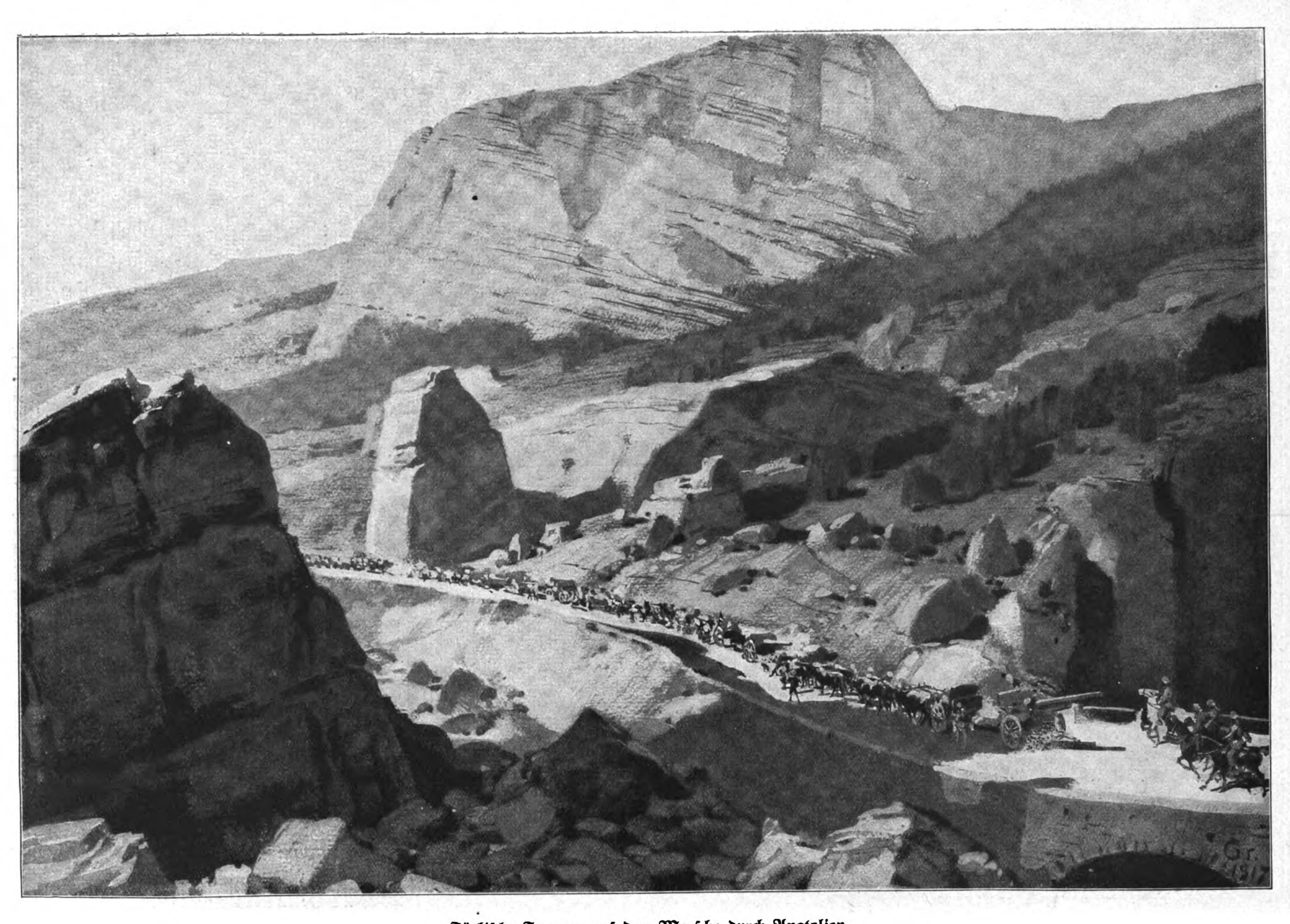
anderprallen würden. Aber wir können stolz darauf sein: die Verpflegungsabteilung des Kriegsministeriums und die ihr unterstellten Intendanturen haben sich den von Monat zu Monat stärker werdenden Anforderungen gewachsen gezeigt und haben den Beweis für die Richtigkeit des militärischen Satzes erbracht, daß es im Kriege Unmögliches nicht geben dürfe. Mögen auch Klagen im einzelnen noch laut werden, es bleibt wahr und wird von niemand bestritten, daß unser Feldheer gut und den vorhandenen Vorräten entsprechend reichlich verpflegt wird. Das große Gefüge der deutschen Militärintendantur arbeitet bis in seine letzten Ausläufer hinein reibungslos, und nur dadurch war es möglich, die gewaltigen Massen von Nahrungsmitteln in der Heimat zu beschaffen und sie jederzeit ordnungsmäßig an die Stellen nachzuschieben, an denen unsere Truppen in Frankreich und Rußland, in den Karpathen, in Mazedonien und in Rumänien oder gar am Tigris oder am Suezkanal im Kampfe stehen.

Lange Zeit hat unsere Heeresverwaltung genauere Angaben über den Umfang des Verpflegungsnachschubes aus militärischen Gründen geheimhalten müssen. Jetzt besteht die Gefahr, daß unsere Gegner Anhaltspunkte über unsere Kampfstärke darin finden könnten, nicht mehr, und so war ich denn zum erstenmal in der Lage, vor kurzem in der „Frankfurter Zeitung“ auf Grund amtlichen Materials den Schleier zu lüften. Um ein Bild über den Nachschub von Nahrungs- und Genußmitteln zu bekommen, ist zunächst die Frage zu beantworten: Worauf hat ein deutscher Soldat der mobilen Truppe, das heißt also der kämpfenden Truppe, täglich Anspruch? Sein Speisezettel beruht auf zwei Grundbestandteilen, auf der Brotportion und auf der Beköstigungsportion. Unter Brotportion ist Brot, Eierzwieback und Feldzwieback zu verstehen, und davon erhält er täglich 750 Gramm Brot — in der Heimat entfallen auf jeden deutschen Staatsbürger im Tagesdurchschnitt 280 Gramm — oder 400 Gramm Eierzwieback oder 500 Gramm Feldzwieback. Erheblich vielgestaltiger ist der Begriff der Beköstigungsportion, worunter Fleisch, Gemüse, Gewürze, Kaffee, Fett und Marmelade zusammengefaßt sind. Natürlich kann die Verpflegung im Felde nicht so abwechslungsreich und den besonderen Bedürfnissen angepaßt sein wie in der Heimat. Es ist Massenkost, die draußen verabreicht werden muß, und zwar Massenkost, die häufig unter den erschwerendsten Umständen hergestellt und ausgeteilt werden muß. Man braucht nur an die Kämpfe an der Somme und vor Verdun zu denken, um zu begreifen, daß zu Meisterstückchen des Kochs die Vorbedingungen fehlen. Aber nicht nur reichlich soll die Verpflegung sein, nicht nur kräftig und stärkend, sondern auch abwechselnd, und die Kriegsverpflegungsabteilung des Kriegsministeriums hat darin wirklich das denkbar Mögliche geleistet, wenn man die Schwierigkeiten in Rechnung stellt, die bei der Beschaffung der Nahrungsmittel und bei dem Transport über lange Strecken zu überwinden sind.

Der Frontsoldat hat zurzeit, unter Berücksichtigung einiger nach und nach eingetretenen Kürzungen einzelner Teile der Beköstigungsportion, zu beanspruchen: 250 Gramm frisches, gesalzenes oder gefrorenes Fleisch, 150 Gramm geräuchertes Rind-, Schweine- oder Hammelfleisch, geräucherten Speck, geräucherte Fleisch- oder Dauerwurst, oder 150 Gramm Fleischkonserven (als eiserne Portion 200 Gramm), oder 250 Gramm Salzheringe oder Fischkonserven, jedoch nur solche in Marinade, oder 600 Gramm Flußfische oder 400 Gramm frische Seefische oder 300 Gramm Salzfische oder 200 Gramm Klippfische oder aus Salz- und Klippfischen hergestellte Räucherfische. Zu diesen Fleisch- und Fischportionen kommen Gemüse, Kartoffeln, Hülsenfrüchte und Teigwaren hinzu. Davon muß der Soldat täglich erhalten: 125 Gramm Reis, Graupen, Grieß, Grütze,

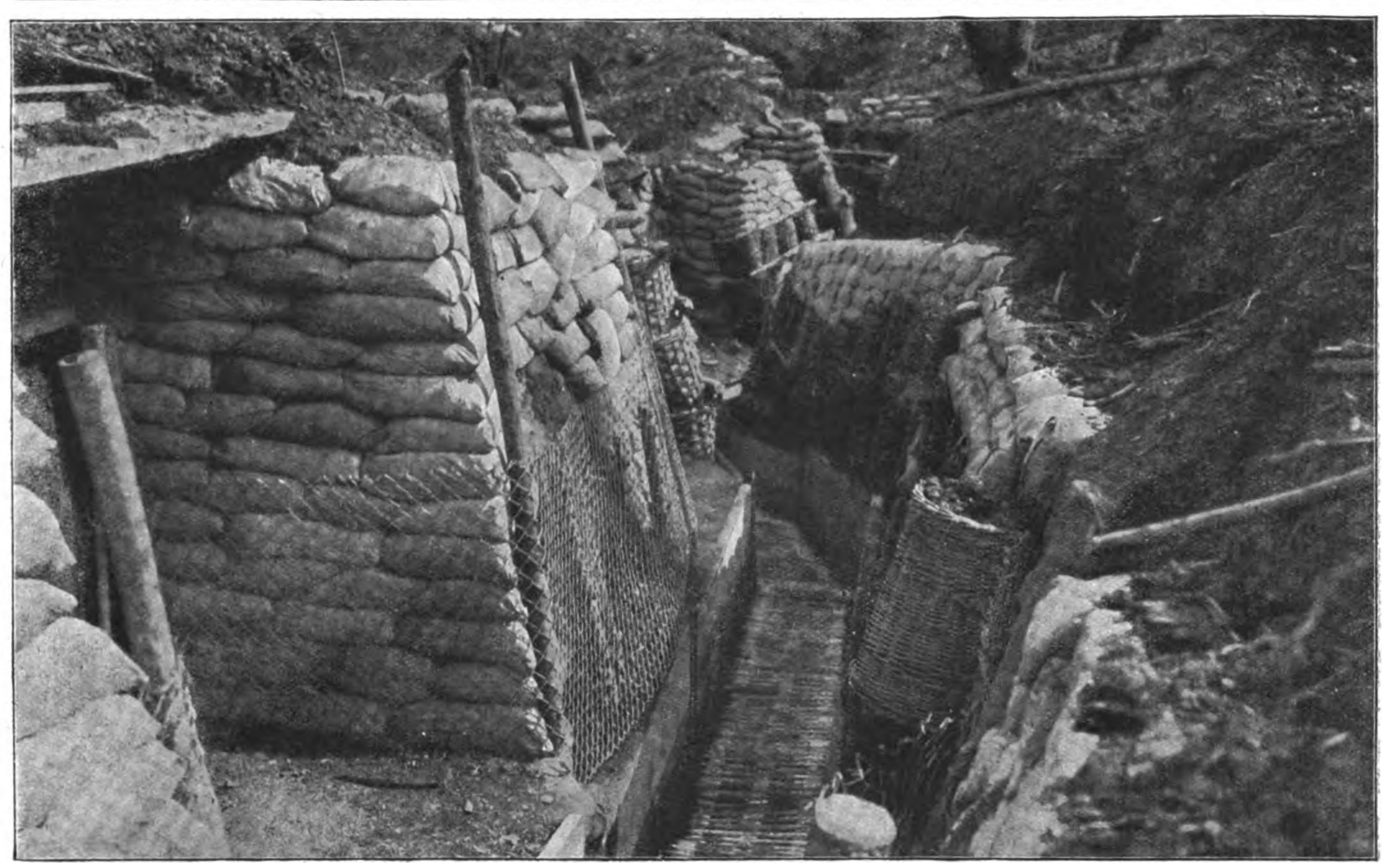


Ein Lager der arabischen Kamelreitertruppe am Sinai. Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.



Türkische Truppen auf dem Marsche durch Anatolien.

Nach einer Originalzeichnung des bei der osmanischen Armee zugelassenen Kriegsmalers Fritz Grotemeyer.



Phot. Photopresse Kankowsky, Budapest.

Musterhaft ausgebaute Stellungen der österreichisch-ungarischen Isonzoarmee auf der Karsthochfläche.

Hafer- oder Gerstenflocken oder 250 Gramm Hülsenfrüchte, wie Erbsen, Bohnen, Linsen oder Mehl, oder 60 Gramm Dörrgemüse oder 150 Gramm Gemüsekonserven oder 1500 Gramm Kartoffeln oder 250 Gramm Kartoffelflocken oder 300 Gramm Dörrkartoffeln, letztere in Wintermonaten, wo die frische Kartoffel wegen der Frostgefahr schwer zu transportieren ist, oder die Hälfte der Portionssätze für Gemüse, und Gemüsekonserven nebst 750 Gramm Kartoffeln oder 125 Gramm Kartoffelflocken oder 150 Gramm Dörrkartoffeln oder zwei Drittel dieser Portionsätze nebst 500 Gramm Kartoffeln oder 85 Gramm Kartoffelflocken oder 100 Gramm Dörrkartoffeln. Unter Umständen können als Gemüse auch verwandt werden 200 Gramm Nudeln oder 1200 Gramm Speiserüben oder grüne Bohnen, 1200 Gramm Wirsing-, Weiß-, Grün- oder Rotkohl oder 450 Gramm Sauerkohl oder 125 Gramm Backobst oder 250 Gramm gesalzene Schnittbohnen oder 400 Gramm gesalzener Spinat.

Um das Essen schmackhaft und appetitanregend zu machen, ist auch auf einen ausreichenden Gewürzzusatz Bedacht genommen. Für den Kopf sind berechnet: 25 Gramm Salz und 25 Gramm Zwiebeln oder 0,4 Gramm Pfeffer oder 0,1 Gramm Paprika, oder 2 Gramm Kümmel oder 0,1 Gramm Nelkenblüte oder 0,05 Gramm Lorbeerblätter oder 0,2 Gramm Majoran oder 0,05 Liter Essig oder 0,05 Liter Speiseöl oder 3 Gramm gemahlener Zimt und schließlich täglich 2,5 Gramm Senf (Mostrich). Es fehlt kaum etwas, was die Hausfrau in ihrem Gewürzschrank führt, und wenn der richtige Koch vorhanden ist, der sich auf die nicht ganz leichte Verwendung von Gewürzen versteht, so läßt sich in die Feldkost neben der Kraft auch schon einigermaßen Geschmack bringen, der namentlich in der Ruhestellung nicht allzu verwöhnten Gaumen die Erinnerung an die Heimat wecken kann. (Fortsetzung folgt.)

Ein U-Boot im Kampf.

Es ist eine kalte Nacht. Einsam auf weiter See durchschneidet der Bug eines der grauen, schlanken U-Boote die hohen Wellen des erregten Meeres. Fast haushoch steigt das U-Boot mit den Wellen, um plötzlich wieder zu Tal zu gleiten. So muß es sich mit Anspannung aller Kräfte der Motoren den Weg durch das ungestüme Meer bahnen. Der Kreiselkompaß, den der Kommandant im Auge hat, zeigt Kurs nach Nord-Nord-West. Die Offiziere vom Dienst und die die Geschütze und Maschinengewehre bedienende Mannschaft sind an Deck. Obwohl sie unter ihren Ölanzügen feste Lederkleidung mit dem vorschriftsmäßigen Unterzeug tragen, frösteln sie, denn ein eisiger Polarwind stürmt über die unendliche Fläche des Meeres. Wie festgewurzelt stehen die Mannschaften auf dem glatten, von den Wellen überspülten Deck. Der Kommandant und die Offiziere halten von der Kommandostelle Wacht über den Ozean, damit niemand die ihrer Aufsicht zugewiesene Zone ungestraft durchfährt. Ein kurzes Wort des Kommandanten, und verschiedene Hebel und Signalapparate werden in Tätigkeit gesetzt. Man kann jetzt deutlich spüren, daß das flinke U-Boot nun noch schneller fährt. Es wird immer ungemütlicher, ganze Sturzwellen überschwemmen das Deck. Offiziere und Mannschaften sind trotz ihrer guten Kleidung bis auf die Haut naß, der Gischt fliegt ihnen ins Gesicht und brennt dort wie Feuer, da der schneidende Wind das salzige Wasser wie Eisnadeln wirken läßt. Das Boot fährt mit aller Kraft, es kann jedoch infolge der beständig entgegengesetzt laufenden See seine volle Schnelligkeit nicht entfalten. Aber dennoch fliegt es fast pfeilgeschwind dahin. Die Mannschaft und die Offiziere sind froh, daß es nach so langer, angestrengter Tätigkeit endlich auf kurze Zeit dem Sammelpunkte zugehen soll ...

Plötzlich erzittert die Antenne. Ein Funkspruch wird aufgefangen. Bei dem ersten Zeichen ertönt ein freudiger Ausruf von den Lippen des Kommandanten — also schon ein Heimatgruß. Doch, was ist das? Ein Befehl zum sofortigen Vorgehen gegen einen bewaffneten englischen Handelsdampfer. „Boot nimmt Kurs nach ... (folgt genaue geographische Angabe), aufsucht feindliches Schiff und vernichtet es!"

Der Kommandant gibt, seine Mannschaft beobachtend, sofort die nötigen Befehle. „Wackere Leute," brummt er vor sich hin, „obgleich sie wieder bösen Stunden entgegenfahren, freuen sie sich trotz aller Müdigkeit, daß es doch noch einmal an den Feind geht. Wir werden den Engländer schon kriegen!" West, halb Nord, geht das Kommando. Steuerbord das Ruder, vier Grad über, volle Motorkraft, und so saust das Boot statt der ersehnten Ruhestation neuem Kampf entgegen.

Der Sturm hat noch mehr zugenommen. Nach ein paar Stunden, gegen Morgen, glaubt der Kommandant, ein Schiff bemerkt zu haben; er gibt Befehl, den Kurs des U-Bootes zu ändern. Die Motore geben her, was sie nur können, und das Boot schneidet sieghaft die Wellenberge. Man

vermindert die Entfernung zwischen beiden Schiffen, kann aber noch nichts deutlich unterscheiden.

Plötzlich schlägt laut klatschend und zischend eine Granate etwa 150—200 Meter vor dem Bug des U-Bootes ins Wasser, so daß eine große Fontäne in die Höhe steigt. „Alles für Tauchfahrt klar!" ertönt das Kommando, und schnell verschwinden die Geschütze und Maschinengewehre. Das Deck, eigentlich nur ein langes Tafelbrett, ist im Augenblick leer; alles ist versunken. Aus der Schußrichtung kannte der Kommandant ziemlich genau die Lage des feindlichen Schiffes. So tauchte das U-Boot und manövrierte unter Wasser. Man hielt auf das Schiff zu und spürte deutlich, daß rechts und links vom Boot immer noch Geschosse einschlugen.

Der Kommandant hielt es für geraten, auch das Periskop herunterkurbeln zu lassen, das möglicherweise dem zweifellos gutbewaffneten Dampfer noch Zielrichtung gegeben hätte. Noch weiter ging das Boot in die Tiefe und fuhr so dem Engländer entgegen. Der war auf der Hut. Kaum war das Boot wieder höher gegangen, um durch das Sehrohr Ausschau zu halten, erhielt es abermals Feuer. Man hatte sich dem Dampfer auf etwa 6000 Meter genähert. Um zu sehen, wie und wo das Schiff lag, mußte man unbedingt auftauchen. Die heiße, ölgesättigte Luft wurde außerdem bereits unangenehm, denn man befand sich fast zwei Stunden unter Wasser. Eine kaum noch zu bewältigende Schlafsucht begann die übermüdete Mannschaft zu befallen. Als der Kommandant dies bemerkte, befahl er, daß alle dienstfreien Leute sich niederlegen und so ruhig verharren sollten, um die Atmung möglichst einzuschränken. Es sollte dadurch weniger Luft verbraucht werden. Mit dieser mußte aber, da es um die Entscheidung ging, sehr gegeizt werden. Schließlich gab der Führer das Klingelzeichen, das die ganze Mannschaft sofort auf die Beine brachte. Danach rückte der Zeiger des Torpedotelegraphen auf „Füllt!" Wie der Blitz war die Torpedomannschaft in der Torpedokammer am Werk, und noch keine Minute war verstrichen, als dem Kommandanten zurückgegeben wurde: „Ist fertig!" Jetzt erging der Befehl: „Alles klar für Oberfahrt!" Die Pumpen arbeiteten, und plötzlich schoß das U-Boot aus dem Wasser.

Schnell hatte sich der Kommandant von dem Kurse des Gegners überzeugt. „Tiefensteuer um zwei Grad umlegen, noch etwas Backbord, so, jetzt Torpedo los!" Das Rohr öffnete sich, blitzschnell waren die Befehle ausgeführt und der Torpedo schoß dahin, dem Engländer entgegen. Nun galt es, dessen Aufmerksamkeit von dem durch das Wasser dahinschießenden Torpedo abzulenken. „Die Geschütze klar zum Gefecht!" lautete daher ein weiterer Befehl. Im Augenblick waren die Schanzverkleidungen auf dem Turm aufgeschlagen, die Geschütze hochgewunden und schon nach einer Minute erhielt der englische Dampfer Schnellfeuer. Er erwiderte es sofort. Eine Granate schlug so nahe neben dem U-Boot ein, daß eine mächtige Sturzwelle das Deck überflutete.

Plötzlich lohte eine gewaltige Feuersäule auf dem englischen Dampfer empor. Der furchtbare Knall und das unmittelbar darauf erfolgende Seitwärtslegen des großen Schiffes ließ erkennen, daß der Torpedo seine Wirkung getan hatte. Eine schwere Wunde war gerade im Maschinenraum in das Schiff gerissen. Seine Kanonen verstummten und die Mannschaft suchte sich in wilder Hast zu retten. Mit aller Kraft sauste das U-Boot nunmehr an den Engländer heran, um den Namen des Schiffes festzustellen. Plötzlich prasselte Maschinengewehrfeuer auf das Boot, verletzte zwei Mann, beschädigte den Schornstein, die Schanzverkleidungen des Turms und selbst die Antennen für die drahtlose Telegraphie. Ein Wink des Kommandanten und die Schnellfeuergeschütze überschütteten die Kommandobrücke des Engländers mit einem Granatenhagel, der in kurzer Zeit die Maschinengewehre verstummen ließ. Dann richtete sich das Schnellfeuer des U-Bootes gegen die Geschütze am Heck des sinkenden Schiffes, die eben wieder zu schießen begonnen hatten. Auch sie wurden in kurzer Zeit zum Schweigen gebracht. Inzwischen hatte sich die Bemannung des Engländers in Rettungsboote geflüchtet. Das schwer getroffene Schiff sank langsam, als sich in rascher Fahrt englische Torpedoboote und ein kleiner Kreuzer näherten. Wahrscheinlich hatte der Dampfer, als er getroffen worden war, noch Hilferufe ausgesandt, die von den englischen Kriegschiffen aufgefangen wurden. Da das U-Boot durch das Maschinengewehrfeuer einige Beschädigungen erlitten hatte, hielt es der Kapitän für geraten, der Sammelstelle zuzueilen, hatte er doch den Befehl: „. . . aufsucht feindliches Schiff und vernichtet es!" erfüllt.

Die zweite Kreuzerfahrt der „Möwe".

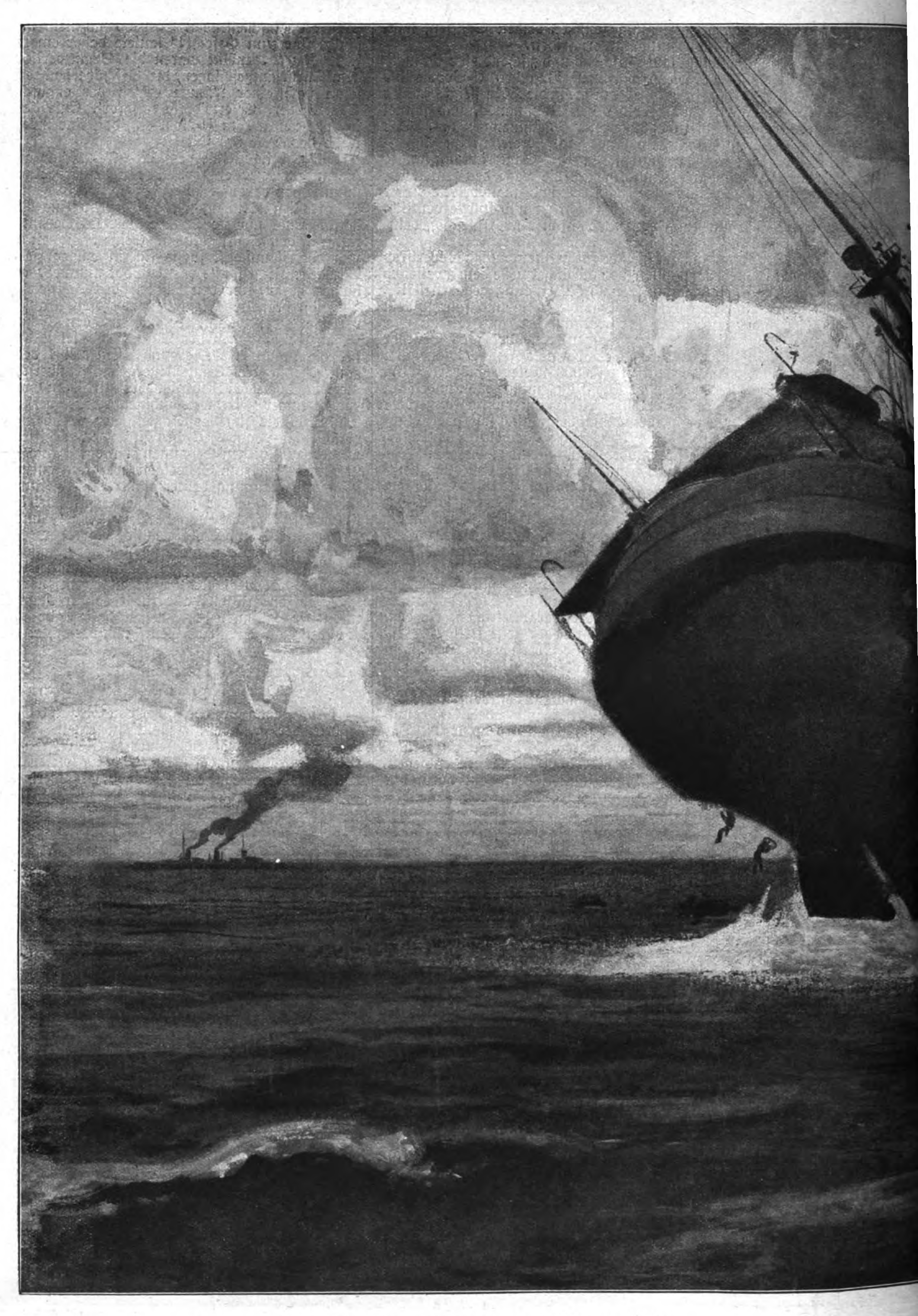
(Hierzu die Bilder Seite 302 und 303.)

Graf Dohna-Schlodien, der von Sieg und Glück gekrönte Führer der „Möwe", erzählte in einem Vortrage über seine Erlebnisse während seiner zweiten Kreuzerfahrt, daß er von vornherein davon überzeugt gewesen sei, die neue Unternehmung würde sich erheblich schwieriger gestalten.



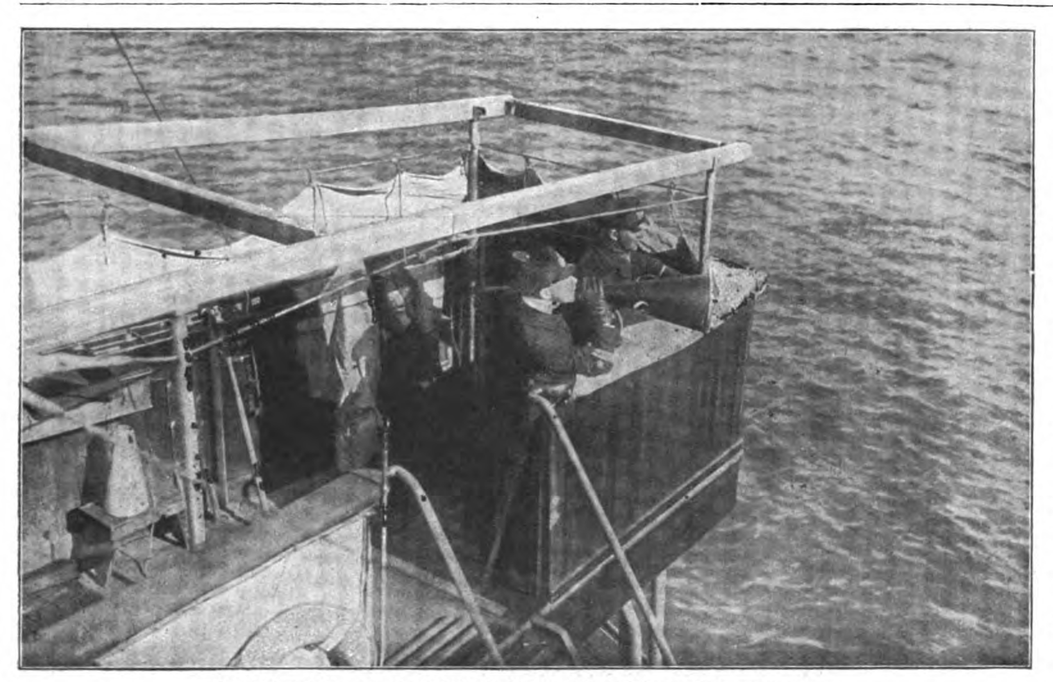
Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Italienische Gefangene werden hinter die Front geführt.



Versenkung eines russischen Transportdampfers im Schwarzen Meer mittels Torpedos durch den türkischen Panzerkreuzer „Javus Sultan Selim“.

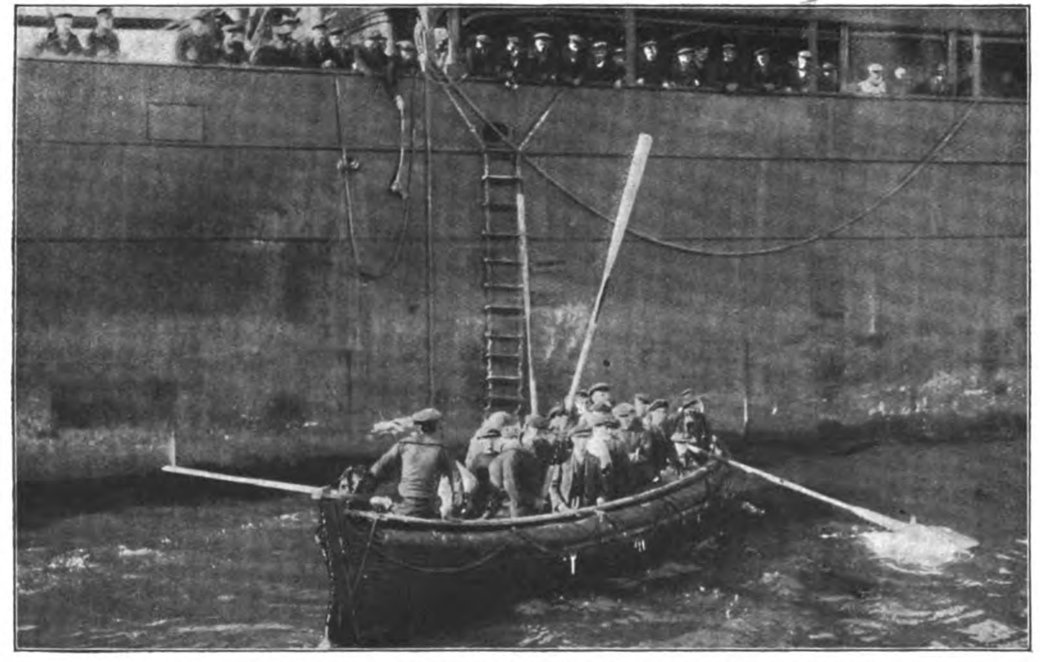
Nach einem Originalgemälde des bei der osmanischen Armee zugelassenen Kriegsmalers Fritz Grotemeyer.



Ein feindliches Handelschiff wird durch das Megaphon angerufen.

Aber er hatte sorgfältig beobachten lassen, wo die Funkennachrichten der Engländer herkamen, und darauf seine Pläne gebaut. Seine Absicht war, die großen Handelstraßen der Engländer abzustreifen. Schon am ersten Tage traf er auf den stattlichen Dampfer „Voltaire“. Da es spät abends war und die See ziemlich hoch ging, war es schwer, festzustellen, um welches Schiff es sich handelte. Im Atlantik werden nämlich nachts Flaggen nicht mehr geführt. Um vier Uhr früh zeigte die „Möwe“ dann dem ertappten feindlichen Schiffe die deutsche Kriegsflagge und ihre Geschütze. Es war ein sehr wertvolles Fahrzeug mit großen Kühlräumen. Alle englischen Schiffe fuhren übrigens nach Amerika leer. Die nächsten zehn Tage kreuzte die „Möwe“ im Atlantik, und zwar die ersten drei Tage vergeblich; dann aber stieß sie jeden Tag auf ein neues Schiff, das natürlich versenkt wurde. Alle diese Dampfer hatten sehr wertvolle Ladungen; eines zum Beispiel führte 1200 Pferde. Auch sonst hatten sie alle mehr oder weniger Kriegsmaterial geladen. An der Bemannung konnte Graf Dohna feststellen, daß es für die englischen Kapitäne sehr schwierig geworden war, ihr Personal zu ergänzen, denn die wirklich brauchbaren Mannschaften waren für die Kriegsflotte in Anspruch genommen. Die Leute auf den Handelsdampfern standen meist zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Jahr, oder sie gehörten den sogenannten Kadetten an, das heißt es waren Knaben von vierzehn bis fünfzehn Jahren. Die erste Frage der Kapitäne war fast allemal: „Wann ist der Krieg zu Ende?“ worauf sie dann von Graf Dohna die Antwort erhielten, sie sollten sich mit der Frage an ihre Regierung wenden. Darauf fingen die Kapitäne gewöhnlich furchtbar auf diese zu schelten an, am meisten, wenn es Schotten oder Irländer waren. Die Bemannung der ersten acht Dampfer wurde bekanntlich mit der „Yarrowdale“ nach Deutschland geschickt; die glänzende Leistung des Prisenführers, Leutnants der Reserve Badewitz, wurde vom Grafen Dohna als vorzüglich bezeichnet. Als letztes Schiff in dieser Gegend nahm die „Möwe“ den Dampfer „Sankt Theodor“, der mit 7000 Tonnen Kohlen von Amerika nach Italien fuhr. Graf Dohna stattete ihn mit den Funkeneinrichtungen eines englischen Dampfers und zwei Geschützen aus und betraute mit der Führung den Kapitänleutnant Wolf, der während einiger Monate mehrere Segler mit wertvoller Ladung versenkte. In all dieser Zeit war die „Möwe“ in ständiger telegraphischer Verbindung mit der Heimat. Nur in der Nähe der afrikanischen und der südamerikanischen Küste war das Abhören der Mitteilungen sehr schwierig wegen der hohen elektrischen Spannung in der Luft. Täglich erhielt die „Möwe“ den Heeresbericht, den Zeitungsdienst und auch besondere Anweisungen. Die glückliche Heimkehr der „Yarrowdale“ erfuhr man in der Silvesternacht zehn Minuten vor zwölf Uhr.

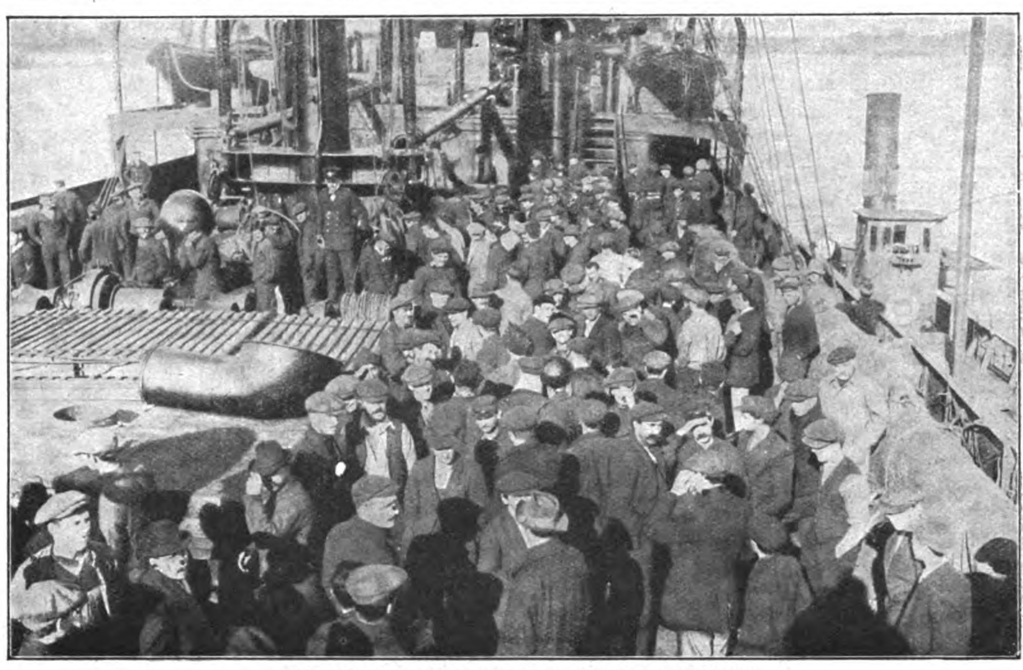
Graf Dohna fuhr nun weiter hinunter im südatlantischen Ozean, traf wieder auf den „Sankt Theodor“, aus dem er inzwischen S. M. S. „Geyer“ gemacht hatte und übernahm von ihm innerhalb dreier Tage 2000 Tonnen Kohlen; eine großartige Leistung der Mannschaft. In der Gegend von Kapstadt glaubte er viel ausrichten zu können. Es stellte sich aber heraus, daß dort kein Schiff mehr zu finden war, weil in Südafrika große Kohlennot herrschte. Er steuerte nun nach Südamerika, ohne unterwegs auch nur einen einzigen Dampfer zu sehen, und übernahm dort im Schutze eines guten, aber unbewohnten Hafens vom „Geyer“ nochmals 1000 Tonnen Kohlen. Dann richtete die „Möwe“ ihren Kurs auf Buenos Aires. Im Südatlantik hatte die englische Kriegsmarine den Schutz der Handelschiffe offenbar ganz aufgegeben. Anfangs war überhaupt nur ein Hilfskreuzer dort, später fanden sich vier Kreuzer und mehrere Hilfskreuzer ein, die die Hauptfahrstraße absuchten. Durch Zufall geriet hier die „Möwe“ auf die derzeitige Fahrstraße der englischen Handelschiffe. Am 17. Januar hatte sie sogar eine Begegnung mit einem Hilfskreuzer, der alsbald ununterbrochen andere Schiffe zum Beistand herbeirief. Schließlich verwechselte er aber die „Möwe“ mit einem aufkommenden



Die Mannschaft eines versenkten englischen Schiffes wird an Bord genommen.

Von der erfolgreichen zweiten Fahrt des deutschen Hilfskreuzers „Möwe“.

Nach photographischen Aufnahmen des Bufa.



Die zahlreichen Gefangenen an Bord der „Möwe“.

englischen Dampfer, begrüßte ihn mit Granaten, und das deutsche Kaperschiff entwischte glücklich.

Graf Dohna dachte nun an die Heimreise und hoffte dabei noch manche Versenkung vorzunehmen. Das Meer aber war inzwischen leer geworden, was man wohl als Erfolg des U-Bootkrieges ansehen darf. Die Neutralen haben es so gut wie ganz aufgegeben, englische Frachten zu befördern. Das Verfahren der Dampfer ist jetzt auch anders. Sie leisten Widerstand und kehren auch sonst schon beim ersten Anruf die rauhe Seite hervor. So gab es noch ein heftiges Gefecht mit dem schnellen Dampfer „Otaki“. Bei hohem Seegang wurde auf 2200 Meter Entfernung das Feuer begonnen. Sich allmählich nähernd, fuhren die Schiffe zwanzig Minuten nebeneinander her. Schließlich erwies sich das Feuer der „Möwe“ besser; sie vermochte fünfundzwanzig Volltreffer abzusenden, die „Otaki“ nur drei. Diese begann achter brennend zu sinken, und die Mannschaft — der Kapitän war gefallen — ging in die Boote. Auch die „Möwe“ war in Brand geraten und hatte durch einen unglücklichen Treffer in den Heizraum einen Unteroffizier und sechs Mann verloren. Der Assistenzarzt hatte mehrere Tage viel zu tun, da auch noch zehn Engländer meist schwer verwundet waren; selbst verschiedene Amputationen wurden an Bord vorgenommen. Nach dem Gefecht mit der „Otaki“ konnte Graf Dohna noch zwei weitere Dampfer versenken. Auch diese hatten sich sofort zur Wehr gesetzt, aber mit den ersten Salven gelang es bereits, ihre Geschütze zu zerstören. Die Heimfahrt war dann vom Wetter außerordentlich begünstigt; die „Möwe“ konnte ständig mit dem Wind segeln, bei heller Beleuchtung und klarem Sonnenschein. Dabei sah die Besatzung weder bei Island noch in den norwegischen Gewässern auch nur eine Rauchwolke, die ein feindliches Schiff angedeutet hätte. Bei der Rückkehr in die Heimat stieß sie zuerst auf einen deutschen Fischdampfer, der ihr mit Beschießung drohte. Nach dem Erkennen war die Freude auf beiden Seiten natürlich groß.



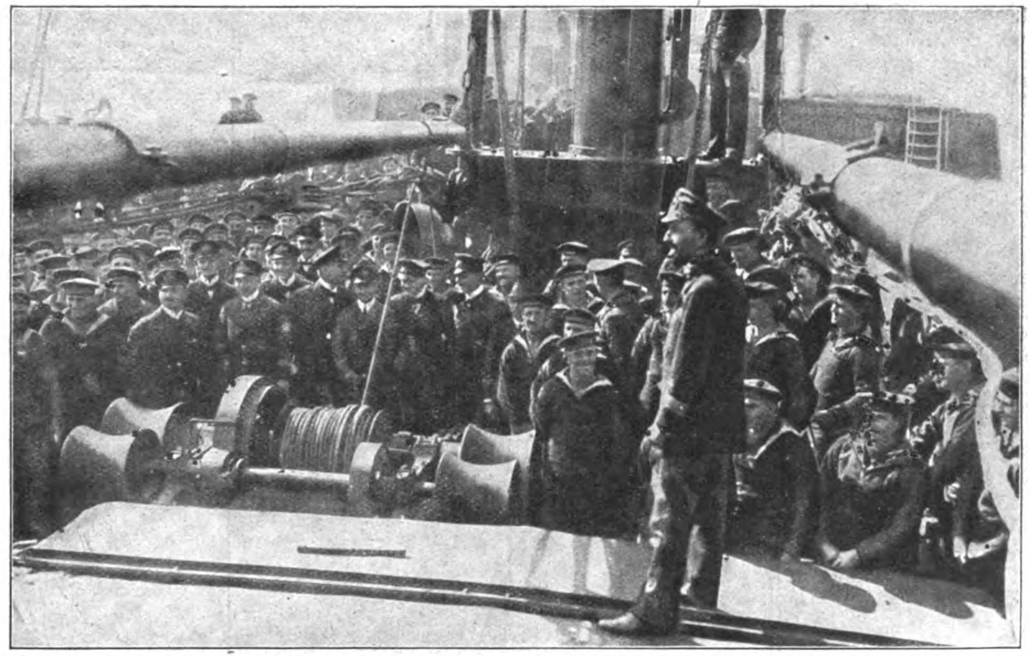
Wie sich die Deutschen auf feindliche Flugzeuge einschießen.

(Hierzu das Bild Seite 304.)

Flugzeuge bieten, ihrer Natur entsprechend, der Beschießung von der Erde aus ziemliche Schwierigkeiten. Sie haben nicht nur große Eigengeschwindigkeit, sondern besitzen auch die Fähigkeit, Flugrichtung und Steighöhe jederzeit schnell zu ändern. Dies ist für das Schießen gegen solche Luftfahrzeuge insofern erschwerend, als Entfernung und Richtung des Zieles ständig und rasch wechseln.

Zur Bekämpfung der Luftfahrzeuge wurden deshalb im Weltkrieg zum ersten Male besondere Geschütze, die Luftfahrzeugabwehrkanonen (siehe auch das Bild Seite 89), verwendet. Unter besonders günstigen Verhältnissen können zwar Ziele in der Luft auch aus den gewöhnlichen Geschützen beschossen werden. Diese reichen aber nicht mehr aus, sobald die Ziele in größerer Höhe oder Nähe auftreten, weil dann die Geschosse unter so großen Erhöhungen verfeuert werden müssen, wie sie sonst nur bei den schweren Mörsern vorkommen. Die Abwehrkanonen dagegen beseitigen durch ihre besondere Bauart diese Schwierigkeiten in der Beschießung der Luftfahrzeuge. Sie besitzen ein großes Höhenrichtfeld sowie unbegrenzte seitliche Schwenkbarkeit, sind imstande, schnell Änderungen der Höhen- und Seitenrichtung vorzunehmen, und haben große Feuergeschwindigkeit, Reichweite und Treffähigkeit.

Schwierig bleibt aber auch beim Schießen mit Abwehrkanonen das rasche und richtige Anvisieren und Anmessen der Ziele und die gute Beobachtung des abgegebenen Feuers. Deshalb sind die Zieleinrichtungen so gebaut, daß sie vor allem ein dauerndes Verfolgen des sich schnell bewegenden Zieles gestatten, dann aber auch jede Berechnung von Erhöhungswinkeln und den zeitraubenden Gebrauch einer Schußtafel überflüssig machen. Zum Festhalten der Entfernung wird ein Entfernungsmesser benutzt, an dem die den Geländewinkeln entsprechende Erhöhung



Burggraf und Graf zu Dohna-Schlodien hält nach glücklich vollbrachter Kreuzerfahrt im Heimathafen eine Ansprache an seine Mannschaft.

Von der erfolgreichen zweiten Fahrt des deutschen Hilfskreuzers „Möwe“.

Nach photographischen Aufnahmen des Bufa.

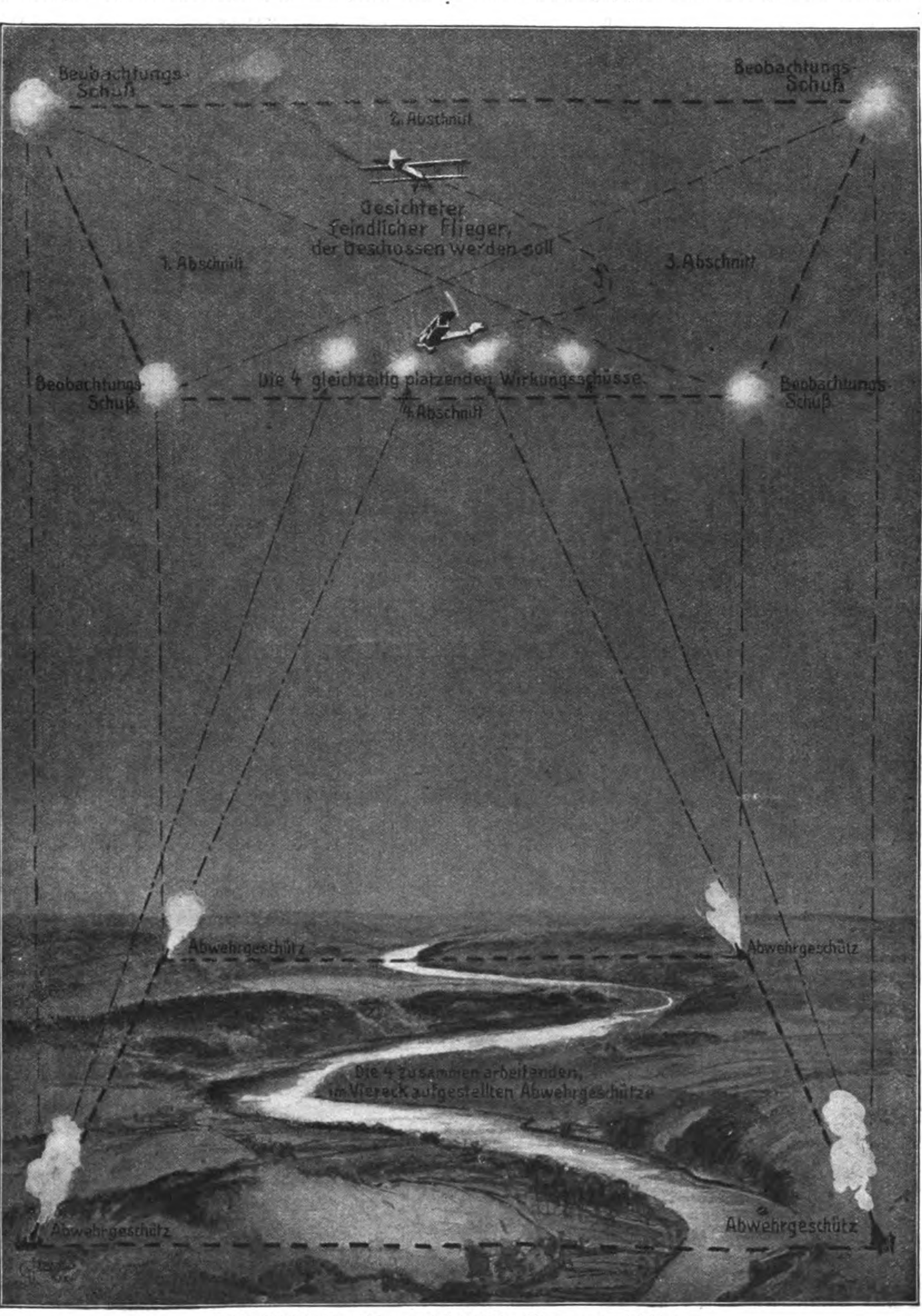
abgelesen werden kann. Diese Vorrichtung befindet sich meist an der Zieleinrichtung des Geschützes und trägt so zum raschen Erfassen des Zieles bei. Die für das Gelingen des Schießens unerläßliche Beobachtungsmöglichkeit der Schüsse hinsichtlich ihrer Lage zum Ziel macht die Verwendung besonderer, leicht zu beobachtender Geschosse notwendig. Ein eigenes, ebenfalls mit der Zieleinrichtung vereinigtes Beobachtungsfernrohr mit entsprechender Einteilung ermöglicht die Beobachtung und auf Grund derselben die Vornahme der erforderlichen Korrekturen.

Entsprechend der Eigenart der Luftfahrzeuge und der Schwierigkeiten beim Schießen auf sie, muß natürlich auch das bei ihrer Bekämpfung anzuwendende Schießverfahren ein besonderes sein. Die Flugzeuge haben nicht nur sehr rasche Geschwindigkeit und große Beweglichkeit, sondern bieten außerdem auch noch ein sehr kleines Ziel und bleiben vielfach nur kurze Zeit sichtbar; trotzdem müssen sie aber auf möglichst weite Entfernungen beschossen werden, wenn ihre Aufklärungs- und Erkundungstätigkeit unmöglich gemacht werden soll. Ein Einschießen, wie es gegen Ziele auf der Erde, sowohl feststehende wie bewegliche, angewendet wird, ist gegen die sich sehr schnell bewegenden Flugzeuge auch mit Hilfe leicht zu beobachtender Geschosse nicht gut möglich. Hier führt nur ein Verfahren zum Erfolg, bei dem das Ziel auf Grund der geschätzten oder gemessenen Entfernung und auf Grund der Beobachtung des ersten Schusses, unter Berücksichtigung der nötigen Änderungen, unter wirksames Streufeuer genommen wird.

Die glänzenden Erfolge der Deutschen im Abschießen feindlicher Flugzeuge zeigen deutlich, daß ihre Abwehrartillerie ein äußerst wirksames und überlegenes Schießverfahren zur Anwendung bringt. Näheres hierüber kann selbstverständlich nicht mitgeteilt werden. Wie aber nach englischer Ansicht dieses so erfolgreiche deutsche Verfahren erklärt wird, geht aus unserer nebenstehenden, der englischen Zeitschrift „The Sphere" entnommenen Abbildung hervor.

Nach dieser, allerdings geometrisch schematischen Darstellung arbeiten immer vier Abwehrgeschütze zusammen, die an den Ecken eines Vierecks aufgestellt sind. Sobald nun ein Flieger in Sicht kommt und beschossen werden soll, gibt jedes Geschütz zur Ermittlung der Entfernung einen Beobachtungschuß ab. Diese vier Schüsse bilden beim Platzen ein gedachtes Viereck am Himmel, das zur Erleichterung des Messens der genauen Entfernung mit Hilfe des Entfernungsmessers in vier Abschnitte geteilt wird.

Wenn nun zum Beispiel der Flieger bei Abgabe der Beobachtungschüsse sich im Abschnitt 2 befindet und dann in den Abschnitt 4 kommt, so hat bis dahin jedes Geschütz für sich die Entfernung gefunden und danach den Geschoßzünder gestellt, und das Feuer der vier Abwehrgeschütze wird auf den Abschnitt vereinigt, in dem das Flugzeug fliegt. Da infolge der Sprengwirkung der Geschosse die ganze Fläche dieses Abschnitts mit Sprengstücken und Schrapnellkugeln bestreut ist, besteht beinahe die Sicherheit, daß auch das Flugzeug getroffen wird. Gelingt es trotzdem dem Flieger, diesem Streufeuer unbeschädigt zu entrinnen, so ist für ihn die Gefahr keineswegs beseitigt. Im Gegenteil. Er kommt sofort in das Streufeuer von vier anderen Geschützen. Solche sind selbstverständlich in großer Zahl aufgestellt, von denen nach der englischen Auffassung immer vier wieder eine andere Fläche am Himmel in der eben geschilderten Weise überwachen.



Wie sich die Deutschen auf feindliche Flugzeuge einschießen.
Nach einer englischen Darstellung.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Das zunächst verhältnismäßig rasche Nachrücken der **Franzosen** in dem von den Deutschen geräumten Gebiet verlangsamte sich gegen das Ende des Monats März erheblich und paßte sich dem vorsichtigeren Vordringen der Engländer mehr und mehr an. Diese standen um den 1. April in dem weitgestreckten Raum von der Scarpe bis zur Aisne auf der Linie Arras—Beaumetz—Roisel. Bei diesem Orte schlossen sich die Franzosen nach Süden zu an; ihre Mitte kämpfte in der Gegend von La Fère und Laon, ihr rechter Flügel war an das Norduser der Aisne angelehnt und suchte dort in heftigen Kämpfen vorwärtszukommen.

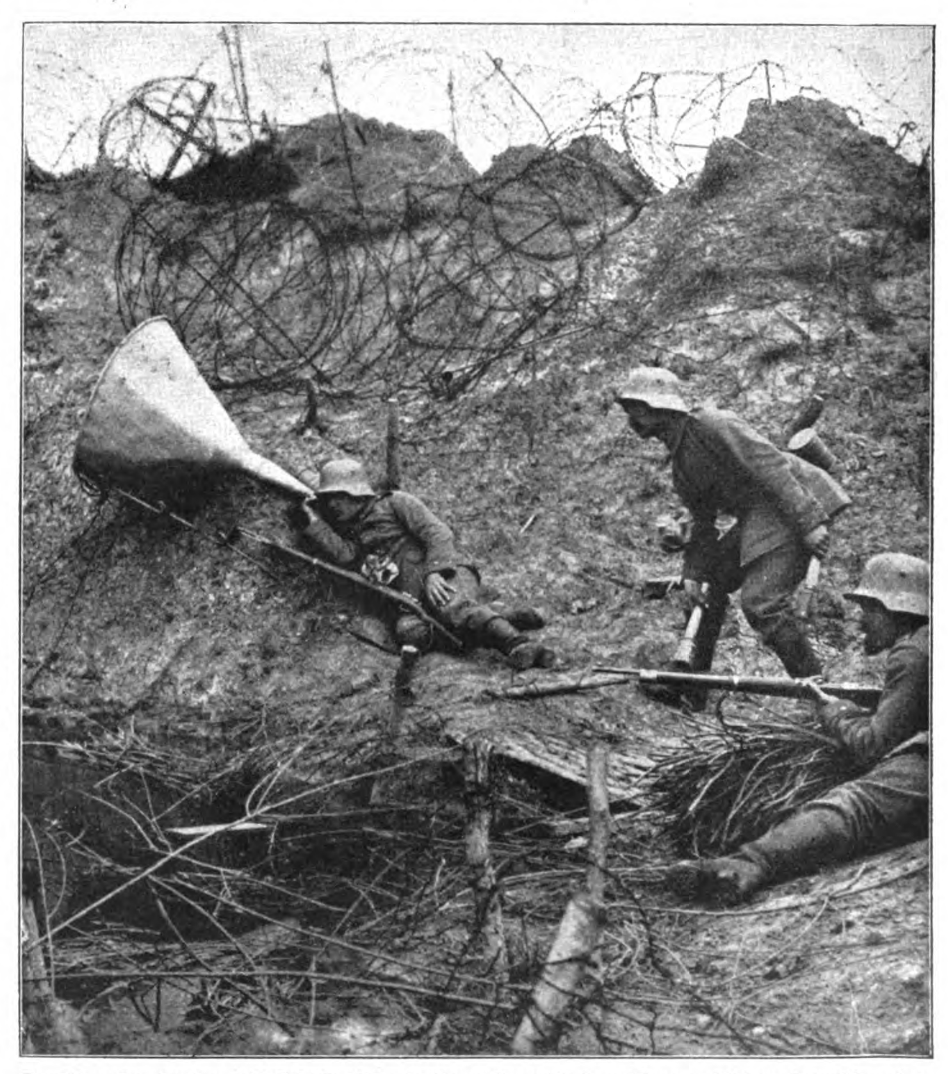
Die Feinde fühlten sich in dem ihnen von den Deutschen freiwillig überlassenen Gebiete durchaus als Sieger und wähnten sich schon auf dem Wege zur deutschen Grenze. Zur Belebung ihrer Stimmung fehlte es nicht an aufpeitschenden Berichten über erfundene deutsche Greueltaten. Die durch militärische Notwendigkeiten gebotene Verwüstung der Felder, Wiesen und Wälder und die Niederlegung von Dörfern mußten dazu dienen, die französische Wut von neuem zu entfachen. Unter den französischen Soldaten und der französischen Bevölkerung entstand infolge der Meldungen vom Kampfplatz eine Stimmung, wie sie in Deutschland 1914 jäh aufgeflammt war, als die Deutschen das verwüstete und zerstörte Ostpreußen den Händen der russischen Horden wieder entrissen hatten.

Damals nahmen die Franzosen nur mit kaltem Spott von den Zerstörungen Kenntnis. Als sie jetzt in dem „befreiten" Gebiete erkannten, was Krieg heißt, zeigten sie sich im höchsten Maße entrüstet. Und doch waren die durch die Deutschen herbeigeführten Zerstörungen so ganz anders als die von den Russen in Ostpreußen verursachten (siehe die Bilder Seite 310 und 311). Dort hatte sinnlose rohe Lust am Vernichten sich ausgetobt und selbst vor der Ehre und dem Leben der Frauen, Kinder und Greise nicht halt gemacht. Die Bewohner waren gequält, verstümmelt und zu Tode gemartert worden. Ostpreußen sah mittelalterliche Kriegsgreuel, Frankreich nur scharfe militärische Maßnahmen, aber unter Ausschluß solcher, die nichts als eine überflüssige Härte bedeutet hätten. Die Sorge um die französische Zivilbevölkerung ging so weit, daß diese sogar reichlicher mit Nahrungsmitteln versehen war als die deutschen Soldaten, und an bestimmten Stellen wurden die nachrückenden Feinde durch Schilder davor gewarnt, von ihrer Artillerie Gebrauch zu machen, weil sie sich der für die Zivilbevölkerung eingerichteten Schutzzone näherten. Trotzdem suchten Engländer und Franzosen die Welt gegen Deutschland durch Erzählung von Greuelgeschichten aufzureizen, in denen der vergiftete Brunnen von Barleux eine große Rolle spielte. In ihm wollte man am 24. März Arsenik entdeckt haben. Nun hatten die Deutschen den Ort allerdings schon am 16. März verlassen, und seit dieser Zeit war der Brunnen regelmäßig benützt worden, ohne daß Vergiftungsfälle vorgekommen wären. Aber trotzdem — die „Hunnen" hatten das Wasser vergiftet.

In Frankreich verfehlte man nicht, die „Wiedereroberung" der „befreiten Gebiete" zu feiern und von Begeisterungsausbrüchen der dort ansässigen Bevölkerung zu erzählen. Damit kamen die Franzosen aber nicht über die riesigen Schwierigkeiten hinweg, die sich ihrem Nachrücken entgegenstellten. Ihren ganzen Nachschub mußten sie auf rasch gebauten Knüppeldämmen herbeiführen, und dann waren sie sich auch klar darüber, daß jeder Schritt vorwärts durch die Wüste ein Schritt in den Tod, in neue ungekannte Gefahren bedeutete.

Die Deutschen gingen zwar immer noch zurück und wurden in den französischen Berichten immer noch „geworfen". In der feindlichen Front erkannte man wohl, daß man es mit schwächeren Truppenteilen zu tun hatte, die ihren Gegnern nur Aufenthalt bereiten und Verluste zufügen sollten, was sie auch ausgiebig taten. Am 26. März fiel Roisel am Colognebach nach mehrmaligem vergeblichem Vorstoß der Franzosen und Engländer in die Hand der Feinde. Häufig unternahmen die Deutschen auch Gegenstöße, in deren Verlaufe sie den Feinden den erzielten Vorteil wieder entrissen. Ihre Gegner waren dann zu neuen verlustreichen Angriffen gezwungen, denn heran an die Deutschen mußten sie. Die sogenannte deutsche „Siegfriedstellung" oder die „Hindenburglinie" mußte um jeden Preis in kürzester Zeit erreicht werden. Erst dann war ja für die Feinde der Bewegungskampf mit seinen Überraschungen und Überfällen abzuschließen und Sicherheit und Ruhe zum Nachziehen ihrer Artillerie zu gewinnen. Darüber konnten noch Wochen vergehen. Vielerorts waren die Verbündeten aber doch in die Nähe der deutschen Hauptlinien gekommen, denn sie begegneten immer lebhafterem Artilleriefeuer. In das Bellen der leichteren Kaliber mischte sich auch schon das Dröhnen der schweren.

Neue Hindernisse türmten sich vor den Truppen der Westmächte auf. Die Verbindungslinien waren länger geworden und befanden sich im Kampfgebiet trotz aller Ausbesserungsarbeiten in einem Zustande, der die Ergänzung



Deutscher Horchposten mit Schalltrichter in einem Granatloch auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

der Nahrungsmittel und der Munition bedenklich in Frage zu stellen geeignet war. Die zunächst mit frischem Mut vorgerückten Truppen erlahmten angesichts der unerträglichen Zustände. Es bot sich ihnen keine Gelegenheit zur Ruhe und Erholung, und Trinkwasser war kaum zu beschaffen. Dazu kamen noch die blutigen Opfer, die sie fortwährend zu bringen hatten.

Die Engländer, die am 26. März zwischen Lagnicourt und Morchies, nordöstlich von Bapaume, in heftige Gefechte verwickelt wurden, vermochten selbst unter Einsatz größerer Abteilungen nicht vorwärts zu kommen; die Zahl ihrer Gefallenen belief sich an diesem Tage auf mindestens tausend. Die Franzosen rangen mit starken Kräften und größter Hartnäckigkeit auf dem Westufer der Oise bei La Fère ebenfalls erfolglos. An anderen Punkten legten die Deutschen Hinterhalte. Von Longavesnes her ritten am 27. März zwei englische Schwadronen auf Villersfaucon an. Sie gerieten in das vereinigte Feuer der deutschen Infanterie, Artillerie und der Maschinengewehre und wurden mit schwersten Verlusten in die Flucht geschlagen. Nun leiteten die Engländer einen umfangreichen Angriff ein, dem sie ein heftiges Artilleriefeuer vorausgehen ließen. Mit Infanterie, vier Schwadronen Reiterei und fünf Panzerkraftwagen brachen sie dann plötzlich vor. Aber die deutschen Sicherungstruppen waren schon ausgewichen. Die Engländer hatten einen Stoß in die Luft geführt und sich in einen Hinterhalt locken lassen. Denn nun prasselten von allen Seiten die Geschosse aus verborgen aufgestellten Maschinengewehren und Geschützen auf sie ein und fügten ihnen riesige Verluste zu.

Einen Gegenstoß führten die Deutschen am 28. März bei Croisilles und Ecoust—St. Mein nordöstlich von Bapaume aus; auch hier hatten die Feinde viele Tote und verloren außerdem 1 Offizier und 54 Mann als Gefangene.

Die Franzosen versuchten am 29. März und in den nächsten Tagen hartnäckig im Raume von Soissons über Vailly hinaus vorzudringen. Ihre Bataillone, die bei La Neuville und Margival Boden zu gewinnen trachteten, wurden aber von deutschen Posten verlustreich abgewiesen. Die Engländer kämpften am 31. März schwer und mit großen Verlusten bei dem Dorfe Hénin-sur-Cojeul, südöstlich von Arras, ohne daß es ihnen gelungen wäre, die Deutschen aus dem Orte zu vertreiben. Sie unternahmen immer neue Vorstöße und setzten am Morgen des 2. Aprils auf das Dorf und die Linie von dort bis Croisilles mehr als eine Division an. Obwohl der heftige Angriff durch schwere Artillerie vorbereitet worden war, mißlang er vollständig, und die englischen Sturmwellen wurden im deutschen Maschinengewehrfeuer niedergemäht. Allein bei Hénin lagen 1200 tote Engländer.

Die deutschen Sicherungslinien und Stellungen zu beiden Seiten des Oise-Aisne-Kanals und auf der Hochfläche von Vregny wurden von den Franzosen in den letzten Tagen des März planmäßig berannt. Doch auch hier fochten sie nicht glücklich und fügten zu den früheren Verlusten nur neue.

Obwohl die Deutschen im Monat März auf einer nahezu 140 Kilometer langen Front zurückgegangen waren, nahmen sie 2900 Mann gefangen und erbeuteten 59 Maschinengewehre. In derselben Zeit hatten die Feinde trotz ihrer „Siege" nicht einmal halb so viel Gefangene aufzuweisen: sie meldeten als Beute nur 1400 und 39 Maschinengewehre.

Die Hauptwaffe der Deutschen, deren kleine Abteilungen eine außerordentliche Gewandtheit an den Tag legten, war das Maschinengewehr. Im Feld- und Ortskampf (siehe Bild Seite 309) verstanden sie es, diese Waffe immer wieder geschickt ins Feuer zu bringen und die Gegner empfindlich zu schädigen. Die Engländer hatten namentlich in dem hartnäckigen Ringen um Beaumetz äußerst schwere Einbußen. Wenn sie schon die Ortschaft endgültig erobert zu haben glaubten, tauchten aus den Spreng- und Granattrichtern (siehe die Bilder Seite 305 und 307 oben) immer von neuem deutsche Stoßtruppe mit Maschinengewehren auf, die sich im Schutze der Infanterie vorarbeiteten, auf die feindlichen Ansammlungen und eilig ausgehobenen Gräben mit der gefährlichen Waffe einhämmerten und so den Feinden mehrmals den Ort wieder entrissen.



Hofphot. G. Berger, Potsdam.

Bei Peronne an der Somme gefangene Franzosen und Engländer.

Am 4. April erreichten die Franzosen die südwestlichen Vororte von St. Quentin (siehe Bild Seite 308), das die Deutschen offenbar zu räumen gewillt waren, weil die Umgebung von St. Quentin nach Westen hin nicht so günstige Verteidigungsstellungen bot, wie das Gelände östlich von der Stadt. Die Wege nach Cambrai und Laon waren für die Engländer und die Franzosen schwer zu überwinden, und erst nach tagelangen blutigen Gefechten überließen die deutschen Sicherungsabteilungen den Engländern am 4. April an der Straße Peronne—Cambrai einigen Raum (siehe obenstehendes Bild). Bis zum 8. April erzielten die Feinde keinen nennenswerten Fortschritt, da der deutsche Widerstand auf der ganzen Front zwischen Scarpe und Aisne von Tag zu Tag stärker wurde.

Auf dem westlichen Maasufer und an der Höhe 185 bei Ripont ereigneten sich wieder größere Zusammenstöße. Am 28. März vereitelten die Deutschen mehrfach versuchte Angriffe der Franzosen am westlichen Maasufer durch Artilleriefeuer, und Tags darauf verlief ein nach gründlicher Vorbereitung unternommener weiterer Angriff der Feinde ebenfalls ergebnislos. Stellenweise kam dieser Vorstoß allerdings den deutschen Linien so nahe, daß mit Handgranaten und Gewehrkolben gekämpft wurde, und in einem schmalen Grabenabschnitt des Osthanges der Höhe 304 faßten die Franzosen auch Fuß; allein schon nach eineinhalb Stunden wurden sie dort im Gegenstoß zurückgeschlagen. Am 30. März entbrannten heftige Gefechte um die Höhen südlich von Ripont. Auf breiter Linie griffen die Franzosen


Phot Bufa.
General v. Hülsen, der Führer einer Gefechtsabteilung in der Champagne.


Phot. Bufa.
Deutscher Sturmtrupp baut einen frisch besetzten Minentrichter zur Verteidigung aus.

mit großen Massen an. Während sie auf den Flügeln erfolglos fochten, drang ihre Mitte in die vordersten deutschen Gräben ein. Wenige Stunden später ging aber die hier kämpfende deutsche Division zum Gegenstoß über und warf den Feind wieder aus der Stellung hinaus. In den nächsten Tagen fortgesetzte Angriffe führten ebensowenig zum Ziele und steigerten nur die Verluste der Franzosen.

Mehr Glück hatten die Deutschen am 27. März mit einem umfangreichen Vorstoß südlich von Ripont, bei und südlich von St. Souplet und bei Tahure, der ihnen 300 Gefangene und eine Anzahl Maschinengewehre und Minenwerfer einbrachte. Schweres Geschütz und Minenwerfer hatten ihnen den Weg gebahnt. Noch mehr Franzosen, als nach dem ersten großen Sturm bei Ripont zurückgeschafft wurden (siehe untenstehendes Bild), mußten den Deutschen am 4. April in die Gefangenschaft folgen. An diesem Tage glückte den Deutschen nördlich von Reims ein bedeutenderes Unternehmen bei Sapigneul. In frischem Vorstoß wurde der Feind dort vollständig geworfen und verlor 15 Offiziere und 827 Mann an Gefangenen, ferner 4 Maschinengewehre und 10 Minenwerfer. Die Feinde bemühten sich zwar, das ihnen bei dieser Gelegenheit entrissene Gelände zurückzugewinnen, doch gelang es ihnen nicht, den Widerstand der von dem General v. Hülsen (siehe obenstehendes Bild) geführten Deutschen zu brechen.

Die Engländer holten sich am 30. März bei Neuville-St. Vaast eine besonders blutige Niederlage. Ihrer Gewohnheit gemäß, schickten sie an dieser Stelle, an der mit starken Verlusten gerechnet werden mußte, ihre kanadischen Hilfstruppen vor, um das Blut ihrer eigenen Landsleute zu schonen. Nach starkem Artillerie- und Minenwerferfeuer prallten die Kanadier abends zum Angriff aus ihren Gräben vor; sie wurden aber unter schwersten Einbußen zur Umkehr gezwungen. Im Laufe der Nacht stürmten sie noch dreimal, aber immer vergeblich. Zahlreiche Tapfere, die bis an die deutschen Drahtverhaue gekommen waren und sich dort Bahn zu brechen suchten, blieben tot darin hängen, und von den übrigen erreichten nur wenige die Ausgangspunkte wieder. —

Die Unübersichtlichkeit des deutschen Abmarschgeländes stellte besonders die feindlichen Luftstreitkräfte vor schwierige Aufgaben, deren Erfüllung die Deutschen nach Möglichkeit verhinderten. Bei Verdun vernichteten sie am 28. März wieder zwei französische Fesselballone. Am gleichen Tage gingen den Feinden auch vier Flugzeuge verloren. Zwei weitere Fesselballone und neun Flugzeuge büßten sie am 3. April ein. In der Gegend von Douai fand zwei Tage später ein Luftgefecht statt, bei dem ein englisches Geschwader von vier Flugzeugen vernichtet wurde. Außerdem schossen die Deutschen an diesem Tage im Luftkampf und durch Abwehrfeuer noch zehn feindliche Flugzeuge herunter, so daß insgesamt vierzehn Flugzeuge der Gegner zerstört wurden, denen ein deutscher Verlust von drei Flugzeugen gegenüberstand.

Der 6. April war der heißeste Kampftag in der Luft seit Beginn des Krieges. Er brachte an Stelle der Einzelkämpfe die erste große Luftschlacht, die dem Feinde nahezu das Neunfache der deutschen Verluste, 44 Flugzeuge gegen 5, kostete. Trotzdem der Feind in der Durchführung seines großangelegten Planes die Aufstiegplätze der Deutschen unter Feuer hielt, die Stellungen der deutschen Flugzeug-


Phot. Bufa.
Der Zug der bei Ripont in der Champagne gefangenen Franzosen.

abwehrkanonen (siehe Bild Seite 320) zu vergasen suchte und gleichzeitig zur Ablenkung bestimmte Bombenangriffe auf zahlreiche Orte, Fliegeranlagen und Bahnhöfe hinter der deutschen Front zwischen Lille und St. Quentin ansetzte, stiegen die deutschen Flieger doch sofort zur Abwehr des Angriffes auf. In heldenmütigen Kämpfen brachten sie 33 Feinde zum Absturz, die Luftabwehrkanonen holten 8 herunter, und 3 feindliche Flugzeuge mußten hinter den deutschen Linien Notlandungen vornehmen. Die deutschen Flieger hatten sich in den erbitterten Kämpfen als überlegene und tapfere Gegner erwiesen: Leutnant v. Bertrab schoß allein vier feindliche Flugzeuge ab und Leutnant Voß (siehe Bild Seite 312) erzielte seinen 24. Sieg.

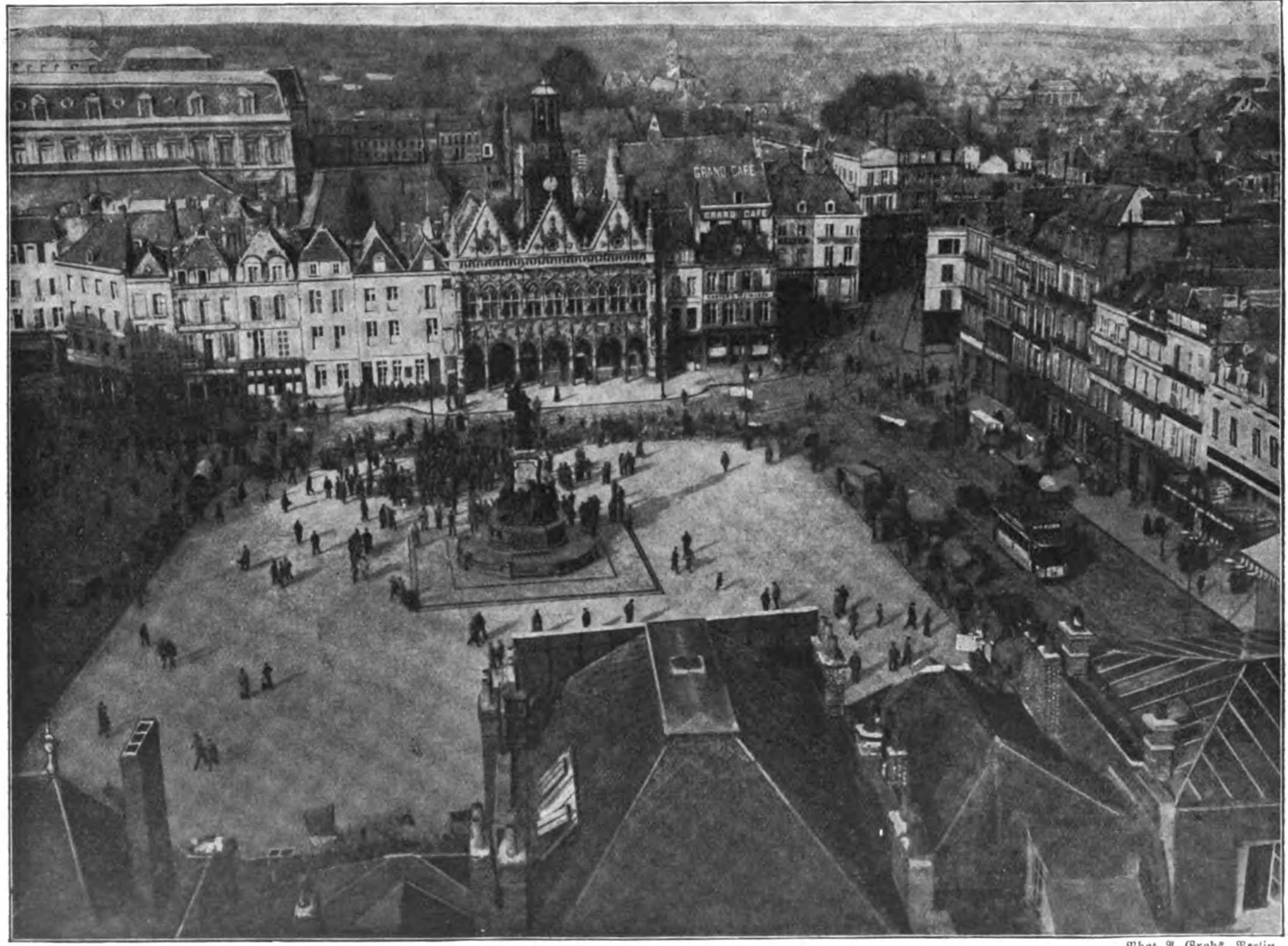
Die Gegner führten außerdem auf die deutschen Fesselballone einen Angriff aus, der aber ebenfalls abgeschlagen wurde. Nur zwei Ballone, deren Insassen sich mittels Fallschirme retteten, stürzten zur Erde. Die Franzosen büßten an diesem Tage auch einen Fesselballon ein. In den nächsten Tagen verloren die Feinde wieder zahlreiche Flugzeuge, am 7. April allein zwölf im Luftkampf und eines durch Abwehrfeuer, am 8. April noch siebzehn und zwei Fesselballone. Hierbei besiegte der inzwischen zum Rittmeister beförderte Freiherr v. Richthofen (siehe Bild Seite 312) seinen 39. Gegner und Leutnant Schäfer überwand seinen 12. Feind im Luftkampf. Welchen Umfang die Gefechte in der Luft angenommen hatten und wie sich die Geschicklichkeit der deutschen Flieger gesteigert hatte, beleuchteten die Zahlen über das Ergebnis des Luftkrieges im Monat März. Der deutsche Verlust betrug 45 Flugzeuge; der feindliche dagegen belief sich auf 161 Maschinen, von denen allein 143 im Luftkampf gefechtsunfähig geworden waren. Durch Abwehrfeuer wurden fünfzehn Flugzeuge zerstört und durch Notlandung gerieten drei in deutschen Besitz. Außerdem wurden neunzehn Fesselballone der Feinde vernichtet.

* * *

Der **U-Bootkrieg** nahm seinen erfolgreichen Fortgang. Zwar war es den Feinden in Einzelfällen gelungen, deutsche U-Bootmannschaften außer Gefecht zu setzen, aber mit Verlusten hatte das deutsche Reichsmarineamt gerechnet. Diese stellten sich jedoch als bedeutend geringer heraus, als zuvor angenommen worden war. Im Februar und März kam die Gesamtzahl der Abgänge auf die Zahl der zur Verfügung stehenden U-Boote verrechnet überhaupt nicht in Betracht; außerdem war der Zuwachs an neuen Booten der Einbuße durch Gefechts- und andere Verluste bei weitem überlegen.

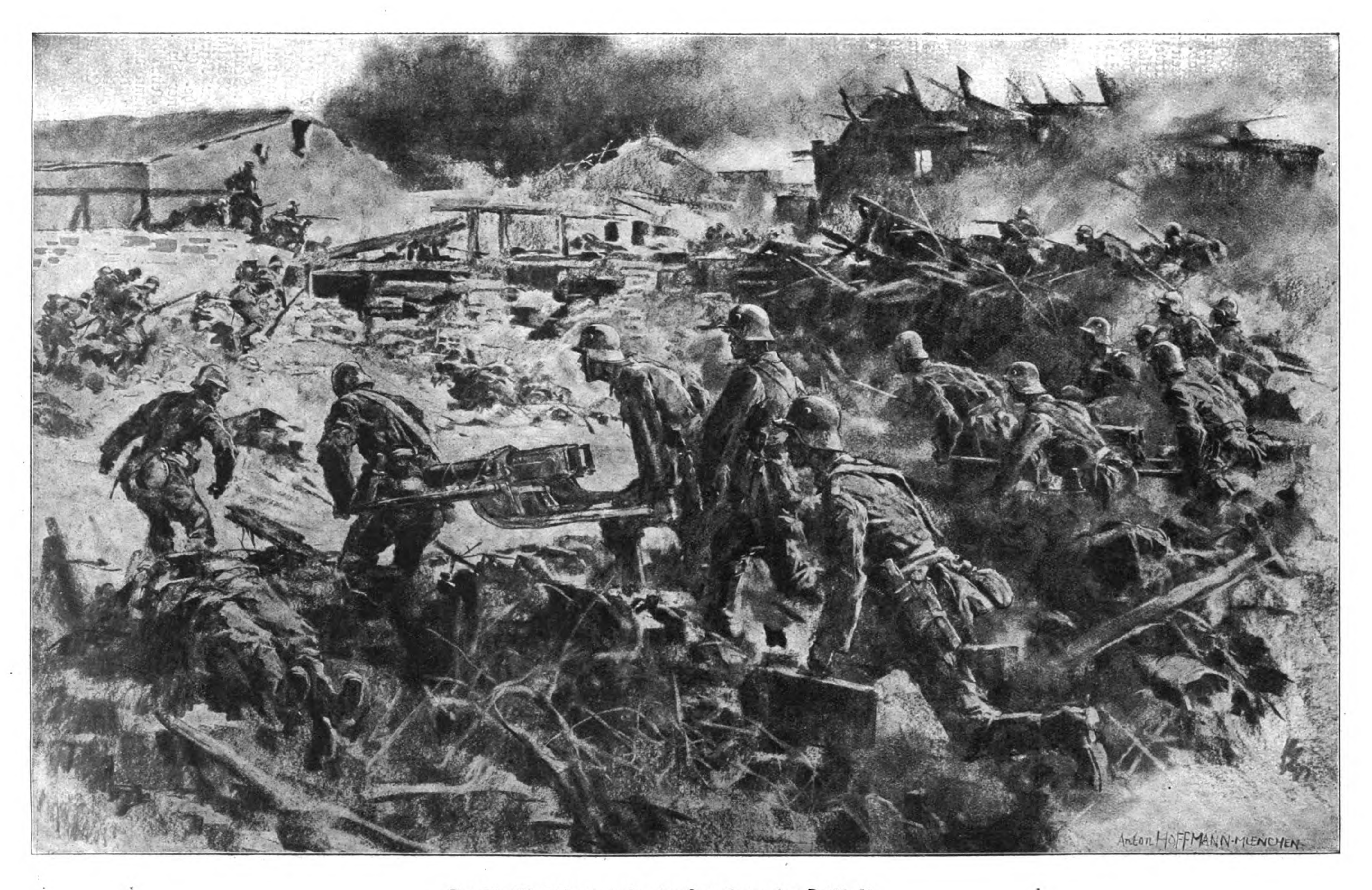
Die langen Listen versenkter feindlicher Schiffe wurden am 23. März mit einer Aufstellung von 10 Schiffen fortgesetzt, die im Mittelmeer verloren gegangen waren; es handelte sich meist um englische Schiffe von zusammen 31 000 Tonnen. Am 30. März wurden mehr als 50 Schiffe mit 90 000 Tonnen als vernichtet gemeldet, darunter 24 große englische Schiffe und wenigstens ein englischer Hilfskreuzer von etwa 8000 Tonnen. Die Norweger waren in dieser Liste mit 13 Schiffen vertreten; sie hielten es eben immer noch für ihre Aufgabe, die Schiffsraumnot der Engländer zu verringern ohne Rücksicht auf das Leben ihrer Seeleute und den Bestand der norwegischen Handelsflotte. Im wesentlichen gehörten auch die 134 000 Tonnen versenkter Schiffe, von denen der Admiralstab der deutschen Marine am 6. April berichtete, zu der U-Bootbeute vom März.

An den Schiffsversenkungen und der Störung des Handels mit England waren auch die deutschen Kaperschiffe, die gleich der „Möwe" auf fernen Meeren schwammen, in erheblichem Maße beteiligt. Die Rückkehr der „Möwe" von ihrer zweiten Fahrt am 22. März sollte für die Feinde kein Anlaß zur Beruhigung über den deutschen Kaperkrieg werden. Schon am 1. April wurde aus Rio de Janeiro, dem Haupthafen Brasiliens, gemeldet, daß dort die französische Bark „Cambronne" mit 200 Matrosen eingetroffen sei, den Schiffsbesatzungen von Seglern und Dampfern, die bei Trinidad durch ein deutsches Kaperschiff vernichtet worden waren. Nach den Angaben der Feinde hieß das neue deutsche Kaperschiff „Seeadler" und sollte am 22. Dezember 1916 in See gegangen sein. Seine



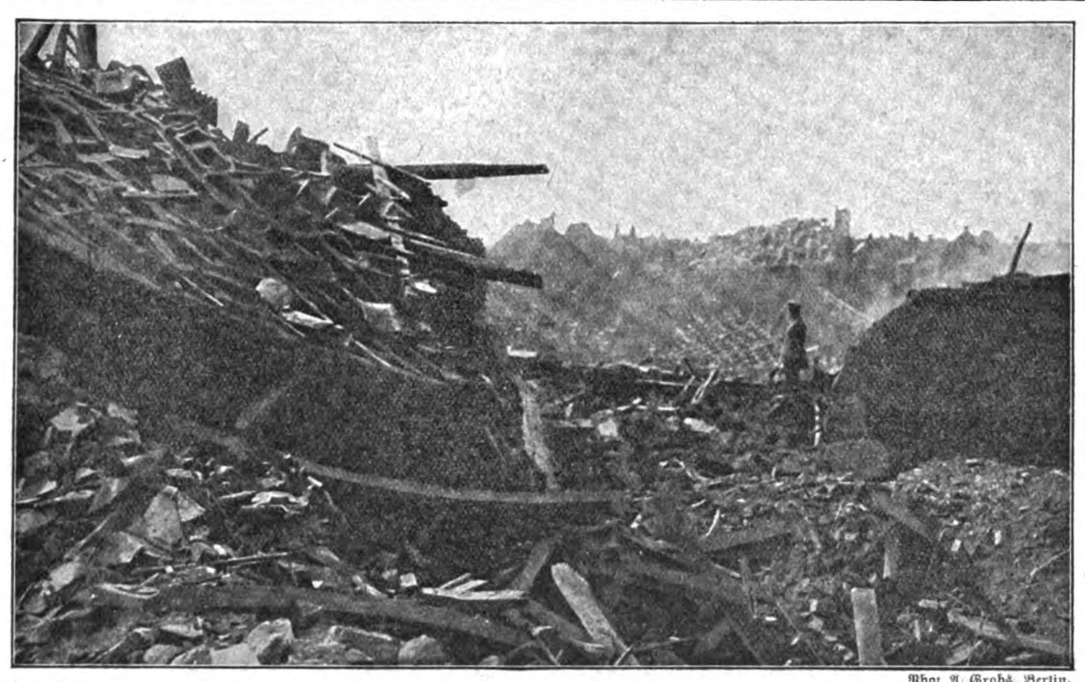
Der Platz vor dem Rathaus in St. Quentin.

Phot. A. Grohs, Berlin.



Deutsche Maschinengewehre im Kampf um eine Ortschaft.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Die stehen gebliebenen Überreste des Dorfes Boursies in dem geräumten Gebiet zwischen Arras und St. Quentin.

werfer und Leuchtkugeln erhellten die deutschen Seeleute die Nacht (siehe die Kunstbeilage) und feuerten aus kurzer Entfernung zielsicher 200 Granaten auf die Hafenanlagen und die darin ankernden Schiffe ab. Die Feinde versuchten zwar auch diesen verwegenen Vorstoß zu verkleinern; es wurde aber doch bald bekannt, daß die deutschen Granaten wertvolle Ziele gefunden hatten. Unter anderem wurden zwei größere französische Dampfer in den Grund gebohrt.

Bei der Streife leichter deutscher Seestreitkräfte durch das Sperrgebiet Südostenglands in der Nacht zum 29. März hofften die Deutschen wieder mit feindlichen Kriegschiffen in Berührung zu kommen, wie am 18. März, an dem sie die englischen Zerstörer „Paragon" und „Llewellyn" versenkten (siehe Bild Seite 313). Sie fanden jedoch nur den bewaffneten englischen Dampfer „Mascote", den sie östlich von Lowestoft durch Artilleriefeuer vernichteten.

Einen neuen Verlust erlitt die englische Kriegsmarine am 29. März, an dem zwei ihrer Zerstörer untergingen. Der eine war im Kanal auf eine Mine gelaufen und mit dem größten Teil seiner Besatzung gesunken; der andere stieß mit einem Dampfer zusammen und sank ebenfalls; dabei hatten die Engländer nur einen Toten. Am 29. März brachte ein U-Boot Gewißheit über den Untergang des englischen Zerstörers „Manly", der erst 1914 von Stapel gelaufen war und mit einer Wasserverdrängung von 1000 Tonnen zu den größten englischen Schiffen seiner Art gehört hatte. Am 23. März war auch, wie erst am 5. April bekannt wurde, der englische Torpedojäger „Laforey" fünf Seemeilen nordwestlich vom Kap Gris Nez durch einen Torpedoangriff vernichtet worden.

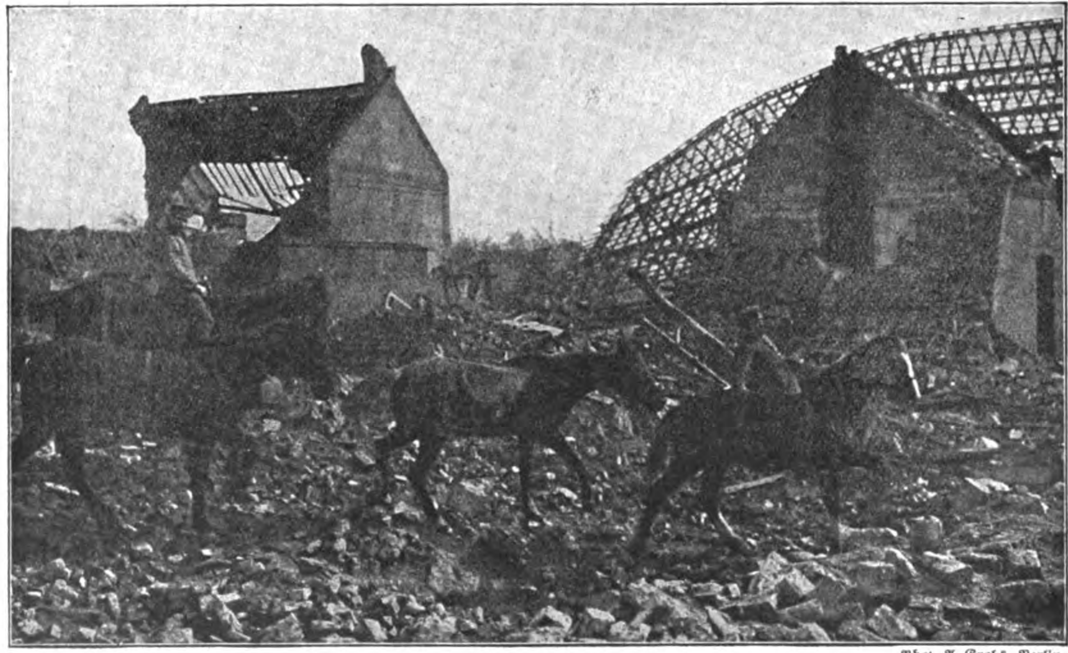
Diesen Kriegschiffverlusten der Feinde stand auf deutscher Seite die Einbuße des Torpedobootes G 88 gegenüber, das durch ein englisches U-Boot in der Nacht zum 8. April an der flandrischen Küste durch Torpedoschuß versenkt wurde; die Mannschaft dieses Schiffes konnte fast vollständig in Sicherheit gebracht werden.

Bewaffnung sollte aus zwei 10,5-cm-Geschützen und 16 Maschinengewehren bestehen; das Schiff wurde als ein Segler mit Gasolinmotoren beschrieben. Die vielen Minen, die es an Bord führte, erklärten nach der Behauptung der Gegner Deutschlands den Untergang zahlreicher Dampfer an der brasilianischen Küste. Der Führer des „Seeadlers" war Graf v. Luckner (siehe Bild Seite 312), der sich schon in der Schlacht am Skagerrak das Eiserne Kreuz erworben und vor seiner Ernennung zum Kommandanten des Hilfskreuzers unter dem Grafen Dohna-Schlodien an der ersten Fahrt der „Möwe" teilgenommen hatte. In der Versenkungsliste des „Seeadlers" wurden sechs englische und französische Dampfer von zusammen über 16000 Tonnen aufgeführt. Von Schiffsuntergängen durch Minen an fernen englischen Küsten hatte schon eine Meldung aus London vom 29. März erzählt, nach der auch der englische Transportdampfer „Tyndareus" am 9. Februar bei Kapazulhas an der südafrikanischen Küste auf eine Mine gestoßen und mit schweren Beschädigungen nach großer Seenot in Simonstadt südöstlich von Kapstadt eingelaufen war.

Mit neuen kühnen Unternehmungen traten auch die deutschen Torpedoboote wieder hervor. In der Nacht zum 26. März stieß ein Geschwader gegen den wichtigen feindlichen Kriegshafen Dünkirchen vor. Mittels kräftiger Schein-

* * *

Als zehnter Feind Deutschlands traten am 2. April die **Vereinigten Staaten von Nordamerika** endlich offen zum Vierverband über (siehe die Bilder Seite 314 und 315). An diesem Tage forderte Wilson den Kongreß auf, zu erklären, daß zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten der Kriegszustand bestehe. Er verlangte ferner die Aufstellung von einer halben Million Mann und die Verstärkung der amerikanischen Flotte, insbesondere durch Einrichtungen zur Bekämpfung der U-Boote. In völliger Unkenntnis der Stimmung in Deutschland und



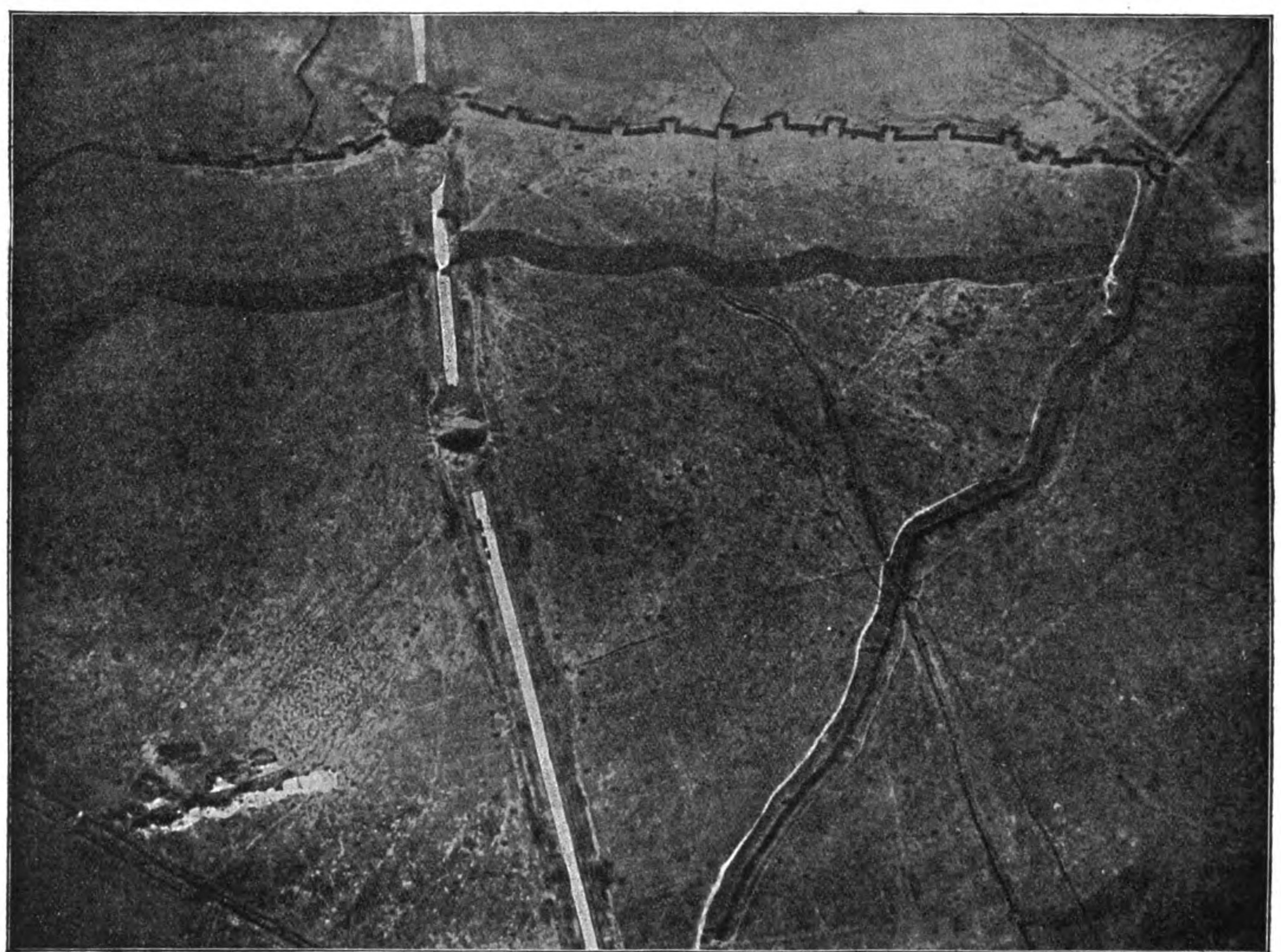
Phot. A. Grohs, Berlin.

In den Trümmern des vernichteten Dorfes Boursies.

den mit ihm verbündeten Ländern suchte er auch Zwietracht zu säen durch die Bemerkung, daß Amerika nur die deutsche Regierung und nicht das deutsche Volk und noch viel weniger die Verbündeten Deutschlands bekämpfe. Der letzterwähnte Hinweis bezog sich auf den Versuch der Vereinigten Staaten, mit Österreich-Ungarn nicht zu brechen, um dadurch einen Keim zur Uneinigkeit zwischen den Mittelmächten legen zu können. Diese Absicht konnte aber nicht durchgeführt werden, denn als am 6. April der amerikanische Senat mit 82 gegen 6 und das Repräsentantenhaus mit 373 gegen 50 Stimmen der von Wilson gewünschten Erklärung des Kriegszustandes zustimmte, brach Österreich-Ungarn sofort seine diplomatischen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten ab. Bulgarien und die Türkei schlossen sich diesem Schritte später an.

Im Vierverbandslager herrschte über die Teilnahme denn fast seit dem Beginn des Weltbrandes hatte es den Vierverband in jeder Weise, mit Waffen, Munition, Unterseebooten und Geld, unterstützt. Nun war anzunehmen, daß alles getan werden würde, um noch mehr Kriegsmaterial als bisher zu erzeugen. Das konnte sich aber erst nach Monaten auf den Schlachtfeldern fühlbar machen, wenn nicht etwa die deutschen U-Boote die Zufuhr auf ein Mindestmaß herabdrückten. Die militärische Hilfe war auch fragwürdig, weil das nordamerikanische Heer für die Verhältnisse auf den europäischen Kriegschauplätzen erst vorbereitet werden mußte; dazu kamen noch die Schwierigkeiten der Beförderung. Die Flotte konnte ihrer ganzen Zusammenstellung nach ebenfalls kaum ins Gewicht fallen. Die Haupthilfe bestand demnach in der Bereitstellung größerer Geldmittel. —

Dem Vorgehen der Vereinigten Staaten schloß sich die



Phot. A. Grohs, Berlin.

Deutsche Fliegeraufnahme aus dem geräumten Gebiet im Westen.

Die Straße Roye—Lancourt, die durch Sprengungen derart unterbrochen ist, daß sie nicht mehr befahren werden kann. Vor dem Trichter in der Mitte des Bildes sieht man drei französische Kraftwagen, die infolge der Sprengungen nicht weiterkommen.

Amerikas am Kriege große Freude und man sah Deutschland schon zerschmettert am Boden liegen. Die Feinde waren nun trotz ihrer Bedrängnis zu Lande und zu Wasser sicher, daß sich die Mittelmächte der Kriegsnot im Jahre 1917 nicht mehr erwehren könnten. Die Mittelmächte bewahrten jedoch die Ruhe vollkommen, und in Deutschland fand man sogar noch Zeit, sich mit wichtigen Fragen der inneren Politik zu befassen. Der Deutsche Kaiser richtete an den Reichskanzler einen Erlaß, in dem er seiner Überzeugung Ausdruck gab, daß nach den gewaltigen Leistungen des ganzen deutschen Volkes während des Krieges kein Raum mehr für das Klassenwahlrecht in Preußen sei. Der Reichskanzler wurde beauftragt, bestimmte Vorschläge vorzulegen, damit bei der Rückkehr der Krieger die Umgestaltung des preußischen Wahlrechts im Wege der Gesetzgebung durchgeführt werden könne. Damit fand eine alte Streitfrage ihre vorläufige Erledigung.

Amerikas Eintritt in den offenen Krieg war zunächst nicht geeignet, den Lauf der Dinge wesentlich zu beeinflussen, von diesen abhängige Republik **Kuba** sowie einige südamerikanische Staaten an, die sich ebenfalls als mit Deutschland im Kriegszustand befindlich erklärten, während **Chile** den Neutralitätsstandpunkt einnahm. — (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Verpflegung unseres Feldheeres.

Von Max Wießner, Berlin.

(Schluß.)

II.

Zur Herstellung warmer Getränke werden regelmäßig täglich verabreicht 25 Gramm gebrannter Kaffee für den Mann, oder an Stelle von Kaffee 3 Gramm Tee mit etwa 17 Gramm Zucker. In bestimmten Fällen, nach sehr großen Strapazen, nach großen Kampftagen oder nach Tagen besonders schlechter Witterung und aus gesundheitlichen Rück-

sichten können an Stelle von Kaffee oder Tee auch 25 Gramm Kakao mit 25 Gramm Zucker zugeteilt werden.

Der Brotaufstrich besteht aus 65 Gramm Butter oder Schmalz oder fettem Schweinefleisch in Büchsen, dem sogenannten Schmalzersatz. Da sich die Fettnot in Deutschland in ihrer Wirkung auch aufs Feldheer erstreckt, so ist genau so wie in der Heimat die Obstmarmelade zu einer vor dem Kriege kaum jemals geahnten Bedeutung gelangt. Von diesem Heldenfett oder der Offensivschmiere, wie es unsere Truppen in ihrem derben Feldhumor zu nennen pflegen, werden dem einzelnen Manne 125 Gramm zugemessen. Als Ersatz für Fett kommen weiter in Betracht: gekochte Mett-, Blut- und Leberwurstkonserven oder Käse. Der Portionsatz für Wurst und Käse an Stelle von Fett beträgt 125 Gramm. Über diese der eigentlichen Ernährung dienenden Stoffe hinaus werden der Truppe Bier und Mineralwasser zugeführt, für besondere Fälle auch Wein, Branntwein und Tabak in den verschiedensten Formen.

Diese Verpflegungssätze sind nun nicht etwa auf dem Papier stehen geblieben, sondern es sind tagein, tagaus auch die entsprechenden Mengen aus der Heimat an die Front gebracht worden, Mengen, für die oft das Begriffsvermögen fehlt und für die ich einige Anhaltspunkte geben möchte.

In den beiden ersten Kriegsjahren, in der Zeit von Anfang August 1914 bis Ende Juli 1916, fand ein Nachschub von Verpflegungsmitteln für die Truppen und die Pferde von insgesamt 7 958 000 Tonnen oder 159 160 000 Zentnern statt. Rechnet man die Ladefähigkeit eines Eisenbahnwagens nach den Maßen, wie sie bei industriellen Werken gebräuchlich sind, so sind 795 800 Eisenbahnwagen zum Transport dieses Verpflegungsnachschubs notwendig gewesen. Im Durchschnitt haben die bei einem Transport benutzten Wagen von Puffer zu Puffer eine Länge von etwa 10 Metern. Würde man diese ins Feld gegangenen Wagen zu einem Zuge aneinanderkoppeln, so würde dieser Zug eine Länge von 7958 Kilometern aufweisen und damit etwa zweimal um die Erde herumreichen. Dabei sind die großen Mengen von Verpflegungsgegenständen aller Art außer Betracht gelassen worden, die ebenfalls in der Heimat beschafft und an die Front nachgeführt worden sind, um dort als Marketenderwaren von den Truppen aus eigenen Mitteln gekauft zu werden.

Wie setzen sich nun diese Sendungen zusammen? Sie alle aufzuführen, würde im Rahmen dieser Darstellung unmöglich sein. Aber die hauptsächlichsten möchte ich herausgreifen, die sinnfälligen. Unser Heer, das aus Männern im besten Alter besteht, hat viel Durst. Das beweisen die Bierlieferungen. Zunächst fiel das Bier unter den Begriff der Liebesgabe und Marketenderware. Aber die Ungleichheiten, die sich bei der Verteilung herausstellten, ließen es angezeigt erscheinen, auch das Bier in den geordneten Nachschub einzubeziehen.

Am 1. August 1915 wurde für den Biernachschub, mit Ausnahme derjenigen für die Truppen von Bayern und Württemberg, die beide eine eigene Regelung vorgenommen hatten, während die übrige Verpflegung einheitlich für das ganze Reich geordnet war, in Berlin eine Hauptstelle geschaffen. Die Truppen waren verpflichtet, ihren Bedarf anzumelden, und entsprechend den vorhandenen Vorräten wurde dann gleichmäßig der Bedarf befriedigt. Insgesamt sind seit dem 1 August 1915 bis zum 30. September 1916 durch die stellvertretende Intendantur des 3. Korps, in deren Hände die einheitliche Ordnung nach den näheren Anweisungen der Kriegsverpflegungsabteilung gelegt wurde, 2 717 222 Hektoliter Bier ins Feld gesandt und dadurch bei einer angeforderten Menge von 3 603 022 Hektoliter 75 Prozent des Bedarfs gedeckt worden. In den warmen Jahreszeiten waren die Anforderungen natürlich größer als in den kälteren, die größten brachte der Mai 1916 mit rund 490 000 und der Juni mit gar rund 533 000 Hektolitern. Wenn in einzelnen Monaten die Anforderungen nicht voll erfüllt werden konnten, so gab es wieder Monate, wie August und September, in denen die Lieferung nur um 2 oder 7 Prozent zurückblieb, oder auch Monate, in denen die Lieferung die Anforderung überstieg, wie im Juli 1916, in dem mit 321 000 Hektolitern die Lieferung 101 Prozent der Anforderung betrug. Durchschnittlich sind seit der Schaffung der Bierversorgungshauptstelle im Monat 194 087 Hektoliter an die mobilen Truppen gegangen. Daneben wurden den Truppen als Teil der Feldkost Mineralwasser und Fruchtsäfte geliefert, aus der Heimat 19 200 Hektoliter und 9814 Hektoliter; eine wahrscheinlich viel größere Menge an Mineralwassern und Fruchtsäften ist im Etappen- und Operationsgebiet durch die Feldintendanturen selbst hergestellt worden, sei es zur Verwendung als Feldkost oder als Marketenderware. Für die kälteren Jahreszeiten erhielten die in dem Schützengrabenkrieg allen Unbilden der Witterung ausgesetzten Truppen Branntwein, Arrak, Rum, Kirschwasser und verschiedene andere Spirituosen, sofern dies vom gesundheitlichen Standpunkt aus für notwendig erachtet wurde: Branntwein während der beiden ersten Kriegsjahre 191 609 Hektoliter, Arrak 67 148 Hektoliter, Rum, besonders in dem zweiten Kriegswinter, 303 930 Hektoliter und Kirschwasser 8841 Hektoliter.

Als Reizmittel bei großen Strapazen und als Beruhigungsmittel nach überstandenen Anstrengungen hat der Tabak zu dienen, und dieser ist als Zuschuß zur Feldkost — wie es auch im Kriege 1870 der Fall gewesen ist — in Form von Zigarren, Zigaretten, Rauchtabak und Schnupftabak in ungeheuren Massen ebenfalls durch Vermittlung einer einheitlichen Hauptstelle, die bei der Handelskammer Minden aus sozialen Gesichtspunkten heraus geschaffen wurde, in regelmäßiger Folge hinausgegangen; mit dem Anwachsen der Truppenkörper natürlich in dauernd steigendem Maße. Zigarren wurden während der beiden ersten Jahre geliefert insgesamt 4 229 428 000 Stück, die Zigarettenlieferungen



Phot. Ferd. Urbahns, Kiel.

Kapitänleutnant Felix Graf v. Luckner,
Kommandant des deutschen Kaperschiffes „Seeadler".



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Leutnant d. R. Werner Voß.

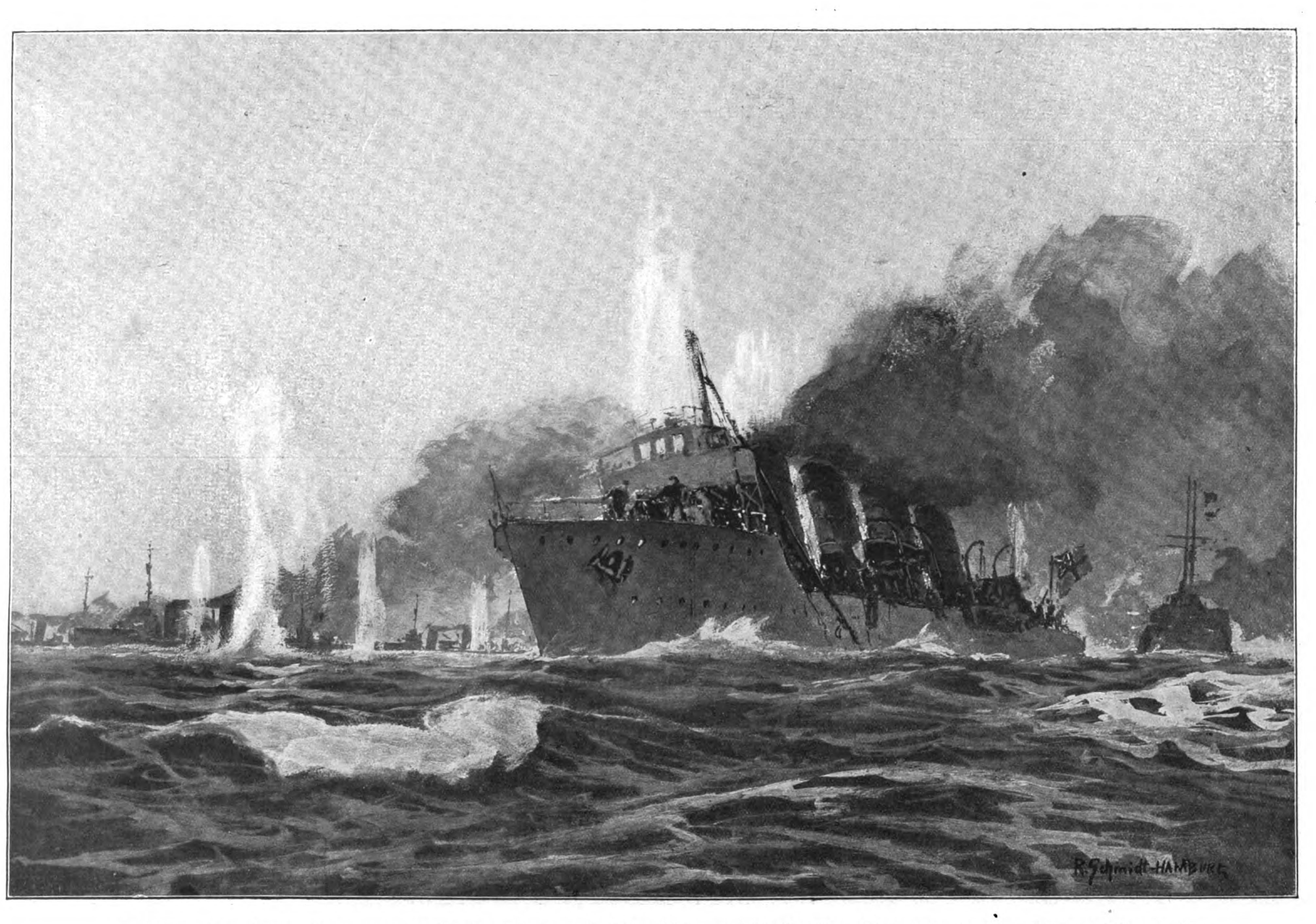
Phot. J. C. v. Dühren, Berlin.
Rittmeister Manfred Freiherr v. Richthofen.

Zwei deutsche Kampfflieger als Ritter des Ordens Pour le Mérite.

Beschießung von Dünkirchen durch deutsche Torpedoboote in der Nacht vom 25. zum 26. März 1917.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.





Gefecht deutscher Torpedoboote mit englischen Zerstörern am 18. März 1917, wobei die Zerstörer „Paragon“ und „Llewellyn“ vernichtet wurden.

Nach einem Originalgemälde von Robert Schmidt-Hamburg.



Eine der letzten entscheidenden Sitzungen des amerikanischen Kabinetts vor der Erklärung des Kriegszustandes mit Deutschland.
Von links nach rechts: Präsident Wilson, Finanzminister G. Mc Adoo, Justizminister Thomas W. Gregory, Marineminister Josephus Daniels, Landwirtschaftsminister D. F. Houston, Minister der öffentlichen Arbeiten William Wilson. — Vordere Reihe: Staatssekretär des Auswärtigen R. Lansing, Kriegsminister Newton D. Baker, Generalpostmeister Albert S. Burleson, Minister des Innern Franklin K. Lane, Handelsminister W. C. Redfield.

bezifferten sich ebenfalls auf über 4 Milliarden Stück, dazu kamen dann noch 8150 Tonnen Rauchtabak, 715 Tonnen Kautabak und 126 Tonnen Schnupftabak. Wer vermag sich den Berg auszudenken, den die mehr als viereinviertel Milliarden Zigarren und reichlich vier Milliarden Zigaretten aufeinandergeschichtet darstellen? Und dazu kamen weitere Berge an Zigaretten, die als Marketenderware oder als bequeme Liebesgaben hinausgeschickt worden sind.

Eine wichtige Rolle im Leben des Feldsoldaten spielt die „eiserne Portion". Hier macht sich am stärksten der Einfluß der Kampfhandlung selbst bemerkbar. Bei starken Offensiven, wie wir sie zu Beginn des Feldzuges in Frankreich und Belgien und dann vom Mai 1915 bis zum Juli 1915 in Rußland hatten, ist der Verbrauch ungleich höher gewesen als bei ruhigem Stellungskampfe; stark ist der Verbrauch auch bei den Kämpfen an der Somme gewesen, wo vielfach das Vorbringen der warmen Speisen zu den Kampftruppen unmöglich war. An Brot beträgt die eiserne Portion für den Mann 250 Gramm Zwieback, an Fleischkonserven 200 Gramm. An Fleischkonserven für die „eiserne" wurden im ersten Kriegsjahr 142 999 000 Portionen gebraucht, im zweiten Kriegsjahr 126 571 000 Portionen. An Gemüsekonserven zu eisernen Portionen, die 150 Gramm fassen, im ersten Kriegsjahr 111 Millionen, im zweiten Kriegsjahr 82 Millionen Portionen.

Den größten Teil der eigentlichen Nahrungsmittel, die der Fronttruppe zugewiesen wurden, machen selbstverständlich Brot, Fleisch, Kartoffeln und Gemüse aus, und unter diesen drei Hauptnahrungsmitteln besteht eine enge Beziehung. War die Fleischlieferung groß, so ließ die Gemüselieferung etwas nach; mußte dagegen die Fleischlieferung eingeschränkt werden, so erhielt dafür die Truppe neben dem Ersatz an Fischen in erhöhtem Maße Gemüse. An Backmehl für die Brot- und Zwiebackbereitung sind ins Feld gegangen im ersten Jahr 388 539 Tonnen, im zweiten 795 000 Tonnen, also zusammen 1 183 539 Tonnen. Dazu kamen noch 40 375 Tonnen Zwiebäcke, die aus der Heimat zugeführt wurden.

Rinder wurden geliefert: im ersten Kriegsjahr 226 190 Stück, im zweiten Kriegsjahr, wo die Beitreibungen in den Ersatzgebietsteilen so gut wie ganz nachgelassen hatten, 704 744 Stück, also insgesamt fast eine Million Stück. Hämmel sind im ersten Kriegsjahr 192 582 Stück, im zweiten 380 739 Stück geliefert worden. Bei den Schweinen hat sich die Stückzahl von 383 928 im ersten auf 65 231 Stück im zweiten Kriegsjahr vermindert. Das hat seine Ursache darin, daß unsere Heeresverwaltung unter Berücksichtigung des Schweinemangels und des Bedürfnisses der heimischen Bevölkerung dazu übergegangen ist, die Schweine in der Heimat sachgemäßer zu verarbeiten und die fertigen Fleischprodukte in Gestalt von Dauerware oder von Konserven der Truppe zuzuführen. Dauerfleisch wurden im ersten Kriegsjahr 66 366 Tonnen nachgeführt, im zweiten 122 953 Tonnen, dazu traten 19 645 Tonnen Wurstkonserven.

Zum Brotaufstrich dienten insgesamt 27 056 Tonnen Butter, 21 161 Tonnen Schmalz, 20 347 Tonnen Schmalzersatz und schließlich in wachsendem Maße Obstmarmelade, bis jetzt 72 141 Tonnen. Hierzu kamen weiter 58 000 Tonnen Käse.

Einen gewaltigen Posten in der Feldverpflegung machen die Kartoffeln aus; es wurden bis jetzt 285 777 Tonnen nachgeführt. Auch hier zeigt sich ein rasches Anwachsen im zweiten Jahre, das nicht allein durch die Vergrößerung des Heeres erklärt wird, sondern auch dadurch, daß im ersten Jahre, wo nur rund 40 000 Tonnen aus der Heimat geliefert zu werden brauchten, den Truppen die Feldfrüchte in den eroberten Gebieten zur Verfügung standen. Die Menge der Rohkartoffeln vermehrte sich noch um 8000 Tonnen Kartoffelflocken. Recht vielseitig sind die Nachschübe an Gemüse und Teigwaren, Erbsen, Linsen, Bohnen, Reis, Nudeln und Flocken aller Art. Viele Tonnen sind an Gewürzen, an Zimt, Pfeffer, Nelkenblüten, Senf und dergleichen mehr, was zum Anreiz und zur Geschmacksverbesserung dienen kann, hinausgegangen. Kaffee hat das Feldheer in den beiden ersten Kriegsjahren rund 68 000 Tonnen bekommen, Tee 4000 Tonnen und, um das harte, schwere Leben etwas zu versüßen, über 70 000 Tonnen Zucker.

Unsere Aufführung ist zwar lange noch nicht vollständig, aber sie zeigt doch schon zur Genüge, daß die Heimat nicht gekargt, sondern alles getan hat, um das Los der Kämpfer nach Möglichkeit erträglich zu machen.

Neben den hungrigen Menschen wollen auch die hungrigen Pferde verpflegt sein, deren Schicksal in diesem großen Kriege wahrlich nicht leicht ist. 3 081 516 Tonnen Hafer, 696 582 Tonnen Ersatzfuttermittel, wie Mais, Gerste, Kleie, Rübenzucker und Mischfutter, 673 000 Tonnen Preßheu und 448 000 Tonnen Stroh waren dazu nötig. Allerdings lieferten gerade zur Pferdeverpflegung die besetzten Gebiete sehr starke Zuschüsse, die uns große Erleichterungen brachten, besonders im Frühjahr und im Sommer, wenn der Weidegang möglich war.

Wenn wir die Leistungen werten, die in diesem Kriege vom deutschen Volk in allen seinen Schichten vollbracht

worden sind, um uns den Sieg zu sichern, so wollen wir auch nicht vergessen, was unsere Militärintendantur getan hat, damit unsere tapferen Soldaten nicht hungern und darben mußten, sondern, sofern es die Kampfhandlungen nur irgend zuließen, das dauernde Bewußtsein haben konnten: die Heimat vergißt uns nicht, sie gibt so gut und so reichlich sie es nur kann.

Monastir und Saloniki.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

(Hierzu die Bilder Seite 316 und 317.)

Als sich der Kampf der Mittelmächte gegen Serbien seinem Höhepunkte näherte, beschloß der Vierverband, etwas verspätet, dem bedrängten Lande durch ein Expeditionskorps zu Hilfe zu eilen. Dieses landete Ende Oktober 1915 bei Saloniki in einer Stärke von etwa 100 000 Mann, die aber bald auf das Doppelte vermehrt und trotz aller Abgänge dauernd auf diesem Stand erhalten wurden. Diese Armee war die buntscheckigste, die die Kriegsgeschichte zu verzeichnen hatte: Franzosen, Engländer, Serben — später Italiener, Russen, Indier, schwarze Kolonialtruppen aller Art. Die Führung übernahm General Sarrail, der während des Feldzugs auf Gallipoli keine Lorbeeren hatte pflücken können. Als im Süden und Westen von Serbien noch die entscheidenden Kämpfe tobten, rückte er im Wardartale bis in die Höhe von Strumitza vor, wurde aber am 3. November 1915 südlich von dieser Stadt und am 3. Dezember in der Front Petrovo—Mirovca von dem bulgarischen General Todorow entscheidend geschlagen. Die Franzosen und Engländer mußten bis in die Linie Nabrovo—Valandovo und bald weiter beiderseits des Wardars in Unordnung zurückgehen. Während sie in dem geknebelten Griechenland mit äußerster Willkür schalteten, vermieden es die Bulgaren, die griechische Grenze zu überschreiten, ein Verfahren, das auch die Deutschen, die bald die Bulgaren verstärkten, innehielten. Der Oberbefehlshaber der Deutschen und Bulgaren war Feldmarschall v. Mackensen. Bei Doiran-Gjevgjeli machte General Sarrail halt, und da die Bulgaren nach siegreichen Gefechten bei Struga, Gjevgjeli und Doiran am 12. Dezember 1915 dort noch auf mazedonischem Boden stehen blieben und zwischen beiden Gegnern die griechische Grenze lag, so kam es nun zu einem lang andauernden Beobachtungskrieg, der aber nicht die Schärfe des Stellungskrieges an den übrigen Fronten annahm.

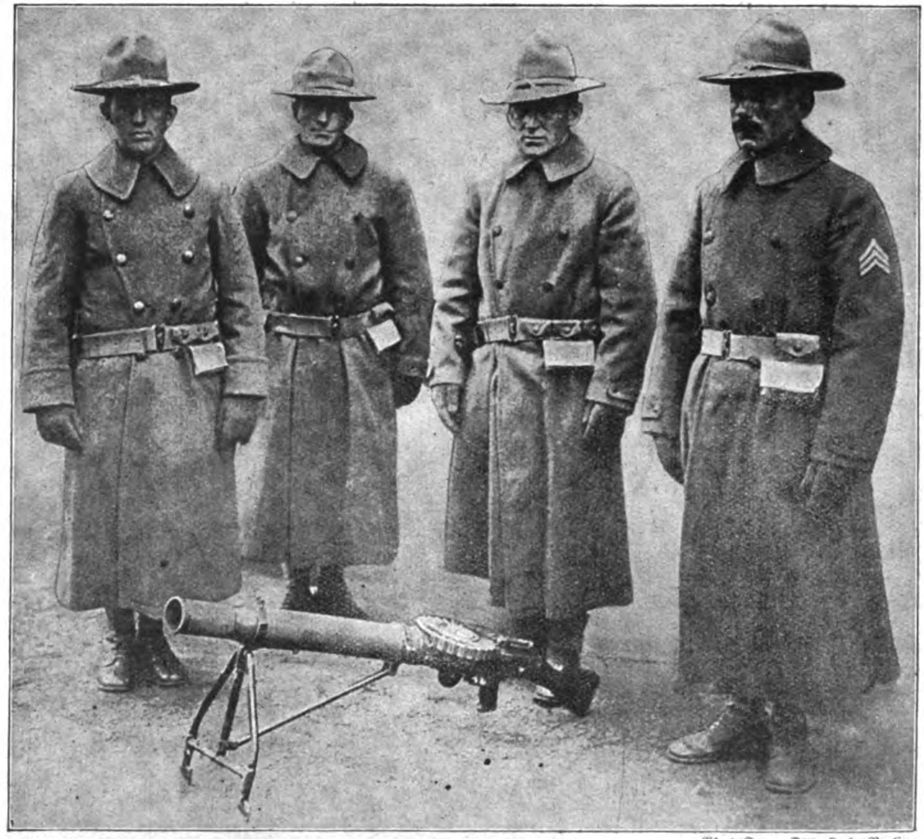
Im Laufe der folgenden Monate dehnte General Sarrail seine Front nach Osten und Westen wesentlich aus. Den rechten Flügel nahmen die Engländer ein. Er erreichte den türkischen Grenzfluß, die Struma. Die Franzosen, die den Hauptteil des ganzen Expeditionskorps ausmachten, verlängerten ihre Linien vom Wardar bis zur Cerna, in deren nach Norden geöffnetem Bogen später so erbittert gekämpft wurde, von da bis Florina, südlich von Monastir (Bitolia), und weiterhin am Südrande des Prespa- und Ochridasees über die Kamena Plana, so daß sich ihr linker Flügel in der Richtung auf Valona in den albanischen Bergen verlor.

Die Kampfpause, die eingetreten war, wurde am 27. Mai 1916 unterbrochen durch die Besetzung des Engpasses von Rupel und der anschließenden Höhen am Wardar sowie einiger beherrschender Stellungen an der Struma durch deutsche und bulgarische Truppen. Erst am 19. August kam es wieder zu einem bemerkenswerten taktischen Ereignis. Biglista und die Gegend südlich vom Prespasee, sowie Banica und andere Dörfer südöstlich von Florina wurden von den Deutschen und Bulgaren genommen. Die Serben, die sich als die zuverlässigsten, wenn auch nur noch wenig zahlreichen Truppen Sarrails erwiesen, wurden von den Höhen nördlich vom Ostrovosee hinabgeworfen; Demirhissar besetzten die Bulgaren. Bei Seres wurde das linke Strumaufer von Engländern gesäubert. Der Kampf setzte sich am 20. August fort, hauptsächlich wieder südlich und südöstlich von Florina. Dort fielen serbische Stellungen östlich von Banica im Sturm. Auch bei Seres flammte der Kampf wieder auf. Mit welcher Hartnäckigkeit die Serben fochten, bewiesen ihre achtzehnmal wiederholten Gegenangriffe im Abschnitt Kukuruz—Kovil. Am 23. August stürmten die Bulgaren die Höhe 750 bei Orfano, den Berg Bigla und die Bergstellungen nördlich von Kavalla, am 25. August auch Malik, südlich vom Ochridasee.

Mit dem am 27. August erfolgten Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg gewann die Salonikiarmee eine erhöhte Bedeutung. Von ihr wurde nun verlangt, daß sie den Russen und Rumänen, die durch die Dobrudscha auf Konstantinopel vorzudringen beabsichtigten, entgegenziehen und sich mit ihnen vereinigen sollte. Dadurch sollte auch Serbien wieder erobert werden. Der schnelle Niederbruch Rumäniens, die geniale Führung des zum Chef des deutschen Generalstabs ernannten Feldmarschalls v. Hindenburg und seiner Unterführer ließen diesen ganzen Plan in seinen Anfängen stecken bleiben. Trotz aller Anreizungen durch die Vierverbandspresse konnte sich die Armee Sarrail zu einer großzügigen Offensive nicht aufraffen, die sie in der Vereinzelung in die Arme der Heeresgruppe des Generals v. Below geführt hätte. Der in Ostpreußen und Kurland bewährte Führer hatte die Stelle des Feldmarschalls v. Mackensen eingenommen, während dieser auf dem Kriegsschauplatz in Rumänien eine vielbewunderte Verwendung fand.

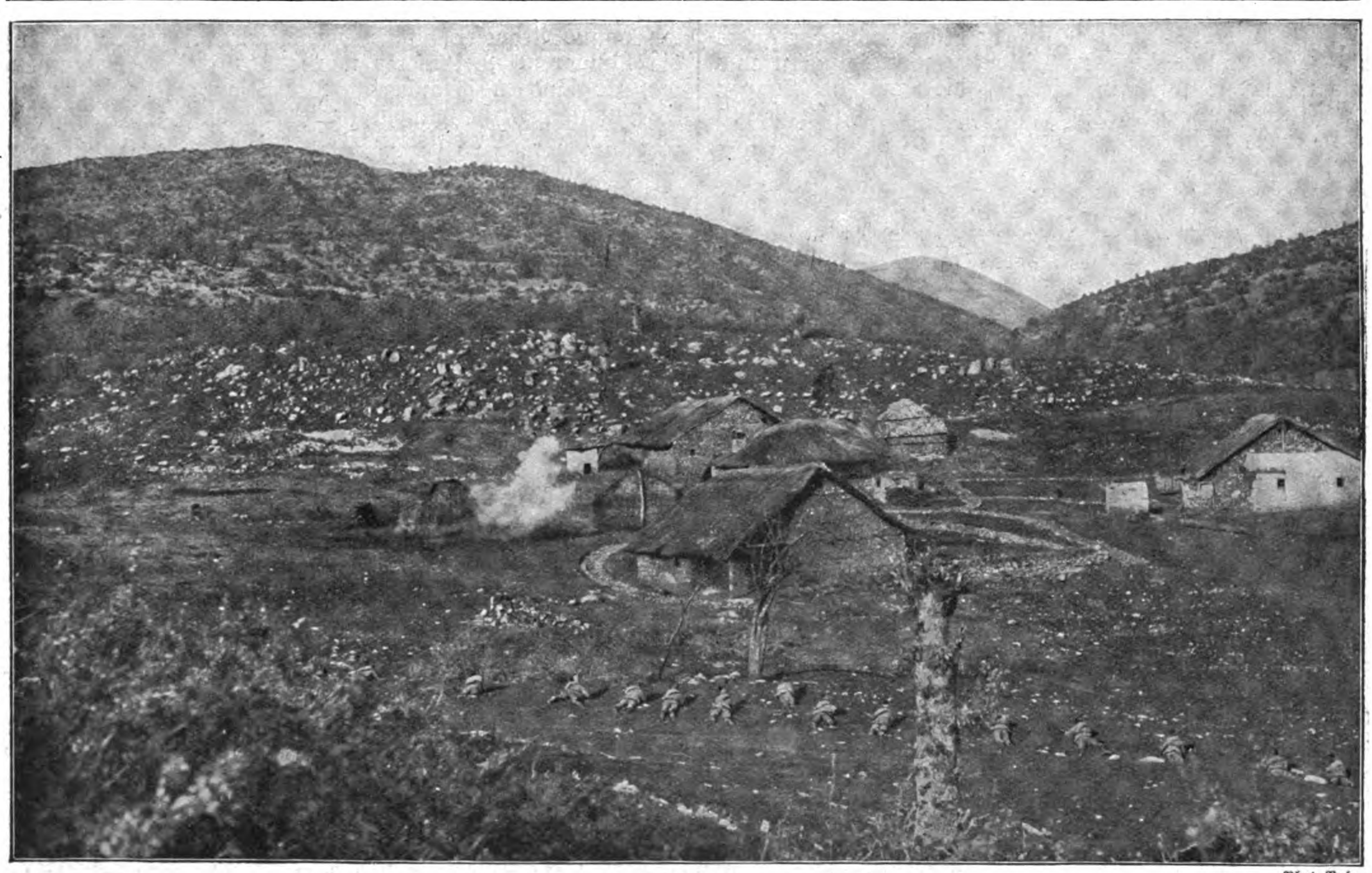
General Sarrail vollführte am 1. September das Heldenstück, die griechischen schwachen Besatzungen von Saloniki und dem Fort Kara Burun zu entwaffnen. Der Verräter Venizelos wurde zu einem Aufruf gedungen, der Griechenland an die Seite des Vierverbandes zwingen sollte. Dieser Frevel scheiterte aber an der Festigkeit des griechischen Königs.

Am 12. September brachten englische Angriffe links von der Struma bei Nevoljen keine Änderung der Kriegslage. Das 4. griechische Armeekorps in Seres, Drama und Kavalla wurde von seinem Befehlshaber unter deutschen Schutz gestellt und als neutrale Gäste nach Deutschland gebracht.



Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

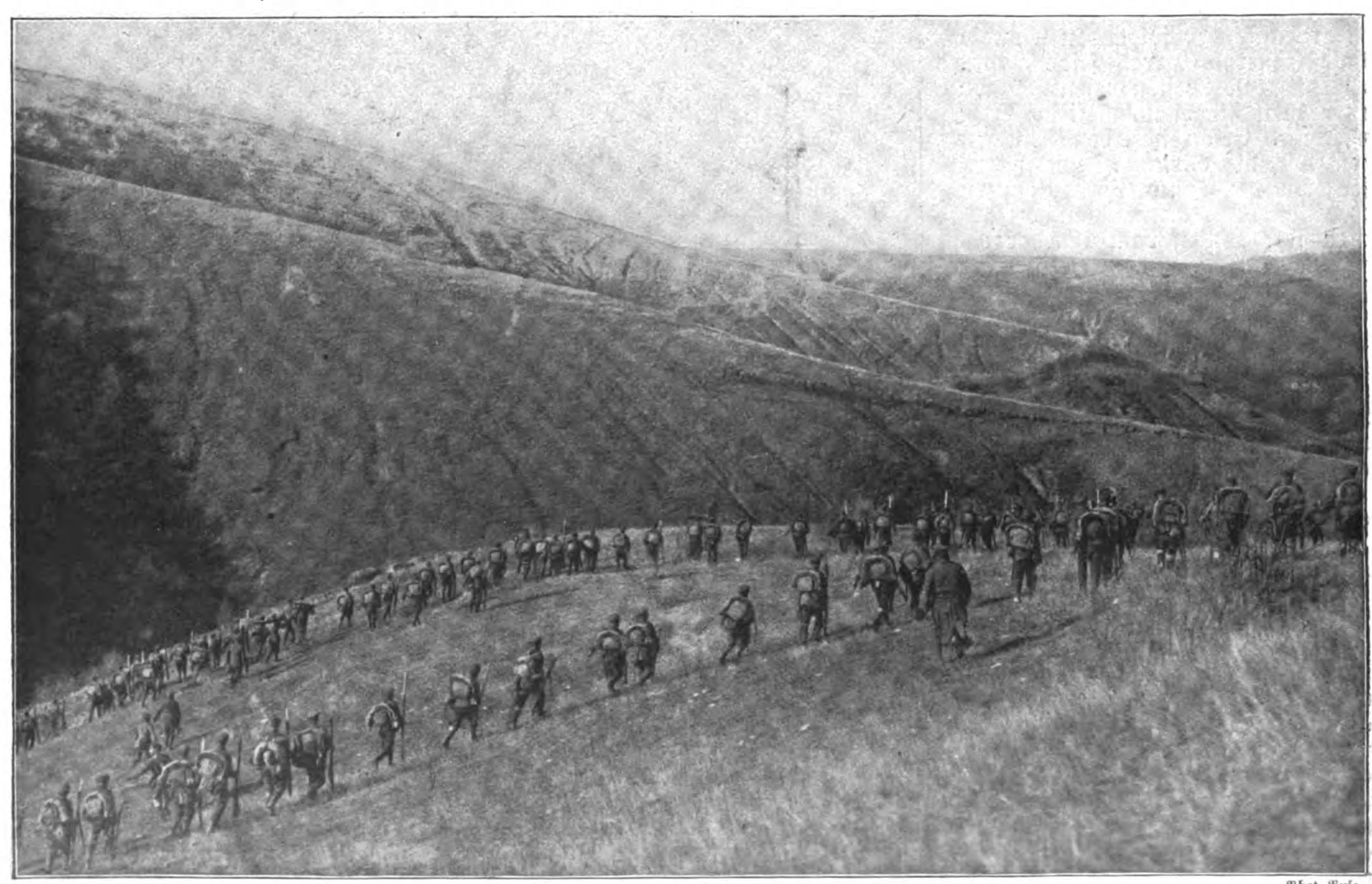
Infanteristen von der als Freiwilligenkorps nach dem Kriegschauplatz in Frankreich abgegangenen amerikanischen Maschinengewehrabteilung.



Zu den Kämpfen vor Monastir. Sächsische Jäger im Feuer. Phot. Bufa.

Am 17. September wurde Florina von den Franzosen besetzt, die die Rolle der Vorkämpfer auf dem mazedonischen Kriegschauplatz auf sich genommen hatten, nachdem ein italienisches Hilfskorps nach dem Ausspruch des Generals Sarrail den Erwartungen keineswegs entsprochen hatte. Die Bulgaren erstürmten daraufhin am folgenden Tage im Becken von Florina eine Reihe von Bergstellungen. Die Höhen von Kaimaktschalan, nordöstlich von Florina, wurden nach zehntägigem Angriff von den Bulgaren siegreich gehalten. In weiterer Offensive wurden am 3. Oktober neue Stellungen zwischen dem Prespasee und der Nidze Planina eingenommen.

Nach diesen schärferen Kämpfen entwickelte sich nun wieder ein Beobachtungs- und Vorpostenkrieg, der nach und nach um so mehr erlahmte, als Rumänien und die ihm zu Hilfe geeilte russische Armee unter den Schlägen der ver-

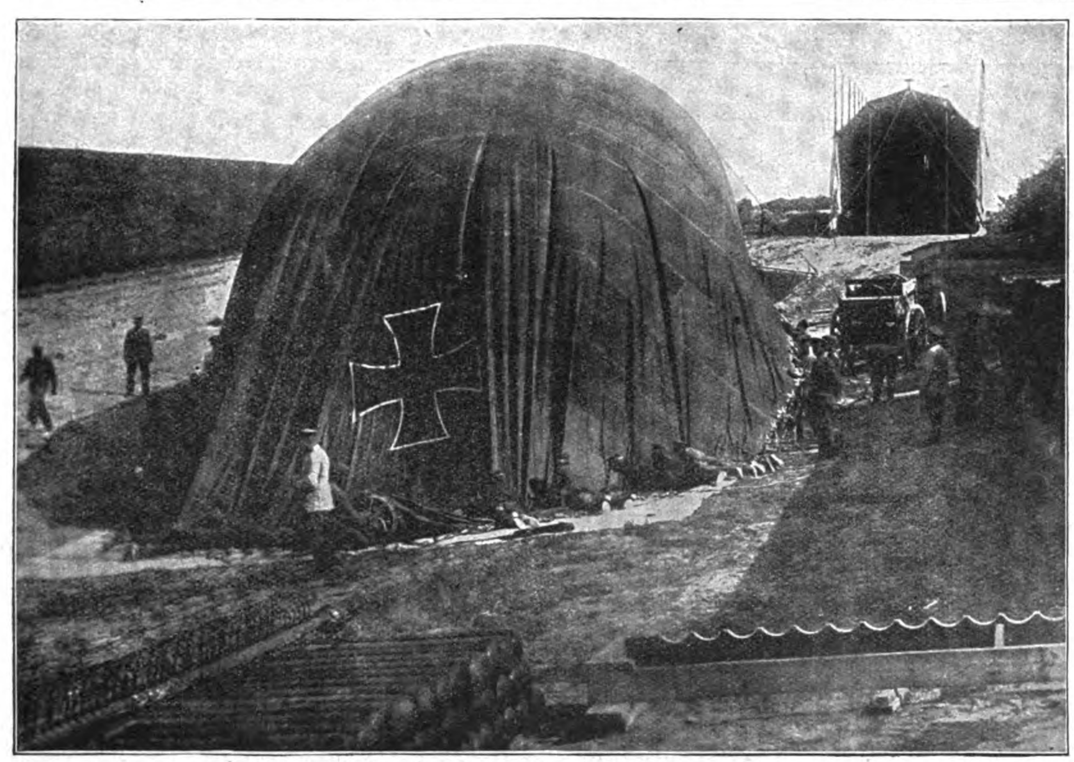


Zu den Kämpfen vor Monastir. Vorgehende bulgarische Schützenlinien. Phot. Bufa.



Abweisung eines französischen Sturmangriffs auf die deutschen Stellungen an den Ufern des Prespasees.

Nach einer Originalzeichnung von Ladislaus Tuszynski.



Füllen eines deutschen Fesselballons.

(siehe auch Band V Seite 437).

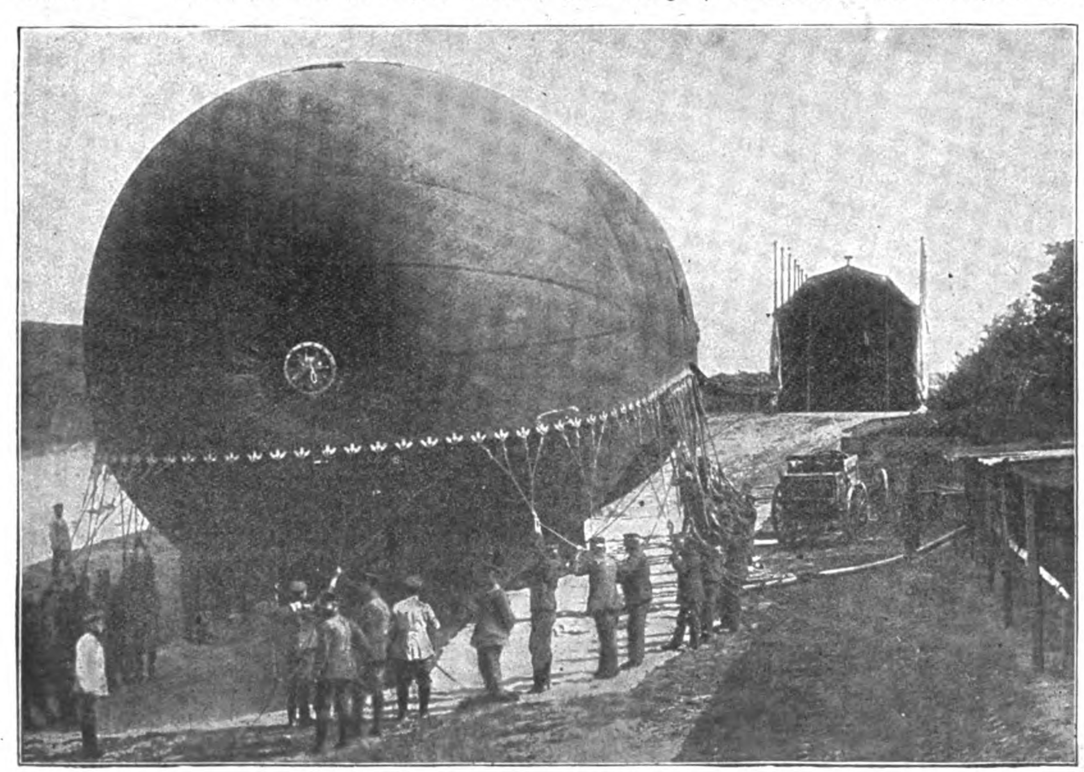
Die Stille, die dieser hervorragenden Waffentat folgte, wurde Mitte März 1917 durch eine stürmische, schwer zu erklärende Angriffsbewegung der Franzosen abgelöst. Sie dauerte volle elf Tage und endigte mit einem großen Mißerfolg. Zwar flackerten noch Teilkämpfe nach, aber eine Änderung der Lage vermochten sie nicht herbeizuführen. Der deutsche Heeresbericht vom 23. März begnügte sich mit der kurzen Mitteilung: „Die Franzosen fahren fort, sich in vergeblichen blutigen Angriffen aufzuopfern. Alle Angriffe nördlich von Monastir wurden abgewiesen: eine neu aufgefahrene Batterie wurde durch deutsches Zerstörungsfeuer zusammengeschossen." Ergänzend führte eine an-

einigten Heere der Mittelmächte zusammenbrach. Einen Lichtblick hatte allerdings die Heerführung des Generals Sarrail durch die Einnahme von Monastir. Seine übriggebliebenen Serben hatten sich vorgenommen, am Weihnachtstage dort die Wiederaufrichtung des altserbischen Großstaates zu feiern. Das glückte ihnen zwar nicht, wohl aber fiel die Stadt bald darauf einem Überfall zum Opfer. General v. Below setzte keine Kräfte an ihre Wiedereinnahme, denn sie hatte kaum eine politische, keinesfalls aber eine taktische Bedeutung. Sie liegt tief im Tale und wird von den Höhen, die sie kranzförmig umgeben, vollständig beherrscht. Diese Höhen haben die deutschen und bulgarischen Truppen kraftvoll in den ersten Monaten des Jahres 1917 festgehalten. Als im Cernabogen die Lage einmal drohend zu werden schien, ergriff bei einem Sturm auf eine wichtige Höhe der General v. Below die Fahne des Lauenburgischen Jägerbataillons — als großherziges Beispiel — und führte die bewährte Truppe zum Siege

dere Meldung aus, daß die Franzosen auch von den Hängen des wichtigen Beobachtungshügels 1248 und von dem Berggelände nördlich von Snegovo hinabgeworfen wurden. Alle Gegenangriffe, auch nächtliche, scheiterten restlos, so am 24. März der groß angelegte Ansturm der 76., 156. und 57. Division, verstärkt durch Negertruppen, zusammen etwa 60 000 Mann. Die bulgarischen Heeresberichte gaben den Verlust der Franzosen bei diesen langandauernden Kämpfen auf 50 000 Mann an.

Daß auch im englischen Parlament das Schicksal der Salonikiarmee, die durch den U-Bootkrieg auf ihren Etappenstraßen zur See auf das äußerste bedrängt wurde, Sorge erweckte, erhellte aus einem Ausspruch des Ministers Bonar Law, der es am 6. März ablehnte, über das Schicksal der Expedition irgendwelche Auskunft zu geben. Dies ließ darauf schließen, daß die Engländer die Expedition gern aufgegeben hätten, nur wollten sie die Wiederholung des Abenteuers von Gallipoli vermeiden und den Groll der mißvergnügten Verbündeten nicht heraufbeschwören.

Die wütenden Vorstöße der Franzosen auf dem westlichen Flügel in der Gesamtfront Ochrida —Monastir — nördlich von Vodena — sind wohl zu erklären aus der Absicht, die Deutschen und Bulgaren an der Kampffront festzuhalten oder aus dem Wunsch, sie eine Strecke weit zurückzudrücken, um sich einen etwa nötig werdenden Abzug nach Valona zu sichern. Von Siegeszuversicht waren sie nicht eingegeben. Die später eingetroffene Nachricht, daß französische Teile der Armee Sarrail in Italien bei Tarent gelandet seien, gestattete den Rückschluß, daß die Bedeutung der Salonikiexpedition selbst von den Westmächten nicht mehr hoch bewertet wurde.



Fertig gefüllter deutscher Fesselballon.

Unsere modernsten Soldaten.

Von Adolf Victor v. Koerber.

(Hierzu die Bilder Seite 318 und 319.)

Zeppelin ist tot! In ihm ist der Begründer unserer Vormachtstellung in der Luft von uns gegangen. Im Jahre 1900, wo es im ganzen Deutschen Reiche noch keine Motorflieger gab, gelang ihm der erste Aufstieg mit einem lenkbaren Luftschiffe seines starren Systems. Graf Zeppelin führte selbst das Steuer, als sich das Schiff hoch über die wogende Fläche des Bodensees erhob. In jenem Augenblicke wurde aus dem General der alten Schule unser modernster Soldat. Sein in langer militärischer Laufbahn geschärfter Blick erkannte damals klar, was für eine gewaltige Waffe zu werden sein Luftschiff berufen war, und mit zäher Tatkraft verfolgte er seinen anfangs dornenvollen Weg weiter, obwohl ihm in den ersten Jahren seine stolzen Schiffe eins nach dem anderen durch widrige Naturgewalten zerschmettert wurden. Er führte sein oft angefeindetes und kühl abgelehntes Werk unter Opferung seines ganzen Vermögens im Anfang aus eigener Kraft durch; viel später erst, besonders nach dem Unglück bei Echterdingen, fand sein Streben die verdiente Anerkennung und endlich auch staatliche Unterstützung. Sein Erfindergeist, seine Unverzagtheit und sein großer persönlicher Wagemut sind für alle die Pioniere der Luft, die nach ihm die zahlreichen Formen der Flugzeuge schufen, vorbildlich geworden. Seine Strategie der Luftaufklärung und des Bombenangriffs hat recht behalten; seine Kreuzer sind es, die von allen Luftfahrzeugen der ganzen Welt heute noch die bei weitem ausgedehntesten Fahrten zurücklegen können.

Gleich ihm haben rastlos mit unermüdlicher Aufopferung unsere ersten deutschen Fliegeroffiziere gearbeitet. Ihnen gelang es erst zehn Jahre nach Zeppelins erstem Aufstieg, mit Maschinen zu fliegen, die „schwerer als die Luft“ waren. Für sie bedeuteten die kurzen Jahre vom Herbst 1910 bis zur Mobilmachung im Jahre 1914 auch schon Krieg, denn manches schwere Opfer mußten sie bei der Eroberung des leichtesten Elements bringen. Alles war neu, völlig unerprobt, und jeder Zoll Höhe im Luftmeer mußte erkämpft werden.

Die ersten Kriegswochen des Jahres 1914 zeigten schon große Erfolge. Auf weiten Erkundungsfahrten wurde festgestellt, wo der Feind zu treffen und zu schlagen sei. Ungehindert von den französischen Fliegern, die nach ihrer prahlerischen Ankündigung gleich zu Beginn des Krieges die deutschen Werkstätten und Kanonenfabriken in Trümmer legen wollten, folgten unsere Luftfahrer allen Vorgängen des Bewegungskrieges über den Heeren des Gegners. Den Fall seiner Festungen beschleunigten die schweren Bomben der Zeppeline und deren Schwesterschiffe, der Schütte-Lanz-Luftkreuzer, die auch bei der Aufklärung gegen Rußland große Dienste leisteten. Die Feldluftschifferabteilungen, diese ältesten unserer modernen Soldaten — auf einem ihrer Fesselballone hatte Graf Zeppelin einst seinen ersten Aufstieg ins Luftreich gemacht — rückten mit den Kampftruppen vor, und wo irgend Artillerie längere Zeit im Gefecht lag, ließen sie ihre Gasblasen aufsteigen und leiteten das Feuer der Batterien. Besonders die Festung Antwerpen lernte die Folgen der genauen Beobachtungen aus Fesselballonen kennen. Die starke Festung fiel, und die Armeen gingen weiter nach Westen vor. An der Yser staute sich die Kampfeswelle. Vom Nordseestrande bis nach Ypern, von Lille bis zu den Eishäuptern der Alpen war die Feldschlacht dem Stellungskampfe gewichen.

Der Stellungskrieg erweiterte die Aufgaben unserer Lufttruppen mit jedem Tage. Waren sie bisher bei dem fast täglichen Stellungswechsel allen Heeresbewegungen gefolgt, so konnten sie jetzt von einem festen Hafen aus ihre Aufgaben vollbringen. Das war ein großer Vorteil, denn für die mit Zelten, Wagen, Pferden und einer beträchtlichen Anzahl von Personen- und Lastautomobilen ausgerüsteten Flieger- und Ballonabteilungen bedingt jeder Auf- und Abbau die größte und aufopferndste Kraftentfaltung aller Offiziere und Mannschaften. Die Flieger und Fesselballone beherrschten in gemeinsamer Tätigkeit den Luftraum unmittelbar an der Front, während die Flotte der Luftschiffe sich einen ausgedehnteren Wirkungskreis und fernere Ziele suchte.

Die ältesten der modernsten Soldaten halten in ihren Ballonen von Sonnenaufgang bis zum Dunkelwerden treue Wacht über ihren Abschnitten. Bei Regen und Nebel, in Sommersonnengluten und in den Eisstürmen des Winters pendeln sie in dem schmalen Korb Hunderte von Metern hoch in der Luft und melden den Batterien getreulich die Einschläge der Geschosse, bis die Ziele nach erfolgtem Einschießen vernichtet sind. Mittels des Fernglases und der Photographie erkunden sie täglich, ob der Feind über Nacht Verstärkungen erhalten hat. Sind solche erkannt worden, so meldet sie der Offizier im Ballonkorbe durch den Fernsprecher unter genauer Angabe ihrer Stellungen dem Batterieführer.

Aufregender ist die Tätigkeit der Flieger, denen erst der Stellungskrieg Feinde in der Luft brachte. Im Gedenken daran, daß sie ja im Grunde alle Sportkameraden, Pioniere der Luft seien, die sich zum Teil bei friedlichen internationalen Wettbewerben begegnet waren, wichen sich



Auf der Verladerampe beim Umzug einer Fliegerabteilung. Phot. Photothek, Berlin.

die Flieger im Anfang gegenseitig aus und übten so eine gewisse Ritterlichkeit, doch entwickelte sich mit der stets unerbittlicher werdenden Kriegführung auf der Erde und mit dem aus täglicher Verleumdung durch die feindliche Lügenpresse geborenen Völkerhaß auch die Feindschaft hoch oben in der Luft. Heute sieht der Flieger im Gegner nur noch den Feind, den er vernichten muß. Die Losung heißt auch hier: „Du oder ich!"

Die Erweiterung der Fliegeraufgaben im Stellungskriege begann mit einer erhöhten Aufklärungstätigkeit für die Artillerie. Die Erkunder kreisen Tag für Tag über den feindlichen Linien und erspähen deren Stellungen und die Anzahl ihrer Batterien. Was von den Fesselballonen im kleinen für die nächsten Frontabschnitte besorgt wird, verrichten die Flieger im ausgedehntesten Stil im großen. Sie ziehen ihre Kreise unbekümmert im wütendsten Abwehrfeuer. Ein einziger Treffer kann sie aus ihrem herrlichen Fliegerleben herausreißen. Der Beobachter gibt mit der einen Hand dem Führer Zeichen, mit der anderen bedient er Karte, Zirkel, Fernglas, Buntstifte und Meldeblock; der Flugzeugführer drückt die Maschine in steilem Gleitflug ein paar hundert Meter tiefer, bis genau erkundet ist, ob die Batteriestellung da unten wirklich mit Geschützen besetzt oder ob sie nur zum Schein angelegt ist. Was das Auge nicht unterscheiden kann, zeigt klar und deutlich die photographische Platte nach ihrer Entwicklung auf dem Flugplatz. Sie verrät dem Chef des Stabes und dem Artilleriekommandeur alles: Brückenschläge, neue Befestigungsanlagen, zerstörte Werke und andere wichtige Dinge, die Einfluß auf die Entschließungen der Truppenführer haben können.

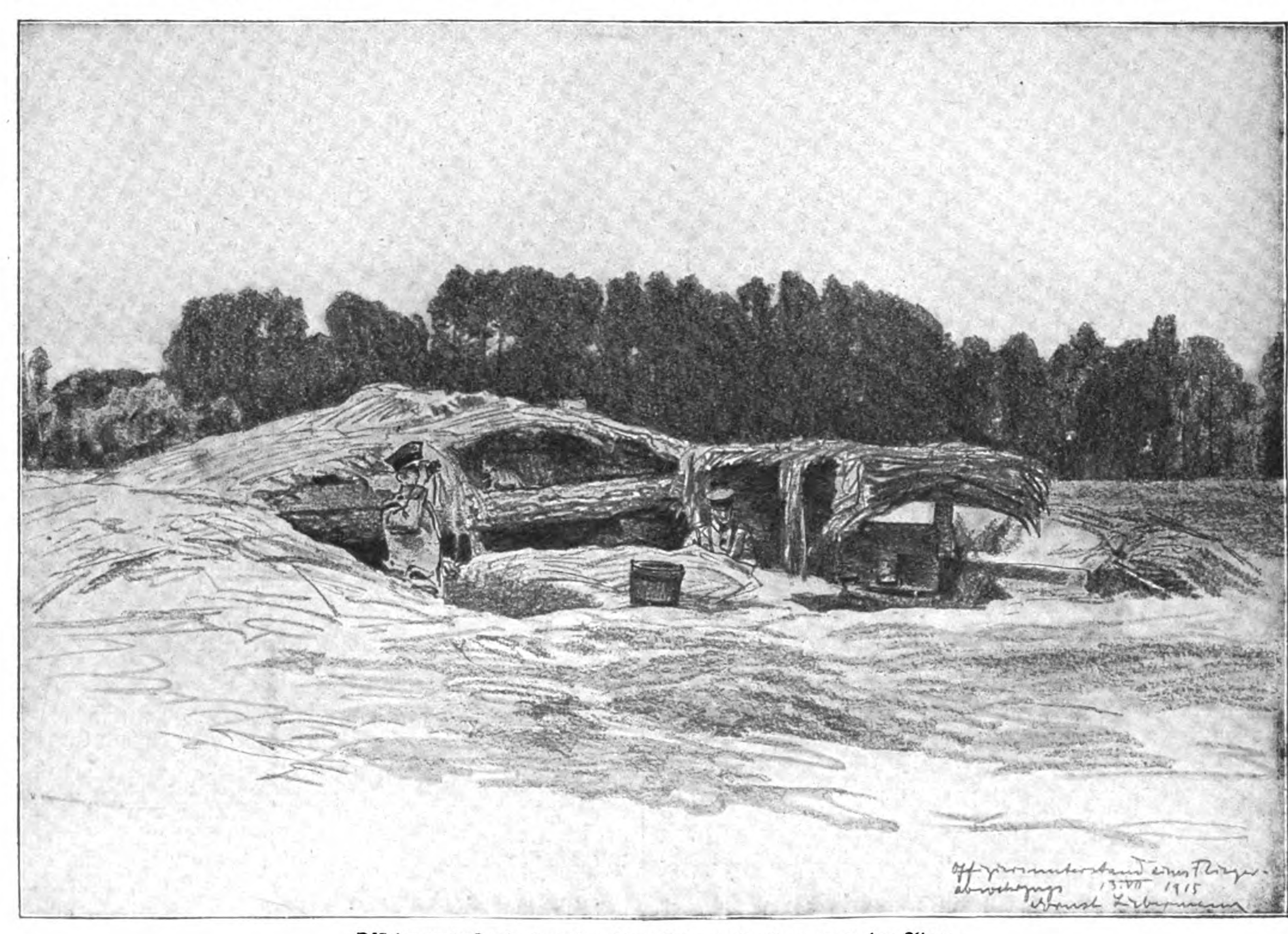
Das Feuer auf die mit Artillerie anzugreifenden Ziele leiten die Flieger mit Hilfe eines besonderen Signal- und Einschießverfahrens. Die Wirkung der Geschosse beobachten sie genau; die Photographie unterstützt auch dabei wieder ihre Wahrnehmungen.

Diese lästigen Artillerieerkunder müssen natürlich mit allen Mitteln bekämpft werden. Zu diesem Zwecke erschienen die Kampfflieger über beiden Fronten. Fast täglich las man von ihren Heldenflügen im Dienste der Artillerie oder zum Schutze der mit Erkundungen betrauten Flieger. Jeder Tag brachte neue Luftkämpfe, oft einzelne Duelle, oft erbittertes Ringen ganzer Geschwader gegeneinander. Der Ausgang solcher Treffen ist immer ungewiß, denn den Geübtesten kann ein unglücklicher Zufall besiegen.

Doch auch im Stellungskriege beschränkten sich die Flüge nicht nur auf die nächsten Gebiete an der Front. Tief hinein in Feindesland stießen immer wieder einzelne Flugzeuge vor, um die rückwärtigen Linien der Gegner, die Straßen, Eisenbahnstrecken und Kanäle zu beobachten und etwaige Truppenverschiebungen festzustellen. Ganze Geschwader durchbrachen die Sperrzonen, um schwere Bombenlasten über feindlichen Etappenorten, Munitionslagern, Fabriken, Bahnhöfen und Brücken abzuwerfen. Derartige Flüge wurden nicht nur an der Ost- und Westfront ausgeführt, sondern auch an den Dardanellen und über den Wüsten Ägyptens, und weder Regen noch Sturm noch eisige Kälte, die mitunter 30 bis 40 Grad erreichte, hielten die wackeren deutschen Flieger von ihren Unternehmungen ab.

Über den Wogen der Nord- und Ostsee halten gemeinsam mit den Marinefliegern die Luftkreuzer ständige Wacht. Ihre Befähigung zu Dauerfahrten gibt ihnen einen großen Wert für die Aufklärung zur See. Die Sperre der Unterseeboote, die während der Unterwasserfahrt auf die Ausschau durch ihr kurzes Sehrohr angewiesen sind und auch in aufgetauchtem Zustande nur eine sehr begrenzte Fernsicht haben, wäre ohne die tägliche Aufklärungsarbeit der Luftfahrzeuge nur schwer durchführbar. Doch auch das ferne Land des Feindes suchen sie auf. Schon am 20. Januar 1915 erfuhren unsere Feinde jenseits des Kanals, daß ihres Reiches Insellage sie nicht vor den Bomben der deutschen Luftschiffe sichern kann, und mit jedem weiteren Angriff zerriß der Traum der Unnahbarkeit mehr und mehr. Häufig erhielten die Engländer den Besuch deutscher Luftstreitkräfte, die sogar die City von London nicht mit ihren Wurfgeschossen verschonten.

Übermenschlich fast muten die Leistungen an, die in diesem erbarmungslosen Krieg der gepanzerten Menschen und Maschinen von unseren modernsten Soldaten vollbracht werden.



Offiziersunterstand eines deutschen Fliegerabwehrzuges an der Aisne.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Ernst Liebermann.

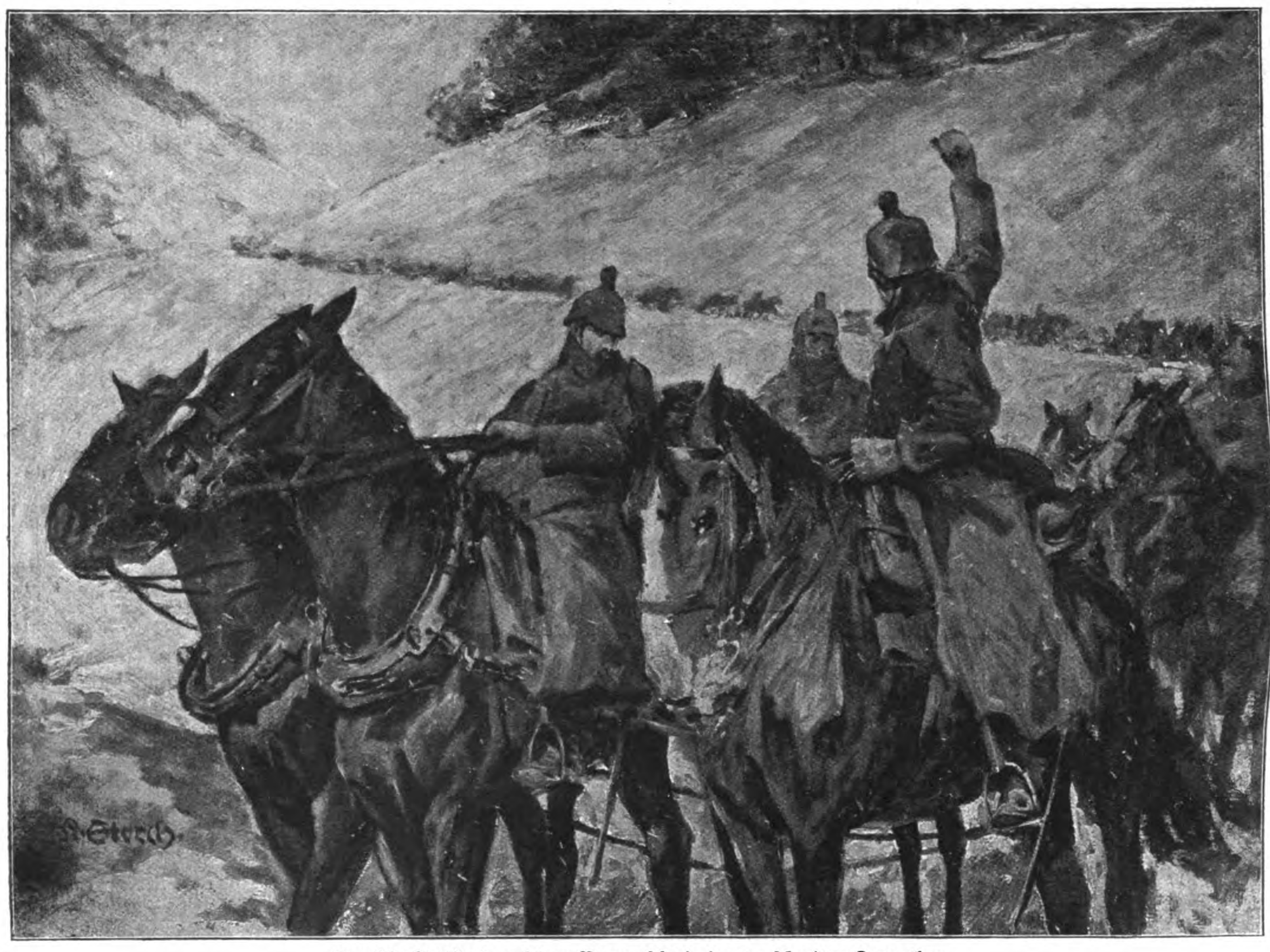
Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Am Anfang des Aprils lenkte die **russische Revolution** in Bahnen, die den mit Rußland verbündeten Mächten recht unerfreulich erschienen und die namentlich in England großes Mißtrauen wachriefen. Das Ringen zwischen den verschiedenen politischen Körperschaften um die Macht wurde immer schärfer, und die Frage: Krieg oder Frieden? trat mehr und mehr in den Vordergrund. Es gab vier Gruppen, die die Macht an sich reißen wollten, und zwar die vorläufige Regierung mit Lwow als Ministerpräsidenten, Miljukow als Minister des Auswärtigen und Kerenski als Justizminister (siehe die Bilder Seite 289), dann den ausführenden Ausschuß der Duma, den Militärausschuß der Duma und den Abgeordnetenausschuß der Arbeiter und Soldaten unter der Führung Tscheidses (siehe Bild Seite 289) und in innigster Verbindung mit Kerenski. Zu diesen vier Ausschüssen, die ihren Willen durchzusetzen strebten und bei allen Handlungen des neuen Rußlands mittätig waren, kam im April noch ein fünfter, der Ausschuß der Offiziere und Soldaten. Dieser wurde ins Leben gerufen, um dem Ausschuß der Arbeiter- und Soldatenvertreter in Heeres- und Friedensfragen entgegenzuwirken, und trat für die tatkräftige Fortführung des Krieges und die Wiederherstellung einer straffen Mannschaftsordnung ein. Seine Auffassung der Heereszucht entsprach der der alten Regierung, während die Arbeiter- und Soldatenvertreter die parlamentarische Heeresverfassung einführen wollten. In welcher Form diese die Heeresangehörigen zur Erfüllung ihrer Pflicht anzuhalten dachten, ließ sich ungefähr aus einem Aufruf der Arbeiter- und Soldatenvertreter des 175. Reserveinfanterieregiments entnehmen, in dem es hieß: „Alle, die sich eigenmächtig aus dem 175. Reserveinfanterieregiment entfernt haben, werden aufgefordert, in den nächsten Tagen zum Regiment zurückzukehren. Andernfalls werden sie als Anhänger der alten Regierung betrachtet." Dieser Aufruf ließ zugleich erkennen, daß sehr viele Desertionen vorgekommen sein und überhaupt sonderbare Zustände in der russischen Armee Platz gegriffen haben mußten.

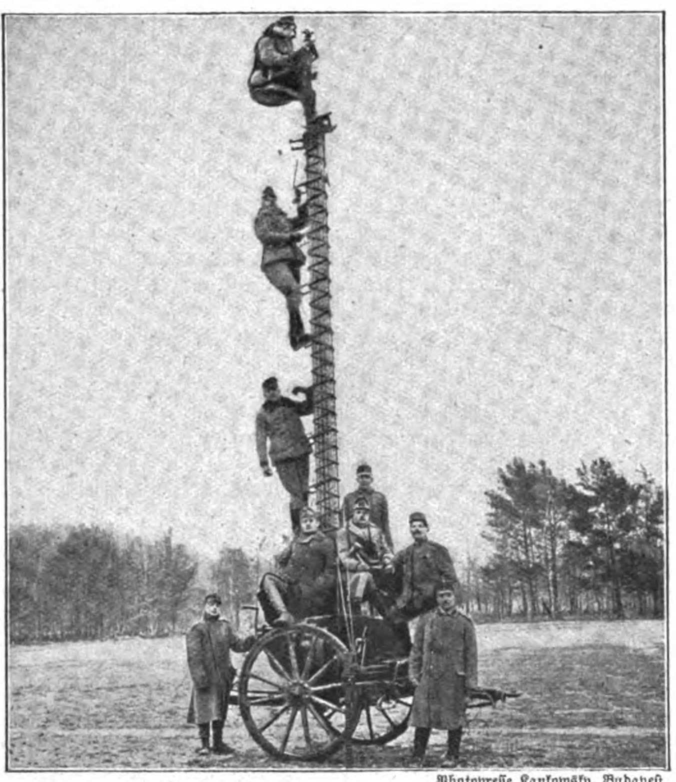
Es war unter diesen Umständen kaum anzunehmen, daß das russische Heer bei den vom Vierverband für das Jahr 1917 geplanten entscheidenden Schlägen eine irgendwie ins Gewicht fallende Rolle spielen könne, wie es der Ausschuß der Offiziere und Soldaten wünschte. Tscheidse ließ sich nicht von den betriebsamen englischen Drahtziehern beeinflussen, sondern trachtete, anscheinend mit Erfolg, danach, der vorläufigen Regierung den Willen zum Frieden abzutrotzen. Diese und die ihr treu folgenden Ausschüsse hielten Paraden ab, bei denen Hetzreden für den Krieg gehalten wurden. Der Arbeiter- und Soldatenrat sorgte dafür, daß die zur Fortsetzung des Krieges bereiten Truppen nach der Front abgeschoben wurden, und setzte die Zurückführung anderer Truppenteile nach Petersburg durch, die als militärische Schutzwache der Arbeiter- und Soldatenvertreter zu betrachten waren.

Die bei dem russischen Volke immer stärker hervortretende Neigung zum Frieden erfüllte die englische Regierung mit wachsender Besorgnis, so daß sie wiederholt ihre Unzufriedenheit mit dem Lauf der Dinge in Petersburg zu erkennen gab. Miljukow nahm deshalb Veranlassung, in einer Unterredung mit Pressevertretern der mit Rußland verbündeten Mächte seine Ansicht über die Kriegsziele darzulegen, die zugleich die Auffassung der russischen Regierung widerspiegeln sollte. Seine Ausführungen entsprachen ganz den Wünschen der Westmächte. Ausdrücklich



Deutsche Artillerie auf dem Vormarsche in den verschneiten Karpathen.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Karl Storch.

bezeichnete er als Kriegsziele Rußlands die Befreiung der dem „türkischen Joche" unterworfenen asiatischen Völker, die grundlegende Neubildung, das heißt Zerstücklung Österreich-Ungarns, die Errichtung eines tschechisch-slowakischen Staates, die Zurückdrängung Deutschlands in seine „ethnographischen Grenzen", das heißt die Wegnahme der östlichen Provinzen Preußens bis etwa an die Oder, die Vereinigung der auf österreichisch-ungarischem Gebiete wohnenden Italiener und Rumänen mit Italien und Rumänien, der Ukrainer mit Rußland und die Einigung Serbiens auf Kosten der k. u. k. Monarchie. Dazu forderte er die Besetzung Konstantinopels und der Dardanellen durch Rußland.



Photopresse Kankowsky, Budapest.

Fahrbare und zusammenlegbare österreichisch-ungarische Beobachtungstelle mit Telephon.

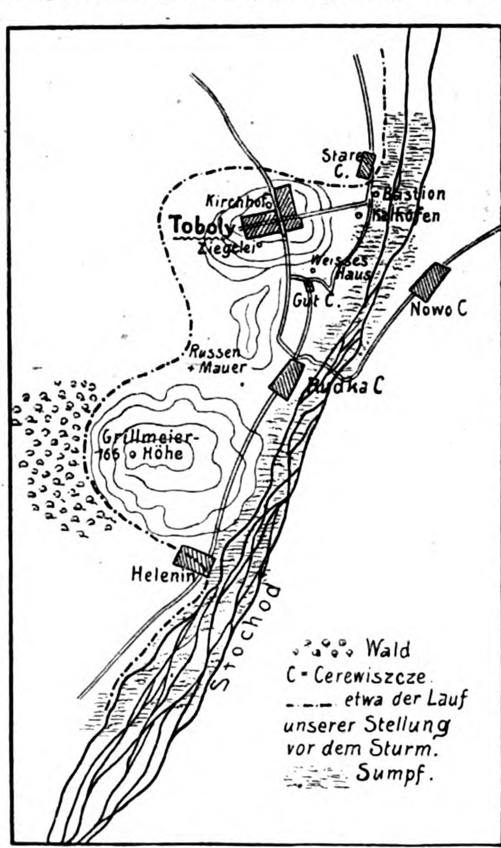
Das war ein Programm, das sich mit den Wünschen der Verbündeten Rußlands deckte, wenn die Engländer im Grunde auch nicht gern sahen, daß Konstantinopel den Russen zufalle. Doch schon am 10. April erließ die vorläufige russische Regierung eine vom Ministerpräsidenten Lwow gezeichnete Kundgebung, in der die Entscheidung über Krieg und Frieden dem russischen Volke anheimgestellt wurde und in der mit großem Freimut zum Ausdruck kam, daß Rußland keine Eroberungsabsichten habe, sondern nur für seine eigene Freiheit kämpfen wolle und einen Frieden auf der Grundlage des freien Selbstbestimmungsrechtes der Völker anstrebe. Gleichzeitig wurde darauf hingewiesen, daß Rußland zu einer hoffnungsvollen Kriegführung auch gar nicht mehr in der Lage sei. Die russische Regierung bekämpfte also die Äußerungen Miljukows und verkündete Kriegsziele, die friedfertig und mit den Absichten der Mittelmächte vereinbar waren. Die Regierungserklärung fand begeisterte Aufnahme bei Tscheidse und seinen Anhängern, die die durch diese Feststellungen geschaffene Lage nach Kräften ausnützten. Erleichtert wurde ihnen das durch die Haltung der Mittelmächte, die von neuem hervorhoben, daß sie Frieden und Freundschaft mit Rußland wünschten. Sie stellten fest, daß die Erklärung der Petersburger vorläufigen Regierung vom 10. April vollständig mit den Friedensabsichten, die sie den kriegführenden Staaten wiederholt bekannt gegeben hatten, übereinstimmte. Die Russen wurden nicht darüber im Zweifel gelassen, daß nicht die Mittelmächte die Schuld trügen, wenn sie noch länger bluten und leiden müßten und keine Ruhe zum Ausbau ihrer Freiheit fänden. Die Schuld laste ausschließlich auf den mit Rußland Verbündeten, die ein Interesse am Fortgang des Krieges hätten, um ihre eigenen Eroberungspläne durchzusetzen. Für die Wahrhaftigkeit der Friedensäußerungen der Mittelmächte sprach auch die Tatsache, daß Angehörige verschiedener Parteien des deutschen Reichstags mit russischen Politikern auf neutralem Boden Fühlung nahmen. Ferner erlaubte die deutsche Regierung dreißig friedensfreundlichen russischen Sozialisten, die sich im Auslande aufgehalten hatten, die Heimreise durch Deutschland, nachdem ihnen die englische Regierung die Rückkehr über England verweigert hatte. Auch hierbei zeigte sich, wo die Hauptgegner eines baldigen Friedens zu suchen waren, der den Russen die gewünschte ruhige Ordnung ihrer inneren Staatsangelegenheiten gewährleistet hätte.

* * *

Während die politischen Umwälzungen im Zarenreiche vor sich gingen, war es an der **russischen Front** nicht ruhig geblieben. Nordwestlich von Baranowitschi griffen stärkere Kräfte der Russen am 2. April eine deutsche Feldwache an. Diese verteidigte sich aber mit solcher Ruhe und Kaltblütigkeit, daß die Feinde unverrichteter Sache abziehen mußten. Beiderseits der Bahn Zloczow—Tarnopol eröffneten die Russen ein heftiges Wirkungsfeuer; auch an der Zlota-Lipa und am Dnjestr schienen sie größere Unternehmungen vorzubereiten, doch ließen sie dem starken Geschützfeuer keine Infanteriestöße folgen. Zu solchen kam es an der Bistritz, wo die Feinde aber leicht abgeschlagen werden konnten.

Die Deutschen an der Front des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern überfielen nordwestlich von Dünaburg die russischen Gräben, aus denen sie als Beute 1 Offizier, 93 Mann und 2 Maschinengewehre wegführten. Nordöstlich von Bogdanow, bei Miljawitschi, hatte ein Stoßtrupp ebenfalls guten Erfolg und brachte von seinem Unternehmen 26 Russen mit zurück.

Das bedeutendste Ereignis der letzten Zeit trat am 3. April ein. Am mittleren Stochod hielten die Russen auf dem westlichen Flußufer den Brückenkopf von Toboly, der ihnen in einem glänzenden Anlauf entrissen wurde, und worüber wir in einem besonderen Artikel aus der Feder des auf dem Schauplatz der Kämpfe weilenden Kriegsberichterstatters Dr. Fritz Wertheimer auf Seite 326 berichten. Neben k. u. k. Schützen stürmten, nach kräftiger artilleristischer Vorbereitung, an der zum größten Teil österreichisch-ungarische Batterien beteiligt waren (siehe Bild Seite 325), Bayern und andere deutsche Bataillone über das Sumpfgelände gegen den Fluß, wo sich an mehreren Punkten ein heißer Kampf entspann.



Kartenskizze zu dem Artikel „Der Sieg von Toboly".

Lebhafte Tätigkeit entfaltete die russische Artillerie am 5. April südlich von Riga bei Illuxt und auch bei Toboly. Südwestlich von Brzezany brachen die Russen gegen die Höhe Popielicha vor, doch scheiterte der Angriff, trotzdem ihm eine umfangreiche Minensprengung vorausgegangen war. Am nächsten Tage wurden wieder russische Streifabteilungen bei Baranowitschi und südlich von Stanislau zurückgeschlagen. In der Folge blieb die Gefechtstätigkeit bis zum 15. April auf der ganzen Ostfront gering, wenngleich die russische Artillerie vom Norden

bis zum Süden fortgesetzt Unruhe schaffte. — Auch die Front des Erzherzogs Joseph kam nicht in stärkere Bewegung. Freilich ereigneten sich auch dort Zusammenstöße, die aber aus dem Rahmen der örtlichen Gefechte nicht heraustraten. So drangen in den Karpathen, unterstützt durch herbeigeführte deutsche Artillerie (siehe Bild Seite 321), deutsche Stoßtruppen in russische Unterstände ein und kehrten mit einigen Gefangenen in ihre Stellungen zurück. Den österreichisch-ungarischen Truppen bot sich ebenfalls keine Gelegenheit zu größeren Unternehmungen. Sie begnügten sich in der Hauptsache mit Erkundungen, die sich ihre Gebirgsartillerie (siehe Bild Seite 324 unten) zunutze machte, indem sie von den Patrouillen festgestellte Truppenansammlungen oder Verteidigungsanlagen des Feindes unter Feuer nahm. —

* * *

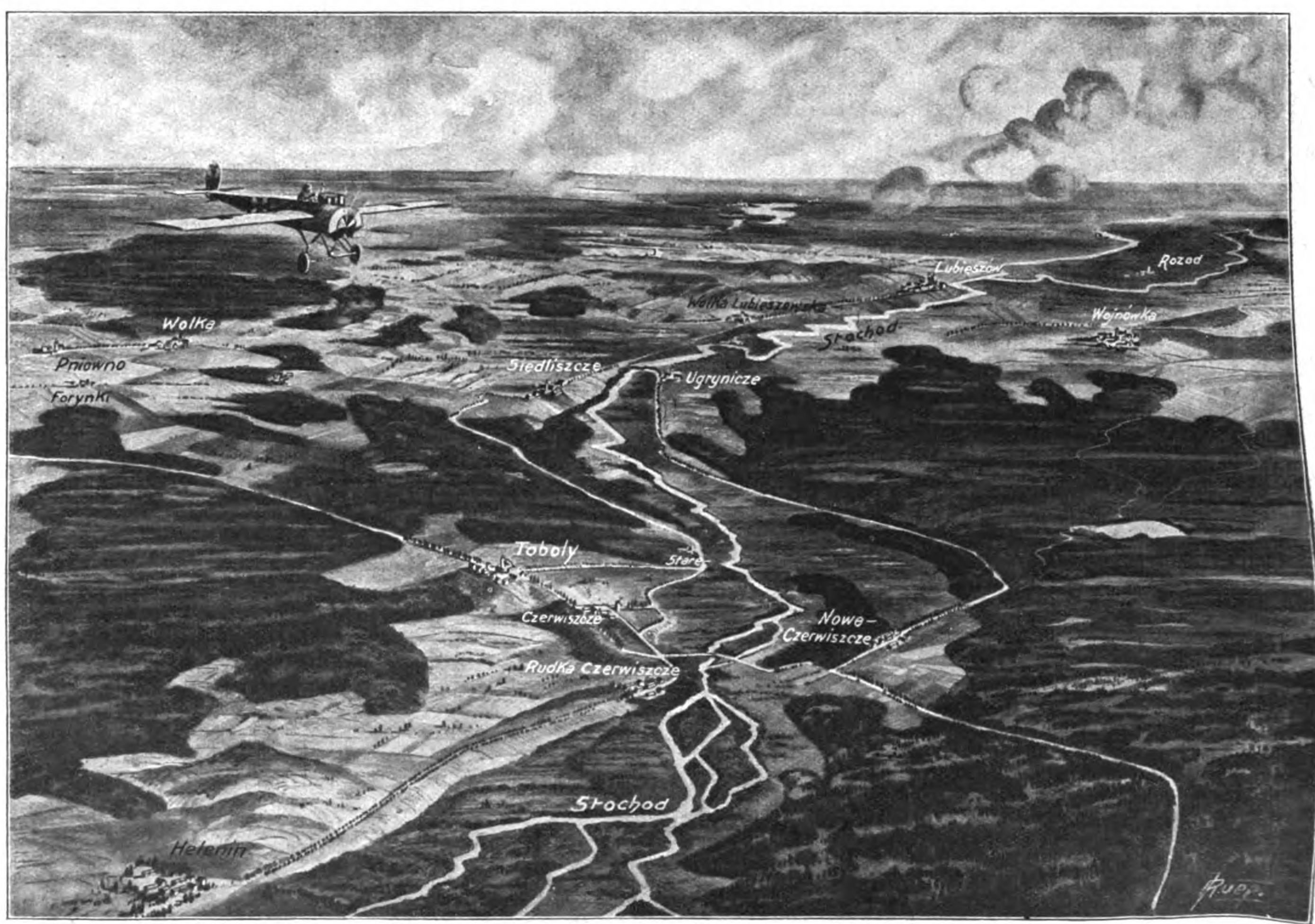
An dem in **Rumänien** am Sereth entlang ziehenden Teile der Front, die auf feindlicher Seite unter dem Kommando des russischen Generals Letschitzky stand (siehe Bild Seite 324 oben), verhinderte Tauwetter alle Kriegshandlungen. Im eroberten Teile des Landes waren fast friedliche Zustände wieder eingekehrt. Zum Militärgouverneur von Rumänien war zu Anfang des Dezembers 1916 der deutsche General Tülff v. Tschepe und Weidenbach (siehe Bild Seite 326) ernannt worden, unter dessen Leitung sich das Land von den Schrecknissen des Krieges langsam erholte und neu aufblühte. v. Tülff war 1907 Brigadekommandeur in Brandenburg und seit 1912 kommandierender General des VIII. Armeekorps in Koblenz gewesen. —

* * *

In **Persien** erzielten die Russen einige Fortschritte. Am 5. April kamen sie nordwestlich von Hanikin und an anderen Punkten im Gebiete des persisch-türkischen Grenzflusses Diala ins Gefecht mit türkischen Nachhuten, die mit dem Gegner Fühlung behalten wollten, um ihn bei der Überschreitung des Flusses zu stören. Dem russischen Führer gelang es jetzt auch, eine Vorhut auszuschicken, die die Verbindung mit den Engländern herstellen sollte. Die Lage der Türken war dabei noch immer nicht gerade ungünstig; sie besaßen Spielraum genug, um einer Umfassung durch die Russen und die Engländer vorzubeugen, und hatten sich, wie die Engländer mehrfach zu fühlen bekamen, auch stellenweise wieder verstärkt. Die Engländer waren bestrebt, sich von der Einmündung des Diala in den Tigris aus nach Osten und Nordosten dahin vorzuarbeiten, wo der Fluß im wesentlichen die persisch-türkische Grenze bildet, um die Vereinigung mit den Russen früher herbeizuführen. Im besonderen war Hanikin ihr Ziel. Diese Bewegung hatten die Feinde aber nicht so schnell ausgeführt, daß die Türken an dem Austritt aus dem persisch-türkischen Grenzgebirge hätten gehindert werden können. Die Engländer berichteten von Gefechten, die am 11. April mit türkischen Abteilungen stattgefunden hatten, die von Deli Abbas her an die türkische Hauptarmee Anschluß suchende Streitkräfte aufzunehmen beabsichtigten. Die Engländer wollten diese türkische Bewegung vereitelt und die aus Persien kommenden Truppen zu einem Umwege gezwungen haben, auf dem ihr Ziel, die Verschmelzung mit der Hauptmacht, noch nicht sicher geglückt sei. Die Russen entschuldigten ihre mangelhafte Unterstützung dieses teilweise gelungenen Vorhabens mit Verpflegungsschwierigkeiten und Schneefall, die zusammen ein rasches Eingreifen verhindert hätten. Das Zusammenwirken der Engländer und Russen trug noch keine erkennbaren Früchte. —

* * *

Ihre schwere Niederlage in **Palästina** suchten die Engländer nach Möglichkeit zu verschleiern. Sie behaupteten, nur wegen Nebels und Wassermangels den Rückzug angetreten zu haben; außerdem wollten sie den Türken bei den scharfen Zusammenstößen wenigstens 8000 Mann Verluste beigebracht und selbst nur 400 Mann verloren haben. Die Türken stellten daraufhin fest, daß Nebel nicht geherrscht hätte. Die von den Engländern angegebenen 8000 Mann türkischer Verluste erschienen von vornherein unglaubhaft, denn nicht einmal die gesamte Besatzung von Gaza erreichte



Vogelschauansicht der Gegend am Brückenkopf von Toboly am Stochod.
Nach einer Aufnahme von einem Schütte-Lanz-Luftschiff aus gezeichnet.

diese Zahl. Die Feinde, die mit großer zahlenmäßiger Überlegenheit angegriffen hatten, nahmen allerdings an, daß die Besatzung über 20 000 Mann betragen habe. Die Behauptung der Feinde, sie hätten nur 400 Mann verloren, wurde durch die Tatsache widerlegt, daß die Türken allein 1500 Engländer beerdigten und damit den Beweis lieferten, daß ihre Schätzung der englischen Verluste auf 3000 Mann nicht zu hoch gegriffen war. Die Türken waren wohl die Herren des Schlachtfeldes geblieben, aber sie folgten den Engländern nicht, weil sie für eine solche Unternehmung nicht genügend viele Truppen zur Verfügung hatten. Sie begnügten sich damit, dem Feinde die Durchführung eines großen Planes, der umfangreiche Vorbereitungen erfordert hatte, unter Zufügung großer Verluste unmöglich gemacht zu haben.

So trugen die Türken auch auf den entfernten Kriegschauplätzen (siehe die Bilder Seite 327) nach Kräften dazu bei, die gemeinsamen Feinde zu schädigen und niederzuringen. Wie innig die Verbindung der Türkei mit den Mittelmächten war, kam am 15. April erneut zum Ausdruck, als der türkische Prinz Zia Eddin Effendi (siehe Bild Seite 334) im Großen Hauptquartier dem Deutschen Kaiser einen Ehrensäbel als sichtbares Zeichen treuer Waffenbrüderschaft der verbündeten Heere und als Zeichen der Anerkennung für die Taten des deutschen Heeres überreichte. —

* * *

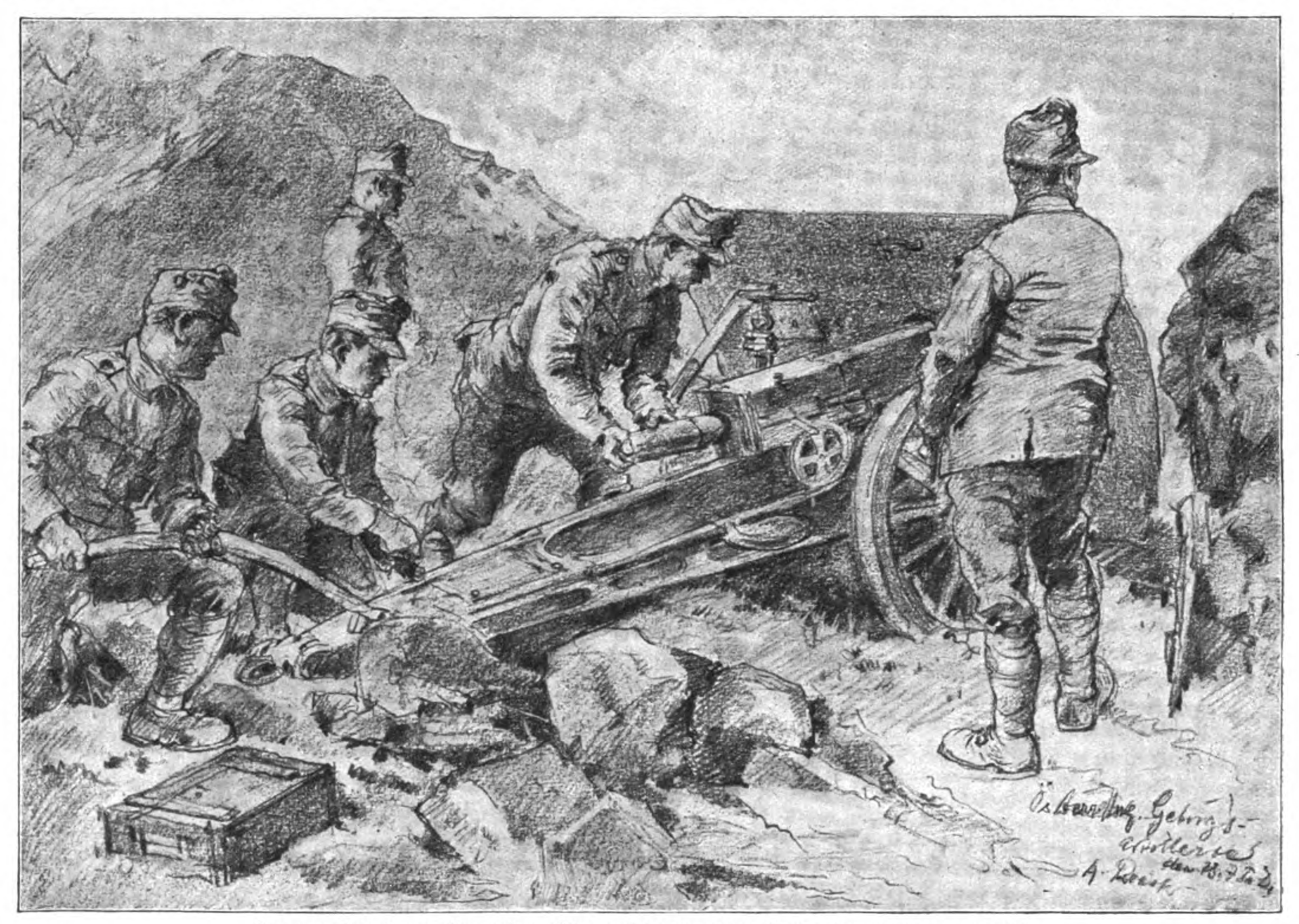
An der Schwächung der Feinde auf den türkischen Kriegschauplätzen wirkten die U-Boote im Mittelmeer durch ihre glänzenden Erfolge außerordentlich mit. Am 9. April wurde die Versenkung von weiteren 11 Dampfern und 13 Seglern im Mittelmeer bekannt gegeben. Unter diesen Schiffen, mit einem Gesamtraumgehalt von 38 224 Tonnen, waren auch ein zur englischen Tigrisflotte gehöriges Fahrzeug, das mit Proviant von England nach Mesopotamien unterwegs war, und ein großer bewaffneter französischer Dampfer, der von Marseille kam und Port Said anlaufen wollte. Am 14. April wurden schon wieder 12 Dampfer und 14 Segler mit einem Gesamtraumgehalt von 50 000 Tonnen als versenkt gemeldet.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Letschitzky, russischer General, erhielt das Kommando an der rumänischen Front, das er jedoch bald wieder abgeben mußte.

Ein großer Teil dieser Schiffe trug Frachten für die Truppen des Vierverbands in **Mazedonien.** Der starke Angriffstoß Sarrails war allerdings von den Gegnern aufgefangen worden, doch wiesen rege Tätigkeit im Vorfelde, häufige Artillerieüberfälle von beiden Seiten und nicht zuletzt die Betriebsamkeit der Flieger darauf hin, daß mit neuen Vorstößen zu rechnen war. Die deutschen Flieger führten am 31. März an dieser Front einen Angriff auf feindliche Fesselballone aus und brachten zwei davon brennend zum Absturz. Außerdem suchten sie auch die Truppenlager im Cernabogen mit Bomben wirksam heim. Am 2. April unternahmen die Franzosen mit schwachen Kräften einen Vorstoß nördlich von Monastir; sie wurden aber blutig heimgeschickt. Den Truppen der Mittelmächte gelang zwischen Ochrida- und Prespasee ein Erkundungstoß, der bis in die vorgeschobenen Stellungen der Franzosen geführt wurde; unter Mitnahme von Gefangenen und Beute



Aus den Kämpfen in Rumänien. Österreichisch-ungarische Gebirgskanone in Feuerstellung.

Nach einer Originalskizze des auf dem rumänischen Kriegschauplatz zugelassenen Kriegsmalers A. Reich-München.



Entwicklung österreichisch-ungarischer Schützenregimenter unter Führung des Generals der Kavallerie Freiherrn v. Hauer zum Sturmangriff auf den Brückenkopf von Toboly am Stochod am Morgen des 3. April 1917. Rechts im Vordergrunde die liegende Batteriebedienungsmannschaft.

Nach einer Originalzeichnung von M. Ledeli.

zogen sie sich wieder zurück, nachdem sie feindliche Gegenstöße zunächst innerhalb der französischen Linien siegreich abgeschlagen hatten. Zwischen dem Wardar und dem Doiransee eröffneten die Engländer seit dem 6. April zeitweilig heftiges Artilleriefeuer, das von den Batterien der Mittelmächte so nachhaltig erwidert wurde, daß Angriffsversuche des Feindes von vornherein unmöglich waren. Österreichisch-ungarische Abteilungen überfielen am 9. April die französischen Stellungen südlich vom Ochridasee, aus denen sie sich einige Gefangene holten. So wechselten kleinere Unternehmungen der beiden Gegner miteinander ab, ohne daß es bis Mitte April zu bedeutenderen Zusammenstößen gekommen wäre. —

* * *

Die **Italiener** litten sehr unter den Folgen des uneingeschränkten Unterseebootkrieges, durch den die Zufuhr von Lebensmitteln und Kohlen ganz empfindlich beeinträchtigt wurde. Infolgedessen mehrten sich auch in Italien die Stimmen, die nach Frieden riefen, weil besonders die Lebensmittel immer knapper wurden. In vielen Städten, wie zum Beispiel in Mailand (siehe Bild Seite 329), kam es sogar zu Straßenkundgebungen gegen den Krieg, wobei zahlreiche Verhaftungen erfolgten. Unter den Festgenommenen befanden sich auch mehrere Gemeinderäte.

An der Front blieben die so oft angekündigten großen Angriffe noch aus. Es schien überhaupt, als ob die Italiener ihre Angriffsabsichten aufgegeben hätten und sich mehr und mehr auf die Verteidigung einrichteten, obwohl sie an der küstenländischen Front (siehe die Bilder Seite 328) seit dem 10. April ein verhältnismäßig lebhaftes Feuer unterhielten. Im Gebiete des Etschtales und des Gardasees begannen sie ein ununterbrochenes Zerstörungsfeuer gegen die österreichisch-ungarischen Ortschaften. Diese Beschießung hielt jedoch die k. u. k. Streitkräfte nicht davon ab, ihre kleinen Vorstöße fortzusetzen, die im Raume von Görz dazu bestimmt waren, die Italiener allmählich in die Ebene hinabzudrücken und ihnen alle wichtigeren Verteidigungstellungen oder Angriffstützpunkte zu nehmen. Sturmabteilungen von zwei österreichisch-ungarischen Regimentern drangen am 11. April gegen Abend in die feindlichen Gräben von Unter-Vertojba ein und brachten nach siegreichem Gefecht 4 Offiziere, 135 Mann, 2 Maschinengewehre und 3 Minenwerfer als Beute ein.

Mit großem Eifer waren in der Berichtszeit die österreichisch-ungarischen Seeflugzeuge wieder tätig. In der Nacht zum 4. April bewarfen Seeflugzeuggeschwader die militärischen Anlagen und besonders die Flugzeugschuppen in Grado und Gorgo mit zahlreichen schweren Bomben, wobei mehrere Volltreffer in die Flugzeugschuppen festgestellt werden konnten. Die feindliche Gegenwirkung war sehr stark, doch gelang es ihr nur, ein Flugzeug aus dem Geschwader herauszuschießen, während die anderen unversehrt ihren Ausgangsort erreichten. Am 8. April stießen italienische Flieger auf Barcola und Sistiana vor und warfen Bomben ab, ohne aber Schaden zu stiften. Bald darauf griffen österreichisch-ungarische Flugzeuge die italienischen Barackenlager von Vermigliano mit Erfolg an, jedoch kehrte auch von diesem Vorstoß ein österreichisch-ungarisches Flugzeug nicht zurück. Wenige Tage später, am 13. April, beschossen österreichisch-ungarische Geschwader das Pumpwerk von Codigoro, das mehrere Bombentreffer erhielt. Von diesem Streifzuge kehrten alle Fahrzeuge wohlbehalten heim. Die sehr lebhaft gewordene Fliegertätigkeit ließ vermuten, daß die italienische Front nun langsam aus der langen, nur durch kleinere örtliche Zusammenstöße unterbrochenen Ruhe zu neuem Leben zu erwachen begann. —



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

General Tülff v. Tschepe und Weidenbach, der Leiter der deutschen Militärverwaltung in Rumänien.

* * *

Aus einer englischen Meldung vom 1. April war ersichtlich, daß die Feinde in **Deutsch-Ostafrika** (siehe die Bilder Seite 331), der größten und letzten deutschen Kolonie, deren Besatzungstruppe noch mannhaften Widerstand leistete, einen großen Mißerfolg gehabt hatten. Der englische Oberbefehlshaber berichtete, daß seit der Regenzeit die klimatischen Verhältnisse Ostafrikas hauptsächlich in der Küstengegend jede ausgedehnte Tätigkeit völlig verhinderten. Er fügte tröstend hinzu, daß die Zeit nicht nutzlos verstreichen werde. Die britischen Streitkräfte würden neu geordnet, die Transportverhältnisse umgestaltet und die bei dem Rückzug der Deutschen zerstörte Eisenbahn und die Wege erneuert. Die eingeleitete Neuordnung der Streitkräfte des britischen Heeres war besonders auffallend, denn sie bestätigte mittelbar die von den Deutschen gemeldeten bedeutenden Verluste der Engländer in den Kämpfen in Ostafrika. Die endgültige Eroberung der Kolonie, die mehrfach für das Jahr 1916 als völlig sicher in Aussicht gestellt worden war, war immer noch nicht gelungen. Es standen weitere harte Kämpfe bevor, zu denen die Engländer erst neue gründliche Vorbereitungen treffen mußten, denn die Deutschen waren gewillt, den Feinden auch weiterhin das Vordringen zu erschweren. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Sieg von Toboly.

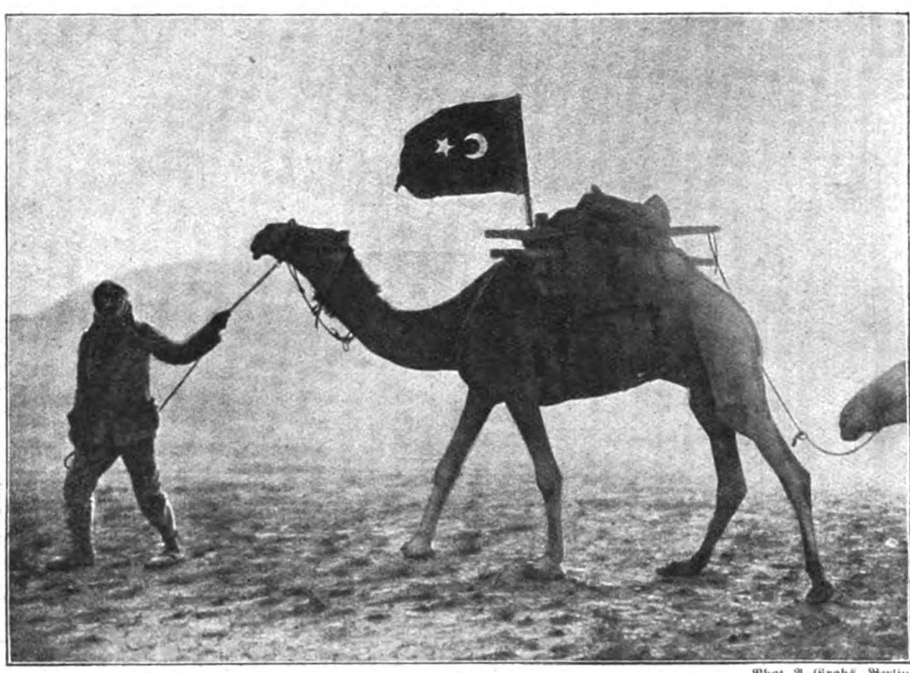
Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der „Frankfurter Zeitung".

(Hierzu die Kunstbeilage sowie die Karten Seite 322 und 323.)

Der Tag von Toboly hat mit einem schönen, stolzen Erfolge der deutschen Waffen geendet. Wohl war es nur ein Unternehmen räumlich begrenzten Umfanges, das seit langem hier geplant und viele Monate hindurch vorbereitet worden war. Aber über die erwartete Beute von vielleicht 3000, allerhöchstens aber 5000 Gefangenen hinaus brachte der Tag eine Beute von über 10 000 Mann, 130 Offizieren, 15 Geschützen und weit über 150 Maschinengewehren und Minenwerfern. Das sind schon Zahlen, die den Erfolg zu einem Siege machen. Und mehr noch als diese Äußerlichkeiten wirkt der Stil dieses Sieges, die Art des Zusammenarbeitens einer kühl wägenden, des Wartens nicht überdrüssigen, alles bis ins kleinste überdenkenden Führung mit schneidigen, draufgängerisch-forschen Spezialwaffen und mit alterprobter nimmermüder Infanterie. Das bedeutet so viel für eine Truppe, die einen langen, harten, entbehrungsreichen und ereignisarmen Winter

des Stellungskrieges hinter sich hat, zu wissen und zu vertrauen: wenn wir nur wollen, geht alles. Nicht nur die Verbände, die die Toboly-schlacht geschlagen haben, durchströmt dieses Kraftgefühl des Könnens; das zieht mit der Schnelligkeit des Telephons und Telegraphen, aber noch mehr und wirksamer durch persönliche Mitteilungen von Mann zu Mann die ganze Ostfront entlang. Aus der Wurzel Toboly schießt dieser Frühlingsaft in den ganzen Stamm der Ostfront bis in die feinsten Verästelungen hinein: so schön ging's bei Toboly, so schön würde es auch bei uns gehen, wenn man uns brauchte. Das Bewußtsein der Überlegenheit, das nie nach der zahlenmäßigen Abwägung der Kräfte fragt, das im acht- und zehnfach stärkeren Gegner noch keine besondere Gefahr erblickt, das nur eigenes Ziel vor Augen sieht und somit die eigentliche Grundlage des Sieges bildet, dieses Kraftbewußtsein ist durch den Tag von Toboly der ganzen Ostfront von neuem gewachsen.

* * *



Phot. A. Grohs, Berlin

Kamele im Dienste des Roten Halbmonds im Sandsturm in der Wüste.

Es galt eine Erbschaft aus den Tagen der Brussilowschen Offensive zu liquidieren. Als der Durchbruch von Olyka ihm geglückt und er damit die Front der Verbündeten am oberen Styr um Luck herum durchbrochen hatte, drängte Brussilow sofort rücksichtslos energisch zum Stochod vor, um vom Süden her Wladimir Wolynsk und Kowel zu erreichen. Am mittleren Styr, ungefähr von Sokul über Kolki und den Bogen von Czartorysk weg, hielt die alte Front noch zähe fest. Brussilow erkannte, daß trotz aller Menschenopfer im Süden gegen die frisch herangeworfenen deutschen Truppen kein Vorwärtskommen mehr möglich war, drehte alsbald gewandt die Angriffsrichtung um, und warf seine besten Truppen gegen die österreichisch-ungarische Styrfront zwischen Sokul und Kolki. Hier glückte ihm in den Julitagen auch wirklich der Durchbruch, den deutsche Reserven nicht mehr aufzuhalten vermochten: nun mußte auch dieser Teil der Styrfront bis hinauf zum Nobelsee hinter den Stochod in eine mehr angedeutete als ausgebaute Aufnahmestellung zurück.

Abermals drängte Brussilow nach und lief gegen die neue Front Sturm. Am 18. August, als man eben des alten Kaisers Franz Joseph Geburtstag feierte, brach er bei Toboly durch die Front österreichisch-ungarischer Reiterei und schuf sich auf dem westlichen Stochodufer um Toboly herum bis nach Helenin hinunter einen an beherrschende Höhen angelehnten Brückenkopf von 7 Kilometern Länge und annähernd 3 Kilometern Breite. Allen Versuchen, weiter vorzukommen und durch Erweiterung des Brückenkopfes nun auch die Stochodfront aufzurollen, boten freilich preußische Landwehr und bayrische Reiter blutigen Halt, allein auch die Versuche, die Russen wieder auf das östliche Stochodufer zurückzuwerfen, scheiterten in den Septembertagen und so verblieb den Feinden dieses „Sprungbrett von Toboly", als eine für einen angriffslustigen Gegner immerhin recht günstige Gelegenheit zu neuem Vorbrechen. Niemand zweifelte, daß im Frühjahr 1917, sobald es die Wegeverhältnisse und das Fertigwerden der im Winter aufgestellten russischen Neuformationen gestatten würden, der Brückenkopf von Toboly im Rahmen einer allgemeinen russischen Offensive eine ganz besondere Rolle spielen würde. Die Beobachter stellten denn auch immer den Bau neuer russischer Wabengräben fest, die dauernd stark besetzt waren. Am späten Abend des 11. Märzes erfolgte plötzlich ein starker Feuerüberfall der russischen Artillerie im Südteil des Brückenkopfes. Man nahm damals an, der Russe wolle die Batterien seiner Gegner aus ihrem Schweigen herauslocken, er habe von deren Angriffsvorbereitungen manches gemerkt und wolle sie zwingen, vorzeitig Farbe zu bekennen. Nach der Schlacht von Toboly ist ein Angriffsbefehl für drei russische Regimenter gefunden worden: sie sollten nach kurzer Feuervorbereitung an jenem Abend vorbrechen, aber „mit größter Energie" und „ohne nur an den feindlichen Drahtverhauen halt zu machen". Es war vielleicht der letzte Angriffsbefehl des zarischen Regimes. Der Vorstoß scheiterte im Sperrfeuer weniger leichter Batterien. Patrouillen, die sich zeigten, wurden durch ein paar Maschinengewehrschüsse verjagt. Aber der gefundene Befehl beweist, daß der Charakter des russischen Brückenkopfes oder „Waffenplatzes", wie ihn die Russen nannten, richtig beurteilt worden ist. Es ist auf alle Fälle gut, daß er genommen werden konnte.

* * *



Phot. A. Grohs, Berlin.

Auf einem Verbandplatz in der Wüste. Die neu angekommenen Verwundeten werden von den türkischen Ärzten in Behandlung genommen.

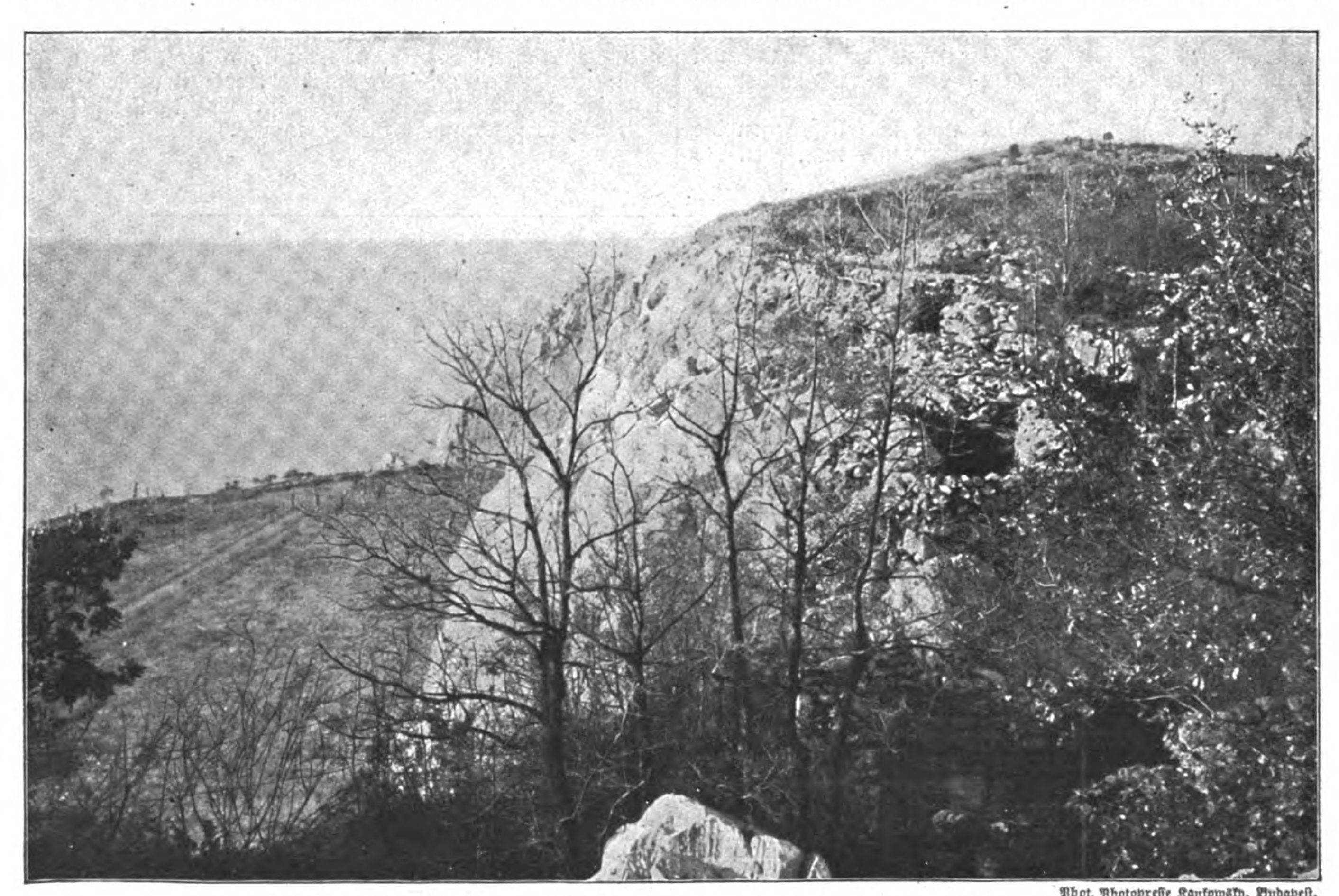
Ich habe Wolhynien nun in den letzten Monaten an den verschiedensten Stellen gesehen und erlebt — nirgendwo war es einförmiger und trauriger als in der Stochodgegend von Toboly. Jüngst wollte hier eine Sanitätskompanie der bayrischen Reiter einen Brunnen graben, um Wasser für ihre schöne Badeanstalt zu gewinnen. Da stieß die Rohrleitung wenige Meter unter der üblichen morastigen Sumpfschicht auf eine wasserundurchlässige Tonschicht und darunter auf reinste Kreide. Selbst in 51 Metern Tiefe war noch kein Grundwasser zu finden. Das bestätigt die Theorie von der Entstehung dieser ganzen riesigen Sümpfe. Die Schmelzwasser des Frühlings und der Märzregen wie auch die Herbstniederschläge können nicht versickern und sind auf langsame Verdunstung durch Sonne und Wind angewiesen. Im Styrbogen von Czartorysk hat man Kähne in den Dörfern gefunden, die zu gewissen Zeiten die einzigen Verkehrsmittel waren.



Phot. Photopresse Kankowsky, Budapest.
Soldat der k. u. k. berittenen Marine auf dem Kriegsschauplatz an der adriatischen Küste.

In dem ungewöhnlich trockenen und regenarmen Sommer 1915 haben die Soldaten über diese „wolhynische Marine" gespottet — jetzt war bei den bayrischen Reitern der Sumpf so tief, die Wassersnot so arg, daß der Verkehr zu den Feldwachen nur noch im Boot möglich war und daß sich die Leute draußen auf die Erdbrüstung legen mußten, um nicht zu ertrinken. Im Winter war das alles eine weite blinkende Eisfläche, die später ein dickes weißes Schneetuch deckte — jetzt, bei Tauwetter, gab es weite Seen, aus Flüßchen, wie der kleinen Turija, waren reißende Ströme geworden, die Wälder schienen aus unendlichen Wasserflächen emporgewachsen zu sein, einziger Halt und einzige Rettung in dem fließenden Naß waren die in Herbst und Winter fleißig gebauten Knüppeldämme. Aber gerade das war die Zeit, die der Führung für den Angriff am günstigsten schien. Der Stochod sollte nicht in seinen vielen Dutzenden von Armen träge zu Tal schleichen, ein einziger gewaltiger Strom sollte all die Stege und Brücken überfluten, die das Herankommen wie das Zurückziehen von feindlichen Truppen noch während des Kampfes ermöglichen konnten. Im Winter, namentlich in dem auch für russische Ansprüche harten Winter 1916/17, wollte man nicht angreifen, weil da der festgefrorene Stochod gar kein Hindernis war, der Brückenkopf somit keinen eigentlichen Brückenkopf, sondern eine einfache Stellungsausbuchtung mit ganz gesicherten rückwärtigen Verbindungen darstellte. Zudem wäre das Wirken der Artillerie in dem über Metertiefe gefrorenen Boden sehr gering und die Arbeit der eigenen Truppe beim Ausbau einer neuen Stellung über alle Maßen schwer gewesen. Das Abwarten der richtigen Zeit, da der Stochod sehr hoch sein würde und außerdem der zur Vergasung der russischen Batterien notwendige Westwind wehte, war für die Nerven der Truppe vorn eine harte Belastungsprobe. Denn immer blieb Toboly in den Händen der Russen für die Truppen der Mittelmächte ein „Alpdruck".

Toboly liegt vielleicht 40 oder 50 Meter höher als die Stellungen der bayrischen Reiter im Sumpf davor. Namentlich von der Kirchhofshöhe sahen die Russen ihren Gegnern bequem in die Stellung und in die rückwärtigen Verbindungen. Überdies hatten sie da oben ring- und terrassenförmig mehrere Linien übereinander ausgebaut und fügten



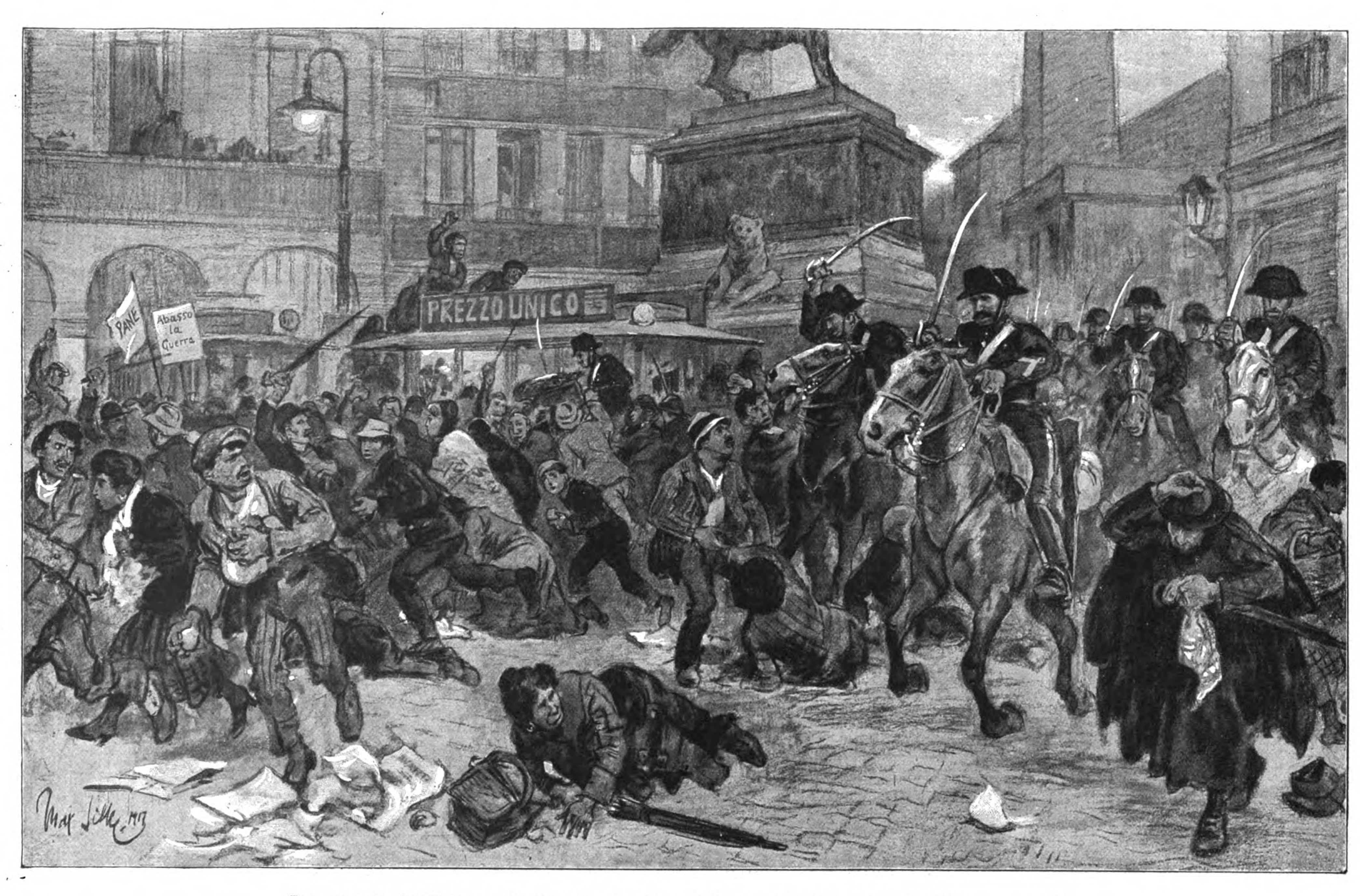
Phot. Photopresse Kankowsky, Budapest.
Karst und Adria, die südlichste Frontspitze auf dem österreichisch-ungarisch-italienischen Kriegsschauplatz.

Der Sieg von Toboly.

Eindringen deutscher Sturmbataillone in die „Tobolylöcher", die völlig verwahrlosten russischen Unterstände am Stochodbrückenkopf.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.





Hungerrevolte in Mailand. Berittene treiben die nach Brot und Frieden schreiende Menge auseinander.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.

den Verbündeten im Winter von hier aus durch Artillerie- und Infanteriefeuer dauernd Verluste zu, die zusammengerechnet wohl erheblich höher sind, als diejenigen, die der ganze Sturmtag den Angreifern kostete. Was die Tobolyhöhe im Norden war, das war die Höhe 166, die sogenannte Grillmeierhöhe, im Süden des Brückenkopfes: eine ständige Bedrohung, eine wundervolle gegnerische Beobachtungsstelle. Und als es taute, als das ganze Wasser in die tiefliegenden Gräben der Verbündeten floß, während es den Russen droben ganz leidlich zu ergehen schien — nur schien, denn in Wirklichkeit hatten sie, was sich später herausstellte, so wenig gearbeitet, daß sie weit mehr in Schmutz und Schlamm steckten als ihre Gegner, deren Entwässerungskünste sich prachtvoll bewährten — da war die Angriffsungeduld der Truppe kaum zu bändigen. Immer wieder wurde die „Tobolysache" angesagt und abgesagt. Erst plötzliches Tauwetter, dann neuer Frost, dann wieder Tauwetter und plötzlicher Ostwind — es schien ein Unstern über der ganzen Geschichte zu walten. Aber die Führung verlor die Ruhe nicht, und als sie dann am späten Abend des 2. Aprils den Angriff befahl, erwies sich der Tag als der denkbar günstigste. Mäßiger Westwind am Morgen, der erst nachmittags allzuscharf blies und am späten Abend, als alles vorbei war, in Ostrichtung umdrehte, Hochwasser im Stochod — also volles Wetterglück.

* * *

Der Angriffsplan ging dahin: Am frühen Morgen sollte das letzte Einschießen der zahlreich vereinigten Batterien beginnen, denen sich die Minenwerfer aller Kaliber anzuschließen hatten. Mehrstündiges Wirkungsfeuer sollte sich anreihen und dann, um die Mittagszeit, hatte die Infanterie von Helenin aus nach Norden und vom Walde aus nach Osten vorzustoßen, bis nördlich etwa die Russenmauer und Rudka Czerwiszcze und östlich der Stochod erreicht wären. Für den zweiten Tag war nach neuem Trommelfeuer der Sturm nach Norden und Nordosten hin mit dem Ziele Toboly vorgesehen, das nicht von der schwierigen Westseite, sondern vom Gut Czerwiszcze und von der Ziegelei aus angegriffen werden sollte. Am dritten Tage endlich sollte die „Bastion" vor Stare Czerwiszcze genommen werden.

Am Morgen ging alles programmäßig. Die in die vordersten Sappenköpfe eingebauten Minenwerfer legten ihr Salvenfeuer auf die russische Stellung, während die Artillerie den Stochod unter Sperrfeuer nahm und ihre Feuervorhänge bald vom Stochod zurück nach Westen, bald in umgekehrter Richtung wehen ließ. Auf die Sekunde pünktlich sprengten österreichisch-ungarische Sappeure unter der Grillmeierhöhe aus drei Minenstollen je 7000 Kilogramm Dynamit und schufen einen gewaltigen Kratertrichter gerade an der Stelle, die auch die Russen als Haupteinbruchstelle erkannt und unter Artilleriefeuer gehalten hatten. Das Gros der feindlichen Artillerie war bald so vergast, daß während des Sturmes selbst jede Gegenwirkung ausblieb. Kurz nach ein Uhr verließen die Sturmbataillone die Gräben, schon um drei Uhr war das befohlene Angriffsziel des Tages erreicht, ja, starke Patrouillen, ganze Kompanien, waren schon in weiterem Vorwärtsschreiten. Da änderte die Führung kurz entschlossen ihren Plan um und befahl, das ganze Angriffsprogramm noch am Nachmittag zu vollenden. Die Truppe hatte es als selbstverständlich gar nicht anders erwartet. Jäger und Radfahrerkompanie, holsteinische, oldenburgische und ostpreußische Infanterie und Landwehr wetteiferten an Schnelligkeit. Bald war das Gut Czerwiszcze genommen und ein Regimentstab im „weißen Hause" des Gutsparks gefangen. Drei weibliche Feinde, die Infanteristen gesehen haben wollen, müssen leider entkommen sein, seine Damenwäsche hat man jedenfalls im Regimentstabsquartier mit erobert. Gegen sechs Uhr abends gab es an der Ziegelei bei einer Bretterwand noch kurzen Widerstand, dann stieß man rasch, östlich an Toboly vorbei, zum Stochod vor. Drei im Kirchhof abgeschnittene russische Kompanien wollten noch umdrehen und sich wehren, aber nach kurzem Bajonettkampf gaben auch sie sich gefangen. Nach kurzer vereinigter Feuerwirkung der Batterien setzten dann noch im Abenddunkel die bayrischen Reiter, auf einer Strecke von 100 bis 300 Metern zum Teil bis an Brust und Hals im Wasser, zum Sturm auf die „Bastion" und die Kalkofenstellung an — als um acht Uhr der Mond aufging und weißen Schein über das Schlachtfeld warf, war der ganze Brückenkopf von Toboly in deutscher Hand.

* * *

Die Russen haben sicherlich sowohl bei der Minensprengung wie im Feuer der Minenwerfer, das ihre Stellungen einstampfte, große blutige Verluste erlitten. Am meisten kostete ihnen aber der bald in regellose Flucht ausartende Rückzug über den Stochod. Die beiden großen Brücken bei Rudka und Nowo Czerwiszcze lagen dauernd im Schrapnellhagel, waren streckenweise auch durch Granatentreffer zerstört, die Hunderte von kleinen Stegen waren zum Teil durch die Strömung weggerissen, zum andern Teil überflutet; man sah jedenfalls von hohen Beobachtungsstellen aus, wie beim Übergang über den Stochod Gesunde und Verwundete reihenweise umsanken und in den Fluten verschwanden. Die Russen gaben selbst ihre Verluste mit der wohl richtigen Zahl von 20- bis 25 000 Mann an. Über 10 000 sind gefangen worden; am Morgen mögen noch zahlreiche Verwundete zurückgekommen sein, aber ein starker Prozentsatz der Verluste besteht wohl in Toten. Das liegt einmal an der überwältigenden Wirkung des Feuers der Artillerie und Minenwerfer der Verbündeten, das von schneidigen österreichisch-ungarischen Fliegern ausgezeichnet geleitet wurde, dann aber auch am schlechten Ausbau der russischen Stellungen, die ebensowenig bombensicher, wie auch nur im entferntesten menschenwürdigen und gesunden Unterkünften ähnlich waren. Die Russen brauchen ja nicht wochenlang vorn zu liegen, weil ihr Reichtum an Menschen ein öfteres Ablösen als bei den Gegnern ermöglicht. Aber den Siegern lief es schon ganz kalt über den Rücken bei dem Gedanken, daß sie in diesen Tobolylöchern auch nur zwei oder drei Tage hätten aushalten sollen (siehe die Kunstbeilage). Es war da ganz „barbarische" Arbeit zu leisten, um aufzuräumen und gesundheitlich erträgliche Zustände zu schaffen. Aber diese Arbeit wurde gerne geleistet. Denn der Sieg von Toboly hat der Truppe neuen Mut und neuen Geist gegeben!

Leutnant z. S. d. R. Conrad Sörensen,
Kommandant des Hilfsdampfers „Marie", der Anfang 1916 aus einem deutschen Hafen auslief und allen feindlichen Nachstellungen zum Trotz große Mengen Kriegsmaterial in der Sudibucht in Deutsch-Ostafrika ablieferte. Mit dem entleerten Schiff gelang ihm dann der Durchbruch nach Niederländisch-Indien, von wo aus er später mittels eines Segelbootes Manila auf den Philippinen erreichte.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Oberleutnant z. S. d. R. Carl Christiansen,
dem es glückte, im Februar 1915 sein mit Munition und anderem Kriegsmaterial für die Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika beladenes Schiff durch die Kette der englischen Bewachungsfahrzeuge in der Nordsee und den atlantischen Gewässern sowie an der afrikanischen Küste zu führen, wodurch die Widerstandsfähigkeit der sich heldenmütig verteidigenden Schutztruppe gekräftigt wurde.

Unter deutscher Flagge nach Ostafrika.

(Hierzu die obenstehenden Bildnisse.)

Während die deutschen afrikanischen Kolonien Togo und Kamerun nach kurzem, heldenmütigem Kampfe der feindlichen Übermacht erlegen sind und auch Südwestafrika nach längerer hartnäckiger Verteidigung sich dem General Botha ergeben mußte, hat Deutsch-Ostafrika in einem zähen Kampfe, der schon über zweieinhalb Jahre währt, standgehalten. Angesichts dieser heldenhaften Verteidigung gegenüber einer erdrückenden Übermacht erhebt sich in Deutschland immer wieder die Frage, wie es möglich ist, daß den deutschen Helden in Afrika trotz fortwährender Kämpfe noch nicht die Munition und das sonst noch erforderliche Kriegsmaterial

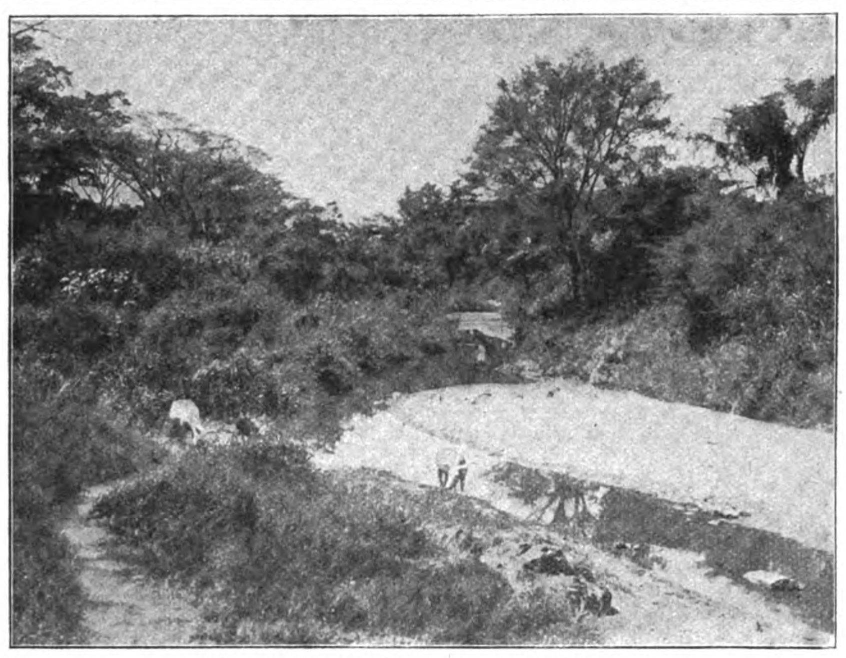
ausgegangen ist. Diese Frage hat jetzt, wie von zuständiger Stelle bekannt gemacht wird, ihre Lösung gefunden. Deutsche Schiffe haben es verstanden, die englischen Sperrlinien mehr als einmal zu durchbrechen; dem Wagemute deutscher Seeleute ist es gelungen, der Schutztruppe die Mittel zu verschaffen, deren sie zur Fortsetzung des Kampfes unbedingt bedurfte.

Im Februar 1915 fuhr ein deutscher Dampfer unter dem Befehl des Oberleutnants z. S. d. R. Christiansen aus einem deutschen Hafen ab. Seine Ladung bestand aus Gewehren, Maschinengewehren, mehreren Millionen Patronen, Geschützen mit Munition und Maschinenausrüstung für den Kreuzer „Königsberg“ sowie Proviant, Bekleidungs- und Sanitätsausrüstungen. Der Dampfer durchbrach glücklich die Kette der englischen Bewachungschiffe und lief im April in die Mansabucht in Deutsch-Ostafrika ein. Erst beim Einlaufen wurde er von dem englischen Kreuzer „Hyazinth“ verfolgt und beschossen, geriet teilweise in Brand und versank in dem flachen Wasser. Doch war es möglich, die kostbare Ladung zu bergen.

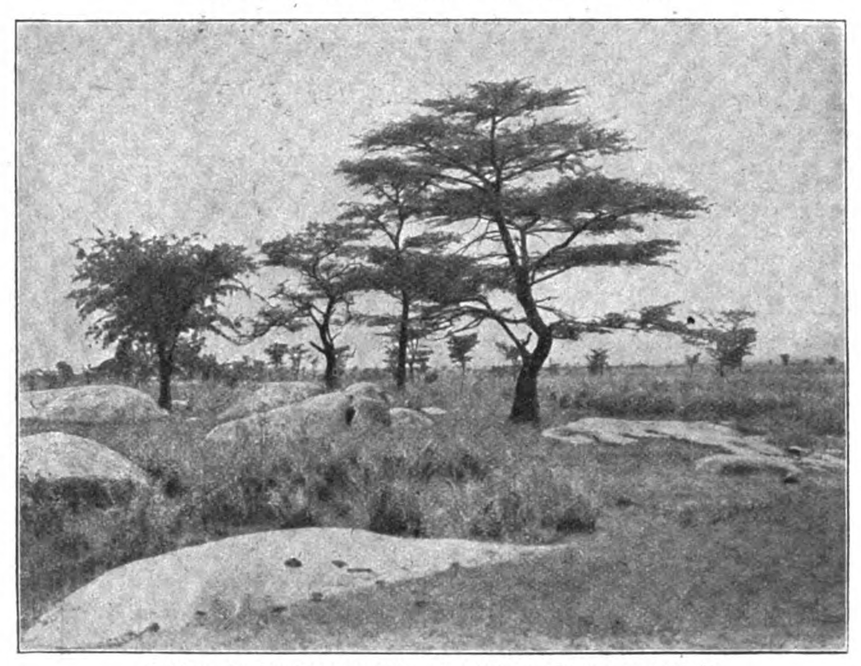
Als zweites Schiff lief der Hilfsdampfer „Marie“ Ende 1915 bei eisiger Kälte aus irgendeinem deutschen Hafen aus. Sein Kommandant war der Leutnant z. S. d. R. Sörensen. Auch sein Ziel war Ostafrika. Seine Ladung bestand in erster Linie aus Munition und Kriegsgeräten, mehreren tausend Gewehren, vielen Millionen Patronen, Artilleriemunition sowie mehreren Geschützen, Feldkanonen und Feldhaubitzen; außerdem hatte er in großem Umfange Material zur Herstellung weiterer Munition an Bord.

Über die kühne Fahrt des Dampfers enthält die „Berliner Abendpost“ folgende anschauliche Schilderung: „Die berühmten englischen Blockadelinien wurden mit Leichtigkeit durchbrochen. Eines schönen Tages lief die ‚Marie‘ in die Sudibucht ein und ging vor Anker, während in einer Entfernung von 15 Seemeilen (28 Kilometer) nordwärts ein englischer Kreuzer Wache hielt. Die Ladung wurde schnell gelöscht, es wurde zur Abreise gerüstet und alles seeklar gemacht, als am 11. April morgens zwei Uhr zwei englische Wachtboote in die Bucht hineindampften. Sie erblickten den Dampfer und eröffneten aus 1500 Metern Entfernung das Feuer. Gegen acht Uhr morgens kam ein Kreuzer und begann von See aus auf einen Abstand von 5 Kilometern zu feuern. Furchtbar war das Getöse; etwa 800 schwere Geschosse wurden abgefeuert und richteten großen Schaden an. Das Feuer dauerte bis 10 Uhr vormittags. Fünf schwere Geschosse trafen das hilflose Schiff, außerdem erhielt es über 100 Treffer von kleineren Kalibern. — Es ist ein Wunder, daß niemand von der Besatzung getötet oder verwundet wurde.

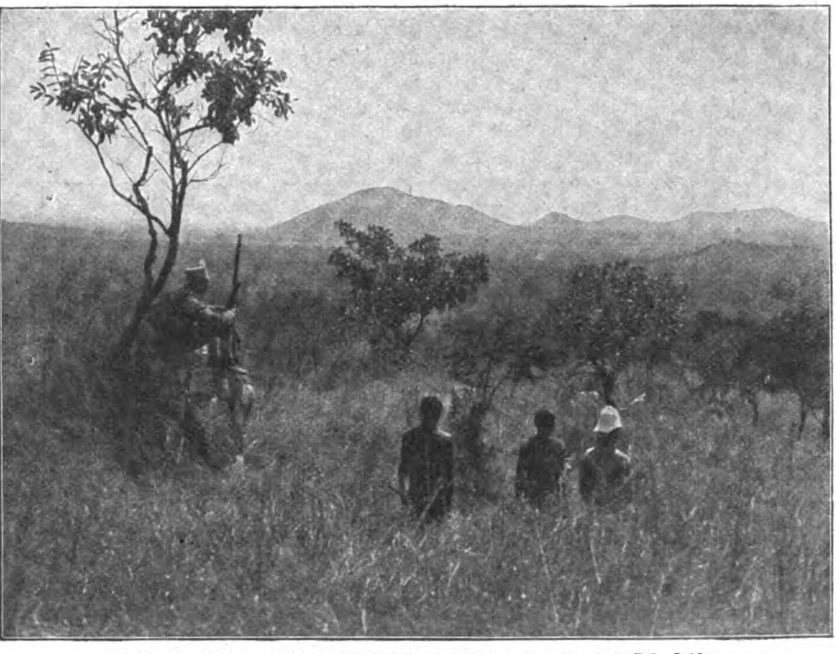
In der Meinung, ihre Arbeit getan und das Schiff vernichtet zu haben, dampften die Engländer ab. Nun hieß es auf der ‚Marie‘, das schwerbeschädigte Schiff, so gut es ging, auszubessern. Als die Leute eifrig bei der Arbeit waren, begann am 16. April von zwei Kreuzern, zwei Kanonenbooten und einem Wachtschiff aus die Beschießung von neuem, die zweieinhalb Stunden dauerte. Die ‚Marie‘ wurde nicht getroffen, alle Granaten wühlten sich in den weißen Küstensand. Da sie auch diesmal ihre Arbeit vollendet zu haben glaubten, drehten die Engländer ab und dampften der See zu. Nun ging es wieder mit allen Kräften ans Ausbessern. Das ganze Achterdeck war ein



Ikoma in Deutsch-Ostafrika. Der Fluß Grunefti.



Itilima in Deutsch-Ostafrika. Ansicht der Steppenlandschaft.



Blick auf den goldhaltigen Kitengeraberg in Deutsch-Ostafrika.

aufgerollter Eisenklumpen und wie ein Sieb durchlöchert. Die Backbordseite hatten Granaten an mehreren Stellen durchschlagen. Es war eine schwere Arbeit, aber Willenskraft und Ausdauer überwanden sie. Als sich das Schiff in einigermaßen seetüchtigem Zustande befand, wurde beschlossen, die Bucht so bald wie möglich zu verlassen.

Am 23. April bei dunkler Nacht ging der Anker hoch, und die stolze ‚Marie‘ dampfte der offenen See zu. Ziel: Batavia in Niederländisch-Indien. Auf Umwegen, hart an Klippen und Untiefen vorbei, nahm der Kapitän seinen Kurs. Die englischen Kreuzer lagen draußen auf der Lauer. Sollte das Schiff doch noch wider Erwarten herauskommen, so würde es die sonst übliche Fahrroute benutzen. So hatten es sich die Engländer gedacht. Von der ‚Marie‘ spähten scharfe Augen in die Nacht. Es ist geglückt, sie sind dem Feinde entronnen. Immer den östlichen Kurs verfolgend, gewannen die Tapferen den Indischen Ozean. In der Sundastraße, nicht weit vom Ziel, drohte abermals Gefahr.

In der Nacht vom 12. zum 13. Mai wurde ein holländischer Küstendampfer von englischen Kreuzern angehalten und durchsucht. Gerade um diese Zeit lief die ‚Marie‘ in die Sundastraße ein. Es war ein Wagestück auf Leben und Tod. Immer näher ging es an der Küste hin dem Ziel entgegen. Bald graute der Morgen. Langsam fuhr die ‚Marie‘ der Reede von Batavia entgegen.“ Die Ankunft dort schildert ein Brief aus Makassar in fesselnder Weise:

„Auf der Außenreede von Batavia war es, in der Frühe des 14. Mais. Im Osten graute eben der Tag. Ein englischer Frachtdampfer, der seinen Raum voll Zucker hat, hißt gerade seinen Anker, um in See zu gehen; da naht in der Ferne ein Schiff. Langsam dampft es heran und wirft seinen Anker zwischen den deutschen Dampfern ‚Hohenfels‘ und ‚Uhenfels‘. Was ist denn das für ein Schiff, und wie merkwürdig sieht es aus? Die Seeleute von den deutschen Dampfern stehen an Deck und sehen verwundert auf den Ankömmling. Das Fahrzeug sieht aus, als wenn es mit einem Taifun zu tun gehabt hätte.

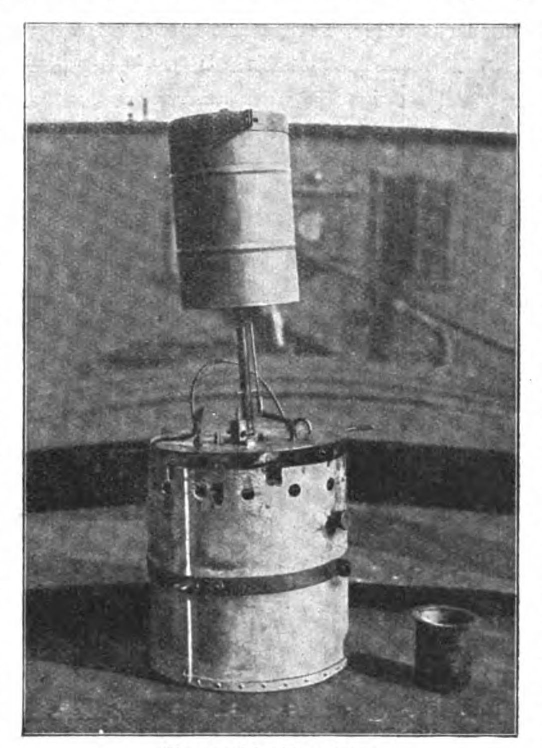
Plötzlich steigt zu aller Verwunderung die deutsche Flagge an seinem Heck empor. Welch ein Jubel, welche Hurraschreie! Alle hatten den Dampfer für einen englischen gehalten, denn Form und Bau ist nach englischer Art. Rasselnd läßt der englische Zuckerdampfer seinen Anker wieder fallen. Aus Angst? ‚Möwe‘? Wer kann's wissen? Sollten nicht unter dem Verschlag dort auf dem Vorschiff Geschütze stehen? Der Engländer hält es daher doch für sicherer, im Hafen zu bleiben, so lange, bis die holländischen Behörden dieses Rätsel gelöst haben. Erst nachdem sich herausgestellt hat, daß wirklich keine Gefahr im Anzuge ist, klariert John Bull aus und geht in See. Alles ist inzwischen auf den Beinen, um die tapferen Landsleute zu begrüßen. Ruder- und Segelboote, sogar Schauerprahme umringen das namenlose Schiff und jubeln der Bemannung zu. Da kommt die Barkasse des Hafenmeisters mit voller Fahrt dahergesaust. Kraft seines Amtes stürzt der Hafenmeister an Bord. Er ist ja dazu berufen, dieses wunderbare Rätsel zu lösen.

‚Wo kommen Sie her, und wie heißt Ihr Schiff?‘ — ‚Deutscher Dampfer ‚Marie‘ aus Deutsch-Ostafrika‘, entgegnet der wettergebräunte, bärtige Kapitän. — ‚Sonderbar‘, murmelt der Beamte und stellt nun an den Kapitän allerlei Fragen. Lächelnd beantwortet sie der Seemann. Schließlich erklärt er, das Schiff untersuchen zu müssen. Nun beguckt der Hafenmeister sich das Schiff von oben bis unten; zuerst auf dem Vorderdeck, wo er unter dem Segelwerk Geschütze vermutet. Er findet nichts dergleichen. Nun das Achterschiff. Wie sieht es dort aus! Englische Geschosse hatten sich dort mit Eisenplatten, Lukendeckeln, Scherstücken und sonstigen Eisen- und Holzteilen herumgebalgt. Die Maschinistenkammern sowie die Mannschaftsräume sind von den Granaten weggeblasen. Boote, fast keine mehr, und die Davits krummgebogen und abgeschossen. Alles ist ein Wirrwarr. Das Deck ist wie ein Sieb, alles von Granaten durchlöchert. Der Hafenmeister kann nur feststellen, daß das Schiff leer ist. ‚Also Ladung haben Sie nicht im Schiff, Herr Kapitän?‘ — ‚Nein, die habe ich schon gelöscht.‘

Aber das Schiff trug doch eine Fracht, wie sie nur je ein Schiff getragen hat: eine Heldenschar. Zwanzig deutsche feste Seeleute, denen der Schalk und der Mut aus den Augen blitzten. Und ihre Führer Männer, denen der Ernst und die Verantwortlichkeit auf der Stirne geschrieben steht. Dazu noch zwölf stämmige Suahelineger, die darauf schließen lassen, daß die ‚Marie‘ aus Afrika kommt.

Mit dem zerschossenen Schiff ist zum ersten Male während des Krieges Wirklichkeit zu uns gekommen und zugleich die lebendige Botschaft von deutschem Mut und Willen. Dem deutschen Namen hat die tapfere Besatzung der ‚Marie‘ hier in Indien alle Ehre gemacht und uns Deutschen unsägliche Freude bereitet.“

Die Abenteuer eines Teils der kühnen Seefahrer sollten damit aber noch nicht zum Abschluß gekommen sein. Die „Manila Weekly Times“ enthält über ihre weiteren Fahrten den folgenden kurzen Bericht: „Kapitän Sörensen und zwei Matrosen Iversen und Toft von dem in Batavia internierten deutschen Dampfer ‚Marie‘ beschlossen, zu fliehen, um zu versuchen, auf dem Wege über die Philippinen die Heimat wieder zu erreichen. Mit noch zwei anderen Deutschen unternahmen sie die 1500 Seemeilen lange Fahrt nach Mindanao in einem nur 20 Fuß langen offenen Segelboot. Sechzig Tage kämpften die tapferen Männer mit Sturm und schwerem Seegang, der das gebrechliche Fahrzeug stündlich zu vernichten drohte. Während der ganzen Zeit stand das Wasser stets knietief im Boot. In den letzten zwei Wochen gingen ihnen die Lebensmittel aus, so daß sie bei der endlichen Ankunft in Celebes halb verhungert waren. Trotzdem wagten sie nach einigen Wochen Erholung in Celebes die Weiterfahrt im gleichen Boot nach den Philippinen. Nach unendlichen Mühseligkeiten glückte ihnen auch dieses Wagestück und die tapferen Seeleute kamen unversehrt in Manila an.“

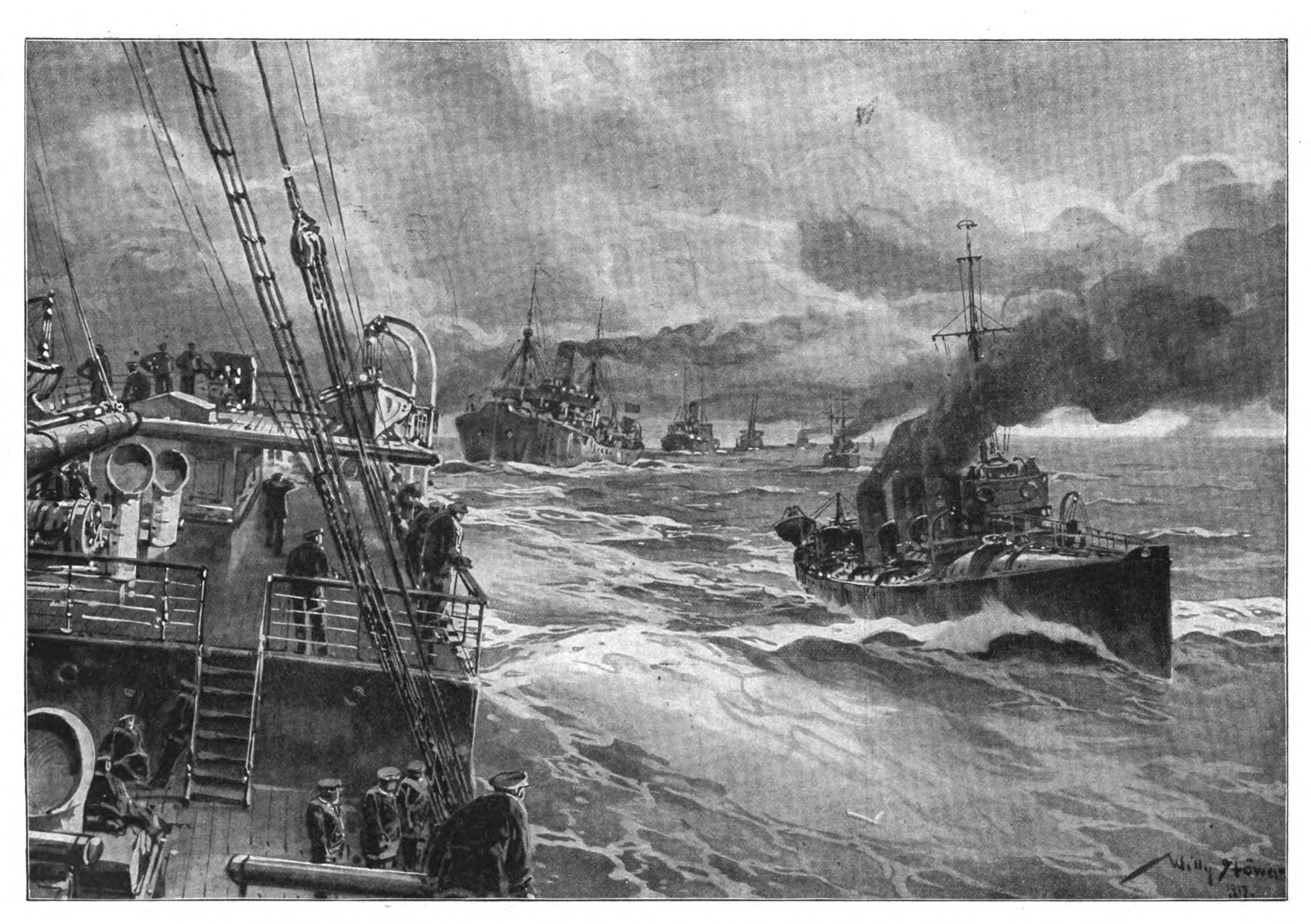


Rumänische Treibmine.

Rumänische Treibminen.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Nicht nur an den Meeresküsten und in den Seebecken, auch in den großen Flüssen spielen die Minen in dem gewaltigen Weltkrieg eine große Rolle. Insbesondere war die untere Donau, bevor sie ganz in die Hand der Mittelmächte kam, der Schauplatz des Kampfes mit Minen. Die serbischen Minen haben die Eroberung Serbiens und den Donauverkehr sehr erschwert. Noch lange nachdem die tapferen deutschen und österreichisch-ungarischen Krieger die Donau bei Belgrad und Semendria überschritten hatten, mußten eigene Minenfänger, das sind Schiffe mit einer rechenartigen Vorrichtung am Bug, den Strom von den serbischen und russischen Minen säubern. Auch die Rumänen bedienten sich vielfach ähnlicher Minen in der Donau, die sie zum Teil schon in Friedenszeiten ausgesetzt hatten. Man unterscheidet Beobachtungsminen, die vom Lande aus unter Wasser zur Entzündung gebracht werden, und Kontaktminen, die sich entzünden, wenn Schiffe an sie stoßen. Die Kontaktminen sind entweder verankert, oder sie treiben als Treibminen im Wasser. Die Rumänen haben zumeist die letztgenannte Art von Minen verwendet; diese hatten den Zweck, die Schiffe der Mittelmächte und die von ihnen geschlagenen Schiffsbrücken zu gefährden. Glücklicherweise waren aber diese rumänischen Treibminen — deren Bau



Die Furcht vor den deutschen U-Booten. Eine Reihe von Transportschiffen der Verbandsmächte wird von Zerstörern geleitet.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

das Bild auf Seite 332 zeigt — meist sehr schlecht gearbeitet und ganz veralteter Art. Sie waren oft mit unzulänglichen Mitteln hergestellt, vielfach sehr schlecht gefüllt und gingen in der Mehrzahl der Fälle nicht los.

Das Schutzgeleit von Handelschiffen.

(Hierzu das Bild Seite 333.)

In von Monat zu Monat steigendem Maße verringern die deutschen U-Boote und Minen die Handelschiffsbestände der Vierverbandstaaten. Dem jetzt recht bescheiden anmutenden Ergebnis des ersten Monats des U-Boot-Kreuzerkrieges, des Februars 1915, nämlich 33 000 Bruttoregistertonnen, standen im Jahre 1917 als Ausbeute des Monats März 885 000 Bruttoregistertonnen gegenüber. Zur unangenehmen Überraschung des seegewaltigen England stellte sich heraus, daß sich seine riesige Kriegsflotte den U-Booten gegenüber als ohnmächtig erwies. Ein Heer von Erfindern und Entdeckern war tätig, um geeignete Abwehrmaßregeln zu schaffen, doch blieb alle Mühe vergeblich. Millionen und aber Millionen wurden für Netze, Minen, U-Bootjäger und U-Bootfallen ausgegeben; allein die Netze kosteten nach englischen Angaben 1,5 Milliarden Mark. Es hat alles nichts genützt. Die einzelnen Häfen konnten durch Netz- und Minensperren wohl geschützt werden, aber auf offener See gab es kein wirksames Abwehrmittel, besonders nachdem die Tauchboote infolge des Beginns des uneingeschränkten U-Bootkrieges innerhalb der Sperrgebiete nicht mehr an die Regeln des Kreuzerkrieges gebunden waren und die dort angetroffenen Schiffe ohne nochmalige besondere Warnung versenkt werden durften.

Zum Schutze der Handelschiffe griffen deshalb die Westmächte zu einem Mittel, das an längst verflossene Zeiten erinnerte; es ist das Geleiten — Convoyieren — einer Sammlung von Dampfern durch eine Anzahl von Kriegschiffen. Nach der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien galt es bis zu den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts, die wertvolle Ladungen tragenden Handelschiffe gegen feindliche Angriffe und Freibeuter auf den langen Fahrten zu schützen. Die Seekriegsgeschichte ist reich an ruhmvollen Schilderungen der sich um diese Geleitzüge häufig entspinnenden Kämpfe. Zur Zeit der Segelschiffe war es schon nicht leicht, einen solchen Verband einigermaßen beieinander zu halten, trotzdem alle Schiffe gleichmäßig auf dasselbe Bewegungsmittel, den Wind, angewiesen waren. Reeder und Kapitäne gut segelnder Schiffe ließen sich auch meist nur nach Androhung von Strafen dazu bewegen, ihre Schiffe einem Geleitzuge anzuschließen.

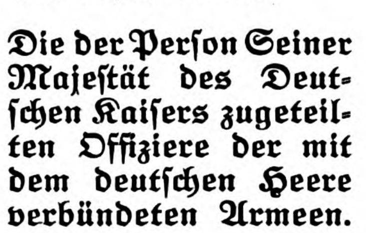
Im Zeitalter des Dampfes macht das Zusammenstellen und das Sichern eines solchen Transportes ungleich größere Schwierigkeiten, da sich seine Fahrgeschwindigkeit nach dem langsamsten Schiffe richten muß. Die Handelsdampfer sind je nach ihrem Zweck und ihrer Größe als Fracht- oder Passagierschiffe so gebaut, daß sie möglichst sparsam arbeiten. Jede technische Neuerung, die diesem Zwecke dient, wird bei Neubauten berücksichtigt. Bei dem schnellen Fortschreiten der Technik liegt es auf der Hand, daß es nicht so leicht ist, eine Anzahl Schiffe zusammenzustellen, deren Geschwindigkeit annähernd gleich und dabei doch so groß ist, daß sie einem getaucht fahrenden U-Boot entfliehen können.

Zur Bildung eines solchen Zuges bedarf es längerer Vorarbeiten. Schiffe müssen aus ihren bisherigen Fahrten herausgezogen werden, die Ladungen sind nach dem gemeinsamen Auslaufhafen zu leiten, Liegeplätze sind für die abgefertigten oder noch abzufertigenden Dampfer zu schaffen, die Schiffsführung muß das Fahren im Verbande, das durchaus nicht so einfach ist, üben — kurz, es gehen Zeit und Geld verloren. Für die das Geleit gebenden Kriegschiffe ist die Aufgabe auch nicht leicht. Wollen sie den Schutz wirksam ausüben, so ist es nötig, daß sie die Frachtschiffe dauernd umkreisen wie Schäferhunde die Herde, und sie müssen vor allem auch in genügender Zahl vorhanden sein. Auf kurze Strecken, wie im Kanal zwischen England und Holland, genügen hierfür Zerstörer, für größere Entfernungen bedarf es der Einstellung von Kreuzern, die eine Menge Betriebstoffe verbrauchen, die an anderer Stelle vielleicht besser zu verwenden wären, abgesehen davon, daß eine große Anzahl von Menschen anderem Sicherungsdienst entzogen wird. Es dürfte den Admiralitäten der Westmächte nicht leicht werden, die zum Geleiten notwendigen Kriegschiffe bereitzustellen. Und zu ihrem Kummer mußten sie sehen, daß auch dieses Schutzmittel nicht genügt, denn nach den Bekanntmachungen des deutschen Admiralstabes sind sowohl in der Nordsee wie im Kanal, im Atlantik und im Mittelmeer von den U-Booten Schiffe trotz starken Schutzgeleites versenkt worden.



Phot. W. Gircke, Berlin.

Prinz Zia Eddin Effendi (1), der älteste Sohn des Sultans, der den vom Sultan dem Deutschen Kaiser verliehenen Ehrensäbel überbrachte, bei seinem Aufenthalt in Berlin. In seinem Gefolge befinden sich Generalleutnant Zekki Pascha (2), Tewfik Bei (3), erster Kammerherr und Oberhofmarschall, und Salih Pascha (4), Generaladjutant.



Die der Person Seiner Majestät des Deutschen Kaisers zugeteilten Offiziere der mit dem deutschen Heere verbündeten Armeen.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

(Hierzu die Bilder Seite 335.)

Nach Beendigung der Befreiungskriege kamen die Monarchen von Rußland und Preußen überein, als Zeichen dauernder Hochachtung und Freundschaft je einen General zu tauschen, der lediglich der Person des befreundeten Herrschers zu besonderem Dienst zugeteilt bleiben sollte. Diese Generale hatten nicht etwa die Stellung von Militärbevollmächtigten oder Attachés der betreffenden Botschaften, sondern bildeten lediglich einen Teil der Gefolgschaft der Staatsoberhäupter, denen sie, wie man sagte, akkreditiert waren. Sie waren also Generale à la suite in des Wortes eigentlichster Bedeutung. Da sie meist sehr lange in ihrer Stellung blieben, so war es natürlich, daß sie mit ihren hohen Herren in vertraulichere Beziehungen kamen als wie zum Beispiel die Chefs der militärischen Missionen, die den diplomatischen Vertretern ihrer Staaten für kürzere Zeit beigegeben waren. So hatte zum Beispiel der preußische General v. Werthern am Petersburger Hofe so sehr die Achtung und Wertschätzung der Zaren Alexander des Zweiten und Nikolaus des Zweiten zu gewinnen gewußt und war deren Familienleben so nahe gekommen, daß er, ohne es in seiner Bescheidenheit zu wollen, ein Faktor geworden war, mit dem gerechnet werden mußte. Auch der russische General Schuwalow erfreute sich hoher Sympathie bei Kaiser Wilhelm dem Ersten. Dem jetzigen Deutschen Kaiser sind nun von seinen Verbündeten auch Offiziere kommandiert worden, die dauernd in seinem Gefolge verbleiben sollen. Da sie Seine Majestät auch ins Feld zu begleiten haben, so ist es natürlich, daß ihre



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
K. u. k. Generalmajor Alois Ritter Klepsch Kloth v. Roden.

Tätigkeit einen mehr militärischen als höfischen Einschlag erhält. Sie sind gewissermaßen Verbindungsglieder des obersten Kriegsherrn mit dessen verbündeten Armeen geworden. Man könnte sie beinahe als Nachrichtenoffiziere bezeichnen, die bestimmte Wünsche nach beiden Seiten übermitteln beziehungsweise entgegennehmen, Aufklärungen über das und jenes erteilen und Anfragen beantworten. Natürlich gilt das nur mit gewissen Einschränkungen, die Bescheidenheit, Takt und kluge Beurteilung als Grenzen erscheinen lassen. Die drei Offiziere nun, die die Verbündeten der Deutschen in diese hohe Vertrauenstellung entsandt haben, sind folgende:

1. Der k. u. k. Generalmajor Alois Ritter Klepsch Kloth v. Roden. Er ist für Kaiser Wilhelm kein Fremder, da er schon mehrere Jahre vor seiner am 17. Oktober 1916 erfolgten Ernennung Militärattaché bei der Österreichisch-ungarischen Botschaft in Berlin und seit anderthalb Jahren zur deutschen Obersten Heeresleitung kommandiert war. Auf Wunsch des Kaisers Franz Joseph blieb er auch Flügeladjutant. Es galt dieses Verhältnis als besondere Aufmerksamkeit und „Courtoisie" des greisen Monarchen.

2. Der osmanische Generalleutnant Zekki Pascha, bisher Militärbevollmächtigter beim Deutschen Kaiser. Auch er verbindet diese Stellung mit der eines Generaladjutanten. Er soll die Energie Enver Paschas und ein felsenfestes Vertrauen in den Sieg der Mittelmächte besitzen.

3. Der bulgarische bisherige Militärbevollmächtigte und Flügeladjutant Oberst Gantschew, ein Offizier, auf den sich viele Hoffnungen der bulgarischen Armee vereinigen.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Der bulgarische Militärbevollmächtigte und Flügeladjutant Oberst Gantschew.

Wenn Napoleon der Erste öfters gesagt hat: L'homme fait l'époque — der Mann schafft sein Zeitalter —, so kann von den genannten Offizieren gesagt werden: der Mann schafft sich seine „Stellung".

Sie können diese ausbauen und zu einer bedeutenden gestalten, wenn sie hohe militärische und diplomatische Eigenschaften besitzen.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Zekki Pascha, Generalleutnant und Generaladjutant.

Strategischer Rückzug.

Von Franz Carl Endres.

Mit dem Wort „Rückzug" wird im alltäglichen Leben eine ganze Reihe von Begriffen bezeichnet, die sehr verschiedener Natur sind, sowohl was ihre Beweggründe, als auch was die Form ihrer Durchführung betrifft. Schon die Unterscheidung freiwilliger oder unfreiwilliger Rückzug teilt den allgemeinen Begriff den Ursachen nach in zwei große Gruppen ein. Diese Unterscheidung ist aber nur sehr grob, denn wenn wir schärfer nachdenken, werden wir zugeben müssen, daß jeder Rückzug im letzten Grunde unfreiwillig ist. Wir bezeichnen mit einem freiwilligen Rückzug einen solchen, der zwar vom Gegner veranlaßt, aber nicht erzwungen ist, der schließlich auch unterbleiben könnte, wenn man die aus seinem Unterlassen entstehende Verschlechterung der Lage mit in den Kauf nehmen will. Es ist das also ein Rückzug, der noch der Überlegung des Feldherrn sein Dasein mit verdankt, während der unfreiwillige Rückzug automatisch eintritt oder ganz kurze Zeit vor diesem sicher erwarteten automatischen Eintritt befohlen wird und lediglich in der Art seiner Durchführung noch vom Führer beeinflußt werden kann. Ein solcher Rückzug tritt ein nach verlorener Schlacht. Der freiwillige Rückzug aber will die unangenehme Lage unter Vermeidung der Schlacht verbessern, beispielsweise indem die Armee auf heranrückende Verstärkungen zurückgeht, um nach der Vereinigung mit diesen offensiv zu werden, oder die Verteidigung bis zur Entscheidung durchzufechten oder indem die Armee ausweicht, um Zeit zu gewinnen. Sie setzt dann verlorenen Raum in gewonnene Zeit über. Das wird der Führung angenehm sein in all den Fällen, wo ihr weniger am Raum als an der Zeit liegt. Sie wird sich um so leichter mit einem derartigen Raumverlust abfinden, wenn sie im Feindesland steht, es also nicht die eigene Heimat ist, die sie durch ihr Zurückgehen dem Feinde preisgibt.

Wir unterscheiden weiterhin „konzentrische" und „exzentrische" Rückzüge, von denen, kurz gesagt, die ersteren aus breiter Front in schmale oder aus getrennter Aufstellung in vereinigte (sogenannte Konzentrationen nach rückwärts), die letzteren umgekehrt aus schmaler in breite Front oder aus vereinigter in getrennte Aufstellung führen.

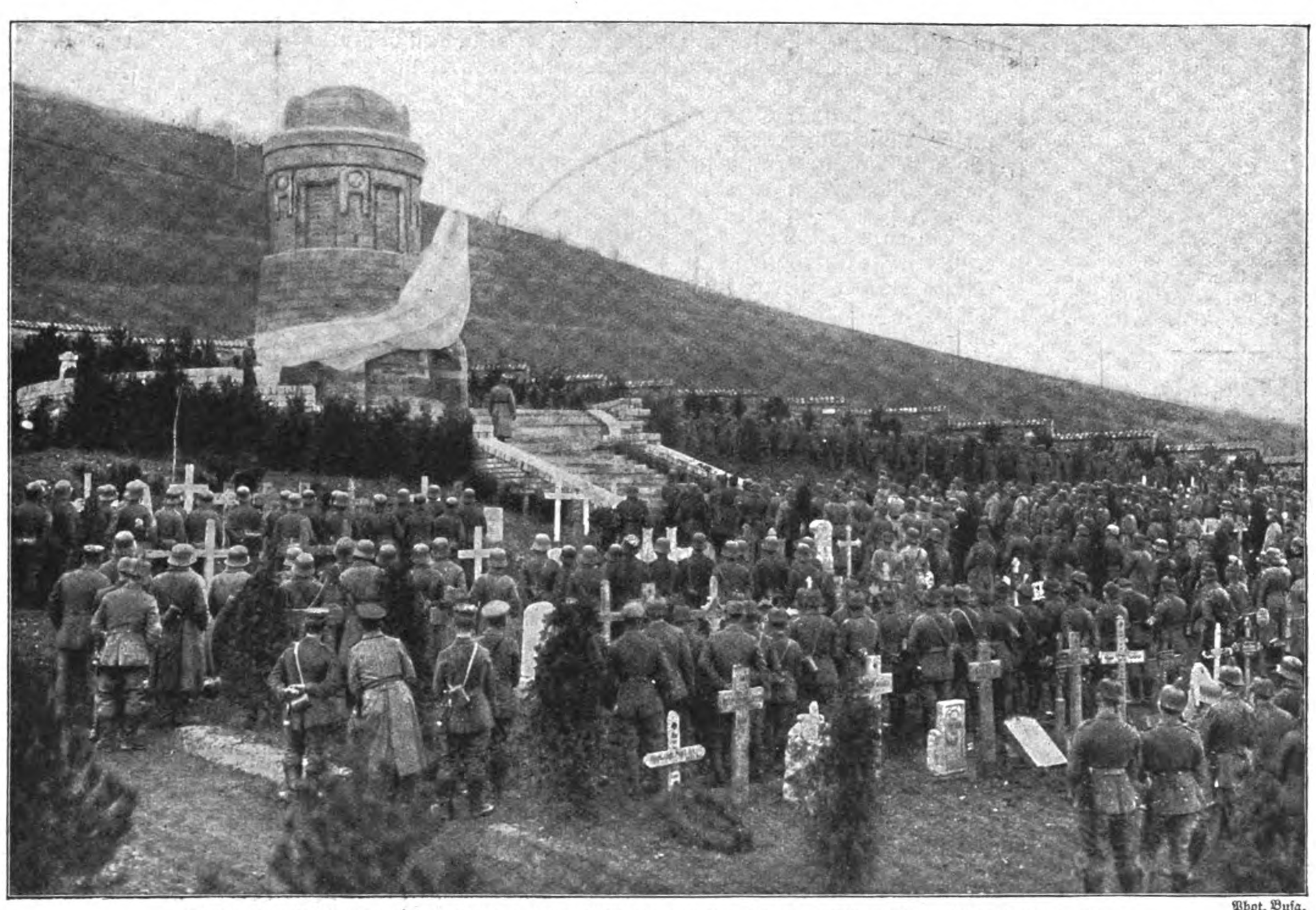
In welchen Fällen diese oder jene Art zu wählen ist, kann hier nicht näher auseinandergesetzt werden, denn es liegt uns ja nur daran, die Begriffe für den Laien ein wenig zu klären.

Geht ein Teil einer größeren Gruppe zurück, ohne daß die Gesamtabsicht sich ändert, lediglich zu dem Zwecke, bessere Kampfverhältnisse zu gewinnen, so ist ein solches Verfahren ein taktischer Rückzug; geht aber eine Gesamtheit zurück, um eine Aufgabe, die ihr gestellt ist, auf andere Art und in anderer Gruppierung zu lösen, so handelt es sich um einen strategischen Rückzug.

Hindenburg hat durch die Zurücknahme von Teilen der deutschen Westfront offenkundige Vorteile errungen.

Die deutschen Truppen sind zum großen Teil aus stark zerschossenen in ganz neue, mit allen Mitteln permanenten Festungsbaues errichtete Stellungen gelangt. Das erleichtert die Verteidigung und erspart Truppen, weil es immer als Regel anzusehen ist, daß je besser eine Stellung ist, desto weniger Truppen zu ihrer Verteidigung nötig sind.

Eine weitere Ersparung an Truppen ist auch dadurch erreicht worden, daß die neue Front, die, ganz allgemein gesprochen, in der Linie Lens—St. Quentin—Laon läuft, die Sehne des Bogens Arras—Noyon—Soissons—Reims darstellt und als solche ganz wesentlich kürzer ist. Kürzere Fronten sind aber mit weniger Kräften zu halten als längere.



Denkmalsenthüllung auf dem Heldenfriedhof Viéville-sous-les-Côtes, auf dem über 1000 Gefallene ruhen. Phot. Bufa.

Diesen wesentlichen Erleichterungen der eigenen Aufgabe stehen nun beträchtliche Erschwerungen der feindlichen gegenüber. Engländer und Franzosen waren zum doppelseitigen Angriff mit den ungefähren Hauptrichtungen Peronne—St. Quentin (Engländer) und Soissons—Laon (Franzosen) bereit. In dem Augenblick, in dem ihr erhobener Arm niedersausen sollte, wich Hindenburg aus. Im modernen Stellungskrieg kann ein Angriff nicht so einfach vor sich gehen wie im Feldkrieg — er bedarf wochen-, ja monatelanger Vorbereitung. Der ganze riesige Apparat der Befehlsübermittlung muß neu geschaffen werden, die Truppen müssen in der Sturmstellung eingerichtet sein, die Artillerie muß ebenfalls in weit vorgezogenen Stellungen bereit und mit riesigen Munitionsmengen versehen sein. All das war vor den alten deutschen Stellungen bereits in vollendeter Weise fertig. Nun mußte diese ganze Vorbereitung noch einmal vom Feinde vor der neuen deutschen Stellung bewerkstelligt werden.

Dazu kam, daß die Deutschen, die mit meisterhaftem Geschick diesen Rückzug ausgeführt haben, zwischen sich und den Gegner eine völlig kahle, völlig zerstörte Zone ließen. Der Feind fand keine Unterkunft, kein Wasser, keine Deckung, keine Transportmöglichkeit. Dadurch und durch zäh festhaltende, wenn auch schwache Nachhuten wurde sein Nachgehen noch mehr verlangsamt, der Zweck des Zeitgewinns in noch höherem Maße erreicht.

Die Wirkung auf den Gegner war doppelt. Jeder Rückzug erzeugt im Feinde zunächst das Gefühl der Erleichterung und erhöht seine Stimmung. Das konnte auch hier nicht vermieden werden. Namentlich in der Presse fand dieses Gefühl in Frankreich einen ganz gewaltigen Ausdruck. Auch in der französischen und wohl auch in der englischen Armee entstand das Gefühl des Sieges, das ganz natürlich von der Führung gepflegt und gehegt wurde.

Diesem Massengefühl widersprechend und entgegengesetzt, war das Gefühl bei der feindlichen Führung von Anfang an mehr das der Verlegenheit. Besonders die führungstechnisch wenig geschulte englische Armee, die den Deutschen nördlich von der Querlinie Ham—St. Quentin folgte, wußte sich mit der veränderten Sachlage nicht abzufinden. Sie ging nur zögernd und in steter Angst vor Fallen Hindenburgs vor, während sich die ungleich gewandtere französische Armee der neuen Lage gegenüber wesentlich geschickter erwies. — Die deutschen Truppen haben in der Sicherheit, daß Hindenburgs Rückzüge nur Vorbereitungen eines Sieges sind, von den moralischen Schädigungen, die fast allen Rückzügen anhaften, nichts verspürt. Die Erinnerung an ähnliche, den Sieg vorbereitende Rückzüge in Polen war wirksamer als die äußere Erscheinungsform gegenwärtigen Handelns. Die gleiche merkwürdige, psychologische Rückwirkung zeigte sich auch in der Masse des deutschen Publikums. Die Armeen überließen mehr als 2000 Quadratkilometer dem Feind, und ganz Deutschland jubelte über diese Tatsache, betrachtete sie als einen Sieg und schätzte sie ein wie eine gewonnene Schlacht. Und das nicht etwa, weil die Allgemeinheit die Ursachen und die taktisch-strategischen Vorteile dieser Bewegung erkannt oder gewürdigt hätte, sondern nur aus dem einzigen Grunde, weil Hindenburg es so angeordnet hatte.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

In dem von den Deutschen in **Frankreich** freiwillig geräumten Gebiet zwischen der Scarpe und der Aisne kam es zu Anfang des Aprils häufig zu Zusammenstößen, die mitunter ein schlachtartiges Gepräge trugen. In der Hauptsache handelte es sich um Angriffe der Franzosen auf St. Quentin; daneben richteten sich die Kampfhandlungen der Franzosen und Engländer aber auch gegen die Flügelpunkte der aus ihrer Erstarrung herausgetretenen Linie. Die Räume von Arras und Soissons waren die gegebenen Angriffsgebiete, denn an beiden Stellen war die deutsche Front zum Teil noch in der Bewegung und konnte vielleicht auch im Fluß gehalten werden; unmittelbar daneben war im Norden und im Süden je ein fester Widerstandspunkt der Deutschen, der überrannt und nach Möglichkeit in die Strömung hineingerissen werden mußte. Das war die Hauptaufgabe der Feinde, wenn sie einen neuen großen Durchstoß versuchen wollten. Um ihn zu erreichen, legten die Engländer, die diesmal die Angriffsbewegung eröffneten, von Ende März ab ein in solcher Wucht noch nie dagewesenes Artillerie- und Minenwerferfeuer auf die deutschen Linien bei Arras, das volle zehn Tage ununterbrochen anhielt. In mehreren Linien hintereinander standen die Staffeln der englischen Geschütze und warfen nach den eigenen Angaben der Feinde wenigstens vier Millionen Geschosse auf die deutschen Gräben. Die Hölle der Schlacht an der Somme wurde durch dieses Feuer noch übertroffen. Es beschränkte sich nicht nur auf die Gegend um Arras, sondern es erstreckte sich auf die ganze Linie von Lens bis nach St. Quentin.

Montag, den 9. April, morgens halb sechs Uhr, brach die englische Infanterie auf einer über zwanzig Kilometer breiten Front zwischen Lens und St. Quentin zum Angriff vor; die vierte Schlacht von Arras begann. Im Dezember 1914 hatten dort Franzosen in blutigem Ringen mit unverhältnismäßigen Opfern kleine Verbesserungen ihrer Front an der Lorettohöhe erzielen können. Im Mai 1915 war ihnen dann unter weiteren großen Verlusten die Lorettohöhe selbst zugefallen, und im September desselben Jahres hatten sich Franzosen von ihrem Stützpunkte Arras aus und die anschließenden Engländer im Raume von Loos ein wenig in der Richtung auf Givenchy, Neuville und die Höhe von Vimy vorgearbeitet. Nun traten die Engländer allein zur vierten Schlacht bei Arras an, die zu beiden Seiten der Scarpe in der Richtung auf Lens, Douai, Cambrai und St. Quentin strahlenförmig von Arras aus geführt wurde (siehe Bild Seite 338).

Als die englische Infanterie ihre Gräben verließ, regnete es in Strömen. In der Dunkelheit der frühen Morgenstunde kletterten die Feinde über ihre Brustwehren hinweg, wobei ihnen Raketen den Weg in die zerschossenen deutschen Linien wiesen. Dort wurden sie von Bayern, Württembergern, die sich unter Führung der Generalleutnante v. Moser und v. Hofacker (siehe die untenstehenden Bilder) wieder ganz hervorragend bewährten, und Hanseaten empfangen, deren Löwenmut das Durchbrechen der deutschen Stellung verhinderte. Die Engländer mußten sich mit dem Einbruch in die Gräben begnügen und konnten trotz ihrer gewaltigen Übermacht und ungeheuren Verluste das erstrebte Ziel nicht erreichen. Um so stärker bauschten sie die Erfolge auf, die sie tatsächlich errungen hatten.

Die ungewöhnlich wuchtige Vorbereitung des Vorstoßes hatte, wie schon bei allen früheren Angriffen gegen die Deutschen, nur bewirkt, daß die vordersten zur Verteidigung ungeeignet gewordenen deutschen Stellungen durch eine Übermacht der Feinde besetzt werden konnten. Die Engländer hatten auf diese Weise die Linie von Givenchy-en-Gohelle, dem nördlichsten Punkt ihres Sturmlaufes, der elf Kilometer nördlich von Arras liegt (siehe die Karte Seite 338), bis zu dem neun Kilometer südöstlich von dort befindlichen Orte Henin im großen und ganzen in ihren Besitz gebracht. Das bedeutete aber nicht den Sieg, am allerwenigsten den Durchbruch. Der Hauptstoß traf den Schnittpunkt der alten und neuen deutschen Linien südlich von der Scarpe, wo die Ortschaften Tilloy-les-Mouflaines und Neuville-Vitasse vom Feinde besetzt wurden. Östlich von Arras blieben Athies und Feuchy in seiner Hand, die beide zwei Kilometer östlich von dem vorher unmittelbar in die deutschen Linien eingeschlossenen St. Laurent-Blagny liegen. An der Straße Lens—Arras gaben die Deutschen die Dörfchen Thelus, Les Tilleuls und Givenchy (siehe das Bild Seite 339) auf. Südöstlich von diesem Orte liegt die 147 Meter hohe Vimyhöhe, um die äußerst heftige Teilgefechte entbrannten. Hier, an dem gefahrvollsten Punkte der angegriffenen deutschen Stellungen, fochten Kanadier, die auch diesmal von den Engländern wieder da ins Feuer geführt wurden, wo die härtesten Kämpfe zu erwarten waren und es voraussichtlich das meiste Blut kosten würde.

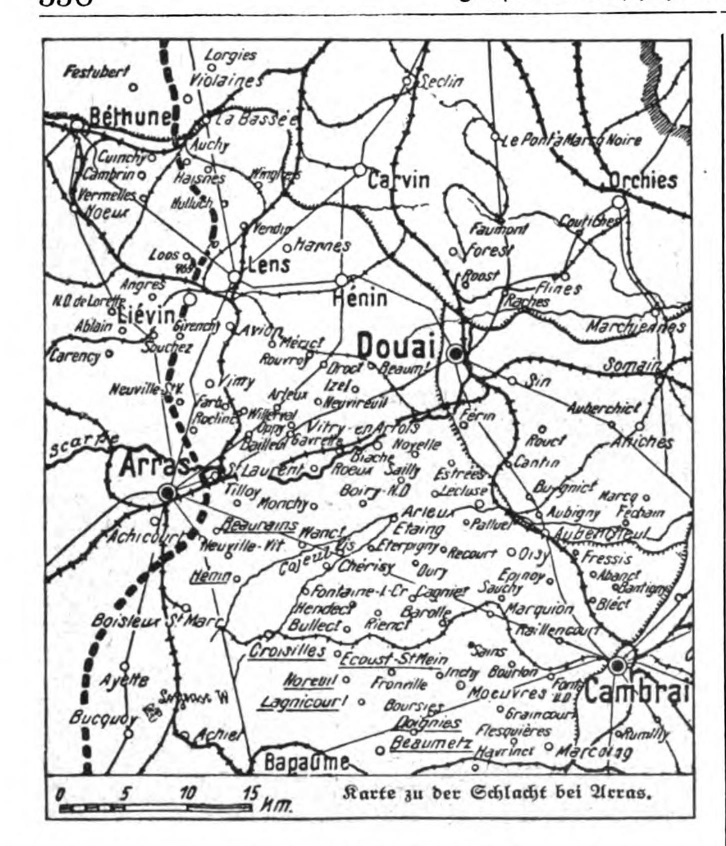


Generalleutnant v. Moser. — Hofphot. Andersen, Stuttgart. — Generalleutnant v. Hofacker.

Zwei verdienstvolle württembergische Heerführer, erhielten den Orden Pour le Mérite. Die von ihnen geführten tapferen Truppen hatten sich in der Schlacht bei Arras wiederum ausgezeichnet geschlagen und den Engländern keinen Fußbreit Boden überlassen.

Die Verluste der Deutschen waren ebenfalls nicht leicht. Der schweren Beschießung zu entrinnen war, auch wenn es beabsichtigt gewesen wäre, nicht möglich, weil die Feinde hinter die vorderen deutschen Gräben ein undurchdringliches Sperrfeuer richteten, das auch die Fernsprechverbindungen mit der weiter hinten befindlichen höheren Führung unterbrach, so daß die Kämpfer vorn sich völlig selbst überlassen blieben und die Engländer hier auch eine Anzahl Gefangene machen konnten.

Schon am 10. April war es offenbar geworden, daß die Feinde ihren Durchbruch nicht mehr erzwingen konnten. Die große Schlacht begann sich in zahlreiche Einzelkämpfe



Karte zu der Schlacht bei Arras.

aufzulösen. Die Engländer griffen mit starker Infanterie vergeblich bei Fampoux an; bei Roeux, südöstlich davon, schickten sie Reitermassen vor, die in den dichten Feuergarben deutscher Artillerie und Maschinengewehrabteilungen furchtbar zugerichtet wurden. Ein Mitkämpfer gibt davon folgende anschauliche Schilderung:

„Aus dem grauen wogenden Morgennebel brachen dunkle Massen hervor, die sich mit unheimlicher Schnelligkeit näherten. Englische Reiterregimenter waren es, soweit das Auge reichte, eine einzige gewaltige Reitermasse. Die Kompanien links von uns schossen schon auf weite Entfernung, was aus dem Lauf heraus wollte. Bei uns jedoch blieb es wie auf Kommando noch still, nur einige Hitzköpfe gaben einige Schüsse ab. Die sechs Maschinengewehre, die in der Ferme nebenan lagen, blieben auch noch still, obgleich ich sehen konnte, wie die Bedienung ungeduldig und aufgeregt wurde. Der Führer, ein Oberleutnant, ging von einem Gewehr zum anderen und beschwichtigte die fiebernde Mannschaft. Noch waren die Feinde nicht nahe genug, es dauerte überhaupt länger, als wir gedacht hatten, weil die Reiter, von der Infanterie links von uns stark unter Feuer genommen, eine scharfe Schwenkung machten. Nun hatten wir sie fast in der Flanke und zitterten vor Erregung. Endlos lang dehnten sich die Minuten. Die Spannung aller Nerven war ungeheuer. Wie durch einen Schleier sah ich die graue Masse heranjagen, die Offiziere mit hochgeschwungenen Säbeln vor der Front der englischen und bengalischen Reiter. Ich spürte, wie der Boden unter den Tausenden von Pferdehufen bebte, und wie das Donnern gewaltiger, brechender Meereswogen klang das Nahen der feindlichen Massen — drohend, beängstigend. Ich warf einen Blick in die Gesichter meiner Leute. Blaß vor Erregung waren sie alle, doch von Furcht keine Spur. Was kümmerten uns jetzt die feindlichen Granaten und Schrapnelle, die uns mit ihrem Segen überschütteten, die vor, hinter und neben uns platzten und manchen braven Kameraden stumm machten! Was kümmerte uns der freche Flieger, der kaum 150 Meter über uns hinwegstrich und uns aus einem Maschinengewehr beschoß! Wir hatten nur Augen und Ohren für das, was da vor uns geschehen sollte. Da waren die verhaßten Engländer, wunderbare Ziele, die wir uns nicht entgehen lassen durften. Der lange aufgesparte Haß, die mühsam zurückgedrängte Wut mußten jetzt ihre Befriedigung finden. Näher und näher kamen die Reiterregimenter, jetzt waren sie noch 300 Meter von uns entfernt, jetzt 280 ... 270 ... 250 Meter und ... da hielt uns nichts mehr zurück, keine Macht der Erde hätte uns vom Schießen abhalten können. Ein wilder Schrei ging durch unsere Reihen, ein Schrei, in dem sich all das ungeheure Erleben, die furchtbare Nervenspannung der letzten Minuten Luft machte. Da zerriß auch der Schleier, der vor meinen Augen gelegen hatte. Klar und scharf sah ich den Feind in fast greifbarer Nähe, klar und scharf gab ich die Befehle weiter, und ganz ruhig war die Hand, die jetzt das Gewehr auf die vordersten Reiter richtete.

Und dann ging's los — — —. Neben mir, hinter mir, über mir krachte, sauste und heulte es. Der reinste Hexensabbat um mich herum. Unsere Maschinengewehre rasten förmlich, eins suchte das andere womöglich noch zu überbieten. Und hinter uns, zwei Feldbatterien, arg zerschossen zwar schon, jagten ihre letzte Munition dem Feinde entgegen. Und wir, Mann für Mann, schossen — schossen — schossen. Wir schossen mit einer wilden Freude, mit einer grimmigen Genugtuung, endlich einmal mit den Engländern richtig abrechnen zu können. Mit gieriger Hast griff ich nach dem zweiten Patronenrahmen, nachdem der erste verschossen war. Nochmals laden ging nicht mehr. Vier — fünf Pferde, schaumüberspritzt, mit braunen heulenden Kerlen darauf, waren herangekommen. ‚Handgranaten 'raus!', und ... da flog auch schon die erste, von meinem Nebenmann geschleudert, den Pferden vor die Beine, eine zweite kam gleichzeitig von woanders her, fast ein Krach, und vor uns wälzte sich eine wirre Masse in Todeszuckungen. Neue Pferdeleiber tauchten auf, wilde Schreie gellten an unsere Ohren, blutunterlaufene, mordgierige Augen stierten uns an, graue Lanzen, blitzende Säbel drohen, verlangen unser Leben, wollen uns vernichten ... Die Handgranaten fliegen, und neue zuckende Hügel türmen sich auf. Eine Barrikade aus Tier- und Menschenkörpern vor unseren Linien, ein Hindernis für die noch Anstürmenden. Doch die Flut hört auf, die Reiterwogen ebben zurück. Vergeblich war ihr Ansturm, zerschellt ihre wilde Kraft an unseren Linien.

Die keuchenden Pferde rasen zurück über die Leichen ihrer früheren Herren, um dem Tode zu entgehen. Doch der Tod folgte ihnen. Aus den Hunderten wurden Tausende, und immer noch mähte der Tod unerbittlich, erbarmungslos. Unsere Maschinengewehre knatterten weiter, das Wasser in ihren Mänteln kochte, glühend heiß waren die Rohre — ‚ganz gleich, wenn die Waffe auch unbrauchbar wird, nur weiterschießen, weiterschießen!' —

Auch ich fand jetzt Zeit, neu zu laden und zu schießen, wie alles rings um mich her, bis das Krachen, Heulen und


Phot. Hanns Eder, München.

Vorgeschobene Stellung der deutschen Linie an der Straße Arras—Cambrai.

Sausen allmählich erstarb. Tief atmete ich auf: das war überstanden! War das ein Erfolg; die feindlichen Regimenter so gut wie aufgerieben! Die ganze weite Ebene war bedeckt mit toten und verwundeten Menschen und Pferden. Traurige Überreste der Regimenter jagten zerstreut schon weit, weit am Horizont davon. Und ihnen nach bellten noch die Maschinengewehre eines seitwärts liegenden Bataillons." —

Erbittert geführte Gefechte tobten südlich von Roeux um Monchy und Wancourt, wobei es den Engländern, nachdem sie unter bedeutenden Verlusten für sie mehrfach abgeschlagen worden waren, gelang, Monchy zu erobern. Dagegen wurden südlich und nördlich von dem Orte ihre durch Panzerwagen unterstützten Kavallerieangriffe (siehe Bild Seite 341) äußerst blutig zurückgewiesen. In der Nähe von Bullecourt nahmen die Deutschen ihren Feinden bei einem Gegenstoß sogar über 1000 Gefangene und 25 Maschinengewehre ab.

Auf dem nördlichen Ufer der Scarpe waren die Deutschen am 11. April bis vier Kilometer weit zurückgegangen, um sich nicht unnötigen Einbußen auszusetzen, die ihnen der Feind von den durch ihn eingenommenen und einen guten Überblick gewährenden Höhen aus hätte zufügen können. Die Geschütze, die sie bei dem raschen Ausweichen zurückließen, waren durch Sprengung unbrauchbar gemacht worden. An der Vimyhöhe vermochten sich Kanadier unter wahren Strömen von Blut vorwärts zu arbeiten, während alle englischen Unternehmungen am Ausläufer des Vimyrückens bei dem Dorfe Farbus scheiterten. Die von den Engländern an diesem Tage ins Treffen gebrachten Panzerwagen (siehe Bild Seite 344) erfüllten die in sie gesetzten Hoffnungen keineswegs; von 25 dieser Ungetüme entging nur ein Viertel dem wohlgezielten deutschen Artilleriefeuer.

Am dritten Tage der großen Schlacht suchten die Feinde über Souchez hinaus und westlich von Angres gegen Lens vorzudringen. Daneben griffen sie zwischen der Straße Arras—Gavrelle und dem Nordufer der Scarpe wieder mit zwei Divisionen an; doch zeigte sich immer mehr, daß sie nennenswerten weiteren Raumgewinn kaum noch erzielen konnten, nachdem die zurückgebogenen deutschen Linien der Beschießung durch die noch nicht vorgezogene feindliche Artillerie nicht mehr so stark ausgesetzt waren.

Die in den nächsten Tagen nördlich von der Scarpe eingetretene Ruhe benützten die Deutschen am 13. April, um Teile ihrer alten Linien an diesem Frontstück aufzugeben und dadurch die vom Feind vorgetriebenen Keile und Einbuchtungen wieder auszugleichen.

Erst am 17. April wurde der Artilleriekampf an einzelnen Teilen der Front bei Arras wieder lebhafter; seine Wucht steigerte sich bis zum 21. April und nahm hauptsächlich im Raume von Loos besonders heftige Formen an. Die Engländer leiteten mit dem neuen Vernichtungsfeuer den zweiten Teil der Schlacht ein.

Der wichtigste Verteidigungsblock, der den Engländern ein schweres Hindernis bot, war Lens. Von Norden, Westen und Süden her suchten sie dort die Stellungen ihrer Gegner zu zermalmen und sturmreif zu machen, wo die Deutschen in den vielen Arbeiterhäusern, die zwischen Liévin und Lens in weitem Umkreise in Gruppen oder einzeln stehen, wertvolle Stützpunkte fanden. Erst nach fünf Tagen schwerster Artilleriewirkung, am 22. April, wagten die Engländer den Infanteriestoß anzusetzen.

Die Schlacht bei Arras bildete trotz ihrer großen Ausdehnung nur einen Teil des Planes der Feinde, durch dessen Ausführung die Deutschen endlich aus Frankreich und Belgien vertrieben werden sollten. Bei Arras sollten nur starke deutsche Kräfte gebunden werden, um einen noch umfangreicheren und mächtigeren Angriff der Franzosen zu erleichtern. Während dort die Schlacht wütete, unterhielten die Franzosen auf der weiten Linie von Soissons über Reims bis weit nach Verdun zu ein sehr heftiges Trommelfeuer auf die deutschen Stellungen. Die Deutschen erwiderten es wuchtig. An vielen Stellen schickten die Franzosen Kundschafter aus; aber auch ihre Gegner blieben nicht müßig. Wohlausgerüstete Sturmtruppen (siehe Bild Seite 340 oben) wanden sich, am Boden kriechend, geschickt unter den Drahtverhauen hindurch (siehe Bild Seite 340 unten), brachen in die französischen Linien ein und führten mit Vorsicht und Schneid ihre Aufgaben durch; zahlreiche Feinde mußten ihnen in die Gefangenschaft folgen, und manches noch brauchbare Maschinengewehr nahmen sie aus den feindlichen Gräben in die deutschen Stellungen mit.

Am 12. April versuchte eine Anzahl französischer Batterien nördlich von Prosnes einen Kilometer vor den deut-



Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Der vollständig zusammengeschossene Ort Givenchy nördlich von Arras.



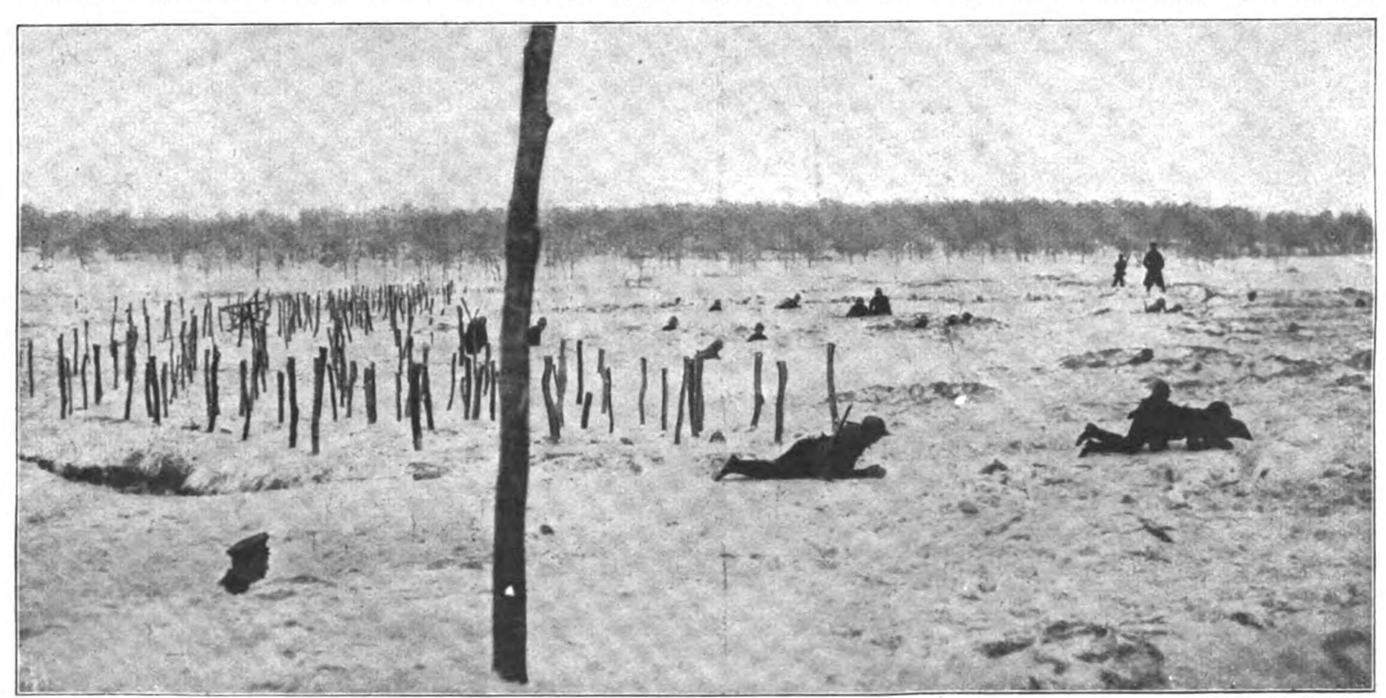
Phot. R. Sennecke, Berlin.

Ein deutscher Sturmtrupp erhält Anweisungen vor dem Angriff im Aprilschnee an der Westfront.

schen Linien aufzufahren. Sie zogen sofort deutsches Artilleriefeuer auf sich, das ihnen schweren Schaden zufügte. Östlich von Aubérive schickten die Feinde an diesem Tage stärkere Abteilungen zu Erkundungszwecken vor. Diese drangen zwar in die deutschen Gräben ein, doch wurden sie sofort wieder hinausgeworfen. Wie schon im Jahre 1914, so stellten die Franzosen auch jetzt wieder mehrere Batterien in der Nähe der historischen Bauwerke von Reims auf, um in ihrem Schutze die Deutschen zu beschießen. Die Batterien mußten natürlich bekämpft werden, wobei nicht zu vermeiden war, daß auch die Baudenkmäler beschädigt wurden.

Die deutsche Front, die nun schon viele Tage hindurch von den Franzosen unter heftigem Zerstörungsfeuer gehalten wurde, begann östlich von Soissons (siehe die Karte Seite 342 oben) bei der Feste Condé. Dort war der Punkt, wo die neue deutsche Front vor der eigentlichen in ihrem Verlauf noch unbestimmt gebliebenen Hindenburglinie von Norden her senkrecht auf die alte Front an der Aisne stieß. Von da aus folgten die deutschen Stellungen einem Höhenzug, der sich über Vailly und nördlich von Soupir bis in die Gegend von Craonne hinzog. Auf dem Kamm dieser Höhen führt die Straße Chemin-des-Dames, die bei der Feste Malmaison beginnt und in Craonne mündet. Die Deutschen saßen in Stellungen am Südhang der Höhe in ziemlicher Nähe der Aisne. Im Raume von Craonne strebte die deutsche Linie in weitem Bogen nach Norden bis nach Craonette, wo die Stellungen der Franzosen bis auf den Kamm des Höhenzuges hinaufreichten. Dort schwenkte sie nach Südosten in scharfer Richtung auf Reims ab, überschritt die Aisne bei Berry au Bac, verlief über Sapigneul östlich vom Aisnekanal, der bei Loivre nach Westen und dann wieder nach Osten gekreuzt wurde. Von Betheny aus strich die Front östlich um Reims bis in die Nähe der Feste Pompelle (siehe die Karte Seite 342 unten), die noch den Franzosen gehörte, und bog dann in östlicher Richtung nach Verdun zu in die Champagne ab, wo sie Aubérive erreichte.

Am 16. April frühmorgens stürmte die französische Infanterie in dichten Wellen aus den Gräben heraus. Eine neue große Durchbruchschlacht, die größte Schlacht der Weltgeschichte, war auf der Front von Soissons über Reims bis in die Champagne entfesselt worden. Der erste Ansturm erfolgte zwischen Soupir an der Aisne und Betheny bei Reims auf einer Strecke von vierzig Kilometern. Im Verlauf der nächsten Tage verbreiterte sich die Angriffsfront zu beiden Seiten der genannten Orte nach Osten bis über



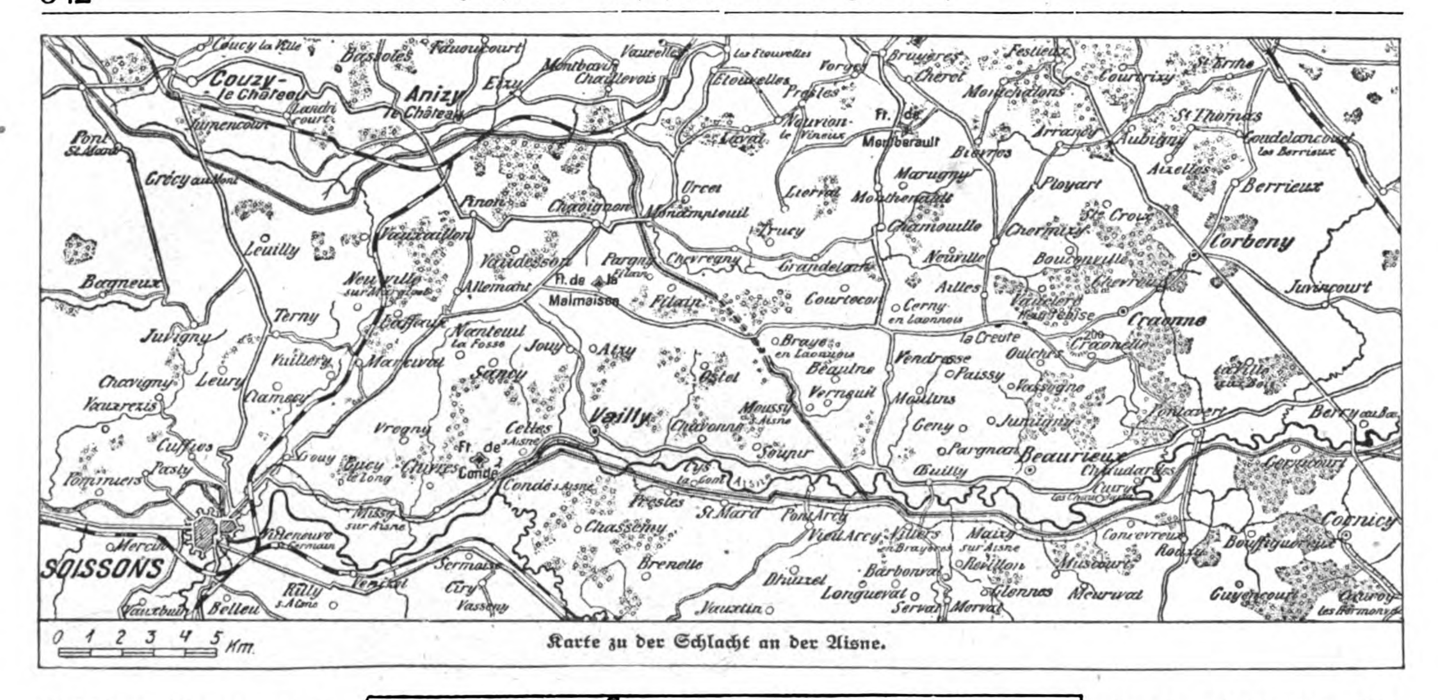
Phot. R. Sennecke, Berlin.

Deutscher Sturmtrupp bei der Überwindung von Drahthindernissen im Aprilschnee an der Westfront.



Ein im Gebiet südlich von der Scarpe bei Monchy angesetzter englischer Reiterangriff bricht im deutschen Feuer verlustreich zusammen.

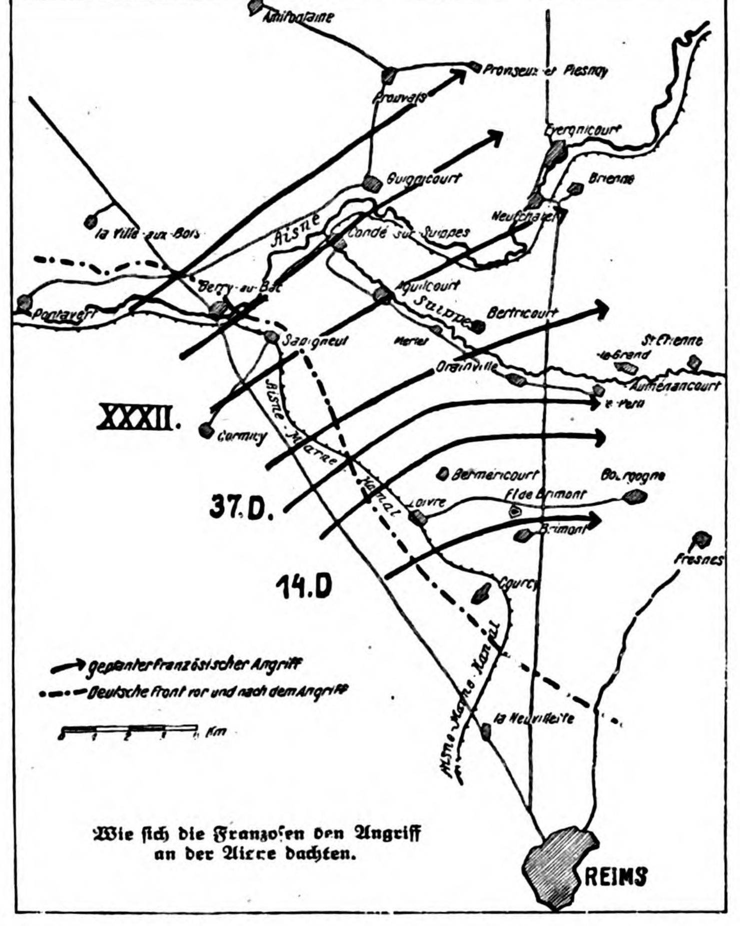
Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.



Karte zu der Schlacht an der Aisne.

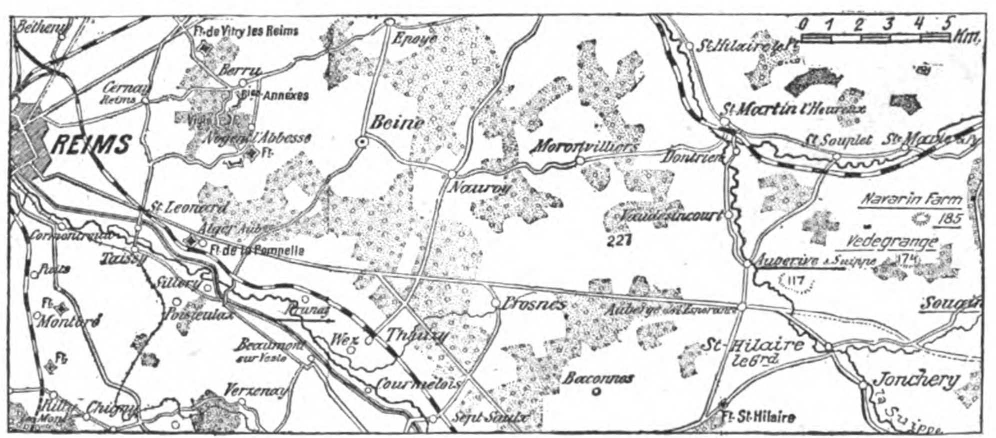
Aubérive hinaus, nach Westen bis nach Condé und nach Norden bis in die Gegend von Laffaux und Crucy, wo sie mit der aus zahllosen Einzelgefechten bestehenden Kampfhandlung im Räumungsgebiete zwischen Aisne und Scarpe zu einem Schlachtganzen verschmolz. Die über zweihundert Kilometer lange Front von Lens bis Aubérive in der Champagne geriet in lodernde Flammen.

Den unter dem unmittelbaren Befehle des Generals Micheler stehenden Sturmkolonnen fügte das schwere Feuer der deutschen Artillerie von den Höhen des Chemin-des-Dames aus ungeheure Verluste zu, aber die dichten Massen, denen starke Reserven folgten, kamen trotzdem in die vorderste deutsche Linie. Sie sollten jedoch bald erkennen, daß der beabsichtigte Durchbruch nicht gelingen konnte. Die deutschen Befestigungen bestanden nicht mehr aus einigen schwachen, durch Verbindungsgräben zusammengefaßten Grabenabschnitten, sondern aus einer tiefgegliederten Befestigungszone. In dieser hatten die Deutschen die Möglichkeit, zurückzuweichen und wieder vorzustürmen, wie ihnen das geboten erschien. Das führte zu einem Mittelding zwischen Bewegungskampf und Stellungskrieg, bei dem Überraschungen und Ausfälle der Verteidiger möglich waren und gute Früchte tragen konnten. Dabei ließ sich allerdings nicht vermeiden, daß den Franzosen Maschinengewehre, Minenwerfer und auch Geschütze in die Hände fielen; dafür konnten aber die Deutschen ihre Mannschaften in weitgehendem Maße schonen. Glückten Gegenstöße, dann wurden dem Feinde die gewonnenen Kampfmittel wieder abgenommen und er büßte dazu noch Soldaten ein. Selbst unter dem ungeheuren Druck, den feindliche Massen am ersten Tage ausübten, gelang es den Deutschen, noch über 2100 Gefangene zu machen.



Wie sich die Franzosen den Angriff an der Aisne dachten.

Schon am Nachmittag unterstützten die Feinde den Frontangriff nach Norden an der Aisne durch heftige Teilstöße zwischen der Oise und Condé, und am nächsten Morgen, am 17. April, folgten auch zwischen Prunay und Aubérive ununterbrochene Massenangriffe. An der Aisne ruhten an diesem Vormittag die Kämpfe zunächst. Die Franzosen füllten die in ihre Reihen gerissenen furchtbaren Lücken durch frische Truppen. Wo immer sie die zehn Tage lang unter wütendstem Feuer gehaltenen deut-



Karte zu der französischen Offensive in der Champagne.

schen Linien angegriffen hatten, lagen dicht gesät die Leichen ihrer Gefallenen. Der Masseneinsatz von Panzerkraftwagen hatte auch hier keinen Gewinn gebracht. Die Reihen der Panzerwagen hatten in Gruppen zu je einem Dutzend im Abstande von 70 bis 90 Metern die deutschen Gräben überwinden sollen. Es glückte nicht; die deutsche Artillerie vernichtete allein am 16. April 26 dieser Gefährte.

Am Nachmittag des 17. Aprils entbrannten neue heftige Kämpfe an der Aisnefront und in dem Abschnitt zwischen Craonne und Betheny. Zwischen Moronvillers und Aubérive entrissen die Deutschen dem Feinde vorher preisgegebene Geländestücke in Gegenstößen und erbeuteten über 500 Gefangene und eine Anzahl Maschinengewehre.

Tags darauf wurden die Kämpfe erbittert weitergeführt. Die Brennpunkte des gewaltigen Ringens lagen bei Craonne (siehe die nebenstehenden Bilder) und am Brimont, der Feste bei Reims, die mit ihrer Umgebung von den Deutschen zu einem besonders widerstandsfähigen Bollwerk gemacht worden war. Hier, wo starker Widerstand zu erwarten war, schickten die Franzosen die russischen Hilfstruppen ins Feuer, wie sie an anderen Stellen ihre farbigen Hilfsvölker dem Verderben überlieferten. Bei Ville-aux-Bois erzielten die Angreifer Vorteile. Dort hatten sich die deutschen Besatzungen der Waldstellungen so sehr in die Kämpfe verstrickt, daß sie sich nicht mehr vom Feinde lösen konnten. Nach dreitägigem, heldenmütigem Widerstande, der den französischen Ansturm an einer der gefährdetsten Stellen völlig aufhielt, gaben die Deutschen die Stellung preis und gerieten größtenteils in Gefangenschaft. Ihre Standhaftigkeit hatte aber ausgereicht, an diesem Punkte alle Gefahren für die deutschen Hauptlinien abzuwenden. Bei Craonne und Brimont fielen die Franzosen und ihre Hilfsvölker zu Tausenden, ohne daß sie die Deutschen verdrängen konnten.

Die Doppelschlacht an der Aisne und in der



Schloß in Craonne. Phot. A. Grohs, Berlin.



Eine stark ausgebaute vorgeschobene Stellung bei Craonne. Phot. A. Grohs, Berlin.

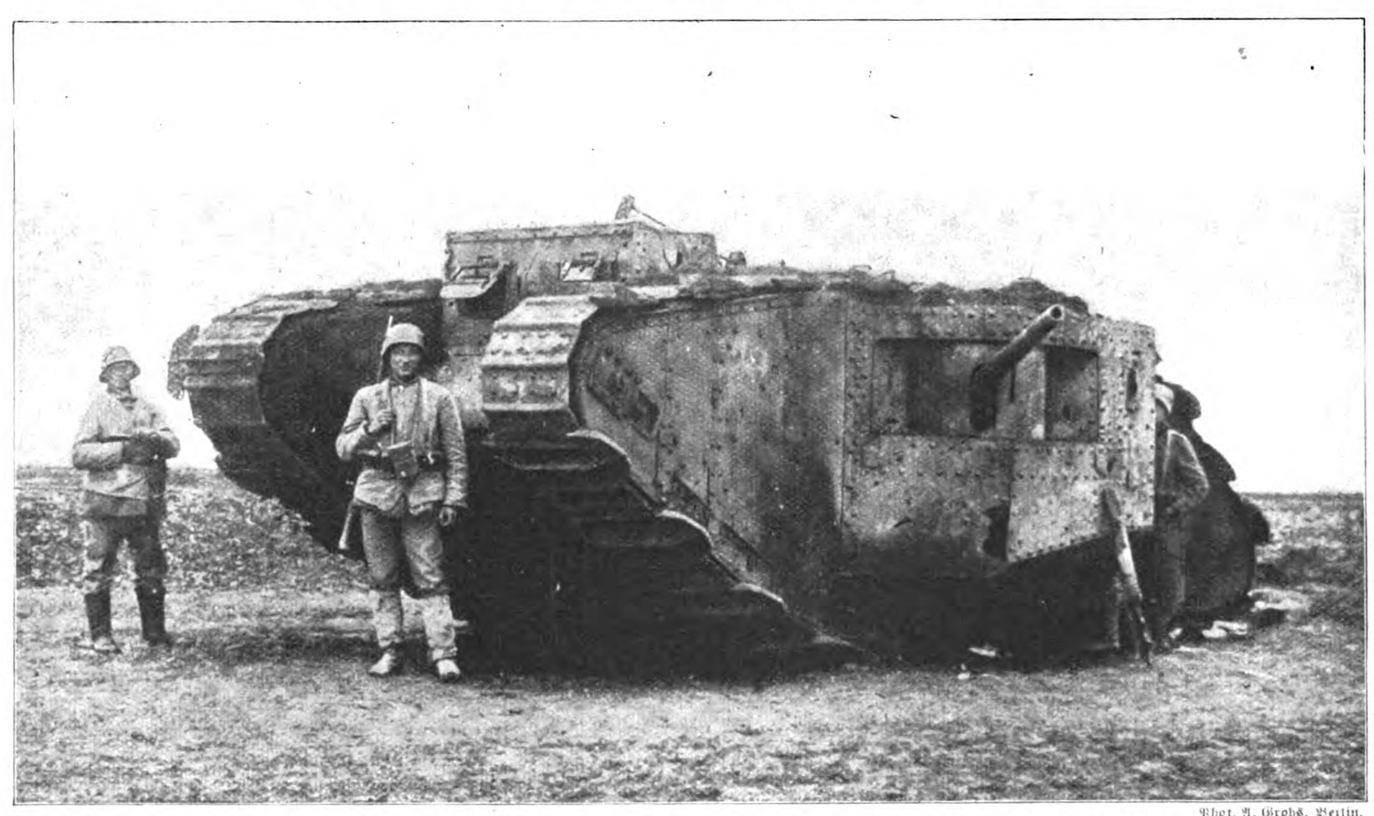
Champagne nahm am folgenden Tage wieder ungemein heftige Formen an. Der Chemin-des-Dames-Rücken und besonders die Umgebung von Craonne, ferner Brimont und der Raum von Aubérive sahen die verzweifeltsten französischen Anstrengungen. Bei Craonne brachen dichte französische Sturmwellen unter ungeheuren Verlusten zusammen. Wieder hatten sich die Franzosen ganzer Tankgeschwader bedient, von denen allein auf der kaum zwei Kilometer breiten Strecke zwischen dem Flüßchen Miette und der Aisne 32 in Brand geschossene und zerschmetterte Panzerwagen liegen blieben. In der Schlacht am Aisne-Marne-Kanal mit Brimont als Mittelpunkt kam es zu fünf tief gestaffelten Massenangriffen, die trotz der Aufopferung der Russen und der Hartnäckigkeit der Franzosen mit einer schweren Niederlage der Feinde endeten.

Die Deutschen unternahmen auch hier einen Gegenstoß, eroberten dabei einige ihnen früher verloren gegangene Gräben zurück und machten 1 Offizier und 143 Mann zu Gefangenen. Auch in der Champagne gewannen sie durch Gegenangriffe Gelände zurück und nahmen den Feinden Waffen und Gerät ab. Mehr als 30 französische Divisionen erreicht, wenn auch die Franzosen schon vor Beginn der Aisneschlacht behaupteten, daß sie sich auch bei Coucy und Laffaux, wo große Gefechte stattfanden, an die neuen deutschen Linien herangearbeitet hätten.

St. Quentin wurde lebhaft angegriffen. Hier trafen die Franzosen mit den Engländern zusammen, die den Ort von Westen her angingen, während die Franzosen mehr von der Südseite näherzukommen trachteten. Die Stadt lag unter schwerem Artilleriefeuer, an dem sich auch die Franzosen ohne Rücksicht auf das Leben ihrer Landsleute und die Baudenkmäler beteiligten (siehe die Bilder Seite 345).

Die übrigen Teile der Westfront gerieten nach und nach ebenfalls in Unruhe. Bei Ypern und bei La Bassée entwickelten sich scharfe Artillerie- und Grabenkämpfe, und an der Argonnenfront, um Verdun und in den Vogesen steigerte sich die Artillerietätigkeit. Im Elsaß fanden zahlreiche Erkundungsgefechte statt, und am 18./19. April richteten französische Flieger während eines Schneesturmes einen Angriff gegen deutsche Fesselballone, der ergebnislos verlief.

Die Ereignisse auf der Front von Lens bis Aubérive waren von zahlreichen **Luftkämpfen** begleitet, in denen



Phot. A. Grohs, Berlin.

Einer der bei Arras erbeuteten englischen Tanks (Panzerwagen), die, von der deutschen Artillerie getroffen, bei den feindlichen Durchbruchsversuchen kläglich versagten.

hatten sich an den Kämpfen beteiligt. Die Vorstöße der Feinde am 20. und 21. April ließen ein Nachlassen ihrer Kraft erkennen. Die Deutschen hatten ihre Front nur an der vorspringenden Ecke bei Condé bis Soupir zurückgenommen. Diese Räumung des zehn Kilometer tiefen Geländestreifens östlich von Vailly führte die Deutschen dort erst in ihre „Siegfriedstellung“.

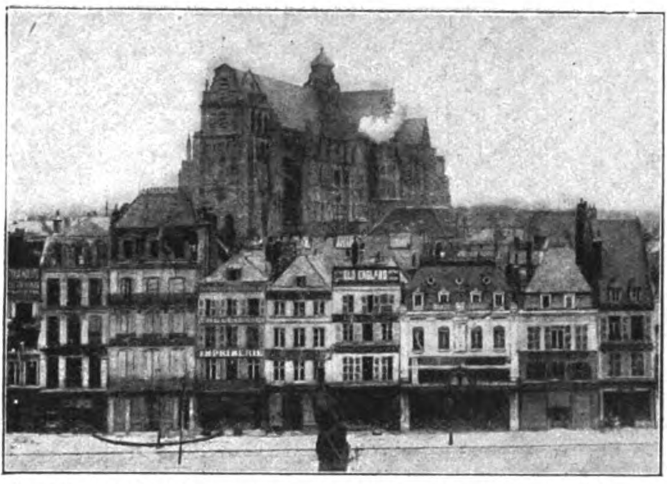
Dem großzügigen französischen Unternehmen lag die Absicht zugrunde, die deutsche Front nach ihrem Durchbruch womöglich an drei Stellen zu umfassen. Sie sollte in der Champagne bei Aubérive durchstoßen werden, um die östlichere deutsche Aufstellung zu gefährden. Zwischen Reims und Berry au Bac (siehe Karte inmitten Seite 342) sollten, was aus aufgefundenen französischen Befehlen hervorging, die durchgebrochenen Streitkräfte den Deutschen bei der Feste Brimont in die Flanke fallen. Zwischen Soissons und Craonne endlich sollte der Weg nach Laon erzwungen werden, um hier der neuen deutschen Stellung, der „Siegfriedlinie“, in die Flanke zu kommen und sie von Süden her aufzurollen. Auch die Engländer hatten die Aufgabe, nach dem Durchbruch bei Arras die Siegfriedstellung von Norden her anzugreifen. Diese Linie hatten sie aber bei den Kämpfen zwischen Scarpe und Aisne immer noch nicht entdeckt. Nur dort, wo sie sich an die Aisnefront anlehnte, wurde sie die deutschen Flieger wieder ihre Überlegenheit bewiesen. Sie begnügten sich nicht nur mit der Vernichtung feindlicher Flugzeuge, sondern griffen auch mit Maschinengewehren und durch Abwerfen von Bomben aus oftmals nur 50 Metern Höhe in die Kämpfe auf der Erde ein. Die Verluste der Feinde an Flugzeugen waren außerordentlich stark, wogegen die Deutschen verhältnismäßig geringe hatten. Den vielen Luftkämpfen und dem Abwehrfeuer fielen in der Zeit vom 11. bis zum 21. April 147 feindliche Flugzeuge zum Opfer, ein weiteres wurde durch Infanteriefeuer heruntergeholt. Bei Douai fiel ein ganzes Geschwader von 6 Flugzeugen der Vernichtung anheim. Zu diesen Einbußen kamen noch 6 Fesselballone.

Ganz Hervorragendes leistete in diesen Kämpfen wieder die Jagdstaffel des Rittmeisters Manfred Freiherrn v. Richthofen. Besonders erfolgreiche deutsche Flieger waren die Leutnante Hans Müller, Boehme, Dossenbach, Lothar Freiherr v. Richthofen, der Bruder des Rittmeisters, Schäfer und Wolff und der Vizefeldwebel Festner, die alle mehrmals als Sieger aus den Gefechten in der Luft hervorgingen. In den zahlreichen Kämpfen verloren sie leider auch einige ihrer tüchtigsten Kameraden, darunter den Oberleutnant Hans Berr, die Leutnante Baldamus und Frankl und den Offizierstellvertreter Reimann (siehe die Bilder Seite 347).

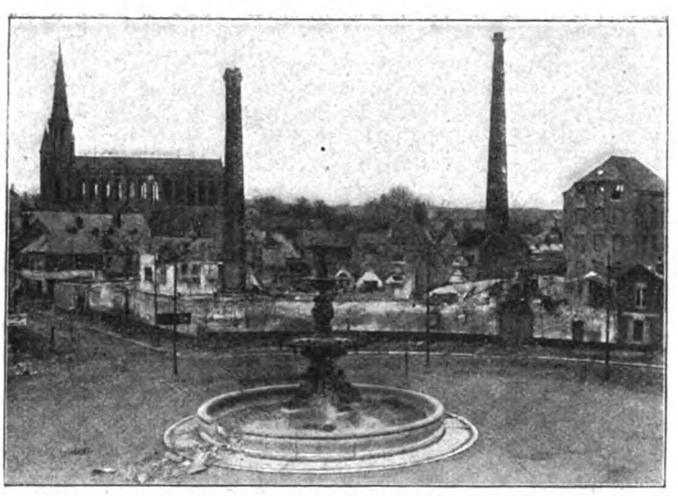
Nach vorn zum Schanzen.

Nach einem Originalgemälde von Professor Hans W. Schmidt.

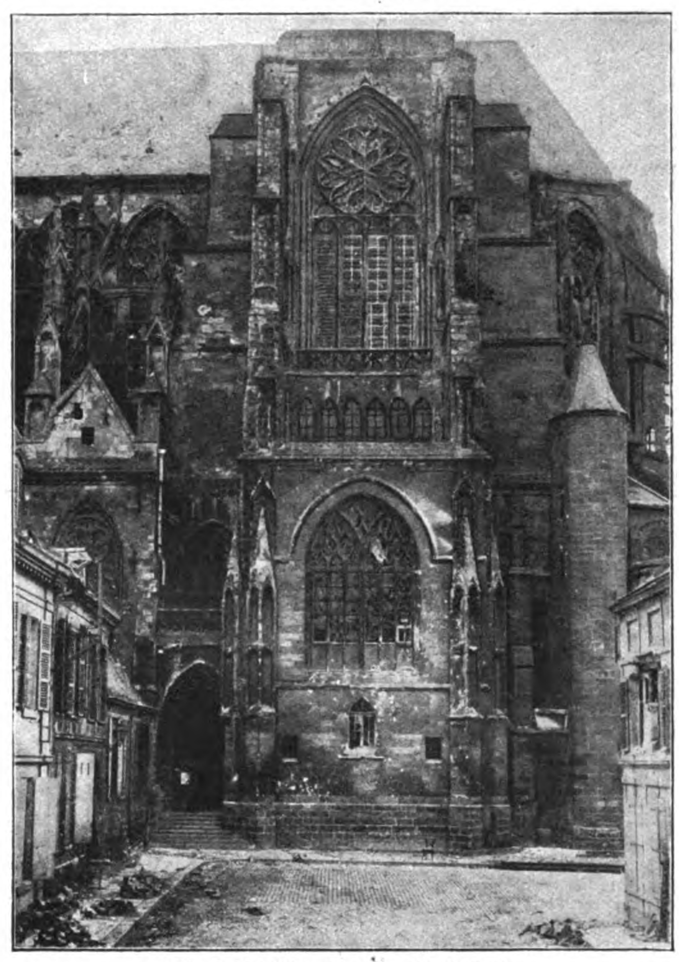




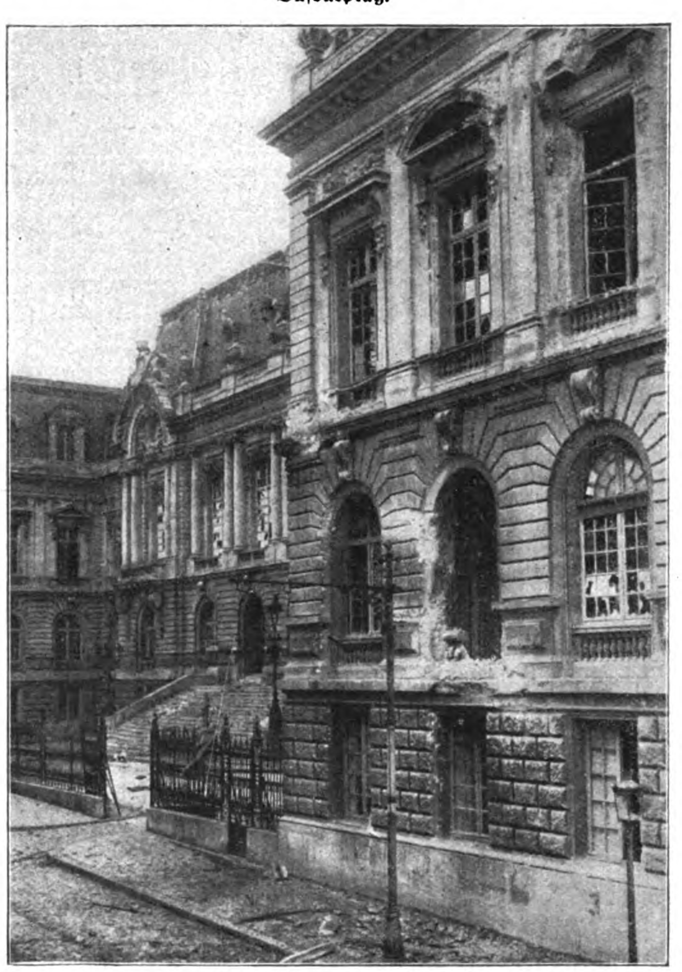
Ein beliebtes Ziel der englischen Artillerie. Eine Granate schlägt in das Dach der Kathedrale.



Durch englisches Artilleriefeuer in Trümmer gelegte Häuser am Dufourplatz.



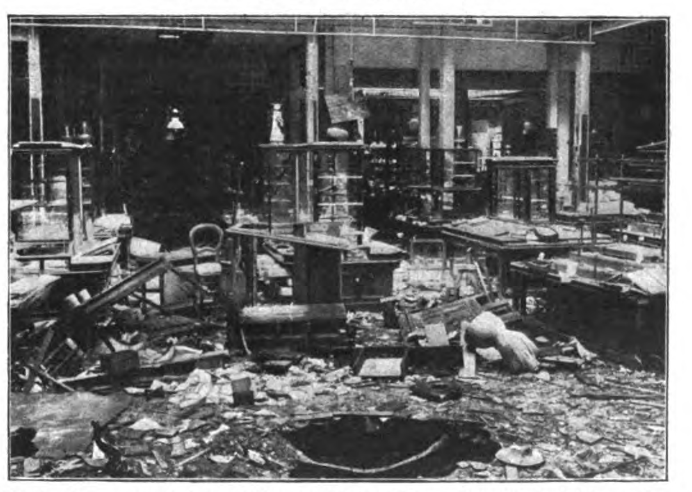
Ein beschädigter Teil der Kathedrale.



Der linke Flügel des Justizpalastes.



Häuserruinen der Rue de Paris.



Ausstellungsraum in dem völlig verwüsteten Warenhaus Galerie Nouvelle.

Durch englisches Artilleriefeuer angerichtete Zerstörungen in der nordfranzösischen Stadt St. Quentin.

Nach Aufnahmen des Bufa.

Deutsche Marineflieger griffen am 21. April über Nieuport ein feindliches Luftschiff an. Trotzdem sie erbittert abgewehrt wurden, näherten sie sich ihm bis auf fünfzig Meter und schossen es in Brand, worauf es ins Meer stürzte.

Die offene Stadt Freiburg i. Br. war am 14. April wieder einmal das Ziel feindlicher Fluggeuggeschwader, und zwar englischer. Der verbrecherische Überfall (siehe nebenstehendes Bild) kostete einer Anzahl Einwohner das Leben und viele erhielten Verletzungen. Von den Flugzeugen wurden drei heruntergeschossen. Die Engländer hatten die Dreistigkeit, den Frevel als Vergeltungsmaßnahme für die im Kanal erfolgte Torpedierung des englischen Lazarettschiffes „Gloucester Castle" hinzustellen. Dazu fehlte ihnen aber jede Berechtigung, denn die Deutschen hatten schon lange vorher darauf hingewiesen, daß sie innerhalb einer bestimmten Zone jedes Schiff, auch die für den Verwundetentransport bestimmten, versenken würden, weil diese von den Engländern häufig den Vorschriften des Völkerrechts entgegen zur Beförderung von Kriegsmitteln verwendet wurden. —

* * *

Zu dem Einsetzen der Offensive in Frankreich hatten wohl nicht wenig die Ergebnisse des uneingeschränkten **U-Bootkrieges** mit beigetragen. Der schweren Wunden, die dieser den Handelsflotten der Feinde schlug, wurden immer mehr. Der Monat März hatte wieder eine Vermehrung der durch Kriegsmaßnahmen der Mittelmächte hervorgerufenen Schiffsverluste gebracht. Nach einer Meldung des Chefs des deutschen Admiralstabes der Marine belief sich das Ergebnis für diesen Monat auf 450 Handelschiffe mit 885000 Bruttoregistertonnen, von denen 345 Schiffe mit 689000 Tonnen feindlichen Ursprungs waren. England war mit 586500 Tonnen beteiligt. Daneben wurden noch 6 Schiffe mit 29500 Tonnen so schwer beschädigt, daß sie für weitere Transporte zunächst nicht mehr in Betracht kamen. Seit dem Beginn des Krieges waren bis zum 31. März 1917 zusammen 5711000 Bruttoregistertonnen feindlichen Schiffsraums verloren gegangen, davon entfielen 4370500 Tonnen allein auf England, was 23 vom Hundert der zu Anfang des Krieges vorhanden gewesenen Gesamttonnage der englischen Heimathandelsflotte entsprach. Das waren ganz empfindliche Schläge für die Versorgung der Feinde über See, denn alle diese Schiffe hatten ihnen ja Lebens- und Kriegsmittel zuführen sollen. Dieses Druckes zur See wollten sich Frankreich und England durch einen großen Sieg auf dem Lande entledigen, bevor es zu spät war. Der erste Schritt dazu war mißlungen; die deutsche Front stand unerschüttert fest. Sie erhielt in der Heimat eine neue Stütze in Gestalt der 6. Kriegsanleihe, die mit einem Zeichnungsbetrage von 12978840700 Mark alle ihre Vorgängerinnen übertraf. (Fortsetzung folgt.)


Phot. Bufa.

Aufgefundene Reste von englischen Brandbomben, die bei dem barbarischen englischen Fliegerangriff auf die offene Stadt Freiburg i. Br. am 14. April 1917 abgeworfen wurden.

Illustrierte Kriegsberichte.

Auf Patrouille.

Nacherzählt von Otto Guem.

Eine rabenschwarze Nacht hatte sich über die Berge gebreitet. Der Himmel hing voller Wolken und der Nordwind trieb uns Regen und Schnee ins Gesicht. Der Graben war halb mit Wasser gefüllt und auch in die Unterstände tropfte es, so daß der Aufenthalt darin recht ungemütlich wurde. Und dennoch freute sich jeder, der im Unterstand sitzen konnte und nicht Posten stehen mußte.

Ich kommandierte eine vorgeschobene Feldwache. Ab und zu blickte ich auf die Uhr — wie langsam verrann doch die Zeit! Dann horchte ich wieder in die Nacht hinaus; alles still, nichts rührte sich. Die Posten wurden abgelöst; sie meldeten nichts Neues. Mißmutig legte ich mich nieder und wickelte mich in die Zeltbahn ein; noch ein Blick auf die Uhr — halb elf — und ich schloß die Augen. Gedanken an frühere Zeiten kamen. Ich dachte an die Eltern, an die Geschwister, an die Kameraden — wo werden sie alle sein? Zum Kuckuck, solches Zeug paßt nicht daher, nur nicht rührselig werden! Ich sprang auf und ging in den Sturm hinaus. Während mir der Regen ins Gesicht trieb, der Wind heulte und die Bäume krachten, horchte ich aufmerksam zum Feind hinüber, doch nichts Verdächtiges regte sich, nur das Wetter tobte. Halb zwölf Uhr war es erst, bis zur Ablösung noch sieben Stunden, eine ganze Ewigkeit!

Da, horch! Ein Schuß. Was mag das sein? In dieser Richtung steht der zweite Horchposten. Ich brauche nicht lange zu warten, da eilt der Posten auch schon herbei. Aber wie sieht der Mann aus! Aufgeregt, Gesicht und Hände voll Blut.

„Was gibt's, Geber?" rufe ich ihm zu. — „Meld' gehorsamst, Herr Zugführer, zwei Alpini haben mich angefallen, der eine von links, der andere von rechts. Den einen hab' ich niedergestochen und den anderen erschossen. Ich hab' mir nimmer anders z'helfen g'wußt und ich hab' noch mehr Augen blitzen sehen im Dunkeln. Da ist der Schuß zugleich ein Alarmschuß gewesen. Ich glaub', die Katzelmacher woll'n stürmen, weil's da drüben die ganze Zeit hin und her gegangen ist."

„Es ist gut, Geber. Wasch dir das Blut ab und dann komm wieder." Der Mann verschwand.

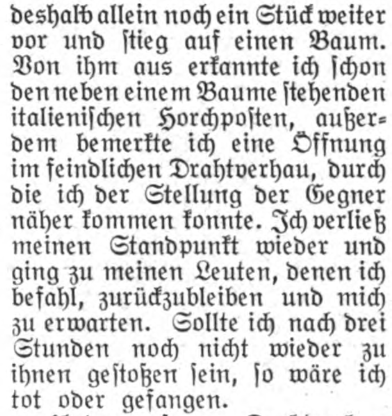
Ich blieb draußen und überlegte, was zu tun sei. Es war das beste, wenn ich selbst einmal hinüber ging und festzustellen suchte, was die Italiener vorhatten. Rasch wählte ich mir einige Leute aus und machte mich auf den Weg. Meine Begleiter waren erprobte Männer, meistens Wildschützen, die dem Tod schon oft ins Auge gesehen hatten. Kriechen und Schleichen konnten sie wie Katzen, und so manches keck Stücklein hatten wir schon zusammen vollbracht.

Schweigend stapften wir durch Sturm und Regen den Berg hinunter. Wer je im Hochgebirge nachts durch einen Wald gegangen ist, weiß, daß wir keinen Spaziergang vor uns hatten. Die Augen auf den Boden gerichtet, wanderten wir dahin. Über Stock und Stein ging der Weg. Das Jungholz hinderte uns stark, denn die Äste schlugen uns fortwährend ins Gesicht. So verging geraume Zeit, bis wir an der Talsohle ankamen. Wir erreichten den ersten Horchposten, den ich ausfragte. Er hatte drüben Lärm gehört, der nach dem Schuß auf einmal verstummt sei. Mit dieser Auskunft war mir nicht gedient. Ich ging



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Kampfflieger Oberleutnant Hans Berr, Ritter des Ordens Pour le Mérite, stieß während eines Luftkampfes mit dem Flugzeug eines Kameraden zusammen und stürzte tödlich ab. Er hat neun feindliche Flugzeuge und einen Fesselballon abgeschossen.



deshalb allein noch ein Stück weiter vor und stieg auf einen Baum. Von ihm aus erkannte ich schon den neben einem Baume stehenden italienischen Horchposten, außerdem bemerkte ich eine Öffnung im feindlichen Drahtverhau, durch die ich der Stellung der Gegner näher kommen konnte. Ich verließ meinen Standpunkt wieder und ging zu meinen Leuten, denen ich befahl, zurückzubleiben und mich zu erwarten. Sollte ich nach drei Stunden noch nicht wieder zu ihnen gestoßen sein, so wäre ich tot oder gefangen.

Unter unserem Drahtverhau führte ein Gang hin, den nur Feldwachkommandanten kannten und den ich benutzen wollte. Nachdem ich etwa hundert Schritte seitwärts gegangen war, kam ich an einen dicken Baumstrunk, dessen oberer Teil sich abheben ließ. Der hohle Strunk bildete den Eingang des Ganges, der schräg abwärts führte. Ich stieg in die Öffnung und kroch vorwärts, bis ich nach etwa einer Viertelstunde einen kalten Luftzug spürte, ein Zeichen, daß ich mich dem Ausgange näherte. Der Gang mündete in einen drei Meter tiefen Granattrichter vor dem feindlichen Drahtverhau.

Nun kam das Schwierigste. Ich mußte durch den Drahtverhau vor der feindlichen Stellung. Langsam kroch ich auf dem Bauche an den Rand des Trichters und spähte nach dem Loch, das ich von dem Baume aus gesehen hatte. Ich erblickte es kaum zehn Schritte vor mir.

Lautlos schlich ich weiter. Da hörte ich drüben etwas knacken. Sofort blieb ich liegen und rührte mich nicht. Wohl zehn Minuten mochte ich so gelegen haben, dann ging ich wieder einige Schritte weiter. Da hörte ich von drüben einen Ruf. Ich duckte mich sogleich, und kaum war ich hinter einem dicken Pfahl verschwunden, so blitzte ein Licht auf. Es war ein Scheinwerfer, mit dem das Gelände abgeleuchtet wurde. Ich glaubte mich schon verloren, doch wurde ich glücklicherweise nicht entdeckt und hatte sogar noch Gelegenheit, meine Umgebung genau zu übersehen, bevor das Licht erlosch. Ungehindert gelangte ich dann bis zu dem Loch und zwängte mich durch. Das war gar nicht so leicht und ich zog mir dabei einige Verletzungen zu, doch endlich war ich glücklich drüben.



Kampfflieger Offizierstellvertreter Reimann, Ritter des Eisernen Kreuzes erster Klasse, der in kurzer Zeit fünf feindliche Flugzeuge zum Absturz gebracht hatte, fand den Heldentod im Luftkampf.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Oberstleutnant Thomsen, Chef des Generalstabes der Luftstreitkräfte, erhielt am 8. April 1917 den Orden Pour le Mérite.

Nun ging es zu dem italienischen Posten, der beseitigt werden mußte, wenn ich weiter wollte. Wie eine Katze schlich ich um ihn herum, bis ich in seinem Rücken war. Ein Sprung, ein Griff nach seiner Kehle, ein Stoß mit dem Messer — und lautlos sank er nieder.

Noch vierzig Schritte waren es bis zum feindlichen Graben. Ich rastete zuerst ein wenig, wobei ich schon die Tritte eines Postens und leises Geflüster vernehmen konnte. Dann kroch ich



Kampfflieger Leutnant Hans Müller, hat bis Mitte April 1917 acht feindliche Flugzeuge und sieben Fesselballone vernichtet.



Kampfflieger Leutnant d. R. Boehme, hat bis Mitte April 1917 zwölf Gegner im Luftkampf bezwungen.

weiter — noch zwanzig Schritte. Plötzlich kam jemand mit einem Licht. Ich blieb ruhig liegen. Ein Offizier war es, der zur Mannschaft sprach. Aus dem Zusammenhang seiner Rede konnte ich nur einzelne Worte deutlich vernehmen, aber was ich gehört, genügte mir. Früh um halb vier wollen sie stürmen. Wir alle müssen sterben, keiner wird gefangen genommen.— Gut, daß ich es weiß. Wir werden euch schon empfangen! Jetzt aber zurück!

Das ging noch viel langsamer als das Vordringen. Ich kroch ungefähr in der Richtung, aus der ich gekommen war, zurück. Weiter ging's und immer weiter, aber wo war denn nur das Loch im Drahtverhau? Ich tastete um mich — ich fand es nicht. Zweifellos hatte ich mich verirrt. Das fehlte gerade noch. Ich hob den Kopf ein wenig und hielt Umschau. Links von mir war ein Tal. Vielleicht kam ich durch; also da hinüber.

Die Gefahr, entdeckt zu werden, während ich vierzig Meter vom feindlichen Graben entfernt dahinkroch, war groß, doch endlich gelangte ich nach Umgehung einer Feldwache ins Tal und ging an den Bach. Zum Glück befand sich am Ufer Gestrüpp, neben dem ich mich fortschleichen konnte. Nun ging's schneller. Der Bach war unsere Abschnittsgrenze, also konnte ich mich nicht sehr weit verirrt haben. Das Stück bis zum Trichter mußte ich noch kriechen und dann stieß ich durch den Gang wieder zu meinen Leuten. Es war drei Uhr; zweieinhalb Stunden hatte ich also gebraucht.

Wir gingen in unseren Graben zurück, von dem aus ich telephonisch die Hauptmacht um Verstärkungen bat, die bald darauf mit Handgranaten ausgerüstet eintrafen. — Nach kaum einer Viertelstunde meldeten die Posten das Anrücken des Feindes. Wie freuten wir uns auf den Besuch der „Bundesgenossen"!

„Avanti, Savoia," schrien sie und stürmten zu uns herauf. Sie wurden heiß empfangen; die Handgranaten räumten schrecklich unter ihnen auf. Nur wenige der Stürmenden vermochten sich in ihre Stellung zu retten.

Der Überfall wurde glänzend abgeschlagen und schon nach zwei Stunden rückten wir zur Haupttruppe ein.

Als Belohnung für meinen erfolgreichen Patrouillengang erhielt ich die große silberne Tapferkeitsmedaille.



Volltreffer eines deutschen Flugzeuges in die Transportmannschaft eines schweren engli[…] ist mit einem S[…]

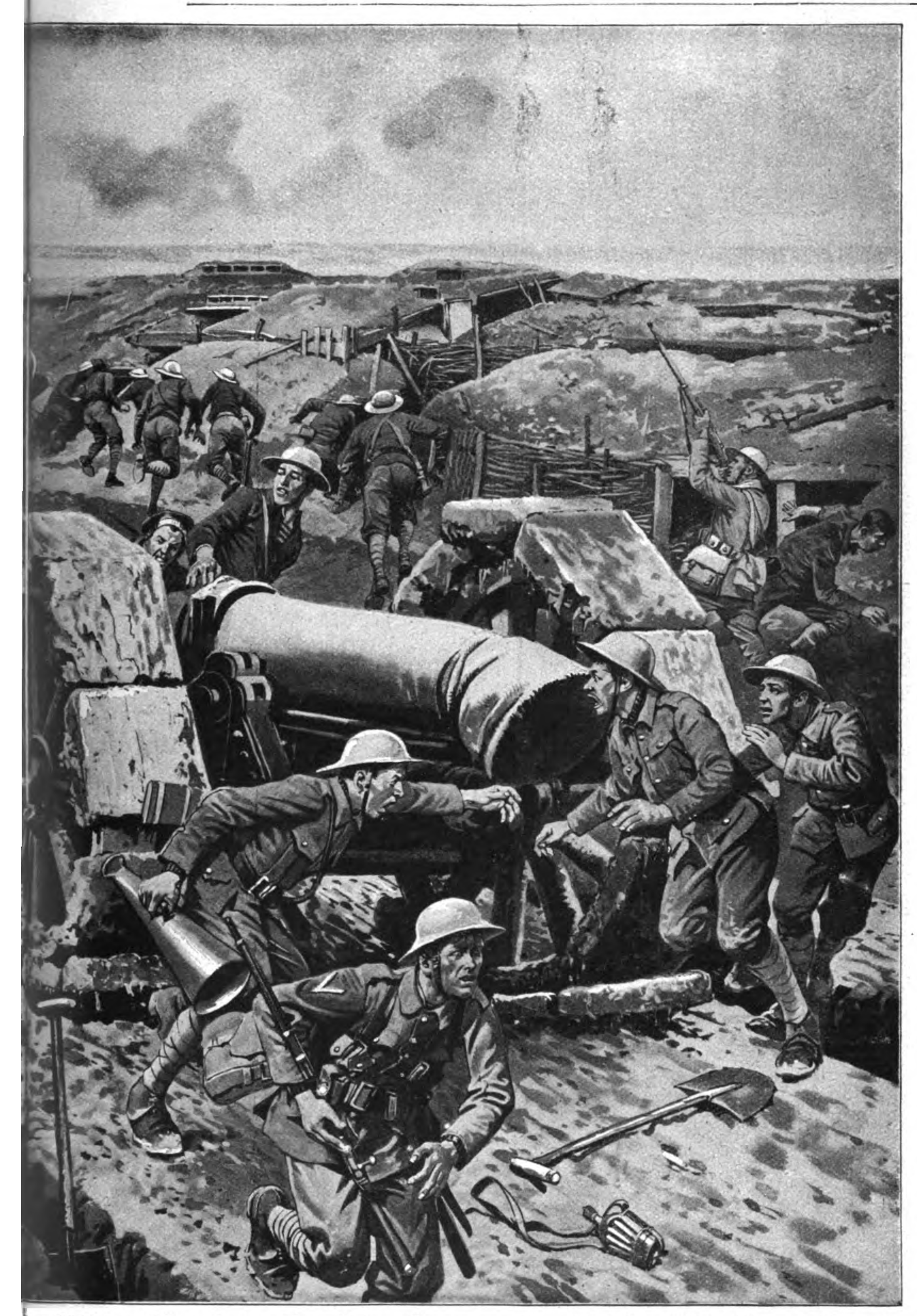
Nach einer Originalzeichnun[…]

Volltreffer eines deutschen Flugzeuges in die Transportmannschaft eines englischen Schiffsgeschützes.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Als die Ausführung der seit Ende November 1916 von den Engländern mit allem Hochdruck im Sommegebiet vorbereitete „Übermaterial"-Offensive im März 1917 dank dem strategischen Rückzug Hindenburgs zunächst unmöglich geworden war, bemühten sich die Feinde, durch Zusammenfassen stärkerer Kräfte die Artilleriebeobachtung und Aufklärung erneut zu erzwingen. Gleichzeitig wiederholten sich ihre bisher ergebnislos gebliebenen Versuche, die ihnen schon lange entrissene Vorherrschaft in der Luft durch einheitlich geregelten Masseneinsatz ihrer Flieger zurückzugewinnen. Durch die Zurücknahme der deutschen Front war der größte Teil der schweren und schwersten Artillerie des Feindes an dieser Stelle unverwendbar geworden. Eine Unsumme harter Arbeit war umsonst geleistet und viel wertvolles Material nutzlos verbaut worden, ganz abgesehen von den riesigen Geldverlusten, die dadurch entstanden waren.

Selbstverständlich durfte den Deutschen die Fühlung mit dem Feind nicht verloren gehen. Das planmäßig militärisch unbrauchbar gemachte Gelände ließ die Verwendung größerer Massen aufklärender Kavallerie nicht zu. Ihre Aufgabe wurde von den Aufklärungsfliegern übernommen, die ihre Erkundungen bis weit hinter die feindlichen Linien ausdehnten. Das gleiche tat der Feind. Seine Fliegergeschwader brachen hervor, um die neuen deutschen Stellungen und Batterien ausfindig zu machen und die „Augen" der Batterien, die Fesselballone, zu vernichten. Aber alle Überfälle mißlangen, denn in nimmermüder Bereitschaft warfen sich die deutschen Kampf- und Jagdflieger den Angreifern entgegen, indem sie gleich-



...en Schiffsgeschützes in der Gegend von Gommecourt am 23. März 1917. Das Geschützrohr ...tüberzug versehen.
...des Kriegsmalers Adolf Wald.

zeitig abwehrten, erkundeten, die Ballone schützten, feindliche Mündungsfeuer beobachteten und das Einschießen der eigenen Batterien auf neue Ziele leiteten. Als der Feind seine schweren Geschütze abbaute und sie in neue Stellungen bringen wollte, boten sich den deutschen Bombengeschwadern dankbare Ziele. Ein Teilnehmer an den Flügen südlich von Gommecourt erzählte darüber folgendes:

„Unser Kampfgeschwader flog am Morgen des 23. März, einem trüben regnerischen Tage, auf. Da wir es voraussichtlich mit englischen Kampffliegern zu tun bekommen würden, die sich unvergleichlich zäher und trotziger schlagen als die Franzosen, so blieb das Geschwader ziemlich dicht beisammen. Über die Straße von Albert und über die breit ausgetretenen Wasser der Somme zogen wir nach Süden. In diesem Abschnitt drohen allenthalben die Flugzeugabwehrkanonen mit hochaufgerichteten Rohren. Weite Drahtfelder, Grabenzüge, Feldbefestigungen und Batteriestellungen durchzogen das Land. Überall ringsumher waren jedoch eifrigste Abbauarbeiten und Abtransporte zu bemerken. In der Nähe von Contalmaison zogen wohl 50 Marineartilleristen und Infanteristen ein schweres Schiffsgeschütz an Tauen vorwärts. Schon meine erste Bombe saß mitten in der Bedienungsmannschaft. Trotz der starken Rauchentwicklung wurden Verluste und eilige Flucht in die zur Seite der Straße liegenden verlassenen Unterstände deutlich erkennbar. Ich war, durch einige Wolken verborgen, bis auf 200 Meter heruntergestoßen, ohne daß mir die entgegengesandten Gewehrschüsse geschadet hätten. Nun schraubte ich mich wieder in die Höhe und trat die Heimfahrt an. Nach der Ankunft bei der Abteilung empfingen mich freudige Zurufe und Händeschütteln. Der Kommandant, dem ich meine kurze Meldung abstattete, wußte bereits Bescheid, da ihm die Beobachter den Vorfall schon zugefunkt hatten."

Der Schipperdienst.

Von Chefarzt Dr. Vulpius (Landwehrfeldlazarett Nr. 13).

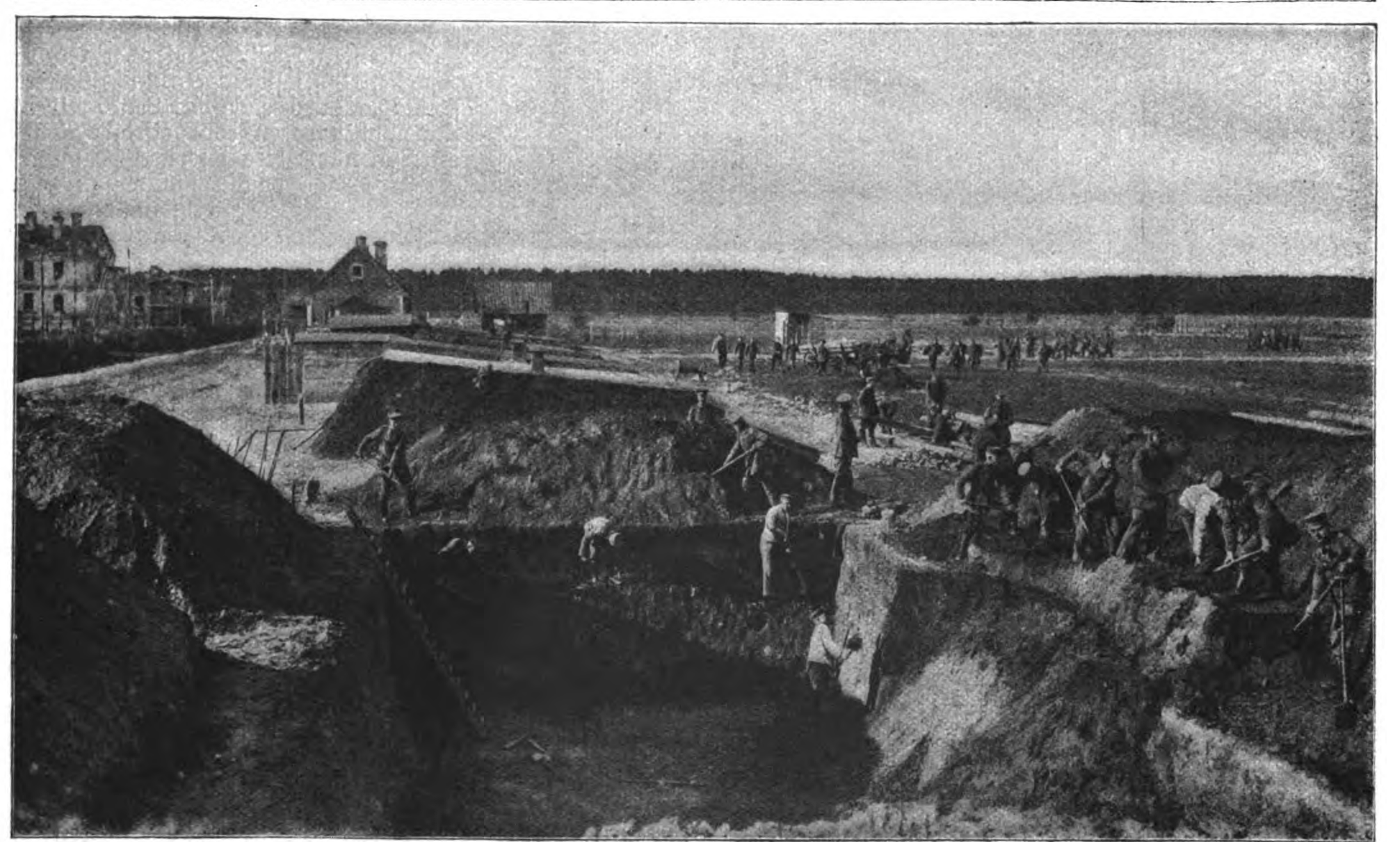
(Hierzu die Kunstbeilage und die Bilder Seite 350 u. 351.)

Schipp! Schipp! Hurra! — lautet der Gruß, womit unsere braven Armierungssoldaten oft angerufen werden. Längst hat er aber — wenigstens im Feld — den spöttischen Beiklang verloren, der ihn früher kränkend erscheinen ließ. Wissen wir doch nur zu gut, daß der mit Hacke und Spaten geführte Kampf dem mit der Waffe gefochtenen an Bedeutung mindestens gleichkommt.

Immer wieder wurden gleich am Anfang des Krieges die hervorragenden und oft ausschlaggebenden Leistungen unserer Pioniere hervorgehoben. An die Seite dieser spezialistisch geschulten Truppe sind dann, als mit der Entwicklung des Stellungskrieges die technischen Aufgaben der Heere immer größeren Umfang und wachsende Bedeutung annahmen, als Hilfsarbeiter die Armierungsoldaten getreten.

Wenn man bedenkt, daß sich diese Bataillone aus Mannschaften ergänzen, die wegen einer bereits bestehenden oder durch Verwundung eingetretenen körperlichen Unzulänglichkeit zum Dienst in der fechtenden Truppe für untauglich befunden wurden, so muß man ihre Leistungen, die meist schwere körperliche und vielfach ungewohnte Arbeit bei oft ungünstigsten Witterungsverhältnissen bedingen, besonders bewerten. Dazu kommt, daß ihrer Tätigkeit der Ruhmesglanz des Waffenhandwerks versagt ist, und so erscheint die Selbstverleugnung derer, die auch diesem Dienst fürs Vaterland ausdauernd und unverdrossen obliegen, im hellsten Licht.

Die „Schipper" erhalten nur eine notdürftige militärische Ausbildung, damit sie sich Vorgesetzten gegenüber einigermaßen als Soldaten benehmen können. Sie sind in Bataillone und Kompanien gegliedert und stehen unter dem Kommando von Truppenoffizieren und Unteroffizieren, so daß militärische Zucht und Ordnung auch bei ihnen herrscht. Da sie unbewaffnet sind, werden sie im allgemeinen nur außerhalb des Gefechtbereichs verwendet, was aber Gefährdung durch feindliches Artilleriefeuer nicht ausschließt. Auf dem östlichen Kriegschauplatz war der Bau und die Instandhaltung von Straßen ihre wesentlichste



Deutsche Soldaten bei Schanzarbeiten auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Aufgabe, während sie im Westen hauptsächlich zu Schanzarbeiten, wie Ausheben von Schützen- und Laufgräben, Unterstands- und Stollenbau sowie Anlage von Truppenlagern und dergleichen, verwendet werden. Die Straßen- und Bahnunterbauarbeiten fallen hier meistens den gefangenen Russen, wohl auch französischen oder belgischen Zivilgefangenen zu.

In die Schanzarbeiten in den vorderen Stellungen teilen sich gewisse Abteilungen der Armierungsbataillone mit den fechtenden Truppen. Letzteren fallen aber ausschließlich die laufenden Instandhaltungsarbeiten in den Schützengräben zu. Denn selbst in Stellungen, wo zeitweise jede Gefechtstätigkeit ruht und die Gräben nur ganz vereinzelt durch feindliche Beschießung zu leiden haben, geht das Wühlen und Graben ununterbrochen fort. Handelt es sich doch um einen fortwährenden Kampf mit den Elementen und der Witterung. Bald verwandeln Regengüsse die Grabensohle in knietiefen Morast und setzen auch die Unterstände unter Wasser, so daß sie immer und immer wieder ausgepumpt werden müssen, bald erfordern die Grabenwände Befestigung durch Faschinen und Pfahlwerk, um sie vor dem Herabrutschen und Zusammenbrechen zu bewahren. Besonders hat das Tauwetter nach dem lang anhaltenden harten Winter 1916/17 in dieser Beziehung schwere Aufgaben gestellt. Die Entwässerung der Schützengräben ist eine schwierige technische Frage, die immer neue Rätsel aufgibt. An der Herstellung der meilenlangen Knüppelroststrecken, die in nasser Jahreszeit allein den Verkehr in den Gräben ermöglichen, arbeiten selbst Leichtkranke und alle in den Feldlazaretten zeitweilig entbehrlichen Kräfte mit.

Ist nun die Schützengrabenbesatzung abgelöst und hat ihre sogenannten „Ruhe"quartiere bezogen, so werden neben Putzdienst, Exerzieren und allen möglichen Sonderübungen, worunter das Handgranatenwerfen eine wesentliche Rolle spielt, wieder andere Schanzarbeiten von ihnen gefordert. Denn ihnen liegt dann, wieder von Armierungsoldaten unterstützt, kompanieweise oder in kleineren Abteilungen der Ausbau der Reserve-, Aufnahme- oder Riegelstellungen ob. Auch dies ist eine Arbeit, die nie zu Ende geht, denn immer müssen unter neuauftauchenden strategischen und taktischen Gesichtspunkten Abänderungen und Ergänzungen des bereits Geschaffenen getroffen werden.

Der Anmarsch zur Arbeitstätte ist manchmal stundenweit und um so beschwerlicher, als diese Truppen nicht wie die Armierungsoldaten nur mit ihrem Arbeitsgerät, sondern völlig gefechtsbereit ausgerüstet sein müssen, um im Fall eines plötzlichen Angriffes dem Befehlshaber des betreffenden Frontabschnittes als erste Verstärkung zur Verfügung zu stehen. Führt der Weg durch Gelände, das vom Feinde leicht eingesehen werden kann, so sind oft große Strecken in Annäherungsgräben zurückzulegen, ja, die Schanzarbeit selbst kann häufig nur unter dem Schutze der Nacht ausgeführt werden. So sehen wir auf unserer Kunstbeilage „Nach vorn zum Schanzen" die zum Schanzen ziehende Kompanie sich bei untergehender Sonne durch eine Dorfstraße bewegen, deren Häuserruinen die dringende Notwendigkeit, sich auch hier in einem Annäherungsgraben zu bergen, genugsam dartun. Zugleich zeigt sie aber, daß unseren wackeren Kriegern, seien es nun alte Landwehrleute oder jüngster Ersatz, auch bei dieser schweren Aufgabe die gute Laune nicht ausgeht, wenn nur das Wetter einigermaßen günstig ist.

So sind, seit uns der russisch-japanische Krieg die Bedeutung des Schützengrabens mit allem sonstigen Zubehör einer wohlausgebauten Erdbefestigung gelehrt hat, zu den Mordinstrumenten aller Art als Verteidigungswaffen ersten Ranges die Hacke und der Spaten — früher vorwiegend neben Säge, Beil und Sprengzeug das Arbeitsgerät der Pioniere — als weitestverbreitete und höchst wichtige Kriegsmittel hinzugekommen.

Die Abendmeldung.

Von Hans Schipper.

Der Bataillonsadjutant, Leutnant S., hockt in seinem „Bombensichern" und bemüht sich gerade, die Meldungen der vier Kompanien in möglichst kurzer, alles Wichtige umfassender Form zu Papier zu bringen. Es soll die Abendmeldung des ersten Bataillons werden. Im Bataillonsabschnitt draußen war wieder einmal ein bewegter Tag gewesen. Die feindliche Artillerie hatte ohne Unterlaß gefunkt, die Infanterie des Gegners in den Sappen geschanzt, so daß die Minenwerfer öfter in Tätigkeit treten mußten. Die Meldungen der Kompanien waren deshalb ziemlich umfangreich ausgefallen. Es galt, viel zu streichen. Nur das für das Regiment Wichtige durfte aus den vier Meldungen in den Tagesbericht des Bataillons aufgenommen werden. Jetzt ist der Adjutant mit der Niederschrift der Meldung fertig. Schnell greift er zum Fernsprecher und ruft das Regiment an.

„Hier Regiment!" meldet sich bald die Gegenstation.

„Hier erstes Bataillon; die Abendmeldung!“

„Bitte, kommen!“

„Beim Feinde den ganzen Tag über lebhafte Tätigkeit. Er schanzte fleißig in seinen Sappen. Unsere mittleren Minenwerfer traten öfter in Tätigkeit, diese Arbeiten mit Erfolg störend. Feindlicher Fesselballon war die meiste Zeit oben. Artilleriefeuer hielt den ganzen Tag an, ohne jedoch Schaden anzurichten. Zeitweilig erhielt der Bataillonsabschnitt leichtes Minenfeuer, das nur geringen Materialschaden anrichtete. Schäden wurden sofort ausgebessert. Ganz vereinzeltes feindliches Infanteriefeuer. Es wurden ankommende Verstärkungen beim Gegner festgestellt. Tote und Verwundete keine. — Vergleichung, bitte!“

Der Telegraphist beim Regiment hat die Meldung wortgetreu niedergeschrieben und liest den ganzen Text zur Kontrolle dem Bataillonsadjutanten schnell vor.

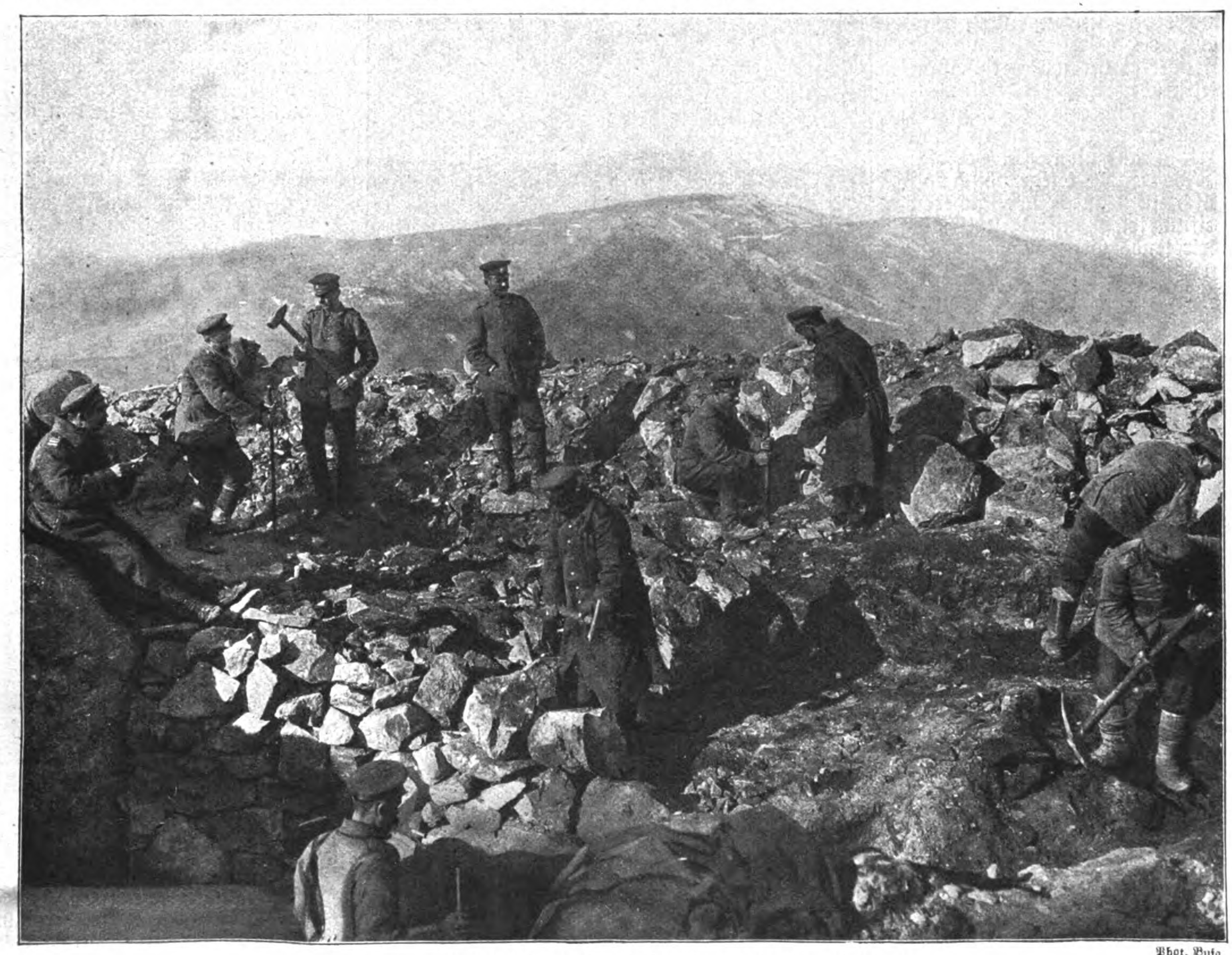
„Vergleichung stimmt, Schluß!“

Die Abendmeldung des ersten Bataillons ist beendet. Da ruft auch schon das zweite Bataillon an. Dessen Meldung gleicht fast der des ersten Bataillons. Nur hat in diesem Abschnitt das feindliche Artilleriefeuer Opfer gefordert. Ein Volltreffer durchschlug einen Mannschaftsunterstand, tötete zwei und verletzte fünf Mann schwer. Sonst auch keine Veränderungen.

Kurz vor fünf Uhr gibt auch das dritte Bataillon noch schnell seine Meldung durch, und der Regimentsadjutant macht sich rasch an die Arbeit, um aus den drei Meldungen den Bericht des Regiments zu formen. Viel Zeit bleibt nicht. Spätestens um fünfeinhalb Uhr will die Brigade Meldung von den beiden ihr zugeteilten Regimentern haben. Will durch wenige knappe Sätze von dem Verlaufe des ganzen Tages seit der Morgenmeldung Kenntnis erhalten. Will alles Bemerkenswerte genau erfahren, ohne jedoch mehr als sechs bis acht Zeilen dafür zu gewähren. Die Adjutanten graulen sich hinterm Ohr, und — die Minuten verrinnen. Doch die große Übung hilft. Man wird mit der Zeit auch im kürzesten Stil Meister. Schließlich wird ja auch auf die Form der Meldung nichts, auf den Inhalt alles gegeben. Also schnell die Gesamterlebnisse des Regiments zusammengefaßt und als Abendmeldung durch den Draht zur Brigade hinübergesprochen.

Regiments- und Brigadestab brauchen nicht dauernd im Bombensichern zu hausen. Sie wohnen, wenn auch noch in der Feuerzone, so doch nicht unmittelbar an besonders gefährdeten Orten. Nur wenn es der feindlichen Artillerie mal einfällt, der Abwechslung halber die rückwärtigen Ortsunterkunften unter Feuer zu nehmen, müssen auch diese Stäbe irgendeinen bombensicheren Keller aufsuchen. Dies wird nun zwar, falls es tagelang hintereinander geschehen muß, recht lästig, doch darf deswegen die Erledigung der laufenden Arbeiten keine Verzögerung erleiden. Am allerwenigsten darf wegen so 'n bißchen Knallerei die Abendmeldung unterbleiben. Eine höhere Instanz, die Division, will diese zur festgesetzten Stunde in Händen haben. Der Unterschlupf im Keller hat daher auch einen Telephonanschluß erhalten. Mag oben der Feind seine Granaten ins Haus jagen; unterm dicken Sandsteingewölbe im dumpfen Keller sitzt der Brigadeadjutant, nimmt die Meldungen der beiden Regimenter entgegen und gibt sie dann der Division weiter.

Je weiter rückwärts die Meldungen gehen, um so größer wird der Fortschritt, über dessen Tätigkeit in den Meldungen Bericht erstattet wird. Und um so länger müßten auch, vermeint man, die Ausführungen werden. Das Gegenteil ist der Fall. Was für die Brigade, vielleicht auch noch für die Division Wert hat, interessiert den Generalstab des Armeekorps schon weniger. Die kleineren Plänkeleien mit dem Feinde, die Ergreifung wirksamer Gegenmaßnahmen, Verbesserung der eigenen Stellungen und ähnliches, bleibt eine Angelegenheit der unterstellten Stäbe. Der Generalstab gibt seine Anordnungen in großen Zügen; die Kleinarbeit ist Sache der unteren Abteilungen. Deshalb will auch der Generalstab nur einen ganz knappen Über-



Phot. Bufa.

Beim Bau von Unterständen in dem Felsgebirge an der Front bei Doiran.

blick über die allgemeine Lage der beiden Divisionen haben, um daraus den Inhalt für die Abendmeldung des Korps schöpfen zu können.

Eine Viertelstunde später erfährt das Armeeoberkommando, was sich tagsüber in dem Bereich der einzelnen Armeekorps ereignete. Von starkem Artillerie- oder Minenfeuer, von verhältnismäßiger Ruhe, von lebhafter Tätigkeit des Feindes oder von großen Verstärkungen, vom Auftauchen neuer Truppenteile und der Abwehr feindlicher Angriffe, von eigenen Gegenstößen und deren Erfolg berichten die A.K. dem A.O.K., so daß der Generalstab der Armee ein klares, übersichtliches Bild über den Verlauf des Tages gewinnt. Doch weiter noch muß die Abendmeldung wandern. Eine höhere Instanz, die höchste des gesamten deutschen Feldheeres, das Große Hauptquartier, wartet auf die Abendmeldung der einzelnen Armeen. Alle Fäden laufen beim Großen Generalstab zusammen. Der vorgeschobenste Lauschposten in Ost oder West ist durch den jede Entfernung überbrückenden Draht mit der Obersten Heeresleitung verbunden.

Im Großen Hauptquartier laufen zur festgesetzten Zeit alle Abendmeldungen der Armeen in Ost und West ein. Doch auch damit findet die Wanderung der Meldung noch kein Ende. Nicht nur die Oberste Heeresleitung hat Interesse an den Berichten der Heere. In der Heimat wartet das ganze deutsche Volk und mit ihm auch seine treuen Verbündeten und darüber hinaus die ganze Welt, die Feinde inbegriffen, auf die Veröffentlichungen der Obersten Heeresleitung. Von dieser werden daher in aller Eile die Meldungen zu einem kurzen, knappen Bericht im Telegrammstil vereint. Und die Zusammenstellung wird dann der Presseabteilung im Stellvertretenden Generalstab in Berlin weitergegeben. Um bei der Übermittlung dieser kurzen, inhaltschweren Meldungen jeden Irrtum auszuschließen, erfolgt die Weitergabe telegraphisch und gleichzeitig auf einer anderen Leitung telephonisch. Der Stellvertretende Generalstab in Berlin gibt den Bericht an das W.T.B. (Wolff's Telegraphisches Bureau) weiter. Das W.T.B. läßt den Bericht durch Ferndrucke wieder zurück an die Presseabteilung des Stellvertretenden Generalstabs gelangen. Das ist eine Vorsichtsmaßregel, eine Kontrolle, die jeden Irrtum ausschließen soll. Erst wenn diese Kontrolle die Richtigkeit der Übermittlung ergeben hat, erhält das W.T.B. die Ermächtigung, die Abendmeldung des Feldheeres als Mitteilung der Obersten Heeresleitung an die Zeitungen weiterzugeben. Dies geschieht dann mittels Fernschreibers oder Fernsprechers. Natürlich am gleichen Abend noch, denn die am nächsten Tag erscheinenden Blätter wollen ihren Lesern bereits in der Morgenausgabe die neuesten Ereignisse vom Kriegschauplatz vorsetzen und darunter nehmen ja die Mitteilungen der Obersten Heeresleitung die erste Stelle ein.

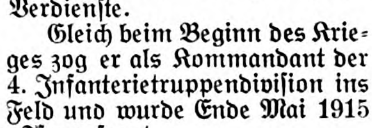
Auf diese etwas umständlich erscheinende und dabei doch einfache und genaue Weise, die jeden Irrtum ausschließt, erfahren dann einen halben Tag später ganz Deutschland und seine Verbündeten, einen Tag später die ganze Welt — mit Ausnahme Frankreichs, wo die Mitteilungen der Obersten Heeresleitung bekanntlich von den Zeitungen nicht mehr veröffentlicht werden dürfen — daß an Teilen der Ostfront am vergangenen Tage vielfach nur „Artilleriekämpfe" stattfanden, im Westen aber die prächtigen deutschen Truppen dem wütendsten Trommelfeuer und den Massenstürmen der Engländer und Franzosen bei Arras und in der Champagne eisern standhalten.

General der Infanterie Rudolf Stoeger-Steiner v. Steinstätten, der neue österreichisch-ungarische Kriegsminister.

(Hierzu das untenstehende Bild.)

Nun ist in keinem der kriegführenden Staaten mehr jener Kriegsminister im Amt, der die Mobilisierung durchgeführt hat. In allen diesen Staaten hat die Person des Kriegsministers im Laufe der Zeit gewechselt, mitunter sogar mehrere Male. Derjenige aber, der am längsten auf seinem Posten ausharrte, war der österreichisch-ungarische. Erst Anfang April 1917 bat Generaloberst Freiherr von Krobatin um seine Entlassung, die der Kaiser, die Verdienste des aus dem Amte Scheidenden anerkennend, bewilligte, und der ihn darauf zum Armeekommandanten ernannte.

Als Nachfolger des Freiherrn v. Krobatin, der seit Anfang 1913 im Amte war, wurde der General der Infanterie Rudolf Stoeger-Steiner v. Steinstätten am 13. April 1917 zum österreichisch-ungarischen Kriegsminister ernannt. Mit ihm zog ein Mann in den Palast am Stubenring, der den Krieg unmittelbar kennen gelernt hat. General v. Stoeger-Steiner stand nämlich seit Kriegsbeginn an der Front, wo er sich als tapferer, umsichtiger Führer bewährte. Er ist von Geburt Steirer. 1861 in Pernegg geboren, besuchte er später die Kadettenschule, die er mit so außerordentlichem Erfolg durchlief, daß er bereits in seinem neunzehnten Lebensjahr das goldene Portepee des Leutnants erhielt. Er diente zuerst im Feldjägerbataillon Nr. 9 und kam dann nach dem Besuch der Kriegschule in das Generalstabskorps. Später war er längere Zeit Lehrer an dieser Schule. Dann trat er wieder in den aktiven Truppendienst und befehligte das 74. Infanterieregiment und die 56. Infanterietruppendivision. Als Generalmajor stand er hierauf an der Spitze der Armeeschießschule und erwarb sich in dieser Stellung für die Verbesserung der Ausbildung der Infanterie im Schießen große Verdienste.



Gleich beim Beginn des Krieges zog er als Kommandant der 4. Infanterietruppendivision ins Feld und wurde Ende Mai 1915 Führer eines Korps an der Isonzofront.



Phot. A. Moesigay, Hamburg.

General der Infanterie Rudolf Stoeger-Steiner v. Steinstätten der nach dem Rücktritt des Freiherrn v. Krobatin (siehe Abbildung Band I Seite 3) zum k. u. k. Kriegsminister ernannt wurde.

General v. Stoeger-Steiner kennt durch sein Wirken im Felde die Bedürfnisse der Armee im Kriege genau, und bei seinen hervorragenden organisatorischen Fähigkeiten unterliegt es keinem Zweifel, daß er die Aufgaben, denen er sich als Kriegsminister zuwenden muß, voll wird erfüllen können.

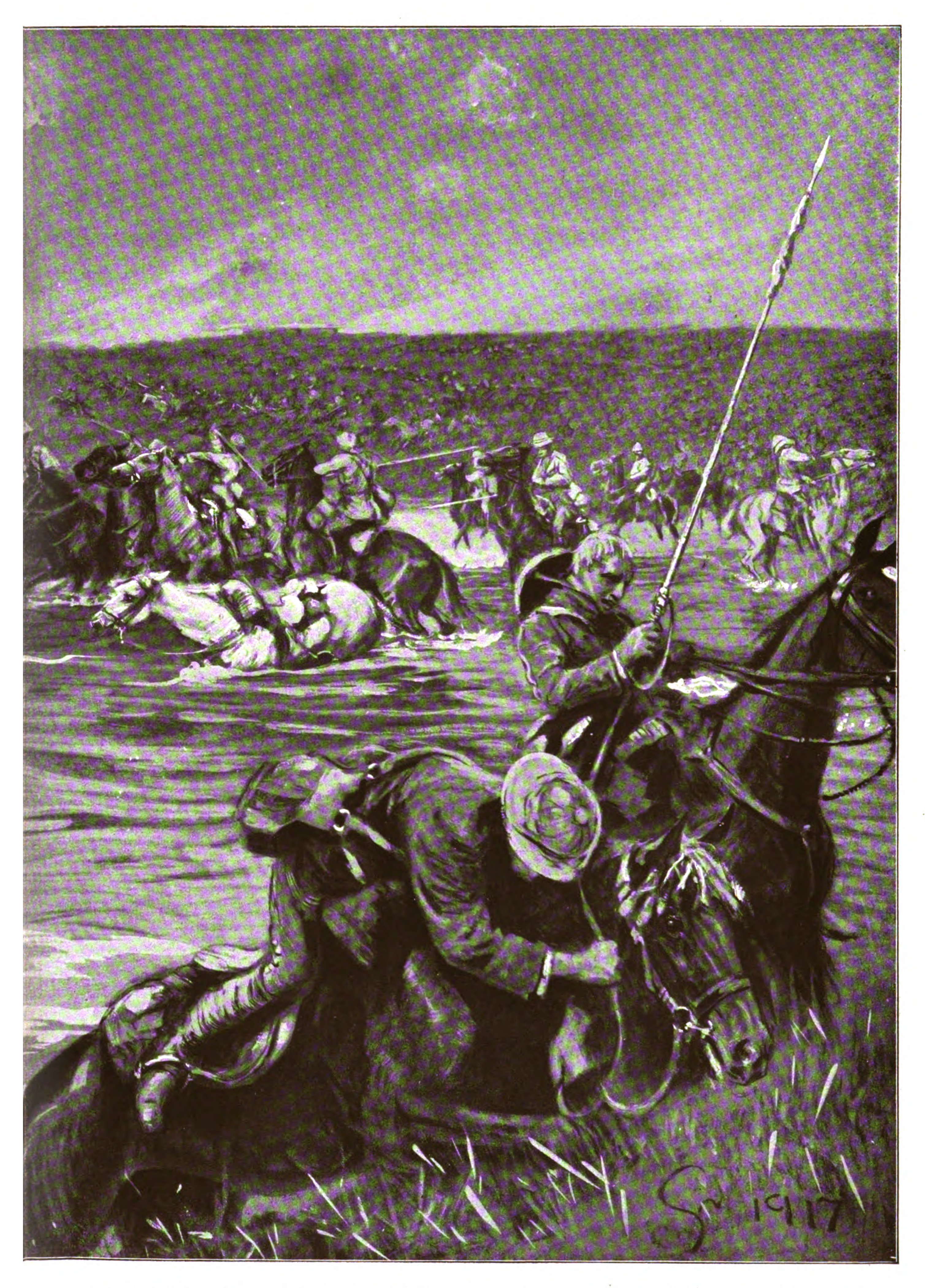
Die Rüstungslieferungen der Vereinigten Staaten an den Vierverband.

Der „Economist" gibt folgenden Überblick über die Ausfuhr der Vereinigten Staaten an Sprengstoffen und anderem Kriegsmaterial:

	1914	1915	1916
Patronen	6 567 122	25 408 079	55 103 904
Dynamit	1 213 600	1 509 050	4 173 175
Gewehr- und Geschützpulver . . .	289 893	66 922 807	263 423 149
Andere Sprengstoffe	966 972	95 129 957	392 875 078



Reitergefecht im Diala, einem Nebenfluß des Tigris. Im Hintergrund die flachen Berge des Djebel Hamrin



Nach einer Originalzeichnung des auf dem türkischen Kriegschauplatz zugelassenen Kriegsmalers Fritz Grotemeyer.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

In **Rußland** hatte die Revolution noch zu keiner Klärung der Verhältnisse geführt. Die verschiedenen Parteien bekämpften sich gegenseitig weiter und jede suchte ihren Bestrebungen zum Siege zu verhelfen. Hauptsächlich war es die Frage, ob der Krieg fortgesetzt werden sollte oder nicht, über die die einzelnen Gruppen zu keiner Verständigung gelangen konnten. Engländer und Franzosen waren eifrig am Werk, das Zustandekommen eines Sonderfriedens zu verhindern; in ihren Bemühungen wurden sie unterstützt durch verbandsfreundliche Sozialisten, wie zum Beispiel Plechanow, der fünfundzwanzig Jahre als Verbannter in Frankreich gelebt hatte. Andere Sozialisten wieder, wie Lenin, traten für den Abschluß eines Sonderfriedens ein und fanden dabei eine Stütze in einer halbamtlichen Erklärung der Wiener Regierung, in der ausdrücklich auf die dauernde Besetzung russischen Gebietes verzichtet wurde. Immerhin schien es, als ob die Kriegspartei mehr und mehr die Oberhand gewönne und die Neigung, einen Sonderfrieden zu schließen, abnähme.

Die Zustände im russischen Heere waren auch nicht erfreulich. Die Manneszucht hatte unter dem Einflusse der Revolution sehr gelitten und häufig verließen die Soldaten eigenmächtig ihre Truppenteile. Selbstverständlich wurde darunter die Schlagfertigkeit der Armee stark beeinträchtigt. Es zeigte sich denn auch an der russischen Front eine fast vollkommene Ruhe, die nur ab und zu durch kleinere Gefechte unterbrochen wurde.

Nach einer Reihe stiller Tage setzte am 13. April starkes Artilleriefeuer ein, das von den Russen eröffnet und von Deutschen, Österreichern und Ungarn (siehe Bild Seite 357) erwidert wurde. Besonders zwischen dem Pripjet und dem Dnjestr lebte die Artillerietätigkeit auf, ohne daß es zu Infanterieangriffen gekommen wäre. In den nächsten Tagen ging der Geschützkampf weiter, was den Truppen der Mittelmächte Veranlassung gab, ihre Aufmerksamkeit noch zu erhöhen. Vorgeschobene Posten lagen in Sprengtrichtern (siehe Bild Seite 354) und meldeten ihre Wahrnehmungen ständig den Kommandostellen. Wenn auch die russischen Geschosse keinen besonderen Schaden anrichteten, so ereignete es sich doch, daß hier und da ein Unterstand in Brand geriet und Mannschaften verletzt wurden, die aber ebenso rasche Hilfe erhielten, wie bei kleineren Sprengungen verunglückte Sappeure (siehe Bild Seite 355).

Am 25. April nahm die Feuertätigkeit der Russen besonders in den Abschnitten von Riga, Smorgon, Luck, längs der Putna und am Sereth zu, was zur Folge hatte, daß auch die Verbündeten ihr Vergeltungsfeuer steigerten. Die Infanterie griff aber nur auf Teilen der Front in den Waldkarpathen, am Sereth und in der nördlichen Dobrudscha in größerem Umfange in den Kampf ein. Die etwas stärkere Unruhe im rumänischen Abschnitte (siehe Bild Seite 356) der Front erklärte sich zum Teil vielleicht aus dem Wechsel des Oberbefehlshabers bei den Russen. Das Kommando über diesen Abschnitt hatte der General Tscherbatschew übernommen, der einst bei Brussilows Angriffsbewegung in Wolhynien besonders hervorgetreten war.

Russische Flieger warfen am 22. April bei Lida Bomben ab. Als Antwort darauf unternahmen deutsche Flieger einen Angriff auf die Umgebung von Minsk, wobei namentlich Molodeczno und Tercz eine Anzahl Bombentreffer erhielten.

Der rumänische Hafenplatz Sulina, der an dem gleichnamigen Donauarm liegt, wurde am 26. April von deutschen Seeflugzeugen bombardiert, was starke Brandwirkung im Hafengelände und auf kleineren Schiffen hervorrief. Das russisch-rumänische Abwehrfeuer war ungewöhnlich stark, doch gelang es den Fliegern, unversehrt zurückzukehren. —

* * *

Viel lebhafter als an der gesamten europäischen Ostfront zeigten sich die Russen im Kaukasus (siehe die Karte Band II Seite 302), wo ihnen aber die **Türken** energisch ent-



Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Österreichisch-ungarische Sturmtruppen mit Stahlhelmen beziehen ihre Stellungen an der Südtiroler Kampffront.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Telephon in einem von österreichisch-ungarischen Sappeuren besetzten Sprengtrichter.

gegentraten. Diese machten am 19. April einen Vorstoß, hoben einige russische Kavalleriepôsten auf und erbeuteten eine größere Anzahl Gewehre und Säbel sowie sonstiges Kriegsgerät. An einer anderen Stelle vertrieben türkische Aufklärungstruppen die Russen, die sich mit Maschinengewehren verteidigten; auch in diesem Falle machten die Angreifer gute Beute. In den nächsten Tagen versuchten die Russen mehrmals, die Türken auf ihrem linken Flügel zurückzudrängen, was ihnen aber nicht glückte. Auf dem rechten Flügel stieß dann am 21. April eine türkische Patrouille mutig bis 30 Kilometer hinter die russischen Linien vor und führte einen Überfall auf ein von den Russen besetztes Dorf aus. Mit dem Feinde abgenommenen Gewehren und Reitpferden gingen sie darauf in ihre Stellungen zurück. —

An der Front im **Irak** (siehe Bild Seite 358) suchten die Engländer neue Erfolge zu erringen. Die Türken blieben dort in der Verteidigung und mußten in ihrer verschanzten Stellung nördlich von Samara am 19. April starke englische Vorstöße abwehren. Am 21. April griffen die Engländer nach mächtiger Vorbereitung durch Artillerie mit mehreren Divisionen die türkischen Stellungen auf beiden Tigrisufern an. Auf dem linken Ufer faßten sie in einem Teil der angegriffenen Linien Fuß, sie wurden aber an den meisten Punkten durch türkische Gegenstöße wieder hinausgeworfen. Da die türkischen Stellungen durch das englische Artilleriefeuer schwer gelitten hatten, zogen sich die Türken in vorbereitete Linien einige Kilometer nördlich von den alten zurück, ohne daß es die Gegner zunächst bemerkten. Am andern Tage folgten die Engländer mit großem Ungestüm den abgezogenen Türken und setzten gegen deren linken Flügel einen wuchtigen Kavallerieangriff an. Sie hatten den Diala, einen Nebenfluß des Tigris, nordöstlich von Bagdad überschritten und wurden nun von den Türken gefaßt und in den reißenden Fluß zurückgeworfen. Viele Reiter ertranken mit ihren Tieren, weil sie die Furt verfehlten und in den tiefen Fluß gerieten (siehe die Kunstbeilage). Gegen Abend desselben Tages folgte ein neuer Stoß, an dem auch Panzerwagen teilnahmen, der aber ebenfalls abgewiesen wurde. Einen aufklärenden englischen Flieger schoß türkische Infanterie am 24. April herunter. —

Wuchtiger noch als im Irak waren die Unternehmungen der Engländer an der **Sinaifront** (siehe die Karte Band II Seite 306). Nach der Niederlage bei Gaza hatten sie sich dort schnell zu einem neuen Vorstoß aufgerafft. Am 18. April richteten sie heftiges Artilleriefeuer gegen die türkischen Stellungen, und Tags darauf brachen sie aus ihren stark verschanzten Stellungen mit wenigstens drei Infanterie- und zwei Kavalleriedivisionen vor. Besonders schwer lastete der Angriff auf dem rechten türkischen Flügel, der sich an die Küste anlehnen mußte, um eine feindliche Unternehmung von der Flanke her zu verhindern. Dort waren sie aber dem Feuer englischer Kriegschiffe ausgesetzt, die mit ihren weittragenden Geschützen in den Kampf eingriffen und die auch die Höhen südlich von Gaza mit Granaten bedachten. Wie an der europäischen Westfront, so führten die Feinde auch an dieser Front Panzerwagen ins Treffen. Von acht Wagen wurden drei von der türkischen Artillerie sofort außer Gefecht gesetzt. Der erste Angriff der Engländer erfuhr eine blutige Abweisung. Auch ein zweites und drittes Mal blieben die Stürme der Feinde vergeblich. Dann gingen Türken und Araber zum Gegenstoß über und brachten den bedeutend überlegenen Feind nach hartem Ringen zum Weichen.

Deutsche Flieger, die sich mit großer Tapferkeit an dem Kampf beteiligt hatten, vermehrten die Schwierigkeiten der Engländer noch, indem sie die eigens für die englischen Streitkräfte angelegte Wasserleitung zerstörten.

Die blutigen Verluste der Engländer bei dieser zweiten Niederlage vor Gaza übertrafen noch die der ersten. Vor der türkischen Front lagen mindestens 3000 Feindesleichen; 6 Offiziere und 221 Mann waren gefangen worden. Außerdem erbeuteten die Türken 1500 gewöhnliche und 20 Schnellladegewehre, ferner 5 Maschinengewehre, mehrere Fernsprecher, Entfernungsmesser, zahlreiche Pferde und viel anderes Kriegsgerät. Die englischen Gesamtverluste beliefen sich auf mindestens 8000 Mann.

Die Feinde gaben aber ihre Absichten noch nicht auf und ließen ihre Flieger wieder lebhaft aufklären. Von diesen stürzte einer am 21. April nach einem Luftkampf zur Erde, ein anderes Flugzeug wurde bei Tell Seheria durch Abwehrfeuer zum Niedergehen gezwungen; die Insassen fielen in Gefangenschaft. Am folgenden Tage begann wieder ein heftiges Feuer aus weittragenden Geschützen gegen Gaza.

Vor Akaba machten die Engländer unter dem Schutz eines Kreuzers und eines Kanonenbootes einen Landungsversuch, der aber mißlang. Die Türken warfen die wenigstens 2000 Mann starken Feinde sechsmal zurück und zwangen sie zur Aufgabe ihres Vorhabens. —

* * *

An der **italienischen Front** war es immer noch nicht zu entscheidenden Kämpfen gekommen. Auf beiden Seiten wurden noch weitere Vorbereitungen getroffen. Die Zahl der Geschütze wurde beträchtlich erhöht und für besondere Zwecke bedienten sich die k. u. k. Truppen sogar kleiner von Hunden gezogener Geschütze (siehe Bild Seite 360 unten). Sappeure (siehe Bild Seite 360 oben) bauten neue Stellungen aus, die dann Sturmtruppen (siehe Bild Seite 353) besetzten.

Daneben kam es oft zu Zusammenstößen. Nachdem die k. u. k. Truppen, wie auf Seite 294 bereits geschildert, sich in den Besitz der beherrschenden Spitze der „Hohen Schneid" gesetzt hatten (siehe Bild Seite 361), drangen am 21. April österreichisch-ungarische Landsturmabteilungen in eine feindliche Stellung bei der Dreizinnenhütte, erbeuteten 2 Maschinengewehre und führten 75 Italiener als Gefangene zurück. Noch häufiger als die kleinen Unternehmungen waren, namentlich an der Isonzofront, wütende Feuerüberfälle der italienischen Artillerie, die aber wenig Unheil anrichteten. — Italienische Luftschiffe erschienen am 20. und 25. April in der Umgebung von Triest, wo sie Bomben abwarfen, die keinen nennenswerten Schaden ver-

ursachten. Österreichisch-ungarische Flugzeuge unternahmen an beiden Tagen Vergeltungsangriffe. —

* * *

In **Mazedonien** waren die Truppen der Mittelmächte bestrebt, im Raume von Monastir den Franzosen die Erfolge, die sie dort im März erzielen konnten, wieder streitig zu machen. Am 17. April glückte es, die Franzosen durch einen kraftvollen Stoß aus den Stellungen auf der Crvena Stena zu werfen, in denen sie sich in etwa einem Kilometer Breite festgesetzt hatten. Der Feind erlitt nicht nur bedeutende blutige Verluste, sondern büßte auch 200 Gefangene, einige Maschinengewehre und Minenwerfer ein.

Mit dem 20. April begannen auch die Engländer lebhaftere Tätigkeit zu entwickeln. Immer häufiger schickten sie Erkundungsabteilungen vor, die von den Bulgaren stets zurückgeworfen wurden. Nach heftiger Beschießung der bulgarischen Front zwischen Doiran und dem Wardar (siehe Bild Seite 362) am 21. und 22. April stießen englische Infanterieabteilungen in dichten Massen vor. Sie wurden von ihren Gegnern so blutig empfangen, daß sie sehr bald wieder umkehren mußten. Die Engländer verdoppelten ihre Anstrengungen am nächsten und übernächsten Tage und gingen am 24. April kurz vor Mitternacht ohne Artillerievorbereitung zwischen dem See und dem Dorf Doldscheli mit 2 Divisionen zu einem besonders heftigen Angriff über. Aber dieser Überraschungsversuch wurde von den Bulgaren rechtzeitig erkannt und erfolgreich zurückgewiesen; sie behielten ihre Stellungen fest in der Hand. Der Angriff war wochenlang hinter der Front geübt worden, trotzdem endete er kläglich. Das gesamte Schlachtfeld war wie mit Leichen übersät.

Auch diese schweren Opfer hatten die Armee Sarrail nicht aus ihrer Bedrängnis befreien können. Die Mißerfolge wirkten auf die Bevölkerung Griechenlands zurück, die den Eindringlingen immer feindlicher gesinnt wurde, weil die Mächte des Vierverbands gar keine Miene machten, das den Griechen in rücksichtsloser Weise auferlegte Joch zu erleichtern. Das erzeugte wieder einen neuen Druck der Vierverbandsmächte auf Griechenland, was schließlich den Rücktritt des Kabinetts Lambros und die Bildung eines neuen Ministeriums unter Zaimis zur Folge hatte. —

* * *

Auf die Unternehmungen der Gegner des Vierbundes wirkte auch der **Seekrieg** lähmend ein. Viele der Schiffe, die Truppen, Munition oder Lebensmittel beförderten, fielen der Vernichtung anheim. So wurde in der Nähe der griechischen Insel Milos ein Transportschiff von 12500 Tonnen versenkt, und ein deutsches U-Boot beschädigte am 14. April westlich von Alexandria einen zu den englischen Bewachungstreitkräften gehörigen kleinen Kreuzer der Foxglove-Klasse durch zwei Torpedo schwer.

Am 21. April beschoß ein deutsches U-Boot den Hafen bei Gourays, westlich von Algier, der für die Erzverladung aus Nordafrika besondere Bedeutung hat. Infolge der Beschießung stürzte eine der Erzladebrücken ein und die andere erlitt so schwere Beschädigungen, daß längere Zeit zu ihrer Wiederherstellung nötig war.

Auch in den Gewässern um England und Frankreich wurden den Feinden wieder große Verluste zugefügt. In der Zeit vom 13. bis zum 18. April versenkten deutsche U-Boote im Sperrgebiet insgesamt 93 000 Tonnen Handelschiffe. Vom 19. bis zum 24. April kamen dazu noch 143 500 Tonnen. Darunter befanden sich mehrere Schiffe, die mitten aus Geleitzügen (siehe den Artikel Seite 334) herausgeschossen worden waren, ein Beweis, daß auch diese Maßnahme nicht genügte, die Schiffe zu schützen.

Die Gefahr, die an der englischen und der nordfranzösischen Küste durch Minen drohte, wurde ebenfalls immer größer, so daß sich die Engländer gezwungen sahen, am 10. April die Häfen von Greenock, Cardiff und Plymouth zu sperren, wie das vorher schon mit dem Hafen von Liverpool geschehen war. Ein 13 000 Tonnen großer, mit Fleisch beladener Dampfer, der sich auf der Fahrt von der englischen Westküste nach London befand, lief auf eine Mine und versank.

Deutsche Torpedoboote stießen in der Nacht zum 21. April unter Führung des Korvettenkapitäns Gautier (siehe Bild Seite 363) wieder einmal gegen die Themsemündung und in den englischen Kanal vor und nahmen die Festungen Dover und Calais unter Granatfeuer. Vor Dover vernichteten sie auch ein englisches Vorpostenschiff. Ohne Fühlung mit dem Feinde gewonnen zu haben, wurde die Rückfahrt angetreten, nach 2 Uhr aber nochmals kehrt gemacht und Kurs auf die Downs genommen, in der Absicht, auslaufende Seestreitkräfte anzugreifen. Östlich von Dover kam es dabei mit einer den deutschen Streitkräften erheblich überlegenen Anzahl englischer Zerstörer zu einem scharfen Gefecht, in dessen Verlaufe das feindliche Führerschiff versenkt wurde. Ein anderer englischer Zerstörer erhielt fünf Minuten später einen schweren Torpedotreffer, einem dritten schlug Artilleriefeuer ein Loch ins Vorschiff und zwei weitere wurden schwer beschädigt. Sehr wahrscheinlich waren wenigstens zwei der englischen Zerstörer gesunken. Die Deutschen verloren in diesem Gefecht die Torpedoboote G 85 und G 42, von denen die Engländer im ganzen 10 Offiziere und 95 Mann auffischten und 29 Tote bargen.

Während des Kampfes war es einem der deutschen Schiffe gelungen, an den feindlichen Zerstörer „Broke" heranzukommen. Die Deutschen enterten an Bord des Engländers, wobei es zu einem harten Kampf Mann gegen Mann kam und nach dem englischen Bericht die englische Mannschaft mit Revolvern und Messern zurückgedrängt wurde. Nach einigen Minuten kamen die Schiffe wieder voneinander los und setzten das Gefecht fort. „Broke" schied dann infolge eines Granattreffers in den Maschinenraum sehr rasch aus dem Kampfe aus.

Schon in der Nacht zum 25. April unternahm der



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Einem durch Rauchgase verunglückten österreichisch-ungarischen Sappeur wird Sauerstoff zur Wiederbelebung zugeführt.

Kapitänleutnant Aßmann eine neue Streife mit Torpedobooten und beschoß die Festung und die Reede von Dünkirchen mit 350 Sprenggranaten. Die feindlichen Küstenbatterien erwiderten das Feuer erfolglos. Die Deutschen suchten dann noch die See nach feindlichen Streitkräften ab und kamen in ein Gefecht mit anscheinend französischen Torpedobooten. Eines davon ging infolge eines Torpedotreffers unter. Ein feindliches Vorpostenfahrzeug, das sich in der Nähe befand, wurde durch Artilleriefeuer vernichtet. Die Deutschen erlitten weder Beschädigungen noch Verluste. Kurz danach, in der Nacht zum 27. April, beschossen deutsche Torpedoboote den englischen Hafen Margate und die dazugehörigen Befestigungsanlagen.

An den Kämpfen zur See nahmen auch Luftstreitkräfte teil. Am 23. April nachmittags bewarfen englische Flugzeuge übende deutsche Torpedoboote mit Bomben, ohne zu treffen. Sie ergriffen die Flucht, als deutsche Flieger zur Abwehr aufstiegen. Am selben Tage brachte ein deutsches Seeflugzeug in der Nordsee die norwegische Bark „Royal" auf, die mit Grubenholz beladen und nach Westhartlepool bestimmt war. Ein Prisenkommando ging an Bord und führte das Schiff in einen deutschen Hafen (siehe das Bild Seite 364/365 und den Sonderbericht Seite 366). Drei Tage später erschienen englische Großkampfflugzeuge in der Nähe der flandrischen Küste; dort wurden sie von deutschen Fliegern empfangen, die einen der Feinde herunterschossen. Kurz danach setzten auch die deutschen Küstenbatterien ein französisches Flugzeug außer Gefecht. —

Wie aus einer in Paris eingetroffenen Meldung hervorging, war das deutsche Kaperschiff „Seeadler" immer noch auf der Suche nach feindlichen Handelsschiffen, von denen es an einem Tage wieder acht versenkt hatte. —

So boten sich den deutschen Seeleuten immer wieder Gelegenheiten, ihren Mut und ihre Geschicklichkeit zu beweisen. Ihre Ausbildung war vorzüglich und wurde während des Krieges nach den neuesten Erfahrungen durchgeführt. Häufig fanden auch auf hoher See Übungen im Scharfschießen (siehe Bild Seite 363 unten) statt.

* * *

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika betrieben mit Eifer ihre Vorbereitungen zu dem vom Zaune gebrochenen Krieg gegen Deutschland. Ihre Hilfe für den Verband bestand einstweilen in der weiteren Munitionslieferung und in der Hergabe von Geld. Dann sollte die Marine in Kriegszustand versetzt und eine Streitmacht von 500 000 Mann aufgeboten werden, wobei der Marineminister Daniels (siehe Bild Seite 359), der Chef der Admiralität, Admiral Berson (siehe Bild Seite 359) und der Chef des amerikanischen Generalstabs, General Hugh Scott (siehe Bild Seite 359), ihre Fähigkeiten beweisen konnten. Freiwillige meldeten sich verhältnismäßig wenig, unter ihnen befand sich auch der frühere Staatssekretär des Auswärtigen J. Bryan (siehe Bild Seite 359). Der ehemalige Präsident Roosevelt (siehe Bild Seite 359) erbot sich, eine Division Freiwillige zu führen, was ihm aber nicht zugestanden wurde.

Wenn sich die amerikanische Regierung auch sehr kriegslustig zeigte, so gelang es dem nach Washington gereisten englischen Lord Balfour of Burleigh in seinen eingehenden Besprechungen mit dem amerikanischen Staatssekretär R. Lansing (siehe Bild Seite 359) doch nicht, die Vereinigten Staaten zum Beitritt zu dem Londoner Vertrag zu bewegen, nach dem es den Vertragschließenden unmöglich sein sollte, mit den Mittelmächten einen Sonderfrieden zu schließen. —

Die Bemühungen Wilsons, auch andere Staaten in den Krieg gegen Deutschland zu hetzen, hatten wieder den Erfolg gehabt, daß **Brasilien** am 16. April die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abbrach, wozu die Versenkung des mit Bannware beladenen brasilianischen Dampfers „Rarana" den Vorwand geben mußte. —

Unter starken Druck wurden auch die Neutralen Europas genommen. Diese konnten sich aber noch nicht zu einer Beteiligung am Kriege entschließen, wenngleich einige mit dem Verband liebäugelten. Der spanische Ministerpräsident Romanones (siehe Bild Seite 359) hatte durch seine Handlungen wiederholt erkennen lassen, daß er den Westmächten zuneigte. Da er aber seine Absichten nicht durchzuführen vermochte, weil der König von Spanien an der Neutralität festhielt, nahm er am 19. April seine Entlassung. Sein Nachfolger wurde Garcia Prieto, dem der General Aguilera (siehe Bild Seite 359) als Kriegsminister und der Admiral Miranda als Marineminister zur Seite traten. Der neue spanische Ministerpräsident sandte an die deutsche Regierung eine scharfe Note gegen den unein-



Phot. Bufa.

Rumänische Bauern liefern ihr Getreide an die Mühle eines deutschen Proviantamtes in Bukarest ab.



Im russischen Sumpfgebiet auffahrende deutsche Artillerie.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

geschränkten U-Bootkrieg, die aber noch von seinem Vorgänger entworfen worden war. Die deutsche Regierung gab daraufhin der Öffentlichkeit bekannt, daß sich gerade Spanien immer eines besonderen Entgegenkommens zu erfreuen gehabt hatte. Deutschland hatte Spanien die Deckung seines Kohlenbedarfes auf dem Wege über einen dänischen Hafen angeboten und ihm außerdem seine ganze Apfelsinenernte abgekauft, die nach dem Kriege nach Deutschland geschafft werden sollte. — Großes Aufsehen dagegen machte eine mit Begeisterung aufgenommene Rede des früheren konservativen Ministerpräsidenten Maura (siehe Bild Seite 359), die dieser in Madrid vor etwa 20 000 Menschen hielt, und in der er die unentwegte Neutralität Spaniens verfocht, die in keiner Weise von Deutschland verletzt sei. Den Kriegstreibereien müßte entgegengetreten werden, es sei nicht wahr, daß sich die Kriegführenden für die Freiheit der kleinen Völker und die Vernichtung des Militarismus schlagen. Aber so lange England in Gibraltar herrsche, sei die Unabhängigkeit Spaniens in Frage gestellt.

Wie in Spanien, so war es auch in dem am Kriege beteiligten Portugal zu einem Kabinettswechsel gekommen. Vorsitz und Finanzen übernahm Affonso Costa (siehe Bild Seite 359), Mandes Ribeire Norton de Matos wurde Kriegsminister und Mandes Fedroso Marineminister.

In Norwegen, wo der Bannwarenhandel blühte, schuf der U-Bootkrieg ebenfalls neue Erregung. Dort wurde sogar gefordert, die norwegischen Handelschiffe zu bewaffnen, was leicht bedenkliche Folgen hätte haben können. Die norwegische Regierung entschloß sich aber nach langen geheimen Parlamentsitzungen, die Neutralität auch fernerhin zu wahren. Sie brachte sogar einen Gesetzentwurf ein, der die Verhetzung des norwegischen Volkes gegen einen fremden Staat unter Strafe stellte. Der Entwurf wurde jedoch abgelehnt, worauf der norwegische Justizminister Urbye zurücktrat. Ursprünglich hatte die gesamte Regierung mit ihrem Rücktritt gedroht, weil der Ministerpräsident Knudsen (siehe Bild Seite 359) fürchtete, infolge des Druckes der von der gehässigen Presse geschürten Kriegslüsternheit gewisser Teile des norwegischen Volkes in den Krieg getrieben zu werden.

Norwegen war in seinen Entschlüssen nicht ganz unabhängig von den anderen nordischen Staaten Dänemark und Schweden, die aber viel entschiedener als Norwegen die Neutralität wahrten. Für die Zeit vom 9. bis zum 11. Mai war eine neue Zusammenkunft der Minister aller drei Reiche in Stockholm festgesetzt worden, in der gemeinsame Maßregeln zur Überwindung der durch den Krieg entstandenen Schwierigkeiten beraten werden sollten. Das erschien um so notwendiger, als Amerika den europäischen Neutralen zu verstehen gegeben hatte, es würde ihnen die Lebensmittelzufuhr unterbinden, falls sie ihre freundlichen Beziehungen zu Deutschland aufrecht erhielten. Demgegenüber war Deutschland nach wie vor bestrebt, die Lage der Neutralen nach Möglichkeit zu erleichtern und gewährte unter anderem deren in englischen Häfen liegenden Schiffen sichere Fahrt in ihre Heimatländer, wenn sie am 1. Mai ausliefen. Von dieser Vergünstigung machten besonders Holland, Dänemark, Schweden und Spanien Gebrauch, wohingegen Norwegen sich ablehnend verhielt. — (Fortsetzung folgt.)



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Mit Lebensmitteln beladene Kamele kommen in einem deutschen Feldlager hinter der türkischen Irakfront an.

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Stellungswechsel im Westen.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

Die Sommeschlacht war nach dem letzten großen Vorstoß der Engländer im Ancre-Abschnitt (13. bis 15. November 1916) Anfang Dezember zu einem vorläufigen Abschluß gelangt. Außer ständigen Patrouillengefechten und der üblichen gegenseitigen Grabenbeschießung schien diese Front beinahe Winterruhe zu halten. Aber das schien nur so. Wir wußten sehr bald, daß die Verbündeten einen riesenhaften Angriff für das Frühjahr an zwei ausgedehnten Fronten zwischen Ancre und Oise vorbereiteten, daß sie auch in der Gegend der alten Arrasschlacht etwas im Schilde führten. Diese Vorbereitungen bestanden zunächst in einer planmäßigen Verlängerung der englischen Front bis gegen Roye hinunter. Dadurch bekamen die Franzosen eine Menge Kräfte frei, die sie südlich von Roye bis über die Oise hinaus bereitstellen konnten. Die Vermehrung der englischen Streitkräfte war ganz außerordentlich. Sie warfen an Menschen und Material in den Krieg hinein, was sie irgend hatten. Zum ersten Male schoben sie die Mannschaften, die durch das Wehrpflichtgesetz ausgehoben worden waren, in größeren Massen ins Feld.

Die deutsche Heeresleitung blieb diesem heimlichen Aufmarsch gegenüber, der sich zum Glück nicht verbergen ließ, keineswegs müßig. Mitten in den heißesten Tagen der Sommeschlacht war der Gedanke aufgetaucht, die bisherige Westfront dort, wo sie am weitesten gegen Westen vorsprang,


Phot. Franz Otto Koch, Berlin.
Josephus Daniels, der amerikanische Marineminister.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Der frühere amerikanische Staatssekretär des Auswärtigen William J. Bryan.


Phot. A. Grohs, Berlin.
Der Chef der amerikanischen Admiralität, Admiral William S. Berson.


Phot. Franz Otto Koch, Berlin.
Der amerikanische Staatssekretär des Auswärtigen R. Lansing.

also den großen Bogen südlich von Arras bis Soissons, durch einen Stellungswechsel zu verkürzen und die verwüstete Kampfzone, deren taktischer Wert für die Deutschen äußerst gering war, dem Gegner zu überlassen. Einzig politische Erwägungen konnten gegen diesen Plan sprechen, denn es war vorauszusehen, daß die Franzosen die Zurückgewinnung von Städten wie Noyon, Roye, Ham, Bapaume und Peronne, auch wenn einzelne von ihnen nur noch Trümmerstätten waren, mit lautem Triumphgeschrei als den Anfang vom Ende des deutschen Widerstandes in die Welt rufen würden.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Der frühere spanische Ministerpräsident Maura.


Graf Romanones, der zurückgetretene spanische Ministerpräsident.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
General Aguilera, der neue spanische Kriegsminister.

Die Deutschen fühlten sich stark genug, diesem Anschein zu trotzen, und die Arbeit an den Siegfriedstellungen begann. Während an Ancre und Somme um jedes kleine Grabenstück gerungen wurde, steckten die Ingenieur- und Bauoffiziere im Hinterlande die neue Front ab. Sie hatten Muße, jede Bodenwelle, jeden Bach, Wald und Hügel auf den Verteidigungswert hin zu untersuchen. Dann kamen die Arbeiter in Massen heran. Die fleißigen Kämpfer mit der Schippe in der Hand, und neben den Armierungsbataillonen die Zivilarbeiter. Pioniere und geschulte Vorarbeiter leiteten das Ameisenwerk, das nun begann. Drahthindernisse krochen in langen Raupenschnüren über das weite Land, Gräben hinter Gräben wurden ausgeworfen, die Unterstände ausgehöhlt, die Batteriestellungen vorbereitet. Monate und Monate ging so die Arbeit fort, unermüdlich vom Morgen bis in den Abend, und bis tief in die sinkende Nacht der kurzen Wintertage hinein. Es wurde kalt, es schneite, fror und taute beinah zu gleicher Zeit, aber mit eiserner Beständigkeit schafften die Tausende am wuchtigen neuen Grenzwall des Krieges; ungeheure Massen von Schienen, Schwellen, Grabenhölzern, Betonplatten wurden nach und nach eingebaut. Ein ganzes verzweigtes System von Feldbefestigungen nach neuestem


General Hugh Scott, der Chef des amerikanischen Generalstabs.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Roosevelt, der frühere Präsident der Vereinigten Staaten.


Affonso Costa, der neue portugiesische Ministerpräsident.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Knudsen, norwegischer Ministerpräsident.


Phot. Photopresse Kankowsky, Budapest.
Österreichisch-ungarische Sappeure erwarten auf der Karsthochfläche Befehle.

Muster des Grabenkrieges entstand so, fast wie durch Zauberspruch.

Am 1. März meldete der deutsche Heeresbericht, daß die Truppen „aus besonderen Gründen" die vordersten Stellungen beiderseits des Ancrebaches geräumt hätten. Diese Räumung erstreckte sich auf eine Breite von etwa 20 Kilometern und gab einen schmalen Streifen frei, der in seiner größten Tiefe etwa 5 Kilometer maß. In aller Stille, unbemerkt vom Feinde, war die Operation während des letzten Februardrittels erfolgt. Alle Geschütze und Materialien waren herausgezogen, die Unterstände unauffällig während des Feuers gesprengt worden. Kleine Postierungen blieben im Vorgelände als Nachhut zurück und verschleierten tagelang den Abmarsch — sie haben tatsächlich bei den Engländern den Glauben erhalten, die volle deutsche Grabenbesatzung zu bekämpfen. Es dauerte mehrere Tage, bis der Feind sich entschloß, schüchtern vorzufühlen. Er war vollkommen verdutzt, unschlüssig, sehr vorsichtig. Denn sobald er in stärkeren Massen entschlossen vorging, belegten ihn die bereitstehenden deutschen Batterien, die nur darauf gewartet hatten, mit einem vernichtenden Feuer. Die Witterung war dem Vorgehen äußerst ungünstig, Gräben und Trichter voll Schlamm, das ganze Gelände aufgewühlt und ohne jede Unterkunft. Denn die letzten Stützpunkte, die der Nachhut gelassen worden waren, wurden von ihr zerstört, sobald sie ihre Aufgabe erfüllt hatte und spurlos verschwand.

Dieses war nur der Auftakt gewesen. Am 16. und 17. März erfolgte die eigentliche Räumung des großen Bogens von Arras bis zur Aisne.

Die Technik dieser gewaltigen Frontverlegung ist ohne Beispiel in der Kriegsgeschichte.


Phot. Photopresse Kankowsky, Budapest.
Österreichisch-ungarische Hundebatterie der Isonzoarmee auf der Karsthochfläche.

Dieselben Aufgaben wie an der Ancre, nur ums vielfache vergrößert. Räumung — das hieß zunächst: alles brauchbare Kriegsmaterial in Sicherheit bringen, sodann: alles, was mittelbar dem Kriege dienen konnte, mitführen oder vernichten. Die Motorpflüge und Dreschmaschinen, die Vorräte an Getreide und Heu, die Kirchenglocken und anderes verwertbares Metall oder Rohmaterial, das konnten die Deutschen nicht dem Feinde lassen, so wenig wie das Vieh, soweit es noch vorhanden war. Und endlich die Menschen — was sollte mit den französischen Bürgern und Bauern geschehen? Man konnte sie nicht einfach ihrem Schicksal zwischen den Fronten überlassen. So wurden sämtliche Arbeitsfähigen in das Hinterland gebracht. Der Marquis von Folembray in langen weißen Haaren, die er sich während der Kriegsdauer nicht schneiden lassen will, durfte aus seinem Schlosse ebenso seine 75 Kilogramm Gepäck mitnehmen, wie der kleine pikardische Bauer oder der Fabrikarbeiter aus Chauny. In Hunderten von Zügen wanderten die Einwohner ab. Städte wie Chauny, Tergnier, La Fère, St. Quentin entvölkerten sich rasch. Städte wie Noyon, Ham und Nesle wiederum erhielten Zuwachs, denn hier wurden Frauen, Kinder und Greise vereinigt, um, mit Verpflegung für einige Tage versehen, dem nachrückenden Feinde überlassen zu werden. Bedenkt man die Belastung der Bahnen während dieser kritischen Tage durch den ungeheuren Transport der Kriegsgüter aller Art, der Truppen und ihrer Ausrüstung, so erstaunt man über die Größe und Schwierigkeit der hier geleisteten Arbeit.

Aber weiter: das Gelände mußte nicht nur geräumt, es mußte auch, soweit es militärisch geboten war, zum Hindernis für den Feind gemacht



Eroberung der Hohen Schneid durch österreichisch-ungarische Truppen.
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.

werden. Infolgedessen ergaben sich drei Zonen verschiedener Art vor der Siegfriedstellung. Die erste war die bisherige deutsche Stellungszone hart am Feinde; die zweite ein friedlicher Gürtel besetzten Landes, in dem man nur Brücken und Straßen zerstörte, die Wohnstätten bestehen und die Einwohner zurückließ. Die dritte war die eigentliche Schutzzone vor der neuen Front, gleichsam das Glacis für die zukünftigen Kämpfe. Hier war eine planmäßige Zerstörungsarbeit nötig, ähnlich derjenigen, die bei Kriegsbeginn im Vorgelände der deutschen Festungstädte ausgeführt wurde, nur natürlich viel gründlicher. Ich bin wenige Tage vor der Räumung durch diese Kriegszone gefahren, wahrlich — erst solche Bilder des unerbittlichen Krieges lassen einen den Segen des Friedens ganz empfinden, der der deutschen Heimat seit der Abwehr der Russen beschieden ist. Städte und Dörfer, bisher bewohnt und inmitten grünender Felder und Obstgärten gelegen, rauchten in Schutt und Asche. Sie mußten gesprengt werden, damit der Feind keine Ortsquartiere fände. Überall legten die Pionierkommando die letzte Hand ans Werk, Straßenkreuzungen, Brücken, Kanäle und Schleusen waren miniert, die Kammern geladen. Hochbepackt zogen schwere und leichte Kolonnen, Batterien und Feldfahrzeuge in bunter Reihe gen Osten. Der Feind hat keine Rolle Stacheldraht, keine Schiene, keinen Spaten, kein Kabel, keinen Keller und keinen Brunnen vorgefunden. Flußtäler waren kilometerweit durch Aufstauung unter Wasser gesetzt worden. Elektrische Leitungsmasten lagen geborsten am Wege. Wälder waren abgeholzt, die hohen Alleebäume angesägt worden, um in der letzten Stunde vor dem Abrücken als Hindernis über die Straße geworfen zu werden. Und das Merkwürdige war: die Truppen vollführten ihren großen „Umzug" in einer absoluten Siegerlaune, ohne eine Spur von Niedergeschlagenheit, einig in der Freude der wiedergewonnenen Bewegung und in dem Vertrauen auf die kluge Voraussicht der Führung.



Deutsche Soldaten beim Baden im Wardar in Mazedonien.

Phot. A. Grohs, Berlin.

Der Feind erkannte auch hier die Vorbereitungen erst, als es für ihn zu spät war. Daran ändern auch die gelegentlichen Plakate der Spaßvögel nichts, die sich drüben den Anschein gaben, als ob sie was Gewisses wüßten. So die Franzosen bei Roye: „In eure Hindenburgfalle gehen wir nicht." Oder die Engländer vor Bapaume: „Sollen wir beim Umzug helfen?" Die feindlichen Heeresleitungen verhielten sich sehr ungewiß. Das Wetter an den beiden kritischen Tagen begünstigte das Abrücken außerordentlich. Die Wahrung des Geheimnisses einer Stellungsänderung von diesem Umfange ist, an und für sich betrachtet, schon eine militärische Disziplinleistung allerersten Ranges. Die folgerichtige Verwirklichung des Räumungsplanes bleibt angesichts eines Gegners von anerkannter Qualität eine seltene Tat militärischer Überlegenheit und Energie.

Der erste Erfolg dieses unblutigen Sieges von Hindenburg und Ludendorff war: Bewegung an der Westfront, offene Gefechte in Wald und Flur, Überraschungen, Nachhuten und Patrouillen, auffahrende Artillerie, Kavallerie, Radfahrer. Schwerfällig folgte der Engländer, feuriger der Franzose; schwere blutige Verluste in den ungezählten Scharmützeln erlitten sie beide. Strategisch war ihnen das Heft ganz aus der Hand genommen; ihre große Frühjahrsoffensive war zusammengebrochen vor dem leeren Raum. Monate müssen vergehen, ehe sie an dieser Front so heran sind, daß sie einen Angriff großen Stiles unternehmen können.

Aber die Zeit drängte, und die U-Boote halfen nach. Der Feind schwenkte seine Angriffsdivisionen und seinen Artilleriepark ab nach links und rechts, die Engländer, bemerkenswert rasch gesammelt, stellten sich im Raume von südlich von Arras bis Lens, die Franzosen zwischen Soissons und Reims zur Schlacht bereit. Nach übereinstimmendem Plane, wenn auch zu verschiedenen Zeiten, gingen sie gegen die vermuteten Ansatzstellen der neuen deutschen Front, dort also, wo sie in die alte Linie mündete, umfassend vor. Die Siegfriedstellung sollte von den Flanken und vom Rücken her aufgerollt werden. Hierüber das nächste Mal.

Die russische Sommeroffensive.

Von Major a. D. E. Moraht.

Als die westliche Heereskraft unserer Gegner durch den Angriff des deutschen Heeres auf Verdun tief erschüttert war, beschloß man im „Großen Kriegsrat" der Verbandsmächte etwa im Mai des Jahres 1916, die russischen Massen zur Entlastung in Bewegung zu setzen. England war, wie man später aus einer Erklärung des Sir Douglas Haig, des Höchstkommandierenden der britischen Truppen auf dem Festlande, erfuhr, noch nicht bereit. Es blieb also nichts anderes übrig, als auf die Russen zurückzugreifen, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, durch immer stärkere, vom Osten herangeführte deutsche Truppen um den Besitz von Verdun gebracht zu werden. Rußland hatte seit seiner gescheiterten Frühjahrsoffensive Zeit gehabt, sich wesentlich zu verstärken. Weitere Transporte aus dem Osten waren angelangt und die jüngste Mannschaft war unter die kriegserprobten Divisionen eingeteilt worden. Die Munitionsversorgung durch England und Amerika hatte mittlerweile ein gutes Ergebnis gehabt, weil die Transportschiffe noch ziemlich ungehindert den Hafen von Archangelsk, der ja im Sommer eisfrei ist, erreichen konnten. So ließ sich Rußland bereitfinden, aufs neue mit unerhörter Wucht gegen die Fronten im Osten anzurennen, mit dem Zweck, eine großzügige Entlastung für die Verbündeten im Westen zu erzielen.

Es wurden Anfang Juni 1916 ungeheure Menschenmassen in Bewegung gesetzt. Die strategischen Ziele für

die russische Heeresleitung waren der Raum von Baranowitschi, ferner die Festung Kowel und die Hauptstadt Galiziens, Lemberg. Durch die Eroberung Baranowitschis wollte man einen äußerst wichtigen Eisenbahnknotenpunkt in die Hand bekommen. Derselbe Gedanke schwebte auch bei dem Angriff in der Richtung Kowel vor, von wo aus sich die Linien gegen Brest-Litowsk und Cholm in Südpolen zweigen. Lemberg war politisches Ziel und sollte erreicht werden, um einen tiefen moralischen Eindruck auf die slawische und polnische Bevölkerung Österreich-Ungarns zu hinterlassen.

Zunächst griff der Russe über Luck an. Im Raume von Rowno, in Wolhynien, einer Festung, die immer in russischen Händen geblieben war, hatte sich das starke feindliche Angriffsheer versammelt, um gegen die Heeresgruppe Linsingen vorzubrechen. Hauptsächlich war die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand für den Angriff ausersehen. Es gelang den Feinden, durch Anwendung von ungeheuren Munitionsmassen die Gräben der vordersten Stellungen einzuebnen. Rücksichtslos wurde die russische Infanterie eingesetzt und durch eigenes rückwärtiges Feuer vorgetrieben. Nach einigen Wochen Kampf hatte der russische Oberfeldherr Brussilow zweifellos Erfolge zu verzeichnen, und er nötigte seine Gegner, aus dem Innern Deutschlands Verstärkungen für die Armee Linsingen heranzuführen. Brussilow ließ seine Stoßgruppen gegen Kowel einschwenken, aber deutsche Kräfte begannen am 16. Juni mit dem Gegenstoß. Sie gewannen schrittweise Boden zurück, und weitere Verstärkungen, die sie Ende Juni bekamen, hatten Erfolge aus südwestlicher Richtung gegen Nordosten. Ein dritter Gegenstoß am 30. Juni führte neue Kräfte mit Erfolg gegen die russische Front. Trotz ungeheurer Schwierigkeiten, die aus dem schlechten Wetter des Sommers erwuchsen und die wolhynischen Wege in Morast verwandelten, blieb der Angriff nicht stecken. Im Verein mit anschließenden k. u. k. Infanterietruppendivisionen kamen die Deutschen im Raume von Zubilno und Trysten vorwärts. Im allgemeinen zwar mußte General v. Linsingen sich darauf beschränken, den Feind zu Umgruppierungen zu zwingen. Die Verschiebung der russischen Kräfte nahm viel Zeit in Anspruch, und die Herbeiführung neuer russischer Ersatztruppen verlangsamte die Tätigkeit ihrer angreifenden Front.

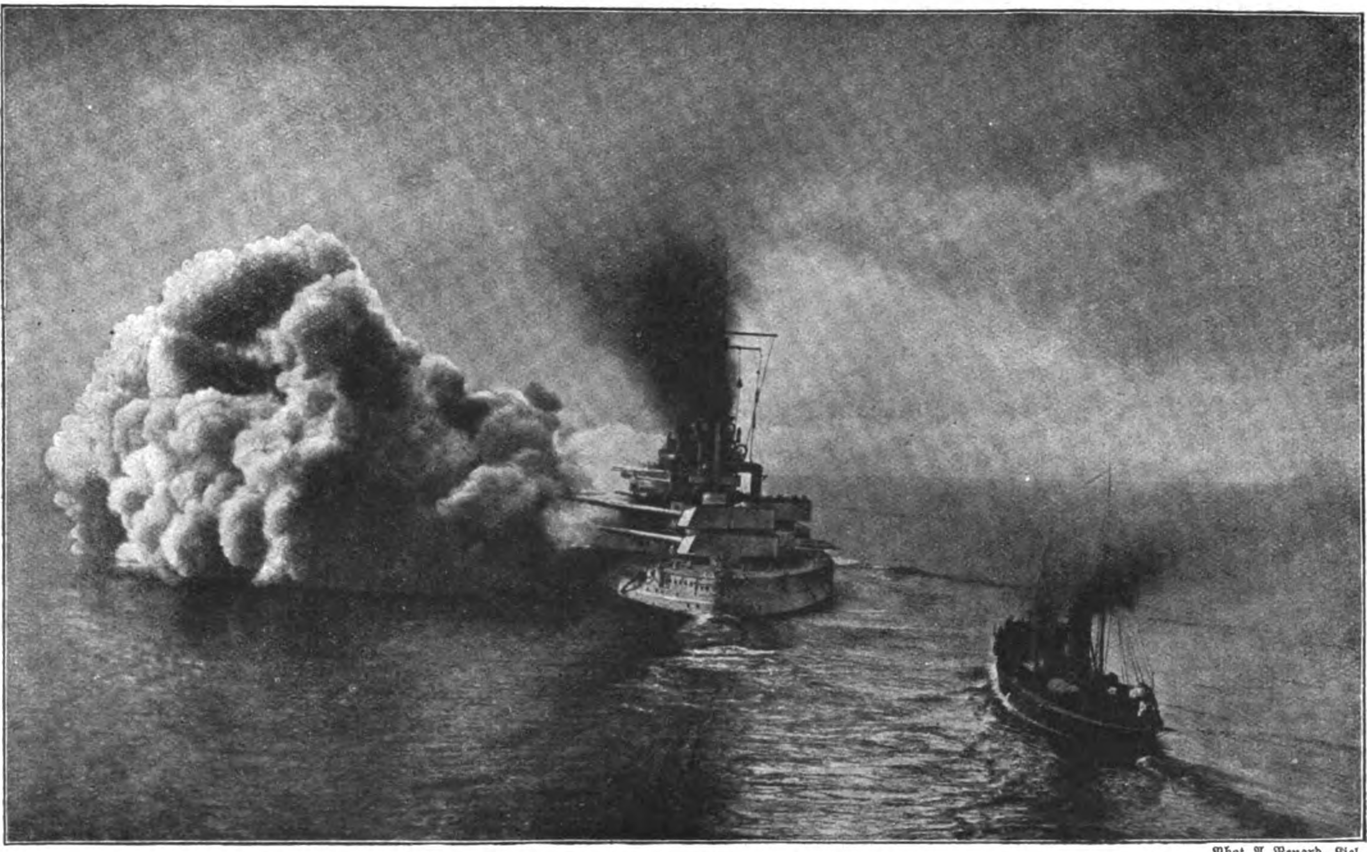


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Korvettenkapitän Gautier,

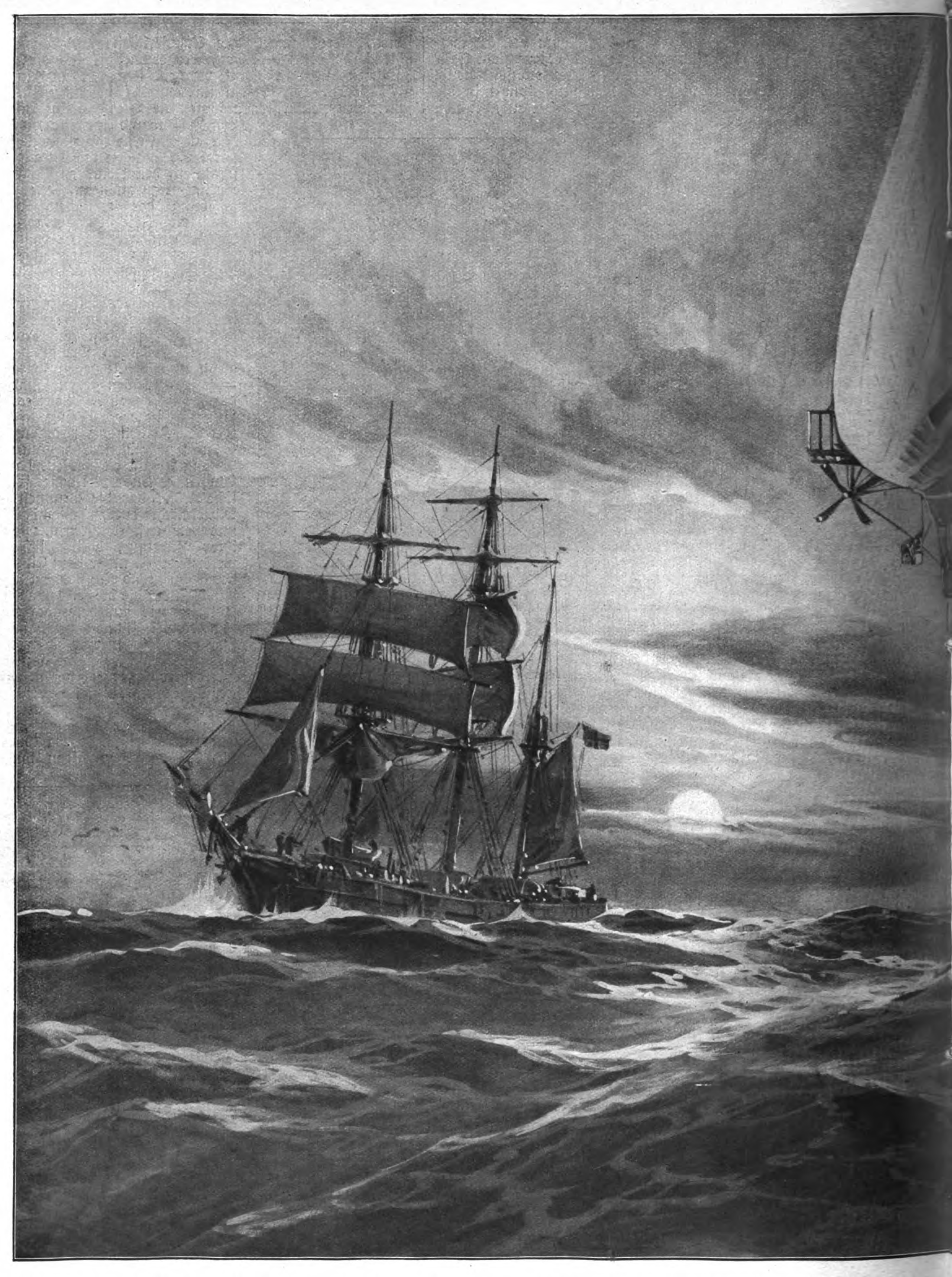
der mit leichten deutschen Seestreitkräften in der Nacht vom 20. zum 21. April 1917 in den östlichen Kanal und gegen die Themsemündung vorstieß und die Festungen Dover und Calais auf nahe Entfernungen mit insgesamt 650 Schuß wirkungsvoll unter Feuer nahm.

Die Stochodlinie war es, die das befohlene Operationsziel, Kowel, den Gegnern versperrte. Kowel sollte auf jeden Fall erreicht werden, während Brussilow zugleich im Norden gegen Baranowitschi, im Süden gegen Lemberg durchbrechen wollte. Aber es gelang nicht in der Richtung auf Kowel den Keil in die Fronten der Gegner zu treiben. Ende Juli und Anfang August war es ein hartes Ringen gegen überlegene feindliche Kräfte, das die Truppen der Mittelmächte durchzuhalten hatten, und weniger starke Nerven, wie die ihrer Führung, hätten sich erweichen lassen unter dem Eindruck der fortwährend eingehenden Meldungen über die beobachteten Massentransporte auf den nach Luck und Kowel führenden Bahnen. Vor allen Dingen war die wieder aufgefüllte russische Garde dazu bestimmt, Kowel als Siegespreis ihrer Opfer zu erobern. Man kann nicht leugnen, daß die russische Garde, die seit den Kämpfen um Wilna im September des Jahres 1915 geschont worden war, über gut ausgerüstete Regimenter mit durchgebildetem Ersatz verfügte, und man muß rechnen, daß etwa 100000 Mann Gardetruppen zur Erreichung des wichtigen Kowels



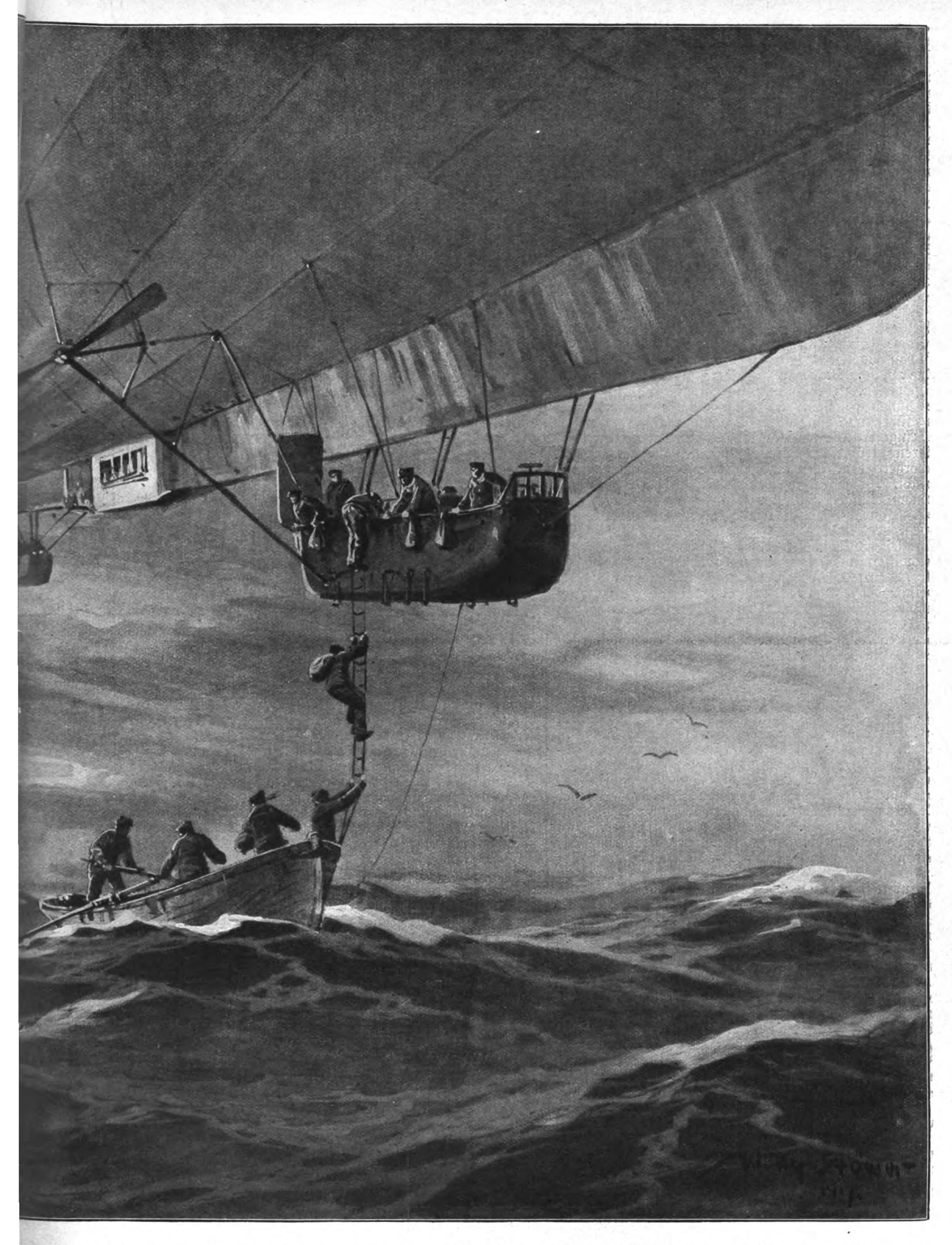
Phot. A. Renard, Kiel.

Scharfschießen eines großen deutschen Panzerkreuzers.



Ein deutsches Marineluftschiff unter Führung des Kommandanten Kapitänleutnant Koch bringt am 23. Ap
norwegische Bark „Royal“ auf und läßt sie durch ein Prisenkommando unter Befehl des Ober

Nach einer Originalzeichnung



ril 1917 siebzig Seemeilen von Hornsriff in der Nordsee die mit Grubenholz nach Westhartlepool beladene
euermannsmaats Fegert mit drei Matrosen des Luftschiffes in einen deutschen Hafen einlaufen.

von Professor Willy Stöwer.

zur Verfügung standen. Der Artillerieangriff geschah nach französischem Muster. Ein ungeheures Trommelfeuer wurde in seinem Erfolg noch unterstützt durch den leicht zerrinnbaren Sand, in dem sich die vorderen Linien der Deutschen eingenistet hatten. Das Kennzeichnende des russischen Angriffs aber lag doch in dem rücksichtslosen Vorpeitschen der dichten Infanteriemassen. Es ist berichtet worden, daß an einzelnen Kampforten 23 Angriffswellen hintereinander nutzlos hingeopfert wurden. Alle Anstürme brachen meist vor den deutschen Hindernissen zusammen, und den Rest besorgte der Handgranatenkampf. Von Süden, Südosten und Osten drückte Brussilow gegen die Front, die ihm Kowel versperrte. Russische Massengräber entstanden an den Ufern des Stochods. Als am 30. Juli der dritte Tag des allgemeinen Angriffs anbrach, konnte man die russischen Leichenfelder überblicken. Unerschütterlich blieben die deutsche Führung und das tapfere Heer, so daß auch das Ergebnis des 31. Julis und des ersten Augusttages darin bestand, daß von den Feinden kein entscheidender Schritt auf dem Wege nach Kowel gemacht war.

An den nächsten Augusttagen herrschte etwas Ruhe, und einzelne russische Stoßgruppen zeigten die Zermürbung der Angriffswellen. Aber immer noch nicht wurde das Ziel Kowel fallen gelassen. Turkestanische Truppen wurden herangeführt, und ein zweiter gewaltiger Ansturm begann am 8. August. Die vorderen Angriffswellen wurden von Offizieren geführt, die hinteren mit geschwungenen Peitschen vorgetrieben. Aber auch jetzt blieb das strategische Ziel unerreicht. Kleine taktische örtliche Erfolge hatte der Russe mit einem blutigen Verlust von mehr als 100 000 Mann bezahlt. Kowel blieb in den Händen der verbündeten Truppen.

Ein gleiches Schicksal war der russischen Offensive gegen Baranowitschi und gegen Lemberg beschieden. Generaloberst v. Woyrsch hielt die Wacht an der Schtschara und am Serwetsch. Ein sehr starkes Artilleriefeuer setzte am 13. Juni gegen die Stellungen ein. An einzelnen Orten warf der Gegner gegen 12 000 Schuß auf die Gräben. Auch hier trieb er seine Kämpfer wiederholt in der rücksichtslosesten Weise vor; sie brachen aber zusammen. Nun gruppierten sich die Russen um. Unter ihrem Führer, dem General Lesch, sollten die beiden Armeekorps 9 und 25 die Scharte auswetzen und namentlich die k. und k. Truppen über den Haufen rennen. Die Tage vom 3. bis zum 9. Juli haben Kämpfe von unerhörter Heftigkeit gezeitigt, die in der Front des Landwehrkorps und in den österreichisch-ungarischen Stellungen nördlich vom Koldytschewosee ausgefochten wurden. Aber überall fluteten die Massen des Feindes zurück, zerstreut von dem schweren Artilleriefeuer der Batterien. Eine kurze Zeit flauten die Kämpfe ab, dann gingen die Verbündeten zum Gegenangriff über. Am 25. Juli hatten sich die Russen verstärkt. Drei neue Divisionen suchten einzubrechen, aber mit Granaten und Bajonett wurden sie zurückgeworfen. Nun trat die Ruhe der Erschlaffung ein, und am 29. Juli war die Reihe der Kämpfe um Baranowitschi zu Ende. Einige hundert Meter Schützengraben hatten die Feinde gewonnen, aber sie hatten den Gewinn, der nur ein geringer taktischer genannt werden kann, mit etwa 40 000 Toten und 60 000 Verwundeten bezahlt; dazu kamen noch fast 6000 Gefangene.

Das dritte strategisch-politische Ziel der Russen war, wie erwähnt, die Hauptstadt Galiziens, Lemberg. General Sacharow hatte den rechten Flügel der k. u. k. Truppen, die Armee Boehm-Ermolli, Ende Juli zurückgedrängt. Man wollte in den schweren Kämpfen der ersten Augusttage auf russischer Seite ein weiteres Zurückgehen dieser Verteidigungsgruppe erreichen, um den Nordflügel der Armee des Grafen Bothmer zu gefährden. Aber diese hielt in zähester Verteidigung die Strypafront. Es entspann sich ein langer Kampf um den Sereth, und um jeden Schritt Boden haben die k. u. k. Truppen gerungen. Dann setzten Gegenangriffe deutscher Divisionen ein und verhinderten die weiteren Versuche des Gegners, am Sereth südöstlich von Horodyscze Raum zu gewinnen. Die Russen verlegten wiederholt ihre Hauptangriffspunkte, zum Beispiel in den Raum von Zalocze, aber immer waren die Deutschen rechtzeitig zur Stelle. Dann ließ General Sacharow von der Front Boehm-Ermolli ab und wandte sich gegen die Heeresgruppe des Grafen Bothmer. Sie hielt mit deutschen, österreichischen und ungarischen Truppen die Wacht zwischen Dnjestr und Sereth. Es wurde um Buczacz gerungen, und dann versuchten die Feinde im Raume von Burkanow vorzudringen. Vergeblich. Bald richteten sich die russischen Massen gegen den Nordflügel, bald gegen den Südflügel Bothmers. Endlich mußte sich die tapfere Führung entschließen, die bisherige Front aufzugeben. Die Verteidiger wurden in neue vorbereitete Stellungen zurückgenommen. Nun versuchten die Feinde Mitte August im Raume von Monasterzyska und Horozanka ihre Gegner weiter nach Westen abzudrängen. Der Versuch mußte nach vielen blutigen Schlappen der Russen aufgegeben werden, und seit dem 17. August stand die Heeresgruppe Bothmer in fast geradliniger Front zwischen den beiden Armeen Boehm-Ermolli und Kövesz. Die Umfassung der Armee Bothmer war den Feinden mißlungen. Die Führung hatte es verstanden, die einheitliche Front aufrecht zu erhalten.

Aufbringen eines Seglers durch ein deutsches Marineluftschiff.

(Hierzu das Bild Seite 364/365.)

In der Luftschiffhalle zu . . . herrscht ein emsiges Treiben. Die Obermaschinistenmaate klettern in die Motorstände des Luftschiffs, die Luftschrauben werden zur Probe angeworfen, ihr brausendes Dröhnen erfüllt die Halle. Die seemännischen Unteroffiziere prüfen die Rudereinrichtungen, Munition wird an Bord getragen und nach einer Stunde wird „L . .“ flugklar gemeldet. Die Haltemannschaften ergreifen auf Kommando die Taue, lautlos gleiten die riesigen Türflügel zur Seite, und als eben die Strahlen der aufgehenden Sonne über das Land schießen, steigt das Luftschiff zur Fahrt auf.

Nordwestwind weht von See her, aber leicht kommt „L . .“ gegen ihn an, und nach einer halben Stunde schon liegt die See unter ihm. Es ist richtiges Flugwetter: klarer Himmel, unbegrenzte Fernsicht und günstiger Barometerstand. Unten ziehen einige große Linienschiffe durch die See, hinter ihnen leuchtet das Schraubenwasser, voraus und zu beiden Seiten fahren Torpedoboote. Weiter nordwärts werden noch mehrere Vorpostenboote überflogen, dann liegt die freie Nordsee vor dem Luftschiff. Kein Schiff kommt bei dem Weiterfluge in Sicht, nur unter der dänischen Küste tauchen die braunen Segel von Fischerfahrzeugen auf. Die ganze Nordsee ist wie ausgestorben; seit der deutschen Sperrgebietserklärung ist der Handelschiffverkehr zwischen England und den skandinavischen Ländern fast eingestellt, nur einzelne verwegene Kapitäne, denen das Geldverdienen mehr ist als ihr Leben und die Sicherheit von Schiff und Besatzung, wagen sich noch quer über die Nordsee. An Steuerbord liegt die Nordspitze Dänemarks, voraus tauchen die Berge Norwegens aus der See, jetzt heißt es umdrehen.

Im weiten Bogen holt „L . .“ nach der Ostseite der Doggerbank aus, vielleicht zeigt sich dort ein Feind, der Turm eines englischen U-Bootes oder ein fürwitziger Minenleger. Doch nichts ist zu erblicken und schon will der Kommandant die funkentelegraphische Meldung geben, daß keinerlei feindliche Fahrzeuge gesichtet sind, als voraus ein Segler mit Kurs nach England in Sicht kommt. Einige Minuten später umkreist ihn „L . .“. An seinen Bordwänden leuchtet das blaue Kreuz im roten Felde, also ein Norweger. Er hat sicher Bannware, denn die Besatzung hat die Segel backgebraßt; gestoppt schaukelt die Bark in der leichten Dünung. Die Besatzung bringt die beiden Schiffsboote ohne besondere Aufforderung zu Wasser, sie weiß schon, welches Schicksal ihrem Schiff bevorsteht, auf dem auch vom Luftschiff aus die hochgestapelten Grubenhölzer zu sehen sind. Dicht an ihn heran, daß die Gondeln das Wasser berühren, geht das Luftschiff, dem sich eines der Ruderboote nähert und die Schiffspapiere bringt. Ein kurzes Überlegen des Kapitänleutnants Bockholt — es ist nicht mehr weit bis zu den deutschen Vorpostenlinien, der Nordwest weht in die Deutsche Bucht hinein, eine günstige Gelegenheit für das Luftschiff, auch mal eine Prise in einen deutschen Hafen zu schicken. Vier Leute der Besatzung können entbehrt werden; mit Handwaffen ausgerüstet klettern sie von der Gondel in eines der Boote und rudern mit der norwegischen Besatzung an Bord des Seglers. Dann steigt „L . .“ wieder auf. Gleich danach eilen elektrische Funken durch die Luft



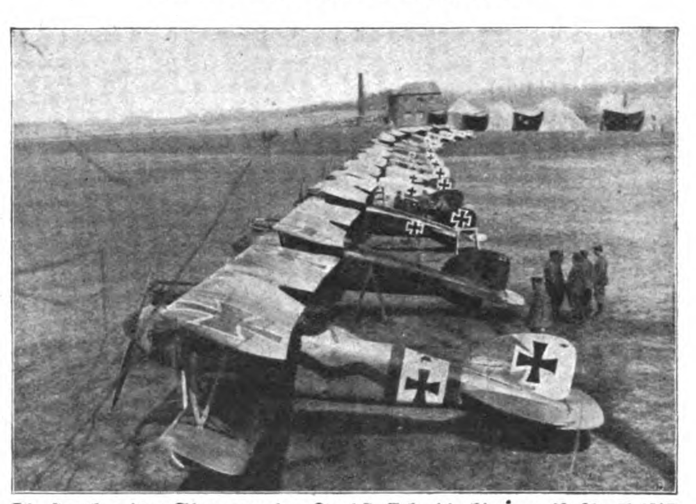
Kampfflieger Vizefeldwebel Sebastian Festner, der den berühmten englischen Flieger Robinson im Luftkampf zum Niedergehen hinter den deutschen Linien zwang und nach 12 Luftsiegen im Mai 1917 im Luftkampf fiel.



Kampfflieger Leutnant Lothar Freiherr v. Richthofen, der jüngere Bruder des Rittmeisters, kehrt von einem Fluge zurück. Bis zum 7. Mai 1917 hat er 20 Gegner zum Absturz gebracht.



Im Quartier des Rittmeisters v. Richthofen. An den Wänden Nummern und Abzeichen abgeschossener feindlicher Flugzeuge. Von der Decke herab hängt als Kronleuchter der Motor eines englischen Flugzeuges.



Die startbereiten Flugzeuge der Jagdstaffel, die bis zum 22. April 1917 einhundert feindliche Flugzeuge im Luftkampfe zum Niedergehen gezwungen hat.



Kampfflieger Leutnant Schäfer, der am 1. Mai 1917 seinen 24. und 25. Luftsieg errang.



Kampfflieger Leutnant Wolff, der am 1. Mai 1917 seinen 28. und 29. Gegner besiegte.

Bei der Jagdstaffel des Rittmeisters Manfred Freiherrn v. Richthofen.



zum Flottenflaggschiff: „Habe norwegische Bark ‚Royal‘ mit Grubenholz aufgebracht und mit Prisenbesatzung nach ... geschickt.“ Tief unter dem Luftschiff fährt der Nordwest gegen die Segel der Bark, in flotter Fahrt gleitet sie südwärts, wird von den deutschen Vorpostenlinien aufgenommen und ankert am nächsten Morgen in dem befohlenen Hafen. Der Führer des Prisenkommandos, Obersteuermannsmaat Fegert, wurde zur Belohnung zum Deckoffizier befördert.

Jagdstaffel Richthofen.

(Hierzu die Bilder Seite 367.)

In einem kleinen Schloß an der Westfront wohnt der Rittmeister v. Richthofen mit seiner Jagdstaffel. Im Schlößchen hausen er, sein Bruder Lothar und seine anderen Kampfgefährten, die Leutnante Schäfer, Wolff, Brauneck, Krefft, Simon und noch einige. Auch der inzwischen gefallene Vizefeldwebel Festner, ein vorzüglicher Jagdflieger, gehörte zur Staffel. In den Nebenhäusern ist die zur Abteilung gehörige Mannschaft untergebracht: die Monteure, der Waffenmeister, der Startunteroffizier, der den Startplatz am Tage durch ein abseits geschürtes rauchendes Feuer und nachts durch Leuchtraketen den heimkehrenden Fliegern sichtbar zu machen hat.

Der „Rittmeister“, wie v. Richthofen allgemein genannt wird, benutzt ein Schlafzimmerchen und ein Wohnzimmer, das er mit seinem Bruder teilt. Dieses Wohnzimmer ist recht seltsam geschmückt; die Wände sind mit den Nummern der abgeschossenen Flugzeuge bedeckt. Jede Zahl, jedes A/3340, N/5193, A/1108 ist das Siegerzeichen von einem gefällten Feind. Über dem Tisch hängt als Kronleuchter ein 8-Zylinder-Gnome-Motor, in dessen Zylinder elektrische Lampen eingeschraubt sind. Über der Tür ist ein Seitensteuer angebracht, daneben ein Maschinengewehr, dort zwei Browningpistolen — wohin man sieht, Trophäen.

Solange kein „Flugwetter“ ist, stehen die Flugzeuge, lauter gedrungene kleine Doppeldecker, in ihren Hallen, vor feindlicher Fliegersicht wohl geschützt. Die Flugzeugwärter sehen Motoren, Drähte, Spannschlösser nach, der Waffenmeister prüft die Maschinengewehre. Aber wenn die Glocke rasselt, ändert sich das Bild. Rasch stehen die Flugzeuge draußen, in einer Reihe ausgerichtet, die Fliegerkleidung liegt auf den Sitzen. Die Jagdflieger kommen, flinke Hände helfen beim Anziehen. Richthofen in weißen Fellstiefeln klettert schwerfällig die Leiter zum Sitz hinauf. Schon surrt das erste Flugzeug ab, dann das zweite — fort sind sie. —

Ein paar Minuten Flug — und sie sind am Feind. Und nun zeigt sich, was die deutschen Flieger überlegen macht, ihnen den Sieg verschafft: das rücksichtslose Draufgängertum im entscheidenden Augenblick, die Beherrschung aller Nerven und die bessere Schieß- und Flugkunst. Mögen noch so viele „dicke“ englische „Vickers“ oder „Sopwith“ oder „B. E.“ (British Experimental) oben sein, die Richthofensche Staffel greift an. Jeder sucht sich einen Gegner, immer bestrebt, sich „hinten an ihn ranzuhängen“ und ihm „den Laden vollzuschießen“. Aber mitten im Wirbel der Wendungen und Sturzflüge, der spritzenden Maschinengewehrgarben hat noch jeder der Flieger so viel Zeit, nach den Kameraden zu schauen; ist einer von zu vielen Feinden bedrängt, so sucht der nächste heranzukommen, um ihm Luft zu machen.

Ein Geschwader, das mit Richthofens Staffel zusammengerät, darf nicht hoffen, heil nach Hause zu kommen. Ruhig lassen die Richthofen-Leute den Feind über die Front, sie tun so, als sähen sie ihn nicht — und dann schneiden sie ihm den Rückzug ab, zwingen ihn zum Kampf.

Richthofens Leute sind fest davon überzeugt, daß ihr „Rittmeister“ die Engländer „riechen“ kann. Wenn gar nichts los ist, stundenlang keine Meldung von der Front kommt, das Wetter sich nicht aufheitern will, springt Richthofen plötzlich auf und ruft: „Jetzt los!“ — Das Geschwader startet, und fast nie fliegt es zur Front, ohne dort auf Feinde zu stoßen, die gerade über die Linien wollen.

Dicht hintereinander, wie sie startete, kommt die Richthofensche Staffel zurück. Dann geht's ans Nachsehen der Flugzeuge und ans Treffersuchen. Oft haben Motor und Tragdecke Schüsse bekommen; im Sitz, im Benzintank stecken Kugeln. Da heißt es für die Monteure, schnell ausbessern, denn jeder Augenblick kann zu neuem Kampfe rufen.

Manchmal schon zwang ein Schuß in den Motor den einen oder den anderen zur Notlandung; dann wird gefragt und telephoniert und im Auto herumgesucht, bis endlich der Vermißte gefunden wird. Solche Notlandungen haben alle schon machen müssen: Richthofen, Schäfer, Festner, der schon verschiedene Schüsse durch Wams und Ärmel, einen Treffer sogar in die Maschinengewehrpatronen bekam, ohne daß er selbst verletzt wurde. Er nähte sich die Schußlöcher zu und trug die Jacke weiter. Auch Richthofen mußte einmal notlanden und konnte seine Abteilung nicht benachrichtigen, so daß sich Leutnant Schäfer in schwerer Sorge im Auto auf die Suche machte. Endlich fand er ihn — im Kasino einer Pionierabteilung vor einer Schüssel voll Austern! Schäfer brachte ihn im Auto zurück; Richthofen nahm sofort ein anderes Flugzeug und schoß am selben Nachmittag noch einen Engländer ab!

Vizefeldwebel Festner war übrigens der Besieger des bekannten englischen Fliegerkapitäns Robinson, der 1916 für den Abschuß eines Zeppelins den englischen Pour le Mérite, das „Victoria-Croß“, bekam. Festner faßte das Robinsonsche Flugzeug über den deutschen Linien, schoß ihm den Motor entzwei und drückte es tiefer, bis der Engländer auf einer Wiese bei Douai landen mußte. Nun kam Festner nachgesaust, konnte aber nicht landen, weil ihn sonst der Engländer mit seinem unversehrt gebliebenen Maschinengewehr angegriffen hätte. So flog Festner, den Feind ständig bedrohend, in niedriger Höhe um ihn herum, bis Soldaten kamen und den englischen Flieger gefangennahmen. M. P.

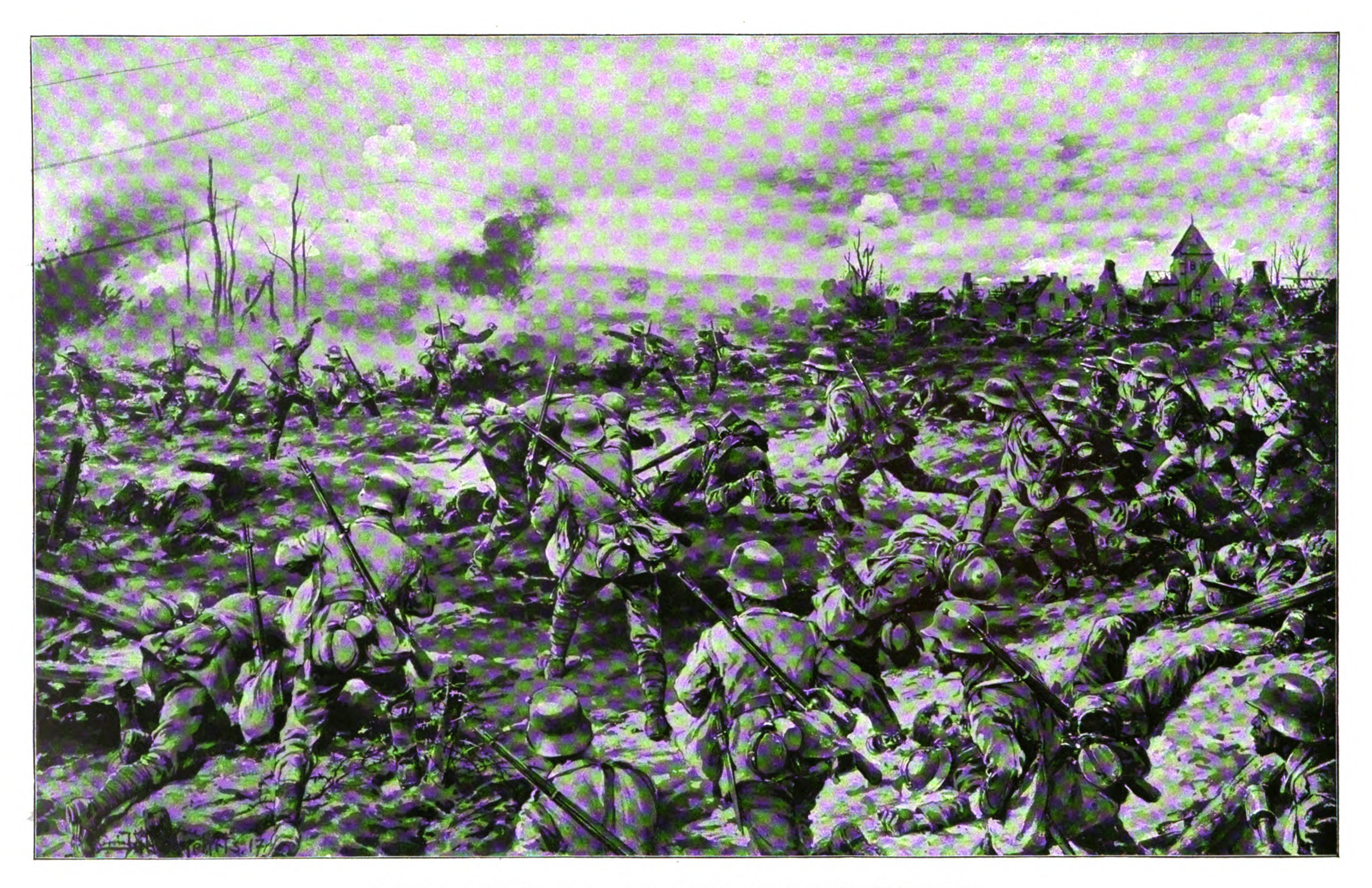


Oberst Freiherr v. Oldershausen, der neue Chef des Feldeisenbahnwesens.

Der neue Chef des Feldeisenbahnwesens.

(Hierzu das obenstehende Bild.)

Über die Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabs und die Organisation des Militäreisenbahnwesens im Kriege haben wir unsere Leser bereits in einem fachkundiger Feder entstammenden Artikel unterrichtet, der in Band II auf Seite 396 enthalten ist. Als der damalige Chef des Feldeisenbahnwesens, Generalleutnant Gröner, die Leitung des bei dem Kriegsministerium neu geschaffenen Kriegsamtes übernahm, galt es, für diesen wichtigen Posten einen geeigneten Nachfolger zu suchen. Er ist vor kurzem in dem Obersten Freiherrn v. Oldershausen ernannt worden. Der neue Chef des Feldeisenbahnwesens war vor dem Kriege Oberstleutnant im sächsischen 6. Infanterieregiment Nr. 105, König Wilhelm II. von Württemberg. Er ist im Jahre 1872 in Hildesheim als vierter Sohn des im Jahre 1895 verstorbenen, in österreichisch-ungarischen Diensten gestandenen Rittmeisters Ernst Freiherrn v. Oldershausen geboren.



Bei Braye an der Aisnefront zum Gegenstoß vorgehende deutsche Sturmtruppen.

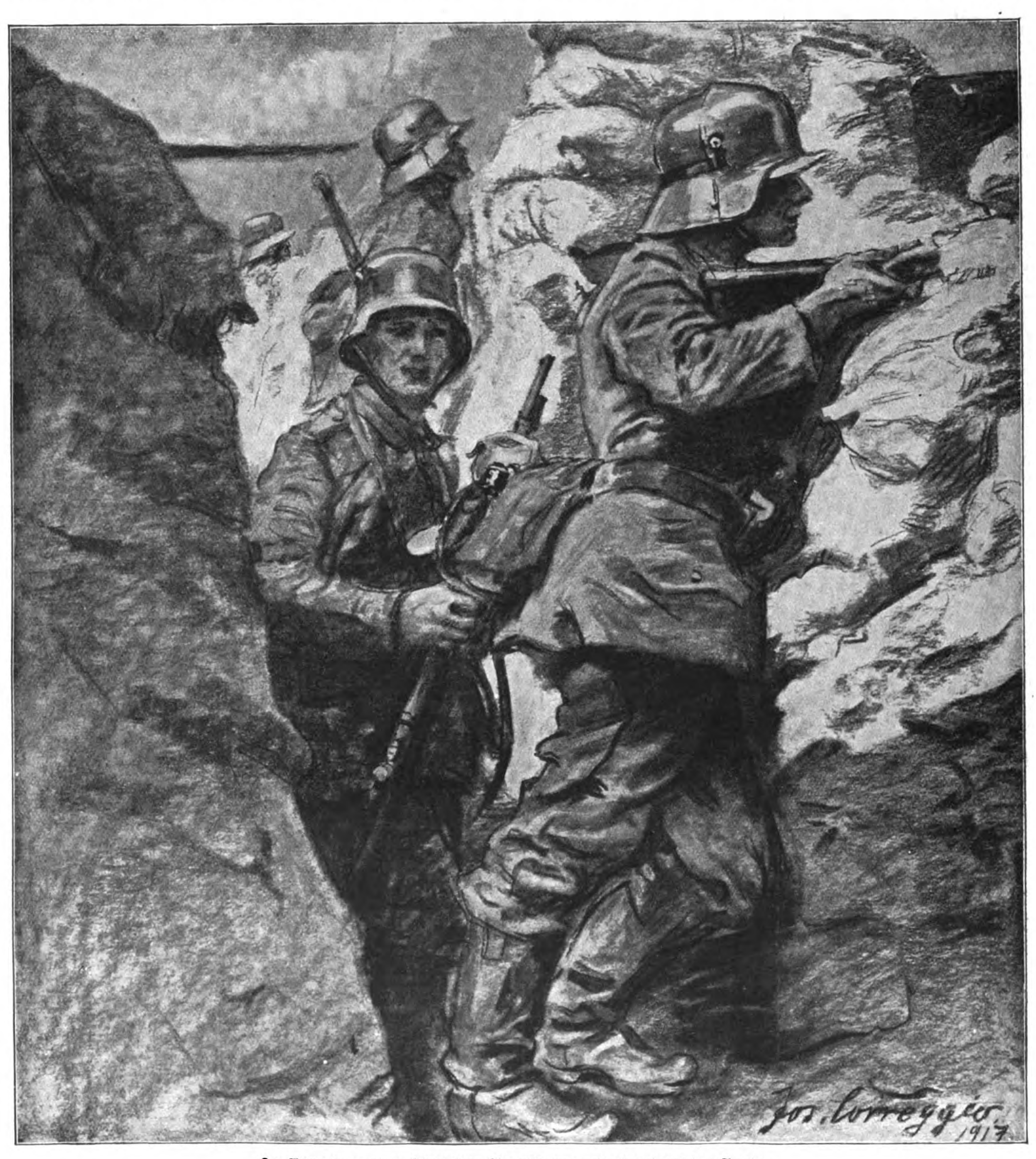
Nach einer Originalzeichnung von Johs. Gehrts.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Nach der Niederlage, die sich die Engländer an der **deutschen Westfront** in der Schlacht bei Arras geholt hatten, zogen sie an Truppen und Kriegsgerät zusammen, was ihnen erreichbar war, um möglichst rasch einen neuen Schlag auszuführen. Die Kampflinie verlief jetzt etwa von Lens über Avion, Acheville, Arleux, Oppy, Gavrelle, Roeux, Monchy, Guemappe, Chérisy, Fontaine, Croisilles, Bullecourt, Noreuil nach Lagnicourt (siehe die Karte Seite 338 oben).

Hatten die Engländer schon ihrem ersten Angriff eine Beschießung der deutschen Stellungen mit 15-cm-Geschossen vorausgehen lassen, die das der Schlacht an der Somme vorausgeschickte Feuer um das Zweieinhalbfache übertraf, so trat diese Leistung noch in den Schatten gegen die neue Artilleriewirkung, die die zweite Schlacht von Arras einleitete. Diesmal wurden sogar sechseinhalbmal mehr Granaten mittleren Kalibers verschossen als an der Somme. Nach dieser mit so ungeheuren Mitteln genährten Vorbereitung brachen die englischen Sturmkolonnen am 22. April nachmittags vor, um die Stadt Lens in ihre Gewalt zu bekommen und womöglich einen Durchbruch zu erzwingen. Der erste Infanteriestoß richtete sich gegen den Ort Roeux an der Scarpe. Es war zunächst mehr ein Vortasten mit starken Kräften, um das Ergebnis der Beschießung fest-



In Erwartung eines feindlichen Angriffs im vordersten deutschen Graben.
Nach einer farbigen Originalzeichnung des der Kronprinzenarmee zugeteilten Kriegsmalers Joseph Correggio.



Kanadische Truppen bringen bei einem Angriff im Westen ihre Maschinengewehre in Stellung.
Nach einer englischen Darstellung.

Die Kampffront war aber schon kürzer geworden. Gegen Lens erfolgten keine Angriffe mehr, und auf weiten Strecken südlich davon wirkte nur die feindliche Artillerie. Kleinere Infanterieabteilungen, die vorzugehen versuchten, brachen im deutschen Abwehrfeuer zusammen. Das Dorf Gavrelle, das einstmals 500 Einwohner gezählt hatte, also ein winziger Punkt innerhalb der deutschen Verteidigungsfront an der Straße von Arras nach Douai, wurde von den Feinden nachdrücklich berannt. Kleine Vorteile, die sie erzielten, wurden ihnen von den Deutschen immer wieder streitig gemacht, so daß sie fortwährend Verstärkungen nachziehen mußten, die dann ebenfalls im Kampfe untergingen.

Südlich von der Scarpe stürmten die Feinde unablässig bei Guemappe und auch bei Monchy beiderseits der Straße Arras—Cambrai; sie erhöhten jedoch damit nur ihre Verluste. An dem Flusse selbst konnten sie nicht verhindern, daß die Deutschen den Ort Roeux mit dem Bahnhof wieder eroberten, wobei diesen Gefangene und mehrere Maschinengewehre in die Hände fielen. Auf einer 5 Kilometer langen Linie zwischen Monchy und Chérisy kam es schließlich zu einem sehr starken Sturmangriff der Engländer, bei dem sie nur die Zahl ihrer Toten und Verwundeten beträchtlich vermehrten, ohne irgendwie zum Ziele zu kommen. Dieser Tag hatte den Feinden so ungeheure Opfer gekostet, daß die Gesamtangriffsfront am nächsten Tage wieder zusammenschmolz. Es entwickelten sich nur bei Gavrelle und Roeux stärkere Unternehmungen, die ebenfalls erfolglos blieben. Die zweite Schlacht bei Arras hatte trotz der gründlichsten Vorbereitung nur zur Verblutung der englischen Divisionen geführt.

zustellen. Allein die starken feindlichen Abteilungen kamen nicht weit; im deutschen Maschinengewehrfeuer (siehe die Bilder Seite 371) brach der Angriff blutig zusammen. Nun steigerten die Feinde ihr Trommelfeuer in einem bisher noch nicht dagewesenen Maße, das auch den letzten Rest der deutschen Stellungen zermalmen sollte. Die äußerste Wucht erreichte das Feuer am 23. April morgens vier Uhr. Dann schritten die englischen Divisionen in einer Ausdehnung von 30 Kilometern Breite von Lens bis Bullecourt zum Sturm. Avion, Acheville, Arleux und Oppy bildeten Brennpunkte des englischen Vorstoßes, der wieder durch Panzerkraftwagen (siehe Bild Seite 372/373) unterstützt wurde.

Die Engländer hatten gehofft, daß die Artillerie die Widerstandskraft der Deutschen gebrochen habe und sie nun mit der Einnahme von Lens leichtes Spiel haben würden. Auf diese Stadt stürmten sie aus den östlichen Vororten von Liévin, der Cité du Moulin und du Bois, ehemaligen Bergarbeiterwohnorten, auf die deutschen Stellungen bei Lens vor. Die berühmten „Tanks" wurden dort von der deutschen Artillerie empfangen und zusammengeschossen. Statt den Weg freizumachen, bildeten sie nun Hindernisse auf dem Schlachtfelde. Wie die Tanks, so erlagen auch die anstürmenden Linien der Engländer dem rasenden Abwehrfeuer der deutschen Artillerie und der Maschinengewehre; trotz todesmutiger Tapferkeit vermochten sie ihr Ziel nicht zu erreichen.

Südlich von der Scarpe drangen die Engländer mit der gleichen Wucht vor; sie konnten aber auch dort nur in den Trümmern von Guemappe Fuß fassen und eine geringe Einbuchtung der deutschen Linien erzielen. An diesem Punkte und an den Einbuchtungstellen nördlich von der Scarpe führten die deutschen Gegenunternehmungen zu äußerst heftigen Kämpfen und schweren Niederlagen der Feinde.

Bei Gavrelle eroberten die Deutschen ihren alten Besitz teilweise zurück und auch bei Guemappe entrissen sie den Engländern den größten Teil ihres Gewinnes wieder. Dabei machten sie 500 Gefangene, die neun verschiedenen Divisionen entstammten, ein Beweis für die gewaltige Streitmacht, die die Engländer ins Gefecht brachten. Die Verluste, die diese erlitten, waren ungeheuer. Über die Leichenhaufen der Gefallenen stürmten immer neue Abteilungen vor; truppweise, wie sie anstürmten, blieben sie im Feuer liegen.

Marschall Haig setzte seine Hoffnungen auf den folgenden Tag und schickte neue Regimenter in die Schlacht.

Am vierten Tage der zweiten Schlacht wichen die Infanteriekämpfe schon wieder denen der Artillerie. Es handelte sich aber mehr um eine Atempause, denn die Feinde hatten ihre ursprüngliche Absicht noch nicht aufgegeben. Schon bald hatten die Engländer die Lücken in ihren Reihen neu gefüllt und traten am 28. April früh halb sechs Uhr auf der ganzen Linie zur dritten Schlacht an. Schotten, Kanadier (siehe obiges Bild), Australier und farbige Soldaten, und dazu auch eigentliche Engländer wogten den deutschen Stellungen entgegen. Das Abwehrfeuer der Verteidiger und deren Handgranaten (siehe Bild Seite 369) rissen breite Lücken in die englischen Sturmwellen und legten sie reihenweise nieder. Dennoch gelangten die Feinde im ersten Anprall an vielen Stellen über die vorderen deutschen Gräben hinaus. Mit größter Wucht stürzten sich die Deutschen aber auf die Angreifer und trieben sie zurück. Wieder hatten sich Tankgeschwader am Kampfe beteiligt, die von der deutschen Artillerie unter wirksames Feuer genommen wurden. Die dadurch hervorgerufenen starken Explosionen der mitgeführten Munitions- und Benzinvorräte wurden den Angreifern ebenfalls verderblich. Der deutsche Gegenstoß warf die Engländer nicht nur fast überall wieder zurück, sondern trieb sie stellenweise auch über die alten Verteidigungslinien westwärts hinaus. Die Feinde büßten dabei über 400 Gefangene und eine größere Anzahl Maschinengewehre ein. Nur den kleinen Ort Arleux, nördlich von Gavrelle, schälten die Engländer aus den deutschen Linien heraus.

Südlich von der Scarpe war der englische Stoß unter

dem gutliegenden Sperrfeuer der deutschen Geschütze und den Geschoßgarben der deutschen Maschinengewehre so völlig zusammengeknickt, daß den Handgranatenwerfern in den deutschen Gräben nicht mehr viel zu tun übrig blieb. Auch für diese dritte Schlacht bei Arras hatten die Engländer wieder Kavallerie in großen Mengen bereitgestellt, um den Durchbruch, der ihnen sicher zu sein schien, sofort mit allem Nachdruck zu erweitern. Deutsche Flieger entdeckten die Sammelplätze der Reiter, die dann im Feuer der weittragenden deutschen Geschütze große Verluste erlitten, ohne daß sie in den Kampf eingegriffen hatten.

Trotz aller Verluste setzte der Feind mit unverwüstlicher Zähigkeit seine Vorbereitungen zu einer neuen Schlacht fort. Es schien, als ob die Engländer um jeden Preis die Entscheidung des Krieges im Schlachtraum von Arras suchen wollten.

Am Morgen des 3. Mais stürzte sich ein englisches Heer von über 300 000 Mann aufs neue gegen die deutschen Linien. Wieder in 30 Kilometer breiter Front, von Acheville bis Queant, also einige Kilometer weiter nach Süden als bisher, suchten die Engländer unter Anwendung aller Kampfmittel die deutsche Verteidigungsmauer zu überrennen. Die vordersten Angriffswellen sanken in einem furchtbaren Feuerwirbel der deutschen Geschütze und Maschinengewehre dahin. Fast auf der ganzen Linie wurde der englische Angriff trotz seiner Mächtigkeit abgeschlagen. Besonders stark erschütterte deutsche Stellungsabschnitte vermochte der Feind im ersten wütenden Anlauf einzudrücken. Arleux, Roeux, Oppy und Chérisy waren die Punkte, wo er Raum gewann. Kraftvolle deutsche Gegenstöße zwangen die Engländer aber bald, neue Divisionen in den Kampf zu werfen, die von der deutschen Infanterie nördlich und südlich von der Scarpe meist schon aus eigener Kraft abgewehrt werden konnten, ohne daß sie erst Verstärkungen und Reserven abwarten mußte.

Südlich von dem Flusse drangen die Engländer noch bei Bullecourt in wenigen hundert Metern Breite vor, aber trotzdem stand an keiner Stelle die Schlacht für den Feind irgendwie aussichtsvoll, und schon am Abend konnte der vierte englische Durchbruchsversuch als völlig abgeschlagen gelten. Chérisy, Roeux und zum Teil auch Fresnoy, vor allem aber das seit mehreren Tagen wütend umkämpfte Oppy, waren, als der Tag zu Ende ging, schon wieder in der Hand der Deutschen. Außer den ganz gewaltigen blutigen Einbußen kostete der Tag den Feinden 1000 Gefangene und viel Kriegsmaterial; trotzdem konnten sie, abgesehen von dem kleinen Fortschritt bei Fresnoy, nur ein Grabenstück bei Bullecourt besetzen.



Phot. Hanns Eder, München.

Gepanzerter Sappenkopf für ein Maschinengewehr in der La-Folie-Stellung bei Vimy im Norden von Arras.

Auf dem nördlichen Flügel begann die Schlacht am 4. Mai schon zu erlahmen, dagegen hielt sie auf den südlicheren Teilen der Linie noch mit wenig verminderter Wucht an. Der Schwerpunkt der Kämpfe lag in der Gegend von Bullecourt und südlich davon. Schon in der Nacht zum 4. Mai hatten die Engländer dort mit starken Kräften drei vergebliche Vorstöße unternommen; auch der vierte und wuchtigste Angriff, mit dem die Engländer über die zahllosen Leichen ihrer Kameraden hinweg den Erfolg auf ihre Seite zwingen wollten, erstarb im deutschen Feuer. Die Zahl der Gefangenen aus der vierten Schlacht wuchs an diesem Tage auf 1225 Mann und 10 Offiziere, ferner hatten die Deutschen den Feinden wenigstens 35 Maschinengewehre abgenommen. Württemberger, Gardetruppen, Bayern, Sachsen, Badener, sowie Regimenter der Provinzen Ostpreußen, Posen, Schlesien, Hannover und Rheinland hatten an der schweren Schlacht vom 3. und 4. Mai ganz besonderen Anteil.

Während die Engländer sich zum ersten Male seit Beginn des Krieges mit ihrer ganzen Macht immer wieder in den Kampf warfen, blieb eine Wiederholung des Durchbruchversuchs der **Franzosen** bis zum 19. April aus. Nennenswerte Vorteile waren ihnen nur an der Ecke von Condé, östlich von Soissons (siehe die Karte Seite 342 oben), zugefallen; ihr Ziel, mittels eines Durchbruchs bis nach Laon die Besatzung der vorspringenden deutschen Linien abzuschneiden, wurde von ihnen nicht erreicht. Bei Vauxaillon hatten die Deutschen ihre Stellungen freiwillig bis etwa in die Linie Vauxaillon, Fort Malmaison, Braye, Cerny zurückgenommen und sie einige Kilometer westlich von Craonne in die alten Verteidigungsanlagen einmünden lassen. An allen anderen Punkten der Aisnefront (siehe die Bilder Seite 375) und dem in Bewegung gekommenen Teil der Linien in der westlichen Champagne blieben die deutschen Stellungen im großen und ganzen unverändert. Das blieb auch so, trotzdem die Franzosen in allen wichtigen Abschnitten Teilvorstöße unternahmen, bei denen sie in der Zeit vom 16. bis zum 19. April in dem Raume von Berry au Bac—Aubérive allein 30 Offiziere und 1472 Mann an Gefangenen und 91 Maschinengewehre einbüßten. Am 22. April abends elf Uhr liefen sie gegen die deutschen Stellungen bei Craonne an, doch brach der Angriff im vernichtenden Maschinengewehrfeuer der Verteidiger äußerst verlustreich zusammen. Tags darauf zog französische Artillerie, die sich umzugruppieren versuchte, schweres Feuer auf sich. Überhaupt überwog an diesem Tage der Artilleriekampf; die Franzosen rafften sich nur zu gelegentlichen Er-



Phot. Rich. Spelling, Berlin.

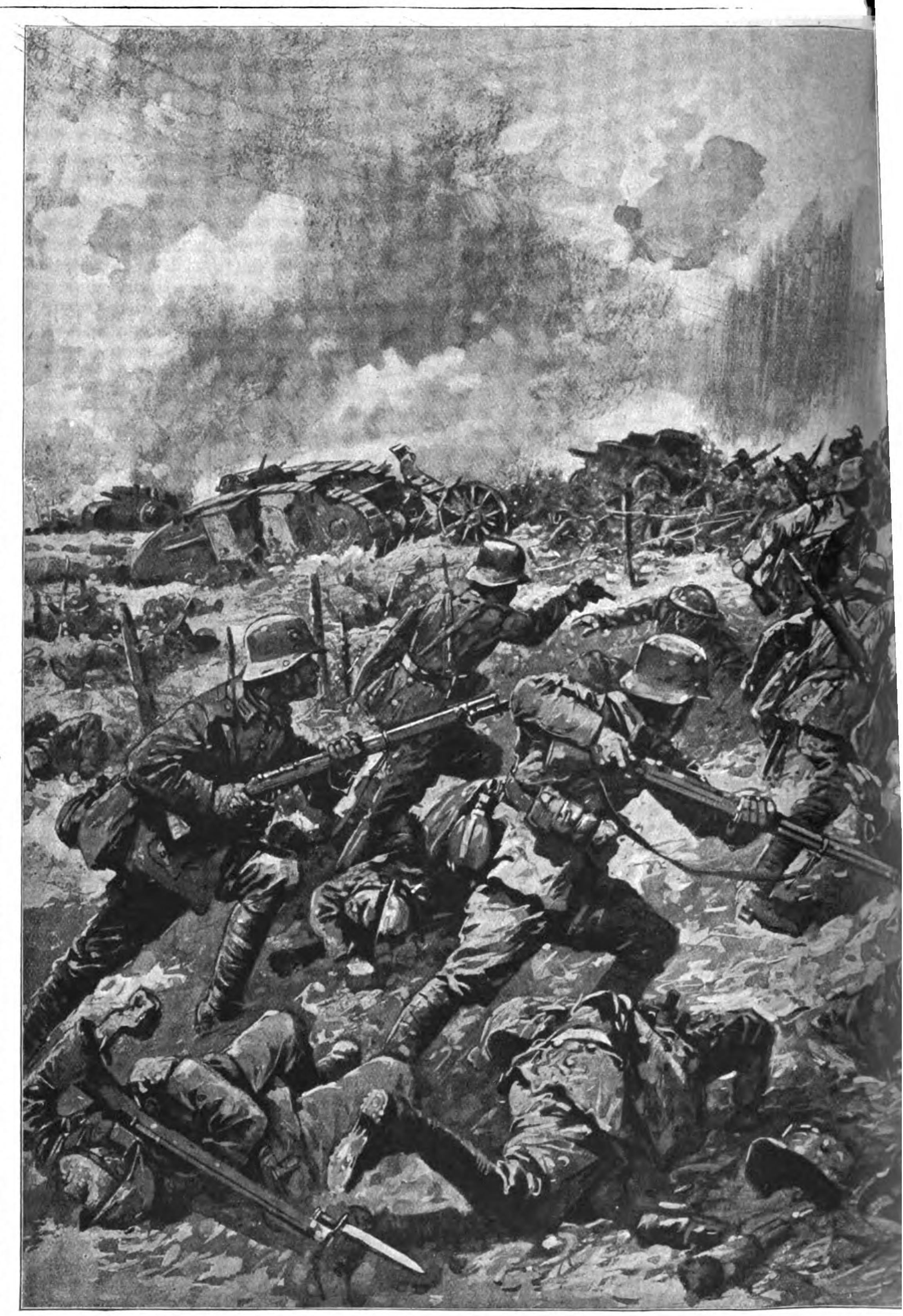
Deutsches Maschinengewehr in Feuerstellung während eines Gasangriffs.

kundungsstößen auf. Bei dem Hurtebise-Gehöft in der Nähe von Craonne wurden die Feinde am 24. April schon wieder abgewiesen; auch kleinere Unternehmen gegen den Brimont und westlich von Suippes brachten ihnen keinen Erfolg.

Zwischen dem Hurtebise-Gehöft und Craonne gingen die Deutschen am 25. April selbst zum Angriff über, verbesserten ihre Stellungen in der beabsichtigten Weise und nahmen 3 Offiziere und mehr als 160 Mann gefangen. Am Abend des gleichen Tages stießen die Franzosen nach starker Vorbereitung durch Artillerie in 3 Kilometer breiter Front gegen das Dorf Braye (siehe die Kunstbeilage) vor. Sie wurden auch dort abgeschlagen und verloren wieder eine ganze Anzahl Gefangene. Zwischen Cerny und Corbeny steigerte sich das französische Artilleriefeuer am 26. April nachmittags zu bedeutender Wucht; ein großer Angriff war zu erwarten. Das deutsche Gegenfeuer ließ ihn jedoch nicht zur Entwicklung kommen, so daß er sich in mehr oder weniger kräftige Teilhandlungen auflöste. Bei Braye wurden die Franzosen wieder mit großen Verlusten abgewiesen. Ein noch gegen neun Uhr abends in der Nähe der Zuckerfabrik von Cerny unternommener Stoß vermochte ebenfalls nicht den deutschen Widerstand zu überwinden.

Die nächsten Tage wurden von gewaltigen Artilleriekämpfen beherrscht. Reims (siehe Bild Seite 378) stand dabei auch wieder unter Feuer, weil die Franzosen dort abermals zwischen den Häusern Batterien aufgestellt hatten und hochragende Bauwerke, darunter auch die Kathedrale, als Aussichtspunkte für Artilleriebeobachter benutzten, die natürlich bekämpft werden mußten. Ein Beobachter hatte es sich auf der Plattform eines Turmes der Kathedrale in einer Hütte bequem gemacht; ein paar Artillerietreffer, die beide Türme erhielten, entfernten ihn von dort. Auch starke Reserven waren in Reims bereitgestellt worden.

Die große Unruhe, die in Frankreich infolge des Ausbleibens der Meldungen über Fortschritte an der Aisne immer größer wurde und das Verlangen nach Aufklärung und Wahrheit steigerte, bewirkte, daß der französische Oberbefehlshaber Nivelle sein Ansehen einbüßte. Man verargte es dem Sieger von Verdun, daß er in der Champagne so ungeheure Opfer gebracht hatte, ohne daß die hochgespannten Erwartungen erfüllt worden wären. General Pétain wurde zum Generalstabschef ernannt. Der Posten war seit Joffres Abgang und Nivelles Ernennung zum Oberbefehlshaber unbesetzt gewesen.



Aus der Schlacht bei Arras. Deutsche Sturmtruppen im Kampf mit englischen Panzerkraftwag

Am 30. April waren die neuen Vorbereitungen der Franzosen so weit gediehen, daß sie den Kampf an der Aisne und in der Champagne wieder aufnehmen konnten. Dreimal rückten sie gegen die Höhen östlich von Berry au Bac und den Brimont vor, wurden aber jedesmal blutig abgeschlagen. Der Schwerpunkt der neuen Reihe von Kämpfen lag an der Champagnefront. Dort richteten die Franzosen ein wuchtiges Trommelfeuer auf die deutschen Stellungen und stießen bald nach Mittag bei Prosnes und Aubérive mit frischen Divisionen vor, um den Deutschen die Höhen von Nauroy und Moronvilliers zu entreißen (siehe die Karte Seite 342 unten). Die Verhaue vor den deutschen Stellungen waren durch die Beschießung aber nur zum Teil vernichtet worden und boten deshalb noch starke Hindernisse für die Angreifer, in denen sie sofort die Hauptzielpunkte der Maschinengewehrschützen und der Artillerie wurden, denen es gelang, die Franzosen an zahlreichen Punkten zur Umkehr zu zwingen. Erbittert geführte Kämpfe spielten sich auch am Poehlberg ab; er blieb aber im Besitz der Deutschen, obwohl die Franzosen zu seiner Eroberung maßlose Opfer brachten. Badener, Sachsen und Branden-



Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.

burger trotzten dort dem Feinde und nahmen ihm über 400 Gefangene ab.

Wiederholungen der Angriffe während der nächsten Tage änderten nichts an der Lage, ebensowenig ein von den Franzosen am 3. Mai mit stärksten Kräften in 3 Kilometer breiter Front angesetzter Angriff bei Braye. Dieser war aber nur die Einleitung zu einer neuen großen Schlacht an der Aisne, die der Feind am 4. Mai begann.

Unter größerem Munitionseinsatz als jemals vorher hatten die Franzosen ihren Sturmtruppen freie Bahn zu schaffen versucht. Vier französische Divisionen brachen allein gegen die Ecke der deutschen Front zwischen Aisne und Brimont vor; doch wurde ihr Ansturm blutig abgewiesen. In glücklichen Gegenstößen warfen die Deutschen den Feind und nahmen ihm über 500 Gefangene ab.

Auch in der Gegend von Nauroy, wo die Franzosen ebenfalls mit mehreren Divisionen die Höhenstellungen angriffen und die Deutschen zum Teil verdrängt hatten, wurden über 100 Gefangene gemacht; das verlorene Gelände eroberten die Deutschen im Gegenstoß zurück.

Am nächsten Tage wurde die Angriffsfront noch verlängert; sie dehnte sich von Craonne bis zur Ailette aus. Nach dem denkbar schärfsten Vorbereitungsfeuer stürmten zahlreiche französische Divisionen gegen die deutschen Linien an. Es gab einen heißen und blutigen Tag, an dem der Feind seine besten Truppen in den Kampf führte. Trotzdem zeigte sich am Abend schon deutlich, daß auch dieser Hauptstoß, abgesehen von wenigen Einbuchtungen in die deutsche Linie, keine belangreichen Erfolge zeitigen konnte.

Bis zum 30. April hatten Engländer und Franzosen nicht weniger als hundert Divisionen, wovon auf die Franzosen allein 47 entfielen, oder etwa anderthalb Millionen Mann gegen die Deutschen vorgehen lassen. Davon waren nach vorsichtiger Schätzung wenigstens 300 000 Mann außer Gefecht gesetzt worden. Neben ihren Toten und Verwundeten hatten die Feinde auch wieder viele Gefangene eingebüßt. Dadurch war die Zahl der von den deutschen und mit diesen verbündeten Truppen im Verlaufe des Krieges gemachten Gefangenen abermals angewachsen. Die nachstehende Zusammenstellung bietet einen Überblick über die Zahl der in den verschiedenen Ländern des Vierbundes untergebrachten Angehörigen der feindlichen Heere nach dem Stande vom 1. Februar 1917.

Deutschland.

	Offiziere	Mannschaften	Zusammen
Franzosen	6 287	360 837	367 124
Russen	9 223	1 202 784	1 212 007
Belgier	658	41 777	42 435
Engländer	1 104	32 025	33 129
Serben	—	25 879	25 879
Rumänen	202	9 955	10 157
	17 474	1 673 257	1 690 731

Österreich-Ungarn.

	Offiziere	Mannschaften	Zusammen
Russen	4 755	848 098	852 853
Serben	709	96 363	97 072
Montenegriner	31	5 564	5 595
Italiener	2 227	95 485	97 712
Rumänen	542	37 785	38 327
Franzosen	12	453	465
Engländer	18	13	31
	8 294	1 083 761	1 092 055

Bulgarien.

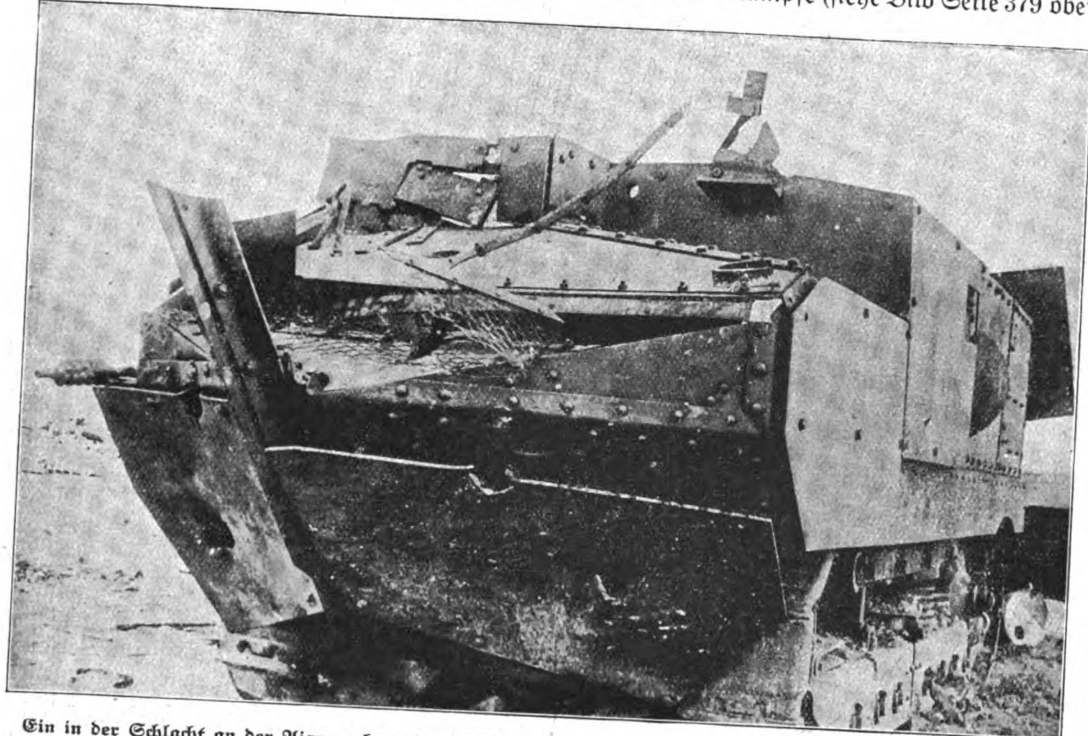
	Offiziere	Mannschaften	Zusammen
Engländer	24	604	628
Franzosen	21	869	890
Italiener	7	298	305
Russen	120	5 439	5 559
Rumänen	789	27 718	28 507
Serben	187	31 492	31 679
Belgier	—	2	2
Montenegriner	—	12	12
	1148	66 434	67 582

Türkei.

	Offiziere	Mannschaften	Zusammen
Engländer	560	10 893	11 453
Franzosen	9	119	128
Russen	132	10 148	10 280
Rumänen	3	2 039	2 042
	704	23 199	23 903

Es waren also am 1. Februar in Gefangenschaft der Mittelmächte:

	Offiziere	Mannschaften	Zusammen
Deutschland	17 474	1 673 257	1 690 731
Österreich-Ungarn	8 294	1 083 761	1 092 055
Bulgarien	1 148	66 434	67 582
Türkei	704	23 199	23 903
	27 620	2 846 651	2 874 271



Ein in der Schlacht an der Aisne erbeuteter, völlig in Trümmer geschossener französischer Panzerkraftwagen. Phot. Bufa.

Von diesen insgesamt 2 874 271 Kriegsgefangenen waren, nach der Staatsangehörigkeit, geordnet:

	Offiziere	Mannschaften	Zusammen
Russen	14 230	2 066 469	2 080 699
Franzosen	6 329	362 278	368 607
Engländer	1 706	43 535	45 241
Italiener	2 234	95 783	98 017
Belgier	658	41 779	42 437
Rumänen	1 536	77 497	79 030
Serben	896	153 734	154 633
Montenegriner	31	5 576	5 607

Auf einen gefangenen Offizier entfielen Mannschaften: Bei den Russen 145, den Franzosen 57, den Engländern 26, den Italienern 42, den Belgiern 62, den Rumänen 50, den Serben 169, den Montenegrinern 180. —

* * *

Für die **deutschen Flieger** (siehe die Bilder Seite 379) zeitigten die in Frankreich entbrannten Schlachten neue Aufgaben. Sie beteiligten sich lebhaft am Infanteriekampf, indem sie in geringer Höhe die feindlichen Stellungen überflogen und sie mit heftigem Maschinengewehrfeuer überschütteten, wie Hauptmann Zorer, der am 24. April bei Gavrelle der stürmenden deutschen Infanterie in 150 Metern Höhe voranflog und die englischen Linien wirksam mit seinem Maschinengewehr beschoß (siehe Bild Seite 377). Wo infolge des feindlichen Artilleriefeuers die Verbindung der kämpfenden Truppen mit der Gefechtsleitung unterbrochen worden war, übernahmen die Flieger die Nachrichtenübermittlung und trugen so wesentlich zu den Mißerfolgen der Feinde bei. Der Artillerie waren sie ebenfalls sehr nützlich. Sie leiteten deren Feuer in vorzüglicher Weise und machten von dem Gebiet hinter den feindlichen Linien Aufnahmen, auf denen häufig wertvolle neue Ziele ermittelt werden konnten. Sehr oft wurden auch weite Erkundungsflüge unternommen und für die Gegner wichtige militärische Orte und Niederlagen mittels Bomben angegriffen. So wurden am 23. April im ganzen 1374 Kilogramm Sprengstoffe abgeworfen. Am 30. April belegten die Flieger die Bahnanlagen und Geschoßlager von Mourmelon, St. Hilaire und Haut Temple mit 6700 Kilo Sprengstoffen. Auch Dünkirchen und andere Hafenplätze vor der flandrischen Front und sonstige Orte wurden angegriffen; überall ereigneten sich große Explosionen und Brände. Die Feinde, die in ähnlicher Weise über und hinter den deutschen Linien tätig sein wollten, konnten nicht viel ausrichten, weil sie durch die deutschen Abwehrmaßnahmen und Schutzflieger überall gestört wurden.

Ungewöhnlich zahlreich waren auch wieder die Luftkämpfe (siehe Bild Seite 379 oben). In der Zeit vom 22. April bis zum 4. Mai wurden von den deutschen Fliegern nicht weniger als 167 feindliche Flugzeuge heruntergeschossen, außerdem vernichteten sie 18 Fesselballone; dem Abwehrfeuer von der Erde aus fielen 6 Flugzeuge zum Opfer. Hierzu kam noch ein Flugzeug, das hinter den deutschen Linien eine Notlandung vornehmen mußte. Es ist erklärlich, daß dabei auch die Deutschen Einbußen zu beklagen hatten. Von ihren Helden der Luft geriet mancher in Gefangenschaft oder wurde vom Tode ereilt, wie der Vizefeldwebel Sebastian Festner von der Jagdstaffel Richthofen, die am 22. April das hundertste feindliche Flugzeug außer Gefecht setzte. Zweifellos aber waren die deutschen Luftstreitkräfte ihren Gegnern bei weitem überlegen. Diese Überlegenheit kommt auch in der Übersicht zum Ausdruck, die wir hier folgen lassen. Von den erfolgreichsten lebenden deutschen Kampffliegern hatten bis zum 1. Mai einschließlich acht und mehr Gegner im Luftkampf unschädlich gemacht:

Rittmeister Freiherr v. Richthofen*	52
Leutnant Wolff	29
Leutnant Schäfer*	25
Leutnant Voß*	24
Leutnant Bernert*	22
Leutnant Gontermann	17
Leutnant Freiherr v. Richthofen	16
Oberleutnant Berthold*	14
Leutnant Dossenbach*	14
Offizierstellvertreter Nathanael	13
Oberleutnant Buddecke*, Leutnant Böhme, Leutnant Höhndorf* je	12
Leutnant v. Bülow, Leutnant Pfeiffer je	11
Leutnant Müller, Leutnant Allmenroeder, Offizierstellvertreter Goettsch je	9
Oberleutnant Schilling, Oberleutnant Freiherr v. Althaus*, Leutnant Schulte, Leutnant Schneider je	8

Gefallene Kampfflieger:

1. Hauptmann Boelcke* (40), 2. Leutnant Frankl* (17), 3. Leutnant Wintgens* (18), 4. Leutnant Baldamus (17), 5. Oberleutnant Immelmann* (15), 6. Vizefeldwebel Manschott (12), 7. Vizefeldwebel Festner (12), 8. Oberleutnant Kirmaier (11), 9. Leutnant v. Keudell (11), 10. Oberleutnant Berr* (10), 11. Leutnant Mulzer* (10), 12. Leutnant Theiller (10), 13. Leutnant Leffers* (9), 14. Leutnant Parschau* (8).

Diese Aufstellung gibt zugleich Zeugnis von dem hervorragenden Angriffsgeist, der in der deutschen Fliegertruppe herrscht.

(Fortsetzung folgt.)

* Mit dem Orden „Pour le Mérite" ausgezeichnet.



Straße in einer unter feindlichem Feuer stehenden Ortschaft.



Die rauchenden Trümmer eines im Kampfraum liegenden Ortes.



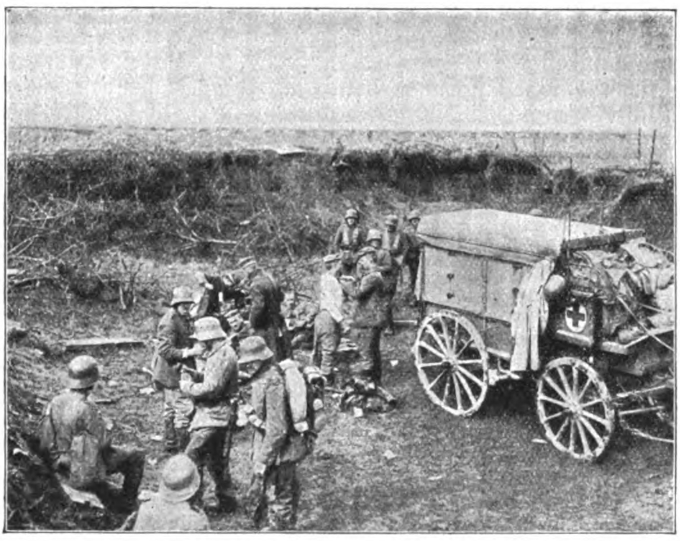
Mit Gasmaske und Stahlhelm versehener deutscher Meldereiter.



Deutsche Radfahrerpatrouille fährt durch eine zerstörte Ortschaft.



Im Kampfgebiet rastende deutsche Trainabteilung.



Deutsches Feldlazarett unmittelbar hinter der Kampflinie.

Bilder von der Schlacht an der Aisne.

Aus dem Kampfgebiet zwischen St. Quentin und Laon.

Nach photographischen Aufnahmen des Bufa.

Illustrierte Kriegsberichte.

Infanterieflieger.

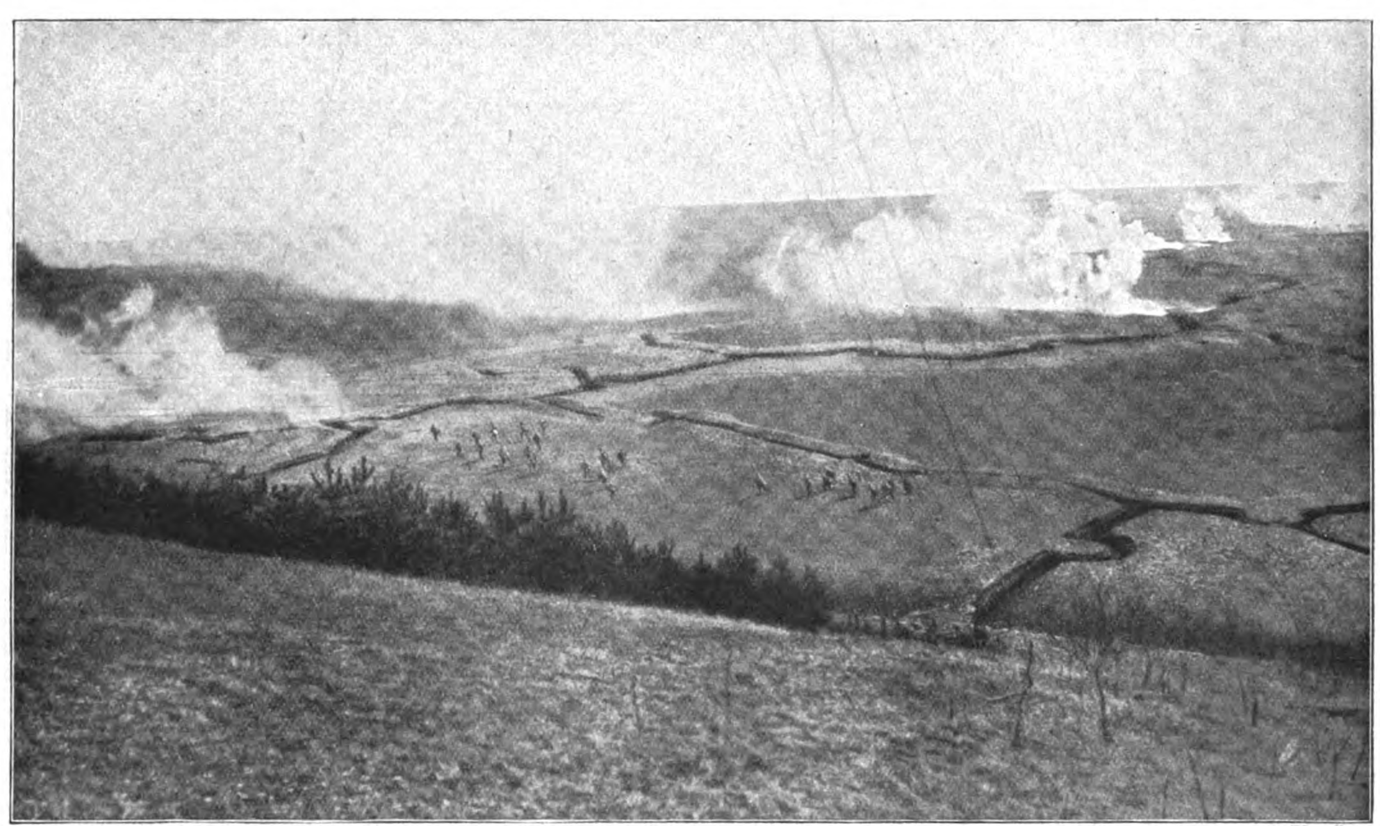
Von Oberleutnant O. Daenbruch.

(Hierzu das Bild Seite 377.)

Seit Stunden wütet das feindliche Trommelfeuer. Es ist ein ununterbrochenes Dröhnen in der Luft. Ein Krach folgt dem anderen. Die Erde zittert und ist eingehüllt in den Rauch der platzenden Geschosse. Die eherne Mauer unserer heldenhaften Grabenbesatzung weicht und wankt nicht. Der Boden ist zerwühlt, zerfetzt sind die Leitungen des Fernsprechnetzes. Keine Kunde von vorn dringt zu den Reserven. Die Sperrfeuerzone läßt keinen Meldegänger nach hinten gelangen. Das Auge vermag nicht durchzudringen durch die Rauchschwaden, die wie dichter Nebel auf dem Boden lagern. Der feindliche Sturmangriff muß jeden Augenblick einsetzen.

Da knattert Motorengeräusch in der Luft. Ein Flugzeug groß. Das Schlachtfeld gleicht einem großen Leichenhaufen. Die Aufstellung der feindlichen Reserven, die herangeführte Grabenartillerie, die Stellung der Maschinengewehre und Minenwerfer, alles haben die kühnen Späher gesehen. Nichts ist ihnen entgangen, und ehe der Gegner sich erst von dem Entsetzen erholt hat, das der Angriff aus der Luft bei ihm verbreitet hat, da kommen schon die ersten stählernen Grüße unserer Artillerie, die seinen Reserven, den angesetzten Sturmtruppen Tod und Verderben bringen und alle seine längst vorbereiteten Pläne umwerfen.

Wie einst auf antikem Schlachtfelde der Streitwagen des Heerführers den Truppen im Angriff vorausfuhr, so führen jetzt unsere Infanterieflieger unsere heldenhaften Sturmtruppen. Ungeachtet des feindlichen Feuers, das ihnen bei ihrer niedrigen Flughöhe aus den Gräben entgegenprasselt, machen sie unserer Infanterie Luft und halten Verbindung zwischen den vordersten Gräben und der



Gegen die feindlichen Gräben vorgehender deutscher Stoßtrupp in der Champagne. Phot. Bufa.

und dann noch eins brausen in geringer Höhe über unsere Gräben. Ein Aufatmen geht durch die Grabenbesatzung: „Unsere Infanterieflieger.“ Alles verfolgt gespannt, was sich drüben beim Feinde entwickelt. Die Flugzeuge rasen in Sturmeseile über die feindlichen Gräben. Alles, was drüben schießen kann, schießt wütend nach den todesmutigen Spähern. Umsonst, sie sind wie gefeit. Aber nun prasselt von oben der feindlichen Grabenbesatzung wohlgezieltes Maschinengewehrfeuer entgegen, grast die Gräben ab, schickt jähen Tod in die aufgestellten Reserven, verbreitet rings umher Furcht und Entsetzen. Der plötzlich auftauchende Angreifer in der Luft hat drüben alles in Verwirrung gebracht. Keiner ist vor dem scharfen Blick der kühnen Späher sicher. Wehe denen, die nicht schleunigst in Deckung gegangen sind, in sie hinein schlägt erbarmungslos die Geschoßgarbe der Maschinengewehre der Flieger. Hin und her geht es in rasendem Flug. Neue Flugzeuge erscheinen auf dem Plan, lösen die ersten ab. Diese wenden, und zurück geht es zu dem Befehlstand des höheren Truppenführers. Hier harrt man schon voll Ungeduld und Spannung ihrer Meldung. Endlich kommen sie und bringen Kunde, wie es vorn steht.

Unsere heldenmütige Grabenbesatzung behauptet trotz des Höllenfeuers ihre Stellungen. Drüben beim Feinde aber sieht es böse aus. Die Verluste sind über alle Begriffe Truppenführung, wenn im Trommelfeuer Fernsprecher und Meldegänger versagen.

Auf allen Kampfgebieten hat unsere junge Fliegerwaffe den Gegnern den Rang abgelaufen. Keine prahlerischen Siegesmeldungen berichten von ihren Taten. Der deutsche Heeresbericht begnügt sich mit knappen Worten. Aber in diesen wenigen Worten liegt eine Fülle stillen Heldentums. Immer fester wird das Bündnis zwischen den Siegern in der Luft und den Siegern auf der Erde. Mögen Divisionen auf Divisionen feindlicher Angreifer anrennen, die deutsche Wacht in West und Ost in der Luft und in den Stellungen hält unerschüttert stand.

Sturm.

Nacherzählt von Otto Guem.

Wir waren in Lavarone in Reservestellung. Herrliche Tage verlebten wir da unten in Südtirol. Alles blühte, die Kirschen hingen schwer von den Zweigen, die Verpflegung war ausgezeichnet, Wein gab es noch genug, und dazu herrschte ein herrliches Wetter, das nur den Nachteil hatte, daß die feindliche Artillerie uns ziemlich häufig Granaten und Schrapnelle herübersandte, was uns indessen nicht besonders störte. Kurz, die Tage vom 9. bis zum 16. Mai 1916 waren solche des schönsten Frühlings. Es



Infanterieflieger im Westen, die der stürmenden Infanterie voranfliegen und mit Maschinengewehren die feindlichen Linien beschießen.

Im Mittelgrund des Bildes ein zusammengeschossener englischer Panzerkraftwagen.

Nach einer Originalzeichnung von Alfred Roloff.

waren auch Tage der Freude für uns Kaiserjäger; sollte es doch endlich mit aller Kraft gegen die Welschen gehen. Wir hatten diese Stunden lange herbeigesehnt. Schon als wir noch in Rußland kämpften und Kunde vom Verrate Italiens erhielten, harrten wir mit Sehnen auf die Zeit der Rache. Jetzt war sie gekommen.

Der 16. Mai brach an. Des Morgens um zwei Uhr begann jenes Konzert aus zweitausend Mörsern und Kanonen, das den Auftakt zur Offensive gegen den verhaßten Erbfeind bildete. Um neun Uhr stürmten die ersten Truppen und bald darauf rückten wir nach. Es ging rasch vorwärts.

Der Campomolon und einige andere Spitzen waren schon gestürmt, als wir in die Nähe von Arsiero kamen und haltmachen mußten. Vor uns war die Bosina, ein kleiner Gebirgsfluß, an dessen anderem Ufer sich steil der Monte Alto erhob. Da mußten wir hinauf. Über den Fluß führte eine schmale Holzbrücke, die das Regiment überschreiten mußte. Der Feind befand sich auf den Höhen, doch konnte man nichts von ihm entdecken.

Die 14. und 15. Kompanie wurden bestimmt, den Monte Alto zu stürmen, während der Rest des Regiments in Reserve bleiben sollte. Die Mannschaften der 14. Kompanie, bei der auch ich war, überschritten nun die Brücke. Bei einiger Aufmerksamkeit der Italiener wäre wohl kaum ein Mann hinübergekommen, so aber ging es ganz gut und in einer halben Stunde waren die Kompanien auf dem jenseitigen Ufer. Nun galt es, den Berg zu erklimmen. Die Rüstung wurde abgeschnallt, und der Aufstieg begann.

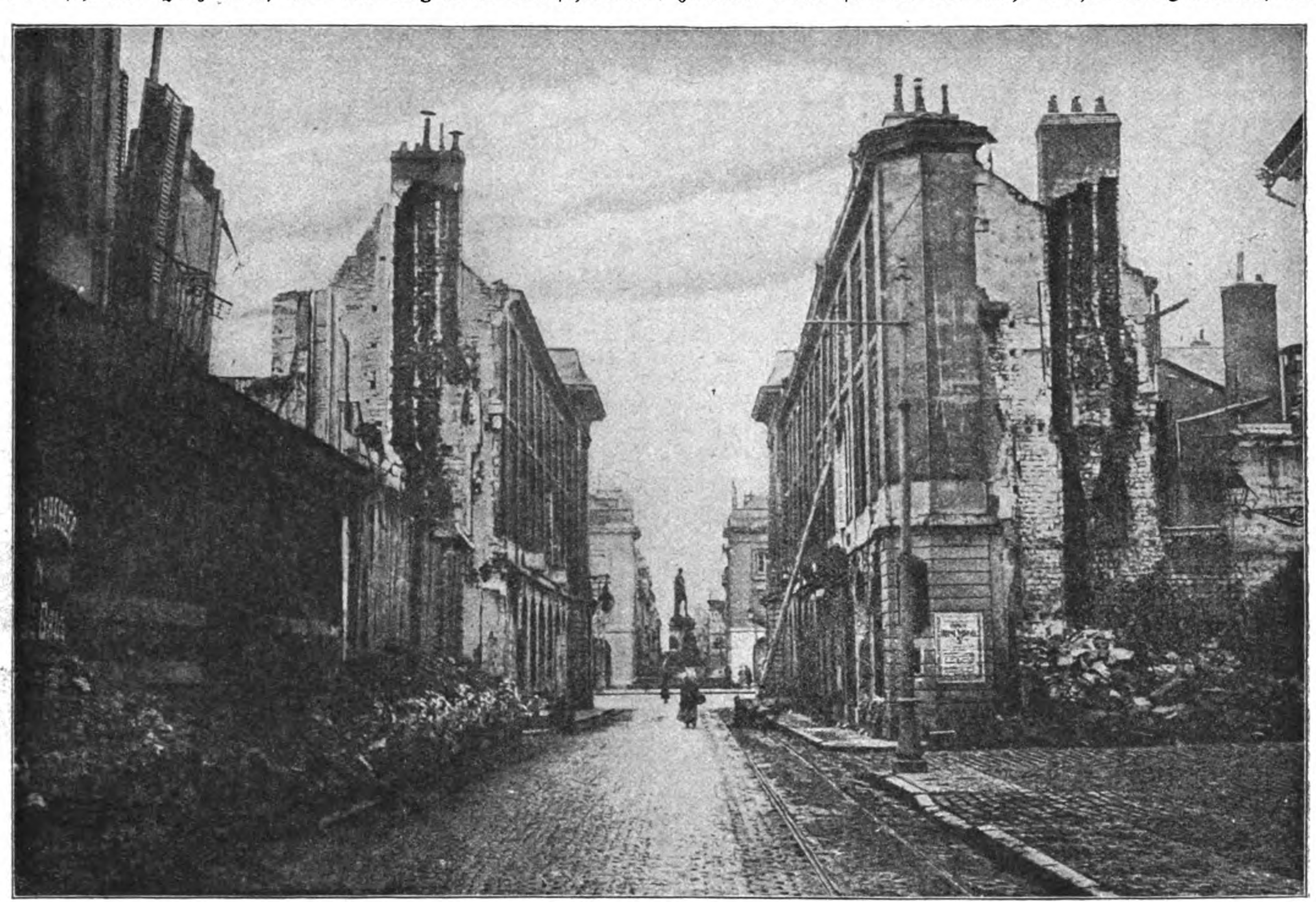
Ich befand mich bei der rechten Flankendeckung und stieg mit meinem Schwarm im Walde empor. Jede Minute mußten wir gewärtig sein, auf den Feind zu stoßen, doch zu unserem Erstaunen zeigte sich dieser nicht. Nach dreistündigem Anstieg hatten wir die Höhe fast erreicht. Wir hielten eine kurze Rast und stürmten dann mit lautem „Hurra“ den letzten Hang hinauf. Der Feind war vollkommen überrascht worden. Wir drangen in vier hintereinanderliegende Geschützstellungen ein, erbeuteten 20 Kanonen und nahmen fast die ganze Mannschaft gefangen.

Der erste Teil unserer Aufgabe war erfüllt. Nun kam aber der zweite und schwerere Teil. Die dahinterliegende Priafora mußte gestürmt werden. — Am nächsten Morgen früh vier Uhr nahm die Artillerie die ersten feindlichen Gräben unter Trommelfeuer. Nach Verlauf von einer Stunde pflanzten wir das Bajonett auf, und mit „Hurra“ gingen wir gegen den etwa 100 Meter höher gelegenen ersten feindlichen Graben vor. Dort stand ein italienischer Kapitän, der seinen Browning abschoß. Dann stürzte er, den Säbel schwingend, vorwärts und drang auf mich ein. Ich wehrte ihn ab und schlug ihm mit dem Gewehr den Säbel aus der Hand. Nun erhob er die Hände, so daß ich von ihm abließ. Da zog der Offizier einen Dolch aus dem Schaft seines Stiefels und wollte mich niederstechen. Rasch wandte ich mich ihm zu und stieß ihm zur Strafe für seine Heimtücke das Bajonett in die Brust.

Die Artillerie hatte unterdessen die zweite Stellung unter Feuer genommen und wir stürmten weiter. In der zweiten Linie fanden wir nicht mehr viel Italiener; die meisten waren schon vor dem Trommelfeuer geflohen. Die übrigen waren so niedergeschlagen, daß sie nicht den geringsten Widerstand leisteten. So nahmen wir fünf Stellungen hintereinander. Sie wurden immer erst von unserer Artillerie kräftig beschossen und dann stürmten wir.

Bei der Einnahme der letzten Stellung verloren wir leider unseren Zugführer. Als erster war er in den Graben gesprungen, und als er sich erhob, um Ausschau zu halten, da traf ihn eine Kugel in die junge Brust. Auf luftiger Höhe begruben wir ihn und setzten ein schlichtes Holzkreuz auf sein Grab.

Ein unvergeßlicher Anblick bot sich uns noch, als der Tag sich neigte: die brennenden Fabriken von Arsiero. In das Abendrot mischte sich das Feuer der brennenden Fabriken und weit, weit draußen glänzten die Lagunen von Venedig.



Ansicht einer Straße von Reims. Die zerschossenen Häuser waren früher Hotels.
Nach einer französischen Darstellung.

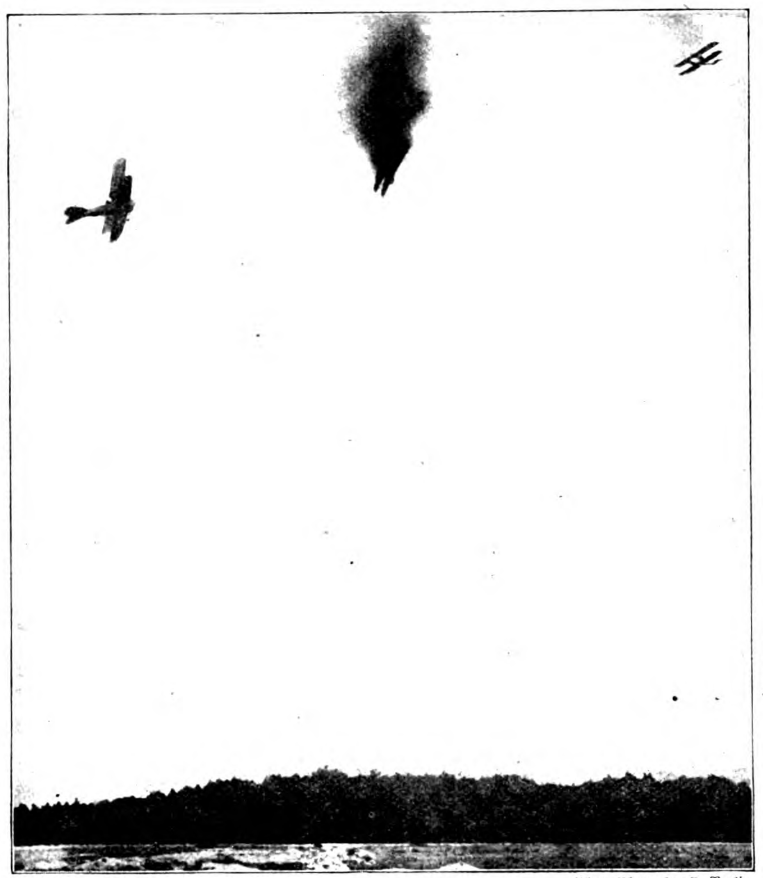
Pferdeschwemme bei Vaux-les-Mouron im Aisnetal.

Von Chefarzt Dr. Vulpius (Landwehrfeldlazarett Nr. 13).

(Hierzu das Bild Seite 380/381.)

Nur wenige Kilometer unterhalb der Stelle, wo Aisne und Aire, die beiden Flüsse, die das Argonnerwald-

gebirge zwischen sich fassen, zusammenfließen, liegt das Dorf Mouron. Es baut sich auf dem hohen rechten Ufer der Aisne an einem Steilhang empor, während sich jenseits am Rande des Aisne-Wiesengrundes das Dorf Vaux auf sanfter Böschung ausbreitet. Zwischen diesen beiden Dörfern ist das Flußbett breit und flach und mit veränderlichen Sandbänken durchsetzt, so daß es in der trockenen Jahreszeit eine leicht zu durchschreitende Furt bildet. Die charakteristische Aisnelandschaft mit ihren breiten Wiesenflächen und den vielgestaltigen Gruppen von Weiden und Silberpappeln an den Flußufern zeigt sich hier in besonderer Lieblichkeit. Zu gleicher Zeit ist aber gerade diese Stelle von historischem Interesse für uns Deutsche, denn sie bildete die erste Leidensstation auf dem kläglichen Rückzug des verbündeten preußisch-österreichischen Heeres nach der Kanonade von Valmy im Jahre 1792, wie ihn Goethe in seiner „Kampagne in Frankreich" beschreibt.



Phot. Photoaktuell, Berlin.

Feindlicher Farman-Doppeldecker wird im Luftkampfe brennend zum Absturz gebracht.

Auch im Weltkrieg bot die Aisnefurt zwischen Vaux und Mouron besonders zur Sommerzeit häufig ein sehr belebtes, aber glücklicherweise weniger trauriges Bild, als es Goethe an dieser Stelle geschaut hatte. Denn in Mouron wechselten lange Zeit ebenso wie in Vaux mancherlei Kolonnen und Truppen ab. Die zahlreichen Pferde dieser Truppen wurden in der besseren Jahreszeit zur Ergänzung ihres sehr knapp bemessenen Stallfutters zum Weidegang auf die Aisnewiesen geschickt und in die Aisnefurt zur Tränke und Schwemme gebracht. Es bildete das einen Teil der schwierigen und sorgsamen Pflege, die allein imstande ist, die Pferde in brauchbarem Zustand zu erhalten. Die Anforderungen, die der Krieg an die Tiere stellt, sind ganz ungeheure, obgleich die Kavallerie als Kampftruppe nur in ganz vereinzelten Fällen zur Verwendung kam, der ihr früher hauptsächlich obliegende Aufklärungsdienst zum großen Teil durch Flieger und Luftschiffer übernommen wurde und Motorradfahrer für die schnelle Befehlsübermittlung eingetreten sind. Ja, trotz der zahllosen Personen- und Lastkraftwagen, die von der Heeresverwaltung aufgeboten wurden, können die durch Pferdebespannung immer noch zu leistenden Transporte nur mit äußerster Mühe und weiser Verteilung der Kräfte bewältigt werden. Dazu kommen die ausgedehnten landwirtschaftlichen Arbeiten zur Feldbestellung und Ernte in den besetzten Gebieten. Die Rationen an Kraftfutter, besonders Hafer, mußten aber immer mehr beschnitten werden, so daß schließlich die Befolgung des alten Kavalleristengrundsatzes: Gut geputzt ist halb gefüttert, nicht mehr als Ausgleich dienen konnte. Die Gewöhnung der Tiere an das nun bedeutend überwiegende Rauhfutter (Heu und Stroh) und Grünfutter erforderte große Vorsicht und genaue Überwachung durch die Tierärzte, die anderseits der Huf- und Hautpflege die größte Beachtung schenken müssen. In letzter Beziehung gilt es besonders der seuchenartigen Ausbreitung von Räude und Verlausung entgegenzuarbeiten, wobei neben dem sorgfältigen täglichen Putzen zu geeigneter Jahreszeit auch das Schwemmen der Pferde gute Dienste tut.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Kampfflieger Leutnant v. Bertrab, der in seinem ersten siegreichen Luftgefecht am 6. April 1917 vier englische Flugzeuge zum Absturz brachte.

Major v. Olberg, der Leiter der Oberzensurstelle im deutschen Kriegspresseamt.

(Hierzu das Bild Seite 382.)

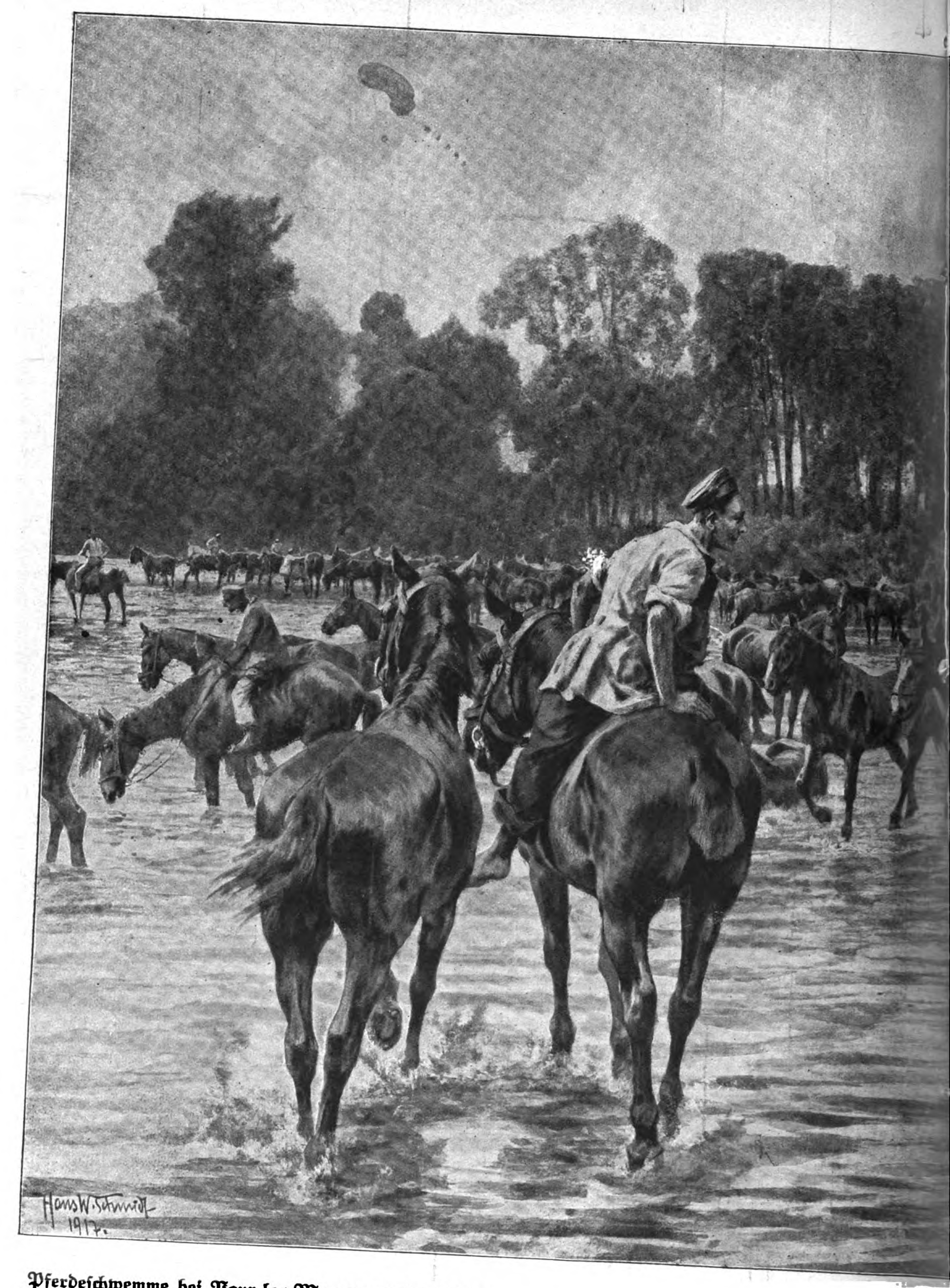
Alle Nachrichten und Äußerungen, die irgendwie mit der Kriegführung zusammenhängen, unterliegen einer Durchsicht der Zensurbehörde, ehe sie ihren Weg durch Zeitungen oder Zeitschriften in die Öffentlichkeit finden. Daß eine solche Überwachung der Presse notwendig ist, begegnete seit Kriegsbeginn keinerlei Zweifeln, am allerwenigsten bei der Presse selbst Es ist einleuchtend, daß durch Unkenntnis oder Nachlässigkeit Mitteilungen in die Welt hinausgehen können, die dem Feinde nützlich sind. Was aber dem Feinde nützlich ist, schadet den eigenen Truppen.

Wie auf anderen Gebieten, so mußte man auch auf dem der Zensur erst während des Krieges Erfahrungen sammeln. Allge-

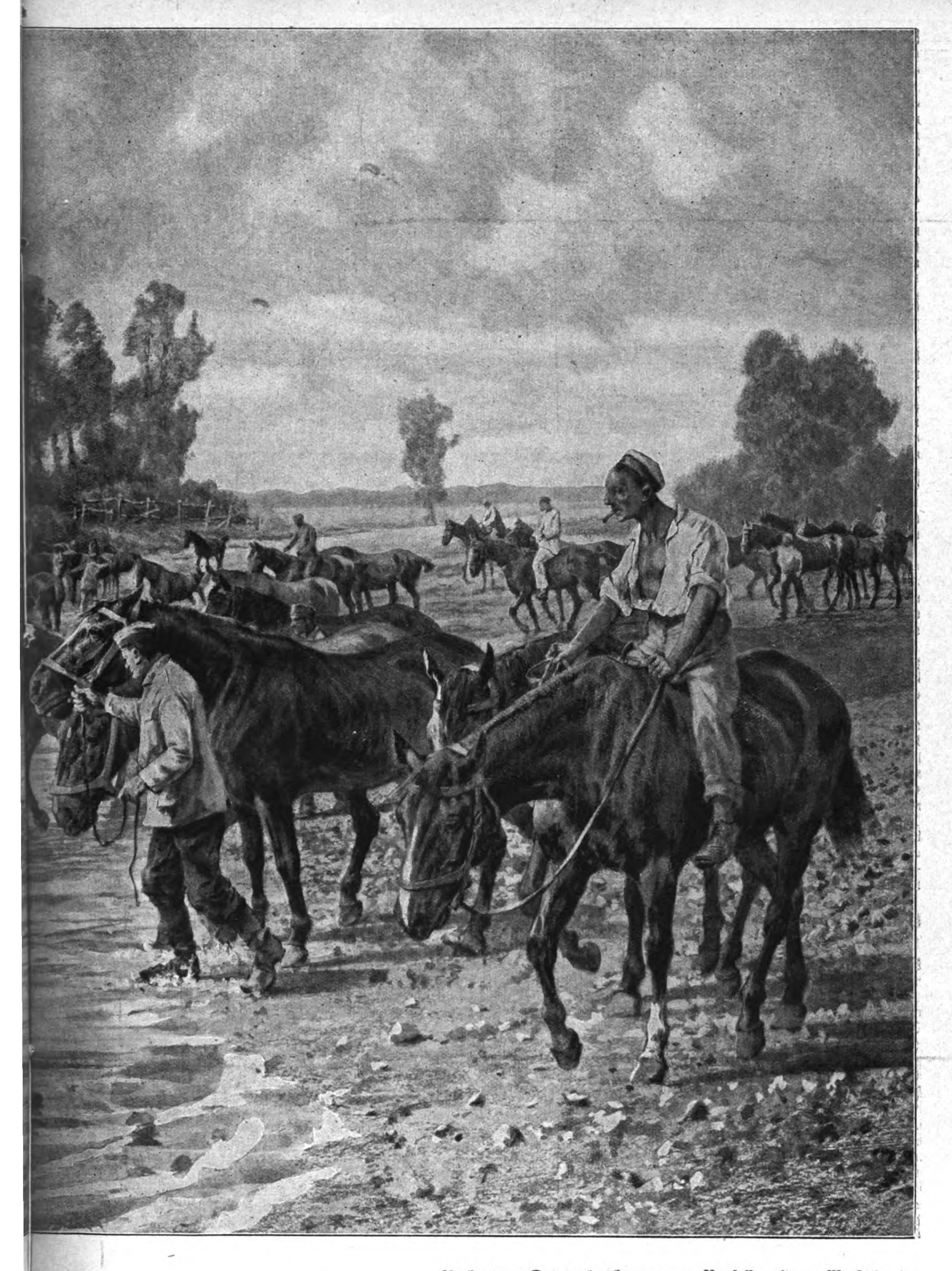


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Kampfflieger Leutnant Bernert, der bis zum 1. Mai 1917 22 Gegner abschoß, wurde mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet.



Pferdeschwemme bei Vaux-les-Mouron an der Aisne.



Nach einer Originalzeichnung von Professor Hans W. Schmidt.

meine Richtlinien bestanden schon beim Beginn des Krieges; die eigene Auffassung der vielen Zensurstellen kam aber in ebensovielen verschiedenen Bestimmungen zum Ausdruck, so daß schließlich eine große Unsicherheit eintrat und niemand mehr recht wußte, wie er sich verhalten sollte. Die notwendige Einheitlichkeit stellte in mühsamer Arbeit der Major v. Olberg her, der mit der Gründung einer Oberzensurstelle betraut wurde. Er stammt aus Darmstadt und ging aus einer alten und durch Träger höchster Dienstgrade bekannten Offiziersfamilie hervor. Er gehörte dem Kadettenkorps an und wurde 1892 Offizier bei den Lübbener Jägern; nach mehrfachem Wechsel der Garnison besuchte er von 1902 bis 1905 die Kriegsakademie, wurde 1907 Hauptmann im Regiment 32 in Meiningen und kam im September 1912 als Lehrer der Taktik an die Kriegsschule in Potsdam. Nach der Ausbildung einer Reservekompanie führte Major v. Olberg im Jahre 1914 ein Bataillon des 48. Reserveregiments bei dem Vormarsch durch Belgien. Bei den Kämpfen vor Antwerpen erhielt er im Gefecht von Hovestaden eine schwere Verwundung des Oberschenkels und des Beckens, was einen langen Aufenthalt im Lazarett zur Folge hatte.

Noch mit linksseitiger Lähmung behaftet, stellte sich Major v. Olberg bereits im Januar 1915 für den Bureaudienst wieder zur Verfügung. Es wurde ihm die Neuordnung des Zensurwesens übertragen und am 1. April 1915 trat er in den stellvertretenden Generalstab als Abteilungschef der von ihm gegründeten Oberzensurstelle des Kriegspresseamtes ein. Seitdem erteilt er Richtlinien für die Zensur, gibt in Pressebesprechungen die Zensuranweisungen der Obersten Heeresleitung weiter und prüft die Beschwerden der Zeitungen über strittige Zensurmaßnahmen der Generalkommandos. Im Mai 1917 wurde Major v. Olberg, der im 45. Lebensjahr steht, unter Belassung in seiner Stellung in den Großen Generalstab versetzt. — Er erwarb sich das Eiserne Kreuz, die hessische Tapferkeitsmedaille und das Meininger Kriegs-Verdienstkreuz.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Major v. Olberg, der Leiter der Oberzensurstelle im deutschen Kriegspresseamt in seinem Arbeitszimmer.

Das Leben unserer U-Bootmannschaften.

(Hierzu das Bild Seite 383.)

Vor Vertretern der Berliner Presse hielt vor kurzem Kapitänleutnant Freiherr v. Forstner einen Vortrag, in dem er eine fesselnde Darstellung über das Leben und Treiben an Bord unserer U-Boote gab. Wir entnehmen daraus folgende Einzelheiten: Wie die 42er Mörser, so war auch die Tatsache, daß Deutschland über vortreffliche U-Boote verfügte, bis zum Kriegsausbruch ein wohlbehütetes Geheimnis. Die Erkenntnis der Gefahr, die den Feinden von dieser meisterhaft geführten Waffe drohte, kam den Engländern freilich erst dann zu vollem Bewußtsein, als der unvergeßliche Weddigen an einem Tag drei englische Panzerkreuzer in die Tiefe beförderte. Seitdem ist es für unsere Blaujacken ein besonderer Stolz, zum Dienst auf einem U-Boot befohlen zu werden, und willig unterziehen sie sich allen Beschwerden, die der strenge Dienst dort vom ersten bis zum letzten Mann der Besatzung verlangt.

Besonders im Anfang griff er die Leute außerordentlich an, vor allem infolge der Luftverschlechterung, die jede längere Tauchfahrt im U-Boot verursachte. Dank zahlreicher Verbesserungen ist das jetzt ganz anders geworden; der Aufenthalt unter Deck erscheint nun vielen so angenehm, daß sie überhaupt nicht an Deck gehen, was wiederum mancherlei Vorteile bietet, zum Beispiel beim schnellen Tauchen. Das ist gewiß eine große Selbstüberwindung, wenn man bedenkt, daß U-Boote neuerdings meist 55 Tage unterwegs sind. Dieses Verhalten wurde der Mannschaft erstens ermöglicht durch das vortreffliche Verhältnis der Leute untereinander und zu den Offizieren, dann aber hauptsächlich durch die geistreichen Vorrichtungen, die für dauernden guten Zustand der Atmungsluft sorgen. Es ist klar, daß die Luft im untergetauchten Boot nicht besser wird. Zunächst kann man zwar stundenlang unter Wasser bleiben; dann aber stellt sich regelmäßig Kopfweh ein. Zur Besserung der Luft sind Chemikalien an Bord, die die Aufsaugung der ausgeatmeten Kohlensäure besorgen sollen. Ferner ist ein Sauerstoffapparat fortwährend in Tätigkeit. Er ist auf die Zahl der Teilnehmer der Fahrt eingestellt, wodurch theoretisch die Möglichkeit geschaffen ist, daß die Besatzung an Luft überhaupt nicht zu kurz kommt. So ist denn ihre Laune und der Geist, der sie erfüllt, stets sehr erfreulich; unter keinen Umständen, auch unter den schwierigsten, verliert sie ihren Humor und verfolgt fast mit sportlichem Interesse die Unternehmungen des U-Bootes.

Was nun diese anbelangt, so vergeht zumeist lange Zeit zwischen dem Sichten eines feindlichen Handelsschiffes und dem Angriff, dem die Mannschaft allemal mit großer Spannung und in lautloser Stille entgegenharrt. Anderseits waren die Kapitäne der Handelschiffe durch die hetzerischen Vierverbandslügen oft so eingeschüchtert, daß sie, wenn Teile ihrer Mannschaft ins Wasser sprangen, keinen Versuch machten, sie zu retten, weil sie in dem Wahne lebten, es würde auf die Schiffbrüchigen geschossen; deshalb mußten die U-Boote häufig ihre Weiterfahrt verzögern, um diesen Leuten die Rettung zu ermöglichen. Überhaupt pflegt die Haltung unserer U-Bootmannschaften auf die Besatzung der aufgebrachten Dampfer meist einen starken Eindruck zu machen. So nahm der Kapitänleutnant v. Forstner einmal einen Norweger. Dabei stellte es sich heraus, daß dieser Dampfer, dessen Fahrtrichtung schon Befremden erregte, ein englisches Prisenkommando an Bord hatte. Der führende englische Offizier setzte seiner Festnahme zunächst Widerstand entgegen und sprang dann über Bord; hernach zeigte er sich erfreut, daß für ihn der Krieg zu Ende war. Er wunderte sich nur, daß das U-Boot nach einem solchen Erfolg, wie seine Gefangennahme, nicht gleich nach Hause dampfte. Er mußte jedoch noch lange an Bord des U-Bootes bleiben und machte sogar die Durchfahrt durch die Straße von Gibraltar mit. Diese bereitete ihm allerdings Sorge, denn er glaubte, das U-Boot würde dort sicher von seinen Landsleuten in den Grund geschossen. Dieser englische Offizier war seinerzeit auch an Bord des Kriegschiffes „Majestic" gewesen, und er beschrieb die schmerzliche Überraschung, die die Engländer empfanden, als das deutsche Torpedo, das den Schlachtriesen versenkte, glatt durch das Schutznetz durchging.

Endlich wären noch die Gefahren zu erwähnen, die den U-Bootmannschaften durch ein Leck oder andere Unglücksfälle erwachsen können. Freiherr v. Forstner erinnerte hier daran, daß wir uns, im Gegensatz zu Frankreich, im U-Bootbau zunächst zurückhielten; wir waren der Ansicht, daß brauchbare U-Boote erst gebaut werden könnten, wenn ein wirklich seetüchtiger Motor vorhanden wäre. Die Franzosen verwendeten damals als Betriebstoff Gasolin und andere leichte Öle. Die Folge waren die vielen Unfälle in

der französischen Marine. Wir aber hatten von unserer Vorsicht den Vorteil, daß wir seit 1907, seit der bekannten Katastrophe von „U 3", keinen Unfall mehr zu verzeichnen brauchten. Die Mannschaft fühlt sich daher an Bord ihres U-Bootes völlig sicher und wohl, solange es keinen Granatenwechsel mit einem bewaffneten feindlichen Fahrzeug gibt.

Im Anschluß sei nun unseren Lesern noch kurz erläutert, wie die Rettungsversuche vor sich gehen, wenn ein U-Boot infolge eines allzugroßen Lecks in die Tiefe sinkt. Für solche Fälle wird für jeden Mann ein entsprechender Atmungsapparat mitgenommen, der eine überaus große Rettungsmöglichkeit gewährt. Er besteht in der Hauptsache aus einem Luftsack mit einem entsprechenden Zuführungsrohr zum Mund. Die Auffrischung der Atmungsluft geschieht mit Hilfe einer kleinen Sauerstoffpatrone, die in dem Sack untergebracht ist; die Beseitigung der ausgeatmeten schädlichen Kohlensäure dagegen erfolgt durch eine Kalipatrone. Das ganze Gerät ist also ein Mundatmungsapparat ohne Helm. Der „Tauchretter" erlaubt übrigens dem Auftauchenden auch eine bewußte Regelung des Auftriebs. Das Hochgehenlassen aus Tiefen bis zu 14 Metern ist nämlich im allgemeinen nicht gesundheitsschädlich; plötzliches Hochgehen aus größeren Tiefen verursacht jedoch unter Umständen schwere Störungen des Allgemeinbefindens, die eine Rettung überhaupt in Frage stellen können (Taucherkrankheit). Deshalb befindet sich in dem Rettungsapparat noch ein zweiter, mit Preßluft gefüllter Stahlzylinder, der es dem Auftauchenden (siehe nebenstehende Abbildung) nicht nur ermöglicht, seinen Auftrieb zu regeln, sondern auch seine Atmungsluft mit den Bedingungen in Einklang zu bringen, unter denen er in Tiefen von mehr als 20 Metern gefahrlos atmen kann. Der mit einem solchen Tauchretter Ausgerüstete hat es also nicht nötig, Luftsäcke aufzublasen, wie zum Beispiel die Leute der englischen und französischen Marine. Sein Gerät ist endlich noch mit einer den Oberkörper umschließenden Schwimmweste verbunden, die ihn nach dem Auftauchen stundenlang über Wasser hält.

Brieftauben.

Von Major Franz Carl Endres.

(Hierzu die Bilder Seite 384.)

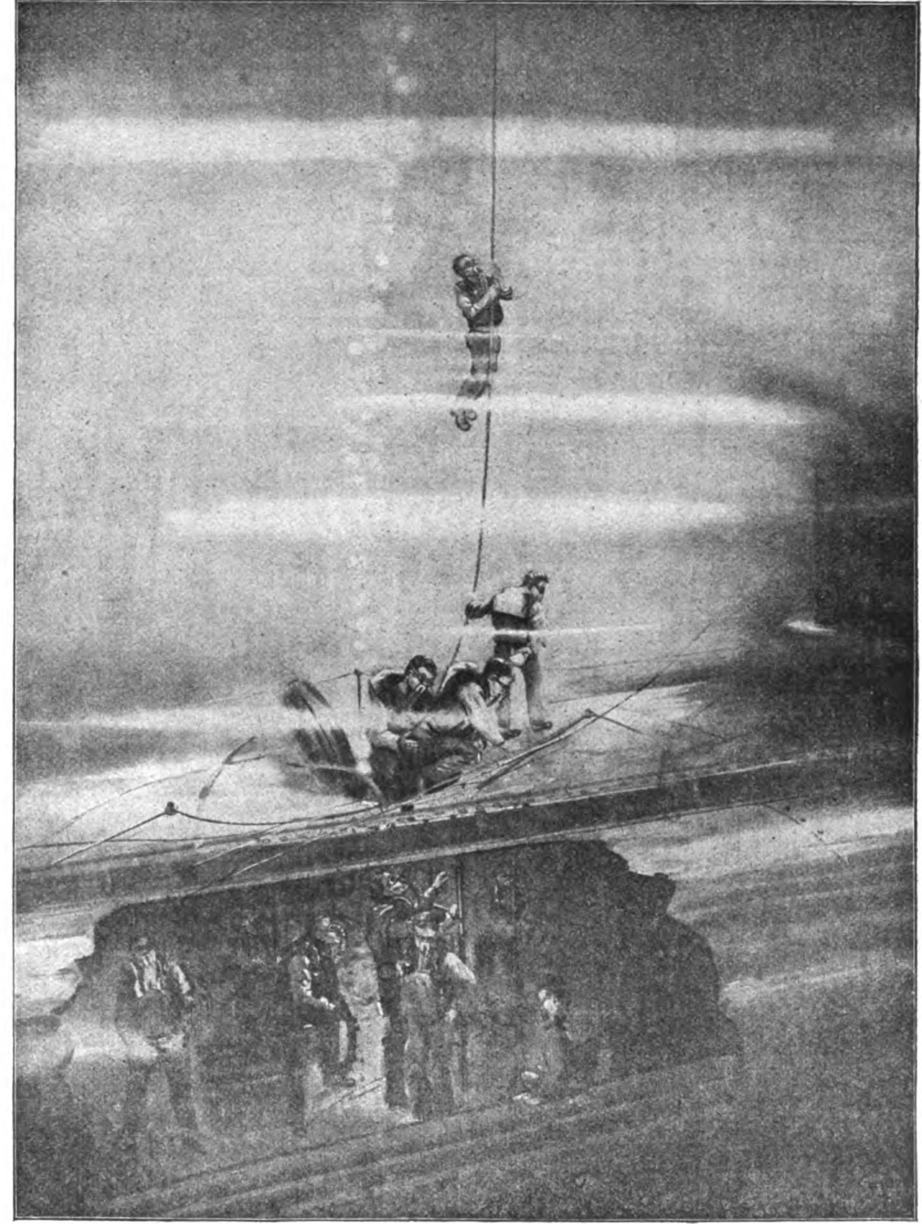
Die Verwendung von Tauben als Überbringer von Nachrichten geht in das graue Altertum zurück. Namentlich wurde damals die Verbindung von Schiffen zum Land durch Tauben hergestellt. Vielleicht hat diese Übung auch die Sage von der Taube der Arche Noah mit beeinflußt. In Griechenland wurden im 5. Jahrhundert vor Christi Geburt Brieftauben verwendet, um die Sportnachrichten (olympische Spiele) rasch in die Heimat der Siegenden oder der Wettenden zu bringen. Zu Cäsars Zeit waren sie in Rom bekannt und Diokletian soll eine regelmäßige Taubenpost eingerichtet haben. Im Orient kannte man sie im 12. Jahrhundert. In Europa spielen sie seit dem Mittelalter eine bedeutende Rolle, waren auch im 16. Jahrhundert militärisch nicht unbekannt, wo sie bei den Belagerungen von Haarlem (1573) und Leiden (1574) Dienste leisteten.

Schon bei der Belagerung von Mutina (43 vor Christi Geburt) haben Brieftauben militärische Verwendung gefunden und durch ihre Botschaften entscheidenden Einfluß auf die strategischen Handlungen gewonnen. Systematisch in den Nachrichtendienst der deutschen Armee eingeführt, und zwar zunächst in Festungen, wurden die Tauben erst, nachdem man 1870/71 ihre wertvollen Dienste, die sie dem belagerten Paris leisteten, zu würdigen lernte. Über 40 000 Depeschen gelangten damals aus Paris über den eisernen Ring der Belagerer hinweg.

Bismarck war es, der 1875 die Anregung zur militärischen Verwendung der Brieftauben in Deutschland gab. 1894 gründete sich der erste Brieftaubenliebhaberverein in Köln, dem sehr bald zahlreiche andere Vereine folgten. Schon 1902 gab es 858 Vereine mit 9514 Mitgliedern und 238 553 Tauben. Wettflüge, Ausstellungen und das Verleihen von Staatsmedaillen regten den Eifer der Vereinsmitglieder an.

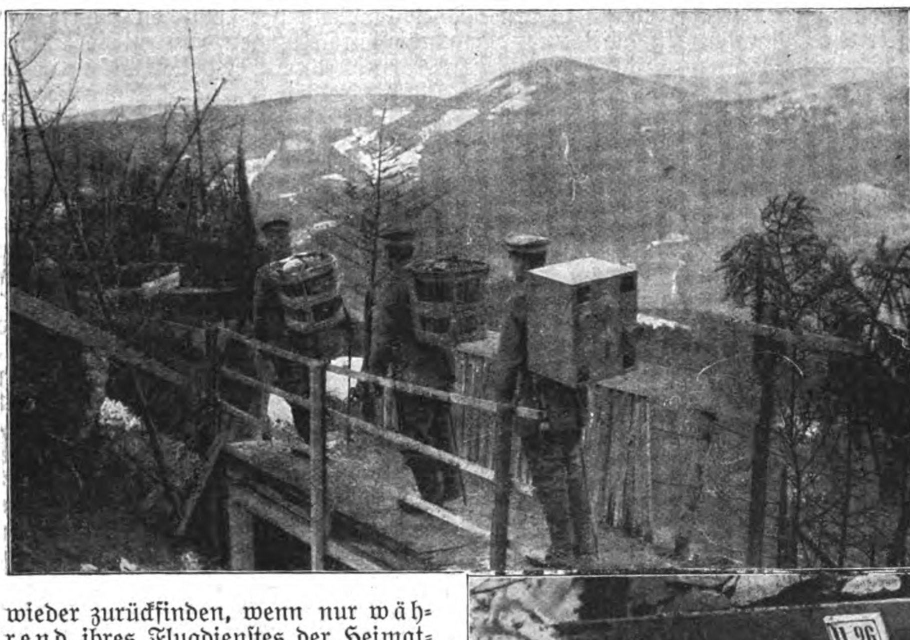
Man beschäftigte sich auch mit Abwehrmaßregeln gegen feindlichen Brieftaubenverkehr und hoffte, Falken als Brieftaubenjäger dressieren zu können. Die Versuche mißlangen jedoch.

Später wandte auch die Kavallerie Brieftauben an, um ihre Aufklärungsergebnisse möglichst rasch dem Stabe der Kavalleriedivision übermitteln zu können. Die Tauben wurden in Körben auf dem Rücken der Reiter mitgenommen, draußen mit einer Meldung über den Feind versehen und freigelassen. Die Taube fliegt auf geradem Wege infolge eines geheimnisvollen Orientierungsinnes, der durch zahlreiche Übungen geschärft ist, dahin, wo sie brütet. Es handelt sich also darum, den Heimatschlag, der auch transportierbar in einem Wagen eingerichtet werden kann, der Taube möglichst behaglich zu machen. Sie wird sich immer



Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

Die Mannschaft eines gesunkenen Unterseebootes rettet sich mittels eines mit einer Sauerstoffpatrone versehenen Atmungsapparates, der zugleich als Schwimmweste dient.



wieder zurückfinden, wenn nur während ihres Flugdienstes der Heimatschlag seinen Platz nicht wesentlich verändert.

Irrtümer kommen aber auch bei den klugen Tauben vor. So sah ich in einem nahe hinter der Front als Heimatschlag eingerichteten Wagen, in dem eifrig gebrütet wurde, auch eine französische Taube, die sich verirrt hatte und in den deutschen Schlag geflogen war. Die Aufnahme, die sie fand, soll gar nicht feindlich gewesen sein und bald ketteten sie zarte Liebesbande an einen sehr schönen deutschen Täuberich.

Die Fluggeschwindigkeit der Brieftaube ist erstaunlich groß. Die Taube fliegt durchschnittlich 60 Kilometer in der Stunde auf weite Strecken, Leistungen von 100 Kilometern und darüber sind aber keine Seltenheit. Die Höhe des Fluges wechselt mit der Witterung. Bei ruhiger Luft beträgt sie 250 bis 300 Meter, bei unruhigem Wetter 100 bis 150 Meter. Ältere kräftige Tauben fliegen bis zu 1000 Kilometer weit, ja, es ist vorgekommen, daß von neun in London aufgelassenen amerikanischen Tauben (1886) drei ihre Heimatschläge in Amerika erreichten.

Das Anbringen von Depeschen erfolgte früher in Federspulen, heute meist in Aluminiumbüchschen, in die die Originalmeldung, auf ein kleines Stück sehr leichten Papieres geschrieben, eingesteckt wird. Handelt es sich, wie beispielsweise bei Festungen, um die Übermittlung zahlreicher Nachrichten durch eine Taube, so wendet man das photographische Verfahren an. Schon 1870/71 war es bekannt. Ein damals aufgegebenes, nur 4,3 : 3,2 Zentimeter großes photographisches Blättchen enthielt 3500 Depeschen zu je 20 Wörtern, mithin 70 000 Wörter. Durch Vergrößerung kann so ein Zettelchen lesbar gemacht werden. Im Feldkrieg ist dieses Verfahren natürlich nicht anwendbar.

Man hat schon versucht, photographische Aufnahmen durch Tauben bewerkstelligen zu lassen, indem man ihnen Miniaturphotographenapparate an die Brust schnallte, deren Verschluß sich automatisch löste, wenn die Taube, deren Weg man ja kennt und deren Geschwindigkeit man auch ziemlich genau in die Rechnung einsetzen kann, über einer gewissen Geländestrecke schwebt. Doch sind diese Versuche immer recht fraglich in ihrem Ergebnis gewesen.

In dieser Hinsicht ist die Taube heute durch den Flieger abgelöst. Funkentelegraphie und Flugzeug ersetzen die Taube in vieler Hinsicht, und übertreffen sie an Schnelligkeit und Sicherheit. Aber trotzdem ist sie nicht ganz verdrängt. Namentlich im modernen Grabenkrieg, wo durch Trommelfeuer sehr rasch alle Verbindungen zerstört werden, leistet die Taube noch ganz hervorragende Dienste. Sie verbindet die Beobachtungsstellen in den vordersten Gräben, die Beobachtungswarten und Befehlsstellen der Truppenstäbe mit dem Divisionstab oder dem Stab des Generalkommandos. Unsere Abbildungen zeigen das Verbringen der Tauben in die vordere Linie und die Schutzmaßnahmen, die gegen das alles Lebendige tötende Gas der Gasgranaten oder Gasgebläse getroffen werden. Der auf dem ersten Bild hinten marschierende Mann trägt einen Gasschutzkasten auf dem Rücken.

Das Anbringen der Meldungen an den Tauben geht, wenn die Wärter geübt sind, sehr rasch vor sich. Die „gut erzogene" Taube weiß ganz genau, was mit ihr geschieht und fürchtet die sie greifende Hand ihres Wärters keineswegs. Dieses Greifen der Tauben ist ein kleines Kunststück; denn jeder Druck beeinträchtigt die Flugkraft des Vogels, der mit so vielen anderen Tieren im Dienst des modernen Krieges und in scharfer Konkurrenz mit den toten Werken der Technik steht.

Die größten Feinde der Brieftauben sind die Raubvögel. Deshalb ist fleißiges Abschießen des Raubzeuges in den Gebieten, in denen Tauben fliegen sollen, dringend zu empfehlen.



Oberes Bild: Verbringen von Brieftauben zur Brieftaubenstation in die vordersten Stellungen. Zum Schutz gegen Gasangriffe wird ein Gasschutzkasten mitgeführt. — Mittleres Bild: Bei einem drohenden Gasangriff werden die Brieftauben im Unterstand in den Gasschutzkasten gebracht. — Unteres Bild: Eine Meldung wird zur Beförderung durch Brieftauben aufgeschrieben.

Die Brieftauben im deutschen Heeresdienst.

Nach photographischen Aufnahmen des Bufa.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

(Fortsetzung.)

Die Beuteziffer der deutschen **Tauchboote** erreichte im April eine ungeahnte Höhe. Nach einer Meldung des deutschen Admiralstabes wurden in diesem Monat durch Kriegsmaßnahmen der Mittelmächte 1091000 Bruttoregistertonnen Schiffsraums versenkt; hiervon waren 822000 feindlichen, von diesen 664000 Tonnen englischen Ursprungs. Seit dem Beginn des uneingeschränkten U-Boot-Krieges waren somit insgesamt 2772000 Tonnen Handelschiffsraums verloren gegangen, von denen 1707000 auf England entfielen. Die große Gefahr, die dadurch besonders England drohte, suchten die Engländer und Franzosen mit ihren Truppen durch die schweren Angriffe an der Front in Frankreich zu bannen, weil sie es auf dem Meere nicht vermochten. Die Hunderttausende, die von Lens bis Reims im April und im Mai gegen die deutschen Linien vorstürmten, wurden, im Grunde genommen, durch die Tätigkeit der Unterseeboote ins Verderben getrieben. Da aber auch diese Kämpfe nicht den Wünschen der Angreifer gemäß verliefen, so mehrten sich die Stimmen, die das Zerstören der deutschen Küstenbefestigungen durch die englische Flotte forderten, um die U-Boote dadurch ihrer Stützpunkte zu berauben. Die englische Flotte blieb jedoch vorläufig noch in ihrem Schlupfwinkel, und die englische Admiralität begnügte sich einstweilen mit dem Auslegen von Minen in der Deutschen Bucht.

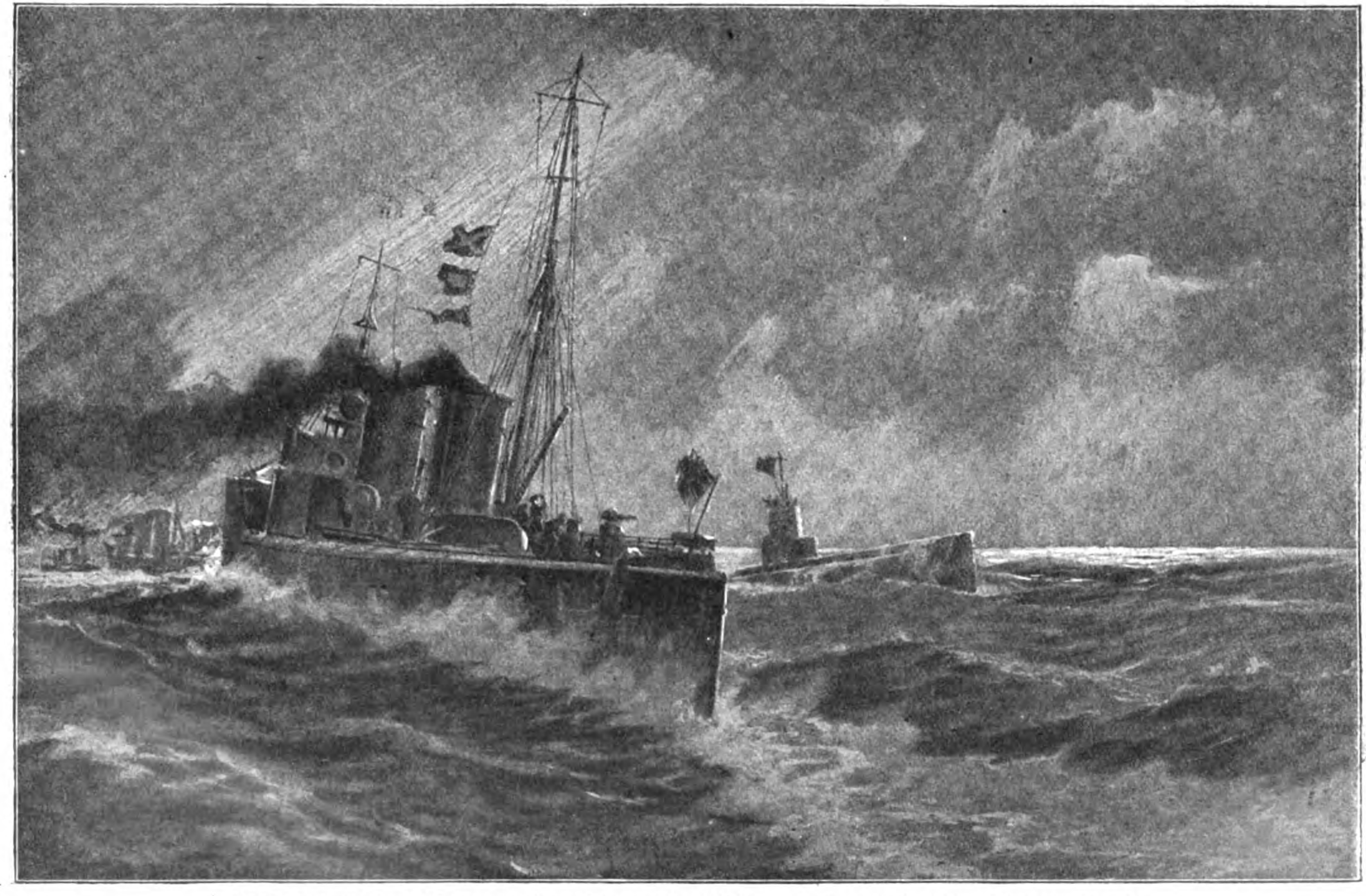
Unterdessen blieben die deutschen U-Boote frisch am Werk. Kaum ein Tag verging, der nicht eine bedeutsame Meldung vom Schauplatz ihrer Tätigkeit brachte. Am 2. Mai berichteten die Engländer, daß der auf der Heimfahrt befindliche Truppentransportdampfer „Ballarat" von 11120 Tonnen, auf dem sich „eine große Zahl" australischer Truppen befand, durch ein U-Boot in den Grund gebohrt worden sei. Schon am nächsten Tage gab die englische Admiralität einen neuen Verlust bekannt. Im östlichen Mittelmeer hatte ein Torpedo einen britischen Transportdampfer, der eine Menge Truppen an Bord führte, ereilt und zum Sinken gebracht; die Besatzung, von der 279 Mann ertranken, hatte nur 5 Minuten Zeit, sich in Sicherheit zu bringen.

Eine deutsche Versenkungsliste vom 4. Mai führte 18 Schiffe mit 56000 Tonnen auf, worunter sich 8 Schiffe befanden, die im englischen Kanal in die Tiefe gingen. Südlich von Lizard wurde ein von Torpedobootzerstörern begleiteter englischer Transportdampfer von wenigstens 11000 Tonnen in den Grund gebohrt. Der englische Tankdampfer „San Hilario", mit 18000 Tonnen Schweröl aus Amerika unterwegs, wurde ebenfalls die Beute eines U-Bootes. Der Kapitän hatte Geschützfeuer eröffnen lassen und mußte deshalb den Deutschen in die Gefangenschaft folgen. Weitere deutsche Meldungen aus der Zeit vom 5. bis zum 12. Mai zeigten die Vernichtung einer großen Anzahl von Schiffen von zusammen über 266500 Tonnen Raumgehalt an. Darunter befanden sich wieder mehrere Truppentransportdampfer und solche Fahrzeuge, die aus Geleitzügen herausgeschossen worden waren. Auch ein englischer Minenleger wurde torpediert.

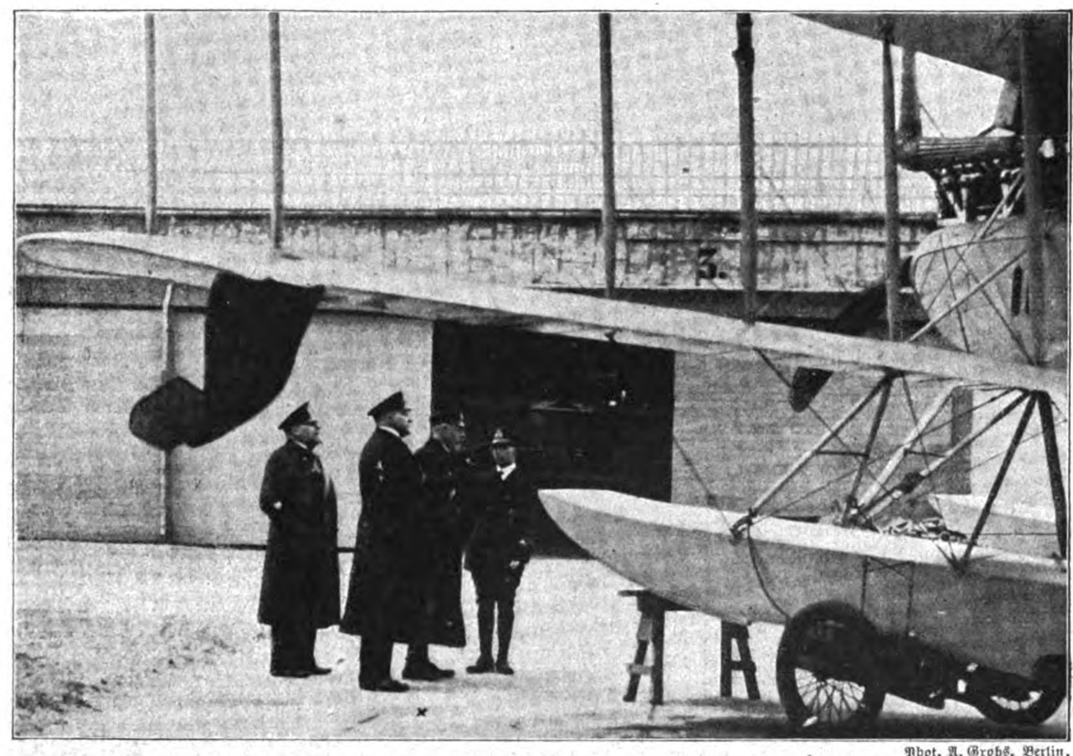
Große Kühnheit bewies die Mannschaft eines deutschen U-Bootes, das nach einer holländischen Meldung in einen Hafen der Ostküste Schottlands eindrang, dort den norwegischen Dampfer „Gerda" versenkte und ein anderes Schiff beschädigte. Dem U-Boot gelang es, rechtzeitig zu entkommen.

* * *

In der Nacht zum 10. Mai statteten deutsche leichte Seestreitkräfte den Hoofden, den Gewässern vor der englischen Südostküste, wieder einen Besuch ab (siehe Bild Seite 387). Sie stießen auf eine größere Zahl englischer Torpedobootzerstörer, bei denen sich auch einige kleine Kreuzer befanden. Es kam in der Nähe des Noordhinderer Feuerschiffs zu einem Gefecht, in dessen Verlauf sich die Schiffe der flandrischen Küste näherten. In der Gegend der Thorntonbank hielten sich die Kreuzer zurück. Nun verminderten die Deutschen ihre Fahrt, um mit den Zerstörern den Kampf fortzusetzen. Ein Treffer verursachte auf einem englischen Torpedoboot eine Kesselexplosion, worauf das Schiff nach kurzer Zeit sank. Als die Deut-



Rückkehr deutscher U-Boote aus dem Sperrgebiet (Passieren der ersten deutschen Vorpostenboote).
Nach einer Originalzeichnung von Paul Teschinsky.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Prinz Heinrich von Preußen (X) unterhält sich auf einer deutschen Wasserflugzeugstation mit einem zurückgekehrten Flieger.

schen versuchten, den Engländern näher zu kommen, drehten diese mit höchster Geschwindigkeit ab, um sich wieder mit den kleinen Kreuzern zu vereinigen.

An der Bekämpfung feindlicher Handelschiffe beteiligten sich am 1. Mai auch wieder deutsche Marineflieger (siehe obenstehendes Bild), die nicht weit von dem englischen Hafen Aldebourgh den britischen 3000-Tonnen-Dampfer „Gena" angriffen. Zwischen ihnen und dem bewaffneten Dampfer entwickelte sich ein lebhafter Feuerkampf. Eines der deutschen Flugboote wurde zum Niedergehen gezwungen, dem anderen gelang es, einen Torpedo auf das Schiff zu werfen, der es zum Sinken brachte. —

* * *

In **Mazedonien** lagen Anzeichen vor, die auf neue große Unternehmen der Armee Sarrail schließen ließen. Die Feinde hatten offenbar die Absicht, zur Erleichterung ihrer Angriffe in Frankreich möglichst viele Truppen der Mittelmächte an dieser fernen Front zu binden (siehe die Bilder Seite 390 und 391), weil auf eine rechtzeitige Beteiligung der Russen nicht mehr zu rechnen war. Zu Anfang Mai begann denn auch ein ziemlich kräftiges Artilleriefeuer im Cernabogen und westlich vom Wardar; auch die Fliegertätigkeit wurde lebhaft. Deutsche Flieger belegten ein stark ausgebautes Lager mit 2300 Kilogramm Sprengstoff, wobei große Explosionen erfolgten und sich dichte Rauchwolken entwickelten, die bis in 2000 Meter Höhe aufstiegen. Bei Bac an der Cerna gelang es einem deutschen Bombengeschwader, Treffer in Materialansammlungen der Feinde zu bringen. Am 2. Mai griff das schwerer werdende Artilleriefeuer immer weiter nach Osten und erstreckte sich schließlich bis in die Gegend von Monastir und dem Doiransee. Vom 6. Mai ab zeigten sich bei gelegentlichen Feuerpausen auch schon starke feindliche Aufklärungsabteilungen.

Tags darauf ging der Feind mit seiner Hauptmacht gegen Teile der Truppen der Mittelmächte vor, und am nächsten Tage brach der Sturm mit großer Gewalt auf der ganzen Front vom Ochridasee bis in den Raum von Doiran los.

Auch von der Seeseite her wirkten feindliche Streitkräfte mit. Zwischen dem Ochrida- und dem Prespasee stürmten die Feinde in der Nacht gegen die von ihnen schon einmal vergeblich berannten Stellungen der Bulgaren an. Ihr Stoß erstickte im Feuer der Maschinengewehre und Handgranaten. Auf der Crvena Stena und nördlich von Monastir, auf der Höhe 1248, war das feindliche Massenfeuer, das seit zwei Tagen schwer auf diesen Punkten lag, zu einem Zerstörungsfeuer von größter Wucht angeschwollen, und gegen drei Uhr morgens schickten Franzosen, Russen und Italiener ihre Angriffskolonnen vor. Der größte Teil der Angreifer wurde von einem Hagel von Geschossen aus Geschützen und Maschinengewehren gefaßt und mußte weichen. An manchen Stellen aber kamen die Feinde über die Vorstellungen hinaus und drangen weiter vorwärts. Es entwickelten sich schwere Kämpfe, in denen die feindlichen Truppen verbluteten. Da setzte das Trommelfeuer der Geschütze und Minenwerfer mit erneuter Wucht ein. Gegen vier Uhr nachmittags glaubten die Feinde, die ihnen gegenüberliegenden Stellungen der Gegner sturmreif geschossen zu haben, und liefen abermals in dichten Massen dagegen an. Aber auch dieser Angriff wurde durch das Abwehrfeuer der Geschütze gebrochen. Die Feinde wagten noch einen dritten Vorstoß, der im Nahkampf abgeschlagen wurde. Nicht besser erging es einem vierten Angriff, der teils sofort angehalten, teils im Gegenstoß zurückgewiesen wurde.

Ähnlich war die Lage in anderen Frontabschnitten, so östlich von der Cerna und in der Gegend von Moglena, auf dem linken Wardarufer, südlich von Doiran sowie am Fuße der Belasica Planina und in der Ebene von Seres. Wie Italiener, Russen und Franzosen auf dem westlichen Teil, so hatten die Engländer auch auf dem mittleren Teil der Kampffront bei Doiran nicht das mindeste erreichen können und dabei äußerst blutige Verluste erlitten. Nicht ganz entschieden war die Schlacht nur an einem Punkte der Front Cascali—Doiran, am Stautzberg bei Doiran. Hier waren auf der einen Seite Deutsche und Bulgaren, auf der anderen Engländer in heftige Kämpfe verwickelt, die noch nicht abgeschlossen waren. Der Feind hielt dort in einigen von ihm eroberten Gräben noch stand.

Am 9. Mai wurde die Schlacht auf der ganzen Linie mit größter Erbitterung fortgesetzt. Ihr Brennpunkt lag im Cernabogen. Nordwestlich von Monastir wütete ein Kampf um die Höhe 1248, die von den Feinden schon so oft und immer vergeblich berannt worden war. Bis zum Mittag des Tages lag sie mit ihrer Umgebung unter heftigstem Trommelfeuer, nach dem die Infanterieangriffe mit großen Massen begannen. Sie mißglückten vollständig, und die Feinde mußten mit den schwersten Verlusten wieder in ihre Ausgangstellungen zurückgehen.

Die große Schlacht im Cernabogen zeitigte vier gewaltige Stürme, in denen Russen, Italiener und Franzosen ihr Bestes gaben. Der erste Stoß erfolgte in den Morgenstunden und wurde im Sperrfeuer, zum Teil auch durch Gegenangriff völlig gebrochen. Hierauf kam es zu einer mehrstündigen, ungemein heftigen Artillerieschlacht, und dann folgten mehrere Infanterieangriffe, zu denen alle Kräfte der Feinde zusammengerafft wurden. Nach langem, erbittertem Hin- und Herwogen war der Kampf zugunsten der Verteidiger entschieden. Die Feinde verloren 250 Gefangene, Tausende von Toten, 4 automatische sowie 2 Maschinengewehre und mußten sich mit dem Gewinn einer Höhe südlich von Orle begnügen. Aber auch dort sollten sie nicht lange bleiben. Nachdem am Abend noch zwei Hauptangriffe der Feinde auf der ganzen Linie abgewiesen worden waren, schritten Deutsche und Bulgaren zum Gegenangriff auf die Höhenstellung bei Orle. Das Unternehmen gelang, und die Feinde mußten auch an

diesem Punkte die gewonnenen Grabenstücke wieder preisgeben.

Bei Doiran griffen die Bulgaren die Engländer am Stautzberg an. Das Infanterieregiment Nr. 34 ging mit großem Schneid vor und vertrieb die Feinde im Handgranaten- und Bajonettkampf auch aus dem letzten Rest der dort von ihnen genommenen Stellungen.

Tags darauf lebte die Schlacht nur im Cernabogen in 5 Kilometer breiter Front beiderseits Makowe wieder auf. Nach vielstündiger Vorbereitung durch Artillerie unternahm der Feind noch einmal einen Sturm mit großen Truppenmassen, doch konnte er die Mißerfolge der Vortage in keiner Weise irgendwie ausgleichen, sondern vermehrte nur seine ohnehin nicht geringen Verluste.

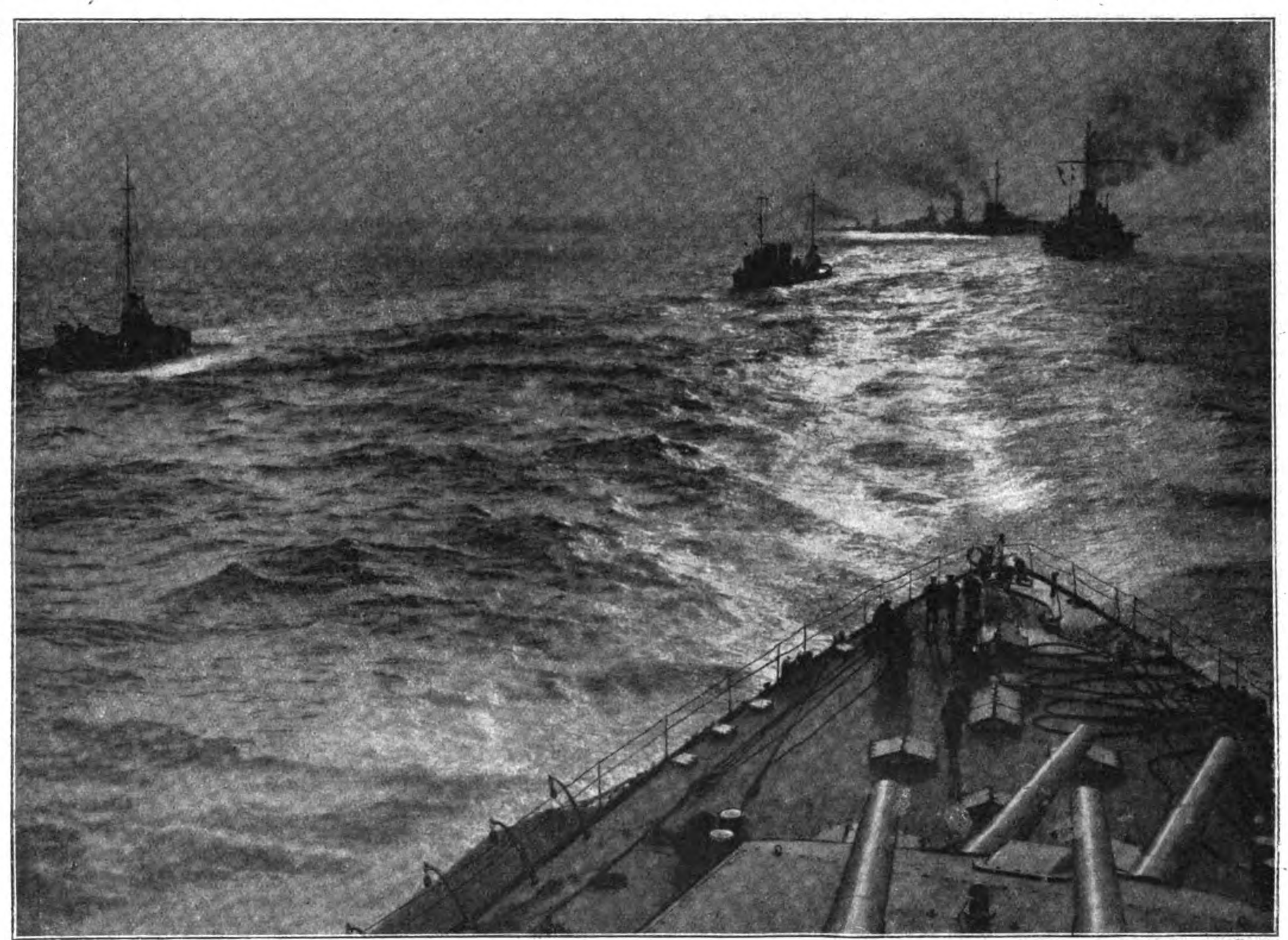
Zu dem Mißlingen der Angriffe Sarrails hatten nicht wenig auch die deutschen Funker durch rasche Übermittlung der Befehle beigetragen. Sie aufzuspüren und zu vernichten, ließen sich die Feinde besonders angelegen sein. So geriet auch eine bayrische Funkerabteilung, die in der Nähe der Stadt Prizrend ihre Stellung wechselte, in feindliches Feuer (siehe Bild Seite 388/389). —

* * *

Die Niederlage der Armee Sarrail wurde in **Griechenland** mit besonderer Freude begrüßt. Obwohl die Griechen alle ihnen vom Vierverband auferlegten Forderungen erfüllt hatten, fiel es diesem gar nicht ein, die Blockade aufzuheben. Infolgedessen griff die Hungersnot im Lande immer weiter um sich. Es starben an Hunger im Januar 25, im Februar 26, im März 49 Menschen. Trotzdem lockerten die Peiniger ihre Maßnahmen nicht, die mit dazu beitragen sollten, das Volk seinem König zu entfremden. Das war jedoch immer noch nicht gelungen. Am 21. April fand im Piräus sogar eine machtvolle Kundgebung gegen die Rückkehr der Aufständischen, die auf englischen und französischen Druck hin aus den Gefängnissen entlassen und begnadigt werden mußten, statt. Auch darin zeigte sich, daß die Bedrängten treu zu ihrem König hielten und sich ihre Gesinnung nicht vom Vierverband vorschreiben lassen wollten. — Da nun auch der neue Vorstoß des Generals Sarrail völlig mißlungen war, mehrten sich die Stimmen in Frankreich und in England, die die Zurücknahme der Truppen aus Mazedonien wünschten, weil sie in Frankreich besser zu verwenden gewesen wären. —

* * *

Die **Italiener** hatten sich bisher immer noch nicht entschlossen, die schon so oft angekündigte zehnte Isonzoschlacht zu beginnen. Hier und da nur verstärkte sich der Artilleriekampf. Von den Spitzen der höchsten Berge im Ortlergebiet (siehe Bild Seite 393) ließen schwere und leichte Geschütze ihre eherne Stimme in der noch stark verschneiten Bergwelt erschallen, wo viele Lawinen zu Tal gingen. Trotz der Gefahren, die das Gebirge um diese Zeit bot, führten die berggewohnten k. u. k. Truppen doch ihre Patrouillenunternehmen unerschrocken durch. Der junge Kaiser Karl, der mit dem Feldmarschall Freiherrn Conrad v. Hötzendorf die Soldaten an der österreichisch-ungarischen Südwestfront besuchte (siehe die Bilder Seite 392), fand eine wohlausgerüstete, schlagbereite Truppe vor, die voll Siegeszuversicht der neuen Kämpfe harrte. Ihre Geduld sollte anscheinend auf keine harte Probe mehr gestellt werden, denn am 11. Mai eröffneten die Feinde ein heftiges Artillerie- und Minenwerferfeuer, das ohne Zweifel als Einleitung der erwarteten neuen Angriffe zu gelten hatte. —



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Vorstoß deutscher Seestreitkräfte gegen die englische Küste.

Wenig Freude erlebten die Italiener in Afrika, während an ihrer Nordfront verhältnismäßige Ruhe herrschte. Zum Mißvergnügen der Italiener, die nichts dagegen tun konnten, waren nämlich die Engländer in Tripolis (siehe die Karte Band IV Seite 70) erschienen. Sie ließen sich am Golf von Solum nieder und waren — zur Abwehr von Araberangriffen aus Libyen, wie sie behaupteten — auch schon von Siwa aus vorgedrungen. Dabei hatten sie bereits Tebba, 200 Kilometer westlich von Siwa, erreicht, das sie anscheinend nicht mehr zu verlassen gedachten. Von ganz Tripolis, das die Italiener bei ihrem Raubzug gegen die



Bayrische Funkerabteilung wechselt im serbischen Feuer in der Nähe der Stadt Prizrend in Mazedonien ihre Stellung.

Türkei hatten erobern wollen, gehörten ihnen jetzt nur noch Suara, Tripolis, Homs, Derna und zeitweilig die Küste, soweit sie diese mit ihren Geschützen von der See her bestreichen konnten. Der ganze 200 Kilometer tiefe Landstrich von Suara bis an den Golf von Solum war ihnen von den Arabern wieder entrissen worden. —

* * *

Die **Türken** wurden an der Sinaifront von den Engländern nicht wesentlich belästigt. Diese beschränkten sich im allgemeinen auf Überfälle durch Artilleriefeuer und ließen sich die Ordnung ihrer rückwärtigen Verbindungen sowie die Auffüllung und den Ersatz ihrer geschlagenen Regimenter angelegen sein. Ein lebhaftes Vorpostengefecht entwickelte sich am 27. April zwischen Engländern und türkischen Vorposten an der Küste. Die Türken konnten in Eile eine Kompanie zu Hilfe rufen und mit dieser vereint die über-



Nach einer Originalzeichnung des Kriegsmalers Hugo L. Braune.

legenen englischen Kräfte aus dem Felde schlagen, wobei diese eine verhältnismäßig starke Einbuße an Toten erlitten. Gegen Gaza nahm die Feuertätigkeit der Engländer wieder zu; am 3. Mai versuchten sie auch einen Vorstoß mit Kavallerie in östlicher Richtung. Die Reiter wurden unter Verlusten im türkischen Feuer zerstreut. Auch die türkische Kavallerie war nicht untätig. Es gelang ihr in diesen Tagen, in den Rücken des Feindes zu kommen und eine Bahnverbindung zu unterbrechen. Die Fliegertätigkeit nahm auf beiden Seiten gegen die Mitte des Monats Mai zu. —

Im Irak (siehe die Bilder Seite 394) ereigneten sich wieder umfangreichere Gefechte. Gegen Ende April versuchten drei englische Kavallerieregimenter stärkere türkische Vorstellungen auf dem rechten Ufer des Ehdem zu überfallen. Ihr Vorhaben mißlang jedoch und endete für

die Engländer mit einer verlustreichen Niederlage. Der linke Flügel der Türken stand am 30. April unter besonders starkem englischem Druck. Das 13. türkische Armeekorps, das südwestlich von Kifri eine Stellung auf beiden Seiten des Ehdem besetzt hielt, wurde von den Engländern überraschend angegriffen. Diese drangen in die erste Linie der Türken ein und entrissen ihnen auch ein Dorf, das in die Befestigungslinien einbezogen war. Sofort gingen die Türken zum Gegenstoß über und nahmen die verlorenen Stellungen einschließlich des Dorfes den Feinden wieder ab. Dabei wurden 4 Offiziere und 161 englische Soldaten gefangen. Die sonstigen Verluste der Engländer bei diesem Zusammenstoß waren recht bedeutend; sie betrugen wenigstens 2000 Mann an Toten und Verwundeten, wohingegen die Türken noch nicht 500 einbüßten. —

Auch im Kaukasus, wo der Befehl über die russischen Truppen an den General Judenitsch übergegangen war, fochten die Türken recht glücklich, wie z. B. bei Belumer, wo sie am 28. April eine Höhenstellung in ihren Besitz brachten. —



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Luftige Wohnung eines bulgarischen Soldaten an der Front in Mazedonien.
Der eigenartig gewachsene Baum bietet natürliche Deckung gegen Sicht.

und den Deutschen abgewiesen, wobei deutsche Stoßtruppen bis in die Unterstände des Gegners vordrangen (siehe Bild Seite 395). Später unternahmen drei russische Bataillone im Susitatal wieder einen erfolglosen Vorstoß. Eine größere Bedeutung kam diesen Gefechten an der rumänischen Front nicht zu.

Die ungeklärten inneren Verhältnisse in Rußland führten Ende April und Anfang Mai zu neuen Verwicklungen, bei denen es in Petersburg wieder zu blutigen Straßenkämpfen kam. Die Friedensfrage hatte noch keine befriedigende Lösung gefunden. Der Wille zum Frieden beherrschte nicht nur das russische Heer in Rußland, sondern auch die russischen Hilfstruppen in Frankreich. Die dort stehende, 8000 Mann starke russische Brigade erzwang sich durch die Drohung mit einem Aufstande das Zugeständnis, zwei Abgeordnete zum Arbeiter- und Soldatenrat in Petersburg entsenden zu dürfen, die für einen raschen Friedenschluß und die Verteilung des russischen Bodens eintreten sollten. —

* * *

In **Rußland** hatte die Revolution wieder neue Veränderungen im Heere zur Folge gehabt. Sie fegte eine ganze Reihe von Generalen von der Bildfläche. General Alexejew mußte den Oberbefehl über das russische Heer wieder abgeben, und General Rußki, der das Kommando über die Nordostfront führte, wurde durch den General Dragomirow ersetzt. Auch die Großfürsten verloren ihre Stellungen im Heere. Das russische Flugwesen, das bisher dem Großfürsten Michailowitsch unterstand, wurde dem Obersten Tkatschew übertragen. Diese Veränderungen waren nicht gerade geeignet, den Zusammenhalt im russischen Heere zu fördern und dessen Gefechtsbereitschaft zu erhöhen. Es kam denn auch nur ganz gelegentlich noch zu russischen Angriffen, so am 2. Mai zwischen Putna- und Susitatal. Der Vorstoß brach dort aber im deutschen Feuer für die Russen verlustreich zusammen. Im Grenzgebirge der Moldau und nördlich vom Oitoztale griffen mehrere russische Bataillone an; auch sie wurden von den k. u. k. Truppen

* * *

Während in Europa immer öfter vom Frieden die Rede war, wurde in anderen Erdteilen immer mehr vom Kriege gesprochen. Den **Vereinigten Staaten von Nordamerika** hatten inzwischen auch Bolivia und — die afrikanische Negerrepublik Liberia ihre Zustimmung zu dem Vorgehen gegen Deutschland ausgesprochen. Immer noch weilte Balfour in Amerika, um die Amerikaner noch mehr für den Krieg zu begeistern und sie neben der Geld- und Munitionslieferung auch für die Entsendung von Soldaten nach dem europäischen Kriegschauplatz zu gewinnen. Die Amerikaner schienen geneigt zu sein, den immer flehender werdenden Bitten zu entsprechen. Man einigte sich, in allernächster Zeit Zehntausende unausgebildeter Amerikaner nach Frankreich zu bringen und sie hinter der französischen Front ausbilden zu lassen. Bis zu ihrer Ankunft und Verwendbarkeit mußten noch Monate vergehen, in denen sicher noch Zehntausende von Franzosen und Engländern aus den Kämpfen ausschieden. Die Gefahr erschien somit für Deutschland nicht gerade überwältigend groß. —

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Von der österreichisch-ungarischen Isonzoarmee.

Von Oberst Egli.

Dank einer Erlaubnis der österreichisch-ungarischen Obersten Heeresleitung ist es mir im März 1917 vergönnt gewesen, den Teil des italienischen Kriegschauplatzes besuchen zu dürfen, wo seit Kriegsbeginn die härtesten und blutigsten Kämpfe unter so schwierigen Verhältnissen stattgefunden haben, wie sie kein anderer Kriegschauplatz geboten hat. Die Italiener setzten von Anfang des Krieges ihre Hauptkräfte am unteren Isonzo an, um das Küstenland zu gewinnen und Triest zu „befreien". In neun großen Schlachten versuchten sie über Görz und den Karst vorzudringen, und erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1916, als die österreichisch-ungarische Oberste Heeresleitung durch die Ereignisse im Osten gezwungen gewesen war, ihre Armeen auf dem italienischen Kriegschauplatz bis aufs äußerste zu schwächen, ist es ihnen endlich unter großen Opfern gelungen, etwas Raum zu gewinnen, doch beschränkte sich der ganze Verlust der österreichisch-ungarischen Isonzoarmee in den vier letzten Schlachten auf 10 Kilometer Tiefe am Karst und gar nur 4 Kilometer bei Görz.

Als im August 1916 die sechste Isonzoschlacht mit einem Angriff gegen den Brückenkopf von Görz einsetzte, war dort nur eine zur Hälfte aus Landsturm bestehende Division gegenüber dreiundeinhalb italienischen Armeekorps. Durch Überläufer italienischer Zunge war die italienische Heeresleitung nicht nur über die Schwäche der Besatzung des Brückenkopfes, sondern auch über den Standort der wenigen Batterien und Reserven sowie über alle Einzelheiten der Befestigungen so genau unterrichtet worden, daß sie infolge dieses Verrates

für die Vorbereitung des Angriffs und für den Sturm die zweckdienlichsten Maßnahmen treffen konnte. So wurde ein österreichisch-ungarisches Bataillon von einer ganzen italienischen Division angegriffen. Zuletzt standen die österreichisch-ungarischen Truppen bei Görz zehnfacher Übermacht gegenüber — und doch haben die Italiener nicht gewagt, den Angriff wesentlich über Görz und St. Peter hinaus fortzusetzen. Allerdings, einen Erfolg hat die Einnahme von Görz für sie nach sich gezogen: die mit großer Zähigkeit seit Kriegsbeginn verteidigte Karsthochfläche von Doberdo mußte ebenfalls geräumt und die Verteidigungslinie hinter den Einschnitt des Vallone zurückgenommen werden. In der siebenten und achten Isonzoschlacht konnten die Italiener nur wenig Raum gewinnen, dagegen war es ihnen möglich, anfangs November noch auf einer Front von etwa 4 Kilometern um etwa 3 Kilometer vorwärts zu kommen. Dann haben die Italiener mehr als sechs Monate nicht gewagt, den damals mit großem Jubel verkündeten Sieg auszunützen. Das ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß sie den geringen Raumgewinn mit mehr als einer halben Million an Verwundeten, Toten und Gefangenen bezahlen mußten. Die Blüte des italienischen Heeres wurde am Karst geopfert, trotzdem ist ihm der Weg nach Triest heute fester als je verrammelt, denn noch nie waren an der Isonzofront so starke österreichisch-ungarische Truppen mit so viel Artillerie und allen anderen Kampfmitteln des Stellungskrieges in so gut ausgebauten Stellungen wie jetzt.

Von der Isonzoarmee ist Gewaltiges geleistet worden, um ihre Stellungen widerstandsfähig zu machen. Zu Beginn des italienischen Krieges standen dort fast nur Landsturmvorposten, denn von einer starken Besetzung konnte keine Rede sein. Alle irgendwie verfügbaren Streitkräfte waren viel nötiger im Osten, wo damals, im Mai 1915, die großen Schläge gegen die russische Armee geführt wurden. Die ersten Verstärkungen, die herangeführt werden konnten, mußten deckungslos im überlegenen Artilleriefeuer des Feindes ausharren, denn von Eingraben war auf dem Karst keine Rede. Steinmauern, die man vor der Verteidigungslinie errichtete, vermehrten durch Splitterung nur noch die Wirkung der feindlichen Artilleriegeschosse; so schmolzen die Kompanien bald auf fünfzig, vierzig und noch weniger Kämpfer zusammen. Dazu kam unter der heißen Sonne der schier unerträgliche Durst, denn nirgends ist Wasser zu finden, und auch heute noch muß trotz Wasserleitungen in viele Abschnitte der Kampflinie das Trinkwasser auf Tragtieren gebracht werden. Trotzdem wurden alle Stürme der Italiener abgewiesen; kam es zum Nahkampfe, so kämpfte man mit Kolben, Bajonett und Messer, und wenn gar keine andere Waffe mehr brauchbar war, so erschlug man den Gegner mit Steinen. Bald nach den ersten abgewiesenen Stürmen kam es zu einer neuen Qual: die dicht vor den Stellungen liegenden Leichen konnten weder weggeschafft, noch begraben werden, aber auch das wurde ertragen. Nach und nach wurde es sogar möglich, in harter Arbeit durch Sprengungen im Gestein Schützengräben auszuheben und Höhlen zu bohren, die Schutz gegen die Geschosse der schweren Artillerie boten. Dann fand man auch einige Höhlen, die zur Unterkunft und Deckung benützt werden konnten. Heute ist das alles viel besser: in jeder Stellung sind mehrere Schützengrabenlinien ausgebaut; besonders wichtige Abschnitte sind als Stützpunkte stark befestigt, und wenn die italienische Artillerie mit Trommelfeuer einsetzt, so finden nicht nur die Besatzungen, sondern auch die herankommenden Reserven granatsichere Unterkunft bis zu dem Augenblick, wo sie sich dem Angreifer entgegenwerfen.

Der Karst wird durch das Tal von Brestovica von Westen nach Osten in zwei Teile getrennt. Im südlichen zieht sich der gewaltige Steinblock der Hermada (393 Meter ü. M.) quer durch den Raum zwischen Duino und Brestovica. Den Italienern ist es noch nicht gelungen, bis an den Westhang dieses Berges heranzukommen, der eine von Natur starke Stellung ist; sie stehen immer noch an der Straße Monfalcone—Duino wie zu Beginn des Krieges in der Bagnistellung (etwa halbwegs Monfalcone—S. Giovanni) Weiter nördlich sind sie bis an den Ostrand des Doberdosees (westlich von Jamiano) gelangt. Hier stehen sich die Gegner auf kurze



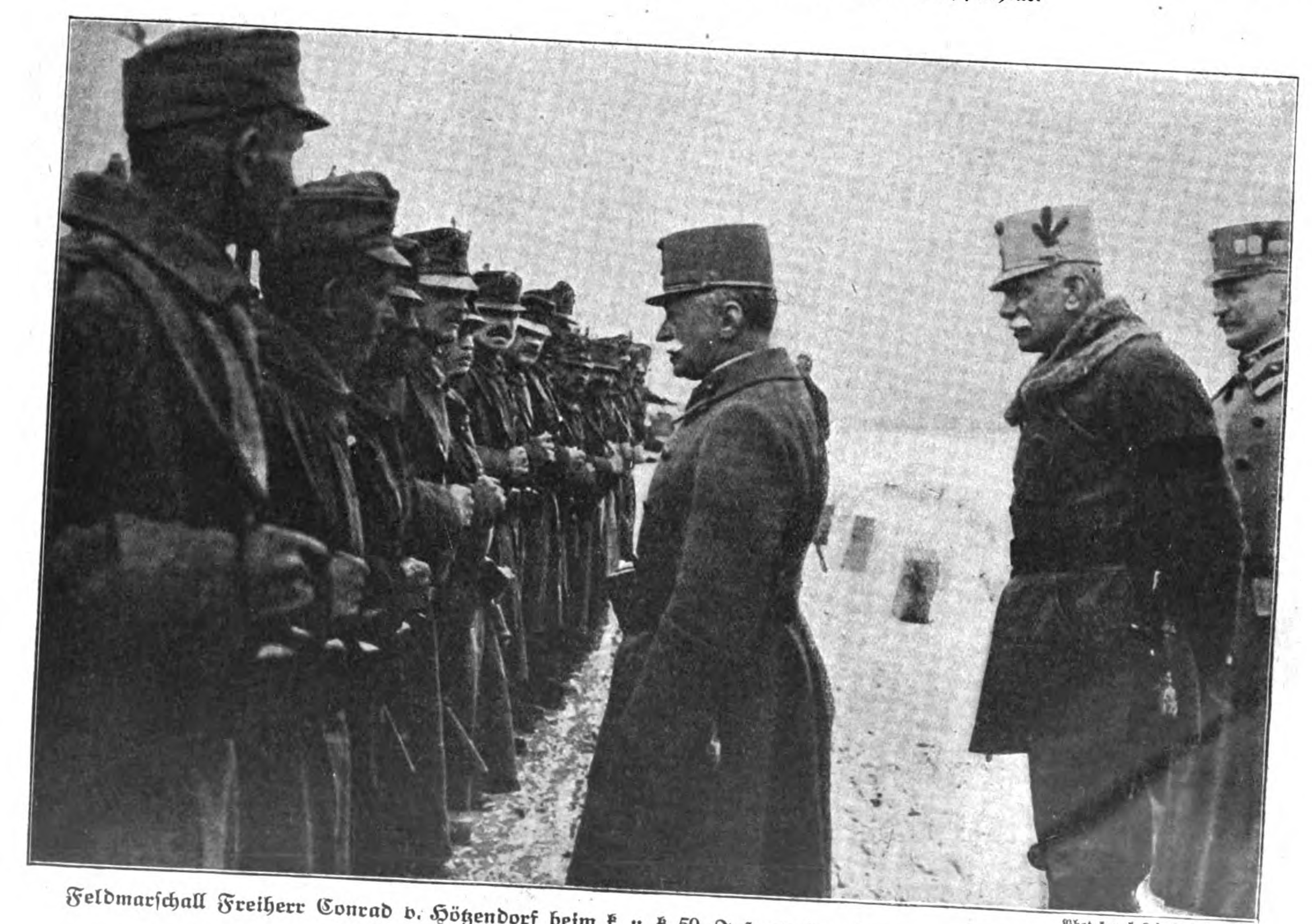
Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Schweres deutsches Marinegeschütz auf dem Wege zur Front in Mazedonien.



Kaiser und König Karl bei einem Besuch der Front im Wippachtal.

Phot. k. u. k. Kriegsministerium.



Feldmarschall Freiherr Conrad v. Hötzendorf beim k. u. k. 59. Infanterieregiment an der Front gegen Italien.

Phot. k. u. k. Kriegsministerium.

Die wichtigsten Kriegsorden und -ehrenzeichen Deutschlands, Österreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei

in 2/5 der natürlichen Größe.

Tafel I.

Beilage zu Heft 150 der Illustrierten Geschichte des Weltkrieges 1914/17.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.



Tafel II folgt in einem der nächsten Hefte. (Text Seite 398—400.)

Entfernung dicht gegenüber, und oft gingen die österreichisch-ungarischen Sturmabteilungen mit Erfolg vor, um aus den italienischen Stellungen Gefangene zu holen. Auf dem nördlichen Teil des Karstes, der Hochfläche von Comen, biegt die Kampflinie nach Osten um; die Ruinen von Hudilog und von Kostanjevica konnten trotz aller Anstrengungen von den Italienern nicht genommen werden. Bei Kostanjevica nimmt die Front Richtung nach Norden zum Fajti Hrib (der im Besitz der Italiener ist), dann zieht sie sich nach Nordwesten über Höhe 284 hinunter zur Wippach, die sie südwestlich von Biglia erreicht. Südlich von dieser Ortschaft hat ein österreichisch-ungarisches Bataillon am 26. März 1917 einen Handstreich ausgeführt, der nicht nur 500 Gefangene einbrachte, sondern auch eine von den Italienern besetzte Höhe gewinnen ließ. Infolge dieses geglückten Vorstoßes waren die Feinde genötigt, ihre Stellungen auf mehr als einem Kilometer Front um einige hundert Meter zurückzuverlegen. Zwischen Hudilog, Kostanjevica, Fajti Hrib und San Grado di Merna bildet die italienische Stellung eine Art Sack; sie ist von der österreichisch-ungarischen Front auf drei Seiten umschlossen. Wie gefährlich die Lage dort für die Italiener ist, geht nicht nur daraus hervor, daß sie auf der Linie Kostanjevica—Fajti Hrib nirgends näher als etwa 800 Meter an die österreichisch-ungarische Stellung herangegangen sind, sondern auch aus den gewaltigen Befestigungsarbeiten, die sie dort ausgeführt haben. Nahe hintereinander liegt eine Verteidigungs- und Hindernislinie nach der anderen, und auch westlich vom Vallone, auf der Hochfläche von Doberdo, haben sie mindestens drei Stellungen, jede mit mehreren Linien, ausgebaut, und immer noch arbeiteten sie dort weiter, so daß man eher den Eindruck erhielt, daß die Italiener einen Angriff fürchteten, als daß sie selbst von neuem vorgehen wollten.

Nördlich von der Wippach zieht sich die Front nahe östlich von Vertojba vorbei zur Höhe von S. Marco (227 Meter ü. M.); Rosental, Castagnavizza und die Höhe östlich von Salcano sind ebenfalls im Besitz der österreichisch-ungarischen Isonzoarmee. Zu ihren Füßen liegt Görz und die Ebene nördlich von Castagnavizza, so daß der Besitz der Stadt militärisch für die Italiener ziemlich wertlos ist, zumal auch die Brücken über den Isonzo vollständig eingesehen sind und unter dem Feuer der österreichisch-ungarischen Geschütze liegen. Welche Überraschungen die weittragenden Geschütze bei den geringen Beobachtungsverhältnissen gegen die Ebene bereiten können, haben die Italiener erfahren, als in eine bei Cormons abgehaltene Parade plötzlich die schweren Granaten der österreichisch-ungarischen Artillerie schlugen.

Die italienische Armee hat seit Kriegsbeginn große Fortschritte gemacht, und ihre Soldaten fochten zum großen Teil tapfer und gut, obwohl sie sehr bald einsehen mußten, daß alle ihre Versuche, nach Triest durchzubrechen, vergeblich sind. Das erkennen auch die österreichisch-ungarischen Truppen, in denen fast alle Völker der Monarchie vertreten sind, unumwunden an. Trotzdem sind sie voller Zuversicht und Selbstvertrauen in die neuen großen Kämpfe mit den Italienern, die zehnte Isonzoschlacht, eingetreten.



Artilleriekampf im Ortlergebiet. Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.

Schweizerische Sappeure beim Bau einer Behelfsbrücke.

(Hierzu die Bilder Seite 396.)

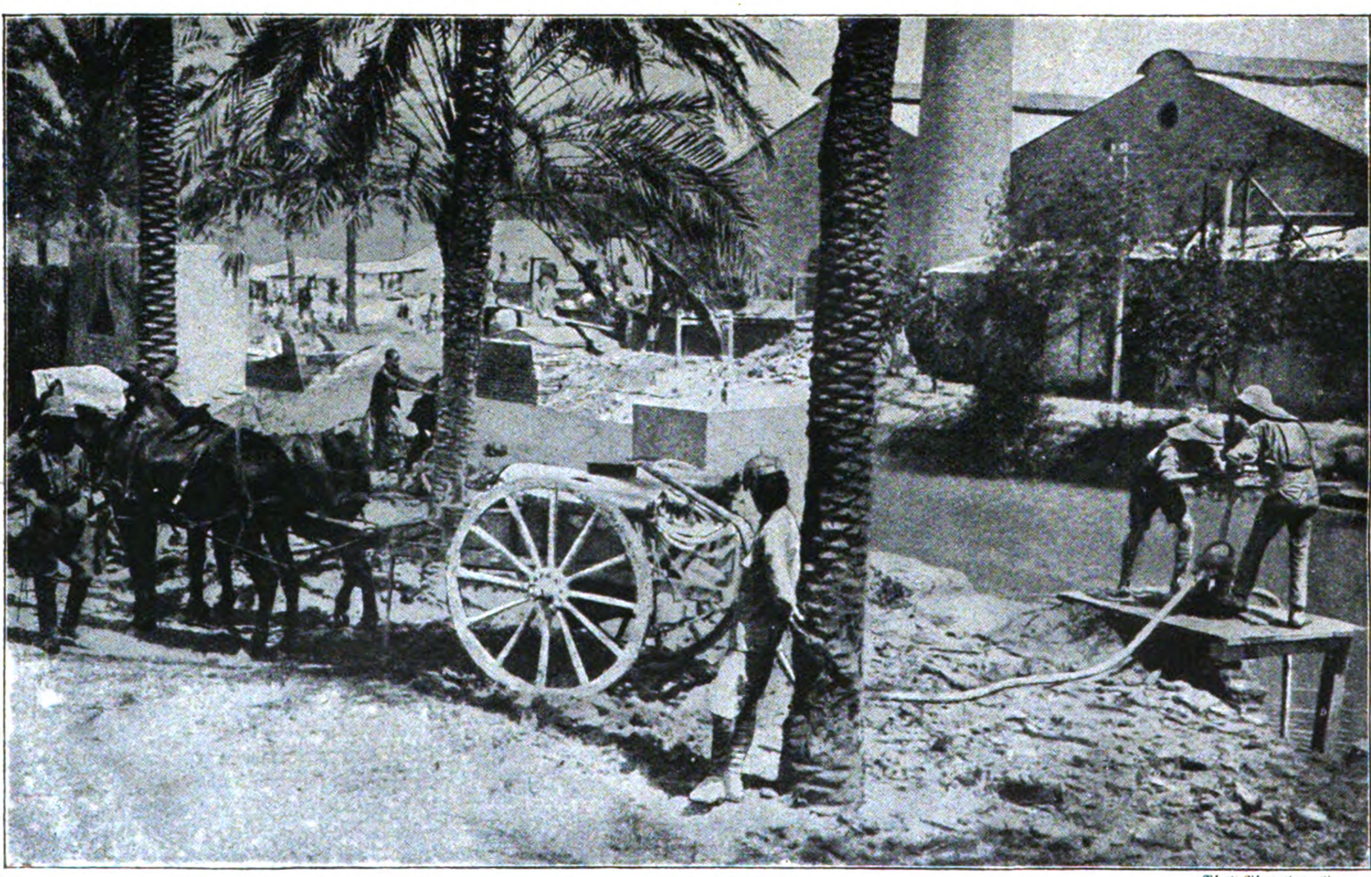
Die Schweiz ist von zahlreichen Wasserläufen durchzogen, die sehr verschiedenen Charakter, aber doch die gemeinsame Eigenschaft besitzen, daß sie für Truppenbewegungen sehr unangenehme Hindernisse sind, sei es nun ein großer Fluß wie die Aare, oder ein Flüßchen wie die Emme, die jetzt ein zahmes Gewässer und schon wenige Stunden später ein reißendes Wildwasser sein kann, dessen trübe Fluten nicht nur Baumstämme, sondern auch Felsblöcke mitführen, deren Anprall jede unzweckmäßig angelegte Brücke wegreißt. Schon im Frieden haben die schweizerischen Genietruppen oft Gelegenheit gehabt, bei Hochwasser durch den Bau von Notbrücken an Stelle von zerstörten Flußübergängen zu zeigen, daß sie derartige schwierige Aufgaben lösen können, trotzdem sie in solchen Fällen als Miliztruppe meistens nicht im Dienste standen, sondern von einer Stunde zur anderen aus dem bürgerlichen Leben

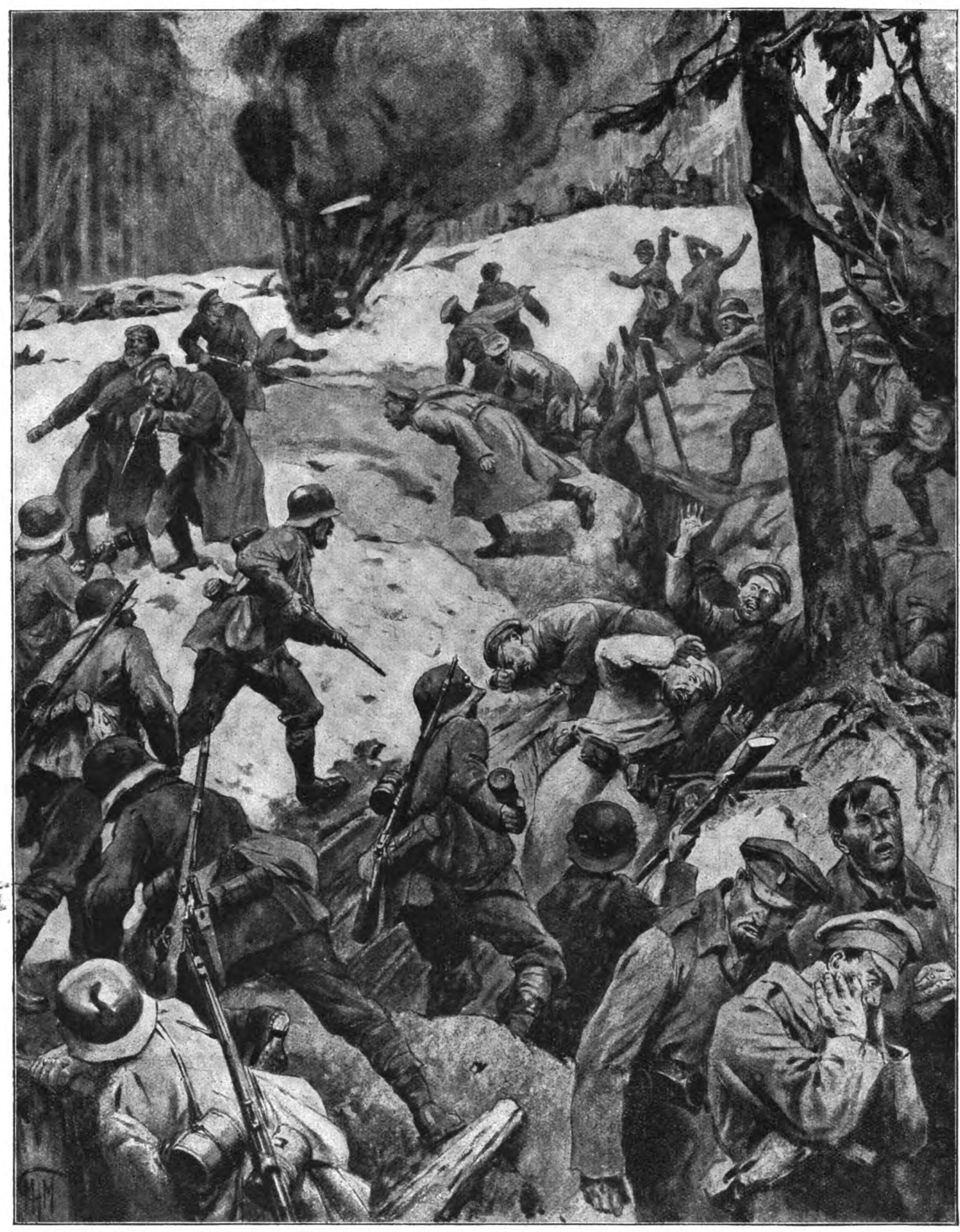
herausgeholt werden mußten. Die lange andauernde Grenzbesetzung zum Schutze der Neutralität gab seit 1914 manchen Anlaß, nicht nur Befestigungswerke aller Art auszuführen, sondern auch den Brücken- und Straßenbau zu üben. Viele der ausgeführten Werke dienen neben den militärischen Bedürfnissen auch dem bürgerlichen Verkehr. Manche kleine Gemeinde und Talschaft hat so in den Kriegsjahren eine Verbindung erhalten, die für sie schon im Frieden ein Bedürfnis war, die aber aus Mangel an Mitteln nicht gebaut werden konnte.

Überall, wo der Flußboden und die Flußtiefe es erlauben, wird man die starken und einfachen Jochbrücken jeder anderen Bauart vorziehen. Aber nicht immer können die Rammböcke in Tätigkeit treten, namentlich wenn der Flußboden felsig ist. An Stelle der Joche müssen dann Böcke eingebaut werden, für deren Befestigung am Ufer besonders Sorge getragen werden muß, sobald Gefahr vorhanden ist, daß Hochwasser eintritt, das die nur in den Fluß gestellten Böcke umwirft und wegreißt. Im Gebirge kommen außerdem Fälle vor, wo bei Schluchten weder Joch noch Bockbrücken Anwendung finden können. Unter Umständen muß die ganze Brücke an Drahtseilen aufgehängt werden, die fest an den Ufern verankert sind. Bei kleiner Spannweite können Hänge- oder Sprengwerke gebaut werden, das sind Brücken, bei denen die Fahrbahn von einem Balkenbau getragen wird. Auch hölzerne Gitterbrücken werden aus Balken und sogar aus Brettern hergestellt, wenn andere Bauarten weniger günstig sind. Der Erfindungsgabe der schweizerischen Genieoffiziere ist in dieser Beziehung ein weiter Spielraum gelassen.


Phot. Photothek, Berlin.
Ein englisch-indisches Lager in einem Palmenhain in Mesopotamien.

Selbstverständlich besitzt die schweizerische Armee auch besondere Kriegsbrückentrains, die mit dem altbekannten Biragoschen Brückenzeug (Pontons) ausgerüstet sind und von einer besonderen Truppe, den Pontonieren, bedient werden. Die kurze Ausbildungszeit der schweizerischen Milizarmee hat es notwendig gemacht, den Dienst der Pioniere viel mehr zu spezialisieren, als es in anderen Armeen der Fall ist, weil nur auf diese Weise erreicht werden kann, daß die technischen Truppen ihre Aufgaben mit der notwendigen Sicherheit erfüllen können. Außer den Sappeuren und Pontonieren gibt es daher auch noch Telegraphen-, Funken-, Signal-, Scheinwerfer- und Ballonpioniere. Da in die Einheiten dieser Truppen vor allem Fachleute ein-


Phot. Photothek, Berlin.
Versorgung englischer Truppen mit Wasser in Mesopotamien.



Deutsche Stoßtruppen dringen am Nordosthang des Coman in den Waldkarpathen in die russischen Stellungen und Unterstände ein.
Nach einer Originalzeichnung von Fr. Müller-Münster.

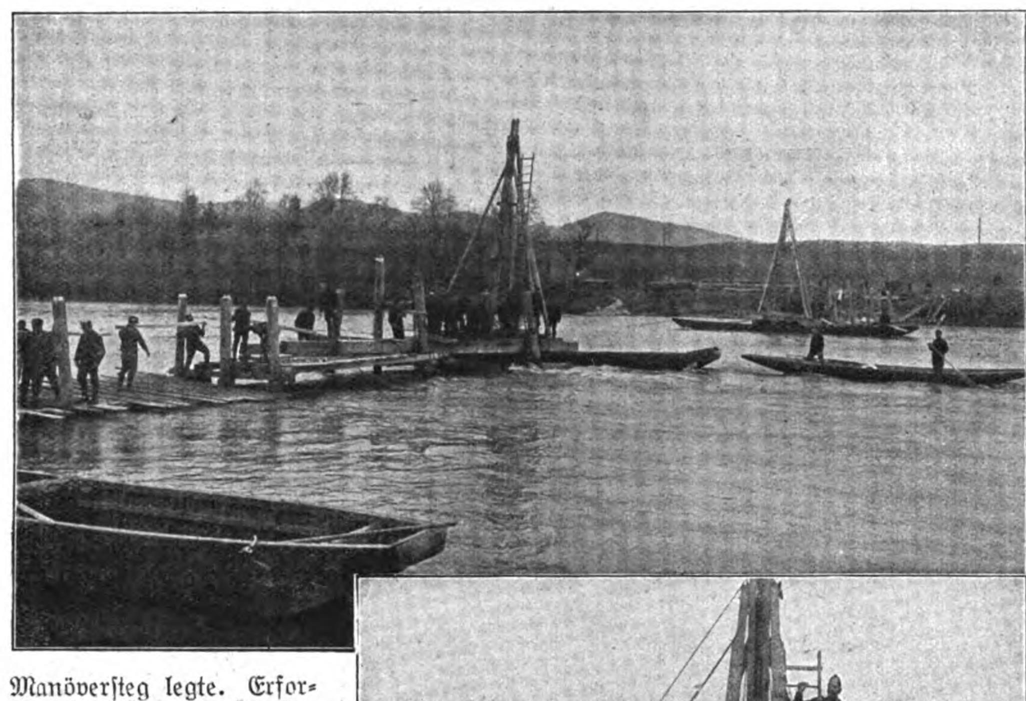
geteilt werden, so können sie, trotz kurzer Ausbildungszeit, Gutes, in manchen Beziehungen sogar Hervorragendes leisten.

Die Kriegsbrücke bei Caineni.

(Hierzu das Bild Seite 397.)

Einer württembergischen Ersatz-Bahnkompanie war der Auftrag erteilt worden, die bei Caineni von den Rumänen in die Luft gesprengte Brücke, der große strategische Bedeutung zukam, wieder benutzbar zu machen.

Da der Viadukt in drei Teile zerrissen war, mußte von vornherein von jeder Ausbesserung Abstand genommen werden. Man entschloß sich deshalb zum Bau einer neuen Brücke. Was das heißt, kann sich nur der einigermaßen vorstellen, der schon einmal dabei war, wenn eine Pionierabteilung in Friedenszeiten über irgend ein harmloses Flüßchen einen



Manöversteg legte. Erfordert das schon große Gewandtheit und viel Kraft, so ist beides im Feindeslande, wo das Rohmaterial meist ohne jegliche Hilfe von Maschinen erst zubereitet werden muß, in noch viel größerem Maße nötig.

Zum Glück befanden sich in der Nähe riesige Laubwälder, aus denen das Bauholz geholt werden konnte. Das Fällen und Sägen der dicken Stämme war jedoch in Anbetracht der dazu benützten einfachen Werkzeuge keine Kleinigkeit. Aber alles ging flott vonstatten, und schon am Tage nach dem Eintreffen des Befehls konnten die ersten Eichenbohlen in den fast unergründlichen Flußgrund getrieben werden. Dann begann der Bau der Holzjoche. Wenn man bedenkt, daß zu einem Joch etwa hundert Balken von je zwei Metern Länge gebraucht werden — dreizehn Joche waren vorgesehen — so wird man begreifen, was die „Ersatzbahner" leisten mußten. Dazu erhielten sie noch Feuer von der feindlichen Artillerie, die das Fortschreiten der Arbeiten aufhalten und hindern wollte. Außerdem hatten die Mannschaften unter der Kälte der rauhen Spätherbsttage zu leiden. Das alles aber vermochte die Württemberger bei ihrer Arbeit nicht zu stören. Wuchtig klangen die Schläge ihrer Äxte und Hämmer durch die sonst so stillen Täler. Wie Pilze aus feuchtmoosigem Waldboden, so wuchsen die hohen Pfeiler aus dem gelbbraunen Wasserspiegel des Stroms, während ein anderer Teil der Kompanie die zwei Meter breite Brückenbahn fertigstellte, die dann von Joch zu Joch gespannt wurde.

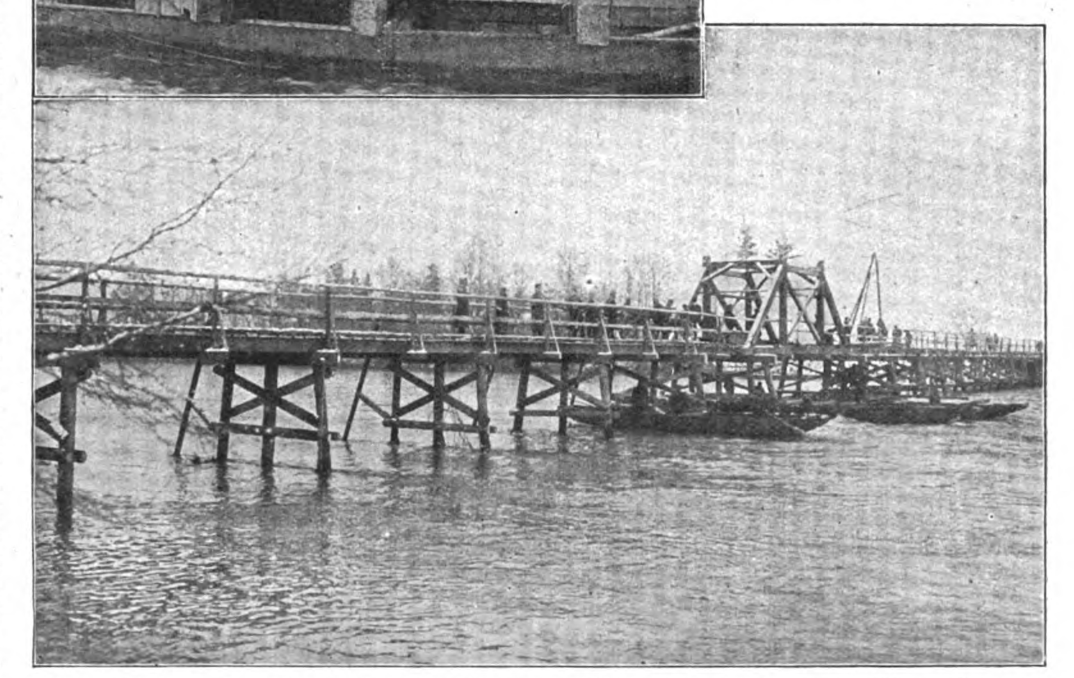
Schon am frühen Morgen des achten Tages nach dem Beginn der Arbeiten war die Brücke fertig. Der Hauptmann der Ersatz-Bahnkompanie schickte die Meldung ab, worauf sich die Marschkolonnen alsbald in Bewegung setzten. Wohl ächzten und bebten die hohen Holzjoche unter der Last der darüber hinziehenden Truppen, doch sie hielten fest. Der Weg über den Alt war wiederhergestellt.

Die Abwehrschlacht an der Aisne.

Von Kriegsberichterstatter Eugen Kalkschmidt.

(Hierzu die Karten Seite 342 und das Bild Seite 399.)

Im Raume zwischen Soissons und Reims hatten die Franzosen schon seit geraumer Zeit Angriffsvorbereitungen getroffen. Sie hätten hier wahrscheinlich einen Durchbruch versucht, auch wenn die große Räumung an unserer Westfront nicht erfolgt wäre. Es ist wohl anzunehmen, daß Franzosen und Engländer gleichzeitig losschlagen wollten. Aber während die letzteren zwischen Lens und Arras am 9. April mit Massenstürmen die große Offensive begannen, zögerten die Franzosen bis zum Morgen des 16. Aprils



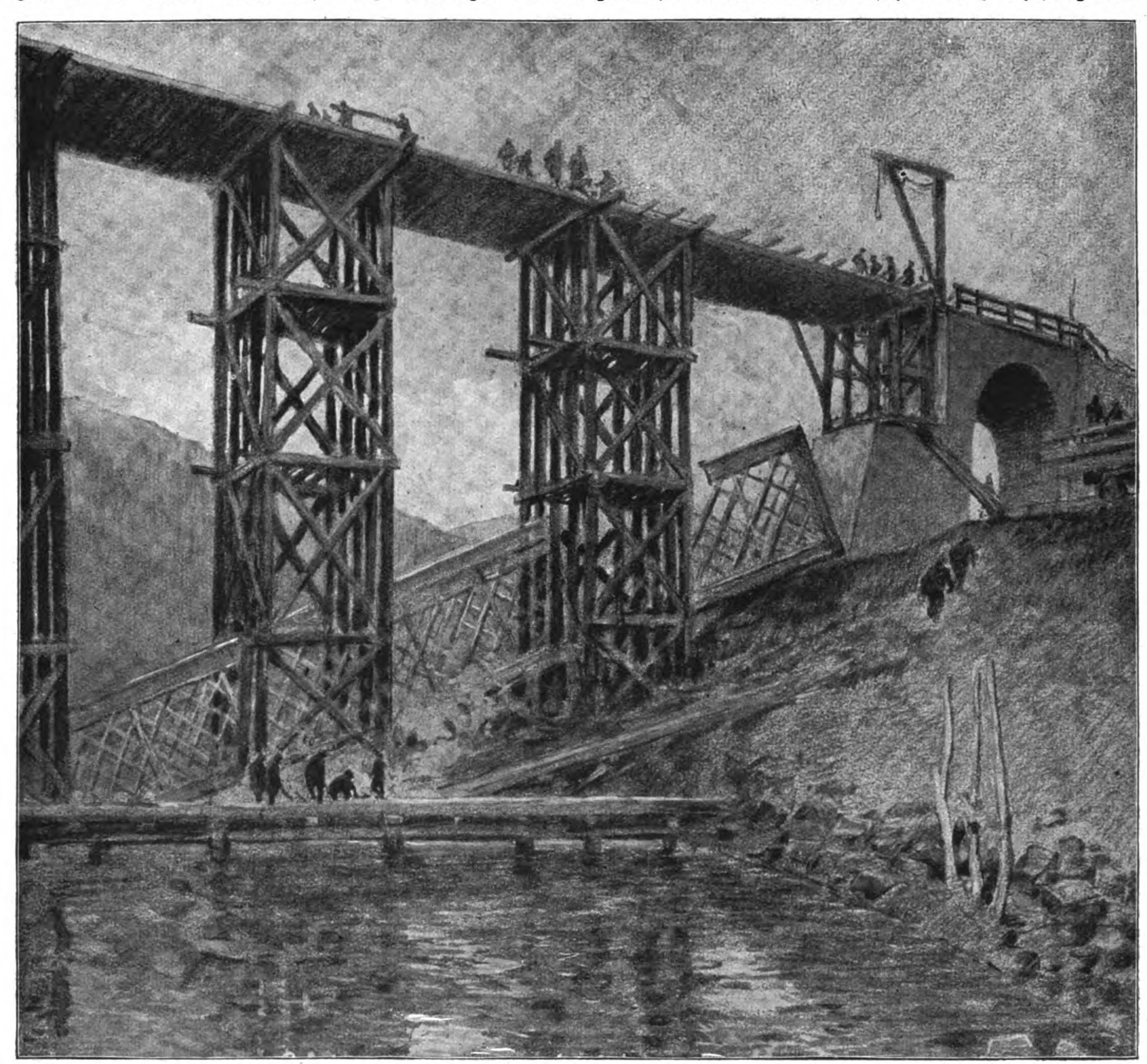
Oberes Bild: Die Arbeitsbrücke muß infolge Steigens des Wassers gehoben werden. — Mittleres Bild: Die Pionieroffiziere beim Rammbock. — Unteres Bild. Die fertige Brücke.

Bau einer Jochbrücke durch Pioniere der schweizerischen Armee.

ihren Generalangriff hinaus. Warum? Sie waren mit den Vorbereitungen nicht ganz fertig geworden.

Ganz geheim sollte diesmal die französische Absicht bleiben. Es erfolgte kein Vorarbeiten der Infanterie, keine besonders lebhafte Patrouillentätigkeit, kein Versuch einer Luftsperre oder einer planmäßigen Luftbeobachtung. In aller Stille wurden die Batterien in dem schluchtenreichen Gelände der Aisne verstärkt, Munitionslager eingerichtet, sehr viel schwere Minenwerfer eingebaut. Um das wirksame Beschießen der neuen Geschütze möglichst zu verhindern, hatte man sie auf Eisenbahnwagen als sogenannte „Gabelbatterien" gebaut und konnte derart auf der Schienengabel den vorausschickte. Unsere Flieger beobachteten nicht nur genau die gehäufte Artillerie, sondern auch zahlreiche Truppenlager, Feldbahnen, Flughäfen und zum Sturmangriff bereitgestellte „Tanks", die bekannten gepanzerten Kraftwagen, die die Franzosen den Engländern in einer beweglicheren, freilich auch gebrechlicheren Form nachgemacht hatten. Unser Vorstoß am 4. April gegen die Kanalstellung bei Berry au Bac brachte neben 900 Gefangenen auch unwiderlegliche Beweise über das bereitgestellte Angriffsmaterial in unsere Hand.

Unsere Mannschaft vorn erzählte mir freilich, sie hätte gar nicht recht an die bösen Absichten der Franzosen glauben



Die Kriegsbrücke bei Caineni in Rumänien, von einer württembergischen Ersatz-Bahnkompanie in acht Tagen erbaut.
Nach einer Originalzeichnung des auf dem rumänischen Kriegschauplatz zugelassenen Kriegsmalers A. Reich-München.

Standort der Batterien jederzeit verschieben. Die Grabenbesatzungen wurden täglich gewechselt, um möglichst viele Truppen mit dem Gelände vertraut zu machen. Dabei aber war den Mannschaften bei strenger Strafe verboten, sich nach Vorgängen hinter der Front oder nach militärischen Plänen auch nur zu erkundigen. Sie wurden in künstlicher Unwissenheit erhalten, und Offiziere hatten den Auftrag, die Grabengespräche zu belauschen.

Trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln konnten wir schon im März feststellen, daß die französischen Korps vor Craonne, Berry au Bac und dem Brimont zu den besten der Armee gehörten; es waren dies das 20. und 32. Korps; die 37. und 14. Division, die, aus Zuaven und Turko bestehend, den Brimont nehmen sollten; die 10. Kolonialdivision und die Russenbrigaden, die man als bewährtes Kanonenfutter mögen. So wenig Flieger in der Luft, und nur dann und wann etwas Artillerie. Aber es sollte anders kommen, denn vom 6. April ab begann der Feind ein planmäßiges Wirkungschießen, das am 9. ungemütlich lebhaft wurde. Ganz so wie an der Somme war es freilich anfangs nicht. Die rückwärtigen Verbindungen hatten zum Beispiel viel weniger zu leiden als die Linien der ersten Stellung und der Zwischenstellungen. Woran lag das? Für weitere Entfernungen schien den Franzosen doch schon die genaue Schußkorrektur zu fehlen, obwohl sie auf den Höhen vor der Hochfläche von Craonne, südlich vom Aisne-Marne-Kanal und nordwestlich von Reims zweifellos sehr gute Beobachtungen sowie auch genügend Fesselballone besaßen. Entscheidend war doch wohl die Gegenwirkung unserer Artillerie, die mit außerordentlicher Kraft die feindlichen

Batterien niederkämpfte. Daher dann auch das Verschieben des Angriffs. Die deutschen Gräben waren weit davon entfernt, „sturmreif“ zu sein.

Endlich, am 15. April, entschloß sich General Nivelle zum Angriff für den folgenden Morgen. Er schickte einen kurzen allgemeinen Befehl voraus: „Die Stunde ist gekommen! Vertrauen und Mut! Es lebe Frankreich!“ Die Angriffsziele wurden bekannt gegeben, Spezialbefehle, die bis zum Umfange von mehreren engbeschriebenen Folioseiten anschwollen, erläuterten sie mit peinlichster Genauigkeit. Man hoffte auf einer Front von 60 Kilometern, von Soupir bis Béthenn bei Reims, an den Haupteinbruchstellen bei Cerny, Craonne, Berry und Loivre in eine Tiefe von 15 Kilometern bereits am ersten Tage durchzustoßen. Gleichzeitig erfolgte ein Seitendruck von Westen her zwischen Laffaux und dem Aisne-Oise-Kanal. Kurz vor dem Angriff wurde die alte Kathedralstadt Laon mit schwerem Feuer belegt. Wir erwiderten es durch die Beschießung von Reims, wo sich die Franzosen auf allen Türmen und Schloten zur Beobachtung eingenistet und eine Menge Batterien zwischen Häusern und in Gärten aufgebaut hatten.

Der 16. April brach an. Das Wetter war bedeckt, aber sichtig. Die Franzosen gingen mutig vor, fanden die vordersten Gräben und Unterstände an vielen Stellen völlig eingetrommelt und dachten, das ginge nun so weiter. Aber es kam anders. Denn nun schossen aus den Riegelstellungen die deutschen Maschinengewehre, die Gräben füllten sich, die Artillerie funkte in die dichten Sturmkolonnen der Feinde, die Reserven kamen eilig heran und machten kühne Gegenangriffe. Der Stellungskampf entbrannte an vielen Punkten der Front zur offenen Feldschlacht. Sie wogte von früh sechs Uhr bis tief in die Nacht hinein. Auch der Feind schickte seine Reserven ins Gefecht. Kleinere Abteilungen, die gleichsam versehentlich tiefer durchgebrochen waren, wurden abgefangen, eine von ihnen sogar durch einen Feldgendarmen verhaftet. Unsere Stoßtruppe gingen beherzt bis hinter die feindliche Front und kehrten im Triumph mit Gefangenen zurück. Die „Sturmwagen“, die den Divisionen an der Aisne voranfahren sollten, wurden von unseren Feldbatterien mit wahrem Vergnügen zusammengeschossen. Auf einem unserer Divisionsabschnitte liegen ihrer 32 teils vor, teils hinter unserer Front. 30 Divisionen hatte Nivelle vom 16. bis zum 19. April eingesetzt, und das Ergebnis: ein paar Dorftrümmer, die in der vordersten Stellung gelegen waren, ein paar Beulen von 1 bis 3 Kilometern Tiefe; Gefangene aus verschütteten Unterständen.

Der Angriff war zum Stehen gekommen, binnen vierundzwanzig Stunden. An der ganzen deutschen Angriffsfront herrschte nur ein Gefühl: Der Sieg ist unser!

Der Feind versuchte nun rasch ein neues Angriffszentrum zwischen Reims und Aubérive in der Champagne zu schaffen. Die ziemlich beträchtlichen Höhen nördlich von Prosnes, den Mont Cornillet, den Hochberg, Keilberg wollte er überrennen. Er setzte in den folgenden Tagen und Wochen sehr starke Kräfte an, erreichte aber nichts weiter als die Einnahme der Gräben am Südhange der Höhen, während die eigentliche beherrschende Verteidigungstellung auf dem Kamm von unseren Truppen in äußerst zäher und erbitterter Gegenwehr gehalten wurde. Den verhältnismäßig bedeutendsten Geländegewinn, den einzigen im Grunde, gaben wir den Franzosen freiwillig durch die Zurückverlegung unserer Frontecke bei dem Fort Condé.

Bis zum 28. April hatte der Gegner nach und nach annähernd 47 Divisionen eingesetzt. Seine Verluste während dieser Zeit werden auf 150 000 Mann geschätzt; seine Tatkraft hatte beträchtlich gelitten, und er erschöpfte sich nun tagelang in Einzelkämpfen am Damenweg, am Winterberg bei Craonne und in der Champagne. Es dauerte volle zwanzig Tage, bis er am 5. Mai zu einem zweiten großen Gesamtangriff auf breiter Front ausholte. Immerhin hatte er diesmal den Bogen etwas weniger weit gespannt und den Abschnitt des geplanten Durchbruches zwischen Craonne und der Ailette auf etwa 35 Kilometer begrenzt. Die Stoßrichtung weist auf Laon. Es ist immer noch der alte Gedanke, flankierend und rückwärts unsere neue Siegfriedstellung aufzurollen. Die Artillerievorbereitung war diesmal, entsprechend der kleineren Front, erheblich wuchtiger, aber die Gunst der waldigen Hochfläche wurde von unseren Truppen mit so standhafter Tapferkeit ausgenutzt, daß der Gegner weniger erreichte als beim ersten Angriff. Ebensowenig erreichte er am 4. Mai mit dem Vorstoß von vier Divisionen am Brimont sein Ziel.

Die Abwehrschlacht an der Aisne ist für den Feind eine einzige große Enttäuschung gewesen. Er hat, wie die Gefangenen versichern, den Glauben an die Überlegenheit seiner Artillerie völlig eingebüßt. Er hat neue ungeheure Blutopfer gebracht, um dafür ein paar eingetrommelte Gräben und zertrümmerte Dörfer einzutauschen.

Die Kriegsorden und -ehrenzeichen Deutschlands, Österreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei.

I.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Seit der „Wiederaufrichtung“ des Eisernen Kreuzes in den ersten Tagen des Weltkrieges sind in den deutschen Einzelstaaten so viele neue Kriegsauszeichnungen geschaffen worden, daß es, einschließlich der älteren Schöpfungen, einiger Neustiftungen in Österreich-Ungarn und der Kriegsauszeichnungen der Türkei und Bulgariens, rund 120 Kriegsorden und -ehrenzeichen der Mittelmächte gibt, die als Belohnungen für die verschiedenen „Kriegsverdienste“ bestimmt sind, die sich Personen beiderlei Geschlechtes, aller Stände und Rangstufen, im Felde, wie in der Heimat, im Heere, wie durch nützliche Dienste, wie durch Werke der Menschenliebe erwerben können. Eine bunte Mannigfaltigkeit herrscht dabei hinsichtlich der Bestimmungen über die Verleihung und der dabei eingehaltenen Übung. Es gibt Kriegsauszeichnungen nur für Offiziere, oder nur für Tapferkeit, für Militärverdienst überhaupt, besondere Abzeichen (Schwerter, Lorbeerkränze, Eichenlaub, Bänder von besonderer Farbe), die das „Kriegsverdienst“ zum Ausdruck bringen sollen, Kriegsauszeichnungen für Leistungen nur im Kampfgebiet, oder, umgekehrt, nur in der Heimat. Es gibt besondere Auszeichnungen für Verdienste um die Krankenpflege, für geistliches Verdienst und ganz neuerdings auch solche für den „bürgerlichen Hilfsdienst“. Es gibt endlich solche auch für Frauen, oder nur für Frauen. Am volkstümlichsten sind diejenigen Kriegsauszeichnungen, die einerseits „für heldenmütige Tat“ verliehen werden, anderseits, ohne Unterschied des Ranges und Standes, an Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten verliehen werden, wie das Eiserne Kreuz. Diese bunte Mannigfaltigkeit macht es unmöglich, in dem nachfolgenden Verzeichnisse, das bis zum Augenblicke des Erscheinens vollständig ist, die Bedingungen für die Verleihung genauer anzugeben. Einige kurze Angaben müssen genügen. Die Satzungen sind im übrigen überall grundsätzlich veröffentlicht und von den zuständigen Ministerien oder Ordenskanzleien erhältlich. Auf die Satzungen muß auch hinsichtlich der Trageweise verwiesen werden, wie hinsichtlich der Reihenfolge, in der die Abzeichen auf der Brust, nebeneinander, oder am Hals, übereinander, zu tragen sind.

Württemberg. Militärverdienstorden. Gestiftet 1759 als Militär-Karls-Orden. Nur für Offiziere. Tapferkeitsorden. 3 Klassen. Für die rangältesten Ritter, Komture und Großkreuze mit Jahreseinkünften verbunden. Brachte früher (bis 1913) den persönlichen Adel mit sich. (Taf. I, Abb. 1: Großkreuz; Abb. 2: Stern dazu.) Damit verbunden: goldene und silberne Militärverdienstmedaille, letztere (Taf. I, Abb. 3) nur für Unteroffiziere und Mannschaften.

Orden der Württembergischen Krone. Gestiftet 1818. Für Kriegsverdienst mit Schwertern. Die vier obersten Klassen brachten früher (bis 1913) den persönlichen Adel mit sich. 5 Klassen (Taf. I, Abb. 12: Komturkreuz mit Schw.; Abb. 10: Ehrenkreuz mit Schw.; Abb. 11: Ritterkreuz mit Schw.) und Verdienstmedaille.

Friedrichsorden. Gestiftet 1830. Für Kriegsverdienst mit Schwertern. 5 Klassen (Taf. I, Abb. 4: Stern der Komture; Abb. 7: Kreuz der Komture; Abb. 5: Ritterkreuz 1. Klasse; Abb. 6: Ritterkreuz 2. Klasse) und Verdienstmedaille.

Verdienstkreuz. Gestiftet 1900. Für Kriegsverdienst mit Schwertern. 1 Klasse (Taf. I, Abb. 9).

Wilhelmskreuz. Gestiftet 1915. Für Kriegsverdienst in der Heimat. 1 Klasse. Kann an Militärpersonen mit Schwertern (Taf. I, Abb. 8) sowie mit Schwertern und Krone verliehen werden.

Charlottenkreuz. Gestiftet 1916. Für Ver-

dienst um die Pflege der Verwundeten und Erkrankten oder auf dem Gebiete der allgemeinen Kriegsfürsorge. 1 Klasse (Taf. I, Abb. 13). Auch Frauenorden.

Baden. Militärischer Karl-Friedrich-Verdienstorden. Gestiftet 1807. Nur für Offiziere. Tapferkeitsorden. 3 Klassen (Taf. I, Abb. 17: Ritterkreuz).

Militärische Karl-Friedrich-Verdienstmedaille. Gestiftet 1807. Für Unteroffiziere und Mannschaften. Tapferkeitsauszeichnung. 2 Klassen (Taf. I, Abb. 18: Medaille in Silber).

Orden vom Zähringer Löwen. Gestiftet 1812. Für Kriegsverdienst mit Schwertern. 5 Klassen (Taf. I, Abb. 14: Ritterkreuz 2. Klasse mit Schw.).

Verdienst- und Rettungsmedaille. Gestiftet 1866. Für Kriegsverdienst am Bande des Militär-Karl-Friedrich-Verdienstordens. 3 Klassen (Taf. I, Abb. 19: Medaille in Silber).

Verdienstkreuz vom Zähringer Löwen. Gestiftet 1889. Für Kriegsverdienst am Bande des Militär-Karl-Friedrich-Verdienstordens. 1 Klasse (Taf. I, Abb. 15).

Orden Berthold I. Gestiftet 1896. Für Kriegsverdienst mit Schwertern. 4 Klassen (Taf. I, Abb. 20: Ritterkreuz mit Schw.).

Kreuz für freiwillige Kriegshilfe 1914 bis 1916. Gestiftet 1915. Für Verdienst auf dem Gebiete der Kriegshilfe. Für Auszeichnung im Kriegsgebiete mit Eichenkranz. 1 Klasse. Auch Frauenorden.

Kriegsverdienstkreuz. Gestiftet 1916. Für Kriegsverdienst für Personen ohne Unterschied des Ranges und Standes. 1 Klasse (Taf. I, Abb. 16). Auch Frauenorden.

Hessen. Allgemeines Ehrenzeichen. Gestiftet 1849. Für Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften: 1. mit Inschrift auf der Rückseite: „Für Tapferkeit" (Tapferkeitsmedaille), nur für Auszeichnung in feindlichem Feuer in eigentlicher Kampftätigkeit (Band: hellblau mit roten Randstreifen); 2. mit Inschrift auf der Rückseite: „Für Kriegsverdienste" (Band: hellblau mit roter Einfassung) für Auszeichnung in feindlichem Feuer, nicht in eigentlicher Kampftätigkeit; in Ausnahmefällen für Kriegsverdienst hinter der Front. Je 1 Klasse (Taf. I, Abb. 28).

Militärsanitätskreuz. Gestiftet 1870. Für Personen jedes Standes und Geschlechts für unmittelbare Verdienste um die Pflege kranker und verwundeter Soldaten. 1 Klasse (Taf. I, Abb. 29). Inhaber des Kreuzes von 1870 können eine Spange mit der Zahl 1914 erhalten.

Kriegsehrenzeichen. Gestiftet 1916. Für Kriegsverdienste jeder Art hinter der Front. 1 Klasse (Taf. I, Abb. 31). An Frauen mit der Inschrift „Für Kriegsfürsorge".

Kriegsehrenzeichen in Eisen. Gestiftet 1917. Nur Verwundetenauszeichnung für hessische Staatsangehörige. Für Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften. 1 Klasse (Taf. I, Abb. 30).

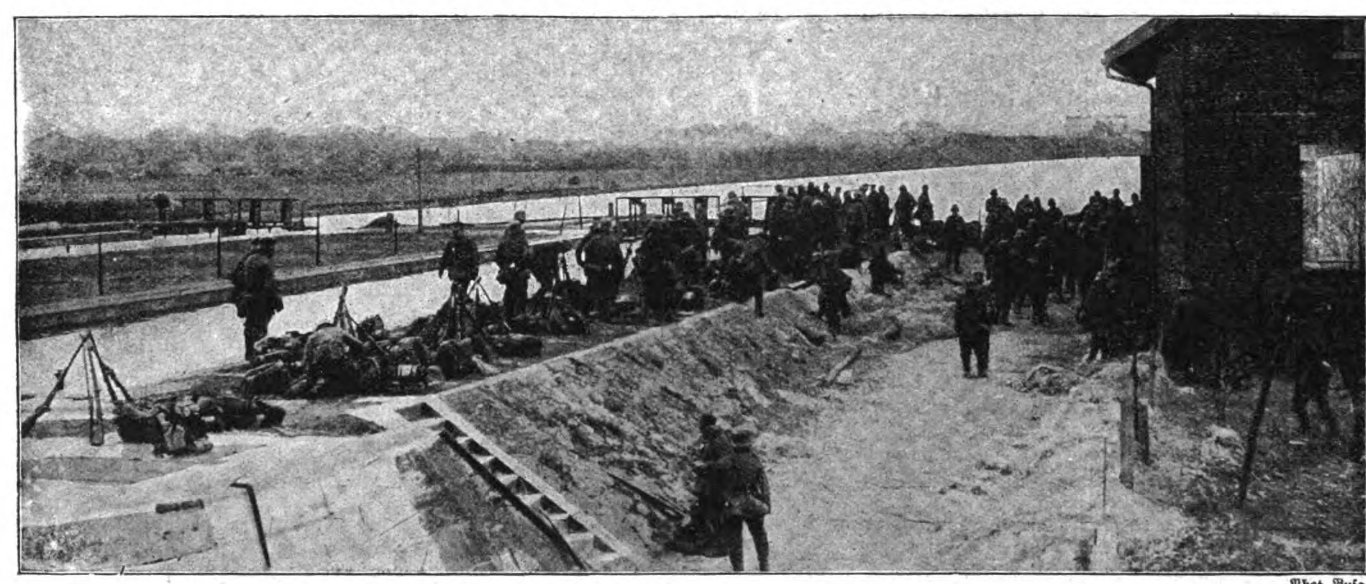
Mecklenburg-Schwerin. Militärverdienstkreuz. Gestiftet 1848. Für Verdienste auf dem Kriegschauplatz: an blauem Bande mit rot und gelber, für Kriegsverdienste in der Heimat: an rotem Bande mit gelb und blauer Einfassung. 2 Klassen (Taf. I, Abb. 35: 2. Klasse). Auch Frauenorden.

Hausorden der Wendischen Krone. Gestiftet 1864 in beiden Großherzogtümern Mecklenburg. Für Kriegsverdienst: 1. Klasse (Großkreuz) mit Schwertern. 5 Klassen und 2 Verdienstkreuze. Auch Frauenorden.

Friedrich-Franz-Alexandra-Kreuz. Gestiftet 1912. Für Werke der Nächstenliebe in der Heimat: an karmesinrotem, blau und gelb eingefaßtem, für besondere Verdienste um die freiwillige Kranken- und Verwundetenpflege auf den Kriegschauplätzen oder in den besetzten Gebieten an Zivilpersonen: am blauen Bande des Militärverdienstkreuzes. 1 Klasse. Auch Frauenorden.

Großherzogtum Sachsen. Hausorden der Wachsamkeit oder vom weißen Falken. Gestiftet 1732. Mit Schwertern, wenn für Auszeichnung vor dem Feinde verliehen. 5 Klassen (Taf. I, Abb. 21: Stern der Großkreuze mit Schw.; Abb. 22: Ritterkreuz 1. Klasse mit Schw.) und 2 Verdienstkreuze (Taf. I, Abb. 25: in Silber mit Schw.).

Allgemeines Ehrenzeichen. Gestiftet 1902. Mit Schwertern, wenn für Auszeichnung vor dem Feinde verliehen. 3 Klassen (Taf. I, Abb. 23: in Bronze mit Schw.).



Deutsche Stoßtruppen am Aisne-Oise-Kanal erwarten den Befehl zum Vorgehen. Phot. Bufa.

Wilhelm-Ernst-Kriegskreuz. Gestiftet 1915. Nur für Besitzer des Eisernen Kreuzes 1. Klasse. Für Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften. 1 Klasse. (Taf. I, Abb. 24.)

Ehrenzeichen für Frauenverdienst im Kriege. Gestiftet 1915. 1 Klasse.

Mecklenburg-Strelitz. Hausorden der Wendischen Krone (siehe Mecklenburg-Schwerin).

Kreuz für Auszeichnung im Kriege. Gestiftet 1871. Für Offiziere, Heeresbeamte, Unteroffiziere und Mannschaften. Für Mitkämpfer: an blauem Bande mit rot und gelber, für Nichtmitkämpfer: an rotem Bande mit gelb und blauer Einfassung. 2 Klassen (Taf. I, Abb. 26: 2. Klasse).

Kreuz für Auszeichnung im Kriege für Frauen. Gestiftet 1915. Für Verdienste auf dem Gebiete der Nächstenliebe. 1 Klasse.

Oldenburg. Haus- und Verdienstorden des Herzogs Peter Friedrich Ludwig. Gestiftet 1838. 5 Klassen (Taf. I, Abb. 38: Komturkreuz mit Schw.).

Friedrich-August-Kreuz. Gestiftet 1914. Für Kriegsverdienst, auch in der Heimat. Für Verdienste auf dem Kriegschauplatz: am Bande des Hausordens. 2 Klassen (Taf. I, Abb. 39: 2. Klasse).

Rote-Kreuz-Medaille. Gestiftet 1907. Für Verdienste auf dem Gebiete der Menschenliebe in Kriegs- und Friedenszeiten. 1 Klasse. Auch Frauenorden.

Braunschweig. Kriegsverdienstkreuz. Gestiftet 1914. Für Männer ohne Unterschied des Ranges und Standes. Für Verdienste auf dem Kriegschauplatz an dunkelblauem Bande mit gelben Randstreifen, für Kriegs-

verdienst in der Heimat an gelb-blauem Bande. 1 Klasse (Taf. I, Abb. 48).

Sächsische Herzogtümer. Sachsen-Ernestinischer Hausorden. Gestiftet 1833 in Altenburg, Coburg und Meiningen. Für Kriegsverdienst im Kampfgebiete mit Schwertern, für Kriegsverdienst in der Heimat mit der Jahreszahl. 5 Klassen (Taf. I, Abb. 27: Ritterkreuz 1. Klasse mit Schw.).

Sachsen-Meiningen. Sachsen-Ernestinischer Hausorden (siehe Sächsische Herzogtümer).

Ehrenzeichen für Verdienst im Kriege. Gestiftet 1915. 2 Formen: Ehrenkreuz und Ehrenmedaille. (Taf. I, Abb. 45: Ehrenkreuz am Bande für Mitkämpfer; bei dem Bande für Nichtmitkämpfer ist die Einfassung einfarbig grün, nicht gewürfelt.)

Ehrenzeichen für Verdienst von Frauen und Jungfrauen in der Kriegsfürsorge. Gestiftet 1915. 1 Klasse.

Sachsen-Altenburg. Sachsen-Ernestinischer Hausorden (siehe Sächsische Herzogtümer).

Herzog-Ernst-Medaille. Gestiftet 1906. 1 Klasse. Für Kriegsverdienst auf dem Gebiete der Krankenpflege und der Kriegswohlfahrtspflege mit einer Spange mit der Jahreszahl 1914, mit oder ohne Krone. Auch Frauenorden.

Tapferkeitsmedaille. Gestiftet 1915. Nur für Unteroffiziere und Mannschaften. 1 Klasse (Taf. I, Abb. 36).

Sachsen-Coburg-Gotha. Sachsen-Ernestinischer Hausorden (siehe Sächsische Herzogtümer).

Herzog-Carl-Eduard-Medaille. Gestiftet 1888. Für Verdienst im Kriegsgebiete mit Schwertern und an einer Spange mit dem Auszeichnungstage. 2 Klassen.

Carl-Eduard-Kriegskreuz. Gestiftet 1916. Nur für Besitzer des Eisernen Kreuzes 1. Klasse. Für Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, die dem Infanterieregimente Nr. 95 angehören oder früher angehört haben.

Anhalt. Hausorden Albrechts des Bären. Gestiftet 1836 in Köthen, Dessau und Bernburg. Für Kriegsverdienst mit Schwertern. 5 Klassen und 2 Medaillen, je mit oder ohne Krone. (Taf. I, Abb. 40: Komturkreuz mit Schwertern und Krone.)

Friedrich-Kreuz. Gestiftet 1914. Für Personen ohne Unterschied des Ranges und Standes sowohl für Verdienste auf dem Kriegschauplatze (Band: grün-rot) wie im Heimatgebiete (Band: grün-weiß). 1 Klasse. (Taf. I, Abb. 41.)

Schwarzburg. Ehrenkreuz. Gestiftet 1857 in Rudolstadt und Sondershausen. Für Kriegsverdienst vor dem Feinde mit Schwertern, für Kriegsverdienst nicht vor dem Feinde, ebenso wie die Ehrenmedaille, mit einem goldenen Eichenbruche. 4 Klassen und 2 Ehrenmedaillen. (Taf. I, Abb. 34: Ehrenkreuz 1. Klasse mit Schw.)

Silberne Medaille für Verdienst im Kriege. Gestiftet 1870/71 in Rudolstadt und Sondershausen. 1 Klasse. Nur für Militärpersonen vom Feldwebel abwärts. Für Kriegsverdienste vor dem Feinde: am Bande des Ehrenkreuzes, auf dem zwei gekreuzte silberne Schwerter anzubringen gestattet ist, wenn das Band ohne Medaille getragen wird; für Kriegsverdienst nicht vor dem Feinde: am blauen, gelb geränderten Bande (Taf. I, Abb. 33).

Waldeck. Verdienstkreuz. Gestiftet 1857. Für Kriegsverdienst mit Schwertern und am weißen, schwarz-rot-gelb geränderten Bande. 5 Klassen und 2 Verdienstmedaillen. (Taf. I, Abb. 37: Verdienstkreuz 4. Klasse mit Schw.)

Reuß älterer Linie. Ehrenkreuz. Von Reuß jüngerer Linie (siehe unten) auf Reuß älterer Linie ausgedehnt 1902. Für Kriegsverdienst mit Schwertern und das Band goldgelb, schwarz-rot gerändert. 6 Klassen und 3 Medaillen. (Taf. I, Abb. 47: Medaille in Silber mit Schw.)

Kriegsverdienstkreuz. Gestiftet 1915. Für Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften. Tapferkeitsauszeichnung. 1 Klasse (Taf. I, Abb. 46).

Medaille für aufopfernde Tätigkeit in Kriegszeit. Gestiftet 1915. Für Verdienste auf dem Gebiete der Nächstenliebe. 1 Klasse. Auch Frauenorden.

Medaille für treues Wirken in eiserner Zeit. Gestiftet 1917. Für Kriegsverdienste in der Heimat. 1 Klasse. Auch Frauenorden.

Reuß jüngerer Linie. Ehrenkreuz. Gestiftet 1869. (Siehe Reuß älterer Linie.)

Kriegsverdienstkreuz (siehe Reuß älterer Linie).

Medaille für aufopfernde Tätigkeit in Kriegszeit (siehe Reuß älterer Linie).

Medaille für treues Wirken in eiserner Zeit (siehe Reuß älterer Linie).

Schaumburg-Lippe. Schaumburg-Lippischer Hausorden (Ehrenkreuz). Gestiftet 1890. Für Kriegsverdienst mit Schwertern. 5 Klassen (Taf. I, Abb. 42: 1. Klasse mit Schw.).

Kreuz für treue Dienste 1914. Gestiftet 1914. Für Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, die mobilen Heeresteilen angehören, für Verdienste im Kampfgebiet: an blauem Bande mit weißen Rand- und einem weißen Mittelstreifen; für Kriegsverdienste nicht im Kampfgebiet: an weißem, blau-rot gerändertem Bande. 1 Klasse (Taf. I, Abb. 43).

Militärverdienstmedaille mit dem Genfer Kreuz. Gestiftet 1914. Für aufopfernde Tätigkeit um das Wohl der Kämpfenden und deren Angehörigen für Personen ohne Unterschied des Ranges, Standes und Geschlechts. 1 Klasse (Taf. I, Abb. 44). Auch Frauenorden.

Lippe. Militärverdienstmedaille. Gestiftet 1832. Für Kriegsverdienst mit Schwertern. 1 Klasse.

Lippischer Hausorden (Ehrenkreuz). Gestiftet 1869. Für Kriegsverdienst mit Schwertern. 4 Klassen in sieben Abstufungen.

Kriegsehrenkreuz für heldenmütige Tat. Gestiftet 1914. Tapferkeitsauszeichnung. 1 Klasse.

Kriegsverdienstkreuz. Gestiftet 1914. Für Kriegsverdienst im Feld an gelbem, rot-weiß eingefaßtem, für Kriegsverdienst in der Heimat an weißem, rot-gelb eingefaßtem Bande. 1 Klasse (Taf. I, Abb. 49).

Kriegsehrenmedaille. Gestiftet 1915. Für Verdienste auf dem Gebiete der Menschenliebe im feindlichen Gebiet an gelbem, rot-weiß eingefaßtem, für gleichartiges Kriegsverdienst in der Heimat an weißem, rot-gelb eingefaßtem Bande. 1 Klasse. Auch Frauenorden.

Lübeck. Hanseatenkreuz (siehe Hamburg).

Bremen. Hanseatenkreuz (siehe Hamburg).

Hamburg. Hanseatenkreuz. Gestiftet 1915. Für Kriegsverdienst ohne Unterschied des Ranges und Standes. 1 Klasse (Taf. I, Abb. 32).

Hohenzollern. Fürstlicher Hausorden von Hohenzollern. Gestiftet 1841 in Hechingen und Sigmaringen. Für Kriegsverdienst mit Schwertern. 5 Klassen und 2 Verdienstkreuze.

Ehren- und Verdienstmedaille. Gestiftet 1841 in Hechingen und Sigmaringen. Für Kriegsverdienst mit Schwertern. 2 Klassen, die erste (goldene Medaille) für Unteroffiziere mit Portepee, die zweite (silberne Medaille) für Unteroffiziere und Mannschaften.

Türkei. Imtiaz-Medaille. Gestiftet 1882. Tapferkeitsauszeichnung. 2 Klassen (Gold und Silber).

Liakat-Medaille. Gestiftet 1890. Verdienstauszeichnung. Für Kriegsverdienst mit Schwertern. 2 Klassen (Gold und Silber). (Taf. I, Abb. 52: in Silber mit Schw.)

Eiserner Halbmond (Stern der Osmanen). Gestiftet 1915. Für Kriegsverdienst. Für Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften. 1 Klasse (Taf. I, Abb. 51). Dazu ein rot-weißes Band für das Knopfloch.

Roter Halbmond. Gestiftet 1915. Keine eigentliche Kriegsauszeichnung. Wird für moralische und materielle Verdienste um den „Roten Halbmond“ (entsprechend dem „Roten Kreuz“ im Abendlande) verliehen. 3 Klassen. Auch Frauenorden.

Bulgarien. Militärorden für Tapferkeit im Kriege. Gestiftet 1879. 4 Klassen.

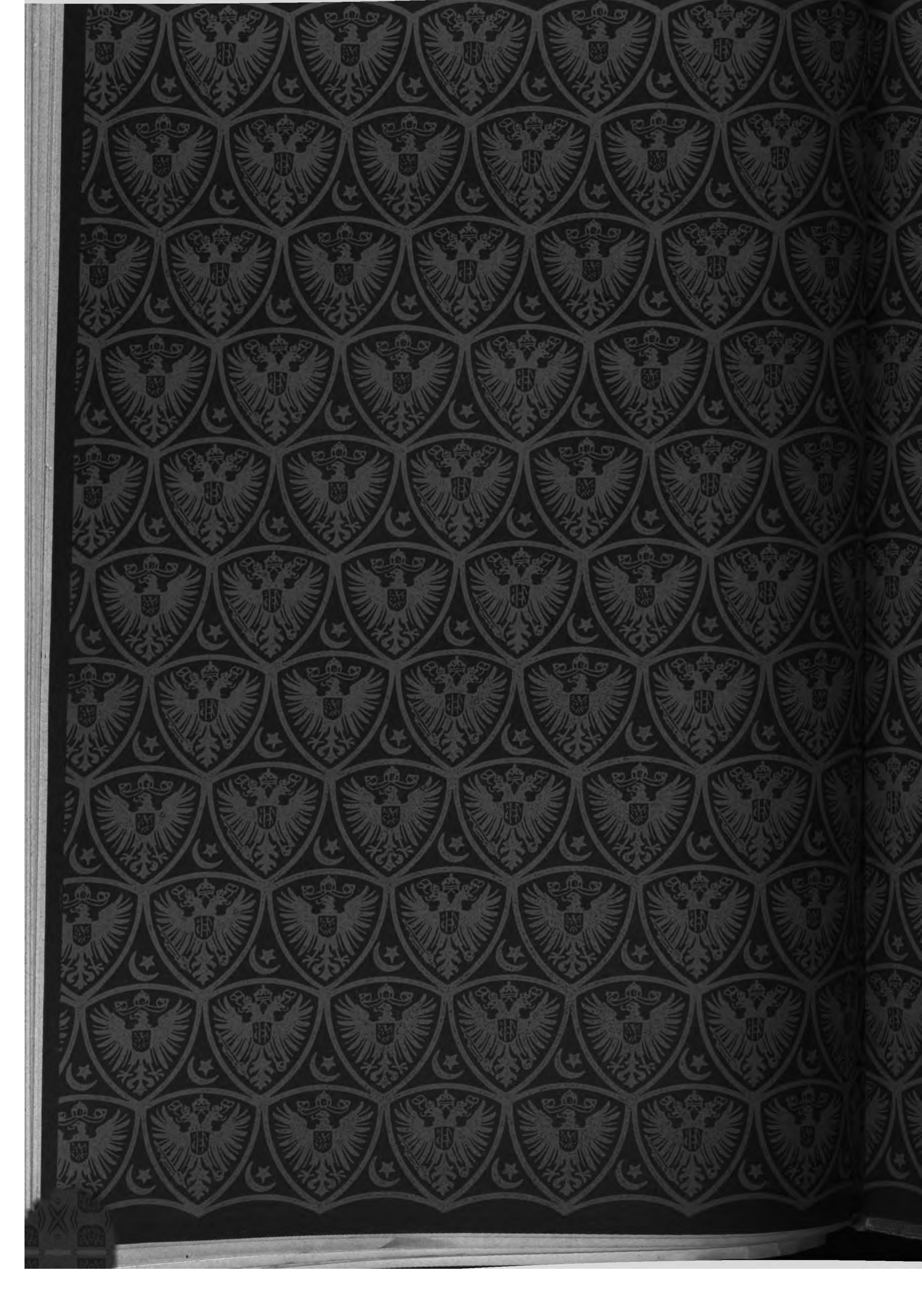
Alexanderorden. Gestiftet 1881. Für Kriegsverdienst mit Schwertern. 6 Klassen.

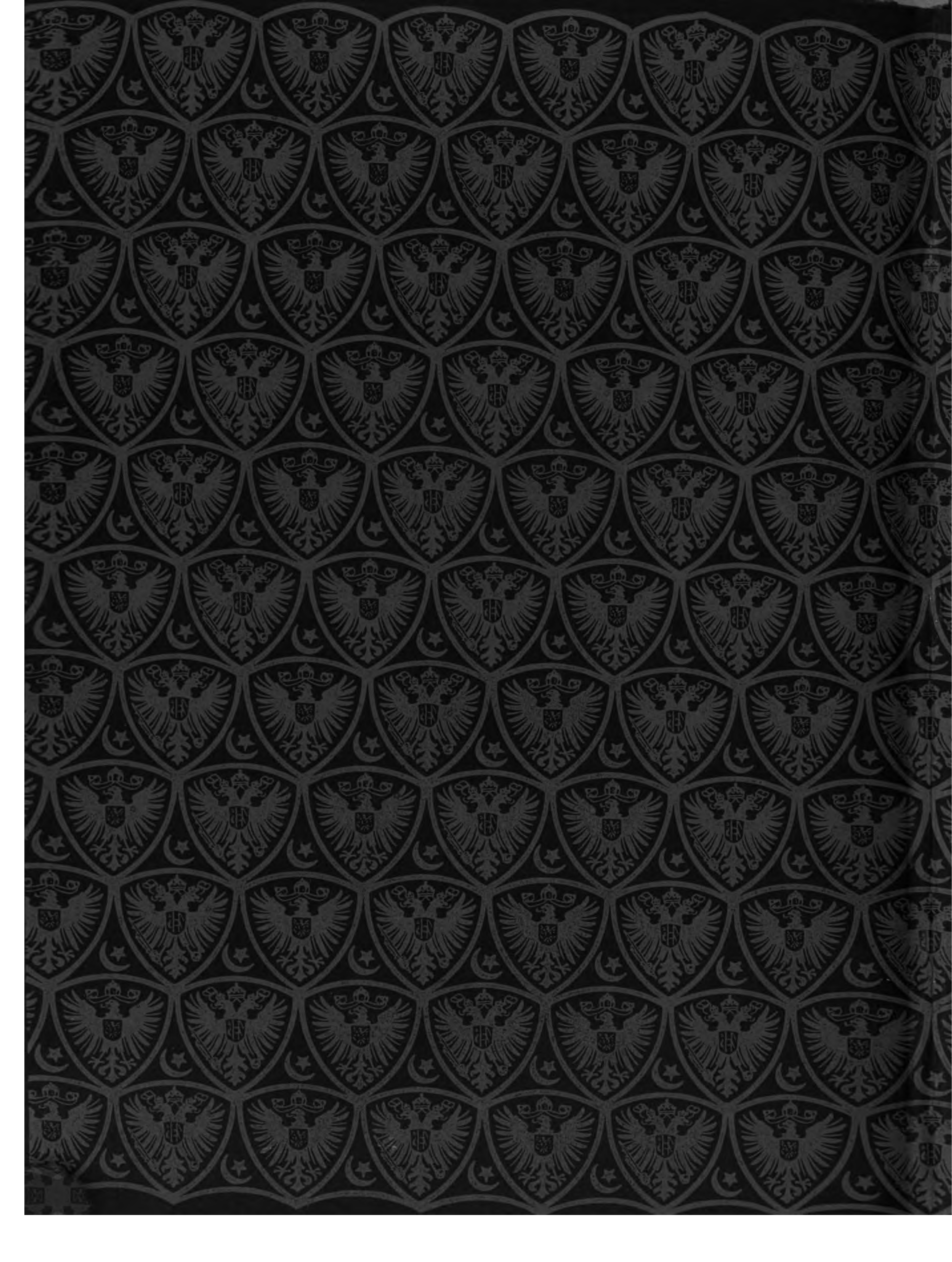
Rotes Kreuz. Gestiftet 1886. Für Verdienste auf dem Gebiete der Menschenliebe. 2 Klassen. Auch Frauenorden.

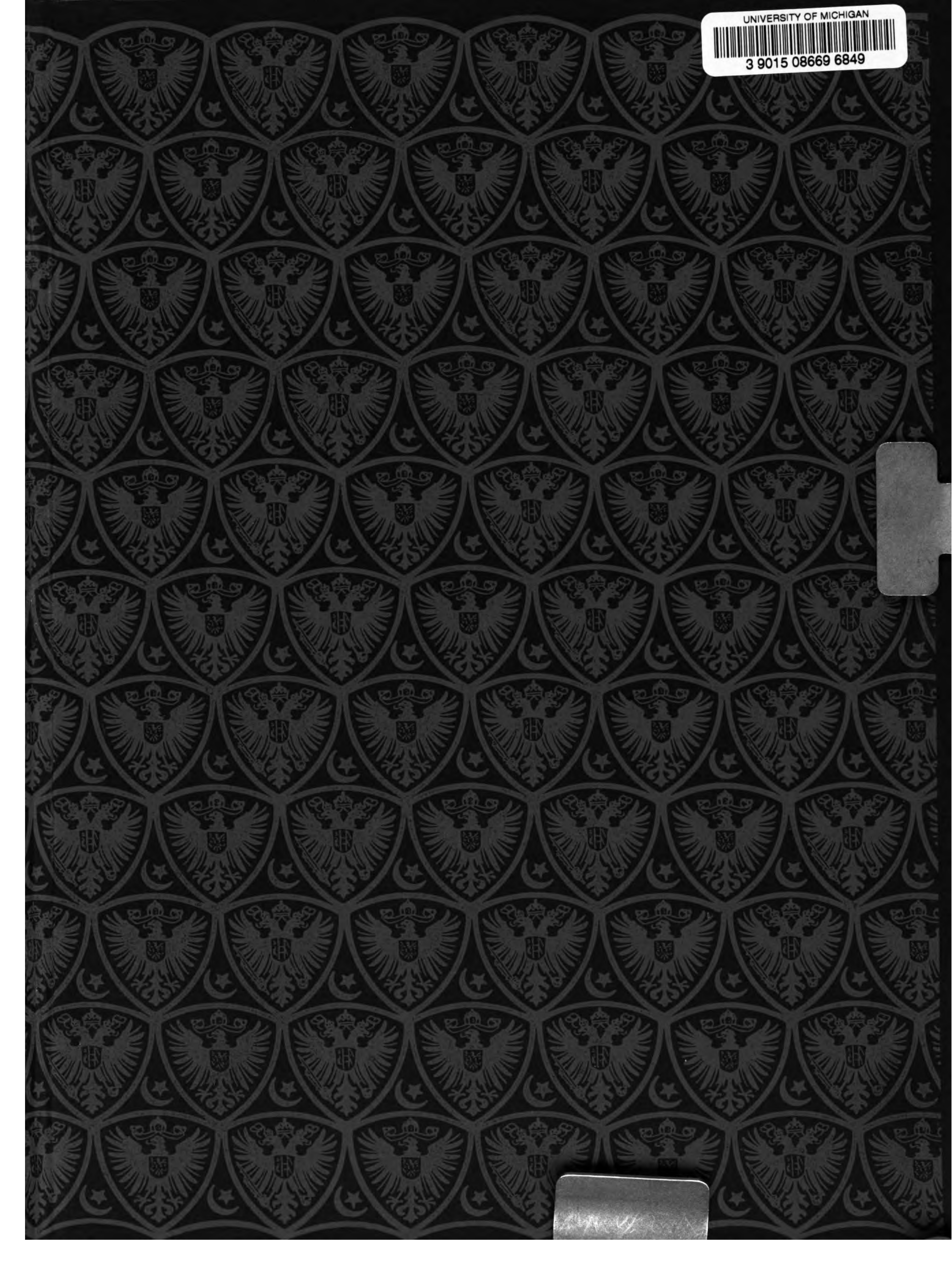
Militärverdienstorden. Gestiftet 1900. Für Kriegsverdienst mit Schwertern und am hellblauen, silbergeränderten Bande des Militärordens für Tapferkeit im Kriege (siehe oben). 6 Klassen (Taf. I, Abb. 50: 3. Klasse in Gold mit Schw.).

Militärverdienstmedaille. Gestiftet 1912. Für Kriegsverdienst am Bande des Militärordens für Tapferkeit im Kriege (siehe oben). Für Unteroffiziere und Mannschaften. 3 Klassen.

(Fortsetzung folgt.)






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 08669 6849

